HN 49KZ M

Digitized by Google

Harvard College Library

BOUGHT WITH GIFTS
FOR THE PURCHASE OF
BOOKS ON ECONOMICS

Digitized by Google

Berliner Revue.

Social-politische Wochenschrift.

[illegible]

Redigirt

von

J. von Moerner.

Zweiundvierzigster Band.

Drittes Quartal.

Berlin, 1865.

Druck und Verlag von A. Paul (Firma: A. Paul & Co.)

Kronenstr. 21.

Digitized by Google

Nachklänge.

Das parlamentarische Concert ist längst verstummt; die Flöte des Herrn Reichenheim liegt im Winkel und der Staub deckt sich über sie; Grabow's Brummbaß ist abgespannt; Herrn Virchow's Triangel hat den Klöpfel verloren. Keine Gneist'sche Kreischarie mehr, kein Duett mehr von den Herren Hoverbeck und Forkenbeck! Das Publikum freut sich der Ruhe, die ihm einen ungewohnten Genuß bereitet. Der allgemeine Zustand ist derjenige des stillen Behagens.

Nur die Musikanten selber können noch nicht zur Ruhe kommen, um ihre Ohren schwirren immer noch die Nachklänge der wimmernden Zukunftsmusik, die sie aufgeführt haben; diese Nachklänge nehmen die Dunstform furchterweckender Prophezeihungen an; mit Hülfe dieser Nachklänge suchen sich die Musikanten in der Einbildung ihrer Bedeutenheit zu erhalten.

Waren sie denn nicht höchst außerordentliche Helden? Lag denn nicht in ihrer Hand die ganze Finanz des Preußischen Staates? Schwangen sie denn nicht das Schwert, mit welchem sie der großen Preußischen Armee den Lebensfaden abschneiden konnten? Erschütterten sie nicht mit ihrem Wort die Grundfesten des Absolutismus? Und vertheidigten sie nicht das Verfassungsrecht? Das Alles haben sie gethan, und nun sollten Volk und Regierung mit Gleichgültigkeit über sie hinweg zur Tagesordnung schreiten?

Nein, — wenn es nicht gelang, dem Schlachtrufe gegen das Ministerium einen höheren Werth mitzutheilen als den eines Comödiengeschreies, so soll jetzt wenigstens die hohe Macht des hohen Hauses durch die Maßregeln erwiesen werden, die von Seiten der Regierung im Werke seien. Wenn es nicht gelang, durch Thaten die Lorbeerkrone zu erwerben, so will man jetzt wenigstens die Märtyrerkrone gewinnen. Wenn es nicht gelang das Volk durch Budgetreden aufzustacheln, so soll jetzt wenigstens durch die Dulderschaft der Volkskämpfer eine Aufregung erzeugt werden. Hiernach sehnt sich die Verlegenheit der liberalen Herren. Sie waren für eine Action zu ohnmächtig, darum soll die Reaction ihnen Wichtigkeit verleihen.

Doch ihr Wunsch harret vergebens auf Erfüllung. Die Herren waren und sind in der That viel zu winzig, als daß sie eine scharfe Reaction gegen sich hervorzurufen vermöchten. Dieses eitle Residuum der abgestandenen, unpraktischen Phrase kann man nur in sich vergähren und verjähren lassen. Die Gerüchte über eine strenge Reaction, welche nun gleich mit hundert Fäusten den armen Zögling des Urwählerthums packen würde, sind in Wahr-

Digitized by Google

heit blos der Nachklang der eitlen Hymnen, welche die Herren Fortschrittler auf ihre eigene Größe angestimmt hatten.

Wir wollen hiermit keineswegs sagen, daß die Maßregeln ausbleiben werden, durch welche denjenigen Männern, die sich vergangen haben, ihre Unterthanenschaft unter das Gesetz und unter den König zum Bewußtsein geführt werden wird. Aber diese Dinge werden im gewöhnlichen Gange des Regierungsgeschäftes, inmitten des regelrechten Wirkens der Gesetze geschehen. Es wird hierzu keiner außerordentlichen Anstrengungen bedürfen.

Hier ist der Fortschritt, den Preußen vollzogen hat. Die Königliche Regierung ist wieder vollständig das, was sie zum Heile Preußens sein muß: eine Autorität, die ihren Schwerpunkt in sich selber besitzt, eine Gewalt, die nicht ängstlich nach Effekt hascht, sondern durch die einfache Wucht des Rechtes dem Treiben der Unruhstifter Schranken setzt.

Der Rothweinverbrauch in den Zollvereinsstaaten.

Wir sagen unsern Lesern nichts Neues, wenn wir von den Klagen über Weinfälschung sprechen, welche von Tage zu Tage allgemeiner werden. Diese geben sich auf die verschiedenste Weise kund. Besonders erwähnenswerth ist dabei, daß sie eine auf ihre Abhülfe sich richtende Tendenz anzunehmen scheinen. Wie es heißt, sollen nicht nur aus Preußen, sondern auch aus andern Theilen des Zollvereins bei dem Herren Ministerpräsidenten v. Bismarck Beschwerden und Gesuche eingegangen seien, worin unter Hinweisung auf den ungeheuern Umfang, in welchem gegenwärtig die Rothweinfabrikation betrieben wird, die nachtheiligen Folgen des Genusses fabricirter Weine hervorgehoben werden und die Anwendung vorgeschlagener Mittel, durch welche diesem gefahrbringenden Geschäftsbetriebe Einhalt gethan, wenigstens einigermaßen gesteuert werden könnte, dringend erbeten wird. Daß die Polizei auf Grund der strafrechtlichen Bestimmungen ein ergiebiges Feld ihrer Thätigkeit finden würde, unterliegt keinem Zweifel. Nicht minder verdient aber auch die andere Seite kund gegebener Wünsche erwähnt zu werden, da deren Erfüllung ohne Frage den heilsamsten Einfluß auf das preußische Finanzwesen ausüben müßte. Es liegt nämlich auf der Hand, daß die Staatseinnahme um ein Beträchtliches wachsen würde, wenn die unter dem Namen „Wein" fabricirten und in den Handel kommenden Getränke der gesetzlichen Steuer unterlägen, welche der wirkliche Wein zu tragen hat. So lange offiziell nicht festgestellt ist, in welchem Maße das Verbrechen der Weinfabrikation begangen wird, in welchem Maße außerdem sogenannte Landweine dem eingeführten

Digitized by Google

Bordeauxweine durch Zusatz chemischer Mittel oder durch Vermischung ähnlich gemacht und als solcher verkauft worden, lassen sich Zahlenbeweise für den Umfang des Steuerbetruges, den Weinfabrikanten und Weinfälscher begehen, nicht führen; nichts desto weniger werden die nachstehenden Zusammenstellungen für jeden in Sachen des Weines und Weinverbrauches einigermaßen Unterrichteten ein Stück Beweiskraft dafür haben, daß innerhalb des Zollvereins und selbstredend daher auch in Berlin durch Weinfälschung resp. Fabrikation an der Menschheit die schwersten Sünden begangen werden.

Wir wenden uns in erster Linie zu den amtlichen Registern der französischen Regierung, um aus denselben zu erfahren, wie viel Rothwein per Bordeaux in einer Reihe von Jahren nach den Zollvereinsstaaten ausgeführt worden ist. Hiernach betrug die Ausfuhr aus dem Departement der Gironde, in welchem sich die Arrondissements Bordeaux u. s. w. befinden, nach den Zollvereinsstaaten in den Jahren 1845 bis 1862 incl.:

1845:	27,444 Hektoliter.	1854:	47,656 Hektoliter.
1846:	23,985 „	1855:	29,454 „
1847:	49,509 „	1856:	24,309 „
1848:	37,576 „	1857:	19,004 „
1849:	46,365 „	1858:	29,428 „
1850:	55,549 „	1859:	40,532 „
1851:	33,102 „	1860:	33,221 „
1852:	32,024 „	1861:	16,546 „
1853:	35,970 „	1862:	27,163 „

in 18 Jahren: 608,837 Hektoliter.

Die jährliche Durchschnittseinfuhr französischen Rothweins (Bordeauxweins) in die Zollvereinsstaaten beträgt demnach 33,824 Hektoliter oder, was dem gleich ist, 3,382,400 Litres, welche, nach dem Maße der üblichen Medocflaschen eine Zahl von 4,509,866 Flaschen rothen Bordeauxweines repräsentiren.

Diese Weinmasse vertheilt sich auf sämmtliche Insassen der deutschen Zollvereinsstaaten, die in runder Zahl 27 Millionen ausmachen und es wird hiernach auf je 6 Personen im Jahre etwa 1 Flasche Wein kommen.

Soweit hat gegenwärtige Darlegung positiven Boden; sie muß sich aus handgreiflichen Gründen zur Wahrscheinlichkeits-Berechnung wenden, wenn sie begreiflich, wenigstens wahrscheinlich machen will, daß ungeheuere Quantitäten von rothen Getränken „Wein" genannt, theils ohne alle Zuthat von wirklichem Wein künstlich fabricirt, theils aus geringen, nicht dem Departement der Gironde entsprungenen Weinen mit jeweiligen Zusätzen zurecht gemacht und vertrunken werden, da sich nicht denken läßt, daß durchschnittlich je 6 Personen in civilisirten Staaten zusammmen im ganzen Jahre nur eine Flasche Rothwein trinken.

Bleiben wir, um einen Anhalt zu gewinnen, zunächst bei Berlin stehen und fragen wir: Wie viel Personen in Berlin müßten täglich je eine Flasche Rothwein trinken, um den gesammten Import von Bordeaux zu vertilgen? Nicht mehr als 12,328 Personen! Oder es müßten, was dasselbe ist, in

Digitized by Google

Berlin täglich 12,328 Flaschen Rothwein getrunken werden, wenn hier der gesammte Bordeauxer Export dieses Artikels nach dem Zollverein consumirt werden sollte.

Definitiv ausgemacht kann diese Frage nicht werden; indessen führen muthmaßliche Vertheilungen der Verbrauchsverhältnisse der Entscheidung jedenfalls näher. Nehmen wir daher an, es gäbe in Berlin 200 Haushaltungen in deren jeder gewöhnlich 5 Flaschen Rothwein verbraucht werden, so ergiebt das auf das Jahr 365,000 Flaschen.

Sollten in derartigen Häusern nicht wenigstens jährlich zwei Festlichkeiten veranstaltet und dabei jedesmal 50 Flaschen Rothwein getrunken werden? Macht 20,000 Flaschen.

Von 1000 Familien möge jede täglich nur eine Flasche genießen; wiederum 365,000 Flaschen.

In einer nicht unbedeutenden Anzahl von Hausständen, wo zwar nicht regelmäßig Wein getrunken wird, vergeht doch wohl selten eine Woche, in der nicht eine oder ein paar Flaschen auf den Tisch kommen; 1000 derartige Hausstände erfordern einen Ansatz von 50,000 Flaschen.

Steigen wir weiter hinab und beschränken wir uns auf die Festzeiten und zwar mit 5000 Familien à 1 Flasche, so resultiren wiederum 25,000 Flaschen.

Unbestreitbar ist die häufig vorkommende Medizinalverwendung von Rothwein; es wird nicht zu hoch gegriffen sein, wenn diese Position über 25 Flaschen per Tag angesetzt wird; 10,000 Flaschen.

Wir kommen nunmehr zu den öffentlichen Lokalen und fassen unter diesen zuerst die Weinstuben, die Wein führenden Bierstuben und Conditoreien in's Auge, unter denen einzelne beträchtlichen, andere nur geringen Weinverkehr haben. Durchschnittlich jedes dieser ca. 1000 Lokale nur mit täglich 3 Flaschen in Anrechnung gebracht, ergiebt eine Jahressumme von 1,095,000 Flaschen.

Die großen öffentlichen Lokale, in denen sich theils allabendlich große Menschenmassen zu Bällen, andern Belustigungen u. s. w. versammeln, diejenigen, wo Vereine zu ihren Jahresfesten zusammen kommen, wo Verlobungen, Hochzeiten u. s. w. gefeiert werden — die Zahl aller derselben, obwohl sie nicht gering ist in Berlin, nur auf 12 zusammen gezogen, und zwar mit einem täglichen Verbrauch von je 500 Flaschen, macht auf das Jahr 2,190,000 Flaschen.

Uebersehen dürfen endlich die Hotels nicht werden, von denen 70 zur ersten, 16 zur zweiten Klasse rangiren, abgesehen von den zahlreichen übrigen. Ein Blick in das Fremdenregister zeigt sofort, daß die Gasttafeln stark besetzt sein müßten, auch wenn sich an denselben nicht regelmäßig viele hiesige einfänden; und da überall Weinzwang zur Tischordnung gehört, so sind die zum Verbrauch kommende Rothweinmassen um so größer, als sich im Publikum noch immer das völlig grundlose Vorurtheil fortschleppt, Rothwein könne weniger als Weißwein gefälscht werden. Theilen wir jedem Hotel I. Klasse bei Mittags- und Abendtisch täglich 50 Flaschen, in jedem Gasthof II. Klasse

Digitized by Google

täglich nur 4 Flaschen zu, so ergiebt das für das Jahr die Summe von 1,302,806 Flaschen.

Die Freimaurerlogen und andere Vereine in Privatcirkeln verbrauchen auch das ihrige; wir können indessen von ihrem Bedarf absehen, da wir an Rothweinverbrauch in Berlin allein schon die Summe von 5,422,806 Flaschen erreicht, mithin beinahe eine Million mehr, als per Bordeaux in den gesammten Zollverein importirt werden, ermittelt haben. Mögen die Positionen nun theilweise zu hoch, theilweise zu niedrig gegriffen sein; daß sie sich der Wirklichkeit annähern und keine willkürlichen Uebertreibungen enthalten, wird Jeder zugeben, der von unsern socialen Verhältnissen etwas mehr als oberflächliche Kenntniß hat und zu beobachten versteht. Sollte aber auch eine Million Flaschen in Wegfall kommen müssen, so bleibt als Resultat immer die Thatsache stehen, daß Berlin den ganzen Rothwein-Export aus Bordeaux nach den Zollvereinsstaaten ganz allein vertilgte, wenn es wirklichen Bordeauxweine tränke.

Ganz von selbst wird Jeder nunmehr die Frage aufwerfen, woher denn (rund) die 27 Millionen Einwohner des Zollvereins ihren französischen Rothwein nehmen, wenn Berlin das Vorrecht hat, den gesammten Import allein zu vertilgen? Da indessen jede Sache bekanntermaßen zwei Seiten hat, so läßt sich auch fragen, was für ein Gebräu Berlin trinken müsse, wenn es andern Zollvereinsbewohnern etwa gelingen sollte, von dem Import sich auch einen Theil, vielleicht bei weitem den größten zu verschaffen?

Nach Allem steht nun unumstößlich fest, daß namenlose Quantitäten rother Brühe gebraut werden, der nur die unverschämteste Frechheit, die nichtswürdigste Gewinnsucht, die niederträchtigste Gewissenlosigkeit den Namen „Wein" beilegen kann, um unter diesem Scheine zum Giftmischer, zum Mörder zu werden.

In welchem Umfange dies saubere Geschäft betrieben wird, läßt sich natürlich eben so wenig mathematisch demonstriren, als der Weinverbrauch in Berlin; allein nach derselben Methode, die wir zur Ermittelung der Wahrscheinlichkeit in Anwendung brachten, läßt sich nach dem analogen Verhältniß des hiesigen dem Weinverbrauch in den übrigen Theilen des Zollvereins näher führen.

Es gelten hierbei zwei Thatsachen, die wir als grundlegend betrachten. Erstlich ist ausgemacht, daß, je weiter nach dem Norden, desto mehr, je weiter nach dem Süden und Westen des Zollvereins, desto weniger französischer Rothwein getrunken wird, so daß Berlin also etwa als das Mittelmaß gelten dürfte. Zweitens kann Berlin als Maßstab nur insofern in Betracht kommen, als sein Rothweinbedarf sich auf Haus und Familie, wohin natürlich auch mehrentheils die in Hotels Einkehrenden als Weintrinker zu zählen sind, erstreckt; denn die hier vorkommenden Bacchanalien gehören nur Städten wie Paris und Berlin u. s. w. an, und wenn auch die Geselligkeitsverhältnisse in kleinern Residenzen und in unsern Provinzialstädten nicht außer Acht zu lassen sind, so treten sie doch in kleinern Maßstaben als bei uns auf, was sich schon aus den Bevölkerungsverhältnissen erklärt. Dagegen treten dem

Digitized by Google

Weinverbrauch günstigere Verhältnisse in gewissen Provinzialkreisen auf, zu denen wir namentlich das dortige Beamtenthum zählen. Während ein Beamter in Berlin mit 1000 Thlrn. Gehalt seine ganze Einnahme den nothwendigsten Bedürfnissen der Familie zu widmen hat, kann bei gleicher Stellung in der Provinz, wo die Ansprüche weniger vielseitig sind, schon eher eine Flasche Wein getrunken werden und wird es; und dies gilt nicht bloß von königlichen, sondern auch von städtischen, kirchlichen Beamten, Domänenpächtern u. s. w. Und welchem Landeserfahrenen wäre denn unbekannt, daß der Bauer in der Weichselniederung, in der Altmärker Wische, in der Magdeburger Börde u. s. w. oft einen gefüllteren Weinkeller hat, als der Berliner Geheime-Rath?

Lassen wir den außer berlinischen Zollvereinsbewohnern daher 25 pCt. des Weins trinken, der in Berlin consumirt wird ($7\frac{1}{2}$ Flaschen jährlich per Kopf) so kommen (rund) 54,000,000 Flaschen heraus, mit denen der Verbrauch Berlins zusammengerechnet, einen Totalverbrauch von (rund) 58,000,000 Flaschen im Jahre ergiebt. Hiernach stellt sich das Fabrikat ohne Wein und das Gemisch aus Landweinen im Zollverein jährlich auf 54,000,000 Flaschen heraus.

Mögen sich die Herren Weintrinker das Verhältniß des wirklichen zu dem fabricirten Rothwein einprägen, um mit Prüfung zu Werke zu gehen, wenn sie ihren Bedarf suchen oder sich durch Commis voyageurs octroyiren lassen. Es ist $4\frac{1}{2} : 54 \backsim 1 : x = 12$. Also unter 12 Flaschen „Rothwein," welche getrunken werden, ist nur eine ächter Wein, während 11 ein mehr oder minder gefährlicher, Blut, Nerven, Magen, Lunge und Leberzerstörender Mischmasch sind!

Eine eclatante Bestätigung erhielt unsere Combination durch einen Blick auf die Produktenbörse, durch welche Weinhändler ihre zum Theil sehr ansehnlichen Spritbezüge erhalten. Gesetzt ein Großweinhändler brauchte, wie der Fall sein soll — von diesem Kartoffelgeist jährlich für 20,000 Thlr., welche Masse „Wein" kann er damit darstellen! Die 8000 pCt. Tralles zu ca. 14 Thlr. gerechnet, kauft man für 20,000 Thlr. 125,000 Quart 90 procentigen Sprit und da 9 pCt. Sprit in „Wein" eine den Kopf schon stark einnehmende Brühe giebt, so lassen sich daraus 1,250,000 bis 1,500,000 Flaschen „Wein" machen. Farbe und „Bouquet" sind bei dem jetzigen Fortschritt der chemischen Fabrikation desgleichen billig zu erlangen, desgleichen die erforderliche Schwefelsäure, und Wasser ist umsonst zu haben. Das ist der Weg zu brillantem Geschäfte! Es kann spottbillig verkauft und dennoch viel, sehr viel verdient werden.

Aber erstens auf Unkosten der Menschheit, zweitens auf Unkosten der Staatssteuerkasse.

Richten wir zuerst auf den Staatsbetrug unser Augenmerk. Denn ein solcher liegt faktisch vor, wenn aus dem Verkauf eines Gemisches, das kein französischer Rothwein ist, aber unter diesem Namen verkauft wird, der damit verbundene Vortheil gezogen wird. — Jeder Weinfälscher dieser Kategorie gehört in die Klasse der Betrüger, der Verbrecher.

Digitized by Google

Wie viel die Zollvereinskasse dadurch bisher eingebüßt hat, läßt sich unter Zugrundlegung obiger 54 Millionen Flaschen leicht berechnen, wenn man das mit 36 Thlr. zu versteuernde Oxhoft Rothwein als 300 Flaschen enthaltend annimmt. Selbst vorausgesetzt, daß alle zu versteuern gewesenen Fabrik-„Weine" in solchen Quantitäten bezogen wären, daß sie den Steuerrabat von 20 pCt. genossen hätten, so würde sich immerhin ein Steuerbetrag von ca. 5 Millionen Thlr. ergeben, wovon zwei Drittel der vaterländischen Staatskasse geraubt sind. Was ließe sich beispielsweise, ohne daß das Land angegriffen würde, mit diesen 3½ Millionen für die Flotte, für nützliche Institute u. s. w. ausrichten!

Es wäre ohne Frage die populärste Maßregel jeder Regierung, wenn sie es vermöchte, der Weinfälschung und Weinfabrikation ein Ende zu machen. Und Sache der Finanzverwaltung ist es jedenfalls, auf die Mittel und Wege zu sinnen, daß dem Staate zu seinem Steuerrechte verholfen werde. Und das um so mehr, als diese Steuer gerade diejenige ist, welche am wenigsten drückend ist, am wenigsten empfunden wird und daher um so energischer in Anspruch genommen werden sollte, als sie in Taschen von Betrügern und Giftmischern fließt; Menschen, die mit Recht als eine Pestbeule der Gesellschaft zu markiren sind. Eine auf Beseitigung solcher Schandthaten gerichtete Maßregel der Regierung würde sich des lautesten Beifalls und der Dankbarkeit Aller zu erfreuen haben, die den Wein sei es zum Genusse, zur Lebenserhaltung, oder zur Stärkung gebrauchen.

Zum Schutze des Publikums gegen Lebens- und Gesundheitsgefährdung spricht das Gesetz; ist irgend ein Feld, auf dem die Polizeigewalt sich Lorbeeren verdienen kann, so ist es hier, und gewiß würde sie sich in allen Fällen der kräftigsten Unterstützung des Publikums zur Entdeckung und Feststellung der Weinfrevel versichert halten können.

Indem wir hiermit abbrechen, erklären wir nochmals ausdrücklich, daß unsere Combinationen, so reiflich sie erwogen sind, keinen Anspruch auf Untrüglichkeit machen wollen, vielmehr lediglich darauf berechnet sind, die Aufmerksamkeit des Publikums, insbesondere aber der Presse auf einen Gegenstand zu richten, welcher von noch viel größerer Wichtigkeit ist, als es auf den ersten Blick scheint. Es sind gerade die gebildeten Stände, die sich durch schlechtes Fabrikat ihr Blut verderben und die Wirkung davon auch in einer körperlich und geistig hinfälligen Nachkommenschaft wieder finden.

Möge denn die Sache von allen Seiten erfahrungsmäßig aufgeklärt und der Weg zur Abhülfe recht bald geebnet werden!

Digitized by Google

Wie Gustav zum Manne ward.

LII.

Ich dachte nach was zu thun schicklich wäre, da die jungen Leute sich täglich immer herzlicher vereinigen, und glaubte Amaliens Tante von der Sache Nachricht geben zu müssen, um ihre Meinung darüber zu vernehmen; denn ich wollte doch nicht gern bei ihr in unrechtem Lichte erscheinen, im Falle ihre Gedanken von den meinigen unterschieden wären. Sie antwortete nach Wunsche und billigt alles. Ihre Feder strömt über von Gustav's Lobe, und — stelle dir vor — sie schreibt: es wäre allgemein gesagt worden, ich und er würden ein Paar werden. Ich könne, setzt sie hinzu, dieses Gerücht nicht kräftiger widerlegen, als durch Beförderung einer Heirath mit Amalien. Das heißt also: ich bin zu alt für Gustav! — Und das hätte Jedermann gesagt? Es wäre doch impertinent. Was haben sich die Leute um uns zu bekümmern? — Aber, liebe Julie! wenn es nun Gustav selbst einmal — nicht gesagt — das kann er nicht, nur gedacht, nur im innersten Gedanken gedacht hätte? O! — genug! genug! —

Uebrigens ist eine Tante ein hassenswürdiges Geschöpf. Gott sei gelobt, daß ich keine Nichte habe! — Und doch werde ich diese Tante, die mir zu verstehen giebt ich wäre zu alt, herzlich umarmen müssen, und umarme sie gewiß auch herzlich. Bin ich nicht eine gute Seele? Habe Geduld mit mir, liebe Julie! und mit meinem Geschwätze, und — habe auch ein wenig Mitleiden mit mir. — Ich kann manche Nacht nicht schlafen, und dann finde ich, es kostet viel um gut zu sein. — Doch ich sage mir auch: gut zu sein ist wohl eines großen Opfers werth; und ist das wahr, so bemitleide mich nicht.

LIII.

Die Sache neigt sich zur Entwickelung. Ich habe mit Gustav eine Scene gehabt — eine Scene — ich kann sie dir nicht beschreiben — und beschreibe sie nun doch.

Ich hatte ihn für frei erklärt, und er kam — mich daran zu erinnern. Ehe er ein Wort sagte, wußte ich alles, und ich las in seinen Augen, er wußte daß ich alles verstand. Wozu müssen Worte sein zu solcher Scene? Wäre Amalie an seiner Stelle gewesen, ich hätte sie herzlich in meine Arme geschlossen. Ein Kuß hätte mir, hätte ihr Alles erklärt. — Aber mit Gustav mußten es Worte sein.

Sie wurden ihm, sie wurden mir sehr schwer. Wie er's wendete, um mir zu sagen, daß er meine Erlaubniß, Amalien zu lieben, annehme, ob er mich um Vergebung bat, ob er Entschuldigungen stammelte, ob er Entschuldigung bedurfte, — ich hörte von allem nichts, weiß wenigstens jetzt nichts davon. Ich kam zu mir, als er sagte: Amalie liebe ihn. Da ging mir das

Digitized by Google

Herz auf, ich ergriff seine Hand sie sanft zu drücken, aber Worte wurden mir nicht, ihm auch nicht, seine Augen hafteten auf den meinigen, wir empfanden zu viel, es mußte unterbrochen werden. — Ich verließ ihn — um Amalien ihm zuzuführen. Ich legte ihre Hände in einander, beide umarmten sich. Amalie fiel in meine Arme, Gustav küßte meine Hand. Ich kann nicht mehr schreiben. Denke dir weiter was du kannst!

LIV.

Ich schreibe dir dieses spät in der Nacht, denn ich war heute Vormittag so bewegt, daß mir das fernere Schreiben unmöglich ward. Meine Lebensgeister sind auch erst seit ein paar Stunden wieder beruhigt. Ich kann nun fortfahren.

Nachdem ich Amalien mit voller Inbrunst an mein Herz gedrückt hatte — wie lange? — zählt das unaussprechliche Entzücken Minuten? — so kam ich endlich so weit zu mir, daß ich Amaliens Hand in meine linke, Gustavs Hand in meine rechte nahm, und mich zwischen Beide setzte; denn meine Füße schwankten, und ich glaube, ihre auch. Noch sprachen nur unsere Augen und unsere von Freude bebende Brust. Wir schöpften endlich etwas langsamer Athem und fanden Worte. — Für uns? Nein! aber wir mußten anfangen zu sprechen, um etwas ruhiger zu werden. Es kam unter mehreren die Rede, Gustav müßte um Amalien bei ihrer Tante anhalten. Ich legte ihren Brief in seine Hand. Beide entsetzten sich vor Freude. Auch dafür haben Sie gesorgt, rief Gustav und ehe ich's wehren konnte, küßten Beide meine Hand. Diese Küsse gingen in's Herz. Wir Drei zerflossen in Thränen. Ihre weinenden Augen waren so beredt!

Warum weinen wir in der äußersten Freude? Ich bin jetzt so froh, bis in mein Innerstes so unaussprechlich glücklich, und meine Thränen fließen auf's Papier.

Ich kann nicht weiter schreiben.

LV.

Wir sind hier alle in arger Unruhe — um Kleinigkeiten — Anstalten zur Hochzeit. — Warum Anstalten dazu? Macht man Anstalten zum Sterben? Das ist doch auch ein Uebergang in ein glücklicheres Leben!

Doch sind da nun die Einkäufe, und die Visiten und die lahmen Glückwünsche, und das Küchengeschirr, die Tischtücher, die Teller, die Leuchter, die Stühle, die Schränke, die Vorhänge, und so Gott will noch Alles was zu den Vorhängen gehört. — Hat man je solch ungereimtes Zeug gesehen? Und doch ist das Zeug nöthig. Nöthig? Wahrlich kalt überlegt, ist wenigstens Ein Theil wirklich nöthig, und der andere Theil, in der Welt wie sie nun einmal ist, nicht zu entbehren.

Le superflu, chose si necessaire!

So ist's! Viele Dinge scheinen uns ungereimt, wenn wir nur auf uns selbst sehen, und sind es nicht, wenn wir in Betrachtung ziehen alles was um uns ist. — Ich sähe gern gar nichts als Gustav und Amalien. Gustav

Digitized by Google

und Amalie sehen nur sich Beide, und sollen nichts anders sehen. Also muß ich wohl um mich schauen, und auf alles bedacht sein, um so mehr, da sie künftig in meinem Hause wohnen sollen; denn trennen könnte ich mich unmöglich von den beiden Lieben, auch nicht auf eine Stunde. Da nun das sein soll, so muß ich auch schon sorgen, daß sie in meinem Hause das ungereimte Zeug finden, dessen sie nicht entbehren können, wenn sie nach wenigen Wochen nicht nur sich Beide, sondern auch viele andere Leute sehen werden, unter denen sie leben müssen. —

Mir schwindelt. Wie? Wird denn die Zeit kommen, da sie auch Andere sehen, außer sich Beiden? — Sie muß kommen, und — mein Herz sagt mir, sie sehen die ganze Welt, und sind doch sich selbst genug!

LVI.

Gestern war die Hochzeit. Der Bräutigam, simpel gekleidet in einem leichten bischof-farbenen Fracke und weißem Gilet, schien in seinem Gesichte mit den schöngelockten braunen Haaren, an Gesundheit und blühender Farbe ein Jüngling, im Ausdrucke des Edelmuths und Talents ein Mann. Als ich ihn der Braut zuführte, war ich unbeschreiblich froh, er schlug einen Augenblick die Augen nieder vor mir, das ging mir tief durch die Seele und doch that mir's wohl. Die Braut hatte ein weißseidenes griechisches Kleid, eine goldene Kette um den Hals, es war die Kette der Liebe. Ihr blondes Haar floß um ihr Haupt in natürlichen Locken über ihre Schultern tief herab, zwei Rosenknospen waren in den jungfräulichen Myrthenkranz geflochten. Soll ich dir beschreiben wie schön sie war? Wie könnt' ich es! Soll ich dir nichts davon sagen? Wer könnte an dieses Hochzeitsfest denken, und nicht an die Schönheit der Braut! Könnte ich aber auch ihre Schönheit malen, so säheſt du doch das Wenigste. Unschuld und Wahrheit belebte dieses Gesicht.

Nur auserlesene Freunde waren die Hochzeitgäste, eine mäßige Zahl. Unser alter Vetter stellte den Vater des Bräutigams vor. Mein Herz klopfte mir, daß nun Gustavs Glück befestigt war. Als der Geistliche sie auf immer verband und sie segnete, übertäubte mein inneres Gefühl das äußere. Ich mußte in mein Cabinet gehen, mich in meinen Lehnstuhl zu werfen. Es ergriff mich, wie noch nie! Ich fühlte, ich hatte ein Opfer gebracht, und fühlte nun die ganze Größe des Opfers. Laß mich, liebe Julie! Sieh nicht auf die Thränentropfen die meine Schrift verlöschen. Es ist ja erlaubt einen Greis zu beweinen, den man liebte, ob man gleich dem Laufe der Natur nach den Verlust voraussah, und ihn wohl gar wünschte, weil der geliebte Hinfällige zu sehr litt. Warum soll es mein schwaches Herz nicht auch fühlen, daß ich es nicht mehr diesem Manne geben darf, ob ich ihm gleich selbst entsagte, um ihn glücklicher zu sehen? Hier ist Schmerz mit Freude vermischt, mit dem innigsten Grade der Freude. Ich sehe ihn ganz glücklich, — so wie die hingeschiedenen Seeligen die ich liebte, — und auch ich bin glücklich, liebe Julie! wirklich sehr glücklich, da nun der erste Sturm der Leidenschaft vorbei ist. —

Digitized by Google

Ich erholte mich noch ziemlich bald, und kam wieder zur Gesellschaft. Man hatte mich vermißt. Braut und Bräutigam eilten auf mich zu. Ich umarmte die Braut, und — auch den lieben Bräutigam — zum ersten Male in meinem Leben. Ich schlang meine Arme fest um ihn und empfand Wonne, wie noch nie. Ihm kamen die Worte eher als mir. Er rief aus, indem noch sein warmer Hauch an meine Wangen strich: Das Glück meines Lebens, Amalien, bin ich Ihnen schuldig! Er wollte mir danken — ich hörte nichts, meine Arme glitten ab, meine Kniee zitterten, ich setzte mich athemlos nieder. Man sagt ich wäre todtenblaß gewesen. — Ich kann nicht mehr schreiben! Mir ist wohl. Ich habe heute mein Testament gemacht, daß sie meine Erben sein sollen.

LVII.

Freude und Schmerz hat mich verlassen. Ich bin ruhig, sehr ruhig. Ich vegetire. Die Welt ist schön um mich, der Himmel ist heiter, die Bäume grünen, die kühle Luft wehet; aber ich scheine mir auch nur zu wehen und zu grünen. Nein! ich lebe: denn ich sehe Amalien und Gustav so innig, so glücklich leben, ich lebe mit ihnen und in ihnen, und blos in ihnen kann ich leben. Und doch ist's mir so schwer in der Brust, ich bin da und bin abwesend. Liebe Julie! Hälfte meines Herzens, ich sage dir alles — ich hätte ihn nicht umarmen sollen! Warum gab mir der Himmel warmes Blut bei einer heiß empfindenden Seele?

LVIII.

Du sagst, ich soll mich nicht gereuen lassen, was ich gethan habe. Liebe Seele! Du hast den Punkt gefunden, der deine arme verirrte Adelheid wieder zu sich selbst bringen muß. Daß es mich gereuen sollte? Nimmermehr! Jeden Tag nimmt meine Freude darüber zu, daß ich Muth hatte das Opfer zu bringen: denn sie sind glücklich, unaussprechlich glücklich, und werden es bleiben. Aber, liebe Julie! habe Nachsicht mit mir. Mein Zustand ist, wie der des Sokrates als man ihm die Fesseln abnahm. Die Haut seines Fußes war so reizbar geworden, daß ihm eine unangenehme Empfindung durch die Nerven zitterte als der Druck der Fesseln aufhörte. Mein Verstand sagt mir, ich habe recht gethan; und ist der Verstand kräftig, so bezwingt er ja äußere Empfindung, warum nicht endlich auch innerliche? Die Ueberwindung kostet Mühe, aber die Mühe ist wohl angewendet.

LIX.

Gustav ist ein Schwätzer. Er hat dir geschrieben, ich wäre krank. Nun, wenn ich's wäre? Auch Liebe kann Krankheit sein. Du glaubst, ich müsse krank sein, weil meine Briefe nicht voll der gewöhnlichen heitern Scherze wären. War ich sonst scherzhaft? Fast erinnere ich mich an so etwas. Aber heiter bin ich noch, liebe Julie. Mein Blut, das wärmer wallt als ich gedacht hätte, brachte mich in Leidenschaft, und Leidenschaft ist Schwäche, wäre es auch noch so süße Schwäche. Jetzt fange ich an stärker zu werden,

Digitized by Google

das heißt ruhiger. Jeder Tag macht meinen Geist heiterer, denn Amalie und Gustav lieben sich täglich mehr. Amalie trägt ein Pfand der Liebe unter ihrem Herzen. Das schafft neue Freude, Gustav hängt nun mit doppelter Inbrunst an seiner Amalie und ich an Beiden. Wäre mein Körper auch ein wenig erschüttert, die Freuden der Seele werden ihn heilen. Gustav und Amalie machen mir täglich neue Seelenfreuden.

LX.

Unser Wunsch ist erfüllt. Amalie ist von einem gesunden Knaben glücklich entbunden, des Vaters Ebenbild. Wohl mir, daß ich etwas habe was ich von Herzen lieben kann. Meine Seele schwimmt in Freude. Diesem Kinde weihe ich mein ganzes übriges Leben. Jetzt muß ich für ihn sorgen Tag und Nacht. Ich kann daher nur wenig schreiben. Bald wird die Zeit kommen, daß der Knabe mit mir schwatzt, alsdann werden meine Briefe auch wieder scherzhaft sein und noch eher. Lebe wohl! Der Knabe wacht auf, ich muß ihn an der Mutter Brust tragen.

Hier schließen Adelheids Briefe. Sie starb. Gustav war ja nicht blos zum Manne sondern auch zum Vater geworden. Sie war etwa zwei Monate bettlägerig, die Abzehrung ergriff sie, aber ihr Geist blieb beständig heiter. Am Tage vor ihrem Tode schrieb sie folgendes, mit zitternder Hand, unter einen Brief Gustavs, der von ihrem Zustande Nachricht gab: „Denke nicht, daß ich sobald sterben werde. Aber wäre es, so verlasse ich ja alles glücklich was ich liebe. Wäre ich Gustav's geworden, so würde ihn mein Tod ganz unglücklich machen, und das wäre mir das Bitterste. Jetzt hat er Amalien und seinen Knaben. Du kannst dir nicht vorstellen, wie lieblich der lächelt."

Diplomatische Revue.

Wochenschau.

Eine Aeußerung des Herrn v. d. Pfordten ist der Ehre einer telegraphischen Meldung gewürdigt worden. Der baierische Minister hat das Bedenken aufgeworfen, „ob es sich, falls dem Herzogthum Holstein sein Bundesrecht nicht gewahrt werde, mit der Ehre Baierns vereinbaren ließe, in Zukunft seinerseits an seine bundesmäßigen Pflichten sich gebunden zu er-

Digitized by Google

achten." Hat der Herr Minister die Worte wirklich so gesprochen, wie sie der Telegraph mittheilt, so muß der baierische Staatsmann wunderliche Begriffe von Ehre und Würde haben. Nach unserer Meinung geht sowohl im bürgerlichen wie im Staatsleben die Erfüllung der contraktlichen Pflicht über alle einseitige Interpretation der Frage, ob auch Andere ihrer Pflicht nachkommen. Verletzt nach unserer Meinung eine andere Partei ihre Verbindlichkeiten, so müssen wir uns aufgefordert fühlen, desto pünktlicher das zu thun was uns obliegt, — keinesfalls steht es uns frei, nach eigenem Ermessen uns selber von unserer Pflicht für entbunden zu erklären. Selbst angenommen, den Rechten des Bundes würde in Holstein nicht genügt, so wäre es die Bundespflicht Baierns, nicht dem Bunde und dem holsteinischen Bundeslande den Rücken zu kehren, sondern an der Aufsuchung und Erwirkung einer Remedur zu arbeiten. Da wir nun nicht annehmen dürfen, daß Herr v. d. Pfordten mit der obigen Aeußerung seinen Ansichten von Ehre und Würde ein Armuthszeugniß ausstellen wollte, so bleibt nur die Erklärung übrig, daß der baierische Staatsmann entweder eine Drohung zu verüben dachte, oder sich in etwas preßhafter Form zu einem Geständniß der Schwäche hinreißen ließ. Mit der Drohung würde Preußen leicht fertig werden; das Geständniß der Schwäche aber ist ein richtiges. Herr v. d. Pfordten fühlt sich den Ereignissen gegenüber ohnmächtig; er fühlt sich beschämt. Und diese Verlegenheit ist wieder das Schlußergebniß der Experimente, die der edle Herr mit dem Bunde angestellt hatte, um den letzteren für speciell baierische Zwecke und zur Beschwichtigung baierischer Aengste zu benutzen.

Wer war es denn, der den deutschen Bund verleiten wollte, in aller Eile den Augustenburgischen Prinzen als Herzog von Holstein anzuerkennen und hierdurch einen Zustand zu schaffen, der mit noch viel größeren Schwierigkeiten umgeben sein mußte, als das jetzige Provisorium in den Herzogthümern? Es war derselbe Herr v. d. Pfordten, der zufolge der Depesche des österreichischen Gesandten Grafen Esterhazy aus München vom 4. April 1853, diesem Diplomaten die Versicherung gegeben hatte, daß er „die Erklärung des Herzogs von Augustenburg, welche Auslegung man ihr auch andererseits geben möge, als eine rechtsgiltige Verzichtleistung auf die Erbansprüche, die er und eventuell Mitglieder seines Hauses auf das Herzogthum Holstein erheben könnten, betrachte." Wer hat es denn versucht, mit Hilfe von Bundestagsresolutionen die Candidatur des Großherzogs von Oldenburg — die einzige, auf deren Grundlagen eine Neuordnung der Verhältnisse der Herzogthümer möglich ist — zu durchkreuzen? Es war derselbe Herr v. d. Pfordten, der im Jahre 1853 in seiner Note an Herrn v. Begesack anerkannt hatte, daß die kaiserlich russischen Abmachungen über die Gottorpischen Erbansprüche in den Herzogthümern die Schlichtung der schleswig-holsteinischen Sache in einer Weise angebahnt hätten, welche der Zustimmung des Bundestages sicher sein könnte. Damals also respectirte Herr v. d. Pfordten das Gottorpische Recht. Jetzt giebt er kein Zeichen von sich, daß ihm die Erbansprüche des Großherzogs von Oldenburg, welcher der Repräsentant und Inhaber des Rechtes der Gottorpischen Familie ist, bewußt seien. Will

Digitized by Google

Herr v. d. Pfordten dies die Baierische Achtung für Bundespflichten nennen? Offenbar hat der Münchener Minister seit dem Herbst 1862 wenig über den Begriff der Pflicht und über den Inhalt des Bundesrechtes nachgedacht. Es erschien ihm vortheilhaft für Baierische Interessen, den Herzogthümern und der preußischen Politik den Alp des Augustenburgischen Prätendententhums aufzuerlegen. Seine Handlungsweise war eben eine rein Bairische mit einer scheinbar bundesmäßigen Garnitur. Anders und edler faßt Preußen seine Obliegenheiten als Mitglied des deutschen Bundes auf. Zum Zwecke einer Kräftigung des Bundes will Preußen den Herzogthümern einen Fürsten geben, dessen Rechte auf etwas Festerem beruhen, als auf Agitationen und nebelhaften Volksdemonstrationen. Deshalb die Verhandlungen mit dem Großherzog von Oldenburg. Im Namen der Erhöhung der Bundesmacht will Preußen die Wehrbarkeit der Herzogthümer, so wie den industriellen und commerziellen Verkehr derselben organisiren. Hier ist eine That, gegen welche die Redensarten des Herrn v. d. Pfordten verhallen müssen.

Militairische Miscellen.

Die maritimen Streitkräfte Nord-Amerikas gegenüber den großbritannischen.

Die nordamerikanische (unionistische) Kriegsflotte zählte vor Beginn des letzten Krieges im Jahre 1860:

26 Schraubenschiffe, wovon
6 Fregatten zu 40—50 Kanonen und 3400 Tonnen,
6 Corvetten zu 13—25 Kanonen und 2000 Tonnen,
8 Sloops (Corv. II. u. III. Cl.) zu 4—6 Kan. u. 800—1000 Ton.,
der Rest kleinere Raddampfer waren,

und deren Gesammt-Tonnengehalt c. 50,000 betrug. Neben diesen, durch ihre Verwendung auf den Stationen sehr weit zerstreuten Dampffahrzeugen bestand noch die Segelflotte (von 10 Linienschiffen, 10 Fregatten, 20 Corvetten ꝛc.) die aber ohne jegliche Bedeutung sein mußte, weil die Schiffe theils nach alten Modellen gebaut waren, theils an hohem Alter litten.

Im Jahre 1861 war die obige Stärke der Kriegsdampfer auf 42 Fahrzeuge jeder Art angewachsen, welche zusammen 722 Kanonen trugen, im Jahre 1864 belief sie sich auf 588 fertige Fahrzeuge, neben denen noch 83 im Bau begriffen waren, so daß zu Anfang 1865 671 Schiffe flott waren, die ein Totale von 4620 Kanonen repräsentirten. Von denselben waren:

Digitized by Google

113 Schraubenschiffe, die speziell für Kriegszwecke bestimmt und gebaut waren,

149 Schraubenschiffe, die ursprünglich einer anderen Bestimmung angehörten, und

71 Panzerfahrzeuge.

Jene 588 Dampfer hatten einen Tonnengehalt von 408,000 tons, und waren von ihnen 200 (mit 241,000 t.) ausschließlich auf Regierungswerften gebaut worden.

Dieses rapide Anwachsen ist aus dem Grunde im höchsten Grade beachtenswerth, weil es zeigt, einer wie großartigen Kraftentwickelung Amerika fähig ist, und weil außerdem es den Anschein hat, als ob diese maritimen Kräfte und Mittel nicht wie die Landarmee ansehnlich reducirt, sondern zum überwiegenden Theile aufrecht erhalten werden sollen, so daß damit eine dauernde und allen Chancen nach für Amerika günstig liegende Rivalität gegen England geschaffen würde. In diesem Sinne sieht letzteres auch diese Bildung einer dritten großen Seemacht an; denn seit dem Beginne des amerikanischen Krieges hat es nicht nur aufgehört, ausschließlich in der Vermehrung oder der Reduction der französischen Kriegsmarine die Richtschnur für seine Maßnahmen zu sehen, sondern es verfolgt nun mit ebenso aufmerksamen Blicke auch die Entwickelung der amerikanischen Flotte, und erkennt jetzt in Nordamerika sogar vielmehr als in Frankreich seinen eigentlichen Rivalen zur See.

Der Grund zu einer Befürchtung, von demselben überflügelt zu werden, liegt allerdings weniger in der Zahl der Fahrzeuge, denn jenen 671 amerikanischen aller Art stellt die englische Navy List sogar c. 800 Dampfschiffe und incl. von 120 Segelschiffen sogar 920 Fahrzeuge jeder Art gegenüber, und auch der augenblickliche Grad von Verwendbarkeit fordert eine solche Befürchtung noch nicht heraus. Denn wenngleich in der ebengenanten Zahl englischer Fahrzeuge mehr als die Hälfte so beschaffen sind, daß sie nicht gerade als seetüchtig angesehen werden können, so besitzt Großbrittannien in seinen jetzt vorhandenen oder der Vollendung entgegengehenden 30 Panzerschiffen — von denen 19 im Range starker Linienschiffe, 7 in dem von guten Fregatten und Corvetten stehen, doch ein Moment maritimer Kraft, das den 71 amerikanischen Panzerfahrzeugen um so mehr als entschieden überlegen angesehen werden darf, als es äußerst zweifelhaft erscheint, ob von diesen letzteren eine geeignete Zahl im Stande ist, den atlantischen Ocean zu befahren resp. ganz zu passiren.

Was aber wohl eine Befürchtung vor Ueberflügelung hervorrufen kann, das ist die Rücksicht auf die fast unglaubliche Geschwindigkeit, mit der jene respectable amerikanische Seemacht sich entwickelt hat. Während man es in England für ein ganz gutes Resultat ansieht, wenn im Laufe eines Jahres 3—4 Linienschiffe und 10—12 Fregatten fertig gestellt werden, hat Amerika es ermöglicht, in der Zeit von 1861—64 nicht weniger als 203 Fahrzeuge, davon 62 Panzerschiffe, d. h. im Durchschnitt 50 Fahrzeuge per Jahr zu bauen, und hat damit den Beweis geliefert:

Digitized by Google

1. daß es auch jetzt fast unerschöpfliche Hülfsquellen (z. B. an Bauholz und Producten der Eisenindustrie — jährlich können 400 Maschinen für Schraubenschiffe hergestellt werden —) zu nutzen oder dieselben sich zu eröffnen weiß, und daß es

2. wie früher, z. B. im Kriege 1813 und 14, so auch jetzt, das den Umständen Entsprechendste zu treffen verstand und mit rücksichtsloser Energie dasselbe in's Werk setzte, und daß

3. wenn die Erreichung eines solchen Resultates allerdings im Vergleich zu dem englischen Budget enorme Ausgaben verlangte, diese immer so leicht beschafft und so zweckentsprechend verwendet wurden, daß sich wohl annehmen läßt, wie in jedem erforderlichen Falle die Mittel ebenso reichlich disponibel, als einer rücksichtslosen, aber zu practischen Resultaten führenden Verwendung sicher sein werden.

Diese Betrachtung ist allerdings um so mehr im Stande, England zu beunruhigen, als es auch nicht die Initiative in neuen Erfindungen für sich in Anspruch nehmen kann, sondern sich sagen muß, daß Amerika in allen Constructionsfragen ihm stets um einen bedeutenden Schritt voraus war, und daß es bereits sehr oft sich in der Nothwendigkeit einer mechanischen und nicht ein Mal immer glücklichen Nachahmung befunden hat. —

Wenn man die augenblicklich vorhandene Zusammensetzung der gegenseitigen Streitkräfte in's Auge faßt, so ergiebt sich, da die vollkommene Seetüchtigkeit der amerikanischen Panzerschiffe eben noch sehr zweifelhaft erscheinen muß, die Annahme als wahrscheinlich, daß Amerika im Falle eines Seekrieges sich schwerlich auf rangirte Treffen ganzer Escadres einlassen, sie jedenfalls nicht suchen wird; denn wenngleich auf Grund der im letzten Kriege stattgefundenen 4 größeren Engagements zur See aller Grund zu der Voraussetzung da ist, daß auch hier die moralischen Elemente zur Leistungsfähigkeit keineswegs fehlen, so würde doch bei öfter eintretenden derartigen Kämpfen die amerikanische Seemacht den englischen Flotten gegenüber hinsichtlich der gerade hierbei erforderlichen materiellen Mittel nicht Stich halten können. Dagegen hat Amerika aber eine sehr bedeutende und den englischen Kräften voraussichtlich überlegene Zahl von schnellen Fahrzeugen zur Disposition, welche im Stande sind, den englischen Handel zu ruiniren, und die in Einzelkämpfen alle Chancen des Gelingens ebenso für sich haben würden, als sie dieselben im Kriege 1813 und 14 auf ihrer Seite hatten.

Was endlich das Personal für einen so ansehnlichen Flottenbestand betrifft, so sind sämmtliche Bedingungen dafür, wenn auch nicht in demselben Maße wie in England, so doch immerhin ausreichend vorhanden, um die Bemannung für vollständig gesichert ansehen zu können. Von 7600 Matrosen, die im Jahre 1861 die Flottenequipagen bildeten, erhob sich der Mannschaftsstand bis zum Juli 1863 auf 34,000 Mann und beläuft sich jetzt, da im Laufe von 1864 noch 19,000 enrollirt wurden, auf c. 50,000 Mann; und daß im Bedarfsfalle eine noch bedeutendere Zahl sich finden würde, leitet sich daraus ab, daß alsdann nicht, wie es im Secessionskriege

Digitized by Google

der Fall war, ein so ansehnlicher Theil der Bevölkerung der Seestädte durch die Landarmee in Anspruch genommen sein würde.

England.

(Artilleristisches.) Ungeachtet aller so umfassenden und kostspieligen artilleristischen Experimente hat die englische Marine doch immer noch kein allgemein befriedigendes und verwendbares Geschütz sich verschaffen können, und der neueste Bericht des mit Versuchen an Bord eines Uebungsgeschwaders beauftragten Adm. Ruper constatirt von Neuem, daß die Armstrong-Geschütze für den Dienst der Marine nicht geeignet sind, namentlich weil sie sich zu schnell abnutzen.

Um nun in diesen Bemühungen, die Flotte mit einem brauchbaren Geschütz zu versehen, einen practischen Schritt vorwärts zu thun, soll neben der Indienststellung des neu construirten 32pf. Rohres in größerem Maßstabe eine Benutzung der vorhandenen alten Bestände an alten 32pf. und 68pf. glatten Geschützen eintreten, indem auf dieselben das Palliser'sche System der Ausfütterung des Rohres mit einem neuen gezogenen Stahlcylinder angewendet wird. Dieses System hat sich bisher als ganz entsprechend erwiesen und verdient auch vom finanziellen Standpunkte aus alle Beachtung. Die gesammten Kosten für eine derartige Umwandelung belaufen sich nämlich auf nur 100 Pf. St. pro Stück gegen 300 Pf. für ein neues Armstronggeschütz. Doch wird durch diesen Proceß das Caliber so verringert, daß die daraus hervorgehenden Geschütze den neuen Forderungen der Schiffsarmirung auch keineswegs vollständig entsprechen, und daß damit der Noth, in der man sich gegenüber Amerika und Frankreich befindet, schwerlich wird abzuhelfen sein. Auch diese Maßregel kann somit — selbst wenn sie vollständig zur Durchführung gelangen sollte, — nur in dem Lichte eines passageren Nothbehelfes erscheinen.

Im Zusammenhange mit diesen Bemühungen und Erfahrungen steht die beschleunigte Anfertigung einer bedeutenden Zahl von mit Bleimantel versehenen, 90pf. Geschossen, für den Armstrong 110pfor., ein 7zölliges Hinterladungsgeschütz, bestimmt. Dieselben müssen an Stelle der ursprünglich diesem Caliber angemessen hergestellten 110pf. Geschosse in Gebrauch genommen werden, da diese letzteren sich als zu schwer für dasselbe erwiesen und deshalb, ebenso wie die Ladung von 14 und 10 Pfd. Pulver, auf das um 20 Pfd. geringere Gewicht reducirt werden mußten.

Würtemberg, Baiern.

(Uebungslager.) Das von den würtembergischen Truppen auch in diesem Sommer bezogene kleine Lager bei Urach verfolgt namentlich den Zweck, ausgedehntere Schießübungen abzuhalten, weshalb in der Zeit vom Anfang Juni bis Mitte October zusammen 2 Jäger- und 7 Infant.-Batl. mit einer Lagerzeit von 2—3 Wochen für jedes Bataillon daselbst einrücken.

Digitized by Google

Die in Baiern unter dem Namen von „Lagern" ſtattfindenden Zuſammenziehungen von Truppen während des Monats September haben einen ebenſo unbedeutenden Umfang.

Ein frommer Offizier.

II.

„Des Morgens, ſo erzählt der ehrwürdige Doddridge weiter, kamen mehrere Franzoſen, obwohl ihre Armee in einiger Entfernung davon war geſchlagen worden, die Gefallenen zu plündern; und da ſie ſahen, daß Gardiner dem Augenſchein nach faſt todt war, ſo war eben einer im Begriff, ein Schwert an ſeine Bruſt zu ſetzen, um ihm den kleinen Ueberreſt ſeines Lebens vollends zu nehmen. In eben dieſem gefährlichen Augenblick, an welchem alle außerordentliche Begebenheiten eines ſolchen Lebens, als nachgehends das ſeinige war, hingen, legte ſich ein Franziskaner Mönch, der die Plünderer begleitete, ins Mittel, indem er ihn wegen ſeiner Kleidung für einen Franzoſen hielt, und ſagte: „Tödtet dieſes arme Kind nicht!" Unſer junger Soldat hörte alles, was vorging, ob er gleich nicht im Stande war, ein einziges Wort zu reden. Da er ſeine Augen aufſchlug, gab er ein Zeichen, daß er was zu trinken haben wollte. Sie gaben ihm einen Schluck von einem ſpiritüöſen Liqueur, der eben bei der Hand war, von welchem, wie er ſagte, er mehr Erquickung gehabt, als er ſich je von einer Sache, die er vor oder nachher genoſſen, gehabt zu haben erinnern könnte. Darauf gab er dem Mönch ein Zeichen, daß er ſein Ohr zu ſeinem Munde neigen möchte, und brauchte die erſten Kräfte ſeines ſchwachen Odems dazu, daß er ihm ſagte: (welches doch leider nur eine erdachte Lüge war) Er wäre ein Neffe des Statthalters zu Huy, einer neutralen Stadt in der Nachbarſchaft, und wenn er ihn auf einige Weiſe dahin ſchaffen könnte, ſo zweifle er nicht, ſein Vetter werde ihn dafür reichlich belohnen. Er hatte zwar einen Freund zu Huy, welcher, wie mich deucht, auch Statthalter war, und, wo ich nicht irre, mit dem Capitain, ſeinem Vater, Bekanntſchaft gehabt hatte, von welchem er ſich eine freundliche Aufnahme verſprach; aber die vorgegebene Anverwandtſchaft war nur erdichtet. Da man dieſes hörte, wurde er auf eine Trage gelegt, und durch eine gewiſſe Anzahl Musquetire nach dem Orte geſchickt; aber die Männer, die ihn trugen, verloren den rechten Weg, und kamen gegen Abend in einen Wald, in welchem ſie genöthigt wurden, die ganze Nacht zu bleiben. Da des armen Patienten Wunde noch unverbunden war, ſo iſt nicht zu verwundern, daß der Schmerz von derſelben in dieſer Zeit überaus ſtark gewüthet habe. Die Angſt, die er darüber ausſtehen mußte, brachte ihn dahin, daß er flehentlich bat, ſie möchten ihn entweder ſogleich tödten, oder ihn da-

Digitized by Google

selbst sterben lassen, und ihn nicht durch vieles Herumschleppen martern. Sie wurden auch selbst genöthigt, eine gute Zeit auszuruhen, wegen ihrer eigenen Müdigkeit. Also brachte er auch die andere Nacht in freier Luft zu, und hatte sonst nichts als eine schlechte Binde, das Blut damit zu stillen. Er hat es öfters als eine erstaunende Probe der göttlichen Vorsehung angeführt, daß er sich dazumal nicht zu Tode geblutet hätte, welches er nächst Gott der merklichen Kälte dieser zwei Nächte zuschrieb.

Da sie es nun für ganz unsicher hielten, ihn nach Huy zu bringen, von wannen sie nunmehr noch einige Meilen entfernt waren, so brachte ihn sein Geleite des Morgens früh in ein Kloster in der Nachbarschaft, wo er freundlich aufgenommen und mit großer Liebe und Zärtlichkeit tractirt wurde. Aber die Kur seiner Wunde wurde einem unwissenden Wundarzt, der nahe an demselben Hause wohnte, übergeben. Dieses war der beste Helfer, den man dazumal ausfindig machen konnte, zu einer Zeit, da, wie leicht zu glauben, geschickte Leute von dieser Profession alle Hände voll zu thun hatten. Die Wundmeißel, welche dieser Künstler ansetzte, war fast einem Pflock gleich, der in die Wunde getrieben wurde, und vernünftige Leute, welche Erkenntniß und Erfahrung besaßen, da sie hörten, auf welche Weise er wäre tractirt worden, wunderten sich, wie er noch leben könnte, da man so mit ihm umgegangen. Aber durch den Segen, den Gott zu den gebrauchten Hülfsmitteln gab, so scharf sie auch waren, kam er in wenigen Monaten wieder auf. Die Frau Aebtissin, welche ihn ihren Sohn nannte, behandelte ihn mit solcher Liebe und Sorgfalt, als wenn sie seine Mutter gewesen wäre; und er bezeugte allezeit, daß alles, was er innerhalb diesen Mauern gesehen, mit der genauesten Wohlständigkeit wäre beobachtet worden. Als er durch eine Auswechselung der Gefangenen wieder zu seiner Freiheit kam und seine Gesundheit völlig hergestellt war, war er weit davon entfernt, sich dem Herrn, nach der wunderbaren Offenbarung der göttlichen Barmherzigkeit, die er erfahren hatte, hinzugeben." Es ist nämlich erzählt worden, daß Gardiners Bekehrung sich von der Schlacht bei Ramillies herschreibe. Doddridge aber weist nach, daß der entscheidende Umschwung erst im zwei und dreißigsten Lebensjahre Gardiners stattfand, als dieser, durch seine Tapferkeit zum Major avancirt, sich in Paris aufhielt und von dem britischen Gesandten, Lord Stair, in diplomatischen Aufträgen verwendet wurde.

„Es geschah nun aber, erzählt Doddridge, diese merkwürdige Begebenheit gegen die Mitte des Juli 1719. Der Major hatte den Abend, und wo ich nicht irre war solches ein Sonntag, in einer lustigen Gesellschaft zugebracht, die er zu sich geladen. Die Gesellschaft brach um eilf Uhr auf; gegen Mitternacht hatte er mit einer Dame seiner Bekanntschaft ein Rendezvous verabredet. Und weil er es eben nicht für gut befand, der bestimmten Zeit zuvor zu kommen, so ging er in seine Kammer, die verdrießliche Stunde etwa mit einem angenehmen Buche oder auf andere Weise zu vertreiben. Es geschahe aber von ohngefähr, daß er ein erbauliches Buch in die Hände bekam, welches seine gottselige Mutter oder Muhme, ohne sein Wissen, in sein Felleisen gesteckt hatte. Es hieß, wo ich mich des Titels recht entsinne: Der

Digitized by Google

Christliche Soldat, oder der durch Sturm eingenommene Himmel; und war von Herr Thomas Watson geschrieben. Weil er nun aus dem Titel desselben muthmaßte, daß er einige Redens-Arten seiner Profession auf was geistliches angewendet darin antreffen würde, welches ihm einiges Vergnügen geben könnte, so entschloß er sich, in selbiges hinein zu sehen. Er gab zwar auf das, was er darin las, nicht genau Achtung: er bekam aber doch, da er das Buch in den Händen hatte, einen ganz besondern Eindruck in sein Gemüth, (Gott allein weiß, wie solches geschehen,) welcher die wichtigsten und seligsten Folgen nach sich zog.

Es ist möglich, daß, da er in dieser Stellung gesessen, und auf eine so sorgloſe und leichtsinnige Weise in dem Buche gelesen, er plötzlich in einen Schlaf fallen können, und daß ihm dasjenige nur im Traum vorgekommen, was er glaubte wirklich gesehen zu haben. Aber nichts ist gewisser, als daß, da er mir diese Erzählung gab, er selbst urtheilte, er wäre während dieser ganzen Zeit so wach gewesen, als er je zu einer Zeit seines Lebens gewesen wäre; er hat auch dessen nachgehends einigemal gegen mich Erwähnung gethan, als einer Sache, welche unstreitig nicht nur in seiner Einbildung, sondern vor seinen Augen vorgegangen wäre.

Es däuchte ihn, er sähe eine ungewöhnliche Flamme des Lichts auf das Buch fallen, in dem er las. Er bildete sich anfangs ein, es rührte solches durch einen Zufall von dem Lichte her. Da er aber seine Augen aufhob, ward er zu seinem gröſten Erstaunen die Gestalt des Herrn Jesu Christi am Kreuz, vor ihm als in der Luft schwebend und auf allen Seiten mit Herrlichkeit umgeben, gewahr. Er bekam dabei einen solchen Eindruck, als wenn er eine Stimme oder etwas ähnliches von einer Stimme gehöret hätte, welche ohngefähr, da er die eigentlichen Worte nicht so genau anzeigen konnte, dieses Inhalts war: „O Sünder! habe ich dieses für dich gelitten, und ist dies der Dank dafür?“ Ob aber dieses eine Stimme gewesen, die er wirklich gehöret, oder nur ein starker Eindruck seines Gemüths, der ihn auf gleiche Weise gerührt, dessen schien er selbst nicht gewiß zu sein; ob er wohl, so viel ich mich dessen erinnern kann, es eher für das erstere hielt. Da er nun durch einen so erstaunenden Zufall gerührt wurde, blieb kaum noch ein Leben in ihm, so daß er in den Lehnstuhl, auf welchem er saß, niedersank, und er wußte selbst nicht genau wie lange, unempfindlich blieb; welcher Umstand mich einigemal dahin brachte, daß ich mir die Freiheit nahm, ihm die Einwendung zu machen: Er könnte wohl die ganze Zeit über geschlafen haben. Dem mag aber so sein, wie ihm will, so that er bald darauf seine Augen auf, und sah nichts weiter, als was er sonst gesehen hatte.

Man kann sich leicht vorstellen, daß er die Zeit, welche er in einem solchen Zustand geblieben, nicht so genau bemerken können. Er dachte auch die ganze übrige Nacht gar nicht mehr an die greuliche und abscheuliche Bestellung vorgemeldeter Person, welche vorher alle seine Gedanken benebelt hatte. Er stand vielmehr in der gröſten Unruhe seines Gemüthes auf, und konnte sich gar nicht fassen: Er ging in seiner Kammer auf und ab, bis er sich, doch in unaussprechlichem Schrecken und großer Herzens-Angst, niederlassen konnte.

Digitized by Google

Er kam sich selbst als das greulichste Ungeheuer unter den Geschöpfen Gottes vor, welches seine ganze Lebenszeit über mit seinen Sünden Christum von neuem gekreuziget, und nun durch eine wunderbare Erscheinung, wie er gewiß glaubte, die Abscheulichkeit dessen, was er gethan, gesehen hätte. Hiermit war eine solche Erkenntniß der Majestät und Güte Gottes verknüpfet, daß er dadurch bewogen wurde, an sich selbst einen Ekel und Abscheu zu bekommen, und im Staub und in der Asche Busse zu thun. Er sprach alsbald das Urtheil wider sich selbst, daß er mit allem Recht der ewigen Verdammniß würdig wäre. Er erstaunte darüber, daß er nicht alsbald mitten in seiner Gottlosigkeit vom Tode hingerissen worden; und, welches, wie ich glaube, am meisten verdient bemerkt zu werden, so glaubte er gewiß, daß er ewig in der Hölle zu sein verdient hätte. Bei diesen Umständen kann man sich leicht vorstellen, daß er den übrigen Theil der Nacht wachend zugebracht, und auch in einigen der folgenden wenig Ruhe genießen können. Sein Gemüth war immer damit beschäftigt, daß er die göttliche Heiligkeit und Güte, die Gnade, so ihm in dem Evangelio dargeboten worden, die er aber von sich gestoßen; die besondern Gelegenheiten, so er zur Bekehrung gehabt, aber gemißbraucht; und die mannigfaltigen Wohlthaten der göttlichen Vorsehung, so er genossen, fleißig betrachtete; sonderlich da sie ihn aus so vielen großen Gefährlichkeiten des Todes errettet, welche, wie er nun einsah, ihm den erschrecklichsten Untergang, ohne alle Hoffnung würden zugezogen haben.

Das Gemüth des Majors blieb von dieser merkwürdigen Zeit an bis gegen das Ende des Octobers, das ist, länger als drei Monate, sonderlich aber die zwei erstern in einem so betrübten Zustande, als man sich nur vorstellen kann: Er wußte nichts von der Freude, die aus Versicherung der Vergebung der Sünden entstehet; sondern sahe es im Gegentheil den größten Theil dieser Zeit über, bei sehr kurzen Anblicken der Hoffnung, als was ausgemachtes an, daß er bald müsse verloren gehen.

Er ließ jedoch seine natürliche Herzhaftigkeit in einer ganz neuen Art des Streits sehen, und wurde ein offenbarer Vertheidiger der Religion nach allen ihren Grundsätzen und nach allen ihren Geboten. Er sagte seinen vertrautesten Freunden frei heraus, er habe seinen vorigen Lebenslauf, in welchem er sich so lange mit ihnen verbunden gehabt, genau betrachtet und gefunden, daß derselbe thöricht und gottlos, und einer vernünftigen Creatur, ja noch mehr Leuten, die sich Christen nennen, unanständig gewesen wäre. Er schwang nunmehr seine Siegesfahne bei aller Gelegenheit über die schädlichen Lehren des Unglaubens und die Ausübung der Laster so muthig und getrost, als er sie jemals geschwungen oder aufgesteckt hatte, da er sie mit so vielem Ruhm im Felde getragen.

Ich kann mich nicht entbrechen, einen Kampf von dieser Art hier anzuführen, den er mir mit sehr viel Umständen den ersten Tag, da wir mit einander bekannt wurden, beschrieb. Es war damals in Paris eine gewisse Dame, deren Namen aber, welcher sonst in der großen Welt bekannt genug geworden, ich verschweigen muß; diese hatte die Grundsätze derjenigen eingesogen, welche dafür halten, man brauche kein offenbartes Wort Gottes, selig

Digitized by Google

zu werden, und bildete sich viel damit ein, daß sie eine getreue Verfechterin derselben abgab. Der Major antwortete ihr mit seiner gewöhnlichen Freimüthigkeit, und wie ich nicht zweifle, auch mit derjenigen Anständigkeit, die ihm so eigen war, und welche er sein ganzes Leben hindurch an sich behielt, als ein Mann, der den Betrug ihrer Beweisgründe wohl durchschaute und sich über ihre Verführung herzlich betrübte. Hierauf forderte sie ihn herzhaft auf, sich über diese Materie in einen umständlichen Disput mit ihr einzulassen und einen Tag zu diesem Vorhaben festzusetzen, da er mit ihr zu Mittag speisen sollte, in Gesellschaft eines Geistlichen, den er selbst entweder aus der protestantischen oder katholischen Kirche erwählen möchte. Die Erkenntniß seiner Pflicht wollte ihm nicht erlauben, diesen Antrag auszuschlagen; er hatte aber kaum denselben angenommen, so kam er in große Unruhe und Angst, und zwar deshalb, weil er besorgte, daß, da (wie er sich, so viel ich mich erinnere, bei Erzählung dieser Historie ausdrückte) er ein Christ wäre, der nur kaum sechs Wochen alt geworden, er einer so guten Sache durch seine ungeschickte Art, dieselbe zu vertheidigen, einen Eintrag thun möchte. Dem ohnerachtet nahm er seine Zuflucht zu einem ernstlichen und oft wiederholten Gebet zu Gott, daß ihm der, der sich aus dem Munde der jungen Kinder und Säuglinge eine Macht und ein Lob zubereiten kann, bei dieser Gelegenheit Gnade verleihen möchte, die offenbarten Wahrheiten auf eine solche Weise zu erhärten, daß es eine Ueberzeugung davon in dem Gemüth derer, die dabei sein sollten, zu Wege brächte. Darauf bemühte er sich, die Beweisgründe in seinem Gemüth sich so ordentlich vorzustellen, als er konnte. Er hatte einen solchen Trieb, diesen Kampf anzutreten, daß er früher kam, als man ihn erwartet, und noch zwei Stunden lang Zeit hatte, vor Tische sich mit der Dame zu unterreden. Er scheute sich auch davor nicht, obgleich zwei junge Leute, die mit derselben nahe verwandt waren, sich während der Unterredung gegenwärtig befanden.

Der Major eröffnete diese Unterredung durch Vorstellung solcher Beweisgründe zur Bestätigung der christlichen Religion, welche er in seinem eigenen Gemüth wohl erwogen hatte, und zeigte, daß die Apostel sich nicht geirrt hätten, und auch die Absicht nicht könnten gehabt haben, uns zu betrügen durch die Nachrichten, die sie von den großen Begebenheiten geben, welche sie bezeugen, und mit deren Wahrheit die Wahrheit der christlichen Religion augenscheinlich verbunden ist. Es gereichte ihm hierbei zur großen Ermunterung, als er merkte, daß, so ungewohnt ihm auch Gespräche von dieser Art vorher gewesen, er doch einen ungewöhnlichen Zufluß sowohl an Gedanken als Ausdrücken hatte, so daß er eine jede Sache sich so vorstellte und aussprach, wie er nur wünschen konnte. Die Dame hörte mit Aufmerksamkeit zu, und ob er gleich zwischen einem jeden Stück des Beweises etwas stille hielt, so unterbrach sie doch nicht den Zusammenhang desselben, bis er ihr selbst sagte: Er habe nunmehr sein Vorhaben vollbracht, und wartete auf ihre Antwort. Sie brachte einige Einwürfe vor, welche er auch annahm, und auf eine solche Weise beantwortete, daß sie endlich in Thränen ausbrach, und die Kraft seiner Beweisgründe und Antworten zugestehen mußte.

Digitized by Google

Correspondenzen.

Zur Lustspielfrage.

III.

Berlin, 6. Juli. Wir haben in den früheren Briefen den Herrn Morose bis dicht unter das Sturzbad ehelicher Unglücksfälle begleitet, das über ihn hereinzubrechen droht. Seine Frau hat die Sprache wiedergefunden und zugleich eine Schaar von Anbetern, Morose hat die Sprache vor Schreck verloren und mit ihr die Freiheit. In sein Haus sind die männlichen und weiblichen Helden der feinen Gesellschaft eingebrochen. So weit die Exposition Ben Johnson's. Wie meisterhaft er den Plan durchführt können wir hier nur kurz andeuten. Herrn Morose wird keine Marter erspart, seine Diener, die er zu Stummen gedrillt zu haben glaubte, müssen ihn mit langen Tiraden verhöhnen; mit seinen Vorräthen wird offene Tafel gehalten; er überrascht seine Frau in zärtlichen Zwiegesprächen mit den Feinden seiner Häuslichkeit. Endlich bittet er seinen Neffen Delphin, den er durch seine Ehe erblos machen wollte, um Rettung. Und Delphin erlöst ihn, nachdem er vorher als Lohn für diese That sich die Absolution wegen eines dem alten Herrn gespielten Streiches ausbedungen.

Es enthüllt sich nunmehr, daß Epicöne kein Weib sondern der Page Delphin's ist, den dieser in Frauenkleider stecken und durch den Barbier in Morose's Haus einschmuggeln ließ, um den Oheim für immer von Heirathsgedanken zu entwöhnen. Morose ist überglücklich, da er seine Ehestandsgeschichte wie einen lösen Traum abschütteln darf.

Wir wenden uns zu einem andern englischen Lustspieldichter, zu John Gay, der in der Comödie „Three hours after Marriage" ein ähnliches Thema wie Ben Johnson, aber freilich pikanter behandelt. Der Mann, den er uns „drei Stunden nach der Eheschließung" vorstellt, ist ein Arzt, Mr. Fossile, der eine wirkliche Dame, eine lebhafte Dame, Mistreß Townly, geheirathet hat. Diese spielt ihm allerdings recht schlimme Streiche, Mr. Fossile wird sie schließlich nur los, da sich herausstellt, daß sie bereits mit einem Abenteurer verheirathet ist. Hier löst denn der Gerichtsdiener den Knoten, indem er das kecke Weibsbild wegen Bigamie verhaftet. Es ist nicht unsere Absicht, die eigentlichen Ehestandsscenen aus der Comödie auszuziehen; vielmehr hat das Stück für uns besonders deshalb einen literarischen Werth, weil in dasselbe eine Episode eingeflochten ist, in welcher uns der englische Blaustrumpf in ganzer Lebensgröße entgegentritt. Fossile ist nämlich glücklicher Besitzer einer schriftstellernden Nichte, Miß Phöbe Clinket. — Doch mag er selber das Fräulein schildern. Der neuverehelichte Arzt tritt also mit seiner jungen Gemahlin auf die Bühne.

Digitized by Google

Foſſile: Laſſen Sie unſere Hochzeit noch ein Geheimniß in der Familie ſein. Unterdeſſen will ich meine Nichte Phöbe Clinket bei Ihnen einführen. Das arme Mädchen hat leider! eine Procidenz in der Glandula pineali, woraus eine Ruptur in ihrem Kopfe entſtanden iſt. Ich nahm ſie in mein Haus, meine Haushaltung zu führen; allein ſtatt Puddings macht ſie mir Schäfergedichte, und anſtatt Stockfiſche in einer Paſtete zu begraben, läßt ſie Geiſter aus einer Tragödie heraufſteigen. Kurz, mein Haus iſt von ſchlechten Komödianten, von Buchhändlern, die Bankerot gemacht haben, von Geigern, denen die Quinte geſprungen, und von verdorbnen Tanzmeiſtern, wie geſcheucht. Ich war ehemals willens, ihr all das Meinige zu vermachen: aber nun ſollen meine künftigen Kinder mich erben. Da kommt ſie, in ihren gewöhnlichen Geſchäften. Laſſen Sie uns doch eine Weile ſehen, was ſie vornimmt.

Clinket, und ihre Magd, die ein Schreibepult auf dem Rücken trägt, treten ein. Clinket ſchreibt. Ihre Haube iſt mit Dinte befleckt, und in ihren Haaren ſtecken Schreibfedern.

Magd. Ich wollte mich lieber mit einem Guckkaſten auf der Straße herumtragen! Oh meine armen Hüften! mein Rücken! und meine Schenkel!

Clinket. Was ſind die Arbeiten der Hüften und Schenkel gegen die Arbeiten des Gehirns? Du Schandfleck der Muſen! Ich habe nun über deine Impertinenz einen Gedanken verloren, der einen Folianten werth war!

Magd. Und ich, habe ich mir nicht an Ihren großen Büchern einen Krampf im Rücken getragen, daß ich zeitlebens zu nichts brauchbar bin?

Clinket. Folianten ſinds, nicht große Bücher, du Ungeheuer des falſchen Ausdrucks. Gieb dich nur zufrieden, ich will auch die drei Gallerie-Billets nicht vergeſſen, die ich Dir verſprochen habe, wenn meine neue Tragödie aufgeführt wird.

Magd. Dafür wird mir wohl Eins meine Haube bläuen!

Clinket. O du Zerſtörerin aller Gelehrſamkeit! du biſt ärger als ein Bücherwurm! Du haſt mich aus aller Faſſung gebracht! Denke an meine lyriſche Ode, die du um ein Stück Talglicht wickelteſt! Und wie kann ich mich ohne Aergerniß des unwürdigen Gebrauchs erinnern, den du von meiner Hymne an Apollo machteſt, häßliche Creatur! Lies mir die letzten Zeilen, die ich von der Sündfluth geſchrieben habe, und gieb ja Acht, daß du ſie mir recht declamirſt, wie ich dich gelehrt habe.

Magd (lieſt auf eine affektirte Art).

Hoch aufgeſchwollen, von der Waſſerſucht
Liegt die Natur! ſchmilzt hin im Bauchfluß! ſtirbt!

Clinket. Noch immer keine Cadenz! — —

Magd. Hoch aufgeſchwollen liegt — —

Clinket. Halt! nichts mehr von hoch aufgeſchwollen! Ich concipire —

Und rauſchend ſtrömt die See durch Wälder hin,
Wo auf der Eiche Stamm der Wallfiſch lauſcht

Digitized by Google

Rauſchend? Halt! — krachend, ſchäumend, brüllend — Ha, brüllend?
Und brüllend ſtrömt die See durch Wälder hin,
Wo auf der Eiche Stamm der Wallfiſch lauſcht
Lauſcht? Nein — Sitzt, Steckt, Scherzt, Sich begattet? Schade, es ist nicht in den Vers.

(Foſſile und Townly kommen hervor.)

Welch Feſt für Fiſche! Schwelgeriſcher Schmaus,
Wenn hungernder Delphin am Schlachtvieh zehrt!

Foſſile. Nichte! He! Nichte! Nichte! — O Melpomene, du Göttin der Tragödie, halte doch deine Einflüſſe nur auf einen Augenblick zurücke, und vergönne meiner armen Nichte, mir eine vernünftige Antwort zu geben Dieſe Dame, Nichte, iſt eine gute Freundin von mir; ihre gegenwärtigen Umſtände nöthigen ſie, Schutz in meinem Hauſe zu ſuchen: Begegne ihr ja mit der äußerſten Höflichkeit. — He, macht den Theetiſch zurecht.

Clinket. Entſchuldigen Sie, Madame, die Abweſenheit meiner Seelenkräfte! Meine animaliſchen Geiſter hatten die Eingänge meiner Organe verlaſſen, und ſich in die verborgnen Winkel des Gehirns zur Betrachtung einer ſchönen Idee zurückgezogen. Ich konnte die kleinen Schwärmer mit aller Gewalt nicht an ihren Poſten bringen, damit ſie diejenigen Glieder in Bewegung ſetzten, welche Höflichkeit ausdrücken.

Townly (bei Seite). Eine ſeltſame gezierte Creatur! Wenn ich nicht ſehr irre, ſo werde ich an ihr, mit ein wenig Schmeichelei, ein brauchbares Werkzeug zu meinen Abſichten haben.

Ein früherer Vertrauter der Mrs. Townly, der zugleich der literariſche Beirath der Phöbe Clinket iſt, tritt ein.

Townly (bei Seite). Ha, Plotwell! Wie kam er hierher? Ich muß ihn warnen auf ſeiner Hut zu ſein.

Plotwell. Gewiß, Madame, ich bin auf eine angenehme Art beſtürzt, Sie hier anzutreffen —

Townly. Mich, Sir? Sie irren ſich ohne Zweifel. Ich erinnere mich nicht, Sie jemals geſehen zu haben.

Plotwell. Ich bitte um Verzeihung, Madame. (Bei Seite.) Wie ähnlich der Wahrheit klingt eine Lüge im Munde eines ſchönen Frauenzimmers!

Clinket. Dieſer Herr, Madame, iſt Herr Plotwell. Er iſt ſo unendlich gefällig, daß er die Güte haben will, mein Trauerſpiel auf die Bühne zu bringen, und giebt ſich zu dem Ende für den Vater meiner unwürdigen Geburt aus, nachdem er das Stück heute früh geleſen hat.

Plotwell. Ich würde ſtolz ſein, Madame, mich den Vater einer jeden andern Geburt nennen zu dürfen, wozu Sie Mutter wären.

Clinket. Sehr ſchlau, ha, ha, ha! — Sie wiſſen, Herr Plotwell, daß Papagaye und Schauſpieler menſchliche Töne hervorbringen können: aber wir räumen keinem von beiden die Gabe ein, über den Witz zu ur-

Digitized by Google

theilen. Dennoch haben diese Leutchen, diese Akteurs, die Dreistigkeit gehabt, fast allen meinen Produkten das Vorrecht der öffentlichen Aufführung abzuschlagen. O! welch ein Gout de travers beherrscht doch den Verstand der Unwissenden! Wenn dies Trauerspiel nicht in's Erhabne geht, so mag man mich künftig als ein Insekt im Staube der Mittelmäßigkeit unter die Füße treten! Ich bin überzeugt, Sir, daß Ihr Pflegekind Ihnen keine Schande machen wird.

Plotwell. Darf ich fragen, Madame, was für ein Sujet Sie gewählt haben?

Clinket. Ein Sujet, wie man noch kein Sujet concipirt hat. Tragischen Maschinen so angemessen! An Leidenschaften so reich! Mit keiner einzigen Episode beladen! Das Wahrscheinliche, und das Wunderbare, so ungezwungen mit einander vereinigt!

Plotwell. Und dies Sujet, Madame, heißt? —

Clinket. Die Sündfluth. Ich wählte mir die von Deukalion und Pyrrha, weil weder unsere Bühne, noch unsere Schauspieler heilig genug für die biblische Geschichte sind.

Plotwell. Aber, Madame —

Clinket. Welche vortreffliche Veranlassungen zu edlen Gemälden! — Aber diese Komödianten sind große Zauderer. Unterdessen, Sir, bis sie kommen, würden Sie und Madame mich verbinden, wenn Sie etwa vorläufig eine Scene probiren, an die ich gleich itzt die letzte Hand gelegt habe.

Townly. Sie können uns keine größere Gefälligkeit erweisen. (Zu Pottwell. Ich will mir dies Mittel zu Nutze machen, Sie von meinen gegenwärtigen Umständen zu unterrichten).

Clinket. Stellen Sie sich also Deukalion und Pyrrha in ihrem Kahn vor. Sie fahren ein Vorgebirge vorbei, auf welchem Prinz Hämon steht, ein ehemaliger Liebhaber der Pyrrha, den die Wellen so eben zu verschlingen Miene machen. Ihre Rolle, Sir, ist Hämon; der Lady ihre, Pyrrha; und ich bin Deukalion. Sie fangen an, Sir.

Plotwell liest.

Was? He da! Bootsmann!

Townly.

Hämon?

Plotwell.

Ja doch! Hämon!

Townly.

Du siehst mich nun, von meiner Wohnung segelnd
Im Kasten eines Gatten. Deine Liebe
Möcht ich zwar gern belohnen: doch ich fürchte,
Der nächste Mond wird schon hinaus auf's Land
Mir leuchten —

Clinket. Keine Sylbe im Manuscript! Was? falsch! grundfalsch!

Plotwell.

Alle Straßen durch hab' ich

Nach dir geforſcht, o Phrrha —

Clinket. Unerträglich! Declamiren Sie, Sir, die Rolle, wie ſie concipirt iſt. Es geht ſchlechterdings nicht an, daß Sie die Handlung durch Extemporizen undeutlich machen.

Plotwell. Ich richte mich nach der Gewohnheit unſerer beſten Schauſpieler —

Townly.

Lieb und Mitleid
Heiſcht das von mir, was meine Pflicht verbeut.

Plotwell (küßt ſie).

Clinket. Pfui, Herr Plotwell, dies iſt wider alles Decorum der Bühne. Ich dulde ſo wenig die Zügelloſigkeit einer Umarmung mit Küſſen auf der Bühne, als ich mir die Barbarei des Umbringens darauf erlauben wollte. Die beſten Acteurs eines Trauerſpiels, ſo wie die vornehmſten Standesperſonen unſeres Geſchlechts bei einer Viſite, werden niemals über die Grenzen eines ehrbaren Backengrußes ſchreiten, wie etwa dieſer iſt, Herr Plotwell. (Sie küßt ihn).

Plotwell. Ich finde im Ariſtoteles nirgends eine Regel wider das Küſſen.

Clinket. Gleichwohl wollte ich doch nicht gern Gefahr laufen, daß man an meinen Sachen ein Indecorum beginge.

Plotwell. Sie haben Recht, Madame. Die letzten entſcheidenden Unternehmungen, es ſei nun in der Liebe oder in der Rache, ſollten ſich allemal den Augen der Zuſchauer entziehen. Allein, einen Kuß in der Komödie betrachte ich nur wie eine Ohrfeige in der Tragödie, welche von den beſten Dichtern häufig gegeben und genommen wird.

Clinket. Sehr wahr! Denn ein Frauenzimmer darf eben ſo wenig einen Kuß auf ſich ſitzen laſſen, als eine Mannsperſon eine Ohrfeige. — Nehmen Sie denn, Sir, nehmen Sie hin meine Muſe (giebt ihm ihr Schauſpiel) ich untergebe ſie Ihren Flügeln: denn dort kommen die Schauſpieler. Ihre Güte, ſich für den Autor auszugeben, wird meinem Stück unfehlbar auf die Bühne verhelfen; das Theater wird, trotz aller Vorurtheile von Händeklatſchen erſchallen; und ſelbſt die unvernünftige Canaille, die Schauſpieler, werden ihren Vortheil kennen lernen.

Es treten auf Sir Tremendous Federfuchſer, ein Theaterrezenſent, und zwei Schauſpieler.

Plotwell. Meine Herren, dieſe Dame, die meinen Werken ein geneigtes Ohr leihet, hat mir erlaubt, Sie und meine Tragödie bei ihrem Theetiſche zu introduciren.

Clinket. Meine Herren, Sie erweiſen mir viele Ehre.

Erſter Schauſp. (zu Plotwell). Erlauben Sie, Sir, daß wir Sie mit Sir Tremendous, dem größten Kunſtrichter unſers Jahrhunderts, bekannt machen.

Digitized by Google

Plotwell. Sir Tremendous, ich freue mich, Sie kennen zu lernen, ob ich gleich wohl weiß, daß kein mit der Antipathie behaftetes Frauenzimmer so viel Angstschweiß vergießen kann, wenn sie eine Katze sieht, als gewisse Scribenten, wenn ihnen ein Kunstrichter aufstößt. Sir Tremendous, Madame, ist ein Kunstrichter, der beweisen kann, daß der Stadt das mißfallen müsse, was ihr gefallen hat, und umgekehrt, daß ihr das gefallen müsse, was ihr mißfallen hat.

Tremendous. Ach wehe! was hilft wohl Ein guter Gaum, wenn die ganze Stadt einen verdorbenen Geschmack hat? In diesem großen Sodom der Unwissenheit giebt es keine zehn Kunstrichter, die leidlich urtheilen.

Clinket. Ich bin völlig Ihrer Meinung, Sir Tremendous. Unsere neueren Tragödien sind solch Zeug! sie erregen wahrhaftig weder Schrecken noch Mitleid!

Plotwell. Sagen Sie vielmehr so, Madame: den ersten Abend erregen sie das Mitleid der Zuschauer über den Autor, und den dritten Abend das Schrecken des Autors über die Zuschauer. Sir Tremendous Schauspiele, es ist nicht zu läugnen, erregen eine erhabenere Leidenschaft — Erstaunen.

Clinket. So viel ich merke, wird hier ein Witzgefecht unter diesen witzigen Köpfen vorgehen.

Tremendous. Die Subjekte der meisten neuern Schauspiele sind so übel gewählt, als —

Plotwell. Als die vornehmen Herren zu ihren Dedicationen.

Tremendous. Ihre Intriguen sind so seicht angelegt, als —

Plotwell. Als die Intriguen der schlechten Poeten gegen die guten.

Tremendous. Ihre Episoden passen so wenig zur Haupthandlung, als —

Clinket. Als eine schwarze Kontusche zu einem bunten Rock.

Tremendous. Ihre Sentiments sind so aufgedunsen, daß —

Plotwell. Daß sie, wie geschlagene Creme, vergehen, ehe sie gekostet werden. —

Tremendous. Ihr Ausdruck ist so kriechend, daß — daß —

Plotwell. Nun, daß man sich vor Lachen auf den Bauch werfen möchte, um ihnen nachzukriechen.

Erster Schausp. Sir, das Trauerspiel, wenns Ihnen beliebt.

Zweiter Schausp. Wir haben noch diesen Vormittag Probe.

Tremendous. Und dann stehlen sie so augenscheinlich daß —

Plotwell. Daß sogar die französischen Schneider es merken.

Tremendous. O, welche Räubereien an den Alten! welche Freibeutereien an den Neuern! — Da ist die berufene Iphigenia von Racine; er stahl seinen Agamemnon von Seneca, Seneca stahl ihn von Euripides, Euripides stahl ihn von Homer und Homer stahl ihn von allen den Alten, die vor ihm lebten. Mit einem Worte, nichts ist so unausstehlich, als unsere größten tragischen Meisterstücke.

Erster Schausp. O, aber der unsterbliche Shakespeare, Sir —

Digitized by Google

Tremendous. Kein Judicium!

Zweiter Schauſp. Der bewunderte Johnſon —

Tremendous. Trocken.

Erſter Schauſp. Der zärtliche Otway —

Tremendous. Uncorrect!

Zweiter Schauſp. Etheredge —

Tremendous. Lauter Geſchwätz!

Erſter Schauſp. Dryden —

Tremendous. Verſificateur!

Clinket. Ach mein theurer Sir Tremendous! welche Delicateſſe in Ihrer Art zu fühlen!

Tremendous. Ah, Madame! welche Angemeſſenheit in Ihren Sentiments!

Clinket. Ich bin von Ihren durchdringenden Talenten ſo bezaubert.

Tremendous. Ihre ungewöhnliche Capacität ſetzt mich ſo in Erſtaunen —

Clinket. Daß es mir unmöglich iſt —

Tremendous. Daß ich nicht im Stande bin —

Clinket. Sattſam zu concipiren —

Tremendous. Ganz zu exprimiren —

Clinket. Wie innig ich von Ihnen extaſirt bin, gelehrteſter Sir Tremendous!

Tremendous. Wie tief die Bewunderung geht, womit ich Sie bewundere, meine himmliſche Miß Clinket. (Ein Theetiſch wird hereingebracht).

Clinket. Dieſes ſtarkgearbeitete Drama iſt zu gut für ein Jahrhundert, wie das unſrige.

Plotwell lieſt. Die Sündflut, oder die Tragödie von Deukalion und Pyrrha.

Clinket. Herr Plotwell, ich laſſe mir das Vergnügen nicht nehmen, es vorzuleſen: verzeihen Sie mir —

Erſter Schauſp. Die Sündflut? Das Sujet ſcheint trop recherché zu ſein.

Clinket. Ein Sujet, das noch keiner von den Alten oder Neuern berührt hat, ein Sujet, worin Schrecken und Mitleid in ihrer Blüthe ſind.

Erſter Schauſp. Es ſchickt ſich nicht fürs Theater. Können Sie es erwarten, daß die Ladies drei Stunden lang in ihren Logen werden ſitzen wollen, regnigt Wetter und einen Schiffer in einem Sturme zu ſehen? Thun Sie ihr Beſtes, Etwas anderes wird doch nicht herauskommen, ich bin davon überzeugt.

Zweiter Schauſp. Wenn Sie erlauben, Madame, laſſen Sie uns hören, wie die Scene ſich öffnet.

Clinket lieſt. Der Vorhang wird aufgezogen, und man ſieht einen Himmel mit Wolken. Ein gewaltiger Platzregen. In der Ferne zeigt ſich der Berg Parnaſſus. Am Fuß deſſelben liegen alle Aecker und Wieſen unter Waſſer. Man erblickt Menſchen und Vieh mit Schwimmen beſchäftigt.

Digitized by Google

Thurmspitzen ragen über die Flut hervor, und Männer und Weiber halten sich an den Wetterhähnen.

Tremendous. Wenn Sie mir es nicht übel nehmen wollten, ich glaube beweisen zu können, daß die Wetterhähne von späterer Erfindung sind. Ueberdem, wenn, wie vor kurzem ein Philosoph demonstrirt hat, wenn, sage ich, Mauersteine im Wasser aufgelöst werden, wie konnten die Thürme gesehen werden?

Plotwell. Ich bestehe nicht auf Kleinigkeiten. Streichen Sie aus.

Clinket. Sie wollten es ausstreichen lassen? Bedenken Sie wohl, was Sie thun? Mit diesem einen Streiche geht die ganze Grundlage des Drama zu Trümmern. — Springen nicht sämmtliche Personen des zweiten Aktes aus den Steinen hervor, welche Deukalion und Pyrrha hinter sich werfen? Wenn diese Chicane gelten sollte, so müßte das ganze System von der Wiederherstellung des menschlichen Geschlechts übern Haufen fallen.

Erster Schausp. Ferner ist der Platzregen unschmackhaft —

Clinket. Warum sollte der Autor nicht mit eben so gutem Fug regnen dürfen, als es andern Dichtern erlaubt ist, zu schneien oder zu donnern? (Liest fort). Deukalion tritt auf in einer Art von Schifferkleidung, und siehet seine Frau, Pyrrha, in einem Kahn. — Ihre erste Katastrophe entsteht dadurch, daß sie zurück geht, eine Schachtel mit Juwelen zu holen. Merken Sie wohl auf, wie geschickt der Verfasser die größten Genies nachahmt. Die erste Unterredung ist ganz in dem feurigen Geiste des erhabenen Lee —

Und drückte gleich der Himmel jeden Schwamm
Des Firmaments ganz aus, und strömte Wolken
Herab, daß jede sich ein Meer ergösse:
Nicht Ebb' und Flut —

Tremendous. In der mittelländischen See giebt es keine Ebbe und Flut, folglich konnte Deukalion kein Bild davon hernehmen.

Clinket. Ein Mann von Deukalions Stande konnte auch in andern Seen gereist sein, als eben in der mittelländischen See, und so fällt der Einwurf von selbst weg. Bemerken Sie, Sir Tremendous, die Zärtlichkeit eines Otway in dieser Antwort der Pyrrha.

— — — Für wen
Drückt meinen Leib die Schnürbrust kegelförmig
Zusammen, als für dich, mein bester, daß
Du ihn mit runden Armen sanft umschlingest.

Tremendous. Ah! Anachronismen! Schnürbrüste sind eine neuere Tracht; die ganze Scene ist monströs! gegen die Regeln des Trauerspiels.

Plotwell. Ich unterwerfe mich, Sir. Streichen Sie weg —

Clinket. Wäre das Trauerspiel mein, Sie sollten mir eher das Fleisch an meinem Leibe zerhacken, mir eher den Mund von einem Ohr zum andern anfreißen, als mir an meinem Drama etwas ausstreichen.

Plotwell. Aendern Sie, verwerfen Sie, setzen Sie hinzu, wie Sie

Digitized by Google

es selbst nöthig finden. Ich unterwerfe mich in allem Ihrem Ausspruche. (Er steht auf und nimmt die Townly bei Seite).

Tremendous. Madame, Nonsens und ich haben schon da, als ich noch in der Wiege lag, einen herkulischen Kampf mit einander gekämpft. Nonsens macht mir den Kopf warm.

Zweiter Schausp. Wirklich, Madame, wenn ich Ihnen meine unvorgreifliche Meinung sagen darf, und ich glaube, daß ich einige Erfahrung vom Theater besitze — Dies Stück kann schwerlich gefallen.

Clinket. Die schwächsten Zeilen in diesem Stücke würden immer noch gut genug sein, sich einen allgemeinen Applaus zu verschaffen, wäre nur der Verfasser bekannter, oder hätte er es der Mühe werth gehalten, sich von einer bekannten Feder anpreisen zu lassen.

Tremendous. Unter uns gesagt, Madame, die wir die Sache besser verstehen: dieser Ihr Freund weiß nicht, was Poesie ist.

Erster Schausp. Er mag ein wackrer ehrlicher Mann sein, aber ein verdammter Scribent ist er unläugbar, sein Stück kann nicht nur nicht gefallen, sondern es darf nicht gefallen.

Tremendous. Wenn Sie seine wahre Freundin sein wollen, wenn Sie seine Ehre lieb haben, so rathen Sie ihm es in's Feuer zu werfen.

Clinket. Welche unsägliche Arbeit für einen angehenden Autor, die Macht des Vorurtheils zu besiegen! Nehmen Sie einmal an, daß dieses erste Trauerspiel höchstens nur sechs bis sieben Mal aufgeführt wird: sein nächstes kann vielleicht zwanzig Vorstellungen hinter einander aushalten. Schrecken Sie einen jungen Autor nicht ab: ich weiß, Sie finden gewiß Ihre Rechnung dabei.

Zweiter Schausp. Ich wollte lieber 500 Pfund an die Armen schenken, als gewisse Trauerspiele auf die Bühne bringen. Die Zuhörer untersuchen selten, ob es der Autor oder der Akteur ist, den sie ausziſchen. Unser Charakter leidet darunter.

Erster Schausp. Meinetwegen zum Henker mit unserm Charakter! das Schlimmste ist, daß wir Geld dabei zusetzen.

Clinket. Ich will eine hinlängliche Summe deponiren, woran Sie sich schadlos halten können, wenn das Stück, wie ich doch sicher nicht hoffe, zu Ihrem Nachtheil ausfällen sollte. Nun gut denn, da das Trauerspiel also aufgeführt werden soll, so will ich den Verfasser zu bewegen suchen, daß er einige Kleinigkeiten ausbessere. Nehmen Sie es, Sir Tremendous.

Tremendous. Im höchsten Grad abgeschmackt! (streicht aus) Handgreiflicher Nonsens! (streicht aus.)

Clinket. Was? alle diese Zeilen? Verschonen Sie diese, einer Dame zu Gefallen! Die Wahrheit zu sagen, ich selbst habe sie ihm geschenkt.

Tremendous. Solch Geschmiere! (streicht aus) Abscheulich! (streicht aus) Unerträglich! (streicht aus).

Erster Schausp. Dieser Gedanke muß weg —

Zweiter Schausp. Um Vergebung, Madame, diese Metapher —

Digitized by Google

Erſter Schauſp. Dieſe ganze Tirade —

Tremendous. Und welch eine Fabel!

Clinket. Von Ihnen fordere ich —

Erſter Schauſp. Und die Charaktere!

Clinket. Von Ihnen fordere ich —

Tremendous. Und der Ausdruck!

Clinket. Und von Ihnen! — Ah! Halt! Halt! — Sie zerfleiſchen mich! Sie zerreißen mein Herz! Gnade! Gnade! Mord! Gewalt! ah! (ſie fällt in Ohnmacht.)

Druck von A. Paul & Co. in Berlin, Kronenſtraße 21.

Digitized by Google

Die Reaction von 1865.

Wir stehen an den Ausläufen einer revolutionären Bewegung. Der Ehrgeiz, die Einbildung, die Schwärmerei haben ihre Kraft wider die alten Gesetze des Preußischen Staates, wider die königlichen Grundpfeiler unserer Monarchie in den Kampf geführt und sind überwunden. Wer die Geschichte deutscher Völker und Länder kennt, für den ist dieser Schluß des Drama's nicht Neues. Der Deutsche besitzt eine große Portion theoretischer Ungeduld, die zum Glück mit einer noch größern Portion praktischen Phlegma's gemischt ist. Von Zeit zu Zeit steigt jene Ungeduld an die Oberfläche; sie sprudelt, sie wirft Blasen empor, und obwohl diese Blasen je nach der Mode in verschiedenen Farben schillern — bald in der schwarzrothgoldenen Farbe der deutschen Einheit, bald in der röthlichen Farbe des Budgetrechtes — so sind sie stets ihrer Natur nach dieselben und theilen immer das gleiche Schicksal, daß sie ohnmächtig zerplatzen, um dem nunmehr wieder überwiegenden Phlegma Raum zu machen.

Wir können diesem Phänomen nur einen psychologischen, keinen gesellschaftlich eingreifenden, keinen politisch bestimmenden Werth beimessen. Alles was man tiefsinnig redet über den Streit der Stände, welcher als eigentlicher und thatsächlicher Sinn dem constitutionellen Phrasenspiele zu Grunde liege; Alles was man mit volkswirthschaftlicher Anmaßung schwatzt über den Antagonismus der Erwerbs-, Besitzes- und Arbeitsarten, welcher mit Hülfe der constitutionellen Debatte zum Austrag gelangen möchte: Alles das erscheint uns ebenfalls nur als Schönfärberei, die einen höchst einfachen Hergang der Dinge bedeutsam ausschmücken möchte. Die Bewegung der Stände unter einander vollzieht sich ganz unabhängig von der Staatsform, nach welcher ein politisches Gemeinwesen eingerichtet ist, sie macht ihre Evolution so gut in einer Republik wie in einer absoluten Monarchie, und die politische Phrase dient oft mehr dazu, sie zu verfälschen als sie zu befördern oder zu kennzeichnen. Auch ist der Gang, in welchem sich das verschiedene Interesse der Erwerbs- und Besitzesarten geltend macht, ein so selbstständiger, daß er sich nicht in der willkürlichen, launenhaften und oberflächlichen Bildung der politischen Parteien abzuspiegeln vermag. Freilich, da das Standesinteresse und der Eigenthumstrieb dem Menschen immer gegenwärtig bleibt, so ist es erklärlich, wenn der Einzelne jenes Interesse und jenen Trieb auch in die Aeußerungen der Parteileidenschaft hineinträgt, und wenn er schließlich gar meint, daß er für seinen Vortheil kämpfe, indem er die Parteifahne erhebe. Doch hiermit ist immer noch nicht der Satz der altklugen Gesell-

Digitized by Google

schaftsphilosophen bewiesen, daß Stand und Eigenthum die Quellen des Parteienstromes seien, welcher sich von Zeit zu Zeit über ein Volk zu ergießen pflegt.

Vielmehr müssen wir wiederholen, daß wir es bei den Aufwallungen der politischen Phrase ausschließlich mit einer Erscheinung des nationalen Seelenlebens zu thun haben. Völker und Menschen sind nicht so vollkommen geschaffen, daß sie die Straffheit der staatlichen Form, welche zur Ordnung und zum Wachsthum eines Staates erforderlich ist, immer ertragen könnten. Sie ermüden zu Zeiten. Jegliche Institution ist ein Joch, in welches der Mensch gespannt werden muß, wenn er etwas Tüchtiges vor sich bringen soll. In seiner Vereinzelung ist er ein Nichts. Er muß Gemeinsames fühlen, er muß allgemeine Pflichten erkennen, er muß sich dem Ganzen opfern lernen; und die Lehrmeisterin in diesen Dingen, die Schützerin gegen Ausartung, die Fruchtbringerin für das Opfer ist die Institution. Aber heilsam, nothwendig, göttlich wie dieses Joch sein mag, so empfindet der Mensch gleichwohl in sceptischen Momenten seine Härte, und dann wird er zum revolutionären Aufklärer. Er frägt, wozu die Institution vorhanden sei, er betheuert, daß der freie Mensch der schaffenskräftigste wäre, er declamirt gar über Entwürdigung. Da er sich trotz alledem scheut, als reiner Anarchist aufzutreten, so entwirft er das Bild sogenannter vollkommener Institutionen, bei denen die Freiheit gewahrt werde, er predigt gewisse Rechte, deren Erlangung für ihn die Bedingung erneueten Gehorsams sei; er versichert, er sträube sich nicht unbedingt gegen jedes Joch, aber er wolle sich nur den Zaum seiner eigenen Wahl anlegen lassen. Das ist denn also ein Raptus, der in mehr oder weniger langen Zwischenräumen ein Volk erfaßt. Das Volk delegirt einige Phrasenhelden, um einem unbestimmten Mißmuthe, der seinen Horizont mit goldigen Hoffnungen umsäumen möchte, Worte zu leihen, während die liberalen Helden sich ihrerseits einbilden, daß sie die Führer des Volkes und die eigentlichen Leiter seines Schicksals wären. Jedesmal aber werden sie sich getäuscht sehen. Was sie als Recht und Zukunft-Institution ausriefen, ist undurchführbar. Eine Weile mitgerissen, wird das Volk durch die Erfolglosigkeit des declamatorischen Schauspiels mit Ekel erfüllt, es wendet sich von seinen „Gefeierten" ab, und die sogenannten Volksführer bleiben einsam zurück.

Je ruhiger eine Regierung dem Verlaufe der Krisis zusieht, desto leichter werden die gesetzlichen Institutionen wieder zu ihrem Rechte gelangen; je mehr sich eine Regierung auf diejenigen polizeilichen Mittel, die ihr seit lange zur Hand liegen, beschränkt, um die Rudera der Bewegung wegzuräumen, desto schlagender beweist sie, daß das Volk im Kerne gesund und voll Achtung vor den überkommenen Einrichtungen, nur an der Oberfläche von der Bewegung berührt wurde.

Wir haben es in Preußen zu wiederholten Malen erlebt, daß der Deckel emporgehoben ward, um die Dünste des Unmuthes ausströmen zu lassen, worauf dann immer eine ordnungsmäßige Zeit folgte. Schon in den letzten Jahren der väterlichen und mustergiltigen Regierung Friedrich Wilhelms III.

Digitized by Google

machten sich mancherlei Anzeichen kund, daß das Schätzungsvermögen des Volkes für ein gutes wohlthätiges Regiment abgestumpft sei. Eine flatschhafte Krittelei kam an die Tagesordnung. Der Nachfolger des gerechten Königs gewährte der Meinungsfreiheit Raum sich zu entwickeln, und nachdem die Liberalen ihren Vers hergesagt, genügte ein gelinder Druck, um der staatlichen Autorität auf's Neue die volle Wirksamkeit zu gewährleisten. Wir hatten Ruhe vom Jahre 1843 bis 1848. Dann kam der große Emporschwung des Deckels, bereits eingeführt durch die Reformen, die Friedrich Wilhelm IV. mit der provinzialständischen Verfassung vorgenommen. Wiederum ein Sieg der Ordnung, und hierauf, mit dem Anbruche der neuen Aera ein Ausströmen der liberalen Dünste, die nun im Verfliegen begriffen sind, nachdem sie ihre Gestaltungsunfähigkeit bewiesen haben.

Bei jeder revolutionairen Bewegung lassen sich zwei Strebungen unterscheiden. Die eine, welche anfänglich die scheinbar stärkere ist, will das Joch der Institution abschütteln, die andere, welche allmälig an Kraft gewinnt und somit das wirkliche Ziel der Bewegung enthüllt, geht darauf hinaus, jenes heilsame Joch fester aufzuerlegen. Die conservative Ausarbeitung der Krisis muß sich davor bewahren, ihrerseits die Natur des Revolutionairen anzunehmen, d. h. sie muß sich möglichst vor rettenden Coups hüten und mit dem Zügel des bestehenden Gesetzes, der sicherlich alle Widerspänstigen in sein Bereich ziehen wird, zufrieden sein.

Zu der letzteren Art der Reaction gehört starkes Selbstvertrauen, wohl auch ein gut Theil Selbstüberwindung, und vor Allem eine feine Einsicht in den Charakter der politischen Bewegungen. Nachdem die liberalen Phrasenbehälter sich von selbst ihres Inhaltes entledigt haben, bedarf man keiner außerordentlichen Maschinen mehr, um sie umzustürzen. Die Polizei wird schon auf dieselben ihr Auge haben. Auch dienen sie ja gewissermaßen zu Ornamenten, welche die noble Toleranz und Selbstgewißheit der Regierung verherrlichen. Von diesem Gesichtspunkte aus würden wir kaum etwas dagegen haben, wenn man das jetzige Haus der Abgeordneten noch einmal zusammenkommen ließe. Diese Leute haben ihren Stachel eingebüßt. Und keinenfalls täuschen wir uns darin, wenn wir die Reaction von 1865 unter die vollkommenen und guten Reactionen rechnen. Die königliche Macht in Preußen wächst, ist gewachsen und wird wachsen.

Digitized by Google

Ueber Regiment durch die Könige oder Regiment durch das Volk.

(Fortsetzung)

Durch das ganze menschliche Geschlecht sehen wir Nichts als ein System der Auswahl von einigen Wenigen zu gewissen Dingen, von welchen die Mehrheit ausgeschlossen ist. Die Christenheit ist eine kleine Auswahl, verglichen mit der Masse der Menschheit; ihre Mitglieder sind erwählt zu zeitlichen sowohl wie ewigen Segnungen, von welchen Juden, Mohamedaner und Heiden ausgeschlossen sind. Die übliche Bemerkung, daß Dichter geboren und nicht gemacht werden, ist wahr von allen. Keine Erziehung kann einen Shakespeare oder Newton machen; Dichter sind mit einer Vereinigung von Eigenschaften begabt, die anderen Menschen fehlen. Dasselbe läßt sich nachweisen von jeder geistigen Fähigkeit. Jede Klasse, jedes Individuum hat Etwas, das ihm eigenthümlich ist und diese Eigenthümlichkeit macht die Besonderheit dieser Klasse, dieses Individuums aus. In der Bildung einer Gemeinschaft ist die äußerliche Unterscheidung des Vermögens das, was allein kann erkannt werden und die Menschen müssen Rechte und Privilegien haben nach Maßgabe ihres Vermögens, von welchen Rechten die ausgeschlossen sind, die ein solches Vermögen nicht haben. Sonst, wenn auch der mittelbare Einfluß des Vermögens sich eine Zeit lang wird fühlbar machen in der Aufhaltung und Verzögerung des Tages des Ruins, muß gleichwohl die Stunde erscheinen, wo wie in Frankreich, alles Vermögen wird aufgehoben und eingezogen werden durch ein Gesetz der fortwährenden Theilung, welches eine Gemeinschaft von Proletariern hervorruft.

Jedes Amt ist bestimmt zur Segnung für Andere und nicht zu dem Zwecke, den persönlichen Genuß dessen zu erhöhen, der es inne hat. Werden die Pflichten desselben recht erfüllt, so kann es nicht das Behagen seines Besitzers erhöhen, denn er wird dadurch der Diener Anderer und vernachlässigt sich selbst, um zu dem Wohlbefinden Anderer beizutragen auf Kosten seiner eigenen Genüsse. — Darum bringt ein Amt Verantwortlichkeit mit sich, aber keine Glückseligkeit, wenn nicht darin, daß man Andere glücklich sieht. Wenn die Menschen nach Aemtern verlangen, wenn der Ruf: nolo episcopari nicht redlich in ihren Herzen ist, so ist es klar, daß sie danach verlangen, nur um die Gewalt zu mißbrauchen, in deren Besitz sie dadurch kommen, denn Niemand begehrt freiwillig der Diener Anderer zu sein. Die Glückseligkeit der Menschen ist völlig unabhängig von der Klasse, in der sie sich befinden, ob es die königliche oder adelige oder irgend eine andere ist und sie kann nur gesichert werden dadurch, daß Jeder da bleibt, wo er ist, indem er weder tiefer hinab noch höher hinaufsteigt. Derselbe beständige göttliche Einfluß, welcher die Thiere unter der Botmäßigkeit der Menschen erhält, der Pferde und Ochsen

Digitized by Google

dem Nutzen der Menschen unterwirft, ist in gleicher Weise thätig, um die Masse, die Vielen in Unterwürfigkeit unter die Wenigen zu erhalten. Dieses Ziel erreicht er durch privilegirte Klassen, und wenn ein Volk erklärt, daß es die Mittel nicht haben wolle, so kann es auch nicht das Endziel haben. Die Weisheit Gottes ist nöthig für Jeden, der eine Autorität ausübt, damit er weise regiere, und die, welche seiner Sorge befohlen sind, segnen könne, und sie ist nicht weniger den Regierten nöthig, damit sie Segen empfangen können, von denen, die über sie gesetzt sind. Ein schlechter König ist eine Strafe für ein gottloses Volk und man sollte ihm gehorsam sein, wie man einer Pest sich unterwirft oder einer andern Landplage, mit welcher es Gott gefällt, sein Volk zu züchtigen; aber wenn man gegen ein Fieber sich empört, statt sich geduldig in dasselbe zu fügen, wird man nur sein Leiden vermehren, ohne die Krankheit zu heilen und wenn man gegen ein schlechtes Regiment sich auflehnt, vergrößert man nur das politische Uebel.

Zweierlei ist die Folge der Lehren der Schismatiker gewesen, erstens, daß der Radikalismus eingedrungen ist unter dem Deckmantel der Religion und die trügerische Vorstellung sich verbreitet hat, daß die geistlichen Segnungen von unten aufsteigen, statt von oben herab zu kommen, und zweitens, indem man alle wahre Ordnung des Regimentes Gottes in der Kirche verachtete und für werthlos hielt, wurde man in nothwendiger Consequenz dahin geführt, auch im Staate alle Ordnungen Gottes zu verachten und für unnütz zu halten.

Hätte das Glück der Völker zugenommen, seit die Fürsten die Einmischung der Völker in ihr Regiment geduldet haben, so könnte darin noch einige Verführung für dieselben liegen auf dem eingeschlagenen Wege zu beharren. Aber das Gegentheil ist der Fall und der beste Beweis dafür ist aus dem Munde der Völker selbst zu entnehmen. Je weiter sie von den alten Grundsätzen des Regimentes abkommen, je mehr sie das Vertrauen verlieren, daß durch die Krone ihnen die Segnungen zufließen werden, je mehr sie der verführerischen Lüge glauben, daß Glück und Wohlfahrt und gutes Regiment von ihnen selbst ausgehen könne, um so unzufriedener sind sie geworden, desto lauter haben sich ihre Klagen erhoben, desto heftiger ist ihr Geschrei wider ihre gegenwärtige Lage ausgebrochen. Aber ihre gegenwärtige Lage, in soweit sie verschieden ist von der im vorigen Jahrhundert, ist ihr eigenes Werk, sie sind elender als damals und dieses Elend ist nicht verursacht durch eine vermehrte Tendenz zu monarchischen, sondern zu demokratischen Grundsätzen, denen sie eifrigst zugethan waren.

Die Summe des Wohlbefindens hat sich in Frankreich nicht vermehrt trotz aller Revolutionen. Allerdings giebt es keine lettres de cachet mehr, aber doch noch lange Einkerkerungen ohne Untersuchung, und statt des frohen zufriedenen Volkes, freundlich und höflich gegen Alle, wie die Franzosen es noch im vorigen Jahrhundert waren, sind sie nun unzufrieden und verdrüßlich, sich erhitzend mit politischen Theorien, gleichgiltig wie die Wahnsinnigen gegen das menschliche Leben, bereit zu tödten oder getödtet zu werden und Unzufriedenheit und Empörung der Bevölkerung jedes anderen Landes ein-

Digitized by Google

zuflößen. Und alles dies im Trachten nach einem eingebildeten vollkommenen Regiment, das alle Menschen zufrieden und glücklich machen soll. Jämmerliche Täuschung! Im Widerspruch mit Allem, was Religion und Erfahrung gelehrt haben, und leider unheilbare Täuschung, weil man es verweigert von den einzigen Lehrmeistern, die dazu fähig sind, belehrt zu werden, nämlich von der Religion und Erfahrung. Es ist umsonst, daß M. Guizot jetzt seine Essays schreibt, um zu beweisen, daß man von einer irdischen Regierung verlangt, was zu leisten nie ihre Bestimmung war. — Er hätte das 1830 bedacht haben sollen, als er die Revolution mit Beifall begrüßte. Es ist eine gewöhnliche Bemerkung, daß in Frankreich ein allgemeinerer Wohlstand sich finde als in England, wo es ungeheures Vermögen gebe neben hungernden Millionen, während in Frankreich die Vertheilung gleichmäßiger sei. Das ist allerdings statistisch wahr, doch nicht moralisch. Es giebt in Frankreich mehr Personen, die mit sich selbst und mit allen Dingen überhaupt unzufrieden sind, als in irgend einem anderen Lande Europas. Nichts gefällt ihnen, weder ihre eigene Regierung, noch die eines anderen Landes, sie murren über ihren König, die Armee, die Polizei, die Kaufleute, Fabrikanten, Landleute. Unzufriedenheit ist noch nicht geradezu ein Theil ihres National-Characters geworden, aber beinahe ist es dahin gekommen ungeachtet des vorgeblichen allgemeinen Wohlstandes.

Der vornehmlichste große Betrug, unter dem das Volk leidet, ist seine Vorstellung von der sogenannten Freiheit der Presse. Zu der Zeit, als es ein heimliches Gerichtsverfahren gab, wurde ohne Zweifel mancherlei Tyrannei und Ungerechtigkeit ausgeübt. Das ist anders und vielleicht besser geworden, seitdem man sich vor der Oeffentlichkeit zu scheuen hat. Es ist wahr, daß die Furcht vor übler Stimmung des Volkes dazu beitragen kann, einem unziemlichen Verfahren Einhalt zu thun; aber dieselben Richter, welche durch solche Furcht sich zu etwas Gutem bewegen lassen, werden sicherlich auch versucht sein zum Bösen, wenn damit nur dem Volke ein Gefallen gethan wird. Es ist wesentlich für die rechte Verwaltung der Gerechtigkeit, daß die Verhandlungen öffentlich geführt werden, mehr indessen, damit die Unschuld derer, die falsch angeklagt werden, ans Licht komme, als daß die Strenge gegen die Schuldigen sollte gemäßigt werden. Jetzt wird durch die Presse in manchen Fällen eine eben so große Ungerechtigkeit verübt, als früher durch die ungerechtesten Richter. Die Zeitungen rennen einen Menschen nieder durch unablässige Wiederholung von übertriebenen und entstellten Beschuldigungen, die so gefärbt sind, daß es schwer ist, die Wahrheit herauszufinden, und in Fällen politischer Vergehen hetzt die Presse Beides, Richter und Geschworene an, entweder die Unschuld der Wuth des Pöbels preiszugeben oder aus dem Verbrecher einen Helden zu machen, und sucht die Regierung und die Gerichtshöfe an der Vollbringung ihrer Pflichten durch Einschüchterungen abzuhalten.

Diese Gewalt, die vom Volke herkommt, sieht man jeden Tag mächtiger werden, um Böses zu thun, dagegen ganz ohnmächtig, um irgend etwas Gutes zu stiften; es ist eine Macht, die zerstört, die verblühen und verwelken macht.

Digitized by Google

Lord Farnburough erzählte mir, daß, als er zuerst unter Mr. Pitt beschäftigt war, Mr. Burke vorschlug, durch ihn eine neue Zeitung zu begründen. Mr. Pitt hielt die Gründe, die wider ein offizielles Organ ihrer Ansichten sprächen, für gewichtiger, als die Vortheile, die daraus entstehen könnten, aber er stimmt völlig mit Mr. Burke überein in Betreff der Macht, welche die Presse damals auszuüben begann, indem er bemerkte, daß sie wirklich eine vierte Gewalt im Staate wäre. Als einmal Mr. Lang diese Bemerkung vor Mr. Burke wiederholte, sagte dieser: „Junger Mann, Sie beginnen jetzt Ihr öffentliches Leben, ich bin schon beim Abschiede aus demselben; aber merken Sie meine Worte: Wenn Sie so lange leben, wie es mir vergönnt war, werden Sie die Presse nicht als eine vierte Macht im Staate finden, sondern als das Regiment des Landes." Die „Freiheit der Presse" ist der stehende Gegenstand der Verherrlichung bei Rednern, die dem gemeinen Haufen zu gefallen wünschen. „Sie ist gleich der Luft, die wir einathmen," rufen sie aus, „ohne sie müßten wir sterben." Jede Klage über den Mißbrauch der Presse wird mit solchen abgedroschenen Phrasen beantwortet. Das Ding, welches jetzt verstanden, vertheidigt und belobt wird unter dem Namen: „Freiheit der Presse", ist eine ungezügelte Zunge, vom Feuer der Hölle entzündet, die den ganzen Kreis der Natur in Brand setzt. — Mr. Sheridan fuhlte mit der Anmaßlichkeit der Zeitungsschreiber mehr, als irgend ein anderes Glied des Hauses bis dahin gethan hatte. Sein berühmtester Ausspruch über diesen Gegenstand ist bloßes hochtrabendes Geschwätz: „Gebt ihnen ein verderbtes Oberhaus, gebt ihnen ein käufliches Unterhaus, gebt ihnen einen tyrannischen Fürsten, gebt ihnen einen kriechenden Hof und gebt mir nur eine fesselose Presse, ich will sie alle herausfordern, ob sie eines Haares Breite werden den Freiheiten Englands zu nahe treten können." Es würde viel richtiger gesagt sein: „Gebt uns ein untadeliges Oberhaus, gebt uns ein unbestechliches Unterhaus, gebt uns einen wohlwollenden Fürsten, gebt uns einen tugendhaften Hof und laßt uns nur eine fesselose Presse haben, ich will sie alle herausfordern, ob sie werden die Institutionen Englands ungeschädigt bewahren können."

In England ist öffentliche Schmähung ein Gewerbe. — Ein Geistlicher der Kirche Englands erzählte mir, daß er aufgefordert gewesen wäre, die Leitung eines sogenannten religiösen Blattes zu übernehmen. Bevor er eine abschließende Antwort gegeben, hätte er einen geistlichen Amtsbruder, welcher der Herausgeber einer Revue war, um Rath gefragt, indem er ihm nicht hätte verhehlen können, daß er für sich selbst eine üble Einwirkung aus dem Tone, in welchem solche Blätter geschrieben zu werden pflegten, befürchtete. Sein Freund erwiederte ihm, daß seine Besorgniß sehr wohl gegründet sei, denn es wäre durchaus nöthig, für den Herausgeber jedes öffentlichen Blattes, von welcher Art es auch sei, so einen kleinen Anflug von Teufelei in sich zu haben." Als er von diesem unerläßlichen Mitverbündeten gehört hätte, habe er das Anerbieten abgelehnt.

Eine Zeitung ist ein gemeinsames Besitzthum verschiedener Männer oder auch Frauen. Sie setzen viel Geld daran, um Pressen und anderes Inventar, welches für das Geschäft nöthig ist, zu kaufen und dann gehen sie daran,

Digitized by Google

Schriftsteller für die verschiedenen Theile der Zeitung zu dingen. Viele der tüchtigsten und fähigsten Leute des Landes sind zeitweise so beschäftigt gewesen und es giebt keine Abhandlungen in englischer Sprache, die vortrefflicher wären als die, welche die Spalten der namhaftesten Zeitschriften geziert haben. Aber leider ist es der Parteigeist, der allein eine Zeitschrift populär, d. h. einträglich machen kann, daher die Nothwendigkeit für diese fähigen Männer, entweder sich herabzuwürdigen zu der Arbeit anonymer Schmähung von Personen, die einer anderen politischen Richtung angehören, oder man muß Leute finden, die für jede Seite schreiben, für oder wider jedes Individuum, sei es ein Privatmann, sei es ein öffentlicher Charakter, wie die Ordre gerade gegeben wird oder es das Interesse der Besitzer der Zeitung eben mit sich bringt. Diese schändliche Gewalt der Verläumdung ist so groß geworden, daß kein Ministerium ihm lange Stand halten kann. Dies allein war es, was Lord Melburnes Verwaltung im Mai 1839 stürzte, während alle Schritte, die er gethan, in völliger Uebereinstimmung wären mit den Grundsätzen, mit welchen er sein Ministerium begann. Aber die Conservativen sagten, er wäre zu destructiv, die Radikalen, er wäre zu conservativ; Alle zwar blieben den Beweis schuldig, daß er nicht Alles gethan hätte, was er zu thun überhaupt im Stande war — gleichwohl, die Macht der Verläumdung hatte ihm das Vertrauen des Hauses der Gemeinen entzogen und ohne allen ersichtlichen Grund fand er sich in die Unfähigkeit versetzt, seine Verwaltung weiter zu führen.

Dies und noch Schlimmeres wird das Loos jeder Verwaltung sein, die gebildet werden kann. Oeffentliche Schmähung bringt gewöhnlich nur wenig Gereiztheit bei denen hervor, die von ihr betroffen werden, weil sie mit anderen Dingen zu sehr beschäftigt sind, um sie zu lesen. Außerdem sind die Urheber meistens ganz wohl bekannt und auch die Bezahlung, die sie dafür erhalten. Es liegt in ihrem Interesse, ihre Namen möglichst geheim zu halten, dennoch kann das Geheimniß nicht lange bewahrt bleiben und wie Dr. Maginn in Frazer's Magazin gezeigt hat, übersteigt die größte Zahl anonymer Schreiber in den verschiedenen Journalen selten einige dreißig. Sie sind einander wohlbekannt und können auch leicht von jedem Anderen erkannt werden, der sich die Mühe nehmen will, darüber Nachforschungen anzustellen. Aber auf die staunende Menge der Manufaktur-Bezirke, die in dem Worte „Wir" ein verehrungswürdiges Mysterium der Weisheit erblicken, worüber die Eingeweihten lachen, ist die Wirkung eine wunderbare und jeder Arbeiter verschlingt mit blindem Glauben die Lüge seiner Zeitung.

Keine Reform ist so nöthig wie die Reform der Presse. Anonyme Schmähung ist so viel verbrecherischer als offene und zugestandene Verläumdung, als ein Mann, der einen anderen in der Dunkelheit erdolcht, ein viel elenderer Schuft ist, als der, welcher seinen Feind am offenen Tage angreift. L'occasion fait le larron. Es ist unmöglich für einen, der ein Gewerbe aus anonymer Schriftstellerei macht, auf das, was er über Andere aussagt, eben so achtsam zu sein, als einer, der durch die Oeffentlichkeit sich verantwortlich macht. Schmähung sollte nicht als ein einträgliches Gewerbe

Digitized by Google

geduldet werden. Keine anonyme Zeitschrift sollte erlaubt sein und die strengsten Strafen, Gefängniß oder Transportation, sollten gegen die verhängt werden, welche einer bewußten Umgehung des Gesetzes überführt werden. Die Regierung sollte unermüdlich sein in ihrer Verfolgung, und je mehr diese anonymen Schriftsteller ihr Geschrei erheben, desto nachdrücklicher sollte die Verfolgung sein. Diese Lästerer sollten beständig vor die competenten Gerichtshöfe gezogen werden. Von allen Menschen haben sie das geringste Recht sich zu beklagen, sie, die davon leben und gedeihen, daß sie Andere vor ihr eigenes incompetentes, selbsterwähltes Tribunal ziehen und sie so richten. Carl X. schlug gerade keinen weisen Weg ein, um das Uebel zu unterdrücken, aber der Bericht M. de Polignac's ist unwiderlegbar, der es für eine Unmöglichkeit erklärte, irgend ein Volk zu regieren, wo die Freiheit der Presse ohne alle Zügel sei. Ihn in Ham einsperren, hieß nicht ihn widerlegen; die Erde stand nicht still, als man Galileo einkerkerte, weil er sagte: sie bewege sich doch, und als er herauskam, sprach er: „e pur si muove!"

Die höheren Klassen sind nicht gerade beeinflußt von der Tagespresse. Sie bringt wenig Wirkung hervor auf das Haus der Lords, hauptsächlich weil die höheren Klassen alle Zeitschriften einsehen und eine ist in gewissem Maße immer das Gegengift gegen die andere, obwohl alle auf gleiche Weise den Appetit nach Herabwürdigung reizen: aber die mittleren und niederen Klassen sind gänzlich von ihr beeinflußt und die Abstimmungen im Hause der Gemeinen sind demnach dem Wechsel unterworfen, während die der weiseren Lords dieselben bleiben.

Der einzige vortheilhafte Gebrauch, der von der Presse gemacht werden kann, ist, daß man daraus die Gesinnung der Masse, des Volkes kennen lernt. Eines der täuschenden Schlagworte des Tages ist, die Presse „die möglichst beste Lehrmeisterin des Volkes" zu nennen. Sie kann niemals die Lehrmeisterin des Volkes sein, da sie der Ausdruck der Gesinnungen und Gefühle ist, die bereits im Volke vorhanden sind, eben so wenig wie ein Mensch sich dadurch selbst belehren kann, daß er sich selbst eine Rede hält. Eine Zeitung, die sich unterfangen wollte, das Volk zu belehren, würde nimmermehr gekauft werden. Zeitungsleser halten keine Zeitung, um täglich eine Belehrung zu empfangen, sie wählen sich das Blatt, das am besten ihre eigene Meinung ausdrückt, um das Vergnügen zu haben, ihre Meinung mit besseren Gründen aufgefrischt und bekräftigt zu sehen, als sie selbst ihr hätten geben können; ebenso wie die Genossen einer Partei „hört!" schreien, wenn der Führer ihrer Partei ihre eigenen Gedanken ausspricht. Die Presse ist die Zunge des Volkes und die Welt zeigt das Symptom ihres Alters, Geschwätzigkeit; sie ist wie ein altes Weib geworden, dessen Zunge nie still steht, während sie Verehrung für ihre höhere Weisheit in Anspruch nimmt. Scribimus indocti doctique.

Es ist noch eine Wirkung des freien Gebrauchs der Presse, ähnlich der des freien Gebrauchs der Zunge, die noch nicht hinlänglich beachtet worden ist, nämlich daß die Lüge in jedem Zeitalter und in jedem Lande überhand

Digitized by Google

nimmt in dem Maße, wie sich die anonymen Zeitschriften vermehren. Wer sich die Mühe geben will, die Zeitschriften von 1840 mit denen von 1800 zu vergleichen, oder die von 1800 mit 1750, die von Frankreich mit denen von England oder die von England mit denen von Amerika, der kann zu keinem anderen Schlusse gelangen. In der That, es wäre leicht gewesen, dies theoretisch vorauszusehen als die nothwendige Folge einer anonymen und zügellosen Schriftstellerei, die eine so leichte Gelegenheit bietet, jeder privaten und öffentlichen Feindschaft ungestört Befriedigung zu verschaffen. Lügen ist der National-Charakter der Amerikaner geworden und mag vielleicht auch der Englands werden. Und dennoch betrachtet man die Presse als das große Mittel der Wiedergeburt des Menschengeschlechtes, sowohl der moralischen wie der politischen. Gott hat seine Kirche dazu gesetzt, die Leiterin und Erzieherin der Menschheit zu sein. Die Protestanten setzen an ihre Stelle Bücher und hoffen vergeblich, daß Bibeln und Traktate das ausrichten werden, was die Kirche gethan haben sollte, aber nicht gethan hat. Und nun statt ihre und ihrer Väter Sünden zu bekennen, daß sie von Gottes Wegen abgewichen sind, suchen sie durch ihre Veranstaltungen zu Stande zu bringen, was Gott durch die Seinigen nicht vermocht hat. Und während Alle zugestehen, daß es Schade ist, daß so viele schlechte Bücher unter das Volk kommen, so sind doch alle darin eins, lieber diese selbst in Schutz zu nehmen als zu dulden, daß die, welche sie „gute Bücher" nennen, eine Beeinträchtigung erfahren.

Unter all den Vorspiegelungen des Tages ist die, welche die sogenannte „National-Erziehung" betrifft, die am weitesten verbreitete. Wir haben Lobredner und Entwürfe ohne Zahl für „National-Erziehung durch die Diener der Regierung." Der Unterschied der Bedeutung von Erziehung und Unterricht wird dabei selbst nicht einmal von den schärfsten Kritikern des Styls beachtet. In den Reden beider Häuser des Parlamentes gelten sie als völlig gleichbedeutend. „Unterricht für Alle" kann nur in den Dingen ertheilt werden, die Allen noth sind. Die Regierung könnte unentgeltlichen Unterricht ertheilen lassen in der angewandten Chemie, in Zuckersiederei, Seifebereitung, Glas-Bläserei, Färberei, Mechanik, Schifffahrt u. s. w.; aber nicht Alle würden diese Dinge nöthig haben und Die, welche das Eine nöthig hätten, brauchten das Andere nicht. Die Kenntniß der Wissenschaften und Künste ist nicht für Alle nützlich, im Gegentheil würde es für den größten Theil des Volkes nur eine große Zeitverschwendung sein an solche Dinge zu denken. Die mechanischen Vorrichtungen des Lesens und Schreibens sind die einzigen Dinge, in welchen die „Allen" können unterrichtet werden und wenn man die prahlerischen Lobreden und Entwürfe für „Erziehung für Alle" der Analyse des gesunden Menschenverstandes unterwirft, so meinen sie eben auch nichts mehr, als den Unterricht in der mechanischen Verrichtung, etliche Zeichen zu lesen und etliche andere auf Papier zu bringen. Wenn das nun Alles ist, was man erreichen kann und was man überhaupt will, was ist nun diese mechanische Fertigkeit zu lesen und zu schreiben werth? Gerade

Digitized by Google

so viel und nicht mehr oder weniger als irgend eine andere Fertigkeit oder Fähigkeit, die ein Mensch besitzt. Die Fähigkeit zur Dichtkunst, zur Malerei, zur Bildhauerei, zum Maschinenbau u. s. w. mag — oder mag auch nicht — beitragen zu dem Wohle ihres Besitzers und Anderer, je nachdem sie ausgeübt wird. Sie mag so ausgeübt werden, daß sie zum Elende und Verderben ihres Besitzers und Aller, die in seiner Sphäre leben, dient, wie die Fähigkeit zu lesen und zu schreiben z. B. bei Voltaire, Volney, Paine und Andern dazu gedient hat. Jede Fähigkeit die einem Menschen gegeben ist, ist eine Kraft, die entweder für gute oder für böse Zwecke wird ausgeübt werden, je nachdem ihr Besitzer steht — oder nicht steht — unter dem Einflusse gesunder religiöser Grundsätze. Die schönen Künste in Italien haben mehr lüsterne als erhabene Eindrücke hervorgerufen; die Kirchen-Musik in England dient mehr dem Vergnügen und der Leichtfertigkeit als der Andacht, während die calvinistischen Sekten, die durch Verbannung aller Künste aus dem Gottesdienste diese Uebelstände zu heilen gesucht haben, alle Lobpreisung und Anbetung mit ihnen verbannt haben.

Sehr wohl wurde es von Sir P. Bell in seiner Vorlesung bei der Eröffnung der London University dargelegt, daß die nothwendige Tendenz wissenschaftlichen Unterrichtes dahin geht, die Menschen zu Sceptikern zu machen. In geschichtlichen Dingen sind wir genöthigt, uns auf die Aussagen und Urtheile Anderer zu verlassen, aber in der Chemie, Anatomie u. s. w. muß der Lehrer den Schüler warnen, Nichts auf Autorität Anderer anzunehmen, sondern jedes Experiment selbst zu machen; ihm wird gesagt, daß er Nichts aus Büchern lernen könne, daß Bücher nur dazu da seien ihm zu zeigen, auf welchem Wege er sich Kenntnisse erwerben können. Unterweisung in den Wissenschaften, vorausgesetzt, daß sie für Alle möglich wäre, würde nothwendiger Weise eine Nation von Sceptikern hervorbringen, nicht allein ohne Glauben, sondern selbst ohne die Fähigkeit des Glaubens. Der Unterricht, der für Alle nothwendig ist, ist der Unterricht in den Grundsätzen der Religion, d. h. erstens in den Pflichten jedes Menschen gegen Gott, anhebend mit der Kenntniß Gottes, wie er sich selbst offenbart hat; denn die Menschen müssen ihn erst kennen lernen, ehe sie ihm auf rechte Weise dienen können, und zweitens in den Pflichten der Menschen gegen einander in den verschiedenen Beziehungen des Lebens und besonders in der Pflicht des Gehorsams gegen die, welche über sie gesetzt sind, zu ihrer Leitung, sei es in der Kirche oder im Staate. Aber Gott hat nicht den Königen oder irgend welchen Laien die Autorität gegeben, diese Dinge zu lehren; Gott hat das Amt, diese Dinge zu lehren, der Kirche übertragen und die Menschen müssen sie von den Dienern der Kirche empfangen, oder können sie überhaupt gar nicht empfangen. Es ist möglich, daß die Diener der Kirche Falschheiten lehren oder ihre Pflicht ganz versäumen und daß das Volk zu Grunde geht aus Mangel an Unterweisung; aber die Regierung kann diese Versäumniß nicht dadurch verbessern, daß sie versucht das Werk des Clerus zu thun — wenn sie auch den Clerus antreiben kann und soll, seine Pflicht zu thun.

Vermehrte Kenntniß ist vermehrte Macht, eben so wohl Schaden anzu-

Digitized by Google

richten als Gutes zu thun. Dem Volke in diesen Zeiten vermehrte Macht geben, heißt erfolgreichere Waffen in die Hand derer legen, die alle Bande des Gehorsams, die Gottes Kirche ihnen anlegte, zerrissen haben und nun thun, was sie gelüstet, um alle Formen jeglichen Regiments, das Gott aufgerichtet hat, um die Menschen in Schranken zu halten, zu zerstören. Ein Volk, das in Furcht Gottes und in der Achtung vor der Vergangenheit fortschreitet, könnte ohne Schaden und vielleicht mit Gewinn mit vermehrter Gewalt, d. i. mit vermehrten Kenntnissen, betraut werden; aber in dem gegenwärtigen Zustande der europäischen Gesellschaft die Gewalt des Volkes vermehren, heißt nichts Anderes, als ihm verstärkte Mittel geben, das Gift, das in seinen Körper gedrungen ist, noch schneller circuliren zu lassen. Die großen Lobredner der „National-Erziehung" sind Zeitungsschreiber und die Schmeichler von Zeitungsschreibern, und sieht man das als eine bloße Marktschreierei an, wodurch die Verkäufer solcher Waare ihre Artikel empfehlen möchten, so kann man dies dahingehen lassen wie jede andere Marktschreierei von Wichs-Fabrikanten, Quacksalbern u. dergl. Aber ganz anders ist die Sache zu behandeln und man muß ihr als einem verderblichen Irrthum entgegentreten, wenn dadurch das Urtheil der Lenker des Staates in Verwirrung gebracht wird, wie es in Frankreich geschehen ist und in England zu geschehen droht. Wahre Kenntniß und wahres Regiment sind Segnungen, die von Gott kommen, die eine durch die Priester, die andere durch die Könige. Das einzige, was ein Mensch thun kann, ist, daß er sich bekannt macht mit den Dingen, die Gott ihm umsonst gegeben hat, und daß er sich in die rechte Lage und Verfassung bringt, um den Segen der Ordnungen Gottes empfangen zu können. Bleibt er, entweder aus Unwissenheit oder Empörung in Gottes Wegen ungesegnet, so kann er überhaupt gar keinen Segen empfangen. Alles in der Natur lehrt uns, daß es nicht zwei Wege giebt, ein und dieselbe Sache zu thun. Es giebt nicht zwei Sonnen oder zwei Monde. Die Geschichte lehrt uns, daß wenn ein Werkzeug fehlschlug in der Ausführung des Werkes, zu dem es bestimmt war, Gott nicht ein anderes für dasselbe machte, sondern er fing ein anderes Werk an. So z. B. als das jüdische Volk fehlschlug, der Segen für die andern Völker der Welt zu werden, versuchte Gott nicht neue Mittel, um die Juden das Werk vollbringen zu lassen, sondern er nahm ein Volk aus den Heiden und setzte die Juden für die jetzige Haushaltung seiner Gnade ganz bei Seite. So indem er nun in dieser Haushaltung der Heiden Monarchieen geweiht und Priester ordinirt hat als die Mittel, um die Nationen der Getauften zu regieren und zu lehren, wird er kein zweites Werkzeug für denselben Zweck schaffen, er wird nicht Republiken oder religiöse Gesellschaften dazu bestimmen, und die, welche die Werkzeuge seiner Bestimmung nicht haben wollen, werden weder Erkenntniß noch Leitung, weder Tauglichkeit zu etwas Gutem, noch Frieden erlangen, sondern müssen aufgebläht werden von allerlei Wind der Täuschung und gefüllt werden mit allerlei Geist der Unordnung.

Ein anderer Irrthum, der von den National-Oekonomisten dem Volke beigebracht wird und womit es sich zu seinem eigenen Verderben betrügt,

Digitized by Google

ist, daß die Leiter des Staates viel besser daran thun würden, das Volk in seinen industriellen und Handels-Interessen sich selbst zu überlassen und sich nicht mit ihren Maßregeln zum Schutze oder zu irgend einem andern Zwecke einzumischen. Das sind Grundsätze, die nur mit Beschränkung können angenommen werden. Soll damit nichts weiter ausgedrückt werden, als daß jeder Fabrikant oder Kaufmann der beste Beurtheiler seiner Interessen ist, und daß alle Einmengung in sein Verfahren nur eine Beeinträchtigung für ihn ist, so ist dagegen Nichts zu sagen. Aber wenn ein Geschäftsmann von seinem Falle den Schluß auf das Allgemeine machen will und sagt: Das, was für mich das Beste ist, muß nothwendiger Weise auch für jeden Andern das Beste sein, so liegt eben darin der Irrthum. — Jeder Fabrikant und Kaufmann würde ohne Umstände alle anderen Fabrikanten und Kaufleute seinem Vortheile zum Opfer bringen und das väterliche Regiment eines Souveräns ist nöthig, um darauf zu sehen, daß er im Verfolg seiner eigenen Interessen nicht die des übrigen Theils des Volkes tödtlich verletze.

(Fortsetzung folgt.)

Die Politik als Privatsache.

I.

So oft eine Epoche der Aufregung abgeschlossen und die Volksmasse zum Gesetze zurückgekehrt ist, pflegt die Politik eine Privatsache einzelner Agitatoren zu werden, welche das Eingeständniß ihrer Verlassenheit scheuen und, wenn sie sich auch in das Verborgene zurückziehen müssen, gerade diese erzwungene Heimlichkeit für das geeignete Mittel halten, um Geschichte zu machen. Die Politik als Privatsache behandelt, wird zur Verschwörung.

In dem Artikel über die Reaction von 1865 haben wir die revolutionären Strömungen und Ergüsse aus dem Seelenleben der Völker abgeleitet. Wie Preußen, so hat auch ganz Deutschland seine Perioden der Erregtheit durchgemacht, deren jede mit einem immer ausgeprägteren Siege der Ordnung endete. Das Jahr 1848 ist den Zeitgenossen noch im Gedächtniß; minder lebhaft dürfte die Erinnerung an die Jahre 1832 und 1833 sein, obgleich auch die Ereignisse dieser Jahre durch die Keckheit des revolutionären Gedankens so wie durch die Raschheit und Umfänglichkeit der Reaction lehrreich genug waren.

Der Leser möge uns erlauben, ein Bild der Volksauftritte aus den ersten dreißiger Jahren zu geben und die damalige Agitation bis zu demjenigen Punkte zu verfolgen, wo sie Privatgeschäft wurde. — Wir folgen hierbei der Darstellung in der Schrift Edgar Bauers: „Geschichte der con-

Digitized by Google

ſtitutionellen und revolutionären Bewegungen im ſüdlichen Deutſchland in den Jahren 1831 bis 1834"*).

Seit dem Beginn des Jahres 1831 waren die Volksvertretungen der ſüd- und mitteldeutſchen Staaten bemüht geweſen, ſich zu lauter kleinen Abſpiegelungen der franzöſiſchen Deputirtenkammer zu machen. Die radikale Preſſe hatte den Chorus gebildet, das Bürgerthum hatte in Feſteſſen, das Volk in Straßenaufläufen ein hohes Maß von „Freiheitsſinn" bewieſen. — Der Vaterlandsverein und der Preßverein waren auf Anregung Rhein-Bairiſcher Literaten gebildet worden. Die Intervention des Volkes für die Helden der Preſſe trug den Character der Reſourcen-Komik. — Hier ein Beiſpiel:

Gegen Herrn Wirth, den Redacteur der Deutſchen Tribüne zu Zweibrücken, wurde ein Hochverrathsprozeß eingeleitet. Am 16. März 1832, als er eben bei Tiſche ſaß, wurde ihm durch zwei Gensdarmen ein Vorladungsbefehl inſinuirt mit dem Bedeuten, demſelben ſofort zu folgen. Der Unterſuchungsrichter ſtellte nur wenige Fragen an ihn, zeigte ihm ſodann einen Verhaftbefehl und ließ Herrn Wirth gerades Weges ins Gefängniß führen. Die Nachricht hiervon brachte unter den Zweibrücknern große Aufregung hervor, welche noch mehr wuchs, als man ſich erzählte, Wirth ſolle nach Altbaiern geſchafft, andere ſagten gar, er ſolle an Preußen ausgeliefert werden. Die Straßen füllten ſich, auch aus den benachbarten Ortſchaften ſtrömte man herbei. Von acht Uhr Abends durchzogen zahlreiche Haufen ſingend und drohend die Straßen. Die ganze Chevauxlegers-Wache ſtand unter den Waffen und in der Kaſerne mußten die Pferde geſattelt gehalten werden. Nachts um zwei Uhr ſammelte es ſich um das Gefängniß, man wollte in daſſelbe einbrechen, ein Fenſterladen war ſchon abgeriſſen, da gelang es einigen Bürgern, durch Zureden die Ordnung wiederherzuſtellen. Am nächſten Tage beſchloß der Gemeinderath von Zweibrücken, eine Bürgergarde zu bilden, auch ſchickte er an den Generalprocurator eine Deputation, um denſelben um Auskunft über jene beunruhigenden Gerüchte zu bitten. Der Generalprocurator erklärte, Wirth werde weder nach Altbaiern geführt, noch an die Preußiſche Regierung ausgeliefert werden, beides würde ungeſetzlich ſein; er für ſeine Perſon würde nicht die geringſte Abweichung vom Geſetze zugeben; Wirths Sache ſolle ſo viel wie möglich beſchleunigt werden. Der Staatsprocurator ſtellte an das Gericht den Antrag, den Dr. Wirth wegen der aufgeregten Stimmung in Zweibrücken wenigſtens nach Landau bringen zu laſſen, doch ward er vom Gerichte zurückgewieſen.

Der bisherige Mitredakteur der Tribüne, Georg Fein aus Braunſchweig, verſuchte es noch einige Tage, das Blatt erſcheinen zu laſſen; am 21. März

*) Dieſe Schrift erſchien im Jahre 1845 in drei Bänden. Der Verfaſſer ſcheint es ſich ſeit dem Beginn ſeiner ſchriftſtelleriſchen Laufbahn zur Aufgabe geſtellt zu haben, die Ohnmacht der conſtitutionellen Phraſe und die politiſche Unbrauchbarkeit der ſogenannten liberalen Partei nachzuweiſen. So gab er im Jahre 1843 eine Schrift gegen Jacoby's „Vier Fragen" und eine Kritik der badiſchen Landtagsverhandlungen von 1842 heraus. Die oben citirte „Geſchichte der conſtitutionellen Bewegungen" iſt der Darlegung gewidmet, daß die leeren Aufwallungen der dreißiger Jahre an der Gewalt der Regierungen und des Geſetzes ſcheitern mußten.

Digitized by Google

aber erhielt der Druckereibesitzer einen Regierungsbefehl, worin ihm bei Androhung schwerer Verantwortlichkeit das Weiterdrucken der Tribüne untersagt wurde. Herrn Fein befahl die Verwaltungsbehörde, als Ausländer sich unverzüglich aus Baiern zu entfernen. Da Fein nicht augenblicklich Folge leistete, sich darauf berufend, daß er als Bürger eines Bundesstaates zum Aufenthalt in jedem deutschen Staate berechtigt, daß er rücksichtlich seiner Privatverhältnisse unbescholten sei und mit einer Buchhandlung in Zweibrücken wegen Herausgabe eines größeren Werkes in Vertragsverhältnissen stehe, so ward er eines Morgens von Gensdarmen aus seiner Wohnung geholt, die ihm so wenig Zeit ließen, daß er nicht einmal die nöthige Wäsche einpacken, noch Geld zu sich stecken konnte. Er sollte aus der Provinz transportirt werden. Auf der ersten Station, Homburg, angelangt, ward Herr Fein in dem Arresthause verwahrt. Die Bürger, denen er durch längeren Umgang wohl bekannt war, versuchten, zu seinen Gunsten Einspruch einzulegen, einige der achtbarsten erboten sich, Herrn Fein persönlich über die Grenze zu geleiten, konnten aber nur so viel durchsetzen, daß er fortan in einer Chaise transportirt werden sollte. So wurde Fein von Canton zu Canton gebracht, bis man am 26. März in Winnweiler anlangte. Der dortige Friedensrichter, Herr Klein, durch die öffentliche Stimme auf das, was vorging aufmerksam gemacht, begab sich alsbald in das Arresthaus, wo er — „nach Einsicht des Verhaftbefehls, woraus hervorging, daß Herr Fein bei Kirchheimbolanden über die Grenze des Baierischen Gebiets gebracht werden sollte, ohne daß in dieser Requisition irgend eine Beschuldigung noch ein Gesetz angeführt war, in Folge dessen die Arrestation erlaubt gewesen: nach Ansicht und gehöriger Prüfung des Art. 77. 78. und 81. des Gesetzes vom 24. Frimäre des Jahres VIII. u. s. w., aus denen hervorging, daß jedes Mal eine willkürliche Verhaftung vorhanden sei, wenn im Verhaftsbefehle jene Angaben fehlen, daß der Friedensrichter selber als Mitschuldiger von einer willkürlichen Verhaftung vor Gericht gezogen werden solle, wenn er eine ungesetzlich verhaftete Person nicht unverzüglich entlasse, und daß eine Regierung nur dann das Recht habe, einen Ausländer über die Grenze bringen zu lassen, wenn derselbe durch ein Urtheil als Landstreicher erklärt worden sei" — die gegen Georg Fein vollzogene Verhaftung für ungesetzlich erklärte und dem Verwalter des Arresthauses befahl, jenen unverzüglich aus demselben zu entlassen.

Fein reiste nun nach Zweibrücken zurück, nahm unterwegs noch ein Festmahl mit, das ihm zu Ehren in Kaiserslautern gegeben wurde und das wenigstens so viel zu Stande brachte, daß einem neuen Verhaftbefehl, den der Landkommissär in Kaiserslautern gegen ihn erließ, die vollziehenden Hände fehlten, brachte in Zweibrücken seine Angelegenheiten in Ordnung und begab sich freiwillig auf die Reise aus Baiern. In Kaiserslautern wurde er aufs Neue verhaftet und nach Kirchheimbolanden transportirt, wo aber ein solcher Volksauflauf entstand, daß Herr Fein statt im Arresthause im Gasthause abgesetzt werden mußte. In der Nacht wurde er von Gensdarmerie aufgehoben und nach Philippsburg in Baden geschafft, wo er in enge Gefängnißhaft

Digitized by Google

gebracht wurde. Auf die Nachricht hiervon begab sich eine Deputation von Bürgern aus Neustadt an der Hardt nach Philippsburg, beförderte eine Vorstellung an das Badische Ministerium, und nach einer viertägigen Haft wurde Fein entlassen.

Auch die Gerichte gingen nicht alle auf die Intentionen der Regierung ein. Durch Urtheil der Anklagekammer in Zweibrücken vom 14. April wurde die Anklage gegen Dr. Wirth als unbegründet zurückgewiesen. „Nur durch den Gedanken, meinte das Urtheil, nur auf die geistigen Fähigkeiten wolle der Angeschuldigte wirken, durch die Presse wolle er wiederum auf seine Gedanken, auf sein Urtheil einwirken lassen. Die Preßfreiheit sei der nächste Zweck des von ihm vorgeschlagenen Preßvereins, und dieser nächste Zweck solle sein das Mittel für den weiteren Zweck, nämlich für Aufklärung durch Wechselwirkung der Geister, um zum klaren Bewußtsein und zur durchdringenden Erkenntniß Aller zu erheben das Wahre, Rechte, Nützliche und Befriedigende für die gesellschaftliche Ordnung des deutschen Gesammtvolkes, für das Staats- und Weltbürgerleben, damit der auszubildende Stoff durch sein inneres organisches Wesen sich selbst die natur- und zeitgemäßen Formen und Reformen aneigne, auf dem Wege des Friedens, der Gesetzmäßigkeit, ohne Gewaltthat, ohne Schwertstreich, ohne Blutvergießen, also auf dem ruhigen und steten Gange der Cultur, damit der in die ferne Zukunft gestellte, den künftigen Generationen überlassene Endzweck, als die Organisation eines deutschen Reiches mit demokratischer Verfassung, und eine europäische Staatengesellschaft durch treues Bündniß hervorgehe aus der Gesittung, der Erkenntniß und dem harmonischen Willen Aller. Keiner der incriminirten Artikel enthalte eine directe Aufreizung oder einen Vorschlag zu der Thathandlung oder zu dem Abschlusse einer Verschwörung, um die in dem Königreiche Bayern bestehende Staatsregierung umzustoßen oder zu verändern. Wenn der Angeschuldigte in Nr. 33. der Tribüne auf die Nordamerikanischen Freistaaten hinweise, so stelle er auch wiederum den Deutschen Bund in seiner Vervollkommnung mit demokratischer Verfassung als ein schönes begeisterndes Bild der Einheit und Kraft dar, von dessen Verwirklichung die Fürsten selbst die Schöpfer werden sollten; das Königreich Bayern selbst, sowie noch andere Bundesstaaten, seien ja Monarchieen mit demokratischer Verfassung, d. h. mit Volksvertretung und der Bundesvertrag habe landständische Verfassungen zugesichert. Das Schwanken des Angeschuldigten in seinen Ansichten beweise, daß dieser sich selbst noch nichts zum festen Vorbild aufgestellt habe und nicht einmal bereit wäre, für eine Verfassungsabänderung einen Plan zur Vereinbarung vorzulegen. Der Aufsatz in Nr. 41 „der Kampf des deutschen Bundes mit der Deutschen Tribüne" enthalte weiter nichts als einen Wunsch des Angeschuldigten zum Schutz seiner eigenen Presse, oder nur eine leere Vision, wie die Folge gezeigt, keine Provocation zur Unterstützung seines Interesses." Ein Mustererkenntniß für liberale Juristen!

Am 15. April wurde Wirth in Freiheit gesetzt. Patriotische Bürger von Zweibrücken begaben sich in feierlichem Zuge in das Gefängniß. Hier hielt Dr. Wirth sogleich eine Anrede, worin er versicherte, keine Drohung,

Digitized by Google

keine Strafe werde ihn von seinem einzigen und höchsten Streben für das Wohl des Volkes abbringen. Darauf nahmen ihn zwei Bürger in die Mitte, der Zug verließ das Gefängniß und begab sich unter dem lauten Jubel und Vivatrufen der Einwohner, während die Frauen und Jungfrauen weiße Tücher aus den Fenstern schwenkten, durch die Hauptstraße nach der Wohnung Schüllers, eines liberalen Abgeordneten. Schüller hielt eine Anrede. Nun ein neuer Zug von Zweibrücken nach Bubenhausen, Musik, Gesang und Freudenfest.

Nürnberg erlebte im Mai 1832 einen durch die Presse und die Angelegenheiten eines Literaten hervorgebrachten Tumult, welcher Menschenleben kostete. Dr. B. A. Coremans hatte in Nürnberg an Flugblättern und Zeitschriften eifrig gearbeitet, er gab unter andern den „Zuschauer an der Pegnitz" heraus, und hatte eine große Partei, deren Mitglieder sich die Coremanianer nannten, für sich, aber die Häupter von Nürnberg, das Gemeindebevollmächtigten-Collegium, an welches er eine Adresse der Bürger um Rechnungsablage und Oeffentlichkeit zu Stande gebracht hatte, gegen sich. Nun brachte er in seinem „Zuschauer an der Pegnitz" einen Artikel, in welchem das Versehen des Kupferstechers und Gemeindebevollmächtigten Fleischmann, der auf einem Bildchen Polen mit dem Säbel an der rechten Hüfte erscheinen ließ, gerügt war. Herrn Fleischmanns Künstlerstolz fühlte sich gereizt und begeisterte denselben zu den ausgelassensten Carricaturen gegen den Kritikus. Das Portal des an der Pegnitz gelegenen Nürnberger Schlachthauses war mit einem Ochsen geziert, der beschaulich und majestätisch auf die zu seinen Füßen dahinfließende Pegnitz niederblickte, und von dessen Haupte damals gerade ein Horn abgefallen war: Herr Fleischmann veröffentlichte eine Carricatur, auf welcher ein einhörniger Ochsenkopf dargestellt war, mit der Unterschrift: „der Zuschauer an der Pegnitz." Seitdem hieß Dr. Coremans bei seinen Gegnern der Ochsenkopf. Am 17. Mai stellten dieselben eine colossale Büste, einen Ochsenkopf, von dem sie priesen, daß er Herrn Coremans auffallend ähnlich sehe, öffentlich aus: die Coremanianer zeigten sich jedoch so erbittert, daß die Polizei die Büste wegnehmen mußte. Man wollte der Sache dadurch ein Ende machen, daß man Herrn Coremans Schweigen auferlegte: seine „freie Presse" und sein „Zuschauer" wurden unter Censur gestellt, Coremans aber erklärte, daß er zu verfassungsmäßig gesinnt, zu eidestreu sei, um sich einer Wiedereinführung der Preßordonnanz zu fügen; die „freie Presse" erschien am 19. Mai uncensirt und statt des „Zuschauers" eine Flugschrift, Eidestreue betitelt. In der letzteren las man die Ankündigung, „heute Abend am 21. im Ochsenmond Punkt halb zehn Uhr werde dem edlen Gemeindebevollmächtigten, Colporteur und Kupferstecher Ochsmannus, eine große Original-Katzenmusik dargebracht. Man versammle sich vor dem Ochsenstall. Jeder, der daran Theil nehmen wolle, sei dazu eingeladen, doch müsse er seine Instrumente, Pfannen, Pfeifen, Stürzen, Ratschen selbst mitbringen." Punkt halb zehn Uhr fanden sich mehr als 1200 Bestien vor dem Fleischmannschen Hause ein, und trieben eine halbe Stunde lang ihr Wesen ungestört. Endlich versuchten es sechs Polizeidiener, die

Digitized by Google

Muſiker auseinanderzuſprengen, wurden aber geprügelt und zerſtreut. Dieſer Sieg machte die Menge kühn, die Fenſter des Fleiſchmann'ſchen Hauſes wurden zertrümmert, man ſchrie Freiheit und Einheit, Freiheit und Coremans und wollte das Haus ſtürmen. Der Officier der Soldaten, welche zum Schutz deſſelben auf der Stiege ſich aufgeſtellt hatten, drohte der Menge, wenn ſie weiter vordringe, feuern zu laſſen, das Volk ließ ſich nicht ſchrecken, das Militair ſchoß, Einer aus der Menge ſtürzte todt zu Boden, und der Haufe wich zurück. Bald darauf wurde auch das Rathhaus angegriffen, die Fenſter eingeworfen, die Polizeiſoldaten beſchimpft; vierzehn derſelben machten einen Ausfall, tödteten einen Menſchen und verwundeten fünf Perſonen, die friedlich zugeſehen. Bis vier Uhr Morgens dauerte das Geſchrei auf den Straßen, um ſechs Uhr wurde Coremans verhaftet, und da das Volk Miene machte, ihn zu befreien, ward er am 25. nach der Feſte Rottenberg abgeführt.

Diplomatiſche Revue.

Wochenſchau.

Seit der Reform-Acte iſt das jetzt aufgelöſte engliſche Parlament das erſte, welches eines natürlichen Todes geſtorben, nachdem es die ihm von dem Geſetze eingeräumten ſieben Jahre redlich durchlebt hat. Wir erinnern uns, in den funfziger Jahren, wo der Bund der Chartiſten und Radicalen eine Bewegung zu Gunſten kürzerer Wahlperioden in Gang geſetzt hatte, den pfiffigen Sir Benjamin Hall gehört zu haben, wie er vor einer Londoner Volksverſammlung die Ausrufung that, man möge ſich doch nicht ſo ſehr um drei- oder vierjährige Parlamente plagen, da ja die Statiſtik der Auflöſungen lehre, daß das Durchſchnittsleben eines Parlaments ſelten über vier Jahre gehe. Jetzt wendet man das entgegengeſetzte Argument an: die Erfahrung zeige, daß auch ein ſiebenjähriges Parlament noch bis zu ſeinem Verſcheiden wacker genug arbeite. — So geht's in England, jeder Beweis klappt, weil die Geſchichte ſelber der britiſchen Nation den Parlamentarismus angepaßt hat. In dem Schreiben an ſeine Wähler erklärt Palmerſton nach mancherlei Elogen auf die königliche Familie, die Dauer des Miniſteriums hänge von dem Willen des neu zu bildenden Parlamentes ab. Bisher hielten britiſche Staatsmänner wenigſtens in ihren Worten den Grundſatz aufrecht, daß es die Königin ſei, welche die Miniſter ernennt und des Amtes

Digitized by Google

enthebt. Jetzt scheint es uns, als ob Lord Palmerston absichtlich die Vollendung des Parlamentarismus besiegele.

Lord Palmerston preist England glücklich, daß ihm der Frieden mit fremden Nationen erhalten und die Anstrengungen und Opfer erspart worden seien, welche andere Länder machen mußten; er fügt aber hinzu, daß die Wehrkraft Englands zu Wasser und zu Lande zu den besten Friedensbürgschaften gehöre, und er rühmt die Steuerkraft des britischen Volkes, wodurch es möglich geworden sei, jene Wehrkraft in gutem Stande zu erhalten. Die bewaffnete Zuschauerschaft, welche England gegenüber den Wirren in der alten und neuen Welt beobachtet, konnte nicht besser geschildert werden. — Aber wie stimmt es zu dieser Neutralität, wenn man Veranstaltungen trifft, um mit Frankreich einen Flottenbund zu stiften? Oder soll Frankreich eben auch nur endgiltig in die Politik des Zuschauens hineingezogen werden? Wollen die Westmächte ein Observations-Bündniß gründen? Allerdings glauben wir nicht, daß das Einverständniß zwischen England und Frankreich weiter gediehen sei, als bis zu einer gegenseitigen Assecuranz des Fainéantismus. Je vergnügter die beiden Westmächte sind, daß sie kein positives Programm aufzustellen oder zu vertreten haben, desto mehr muß die Unbegründetheit der Congreßgerüchte einleuchten.

Preußen behält daher ausschließlich die Aufgabe, die Herzogthümer Schleswig-Holstein unter einem guten, loyalen Fürsten zu constituiren und den Wiener Hof von der Nothwendigkeit dieses Werkes zu überzeugen.

Die „Deutsche Nordseezeitung" bringt die nachstehende Schilderung der Augustenburgischen Wühlereien: „Das Treibhaus der öffentlichen Meinung in Kiel verdient wohl einmal eine nähere Betrachtung, denn es ist in der That merkwürdig und beachtenswerth genug, welche wunderbaren Pflanzen dort groß gezogen werden um den Mittelpunkt jenes zartfühlenden Heliotrops, der sich an den Fenstern von Kiel der Zukunftssonne entgegenwindet.

Gleich nachdem die Ankunft eines Herrn Nolden nach Koburg telegraphirt war, begann die organisirte Thätigkeit der Augustenburgerei durch ganz Deutschland, und emsig wurden die großen und kleinen Blüthen verstreut, welche auf dem Kieler Guano wuchsen. Die erste Thätigkeit richtete sich auf die Reclame, und man muß gestehen, daß das von dem Nationalverein bereits mit Erfolg benutzte System durch die Augustenburger noch zu höherer Entwickelung geführt wurde. Die ganze über Deutschland verbreitete Clique machte sich gegenseitig groß und immer größer und, wie es in jener Klopstock'schen Ode heißt: „Erde wandeln um Sonnen, Monde um Erden", so drehte sich immer ein kleinerer Augustenburger um einen größeren im wohlorganisirten System von Planeten und Trabanten. Wer in einer Kneipe eine Rede hielt für den „Herzog Friedrich VIII.", der wurde unversehens ein großer und bedeutender Mann in allen Organen des Augustenburgerthums und die deutsche Nation sah sich plötzlich um eine, bisher weder gekannte, noch selbst geahnte Zahl von großen, weitsichtigen und patriotischen Staatsmännern reicher, welche alle, wunderbarerweise, darin übereinstimmten, daß für Deutschland kein Heil zu finden sei außer dem Augustenburgerthum

Digitized by Google

und daß mit der Einsetzung des Erbprinzen alle innern und äußern deutschen Fragen sofort gelöst sein würden.

Die deutsche Nation ist jedoch eine zu rechtlich gesinnte, als daß auf die Dauer ein solcher, rein auf die politische Sympathie plötzlich erwachsener Staatsmänner gegründeter Schwindel Dauer hätte haben können. Es mußte deshalb auch für die „Rechtsüberzeugung" des deutschen Volkes etwas geschaffen werden, und auch in dieser Beziehung erwies sich die Organisation des Augustenburgenthums sehr praktisch.

Ein Doctor, der zugleich Universitätscurator ist und eine wesentliche Stimme bei der Berufung von Professoren hat, schrieb eine Compilation, deren genaue Prüfung dem Publikum wegen der Weitläufigkeit und Trockenheit unmöglich war, und erklärte, daß er durch diese Schrift alle Zweifel an der alleinigen Berechtigung des Augustenburgers „Punkt für Punkt und Satz für Satz" vernichtet habe. Dies Werk wurde darauf in einem Zeitraume, in welchem dasselbe kaum gelesen sein konnte, auf dem Wege der Augustenburgischen Organisation mit etwas curatorischer Nachhilfe von

„eins, zwei, drei, vier Universitäten
und eins, zwei, drei, vier Facultäten"

als juristisches Fabrikat erster Güte erklärt, und sofort überschwemmte nun die unermüdliche Thätigkeit der untergeordneten Schriftführer die deutsche Presse mit einer Reclame über das „Verdict der deutschen Wissenschaft", gegen welche Hoff und Daubitz sich noch im primitivsten Urzustande der Entwickelung befinden.

Die Stimmen der ruhigen Prüfung, der ernsten Wissenschaft wurden natürlich vollständig verschwiegen. Mochte Professor Pernice öffentlich mit Namensunterschrift die Verschweigung von Thatsachen und Verstümmelung von Documenten nachweisen; mochten die Rechte anderer Prätendenten noch so klar entwickelt werden — das Alles existirte nicht für die Augustenburgerei; waren doch alle Zweifel schon von vornherein vernichtet und mit dem Anathem belegt. Sie machten es mit den Gründen der Gegner wie wohlerzogene Kinder mit den Messern: sie rührten sie nicht an, weil sie sich schneiden könnten.

Das Uebertäuben und Verschweigen aber half nicht immer. Es verlautete denn doch hier und da etwas in das Publikum von der Wahrheit, und da machten die Augustenburger Schriftführer in ausgedehntester Weise Gebrauch von den alten Regeln: calumniare audacter und: si fecisti nega. Abgeleugnet wurde zunächst der ganze Erbprinz von Augustenburg, indem nicht er, sondern Herr Nolden in den Herzogthümern anwesend sein sollte; geleugnet wurde der Brief des als Hort deutscher Nationalität recommandirten Erbprinzen an den Kaiser der Franzosen — bis die so äußerst tactvolle Antwort dieses Monarchen das feine Gespinnst an die Sonne brachte. Geleugnet wurden die Verhandlungen des Erbprinzen mit Preußen; geleugnet wurde auch die Zustimmung des Erbprinzen zu dem von seinem Vater bei fürstlichen Ehren geleisteten Verzichte, bis das Document der Fideicommißstiftung an den Tag kam, in welchem auch der Erbprinz zu der Verwendung

Digitized by Google

der für jenen Verzicht ausgezahlten Gelder in dem Nutzen seiner Familie zugestimmt hatte. Geleugnet wurde endlich die Unterredung des Erbprinzen mit Herrn v. Bismarck, in welcher aus sichern Versteck die Thaten der österreichischen und preußischen Armeen als überflüssig erklärt wurden und mit einer Stirn, deren eherne Festigkeit vielleicht besser den feindlichen Kugeln Trotz geboten hätte, auch nach der Erklärung des Herrn v. Bismarck im preußischen Abgeordnetenhause die Ableugnung fortgesetzt, bis denn nun der Wortlaut jener Erklärungen des Erbprinzen und dessen eigene Rede in Nienstädten vorliegt, an deren Schluß die früher bestrittenen Aeußerungen zugestanden werden.

Nicht minder thätig als im Leugnen war man im Verleumden. Die Blaubuchsverdächtigung trat bekanntlich zuerst in dem trockenen Bouquet der vorerwähnten Compilation als duftige Zugabe hervor und wurde demnächst durch das Augustenburgische Schriftführerthum durch die deutsche Presse colportirt. Von da ab häuften sich Verleumdungen auf Verleumdungen gegen alle Staatsmänner, welche der Kieler Propaganda nicht zu Willen waren. Wir erinnern an das ewige Aufwärmen ganz unrecht dargestellter Verwandtschaftsverhältnisse des hannoverschen Ministers der auswärtigen Angelegenheiten, sowie an die ganz falschen und stets authentisch widerlegten Darstellungen der Thätigkeit der Civilkommissäre und des Militär-Obercommandos in Schleswig-Holstein. Daneben wurde denn natürlich den im Augustenburgischen Strome plätschernden Staatsmännern eine Reclame gemacht, deren Eifer weit über die Grenzen der Wahrheit hinauseilte.

So trieb man die öffentliche Meinung im Treibhaus zu Kiel. Freilich beginnen schon scharfe und reine Herbstwinde über diese Gewächse zu wehen, so daß deren üppige Blätter bald als trockenes Heu verwehen möchten.

Das Urtheil über dies Treiben wollen wir vorläufig zurückhalten; wir können es der Geschichte überlassen. Wir lasen vor Kurzem in der Kölnischen Zeitung eine Skizze über Bettina und ihren Briefwechsel mit Goethe. Dort wurde das Urtheil einer Dame angeführt, welche über Bettina (rühmend oder entschuldigend?) sagte: „Sie lügt nicht immer.“ Von der Augustenburgischen Presse wird man das Gleiche dereinst nicht sagen können.“

Digitized by Google

Militairiſche Miscellen.

Ein frommer Offizier.

III.

Dodderidge berichtet weiter:

Die beſtändigen Verſpottungen, mit welchen Gardiner faſt in allen Geſellſchaften, wo er vorher ſehr vertraut geweſen, aufgenommen wurde, beunruhigten ihn über die Maßen, ſo daß er einige Mal bezeugte, er hätte lieber einer Batterie feindlicher Kanonen entgegen gehen, als einer ſolchen Artillerie, wie dieſe war, ſich beſtändig darſtellen wollen. Er blieb aber doch als ein braver Soldat ſchon in dem erſten Treffen, das er liefern mußte, ſtandhaft, ob er gleich manchmal bei dem Anfall einigen Schauder und Schrecken vermerkte. Er überwand ſogleich ſolche Bewegungen, welche der Natur nach nicht völlig zu vermeiden ſind. Er ging herzhafter durch die göttliche Gnade fort, bis ſich das Auslachen und die Widerſetzung gegen ihn in Ehrfurcht verwandelte.

Allein dieſen Sieg über ſolche Schwierigkeiten bekam er nicht eher, als bis er in ſeinem Chriſtenthum mehr Erfahrung erlangt hatte; und dieſes geſchah vermittelſt des Segens Gottes durch die Predigten, die er hörte, ſonderlich in der Schweizeriſchen Capelle zu Paris, und durch die vielen Stunden, die er in der Einſamkeit auf eine gottſelige Art zubrachte, da er ſein ganzes Herz im Gebet vor Gott ausſchüttete. Er fing an innerhalb zwei Monaten nach ſeiner erſten merkwürdigen Veränderung, einige geheime Vorblicke einer freudigen Hoffnung bei ſich zu merken, daß, ſo greulich und abſcheulich er ſich auch anſahe, welches mit keinen Worten genug kann beſchrieben werden, er nichts deſto weniger durch einen Erlöſer Gnade bekommen könnte. Endlich geſchahe es, wo ich mich recht erinnere, gegen das Ende des Octobers 1719, daß er ſich auf einmal aller der ganzen Laſt ſeines Gemüths entladen ſah, durch den Eindruck, den die merkwürdige Schriftſtelle in ſeinem Gemüth machte: „Welchen Gott hat vorgeſtellt zu einem Gnadenſtuhl durch den Glauben in ſeinem Blut; damit er die Gerechtigkeit, die vor ihm gilt, darbiete, in dem, daß er Sünde vergiebt, welche bis jetzt geblieben war unter göttlicher Geduld. Auf daß er zu dieſen Zeiten darböte die Gerechtigkeit die vor ihm gilt; auf daß er allein gerecht ſei und gerecht mache, den, der da iſt des Glaubens an Jeſum."

Er hatte ſich vorher eingebildet, daß die Gerechtigkeit Gottes die Verdammung eines ſo abſcheulichen Sünders, wofür er ſich erkannte, mit Recht fordere. Nun aber wurde er kräftig überzeuget, daß die Gerechtigkeit Gottes nicht nur gerettet, ſondern auch verherrlichet würde, wenn er ihn eben durch das Blut, welches uns von aller Sünde reiniget, ſelig machte. Alles Schrecken über ſeinen vorigen Zuſtand wurde in unausſprechliche Freude verwandelt; welche ſo ſtark war, daß er faſt drei Nächte nacheinander mit

Digitized by Google

Wachen zubrachte, und doch dadurch, als durch die edelste Herzstärkung, erquicket wurde. Obgleich seine Ausdrücke hiervon sehr nachdrücklich waren, so wurden sie doch immer gleichsam verschlungen, wenn er die Ordnung der Gedanken beschreiben wollte, die er hatte, unter einer recht entzückenden Erfahrung derjenigen unaussprechlichen und herrlichen Freude, welche damals seine ganze Seele zu überströmen schien; wie denn in der That nichts war, wovon er mit größerm Vergnügen redete. Und obgleich die erstern Entzückungen sich nachgehends in ein stilleres und gesetzteres Vergnügen verwandelten, so waren doch die Eindrücke davon so tief und bleibend, daß er mir als ein Christ und guter Freund versicherte, so wunderbar es auch manchen scheinen möchte, er habe sieben Jahre nach einander schon fast einen Himmel auf Erden genossen. In diesen Umständen ist es kein Wunder, daß er sich so sehr an des Doctor Watt's Nachahmung des 126sten Psalms vergnüget, weil wohl zu zweifeln ist, ob jemals eine Person gewesen, auf welche sich folgende Strophen besser schicken, als auf ihn.

1.

Als Gott mir seine Huld und Namen kundbar machte,
Und meinen Jammerstand zu einer Aend'rung brachte,
Da schien ich als im Traum, im süßen Traum entzückt;
Die Gnade hatte so mein Herze angeblickt.

2.

Die Welt sah ganz erstaunt die Aenderung geschehen,
Und mußte deine Hand hierunter zugestehen.
Mein Mund brach auch dabei in neuen Liedern aus,
Und strich den Ruhm und Preis der Gnade hoch heraus.

3.

„Groß ist dies Werk! so rief mir jeder Freund entgegen,
„Es ist allein der Kraft des Höchsten beizulegen.
„Groß ist das Werk! so sprach mein Herze auch in mir,
„Und dir, o großer Gott! sei Ruhm und Dank dafür.

4.

Der Herr kann wunderbar den dichsten Himmel klären,
Und uns, statt finstrer Nacht, den hellen Tag gewähren,
Aus manchem bittern Strom geweihter Traurigkeit
Macht er den Quell des Trost's und der Zufriedenheit.

5.

Ihr, die ihr jetzo noch mit Thränen Samen streuet,
Erwartet nur der Zeit, da sich die Ernt' erneuet,
Da werdet ihr alsdann die reichsten Garben mähn,
Und jauchzend und mit Lust damit nach Zion gehn.

Ich bin so glücklich gewesen, daß ich fünf Originalbriefe, welche er an seine Mutter um diese Zeit geschrieben, zu Gesichte bekommen, die auf eine sehr lebhafte Weise die erstaunende Veränderung erläutern, die mit der ganzen Art seiner Gedanken, und mit seiner ganzen Gemüthsfassung vorgegangen. Viele derselben sind auf's Eilfertigste geschrieben, eben da der Courier, der

Digitized by Google

dieſelben mitnehmen ſollte, vielleicht unerwartet wieder abgereiſet; und ſie betreffen hauptſächlich nur Sachen, an welchen dem Publiko nicht viel gelegen iſt. Doch iſt kein einziger, in welchen er nicht manche erbauliche Anmerkung, in Anſehung des Chriſtenthums eingeſtreuet hat. Und gewiß, es iſt ſehr merkwürdig, daß ob er mich gleich mit ſehr vielen Briefen beehret, ich auch noch verſchiedene geſehen, die er an andere geſchrieben, und zwar manche auf Reiſen, da er nur wenige Minuten Zeit übrig hatte; ich mich doch nicht erinnern kann, jemals einen einzigen geſehen zu haben, in welchem nicht eine Spur ſeines rechtſchaffenen Weſens in Chriſto zu finden geweſen.

Der Major ſagte mit großem Recht von ſeiner gottſeligen Mutter: „Daß, wenn ſie ihn wiederum ſehen würde, ſie zwar eben die Perſon, aber Alles an ihm ganz verändert antreffen würde;“ und ſie mochte ſolches leicht von ſelbſt aus dem Inhalt dieſer Briefe wahrgenommen haben, welche allenthalben einen ungezwungenen Sinn eines wahren Chriſten zu erkennen gaben. In manchen erſucht er ſie, chriſtliche und liebreiche Beiſteuern für die Armen zu thun; deren eine, ſo viel ich mich erinnere, bis auf 10 Guineen ſtieg, ob er gleich dazumal eben außer Bedienung war, und, da er vorher nicht ſehr ſparſam geweſen, wie leicht zu glauben, nicht viel hat erübrigen können. In andern redet er von dem Vergnügen, mit welchem er die Predigten beſuchte, und die Gelegenheiten wahrnähme, das heilige Abendmahl zu genießen. Zuweilen ermahnet er ſie, ſo gegründet ſie auch ſchon in der Religion war, daß ſie ſuchen möchte, immer ein exemplariſches Leben und ernſtlichern Wandel zu führen, empfiehlet ſie auch göttlicher Gnade und Segen, ſo wie ſich ihrem beſtändigen Gebet. Es iſt mir nicht wohl möglich zu beſchreiben, oder auch nur mir vorzuſtellen, was für Vergnügen dieſe Briefe einer ſolchen Dame müſſen gegeben haben, die von einer ſo ausnehmenden Frömmigkeit war, und die ſo lange über ihren theuren und geliebten Sohn geweint hatte, weil er ganz von Gott entfernet war, und in ſein ewiges Verderben lief.

„Ich muß mir die Freiheit nehmen,“ ſagt er in einem Briefe, der am erſten Tage des neuen Jahres, oder nach dem alten Styl den 21. December 1719 datirt iſt; „euch zu bitten, daß ihr doch keine Geſellſchaften am Sonntage annehmen wollet. Ich weiß, ihr habt ſehr viel gute Bekannte, durch deren Reden man ſehr wohl kann erbauet werden. Weil ihr aber nicht, wen ihr wollt, abweiſen oder zu euch laſſen könnet, ſo wird, meiner geringen Meinung nach, das beſte Mittel ſein, keinem an dieſem Tage den Zutritt zu verſtatten.“ In einem andern vom 25. Januar ſchreibet er: „Ich bin glückſeliger, als ſich irgend Jemand vorſtellen kann, ich müßte ihn denn in eben die Faſſung ſetzen können, darin ich ſtehe; welches etwas iſt, das die Welt nicht geben kann, und das kein Menſch je erlanget hat, wenn es ihm nicht von oben gegeben worden.“ In einem andern vom 30. März, welches eben einen Tag zuvor war, da er zum Abendmahl gehen wollte, ſchreibet er: „Morgen, ſo es Gott gefällt, werde ich glückſelig werden; indem meine Seele mit dem Brot des Lebens, das vom Himmel kommen iſt, wird geſpeiſet werden, ich werde alsdann an euch alle gedenken.“ In einem an-

Digitized by Google

dern vom 20. Januar drückt er die Gleichgültigkeit gegen weltliche Güter, welche er seine ganze Lebenszeit hindurch so merklich von sich blicken lassen, folgendermaßen aus: „Ich weiß, die Reichen sind nur Rentmeister für die Armen, und müssen von jedem Pfennig Rechenschaft geben; derowegen je weniger ich habe, desto leichter wird es mir werden, eine richtige Rechnung abzulegen.“ Und, daß ich anjetzt nicht mehrere von diesen Briefen anführe, so hat er am Schluß eines derselben diese vieles in sich begreifenden und wichtigen Worte: „Nun derjenige, der der Trost der Betrübten, die Stütze der Schachen, der Reichthum der Armen, der Lehrer der Unwissenden, der Anker der Furchtsamen und der unendliche Lohn aller getreuen Seelen ist, wolle auf euch seinen ganzen reichen Segen legen.“

Mich deucht, es war um eben diese Zeit, da dieser standhafte und exemplarische Christ diejenige ordentliche Lebensart anfing, welche er nachgehends durch so viele folgende Jahre seines Lebens fortgesetzet hat, so viel solches der schwächliche Zustand seiner Gesundheit zugeben wollte. Er pflegte beständig des Morgens um 4 Uhr aufzustehen, und seine Zeit bis um 6 mit geheimen Uebungen der Andacht, der Lesung und Betrachtung göttlichen Worts sowohl als des Gebets zuzubringen; in welchem letztern er zu einer solchen Brünstigkeit des Geistes gekommen war, dergleichen wenige in ihrem Leben erlangt haben. Dies trug gewiß viel dazu bei, daß sein fester Glaube an Gott gestärkt wurde, und er beständig in einer Ehrfurcht vor seiner Allgegenwart wandelte; und welches ihn durch alle Versuchungen und Umstände des Lebens mit so großer Standhaftigkeit und Munterkeit durchbrachte, denn er bewies sich sowohl im Thun als Leiden so, als sähe er den, den er doch nicht sahe. Wenn er ja genöthiget wurde, des Morgens vor 6 Uhr auszugehen, so stand er etwas früher auf; und wenn er wegen einer Reise oder eines Marsches um 4 Uhr schon zu Pferde sitzen mußte, so war er schon um 2 Uhr bei seinen andächtigen Uebungen. Auf gleiche Weise suchte er des Abends einige Zeit zu gewinnen, für sich allein in der Stille zu sein. Und damit er derselben sich desto mehr zu Nutze machen, auch den nächsten Morgen desto eher aufstehen könnte, so ging er gemeiniglich um 10 Uhr zu Bette; und während der Zeit, da ich mit ihm bekannt gewesen, genoß er selten eine ordentliche Abendmahlszeit, sondern nahm nur einen Mund voll Brot nebst einem Glas Wein zu sich. Zu Folge dessen, und weil er eine sehr gute Leibes-Constitution, auch sich schon lange darin geübet hatte, so brauchte er weniger Schlaf, als die meisten Leute, so ich gekannt zu brauchen pflegen; und ich zweifle nicht, daß sein ungemeiner Wachsthum in der Gottseligkeit großentheils diesem besondern Ernst in der Selbstverläugnung mit zuzuschreiben sei.

Ein solches Leben, als dieses war, konnte gewiß in der Gesellschaft, die er vorher zu besuchen gewohnt gewesen, nicht ohne großen Widerspruch bleiben; sonderlich da er sich nicht ganz allem freundschaftlichen Umgang entzog, sondern im Gegentheil des Tages einige Stunden dazu ausseßte, damit die Gottesfurcht nicht den Vorwurf haben möchte, als hätte sie ihn verdrießlich und menschenscheu gemacht. Er fing aber auch gar bald an, eine gewisse

Digitized by Google

Pflicht des Christenthums auszuüben, die er bis auf den letzten Tag seines Lebens beibehielt, daß er nämlich Laster und Gottlosigkeit bestrafete; und er fürchtete sich niemals, seine Sachen mit Jemand auszumachen, weil er beständig überzeugt war, daß er in seiner guten Sache die Oberhand behalten würde.

Ein merkwürdiges Exempel hievon trug sich um die Mitte des Jahres 1720 zu, ob ich wohl auch hier den Tag, da sich diese Begebenheit zugetragen, nicht so genau anzeigen kann. Es war nach seiner ersten Zurückkunft, da er nach seiner merkwürdigen Veränderung eine gute Zeit in England bleiben wollte. Er hatte auf der andern Seite der See gehöret, daß unter seinen Mitgesellen zu Hause das Gerücht ginge, er wäre ganz närrisch: eine Nachricht, worüber der Leser, wenn er die Weisheit der Welt in dergleichen Sachen kennt, sich so wenig verwundern wird, als er selbst sich darüber wunderte. Er schloß daraus, daß er manchen Kampf würde zu kämpfen haben, und war daher bereit, seine Sache, sobald als er konnte, auszumachen. Deswegen, als er sich vorgenommen, einige Tage auf einem Landgute einer vornehmen Standesperson zuzubringen, mit der er sehr vertraut umzugehen pflegte, (deren Namen er aber, so viel ich mich erinnere, mir nie gesagt, und nach welchem ich auch nicht habe fragen wollen) so bat er sich von derselben die Gewogenheit aus, die Veranstaltung zu treffen, daß nach ein oder zwei Tagen, wenn er würde angelangt sein, einige ihrer vorigen lustigen Freunde daselbst mit ihnen speisen möchten, damit er eine Gelegenheit bekomme, sich gegen sie zu vertheidigen, und ihnen sowohl die Beschaffenheit als Ursachen seiner Veränderung bekannt zu machen. Es wurde dies auch genehm gehalten, und es kam an dem bestimmten Tage eine ziemlich große Gesellschaft zusammen, welcher vorher war gemeldet worden, daß der Major Gardiner auch daselbst sein würde. Bei der Mittags-Mahlzeit wurden viel Scherzreden geführet, auf welche der Major sehr wenig antwortete. Als aber die Tafel aufgehoben war, und die Bedienten bei Seite gegangen, bat er sich auf einige Minuten Geduld aus, ihn anzuhören; und darauf sagte er ihnen im Ernst, was er für ganz andere Begriffe von der wahren Tugend und Religion bekommen hätte, und auf welche Vorsätze er wäre geleitet worden, die er durch die Gnade Gottes sein Hauptgeschäfte im Leben würde sein lassen, was er auch immer dadurch verlieren, und was er auch nur für Spott und Verachtung darüber würde ausstehen müssen. Er wußte wohl, wie es sich nicht schicken würde, in einer solchen Gesellschaft die außerordentlichen Umstände zu erzählen, wie er wäre erwecket worden, als welches sie wider allen Nachdruck noch Gründlichkeit seiner Rede muthmaßlicher Weise für das Merkmal einer Mondsucht würden angesehen haben. Deswegen begnügte er sich nur mit einer vernünftigen Schutzrede eines gerechten, züchtigen und gottseligen Lebens; weil er wußte, daß Niemand von ihnen mit einem Schein der Wahrheit etwas dagegen würde einwenden können. Darauf forderte er sie auf, sie sollten, wenn sie könnten, etwas aufbringen, zu beweisen, daß ein gottloses und liederliches Leben der Furcht, Liebe und dem Dienst des ewigen Gottes und einem dem Evangelio gemäßen

Digitized by Google

Wandel vorzuziehen sei. Er ließ es auch nicht ermangeln, die eigene Erfahrung seines vorigen Lebens zum Beweis anzuführen, (von dessen Beschaffenheit viele derselben Zeugen gewesen waren,) daß, nachdem er alle sinnlichen Lüste ausgeübet hätte, und dabei alle Vortheile genossen, so ihm die beste Leibesbeschaffenheit und sein guter Verstand gegeben, er doch dabei nie etwas geschmecket hätte, was verdiente Glückseligkeit genannt zu werden, bis er sich zu Gott gewandt, und desselben Dienst zu seinem Vergnügen erwählet hätte. Er bezeugte auf eine sanftmüthige, aber zugleich auch beherzte Weise, was für eine beständige Heiterkeit und Ruhe er dabei in seinem Herzen fühlete, und wie er solche mit der größten Fassung und mit Vergnügen ansehen könnte, welche der lustigste Sünder sowohl für unvermeidlich als auch schrecklich halten müßte. Denn die außerordentlichen Erquickungen erachtete er nicht für dienlich anzuführen, damit sie dieselben nicht für etwas Enthusiastisches halten möchten.

Ich weiß nicht, was manche von der Gesellschaft hierauf geantwortet haben. So viel aber erinnere ich mich, daß er mir erzählte, der Herr des Hauses, ein Mann von einem sehr freien und aufrichtigen Wesen, hätte den Streit kurz abgebrochen, und gesagt: „Lasset uns unsern Discours auf was anders richten; wir dachten dieser Mann wäre närrisch, und er beweiset im Ernst, daß wir es sind.“ Ueberhaupt befreite ihn dieser wohl ausgedachte Umstand von mancher zukünftigen Unruhe. Als seine vorigen Bekannten merkten, daß er noch umgänglich und ganz munter, aber auch in seinen Entschließungen ganz unbeweglich wäre, hörten sie auf, ferner auf ihn los zu dringen. Und er hat mich versichert, anstatt dessen, daß er einen einzigen werthen Freund durch die Veränderung seines ganzen Zustandes verloren, hätte er vielmehr befunden, daß er von vielen, ob sich auch nicht entschließen können, seinem Exempel zu folgen, doch wäre hochgeschätzt und geehrt worden.

Im Jahre 1726 vermählte sich Gardiner mit der jungen Gräfin Francisca Erskine, einer Tochter des Grafen Buchan, welche ihm in einer glücklichen Ehe vierzehn Kinder gebar. Wenige Jahre nach seiner Verheirathung avancirte er zum Oberst-Lieutenant, und blieb in diesem Posten bis er ein eigenes Regiment erhielt. Von Interesse sind in Doddrid'ges Schrift die Schilderungen seines Verhaltens zu seinen Soldaten.

„Weil ich, sagt Doddridge, vielleicht keine bessere Gelegenheit finden möchte von seinem Wandel und Betragen, als eines Officiers, zu reden, so will ich an diesem Ort etwas davon gedenken. Ich will hier nicht weitläuftig seine Tapferkeit im Felde rühmen, wiewohl auch dieselbe sehr denkwürdig war, wie ich von andern gehört habe. Ich sage mit Fleiß, von andern: denn von ihm selbst habe ich nie dergleichen gehört, sondern erst nach seinem Tode erfahren. Es ist sattsam bekannt, daß die Pflicht eines Officiers nicht nur sei, sich an dem Tage wohl zu halten, da es zum Treffen geht. Der Oberst Gardiner war wahrhaftig überzeugt, daß ein jeder Tag seine Pflichten mit sich brächte; und er war immer dahin bedacht, daß kein Vorwand einer Belustigung, Freundschaft, oder auch selbst der Andacht, ihn abhalten möchte, dieselben zu gehöriger Zeit zu beobachten.

Digitized by Google

Ich zweifele nicht, daß die Vornehmen von dem Regiment, bei welchem er Obrist-Lieutenant gewesen, allezeit ein ruhmwürdiges und dankbares Zeugniß von seinem exemplarischen Fleiß und Treue werden ablegen können, die er in alle dem bewiesen, was die Vorsorge für die Truppen betrifft, über die er zu Fuß oder zu Pferde gesetzt gewesen. Er wußte, daß denen, die die Ehre haben andern vorzustehen, obläge, sowohl in bürgerlichen und gottesdienstlichen als auch das Kriegs-Wesen angehenden Sachen, nicht nur so viel zu thun, daß sie von dem Vorwurfe einer groben und augenscheinlichen Nachläßigkeit frei blieben; sondern daß sie auch ernstlich zu erwägen hätten, wie viel sie nur, ohne aus ihren Grenzen zu schreiten, zum Besten des allgemeinen Wesens, durch die gehörige Aufsicht derer, die ihrer Vorsorge anvertraut wären, beitragen könnten. Die geheimen und öffentlichen Uebungen des Gottesdienstes waren so ordentlich von ihm eingerichtet, daß darunter der Paradeplatz oder ein andrer Ort, wohin ihn die Wohlfahrt des Regiments berief, im geringsten nicht litt. Auf der andern Seite aber war er auch sehr besorgt, daß diese Dinge dem Gottesdienst keinen Eintrag thun möchten; indem er glaubte, daß eine gehörige Abwartung desselben das sicherste Mittel wäre, zu allen andern Geschäften und Verrichtungen des Lebens einen erwünschten Fortgang zu bekommen. Er verabscheute daher alles, was als ein Kunstgriff ausgesonnen war, seine Soldaten zur Zeit des öffentlichen Gottesdienstes bei ihren Pferden und in ihren Waffen bleiben zu lassen: eine Unanständigkeit, von der ich wünschte, daß ihrer nicht dürfte Meldung gethan werden! Davon war er weit entfernt: Er pflegte daher seine Soldaten kurz vorher ehe der Gottesdienst anging, aufziehen zu lassen, und von der Parade gingen sie in das Haus Gottes. Er verstand die Rechte des Gewissens gar zu wohl, als daß er andern seine besondere Meinung in Ansehung der Religion aufdringen, oder denjenigen, welche in der Wahl der Gebräuche derselben von ihm abgingen, deshalb nicht mit Liebe und Hochachtung hätte begegnen sollen. Da aber die meisten von seiner, und auch viele von andern Compagnien, wenn er in England war, mit ihm in eine Capelle der Dissenters gingen, so ließ er sie zur gehörigen Zeit dahin marschiren, so daß sie schon da waren, ehe der Gottesdienst anging. Und ich muß ihnen die Gerechtigkeit wiederfahren lassen und von ihnen bezeugen, daß, so viel ich habe urtheilen können, wenn ich sie in großer Anzahl vor mir gesehen, sie während der Zeit des Gottesdienstes solche Ehrfurcht, Andacht und Anständigkeit von sich haben blicken lassen, als irgend jemand, der mit ihnen demselben beigewohnt hat.

Damit seine eifrige Bemühung, unter ihnen gute Zucht zu halten, desto mehr Wirkung haben möchte, so suchte er sich bei aller bequemen Gelegenheit einen Eingang bei ihnen zu machen, und bezeigte eine grosse Besorgniß für ihr Bestes; welche, da sie so wohlgemeint und aufrichtig war, sich bei manchen Fällen zu Tage legte. Ich erinnere mich, daß ich einstens Gelegenheit gehabt, einen seiner Dragoner in dessen letzten Krankheit zu Harborough zu besuchen, ich fand den Menschen an den Pforten der Ewigkeit stehen: ein Umstand, welcher wie er selbst vorgab, seiner Rede ein desto größeres Gewicht

Digitized by Google

geben, und sie desto glaubwürdiger machen mußte. Er sagte darauf in seines Obristen Abwesenheit zu mir, er zweifele nicht, daß er ewig Ursach habe, Gott des Obristen Gardiner halber zu preisen, indem er sich in alle seinen sowohl leiblichen als geistlichen Angelegenheiten, als einen Vater gegen ihn bewiesen hätte. Er setzte hinzu, er habe ihn in seiner Krankheit fast täglich besucht, und hätte ihm sowohl erbauliche Erinnerungen und Anweisungen gegeben, als auch alle Mühe angewandt, daß es ihm an nichts fehlen möchte, was zur Wiederherstellung seiner Gesundheit diensam wäre. Er bezeugte auch, daß dieses nicht etwa aus einer besondern Zuneigung gegen ihn herrührete, sondern er wäre gewohnt, alle, die unter seinem Commando standen, also zu behandeln. Es ist daher kein Wunder, daß dies ihre Liebe gegen ihn um ein großes vermehrt habe.

Es mußte ihn dieses bei seinen Soldaten nothwendig sehr beliebt machen, daß er die Bedienungen, welche er zu vergeben Macht hatte, nach Verdienst austheilte; welches er sowohl nach der Klugheit als Billigkeit beurtheilte. Ich ersehe aus einem Briefe, den ich vor mir habe, daß er angesprochen worden, für eine gewisse Person, die er selbst sehr werth hielt, bei dem Grafen von Stair eine Fürbitte einzulegen, und daß jemand, der ihm denselben angepriesen, dabei vorgestellt habe, daß, wenn er darin glücklich wäre, er eine gute Erkenntlichkeit dafür erwarten könnte. Er antwortet aber mit einigem Unwillen: „Bildet ihr euch ein, daß ich mich werde mit Geld bestechen lassen, jemandem Recht wiederfahren zu lassen?“ (Schluß folgt.)

Correspondenzen.

Zur Lustspielfrage.

IV.

Berlin, 12. Juli. Wir haben schon angedeutet, daß wir aus Gay's Comödie nur diejenigen Scenen ausziehen wollen, welche sich auf die Blaustrumpfwirthschaft der Miß Phöbe Clinket beziehen. Der Dichter hat jedoch auf eine höchst geschickte Weise die poetische Schöpfungslust des Fräuleins mit der Leichtfertigkeit der Dame Townly, der jungen Frau des Arzts Fossile zu verweben gewußt, so daß kurz vor der Katastrophe die dichtende Jungfrau noch als die Hauptschuldige erscheinen muß. Zunächst geben wir die Scene, wo der Arzt gegen die Leidenschaft seiner Nichte eine Radicalcur anzuwenden sucht. Nach dem traurigen Gerichte, das über die „Sündfluth“ Phöbe's ergangen ist, kommt Fossile hinzu. Er überrascht seine Frau im Zwiegespräche mit Plotwell und seine Nichte im Kampfe mit Kritikern und Schauspielern.

Fossile. Ist mein Haus ein Komödienhaus geworden? und auch meine

Braut ſpielt ihre Rolle, wie ich ſehe? wie geſchieht mir! Ich muß dieſe Geſchichte von Grund aus unterſuchen. — Es thut mir leid, ſo früh ſchon ſo viele Patienten hier anzutreffen. Worüber klagen Sie, Sir?

Erſter Schauſp. Ueber Kolik, Sir; ich habe mir den Magen an Grünthee und verdammten Verſen verdorben.

Foſſile (zur Townly). Ihr Puls ſchlägt ſehr ſtark Madame — (zu Plotwell). Es iſt Sympathie zwiſchen Ihnen beiden, ſo viel ich merke: denn der Ihrige ſcheint mir etwas fieberhaft. — Allein ich ſchmeichle mir, daß ich den Paroxismus für diesmal noch vertreiben werde. — Und was Euch betrifft, Nichte, Ihr habt das poetiſche Jucken am Halſe, und Eure neun Muſen ſind neun Teufel, die Euch mit Leib und Seele beſitzen. Seht her, ſo übergebe ich Euch und Eure Werke den Flammen der poetiſchen Verdammniß (ergreift einen Stoß Papier und wirft ihn ins Feuer).

Clinket. Ah! ich bin eine ruinirte Creatur!

Plotwell. Wie ſo? hat er einige Banknoten verbrannt? oder eine neue Coiffüre vor brabantiſchen Spitzen?

Clinket. Meine Werke! meine Werke!

Erſter Schauſp. Hat er Ihre Erbſchafts-Documente zerſtört? oder Ihre Billetsdoux?

Clinket. Eine pindariſche Ode! Fünf Gleichniſſe! und die Hälfte von einem Epilogus!

Zweiter Schauſp. Hat er einen neuen Fächer in den Kamin geworfen? oder eine Halsſchnur von Perlen?

Clinket. O wenn's nur das wäre. Die Couplets zu einer neuen Comödie! einen Prolog von vornehmer Hand! drei Abſchriften von Sonnetten auf die Verfaſſerin! und zwei griechiſche Motto's!

Foſſile. Meine Herren, wenn's beliebt —

Zweiter Schauſp. Innerhalb einer Stunde, Madame, ſollen Sie unſere poſitive Antwort erhalten. (Tremendous, Plotwell und die Schauſpieler gehen ab.)

In den folgenden Akten ſpielt Plotwell ſeine Intriguen mit der Townly fort, die aber immer durch die Intriguen Underplots, ſeines Nebenbuhlers, rückgängig werden. Dieſe Satyre über die zuſammengeſetzten Handlungen des brittiſchen Theaters iſt eine der glücklichſten, die wir kennen; vollkommen ariſtophaniſch. Foſſile iſt noch nicht drei Stunden verheirathet, und fühlt ſchon jede Unbequemlichkeit des Eheſtandes: welche himmliſche Maſchine wird ihm aushelfen? Was wird aus der unglücklichen Clinket? wie werden ihre beiderſeitigen Schickſale zur Entwickelung zuſammenfließen?

Foſſile hat den Friedensrichter Poſſum zu Rathe gezogen. Ein Schiffer von Deptford bringt Foſſilen ein Kind, das wie er ſagt, einem jungen Frauenzimmer in Doctor Foſſile's Hauſe zugehöre. Townly wird befragt und läugnet. Der Friedensrichter entſcheidet, daß der alte Foſſile ſelbſt der Vater des Kindes ſei, und es ernähren ſolle. In dieſer Verwirrung geht Phöbe's Magd mit einem Briefe in der Hand über die Bühne, der an

Digitized by Google

Plotwell gerichtet iſt. Man muß ſich erinnern, daß Plotwell aus Gefälligkeit für Miß Clinket die Vaterſchaft der Geiſtesprodukte derſelben übernommen hat. Foſſile nimmt ihr den Brief ab.

Foſſile. Wohin ſo eilig, Mamſell? Nichts, was zwiſchen dieſen vier Wänden vorgeht, ſoll vor mir heimlich gehalten werden. (Er lieſt.) „An Richard Plotwell, Eſq.“ — Dieſer Brief, Herr Poſſum, ſteckt uns in der ganzen Sache ein Licht auf. Da ſie eine unglückliche Verwandte von mir iſt, ſo erbitte ich Ihre Verſchwiegenheit, Herr Poſſum. Aber leſen Sie.

Poſſum (lieſt). „Sir, das Kind, von dem Sie die Güte gehabt haben Vater zu werden, iſt mir wieder zurückgeſchickt worden. Ihre Freunde von Drurylane haben mir, ich weiß nicht, ob mit mehr Unglimpf oder Unhöflichkeit in's Geſicht geſagt, daß ich verdammt werden würde. Wie unglücklich aber das arme Kind, das mir ſo viele Wehen und ſeitdem noch größeren Herzenkummer gemacht hat, je werden mag, ſo habe ich doch zu ſeinem Vater die gute Zuverſicht, daß er von ſeiner Seite nichts werde fehlen laſſen, wenigſtens vor der Welt den guten Namen derjenigen zu erhalten, die ſich mit äußerſter Niedergeſchlagenheit unterſchreibt ꝛc. — —“ Wie Sie ſagen, Herr Doktor, die Sache iſt klar genug. Alle Umſtände treffen zu.

(Clinket tritt auf.)

Clinket. Es iſt ſehr unhöflich, Sir, Jemandes Briefe zu öffnen.

Foſſile. Wollte der Himmel, es wäre nicht geſchehen! Wollte der Himmel, der Inhalt könnte mir, und der ganzen ehrbaren Welt auf immer ein Geheimniß bleiben! — Elendes Geſchöpf! In welche bereuenswürdige Umſtände hat deine verwünſchte Poeterei dich geſtürzt!

Clinket. Ich bin über dieſen Zufall nicht im Geringſten bekümmert. Es iſt andern berufnen und ſehr beliebten Töchtern Apollo's oft nicht beſſer ergangen: überdem bin ich ſchon eher in dem nämlichen Falle geweſen.

Foſſile. Ihre Unverſchämtheit überſteigt allen Glauben. Schon eher in dem nämlichen Falle?

Clinket. Seit fünf Jahren alle Winter! und Niemand hat ſich damit befaſſen wollen. Es kann ſein, daß mich Andre an Kaltblütigkeit im Nachdenken übertreffen; es kann ſein, daß Andre correcter in der ſittlichen Haltung ihrer Charaktere ſind; ja ich will zugeben, daß viele ihre Charaktere überhaupt beſſer zu menagiren wiſſen: aber was Fruchtbarkeit, und vornehmlich Leichtigkeit zu concipiren, betrifft! daran, glaube ich, ſoll mir's ſo leicht keine Seele zuvor thun.

Foſſile. O Himmel! von wem hat ſie dieſe unerhörte Conſtitution geerbt!

Poſſum. Noch einen Augenblick Geduld, Sir. Wer weiß, ob nicht, nach ihren Reden zu urtheilen, die Dame vielleicht heimlich verheirathet ſein mag?

Townly. Schande würde es für uns ſein, Herr Foſſile, mit ſo einer Creatur länger unter einem Dache zu leben. Gleichwohl, wenn Sie ſich entſchließen ſollten, ſie aus dem Hauſe zu werfen, ſo, ich beſchwöre Sie, ſo

Digitized by Google

gehen Sie wenigſtens menſchlich mit ihr um. Ich will allenfalls wohl für das Kind ſorgen.

Clinket. Ich habe oft und viel dialogiren gehört, ſchreibe auch wohl ſelbſt ein erträgliches Geſpräch: aber ein ſo unbegreiflicher Dialog, als der gegenwärtige, iſt mir doch nie vorgekommen. Worin beſteht denn, möchte ich fragen, die Sünde, ein Drama zur Welt gebracht zu haben? daß ich es nach Drurylane ſchickte, geſchah in keiner andern Abſicht, als weil ich mir das unſchuldige Vergnügen wünſchte, es aufführen zu ſehen. Daß man mir's aber wiedergeſchickt hat, kann ich das ändern? Iſt es meine Schuld, wenn die Komödianten einen elenden Geſchmack beſitzen?

Poſſum. Nun dieſe Erklärung, ich muß es geſtehen, ſcheint allerdings die Natur der Sache ein wenig zu verändern, und ſetzt uns einigermaßen in die vorige Verlegenheit zurück. Aber, Madam, was meinen Sie denn mit dem Ausdrucke: „Ihr Kind?"

Clinket. Je, was ſollte ich meinen, als mein Trauerſpiel, das Kind meines Witzes? Seht doch! einer von Sr. Majeſtät Friedensrichtern, und verſteht eine gemeine Metapher nicht!

Poſſum. Herr Doktor, Sie haben uns lange genug mit ihren Künſten und Ausflüchten aufgehalten; und das Ende vom Lied bleibt: behalten Sie ſein das Kind! es iſt Ihres! (zum Schiffer). Freund, ſprich mir rein vom Bart weg; ſage mir deutlich und umſtändlich, was dir von der ganzen Affaire bekannt iſt.

Foſſile. Nein, erſt hören Sie meinen Bericht an; ich will keinen einzigen Umſtand verſchweigen. — Dieſen Morgen treibt mich mein böſer Geiſt, Gott verzeih' mir! daß ich dies Frauenzimmer heirathe; und da ich ſie kaum, nachdem die Einſegnung vorbei iſt, aus ihrer vorigen Wohnung bei Mrs. Chambers in der Königsſtraße, Coventgarden, hier in mein eigen Haus eingeführt habe, ſtellen Sie ſich vor, ſo —

Schiffer. Mrs. Chambers? Mrs. Chambers hieß das Haus, wo man mich hinwies; und in dem Hauſe bei Mrs. Chambers wohnte die Magd, die uns das Kind brachte, daß meine Frau es für ihre Lady auffangen ſollte; und wer ihre Lady war, das wollte ſie uns nicht ſagen, war auch unſers Thuns nicht, weiter darnach zu fragen.

Das Weitere iſt leicht denkbar. Townly wird wegen Bigamie verhaftet, die Ehe Foſſile's iſt drei Stunden nach der Hochzeit aufgelöſt, und der Arzt muß mit ſeiner Nichte weiter wirthſchaften, wobei er zuſehen mag, wie er künftighin die Stockfiſche beſſer in der Paſtete erhalte.

Druck von A. Paul & Co. in Berlin, Kronenſtraße 21.

Digitized by Google

Ein Wahlgesetz.

Wir haben bereits die Meinung geäußert, daß es der öffentlichen Ordnung nicht unzuträglich sein würde, wenn das jetzige Haus der Abgeordneten noch einmal zusammenkäme. Der einstweilige Fortbestand dieser Versammlung bis zu dem Zeitpunkte, wo der Paragraph der Verfassung ihren Lebensfaden durchschneidet, entspricht am besten derjenigen Stellung, welche das constitutionelle Wesen in unserem Staatskörper einnimmt. Der Organismus der Preußischen Monarchie und seine wahre Entwickelung wird herzlich wenig durch die constitutionelle Formel bedingt, ein Satz, der Jedem einleuchten wird, nachdem die Erfahrungen der letzten Jahre gelehrt haben, daß die Preußische Regierung sich um so achtunggebietender, freier und kräftiger bewegt, je geringer der Einfluß ist, welchen sie der doctrinären Formel einräumt. Von außen her dem Preußischen Staate angeflogen, lebt und webt unser Constitutionalismus auch heute noch nur außerhalb des Staatskörpers; er sagt seine Redensarten her, er begeistert seine Helden, er schafft seine Abgeordnetenhäuser, ohne den Gang des Staates wesentlich zu alteriren. Er ist eine Art mechanisches Beiwerk, das mit klappernden Rädern und stöhnendem Kessel neben dem Staate steht, in welchem aber kein einziges Stück Tuch zur Bekleidung der Unterthanen fertig wird. Unter solchen Umständen möchte es wohl das Beste sein, ruhig zuzusehen, bis durch den Umschwung des constitutionellen Räderwerkes die Abgeordneten wieder bei dem Dönhofsplatze abgelagert werden. Ein entgegengesetztes Verfahren würde den constitutionellen Satzungen ein zu großes Gewicht beilegen.

Insofern ist die Frage, ob ein neues Wahlgesetz gemacht werden und wie es aussehen solle, keine naheliegende. Ja, folgerichtiger Weise könnte sie kaum jemals erhoben werden, da der Erlaß eines Wahlgesetzes ein Zugeständniß an den ausländischen Constitutionalismus, dessen Gleichgültigkeit und Unbedeutendheit wir so eben behauptet haben, sein würde. Doch ist es den Regierungen nicht gestattet, Consequenzen bis in die letzte Spitze durchzuführen. Der fortschrittlichen Schein-Aufregung, welche während der letzten Jahre herrschte, wird eine Erschöpfung der Wortführer, eine Abmattung des Publikums, eine Verwelkung der kümmerlichen Triebe, die der Constitutionalismus zu Tage zu fördern suchte, folgen; und da wird es die Aufgabe der Regierung sein, etwas Gutes und Dauerndes an der Stelle zu schaffen, wo bisher nur eitle und leere Geister ihren Spuk verübten.

Nicht also damit eine Concession an die Formel gemacht werde, nicht damit der Platz des Verwelkten durch eine neue Eintagspflanze besetzt werde,

Digitized by Google

sondern damit der Boden, den die Formel ausgedörrt hat, wieder eine gewisse Ertragsfähigkeit erhalte, sind wir der Meinung, daß nach dem Dahinscheiden des jetzigen Abgeordnetenhauses ernstlich daran gearbeitet werden wird, ein Wahlgesetz zu publiciren, welches mit den geschichtlichen Ordnungen des Preußischen Staates verträglich sei und dieselben stütze.

Der beschworenen Verfassung soll kein Leid geschehen, vielmehr soll sie endlich mit den Lebensgesetzen unseres Staates vermittelt werden. Die Vertretung soll sich zu einer würdigeren Höhe erheben als zu der Rolle eines durch die zufällige Mischung der Urwählerkarten entstandenen Conglomerats von Ehrgeiz und Gedankenlosigkeit. Da nach der Verfassung das Abgeordnetenhaus an der Gesetzgebung theilnimmt, so übt auch die Urwählermasse, deren Stimme dem Hause das Dasein verleiht, einen Theil der gesetzgebenden Gewalt aus. Wie ist es nun möglich, diese wichtige Verrichtung dem Zufalle preiszugeben? Nur dann kann aus dem Resultat der Wahlen etwas Heilsames erwartet werden, wenn genaue Fürsorge getroffen ist, daß nur solche an jenem Acte theilnehmen, denen die nothwendigen Vorbedingungen für die Existenz des Staates bewußt sind.

Welches sind die Vorbedingungen für den Bestand und das Wachsthum des Preußischen Staates? Und wie vermag man sich zu überzeugen, daß der Unterthan dieselben kenne?

Preußen ist das Erzeugniß seiner Könige, es ist noch nicht in sich abgeschlossen, die Idee dessen, was es leisten und werden soll, wird noch nicht vollständig von dem, was es in Wirklichkeit ist, erfüllt. Damit es aber seiner Bestimmung nachkomme, muß Preußen ein königliches Preußen bleiben und einer jeden Einrichtung in ihm muß der königliche Stempel aufgedrückt sein. Auch ist blos derjenige ein selbstständiger Preuße, wie ihn das Gesetz für die Wählerschaft verlangt, welcher auf dem Boden des Königthums steht. Jeder andere Preuße ist hinfällig, krüppelhaft, ohnmächtig. Hieraus erklärt sich das Bestreben preußischer Bürger, auch äußerlich durch einen Titel, ein Amt, eine königliche Bestätigung ihren Zusammenhang mit dem Staate und der Krone nachzuweisen. Wir wollen nicht behaupten, daß allein diejenigen, welche ein vom Könige bestätigtes Amt bekleiden, zur Ausübung der Wahl zugelassen seien, weil einerseits bei ihnen die Einsicht in die Bedürfnisse des Staates zu vermuthen sei und weil sie andererseits bei dem Mißbrauch ihrer Stimme leichter verantwortlich zu machen wären: aber wir sagen, daß das Wählerthum ein wichtiges Amt ist. Und wenn vor der Verleihung aller andern vom Staate verliehenen Aemter eine Prüfung angestellt wird, ob der Candidat zur Führung des Amtes qualificirt sei, so begreifen wir in der That nicht, wie das Wähleramt, das direct in die Gesetzgebung und in das Herz des Staates eingreift, ohne dergleichen Formalitäten dem ersten besten unbekannten, unerprobten Unterthan übertragen werden könne.

Was wir demnach wünschen, geht dahin, daß vor einer Neuwahl Prüfungscommissionen errichtet werden, welche die Qualification derer, die sich für die Ausübung des Wähleramtes melden, zu prüfen haben. Wir sagen:

Digitized by Google

derer, die sich melden — denn wir glauben, daß alle diejenigen, denen das außerordentlich bedeutsame Ehrenamt, Bildner des gesetzgebenden Körpers zu sein, am Herzen liegt und die ein Verständniß für solch ein Amt haben, wohl auch die kleine Mühe einer förmlichen Anmeldung zu dieser Function nicht scheuen dürfen. Die Commission würde die Wahlamts-Cadidaten über ihre Kenntniß der Gesetzgebung so wie der Geschichte des preußischen Rechtes examiniren: denn wer bei der Gesetzgebung helfen will, muß doch jedenfalls das bestehende Gesetz kennen.

Was bisher zu der Verfälschung der Abgeordnetenwahlen wesentlich beitrug, das war der Umstand, daß den Urwählern die politische Arbeit gar zu bequem, heiter und gemüthlich gemacht wurde. Die Leutchen ergötzten sich auf ein Paar Bezirksversammlungen, ließen sich leichte oratorische Waare vorsetzen, gaben dem Seichtesten ihre Stimme und dachten hinterher: nun seht, wie ihr mit dem Unding, das wir vergnügter Weise gemacht haben, fertig werdet. Die Arbeit der Regierung, welche sich gegen den Andrang des schaalen und windigen Vorwitzes vertheidigen mußte, wurde unverhältnißmäßig gesteigert, während den Urwählern ein Amüsement mehr verschafft wurde. Das ist ungerecht. Möge derjenige, der nach dem Wählerthum strebt, erkennen, daß die Politik eine ernste Arbeit erfordert. Je ehrlicher er arbeitet, desto bescheidener wird er werden.

So wird es gelingen, das in den preußischen Staat eingeschobene Wählerwesen aus dem Gebiete der Zahlenberechnung emporzuheben und es dem Charakter Preußens zu accomodiren. Preußen erzieht seine Bürger; das Wahlamt und seine Ertheilung wird dazu dienen, die Education zu vervollständigen, gleichwie der militärische Dienst und die Heranziehung zu ihm ein Mittel der Bildung ist. Preußen überläßt seine Vertheidigung nicht dem Zufalle, es darf auch seine Gesetzgebung nicht dem Zufalle überlassen.

Ueber Regiment durch die Könige oder Regiment durch das Volk.

(Schluß).

In dem Berichte, der dem Parlamente erstattet wurde über die häufigen Schiffbrüche und ihre Ursachen, erwies es sich, daß diese in erschreckender Weise sich vermehrt haben, weil man die früheren Grundsätze, nach denen der Bau und die Bemannung der Schiffe überwacht wurden, verlassen hat. Viele Schiffe werden vorsätzlich so gebaut, daß sie nur einige Jahre halten, und doch bleiben sie im Gebrauch, bis sie bei schlechtem Wetter in Stücke brechen; Ladung und Mannschaft gehen dabei zu Grunde. Die Schiffs-

Digitized by Google

eigner zu Hause haben die Mittel in der Hand, sich gegen solche Zufälle durch Versicherungen zu schützen, aber die armen unwissenden Matrosen und Schiffsjungen, die an Bord gehen, haben keine Mittel, um zu wissen, ob sie sicher sind oder nicht. Wenn man die Zeugen befragt, welches Heilmittel für solche Uebelstände sie vorschlagen können, so antworten sie alle, es gebe kein anderes, als wieder das Ganze unter die Oberaufsicht der Beamten der Königin in den Schiffswerften zu stellen. Hier hat man einen Fall, wo das Volk im Gefühl des Uebels, das geschehen ist, selbst das einzige Heilmittel andeutet, nämlich in der Ausübung der väterlichen Sorge der Krone, damit die Kaufleute und Schiffbauer gehindert würden, einen Freihandel mit Menschenleben zu treiben.

Der gewöhnliche Vorwand, mit welchem diese Advocaten des laisser faire-Grundsatzes ihre Ansprüche, das Wohl aller anderen Klassen ihrem eigenen Interesse zu opfern, unterstützen, ist, daß jede Klasse gleichmäßig fähig sei, sich gegen die Angriffe ihres Nachbars zu schützen. Aber es ist unmöglich für die armen Seeleute zu wissen, ob die Fahrzeuge seetüchtig sind oder nicht, ob sie dazu gebaut sind, um nach zehn Jahren in Stücken zu gehen zum Vortheil ihrer Besitzer, oder ob sie gebaut sind, um so lange als möglich auszuhalten. Es ist nothwendig für die Krone, welche die gemeinsame Schützerin Aller ist, einzuschreiten und die zu schützen, welche sich selbst vor dem Geiz und der Habgier und der verbündeten Macht der Kaufleute und Schiffsbauer nicht behüten können. Es ist irrthümlich zu behaupten, daß die Masse des Volkes sich vor aller Gefahr, die sie bedroht, behüten könne, und daß die Krone gerechtfertigt sei, wenn sie nicht wache und einschreite. Man könnte eben so gut behaupten, daß Kinder und Dienstboten in einer Familie sich selbst schützen und behüten können ohne die beständige Leitung oder das beständige Eingreifen des Hauptes in alle Einzelnheiten des Haushaltes. Es ist die Pflicht der Krone, diesen Schutz zu gewähren; das Volk sich selbst preisgeben, heißt, eine Pflicht gegen dasselbe preisgeben, gleichviel ob das Volk, verzogenen und eingebildeten Kindern ähnlich, wähnt, daß es ganz wohl im Stande sei, sich selbst zu leiten, ja besser, als die Könige und Väter, die Gott dazu gesetzt hat. Die Pflicht der Könige und Väter bleibt gleichwohl dieselbe und sie dürfen nicht nachlassen in ihrer Pflicht der Oberaufsicht und der Fürsorge, daß ihre Kinder weder sich selbst noch Andere beschädigen. Ebenso müssen die Dampfboote unter besondere Controle gestellt werden. Letzten Sommer wurde eines von denen, die zwischen London und Boulogne fahren, auf dem Rückwege an der Mündung der Themse von einem Nebel überfallen und gezwungen Anker zu werfen. Als der Nebel sich zerstreute war nicht Mannschaft genug an Bord, um die Anker in die Höhe zu ziehen. Die Passagiere versuchten Beistand zu leisten, aber es waren nur wenige Männer darunter, obwohl das Schiff voll Frauen war. Der Wind wurde stärker und Alle waren in großer Gefahr. — Die Schiffseigner sagen natürlich: „Keine Einmischung! Laßt uns die Passagiere mit den geringsten Kosten befördern, ob auch eine Ladung menschlicher Wesen

Digitized by Google

zelegentlich zu Grunde geht oder nicht, nur nicht rühren an den Principien des Freihandels.“ Aber es iſt nothwendig, daß die Regierung die eine Klaſſe verhindere Etwas zu thun, was einer andern ſchädlich ſein kann. — Eine andere Manie befiel dieſe Freihändler in der Anlage von Eiſenbahnen. Anträge kamen in das Haus der Gemeinen, bei denen jedes Intereſſe Anderer geopfert war. Glücklicher Weiſe trat das Haus der Lords dazwiſchen und machte es zu einer feſtſtehenden Ordnung, daß keine Eiſenbahn eine andere Straße in derſelben Ebene durchkreuzen dürfe, ſondern entweder darunter weg gehen müßte durch einen Tunnel oder darüber weg durch eine Brücke. Wäre das nicht geſchehen, ſo würde die Gefahr auf den Landſtraßen, die mit Eiſenbahnen zuſammentreffen, außerordentlich geweſen ſein wegen des Scheuwerdens der Pferde und beſtändige Verluſte an Menſchenleben und Gütern wären zu beklagen geweſen. Es würde intereſſant und lehrreich ſein, ein Verzeichniß der Geſetzes-Vorſchläge zu geben, die von den Radikalen in das Haus der Gemeinen ſeit ſeiner Reform eingebracht ſind und dabei den Zuſtand des Landes bemerklich zu machen, in dem es ſich befinden würde, wenn dieſe Vorſchläge durchgegangen wären und die höhere Weisheit des Oberhauſes und der Miniſter der Krone ſie nicht verworfen hätte. Ein ſolches Werk würde einen nützlichen Beitrag liefern, um die Fähigkeiten der Lieblinge der Menge erkennen zu laſſen, der Männer, die aus ihrer angebornen Dunkelheit durch das Partei-Getriebe zu der Stellung von Geſetzgebern und Regierern des Volkes emporgehoben ſind.

Handel iſt ein Mittel zum Wohlſtande und deshalb muß der Handel befördert werden. Fabrikation iſt gleichfalls ein Mittel zum Wohlſtande und muß darum auch befördert werden, aber mit gewiſſen Einſchränkungen für beide; und ſelbſt unter den beſten Umſtänden erzeugen ſie Grundſätze, gegen die man auf der Hut ſein muß. Zu aller Zeit und in allen Ländern haben die weiſeſten Staatsmänner die demoraliſirenden Einflüſſe des Handels wahrgenommen und gegen ſie gewarnt, und wenn ihre Angaben richtig ſind, ſo folgt daraus, daß ein Land in demſelben Maße demoraliſirt wird, als es ſich jenen Intereſſen hingiebt. Nehmen alſo in einem Lande Handel und Fabriken zu, ſo nimmt auch die Entſittlichung zu. Wir brauchen nicht das Beiſpiel von Tyrus und Carthago anzuführen oder weiter zurückzugehen, als auf Cicero, der in ſeiner Schrift de republica ſich ſo darüber ausdrückt: Est autem maritimis urbibus etiam corruptela ac mutatio morum; importantur non merces solum adventitiae, sed etiam mores, ut nihil possit in patriis institutis manere integrum. Jam qui incolunt eas urbes non haerent in suis sedibus, sed volucri semper spe et cogitatione rapiuntur a domo largius, atque etiam cum manent corpore, animo tamen excurrunt et vagantur. Nec vero ulla res magis labefactatam diu et Carthaginem et Corinthum perversit aliquando, quam hic error ac dissipatio civium, quod mercandi cupiditate et navigandi et agrorum et avorum cultum reliquerunt. Lord Chatam's Rede über die Falkland-Inſeln hat uns die Meinung dieſes vollendeten und erfahrnen Staatsmannes darüber aufbehalten, er ſagt: „das Wenige, was

Digitized by Google

ich davon kenne, hat nicht dazu gedient, meine Meinung von dem zu erhöhen, was man gewöhnlich das Geld-Interesse nennt. Ich meine jene Schmeißfliege, jenen Mistkäfer, der sich selbst den Freund der Regierung nennt und vorgiebt dieser oder jener Verwaltung zu dienen, aber unter denselben Bedingungen von jeder Verwaltung erkauft werden kann, der der Regierung Geld vorstreckt, aber besondere Sorge trägt für seine Profite." Lord Chatam sagt nur, daß das Geld-Interesse mit jeder Partei im Staate Hand in Hand gehen würde; Mr. Canning erklärt, daß es mit jedem Staate sich verbinden wird, selbst mit dem Feinde seines eigenen Staates. Er sagt: „Wir wissen es wohl, daß in diesem Augenblick es kaum irgend eine Macht giebt, die nicht wegen Hilfsmittel ausschaut nach unserer Börse. Mir scheint es ganz offenbar, daß unsere Geldmänner ohne Unterschied aller Parteien leihen und die welche die „Hauptleute der Hauptleute, die wahren Herren von Europa" sind, reichen denen die Waffen dar, die wider einander streiten. Sage man mir daher nicht, daß ich meine Sicherheit bauen soll auf die Moralität unserer Geldverleiher. Nein, nein, laßt Ferdinand morgen einige Spuren von Stärke zeigen und einen festen Entschluß, eine Bewaffnung zu Stande zu bringen und man wird sehen, daß die Truppen und Flotten Spaniens durch brittisches Capital ausgerüstet, aus euren eigenen Häfen aussegeln werden, um die Freiheit Süd-Amerikas in ihrer Geburt zu ersticken. Ich fordere euch heraus das zu verhindern und ich fordere euch heraus, mir nur irgend Etwas in der Moralität der Geld-Abschlüsse der letzten Jahre aufzuweisen, was euch gegen solche Ereignisse sichern könnte." Dieselbe Nichtachtung von Kaufleuten gegen die Interessen ihres eigenen Vaterlandes, wenn nur durch die Verrätherei gegen dasselbe etwas zu gewinnen ist, beobachtete Russell in Deutschland. „Frankfurt, sagte er, steht in Folge seiner Handelsbeziehungen so völlig unter ausländischem Einflusse und ist so befleckt von einer Vermischung von allen möglichen ausländischen Sitten, daß man von seiner Bevölkerung kaum sagen kann, sie habe noch einen eigenen Charakter. Eben die vielfachen Verbindungen mit allen Enden der Welt, durch die sie in gewissem Sinne Weltbürger geworden sind, haben sie unfähig gemacht, Deutsche zu sein, denn sie berechnen das Glück der Menschheit nach dem Stande der Börse. Möge indeß Keiner zu hastig die würdigen Bürger von Frankfurt verdammen, weil sie in dem Verfolg ihrer Handels- und Geld-Spekulationen die Interessen ihres Vaterlandes vergessen haben; oder wenigstens, bevor er das Verdammungs-Urtheil wegen ihrer Selbstsucht über sie ausspricht, möge er zuvörderst seine Studien in den Häfen von London, Liverpool oder Bristol machen und untersuchen, ob er da reinere Beweggründe für den englischen Handels-Patriotismus findet." Vol. 1. p. 52. Während des letzten Krieges in Canada standen die englischen und amerikanischen Armeen lange Zeit einander gegenüber, kein Theil konnte vorwärts kommen aus Mangel an Geld. Der englische General wandte sich an die englischen Kaufleute und bot von Seiten der Regierung enorme Zinsen für eine Anleihe. Die Kaufleute forderten aber noch höhere Interessen. Der Adjutant, der sich scheute sie zu bewilligen ohne neue Ordre, kehrte zum General zurück. Als

Digitized by Google

er fort war, bot der amerikanische General den englischen Kaufleuten die Interessen an, die sie forderten und erhielt das Geld. So war die amerikanische Armee die erste, die sich in Bewegung setzen konnte, um die englische anzugreifen, vermittelst des Geldes, das die englischen Kaufleute dazu geliefert hatten. Ebenso ist es wohl bekannt, daß während des ersten Theiles des letzten amerikanischen Krieges englisches Geld der Regierung der Vereinigten Staaten geliehen wurde, um den Krieg gegen England zu führen.

Daraus ist ersichtlich, daß zu jeder Zeit die Richtung des Handels dahin geht, den Patriotismus zu zerstören und Alles dem einen Zwecke des Geldgewinnes zum Opfer zu bringen. Da unser Land jetzt mehr als je zuvor dem Handel ergeben ist, so zeigt sich denn auch mehr als je die Verderbniß unter den Handel- und Gewerbe-treibenden Klassen. Man sehe z. B. die Art, wie die Kaufleute, seitdem der freie Handel eröffnet ist, die Chinesen mit Opium vergiftet haben wider die dortigen Landesgesetze und wider allen guten Glauben unter den Völkern. Man sehe ferner die Behandlung der Kinder in den Fabriken und den Widerstand der Fabrikanten gegen jede Beschützung dieser hilflosen menschlichen Wesen, die ihren Gewinn beeinträchtigen könnte.

Unter den Betrügereien, von denen unser Zeitalter voll ist, ist eine auch die, daß der Handel die Civilisation befördere. Sicherlich findet dabei eine etwas weite Ausdehnung des Begriffes „Beförderung" statt. Laßt uns die Operation etwas näher ansehen. Unter Handel versteht man, daß man englischen Kattun nach Polen sendet und polnisches Getreide dafür zurückbringt. Wer ist hierbei die civilisirte Person? Der Kattun-Mann oder der Pole, oder Beide, oder Keiner von Beiden? Wohl aber, wird man sagen, es ist nicht sowohl der Austausch der Güter, der Sachen, als der Austausch der Ideen, der die Civilisation mit sich führt. Gut, die Ideen, die mitgetheilt werden, sind enthalten in einem Briefe, der einen Auftrag giebt und in einer Rechnung, die man zurückempfängt. Durch welche von diesen Operationen ist die polnische oder die manchester Civilisation befördert? Doch wir werden vielleicht belehrt werden, daß dies durch den Verkehr der Kaufleute unter einander geschehe. Zuvörderst pflegen sich die Kaufleute nicht mehr von Hause fortzubegeben und zweitens, wenn sie statt eines Briefes ihre Handlungsreisenden senden, was soll durch diese reisenden Commis mitgetheilt werden? Verkehr zwischen Nationen ist von großem Nutzen, gewiß; in den Heidenländern bereitet er den Missionaren den Weg zu ihrer Bekehrung und in den christlichen Ländern ist der Austausch der Künste und Wissenschaften höchst gewinnreich, Künstler und Männer der Wissenschaft empfangen dadurch gegenseitige Förderung und Belehrung; aber das hat gar nichts zu thun mit dem Austausch von Baumwolle gegen Seide oder Wolle gegen Wein. Auch dieser Austausch ist ganz gut an sich, aber davon zu sprechen als von einem vorzüglichen Mittel, die Civilisation zu befördern, gehört zu den Betrügereien von denen diese „höchst denkende Nation" jetzt zum Ueberschwange voll ist.

Wenn in alten Zeiten in Frankreich ein Edelmann genöthigt war, sein Brod sich als Kaufmann zu erwerben, war er verpflichtet, sich der Abzeichen

Digitized by Google

seines Standes zu entäußern, die er jedoch wieder annehmen konnte, sobald er im Stande war zu seiner früheren Stellung in der Gesellschaft zurückzukehren. Diese Sitte bezeichnete das allgemeine Gefühl in Bezug auf das Wesen dieser Beschäftigung, daß sie unedel wäre, daß die Grundsätze und Gefühle, die sie erzeugt, nichts Erhebendes, sondern etwas Herabwürdigendes hätten. Gleichwohl konnte Jemand unangesteckt bleiben von der Atmosphäre, die er athmete, und der niederziehenden Gewalt der Dinge, von denen er umgeben war, widerstehen; aber sicherlich konnte er das nur, wenn er die Gefahr erkannte, in der er sich befand, und den ernstesten Vorsatz hatte, dagegen anzukämpfen. — Manche Beispiele der Art finden sich in unserm Lande, aber das sind Ausnahmen und ich spreche jetzt nicht von Individuen sondern von der Tendenz des ganzen Systems und zwar um auf die Gefahr hinzudeuten, welcher jede Regierung ausgesetzt ist, die dem Handelsgeiste Zugeständnisse einräumt, was sie sicherlich um so mehr thun wird, je mehr ihr eigenes Idol die Popularität ist und je mehr die Minister auf den Beifall der Menge blicken, statt allein auf den Beifall ihres Herrn. Und es ist Grund zur Besorgniß vorhanden, daß auf Anlaß der Geldverlegenheiten des Landes die Rathgeber der Krone eher geneigt sein werden, den Handel und die Handels-Beziehungen auszudehnen, als das einzuschränken und zu vermindern, was bereits jetzt schon mit seinen geilen Trieben Alles überwuchert.

Eines der Uebel, das aus der angeblichen Reformbill geflossen ist, besteht darin, daß eine größere Zahl von Händlern mit Ländereien, Fabrikanten, Kaufleuten in das Haus der Gemeinen gekommen ist und demzufolge hat die Regierung mehr Schwierigkeit der Macht ihrer schlechten Grundsätze zu widerstehen. Aber wie schlimm es auch ist, daß die Grundsätze und Ansichten von Handelsleuten hineingebracht sind, noch übler ist es, daß die Grundsätze und Ansichten von religiösen Sektirern darin zur Geltung kommen.

Die Quäker sind die absurdesten und anstößigsten unter allen Sektirern, indem sie sich in Dinge mischen, die ihnen zu hoch sind. Sie lesen in der Bibel „liebet eure Feinde" und ihre Logik ist: also ist der Krieg ungesetzlich. Sie lesen „Du sollst nicht tödten" und ihre Logik ist: also darf ein Mörder nicht gehängt werden. Von allem Volk tragen sie den Charakter der Thorheit am klarsten auf ihrer Stirne geschrieben. Ihre Lehre ist: weil sie das Wesen des geistigen Lebens, das in der Taufe und dem heiligen Abendmahl mitgetheilt wird, empfangen hätten, hätten sie die äußeren Zeichen nicht nöthig, obwohl Gott sie angeordnet hat; nicht anders als der, welcher den Kern habe, füglich die Schaale wegwerfen könne. Zunächst zeigt diese Vergleichung, daß sie die Natur eines Sakramentes nicht verstehen, das sich eben so wenig in zwei abgesonderte, für sich bestehende Theile zertrennen läßt, als man Leib und Seele auseinander reißen kann. Sie könnten eben so gut sagen, indem ich eine Seele habe, bedarf ich durchaus keines Leibes. Weiter aber tragen sie auf ihrem Rücken den Widerspruch ihrer eigenen Behauptungen, denn wenn sie als solche, die das

Digitized by Google

geiſtliche Leben gewonnen und auch den Sieg über die Kleider-Hoffarth davongetragen haben, keines äußeren Zeichens dafür bedürfen, warum machen ſie es zu einem Theil ihrer Religion, eine beſondere Kleidung zu tragen? Eine geiſtliche Wahrheit, abgeſondert von ihrer körperlichen Offenbarung iſt Myſticismus; und hätten die Quäker nichts weiter gethan, als ſich lächerlich zu machen, ſo würde ihrer hier keine Erwähnung geſchehen ſein; aber ſie haben ſchon ſeit lange überall die Herrſcher geplagt mit ihrer „Unrechtmäßigkeit" des Krieges oder des Todes-Urtheils an Mördern und haben zuletzt in ihren Strudel manche klügeren Leute, als ſie ſelbſt ſind, hineingezogen.

Dieſe und alle ähnlichen Myſtiker beginnen ſtets am verkehrten Ende. „Selbſt" iſt ihr Idol und in ſelbſtgezogenen Gleiſen bewegen ſich ihre Träumereien und Gedanken. Anſtatt daß ſie ſich in die Stelle von Herrſchern verſetzen und von dieſer Höhe auf ſich und ihre kleinlichen Angelegenheiten herabblicken ſollten, wodurch ſie befähigt ſein würden, die Dinge in ihren wahren Verhältniſſen zu ſehen, verengen ſie Alles nach dem kleinlichen Maaß ihrer eigenen Auffaſſungen. Wer für ſeine Perſon angegriffen wird, mag dieſe Unbill aufnehmen nach ſeinem Gefallen. Er mag dem Angriffe Widerſtand leiſten oder wenn er einen Streich auf einen Backen empfangen hat, den anderen auch hinreichen. Aber der Fall iſt ein ganz verſchiedener, wenn die Intereſſen Anderer dabei betheiligt ſind. Es iſt die Pflicht eines Vaters, ſein Kind zu vertheidigen und wenn das Kind angegriffen wird, den Angreifenden niederzuſchlagen, ja ihn zu tödten, wenn es für die Sicherheit des Kindes nöthig iſt. Es iſt die Pflicht eines Souveräns, das Leben und das Eigenthum ſeiner Unterthanen zu ſchützen und ſeinen Soldaten Befehl zu geben auf Alle zu ſchießen, die an den Einen oder den Anderen ſich vergreifen möchten. Es iſt die Pflicht der Beherrſcher eines Landes es zu verhindern, daß die friedlichen Einwohner beraubt oder gemordet werden und darum alle Mörder und Räuber zu hängen, wenn das für den Schutz der Uebrigen nöthig iſt. Die, welche gegen die Rechtmäßigkeit des Krieges und der Todesſtrafe ſchreien, ſind Leute, die nach ihrer geſellſchaftlichen Stellung unfähig ſind, ſich ein Urtheil über dieſe Sachen zu bilden. Das Schwert iſt in die Hände der Herrſcher gelegt „zur Strafe der Uebelthäter" und ſie ſollen es nicht umſonſt tragen. „Wer Menſchenblut vergießt, deß Blut ſoll wieder durch Menſchen vergoſſen werden" iſt eine eben ſo für Chriſten geltende Vorſchrift als „Liebet eure Feinde". Die Frage, um die es ſich handelt, iſt nicht, wie ſoll man ſich gegen ſeine Feinde verhalten, ſondern wie ſoll man die ſchützen, deren Beſchirmung die Pflicht eines Herrſchers iſt.

Das Recht des Widerſtandes iſt nicht gegründet auf einem Recht ſich gegen irgend eine Obrigkeit aufzulehnen, ſondern darauf, daß jede Klaſſe von Regierenden ihr eigenthümliches Recht hat. Die Prieſter z. B. ſind berechtigt jeder Einmiſchung des Königs in die Gebräuche und Ordnungen der Kirche zu widerſtehen; der König iſt berechtigt der Autorität der Prieſter entgegenzutreten, wenn ſie ſich anmaaßen darüber zu urtheilen, ob Hulbi-

Digitized by Google

gungseide zu leisten seien oder nicht, oder ob man ihm gehorchen solle oder nicht. Väter und Ehegatten sollten den Priestern widerstehen, wenn sie gegen ihre Töchter und Weiber eine unziemliche Sprache führen, unter dem Vorwande, sie zu einer vollkommenen Beichte zu veranlassen. Familienhäupter sollten aller Einmischung der Könige und Priester in die Erziehung ihrer Kinder oder die Führung ihres Haushaltes widerstehen. Jeder Einzelne mag der geistlichen Gewalt, die ihm oder denen, die er zu beschützen verpflichtet ist, widerfährt, widerstehen. Aber wenn der König seine Soldaten braucht, um das Kirchengut oder das Privateigenthum wegzunehmen, so sollte kein persönlicher Widerstand ihm geleistet werden.

Die Frage über das Duell steht auf demselben Grunde. Es ist ein sehr übles Ding, wenn Jemand sein eignes Leben oder das anderer Personen auf das Spiel setzt, nur um seiner oder ihrer Privatrache oder Bosheit Genüge zu leisten, aber es giebt Fälle, wo es eben so recht sein mag auf einen Landsmann wie auf einen Fremden zu schießen, im privaten wie im öffentlichen Kriege. Ueber solche Dinge ist kein Einzelner ein geeigneter Richter. Sein Leben ist nicht sein Eigenthum, sondern gehört Gott und dem Könige. Der Grund, auf den bei einem Duell die Todtenschau erfolgt — (coroners inquest), ist, weil dem König ein Schaden zugefügt ist, indem er eines seiner Unterthanenen beraubt worden, und Er setzt ein Gericht ein, um nachzuforschen durch wessen Hand er dies Unrecht erlitten hat. In frühern Zeiten bestimmte ein Ehrengericht, ob die Parteien Erlaubniß haben sollten, sich zu schlagen oder nicht, und es ist zu bedauern, daß dies Amt des Earl Marshal außer Gebrauch gekommen ist.

So haben die religiösen Ausschweifungen der Sectirer sich in neuen und wilden politischen Ansichten offenbart, die von Staatsmännern mit zu leichter Verachtung behandelt worden sind, statt sie kräftig niederzuschlagen, indem man gesundere Grundsätze zur Geltung bringt. Sie alle dienen zu demselben Zwecke, nämlich zu zeigen in welche Thorheiten Menschen gerathen, wenn sie die Institutionen, die Gott zur Regierung und Leitung des Menschen geschaffen hat, verwerfen und sich an die Erfindungen ihrer eigenen Humanitäts- und Moral-Grundsätze halten.

Die Menschen denken sie könnten sich selbst regieren, weil sie wähnen, sie könnten sich selbst belehren. Selbstbelehrung ist das Princip des Protestantismus, das nun in voller Blüthe steht in den Secten Amerikas und Englands, und der Freikirche Schottlands. Dadurch wird das Volk unterrichtet, daß es zu ihren Vorrechten gehört, über das zu urtheilen, was ihnen gelehrt wird, und sich im Hause Gottes zu versammeln, nicht um durch Gottes Diener unterwiesen zu werden, sondern um die Meinungen zu besprechen, die ihnen vorgelegt worden sind durch *ihren* Diener. Da hat diese Theorie, welche das Unterste zum Obersten kehrt, ihre wahre Spitze erreicht, die Fundamente der Erde sind aus ihren Fugen gekommen. Die Ursache von diesem Allen ist, daß die Menschen durch die ganze Christenheit den Geist gedämpft und ihm widerstanden haben und so allzumal fleischlich geworden sind. Sie

Digitized by Google

sehen auf Könige und Priester als auf gewöhnliche Menschen, und weil das ist, können sie keinen Grund erblicken warum sie ihnen gehorchen sollten. Gründe der Nützlichkeit oder des allgemeinen Herkommens sind zu schwach um die Menschen auf die Länge zu binden, und nach ihrer eigensten Natur sind sie stets geneigt alles in Frage zu stellen. Jeder Bierstuben-Politiker denkt er habe eine viel bessere Befähigung zu regieren und zu lehren, als die, welche zufallens grade diese Stellungen inne haben und nothwendiger Weise muß die Masse solchen Volkes sich in einem Zustande beständigen Mißvergnügens befinden. Sie sehen an Königen und Priestern nichts mehr von Heiligkeit, als an Malern oder Aerzten oder irgend welchen Professoren der Künste und Wissenschaften. Sie sehen nichts weiter als die Außenseite, sie sehen Fleisch mit fleischlichen Augen, und können die geistlichen Dinge nicht sehen, denn sie haben keine geistlichen Augen. Der sektirerische Prediger sagt dem Volke, es möchte nicht in die Kirche seines Kirchspiels gehen, sondern zu ihm in seine Kapelle kommen; er solle sich nicht kümmern, um die Unterweisung der Kirche, denn die wäre voll Formalismus und todt, sondern auf ihn achten, der voll Leben wäre. Der Demagoge sagt dem Volke, daß erbliche Regenten und Richter Absurditäten wären, daß nur solche, die, wie er, eine Gabe und ein besonderes Talent für die Leitung der öffentlichen Angelegenheiten besäßen, ihre Herrscher zu sein verdienten. Wie schon gesagt: fons et origo (Quell und Ursprung) von all diesem ist, daß die Menschen die Sacramente der Kirche aus den Augen verloren haben, die von Gott wunderbar für den Zweck bestimmt waren, den Menschen die wahre Natur und Methode seines Regiments und seiner Unterweisung zu lehren. Materielle, unbelebte Dinge konnten nicht nach ihrer eigenen Natur irgend ein geistliches Gut zuführen. In Wasser ist nichts mehr als in Erde, im Brod und Wein nichts mehr als in Eicheln oder Bier, wenn sie nun doch zu Mitteln für die Zuführung geistiger Segnungen gemacht werden, muß ihre Wirksamkeit lediglich in dem beruhen, der sie dazu bestimmt hat. So sind denn nothwendigerweise in ihnen zwei Stücke, das eine sichtbar, das andere unsichtbar, und ist eines derselben verloren, so ist das ganze zerstört; eben wie der Mensch selbst aus einem sichtbaren und einem unsichtbaren Theile besteht; die, welche nur den erstern zulassen, sind Materialisten, die, welche nur den andern, Mystiker.

Aber wie nur das Sacrament des vom Priester gesegneten Wassers das neue Leben von Gott mittheilt, und nur Wein und Brod — durch Gottes Wort von Gottes Priester gesprochen — zu Fleisch und Blut Christi gemacht, jenes neue Leben, welches das erstere Sacrament gab, beständig ernährt; so geschieht es, daß Gott durch solche, die an sich selbst nicht weiser sind als andere Menschen, und an sich weder größere Macht noch größere Fähigkeiten haben über andere Menschen zu herrschen, gleichwohl sein Regiment ausführt, indem er sie zu Häuptern erhebt, und alle die unter ihnen stehen segnet je nach den verschiedenen Sphären, die sie beherrschen, als Könige, Väter, Meister u. s. w. Und der geistlich gesinnte Christ sieht Gott in denen, die über ihm stehen und gehorcht ihnen und rechnet alle

Digitized by Google

Mangelhaftigkeit, die den vollen Genuß des Segens verkümmert, der Schwachheit des Fleisches in den vermittelnden Kanälen zu oder seiner eigenen Schwachheit und Unfähigkeit den Segen zu empfangen, aber niemals Ihm, der der Urheber ist, noch Seiner Ordnung, die er solchem Zwecke bestimmt hat.

Die erste Missethat, die durch Menschen in der Welt geschah, war die, daß der Mensch seinen eigenen Weg einschlug im Gegensatz zu Gottes Weg. Wie unbedeutend der Gegenstand zu sein schien, die Abweichung ist beständig größer geworden, wie die Menschen weiter gingen, denn der andre Weg blieb beständig fest und unveränderlich. Dieselbe Neigung zur Unabhängigkeit ist dem ganzen Geschlechte eigen geblieben, und darum hat Gott eine Erziehung zur Unterwürfigkeit angeordet, von der frühesten Kindheit an unter Eltern, die sich dann fortsetzt unter Königen und ihren untergeordneten Dienern, um jener Neigung entgegenzutreten und sie zu zügeln. Oft hat Irreligion den Schein des Wohlwollens angenommen, wie zum Beispiel heut zu Tage und selbst das Gewand der Frömmigkeit. Gott hat man den Gehorsam verweigert unter dem Vorwande ihm angenehmere Opfer zu bringen und Dinge, die der Zerstörung geweiht waren, sind erhalten worden, „um sie dem Herrn zu Gilgal zu opfern" (1. Sam. 15, 21). Liberale, welche Rebellen bestärkten, statt sie zu vernichten, hat es zu allen Zeiten gegeben und sie würden schon längst die Auflösung der ganzen menschlichen Gesellschaft bewirkt haben, wären sie nicht verhindert worden. Aber sobald Liberalismus als ein anerkanntes und von Königen geduldetes Princip in die Welt eintrat, war das Gericht aller bestehenden Dinge versiegelt. Dies ist das einzige Princip, das unverträglich ist mit der menschlichen Gesellschaft, unverträglich mit jedem Regimente Gottes vermittelst Menschen, unverträglich mit aller Religion, mit jedem Organismus gegenseitiger Bande oder Abhängigkeiten, der nur gedacht werden kann.

Der Vorsatz Gottes spricht sich in der Bitte aus, die der Herr uns gelehrt hat: dein Reich komme. Ein Königreich, in welchem Kirche und Staat unauflöslich sollen geeinigt sein, wo ein Priester auf einem Throne sitzen wird, wo die Gewalt eine absolute sein wird und kein Republikaner noch Dissenter wird geduldet werden, wo Keiner eine Macht wird ausüben können, der seine Sendung leugnet oder die Kraft der heiligen Handlungen, die da vollzogen werden. Ein herzliches Begehren nach einem solchen Königreiche auf Erden und eine herzliche Vorbereitung auf dasselbe durch freudige Unterwerfung unter alle Bande und Ordnungen, welche der Herr aufgerichtet hat, ist der Probirstein der Echtheit der Religion in diesen Tagen. Es ist schon bemerkt, daß die Verkündigung „der frohen Botschaft", die jetzt ausgeht, nicht „das Kreuz" ist, sondern „das Reich". Es ist „das Reich", das allen Völkern muß gepredigt werden, „damit das Ende komme." Und es mag nöthig sein, um die Menschen dahin zu bringen, daß sie mit ganzem Ernst und Aufrichtigkeit beten lernen um die Aufrichtung dieses vollkommenen Königthums, daß zuvor die ganze Christenheit trinke aus dem Kelche der Auflösung aller Ordnung, aus dem Frankreich, — eine Nation nicht schuldiger

Digitized by Google

als alle andern — bereits getrunken hat. Ein Kelch mit Blut gefüllt, gemischt von dem Volke selbst, durch die Herrscher nach ihrer Wahl, an die Stelle derer gesetzt, die Gott ihnen gegeben hatte.

Die Häupter, welche das Volk Englands sich jetzt erwählt hat, sind laut in der Verkündigung „ihrer Festigkeit und Furchtlosigkeit um bürgerliche und religiöse Freiheiten zu unterstützen.“ In diesen Tagen wo die einzige Gefahr, welche uns bedroht, von der Seite der bürgerlichen und religiösen Ungebundenheit herstammt. Unfähig, die Zeichen der Zeit, in der wir leben, zu lesen, die Bewegung der Kräfte des Himmels zu sehen und das Brausen des Meeres zu hören — (denn diese Idole des Volkes haben Augen und sehen nicht, Ohren und hören nicht) — toben sie gegen den Despotismus der Fürsten, die nun machtlos sind, Unterdrückung zu üben und geben sich alle Mühe um die Macht der Menge zu stärken, die schon zu mächtig ist zum Zerstören. Sie sprechen von „priveligirten Klassen“ und von Sonderrechten als „Monopolien und Erinnerungen finstrer Zeiten“ die nun zu verschwinden haben vor dem größern Licht dieses erleuchteten Tages. Da ihr Auge verkehrt ist, können sie das Licht nicht erkennen, das von oben herab die himmlischen Orte göttlicher Bestimmung bestrahlt, die Monarchieen und die Kirche, und sie jauchzen bei dem Schein, der aus dem bodenlosen Abgrunde hervorgebrochen ist, indem sie die dunkle Gluth des Vulkans für Erleuchtung aus der Höhe halten. Zu bewandert mit materiellen Dingen um nicht zu lächeln bei den Versuchen ein perpetuum mobile in der Mechanik herzustellen, sind sie zu unwissend in Dingen von höherem Belang, um nicht die Lehren „der Selbstregierung“ dem Volke aufzudrängen, was nichts anders heißt als ein perpetuum mobile in der Politik, eine Maschine, die ohne äußern Impuls geht. Dieses ein moralisches wie jenes ein physisches paradoxon. Doch, in der That, sie sind selbst in Bewegung gesetzt von einem Andern, das sie nicht gewahr werden, von dem Zerstörer, dessen Absichten sie dienen, dessen wirksamsten Agenten sie sind.

Keiner, der vom Ruhm lebt, kann bestehen ohne den Einbildungen des Volkes zu schmeicheln und ohne dem Geiste Weihrauch darzubringen „der jetzt seine Herrschaft hat in den Kindern des Ungehorsams“. Fürsten finden, daß die Macht, über die ihre Vorväter verfügten, ihnen nicht länger zu Gebote steht. Die Menschen lenken nicht mehr die Ereignisse, sondern die Ereignisse reißen sie mit sich fort. Sie vertrauen auf ihre Heeresmacht, aber ihre Heere selbst werden ihnen unsicher. Menschen, seien es Fürsten oder Unterthanen, können ebensowenig mehr die tollen Leidenschaften des Volkes bändigen, als die empörten Meereswellen. Der Allmächtige Gott, der seine Hand ausstreckt über die Thiere und sie gehorsam macht, daß sie dem Menschen die Dienste leisten, zu denen sie geeignet sind; derselbe Allmächtige Gott, aber kein Geringerer, muß auch die Hand ausstrecken über die thierischen Leidenschaften gesetzloser Menschen, damit sie in Gehorsam gegen Diejenigen erhalten werden, welche Gott über sie gesetzt hat. Und diese Macht wird Gott immer um derentwillen offenbaren, die, wohl wissend,

Digitized by Google

daß alle Kraft von oben kommt, sie von keiner andern Seite erwarten. Aber Fürsten sind immer in Versuchung auf das Volk zu blicken, wie das Volk auf sich selbst zu sehen, denn die Richtung aller Menschenaugen geht niederwärts nicht aufwärts, und die Grundsätze wahren königlichen Regimentes sind eben so sehr geschwunden unter den Fürsten wie unter den Unterthanen; auch sie sind keine Torys mehr.

Aber diese Bemerkungen müssen zum Schlusse kommen. Die Summe des Ganzen ist: Torysmus ist Regiment durch die Krone, Whigismus ist Regiment durch die Aristokratie, Liberalismus ist der falsche Versuch durch das Volk zu herrschen, eine Vermengung der Regierenden und Regierten, der Mensch, der sich selbst regiert, und von keinem andern sich regieren läßt; davon kann das Ende nur sein, Aufhören alles Regiments, Verwirrung, Plünderung und Blutvergießen. Die Beweise davon finden sich in der ganzen Weltgeschichte. Die Folgen des Liberalismus hat man in Frankreich seit 1789 sehen können, bis Napoleon die Herrschaft ergriff, sie lassen sich auch jetzt wieder sehen, wie der folgende Auszug aus den Bemerkungen der französischen Regierung über den Zustand Frankreichs im Juni 1839 wird zeigen können. „Les factions viennent de donner un sanglant signe de vie. Elles vivent et jamais elles n'ont cessé de vivre; elles vivent et dans leur sein se perpétuent les funestes traditions de 1832 et de 1834. Elles vivent et croissent en audace, en violence et perversité; elles vivent et dans l'ombre, où la loi les a refoulées, elles rament à loisir leurs complots, lancent leur proclamations incendiaires, aiguisent leurs armes et se préparent à porter des coups plus sûrs et plus terribles. Elles vivent, et de cent repaires inconnus où elles se retranchent, elles sont toujours prêtes à fondre sur la société, à la surprendre, à la frapper au coeur, à l'attaquer avec toutes les resources d'une organisation compacte, perfectionnée, renforcée, avec tous les avantages d'une discipline et d'une stratégie consommée, aguerrie par l'expérience de vingt échecs. Les factions vivent et se déclarent elles mêmes immortelles. Loin d'avoir cédé du terrain, elles ont multiplié leurs moyens d'action et d'influence. Elles ont poussé cent ramifications sur tous les points du royaume, et enlacé la France comme dans un réseau fatal. Oui, c'est un triste et extraordinaire spectacle que celui, que présente cette hiérarchie organisée pour le crime, le pillage, et la destruction, cette congrégation armée contre l'ordre et les lois, qui a ses chefs, ses statuts, son drapeau, ses mots d'ordre. Mais veut on savoir quelle est la morale qui est officiellement professée au fond de ces conciliabules? on ne sera pas moins surpris ni moins effrayé. L'assassinat des rois en général et de celui que la France a mis sur le trône de Juillet en particulier, est prêché comme le plus saint des devoirs; il est écrit dans tous les ordres du jour; il est prêché dans le serment que prête le néophyte à son entrée dans le sanctuaire; il est le premier dogme du catechisme infernal. L'idéal du gouvernement que l'on réserve a France, celui,

Digitized by Google

par lequel on veut remplacer les abus et les scandales de la monarchie c'est la republique de 1793 et la Terreur. Voilà! l'age d'or que l'on promet officiellement à la France! mais ce n'est pas tout; la révolution que l'on veut opérer, on déclare, que c'est une révolution à la fois politique et sociale. Ce n'est pas seulement le roi, la royauté que l'on veut frapper et extirper du sol; c'est encore et surtout l'aristocratie, et les aristocrates et la liste des aristocrates est longue. Le propriètaire foncier est aristocrate au premier chef; le capitaliste, aristocrate; le chef d'atelier, aristocrate; quiconque est convaincu de posséder un arpent de terre ou cent ecus de rente, aristocrate. On portera la hâche et la torche sur ces inégalités monstrueuses! on nivellera du mêmes coup les têtes, les rangs et les fortunes. La double reforme que l'on veut fonder sur les ruines de la monarchie et de la société, c'est en politique la souveraineté du peuple temperée par l'échafaud, en économie l'égalité des fortunes et la communauté des biens. Voilà le but et voilà les moyens.

Das iſt das einzig mögliche Ende der franzöſiſchen Juli-Revolution und das iſt das einzig mögliche Ende der engliſchen Reformbill, wenn nicht ein kräftiger Halt ihnen entgegentritt.

Wir ſehen wie Louis Philipps Lage geſchildert wird von der Hand eines ſeiner Miniſter. Man kann nicht zweifelhaft ſein über die Lage jedes andern Souverains, der ſeine Krone unter gleichen Bedingungen zu tragen unternimmt, der ſeine Stärke von unten ſtatt ausſchließlich von oben ſucht, der ſeine Würde preis giebt, indem er irgend ein anderes Recht für ſein Amt anerkennt als allein das göttliche Recht.

Wenn Könige es dulden von der heuchleriſchen Freundlichkeit verlockender Demagogen geſchmeichelt zu werden, was ihnen nur ſo lange zu Theil werden wird, als ſie den Zwecken derſelben ſich dienſtbar erweiſen werden, wenn ſie nicht argwöhniſch ſind gegen die Lobpreiſungen Solcher, die bürgerliche und religiöſe Freiheit zu ihrer Loſung machen, wenn ſie ſich in Unterhandlungen einlaſſen mit dem Liberalismus, und ſchwanken ob es der Geiſt des Antichriſt iſt oder nicht, und ob ihr Schutz dagegen noch in andern Mitteln zu finden ſein möchte als in unnachgiebigem Haß, in Trotzbietung und Bekämpfung, ſo iſt der Geiſt Gottes, des Herrſchers, von ihnen gewichen und ſie ſind nur noch vergoldete Puppen, reif, bei der nächſten paſſenden Gelegenheit bei Seite geworfen zu werden von derſelben Menge, die ſie ſchuldvoller Weiſe ſich geneigt zu machen verſuchten.

Digitized by Google

Die Politik als Privatsache.

II.

Das Ereigniß, in welchem der Bund der constitutionellen Phrase mit der radicalen Presse gipfelte, war das bekannte hambacher Fest bei Neustadt an der Hardt, zu welchem die Freunde der Freiheit aus allen Gauen Deutschlands eingeladen waren.

Am 26. Mai 1832 bot Neustadt an der Hardt ein überraschendes und belebtes Bild dar. Auf den von allen Seiten zuführenden Chausseen sah man unzählige Züge von Männerschaaren auf offenen mit Eichenlaub bekränzten Wagen mit entfalteter deutscher Fahne der Stadt sich nähern. Jeder Zug wurde mit freudigem Jubel begrüßt. Der Schloßberg war mit Menschen bedeckt. Man sah die Ruine des alten hambacher Schlosses ringsum mit frischen Eichenkränzen behangen, den ganzen Berg mit Zelten und Trinkgelagen bestellt. Abends versammelte sich ein großer Theil der angekommenen Gäste auf dem Schießhause bei Neustadt. „Man bemerkte hier," erzählt Wirth, „die Repräsentanten fast aller deutschen Stämme, und unter ihnen die in Deutschland am höchsten stehenden Namen. Es war ein großer schöner Moment, wo alte Freunde einander wiedersahen, wo neue Freundschaften geschlossen wurden, und wo vor allem die Bruderstämme der Deutschen mit hoffendem und freudigem Vertrauen sich näherten, mit Begeisterung umschlangen und die großen Interessen des gemeinsamen Vaterlandes mit tiefer Sachkenntniß und durchdringendem Scharfsinn lebhaft verhandelten."

Glockengeläut und mehrstündiges Abfeuern von Geschütz verkündete an demselben Abend die Eröffnung des Festes, von den höchsten Punkten des Hardtgebirges leuchteten Freudenfeuer. Bis spät in die Nacht erschollen in den Straßen Nationalgesänge.

Früh am 27. nach Tagesanbruch ertönte wieder Glockengeläut und der Donner des Geschützes. Um 8 Uhr versammelten sich die Theilnehmer am Feste auf dem Marktplatz zu Neustadt. Der Zug ward geordnet. Voran schritt eine Abtheilung Bürgergarde mit Musik, dann folgten Frauen und Jungfrauen, denen ein mit weißrother Schärpe geschmückter Fähnrich die polnische Fahne trug, dann schritt der Landrath Rheinbayerns daher, vor und hinter sich eine Abtheilung der Festordner, deren jeder mit einer schwarzroth-goldenen Schärpe geschmückt war und die in ihrer Mitte die deutsche Fahne mit der Inschrift „Deutschlands Wiedergeburt" trugen. Ihnen schlossen sich die Deputationen aus Deutschlands Gauen an, und dann kamen die andern Festbesucher nach Stämmen geordnet, alle Züge mit deutschen Fahnen.

„Nachdem der Zug," so erzählt Wirth, „sich in Bewegung gesetzt hatte, wurde mit feierlichem Ernst das bedeutungsvolle Lied angestimmt: Was ist des Deutschen Vaterland. — Welche Feder vermöchte den ergreifenden An-

Digitized by Google

blick zu schildern, den dieser Theil der Festlichkeit darbot? Die Deutschen waren zum ersten Mal wieder brüderlich vereiniget und zogen unter der Fahne ihres Vaterlandes ernst und feierlich dahin. Da war kein Auge thränenleer; da hob sich der Busen voll von seliger Wollust, und von Mund zu Mund tönte der Ausruf: Heil, Heil dem Tage, wo Deutschlands Fahne Männer aus allen Gauen des Landes zu brüderlicher Eintracht vereinigt." — Mit stürmischem Enthusiasmus wurde hierauf folgendes, von Siebenpfeiffer für 300 Handwerksbursche gedichtetes Lied abgesungen:

Hinauf Patrioten, zum Schloß, zum Schloß,
Hoch flattern die deutschen Farben:
Es keimet die Saat und die Hoffnung ist groß,
Schon binden im Geiste wir Garben:
Es reifet die Aehr mit goldenem Rand
Und die goldne Erndt ist — das Vaterland! u. s. w.

Als die Spitze des Zuges oben angelangt war, wurde die polnische und auf den höchsten Zinnen der Ruine die deutsche Fahne aufgepflanzt. „Weithin über die gesegneten Auen wehte nun das stolze Banner unseres Vaterlandes, ein Anblick, der die Freude aller Anwesenden zur Begeisterung steigerte." Von dem Berge aus die Menge übersehend, gewahrte man, daß *mindestens* 30,000 Personen versammelt seien. Die bedeutendsten Städte Deutschlands waren vertreten, und Adressen aus Rheinpreußen, aus Constanz, aus Frankfurt, Marburg, versicherten, daß man überall, wenigstens im Herzen, der Wiedergeburt des Vaterlandes zustrebe. Der Graf Benzel-Sternau hatte ein Paar Lieder eingeschickt. Das eine hieß „Historisch Lied dem December der Teutschen:"

Was siehst Du, grauer Alter,
Trüb nach der Ferne aus?
„Es stellt mich mein Verwalter
Als Wache vor mein Haus."

Chor.

Ei! ei! geduld'ger Greis!
Ei! ei! So grün als weiß!

Dich schnaubt herb' an der Winter,
Wo blieb Dein warmer Flaus?
„Verwalt'rin für die Kinder
Macht Unterröckchen draus."

— — —

Kein Tröpflein hast im Becher,
Verrammelt Bachusklauß'!
„Der Kellner zog als Zecher
Hinein mit Saus und Braus." u. s. w.

Etwa sechszehn lange Tafeln, an denen wohl 1400 Personen Platz nehmen konnten, und die mit Speisen und Wein reichlich besetzt waren, zogen

Digitized by Google

sich auf der West- und Nordseite an den Mauern längs des Schlosses hin; auf erhabenem Punkte vor denselben war die Rednerbühne angebracht. Dr. Hepp aus Neustadt bestieg sie zuerst, um die Anwesenden im Namen der Festordner zu begrüßen. Er dankte dafür, daß so viele den wahren Sinn des Aufrufes so schnell erkannt und sich zu dieser für das Vaterland so wichtigen Versammlung eingefunden. Im Angesicht „der Trümmer einer traurigen Vorzeit, in der das deutsche Volk, niedergetreten von übermüthigen Zwingherren, das Bild innerer Zerrüttung und eines unwürdigen sclavischen Zustandes darbot," ließ Herr Dr. Hepp Deutschlands Einheit und Wiedergeburt hoch leben, indem er nicht ermangelte, dem deutschen Volke wegen seines schwankenden, grübelnden, gelehrten und gemüthlichen Wesens eine Lection zu geben, und es zu heiliger Begeisterung, festen Grundsätzen und männlicher Thatkraft anzufordern.

Ihm folgte Siebenpfeiffer auf der Rednerbühne. Auch der Völker Leben habe seine Maitage: frisch wolle jetzt der deutsche Volksbaum blühen und mit reicher Frucht sich beladen. „Aber noch stehen wir sinnend und zaudernd; noch ist ihm nicht Aller Liebe geweiht, Aller pflegende Sorgfalt! noch schmachten die Wurzeln auf dürrem Gestein, dürftig benetzt von den Thränen der Märtyrer, die in Verbannung leben, in Kerkern seufzen oder dem Vaterlande den letzten Gruß zuwinkten von dem Schaffot." Siebenpfeiffer überblickte das Vaterland, er sah ein Volk, „das sein Leben der Wissenschaft und der Kunst widme, das die Sterne messe, Mond und Sonne prüfe, Gott und Mensch, Höll' und Himmel in poetischen Bildern darstelle, die Körper- und Geisterwelt durchwühle, aber dem die Regungen der Vaterlandsliebe unbekannt, die Erforschung dessen, was dem Vaterland noth thue, Hochverrath, selbst der leise Wunsch, nur erst wieder ein Vaterland, eine freimenschliche Heimath zu erlangen, Verbrechen sei." Er sah ein Volk, das Schauspielhäuser und Tanzsäle, Kasernen und Zwingburgen, Prunkschlösser und Bildergallerien erbaue, aber kein Nationaldenkmal, keine Nationalhalle, er sah 34 Residenzen, die mit höfischen und selbstsüchtigen Bürgern angefüllt seien. „Ha, Ihr zürnet, deutsche Männer und Frauen; wohl Euch, daß Ihr zürnet; in diesem Zorne liegt die Bürgschaft einer besseren Zukunft." Der Redner sah auch diese Zukunft erstehen; er sah, wie jetzt schon das politische Bewußtsein rege werde in den Vaterlandsvereinen, er sah den Tag „des edelsten Siegesstolzes" kommen, „wo der Bruder vom Rhein den Bruder von der Donau und der Elbe umarme, wo die Constitutiönchen verschwunden seien, wo den Beamten die Volksbinde schmücke, wo die deutsche Flagge die Erzeugnisse deutschen Gewerbfleißes in die fernsten Welttheile trage, wo das deutsche Weib nicht mehr die dienstpflichtige Magd des herrschenden Mannes, sondern die freie Genossin des freien Bürgers, den Söhnen und Töchtern schon als stammelnden Säuglingen die Freiheit einflöße und im Samen des erziehenden Wortes den Sinn ächten Bürgerthums nähre; wo die deutsche Jungfrau den Jüngling als den würdigsten erkenne, der am reinsten für das Vaterland erglühe, wo die Wissenschaft das Nationalleben befruchte." Das Streben nach diesem Tage glühend in der Brust zu

Digitized by Google

erwecken, daß ihn die jetzige Generation noch sehe, das sei der Gedanke des heutigen Festes. Zum Schluß seiner Rede ließ Siebenpfeiffer das freie einige Deutschland, die Polen, die Franken „der Deutschen Brüder" leben; hoch solle auch jedes Volk leben, das seine Ketten breche und mit dem deutschen den Bund der Freiheit schwöre, hoch Vaterland, Volksfreiheit und Völkerbund.

Dann sprach auch Wirth, der sich nicht enthalten konnte, ein Tröpfchen ungeduldiger Kritik mit einfließen zu lassen. Die Sehnsucht nach einem besseren Zustande sei allgemein: allein gerade über die Hauptsache, d. h. worin das Bessere bestehe, darüber sei noch Niemand einig, nicht einmal die Häupter der Opposition: so sei die Opposition selbst planlos und werde zu nichts kommen, bis ihre Häupter über die Art und Weise der nothwendigen Reform Deutschlands bis in die Details sich verständigt haben und nun nach einem festen Plan und unter sicherer Leitung gemeinsam dahin wirken würden, für die Reform die öffentliche Meinung aller deutschen Volksstämme zu gewinnen. Wirth trug daher für die Leitung des Vaterlandsvereines auf die Wahl von Männern an, „die durch Geist, Feuereifer und Charakter berufen seien, das große Werk der deutschen Reform zu beginnen." Zum Schluß seiner Rede brachte er ein Hoch auf die vereinigten Freistaaten Deutschlands, ein Hoch auf das conföderirte republikanische Europa aus.

Nachdem er seine Rede beendigt hatte, wurde ihm vom Literaten Fr. Funck aus Frankfurt im Namen mehrer dortiger Patrioten ein deutsches Schwert als Ehrengeschenk überreicht.

Nun setzte man sich zur Tafel, brachte Toaste aus — Herr Hepp auf den würdigen Landrath Rheinbaierns — hielt Reden für kleine Kreise, und sang patriotische Lieder.

Nach Beendigung des Mittagsmahles betraten noch mehrere Redner die Bühne. Herr Fitz, Bürger von Dürkheim, tadelte die Deutschen, daß sie bis jetzt nur Mitleid, nur Klagen und Wünsche für das edle Volk der Polen gehabt, man möge jetzt auch einmal handeln; man möge in allen deutschen Ländern Unterschriften sammeln von Männern, welche bereit seien, Gut und Blut für die Befreiung Polens zu opfern, und wenn ihre Zahl groß genug geworden, dann einen der deutschen Fürsten bitten, sich an die Spitze dieses Heeres zu stellen.

Herr Bath aus Rheinbaiern sprach im Namen der zürnenden Menschheit, Herr Brüggemann im Namen der Jugend, der „unsterblich sich fortbildenden Menschheit", und der Selbsthülfe, Herr Deidesheimer aus Neustadt im Namen der Ordnung, endlich redeten noch die Literaten Pistor, Große, Lohbauer, Widman, Stromeyer, Cornelius, der Pfarrer Hochdörfer. Herr Schopmann, Volksvertreter, der Senior unter den Festordnern, schloß die Feier, während ihm das deutsche und polnische Banner überreicht wurden, mit der Versicherung, daß nun also das hambacher Fest, welches bei manchem Schwachen große Besorgniß erregte, in würdiger Weise beendigt sei, zur Beschämung aller derer, die demselben unreine Zwecke unterlegen wollten: er wünschte, „daß der Glanz des deutschen Banners von nun an

Digitized by Google

die Herzen aller Deutschen erleuchten und in allen Gauen Deutschlands als Sonne aufgehen möge."

Die ganze Nacht hindurch war Neustadt belebt. Börne, der aus Paris herbeigekommen war, erhielt von den Studenten eine Nachtmusik; Bälle waren in mehreren Häusern der Stadt.

Für den nächsten Morgen war eine neue Versammlung auf dem Schießhause angesagt. Hier erließ Siebenpfeiffer die Aufforderung, die Versammelten möchten nach Gauen zusammentreten, und Männer ihres Vertrauens wählen; der Vaterlandsverein solle seinem Zwecke besser entsprechend organisirt werden. Deputirte, welche gewählt waren, hielten im Saal des Schopmannschen Hauses eine Versammlung; und hier ward der Vorschlag gemacht, sich sogleich, dem Bundestage gegenüber, als provisorische Regierung des freien Deutschlands zu constituiren, es herrsche Mißstimmung genug im Volke und dies erwarte etwas mehr als bloße Reden. Nach heftigen Debatten ging man von diesem Vorschlage ab. Eine provisorische Regierung sei doch wohl noch zu voreilig, auch sei man ja zu Errichtung einer solchen von den Committenten nicht beauftragt.

Der ganze Rheinkreis war in Aufregung. Man erzählte sich, daß selbst in den kleinsten Dörfern Freiheitsbäume, theils mit französischen, theils mit deutschen Fahnen und Bändern geziert, aufgestellt seien.

In Worms waren die rückkehrenden Hambachpilger am 28. Mai Zeuge eines Aufruhrs, der von der unbemittelten Volksklasse ausging. Diese, durch die bisher herrschende Theurung schon aufgeregt, wurde am 28. Mai noch mehr erbittert, als der Preis des fünfpfundigen Laibes Brot von 22 auf 24 Kreuzer erhöht ward. Der Anblick der patriotischen Wallfahrer, welche auf dichtbesetzten, bekränzten Wagen schwarz-roth-goldene Fahnen entfalteten, auch der Freiheit manches Lebehoch ausbrachten, wirkte auf die Menge. „Schwarzbrot und Freiheit" rief sie: „ihr habt keins von Beiden" schrie man ihr als Antwort zu. Der immer wachsende Volkshaufe tobte über Wucher und beklagte sich, daß der Gemeinderath ohne Thätigkeit und Vorsorge sei. Einige mit Getreide beladene Wagen des Hauptkornhändlers Renz, welche so eben die Stadt verlassen sollten, wurden angehalten, abgeladen und ihr Inhalt auf dem Mauthbureau niedergelegt. Ein demselben Kornhändler gehöriges Schiff, welches auf dem Rheinstrom vor Anker lag und mit vielen Maltern Getreide befrachtet war, wurde gleichfalls unter dem Jubel der am Rheinstrom hin- und herwogenden Menge seiner Fracht entledigt. Handfeste Männer aus der Klasse der Arbeiter leiteten das Ganze und handhabten die Polizei des Aufruhrs. Am Abend, während ganz Worms auf den Beinen zu sein schien, wurde unter enthusiastischem Beifall vor der Wohnung des Burgermeisters Falkenberg ein Freiheitsbaum aufgepflanzt. Dem Gemeinderathe und Bäckermeister Bandel, so wie dem Kornhändler Renz wurden die Fenster eingeworfen. Männer mit Aexten und Hebebäumen bewaffnet, begaben sich darauf vor das Haus des Wechslers Levi und stürmten dasselbe. Jetzt erschien eine Patrouille von 60 Mann, wurde aber mit Steinwürfen von vorn und von oben empfangen. Nachdem es auf beiden Seiten bedeu-

Digitized by Google

tende Wunden gegeben, zerstreuten sich die Tumultuanten. Einige von ihnen, welche verhaftet waren, mußten am nächsten Tage auf die ungestüme Forderung des vor der Mairie sich sammelnden Volkes in Freiheit gesetzt werden, wurden aber bald wieder eingefangen und nach Mainz geschafft.

Würde das Abgeordnetenfest in Köln sich wohl bis zu einer Copie des Hambacher Festes aufgeschwungen haben?

Diplomatische Revue.

Wochenschau.

Zur Abklärung der Schleswig-Holsteinischen Angelegenheit ist uns ein fernerer Schritt Preußens in Aussicht gestellt. Preußen wird den Anmaßungen der Augustenburgischen Nebenregierung ein Ende machen. Es ist gefragt worden, weshalb unser Gouvernement erst jetzt gegen das Augustenburgerthum Maßregeln ergreife und ob das letztere nicht durch die bisherige Duldung einen Anspruch auf fernere Toleranz erworben habe. Hierauf lautet die Antwort, daß Preußen zwar seit dem Wiener Friedensschlusse das Recht hatte, den Prinzen von Augustenburg, der die aus dem Friedenstractat entsprungenen Regierungsbefugnisse Preußens leugnete und durchkreuzte, aus den Herzogthümern zu weisen, daß es jedoch durch sein Gerechtigkeitsgefühl bewogen worden ist, bis zu dem Zeitpunkte zu warten, wo einerseits thatsächliche Beweise in Betreff der verderblichen Wirkung des Augustenburgischen Treibens vorliegen und andererseits der Rechtsstandpunkt Preußens durch neue juristische Erhebungen verstärkt ward.

Beides ist nunmehr geschehen. Die Ermittelungen, welche in den Herzogthümern angestellt worden sind, haben die Thatsache klar herausgestellt, daß eine Augustenburgische Parteiorganisation über Schleswig-Holstein ausgebreitet ist, welche auf der widerlichsten Ausartung der Selbstsucht beruht und die Wohlfahrt, die innere Ruhe jener Lande dauernd beschädigen muß.

Selbst wenn dieser Parteiorganisation blos das Eine vorzuwerfen wäre, daß sie die Ordnung in den Herzogthümern gefährde, würde Preußen die Pflicht haben, das abscheuliche Treiben auszurotten und ihm sonach bis an die Wurzel zu gehen. Da jedoch überdies die Proceduren der Augustenburgischen Partei direct gegen Preußen gerichtet sind, da man an dem Umfange, welchen das Augustenburgerthum gewinnt, die Schwäche Preußens ermessen will, so wird es auch zu einer Ehrensache unserer Regierung, ihren Nebenbuhlern den Ernst ihrer Autorität zu zeigen.

Digitized by Google

In rechtlicher Hinsicht sind zwei Ergebnisse hinzugekommen, welche die Nichtigkeit der Augustenburgischen Erbprätensionen darlegen: nämlich die Ausarbeitung des preußischen Kronsyndicats, wonach die Augustenburgische Familie jedes Erbanspruches entkleidet ist, und die von der oldenburgischen Regierung veröffentlichten „Wiener Actenstücke", aus denen hervorgeht, daß der deutsche Kaiser dem gottorpischen Erbrecht und Rückfallsrechte an den Herzogthümern vor allen anderweitigen etwaigen Erbprätensionen die vorzugsweise Begründung zuerkannt hatte. Beide juristische Erhebungen ergänzen einander. Sie zeigen, wo kein Recht existirt und wo ein wirklicher historisch begründeter Anspruch vorhanden ist.

Das Gebahren der Augustenburgischen Agitation ist daher weiter nichts als ein kecker Versuch, wie weit man mit der Vorschützung eines Scheinrechtes gelangen könne; es ist eben so sehr ein Attentat auf das gesunde Urtheil, wie es eine frevelhafte Speculation auf Volksverführung genannt werden muß.

Preußen wird dieser bodenlosen Wühlerei nicht länger ohne die Anwendung energischer Gegenmittel zusehen. Pflicht und Ehre gebieten ihm eine Handlungsweise, deren Kraft und Nachdruck durch die gewissenhafteste Rechtsprüfung erhöht wird. Man kann jetzt nur fragen, welche Richtschnur Oesterreich im Verhältniß zu den Maßregeln Preußens befolgen wird. — Der Kaiserstaat hat an dem Kriege theilgenommen, er hat dadurch die Verbindlichkeit auf sich geladen, auch an denjenigen Veranstaltungen theilzunehmen, durch welche die Einführung fester Zustände in den Herzogthümern bedingt wird. Daß mit Hilfe der Augustenburgischen Agitationen keine dauerhaften und befriedigenden Einrichtungen geschaffen werden können, hat der Kaiser Franz Joseph wohl bereits eingesehen.

Daß Oesterreich einen aussichtslosen Pfad eingeschlagen, indem es die Augustenburgischen Prätensionen durch eine Art diplomatischer Protection ermuthigte, ist wohl ebenfalls dem Wiener Cabinet deutlich geworden. Daß endlich der begangene Mißgriff nicht durch den größeren Fehler eines Bruches mit Preußen curirt werden kann, dürfte denjenigen Politikern Wiens, welche sich die Besonnenheit bewahrt haben, einleuchten. Wie es scheint, wird sich in Wien die Erwägung Eingang verschaffen, daß es am klügsten sei, der Remedur, die Preußen verfügt hat, ruhig zuzuschauen.

Oesterreichs Politik ist in der Klärung begriffen und gestattet daher noch kein abschließendes Urtheil. Der Wiener Hof schwankt zwischen einem Allianzversuche mit Frankreich und dem conservirenden Ausbau der Bundesgenossenschaft mit Preußen. Für den ersteren spricht eine gewisse Gereiztheit, die jedoch mehr aus den Folgen der eigenen politischen faux pas als aus dem Benehmen Preußens, welches die gebührende Rücksichtsnahme nie aus den Augen gesetzt hat, entspringen möchte. Für die Erhaltung der Bundesgenossenschaft mit Preußen muß die Erwägung sprechen, daß die Sicherheit Deutschlands, in welcher die Sicherheit Oesterreichs zugleich wurzelt, durch einen Kampf wider die Norddeutsche Großmacht in Frage gestellt wird. Der Kaiserstaat befindet sich dicht vor der Entscheidung. Wir

Digitized by Google

können nur hoffen, daß sie zur Befestigung des Ansehens Deutschlands ausfallen möge.

Militairische Miscellen.

Ein frommer Offizier.

IV.

Bei aller Freundlichkeit, welche der Obrist Gardiner seinen Soldaten zu erkennen gab, ließ er auch deutlich sehen, daß er wohl wüßte, die zärtliche Neigung eines rechtschaffenen, treuen und mitleidigen Freundes mit dem Ansehen eines Commandeurs zu verknüpfen. Zu Erhaltung dieses Ansehens trug wohl nichts mehr bei, als die genaue Beobachtung des Wohlstandes und der Höflichkeit, womit er allen Ober-Officiers von seinem Regiment begegnete: was allezeit die gute Wirkung hatte, daß die geringen sich nicht mit ihm gemein machten, und er auf keine anstößige Weise mit ihnen vertraulich wurde, welches einen Obern geringschätzig macht und sein Ansehen schwächet. Sein ruhiger und gesetzter Wandel bei allen Umständen war dazu gleichfalls sehr dienſam: Er wußte, wie niederträchtig ein Mensch dadurch würde, wenn er sich von seinen Leidenschaften beherschen ließ, und nahm sich also vor seinen Leuten sehr in Acht, daß er nicht in ihrer Gegenwart von einem Affect hingerissen wurde; indem er wohl einsah, daß auch Leute vom geringsten Stande leicht wahrnehmen könnten, wie diejenigen, die sich selbst nicht regieren können, ungeschickt wären über andere zu herschen. So blieb er auch, wenn sie um ihn herum waren, nicht lange an einem Ort stehen, sondern ging öfters die Straßen durch, besichtigte ihre Quartiere und Ställe, musterte und exercirte sie selbst. Es ist von mehreren bemerkt worden, daß das Regiment, bei welchem er so viele Jahre lang Oberst-Lieutenant war, eines der wohleingerichtesten und ordentlichsten Regimenter gewesen, das in öffentlichen Diensten gestanden; so, daß keine unserer Dragoner besser bewillkommt wurden, als die seinigen, in den Städten, wo ihr Ruhm bekannt war. Aber dergleichen Gesellschaften von Leuten pflegen doch in ihrem Betragen nicht ganz unsträflich zu sein, sondern unter einem so großen Haufen werden immer einige gefunden, die eines Verweises, und auch wohl einer thätigen Bestrafung würdig sind. Diese wußte der Oberst Gardiner in geziemender Fassung, und mit aller Strenge, die er für nöthig hielt, den Schuldigen wiederfahren zu lassen, eine Strenge welche um so vielmehr Furcht und Eindruck zuwege brachte, da sie allezeit mit Sanftmuth verknüpfet war. Denn er wußte wohl, daß Dinge, die im Zorn geschehn, nur den äußern

Digitized by Google

Schein einer Gerechtigkeit hätten, und daß dergleichen unanständiges Verfahren dem Endzweck der Strafe ganz zuwider liefe, indem dadurch weder Missethäter gebessert, noch andere von der Nachahmung ihrer Fehler abgeschreckt würden.

Ein Exempel dieses seines Verhaltens kann ich nicht unberührt lassen, das sich zu Leicester begeben. Da ein Theil von dem Regiment in der Nachbarschaft desselben Ortes campirte, kam der Oberst incognito zu Mitternacht ins Feld, denn er hatte die meiste Zeit sein Quartier in der Stadt. Einer von den Soldaten, der dazumal Schildwache stand, hatte seinen Posten verlassen, und da er in Verhaft genommen wurde, brach er in einige Flüche und ruchlose Schwüre aus, gegen diejenigen, die ihn entdeckten; ein Verbrechen, woran der Oberst den größten Abscheu hatte, und welches er immer ernstlich bestrafte. Der Mensch schien nachher sehr beschämt und betrübt über das, was er gethan hatte. Der Oberst aber ließ ihn den nächsten Morgen früh in sein Quartier bringen, wo er ein Piquet bestellt hatte, von welchem er ihm eine Strafe mit dem Stocke ertheilen ließ. Und während der Zeit, da ihm dieselbe angethan wurde, redete er mit ihm ernstlich und zärtlich von der Größe und Abscheulichkeit seines Verbrechens, erinnerte ihn auch des göttlichen Mißfallens, welches er sich dadurch zugezogen; und ermahnte ihn, aus den Schmerzen, welche er dazumal fühlte, zu schließen, wie unendlich schrecklicher es sein müsse, in die Hände des lebendigen Gottes zu fallen, und wirklich die Strafen der Verdammniß zu erfahren, die er sich und seinen Mitgesellen bis daher so ruchloser Weise angewünscht hätte. — Die Wirkung dieses Verfahrens war, daß der Schuldige seine Strafe nicht nur mit Unterwerfung, sondern auch mit Dankbarkeit annahm. Er ging mit einer herzlicheren Zuneigung von seinem Obersten weg, als er jemals zuvor gehabt, und redete noch einige Jahre nachher zu einem meiner Freunde so von ihm, daß man Ursache hat zu hoffen, es sei dies ein gesegnetes Mittel gewesen, nicht nur eine Aenderung in seinem Leben, sondern auch in seinem Herzen hervorzubringen.

Mich deucht, ich habe keinen bessern Ort als diesen, der großen Ehrfurcht Erwähnung zu thun, welche dieser vortreffliche Offizier jederzeit gegen den Namen des hochgelobten Gottes bezeigte, wobei er sich mit großem Eifer bemühte, der abscheulichen Sünde des Fluchens und Schwörens, welche allenthalben und besonders unter unsern Kriegsleuten, so gemein geworden, Einhalt zu thun, und womöglich sie ganz auszurotten. Er bezeugte oft vor seinem ganzen Regiment seinen Abscheu gegen dies greuliche Laster, und schärfte seinen Capitainen und Subalternen genau ein, sie möchten sich wohl vorsehen, daß sie nicht durch ihr Exempel das bestätigten, was ihre Pflicht wäre, an andern zu bestrafen. Und gewiß, sein Eifer bei dergleichen Gelegenheiten hatte nicht nur unter seines gleichen, sondern auch sogar bei denen, die höher waren als er, eine sehr gute und oft deutlich zu sehende Wirkung.

Nichts war an dem Obersten Gardiner deutlicher zu sehen, als seine exemplarische Anständigkeit, Fassung und Ehrerbietung, womit er den öffentlichen Gottesdienst abwartete. Wie er, ehe er zu demselben ging, seine Andacht

Digitized by Google

insgeheim für sich fleißig hielt, so fing er dieselbe allezeit so zeitig an, daß er dadurch nicht aufgehalten wurde, wenn er ins Haus Gottes gehen sollte. Er und alle Soldaten waren, wie ich bereits gemeldet, schon zugegen, ehe der Gottesdienst angefangen wurde, damit die Ankunft so vieler auf einmal die Gemeinde, welche schon in ihrer Andacht begriffen wäre, nicht beunruhigen möchte, und damit um so viel mehr Zeit und Gelegenheit vorhanden wäre, das Gemüth zur gehörigen Aufmerksamkeit zu bringen, und es zum Umgang mit dem göttlichen Wesen vorzubereiten. Wenn die gottesdienstlichen Handlungen des Singens und Betens angegangen waren, so stand er die ganze Zeit über, da solches währete. Und was er auch sonst für Hochachtung haben mochte gegen Leute, die alsdann vor ihm vorbei gingen, so machte er doch kein Compliment gegen sie, auch sogar nicht, wenn sie in eben den Stuhl kamen, wo er saß; denn er bezeugte öfters seine Verwunderung über die Unanständigkeit, daß man, um sich vor einem Nebenmenschen zu beugen, die Richtung des Gemüths zu Gott unterbräche; was er für eine weit größere Unhöflichkeit hielt, als wenn man bei gleicher Gelegenheit, und in eben den Umständen eine Unterredung mit einem großen Fürsten unterbrechen wollte. Während der Zeit der Predigt war sein Auge gemeiniglich auf den Prediger gerichtet, wiewohl er auch solches manchmal zu den Zuhörern herumwandte, und wenn er unter denselben Jemanden unnütze Dinge treiben sahe, so empfand er darüber ein billiges Mißvergnügen. Ja, ich weiß Exempel, daß, wenn er solches gemerkt, er es einem Freunde von der Person, die sich dessen schuldig gemacht, angezeigt, und ihn gebeten, denselben deshalb zu erinnern, damit in Zukunft dergleichen vermieden würde.

Man hat wohl keinen andächtigern Communikanten bei dem Tisch des Herrn gesehen, als ihn. Oft habe ich das Vergnügen gehabt, eine recht männliche Leibesstellung, nebst allen Zeichen der Demuth und Zerknirschung des Herzens, bei dieser Gelegenheit an ihm wahrzunehmen. Ich habe auch oft, ob er sich gleich bemühte, solches zu verbergen, häufige Thränen aus seinen Augen fließen sehen, da er sich der Liebe seines Erlösers erinnerte. Und Einige, die mit ihm genauer umgegangen sind, nachdem er von dieser heiligen Handlung gekommen, haben an ihm eine merkliche Abgezogenheit von allen ihn umgebenden Gegenständen wahrgenommen; woraus man schließen kann, daß seine Seele in lauter heiligen Betrachtungen vertieft gewesen. Ich erinnere mich hierbei besonders, daß, da wir einstmals an einem darauf folgenden Montage eine gute Zeit zusammen geritten hatten, er sich gegen mich entschuldigte, daß er, wie es schien, mit seinen Gedanken so abwesend wäre, und dabei sagte, „sein Herz wäre schon aufgeflogen zu dem, den er liebte, ob er ihn gleich nicht gesehen hätte, ehe er dessen gewahr worden, und freue sich in ihm mit so unaussprechlicher Freude, daß er sich jetzt nicht mit den Creaturen beschäftigen könne."

Zu allen Pflichten der Freundschaft bewies er sich besonders willfährig, und beobachtete dieselben auf eine sehr angenehme und reizende Art, wodurch er sich Jedermann um so viel mehr verbindlich machte.

Er war besonders auch darauf eifrig bedacht, die Ehre seiner Freunde,

Digitized by Google

in ihrer Abwesenheit, zu retten. Und ob ich mich wohl nicht erinnern kann, daß ich jemals Gelegenheit gehabt, solches unmittelbar selbst wahrzunehmen; indem ich nicht weiß, daß ich jemals bei ihm gewesen, wenn etwas Uebels von Andern gesprochen worden; so habe ich ihn doch öfters seinen Unwillen darüber bezeugen hören, wenn man wohlverdienten und brauchbaren Leuten suchte zu nahe zu treten. Und ich glaube, daß ein so niederträchtiges und schändliches, wie auch höchst grausames Verfahren Keinem empfindlicher gewesen, als ihm. Er erkannte und verachtete die schlechten Quellen, woraus dergleichen Empfindlichkeit, bei einer unbilligen fehlgeschlagenen Hoffnung, meistentheils zu entspringen pflegt, da nämlich ein solches Verfahren öfters aus persönlicher Anhänglichkeit an gewisse Leute, aus manchen entgangenen Vortheilen, aus Neid und Parteilichkeit herrührt. Es ging ihm besonders nahe, wenn er dergleichen, (wie öfters zu geschehen pflegte,) bei Leuten fand, die sich für die größten Vertheidiger der Freiheit, Tugend und Aufrichtigkeit ausgaben. Er sah die Beleidiger der Ehre und des Nutzens Anderer als die schädlichste Pest der menschlichen Gesellschaft an, und bezeigte bei jeder bequemen Gelegenheit offenherzig, daß er es für die Pflicht eines großmüthigen, liebreichen und herzhaften Mannes hielte, fleißig nach den Quellen der Verleumdung zu forschen, und dieselben zu verstopfen, damit die, welche Andern dazu Gelegenheit und Anreizung gäben, um so viel weniger im Stande sein möchten, auf's Künftige Schaden zu thun." — —

Oberst Gardiner fiel am 21. September 1745 in der Schlacht bei Preston gegen die stuartischen Truppen. Dodderidge sagt hierüber:

„Ich habe so viel widersprechende Nachrichten von den Todesumständen des Obristen Gardiners gehört, daß ich fast zweifelte, ob ich meinen Lesern in einer so wichtigen Sache würde Genüge leisten können. Aber zu gutem Glück habe ich neulich Gelegenheit gehabt, von der ganzen Sache genau benachrichtigt zu werden, durch den Herrn Johann Forster, seinen treuen Bedienten, welchen ich einige Jahre zuvor in meinem Hause habe kennen gelernt. Dieser ist in seinen letzten Stunden um ihn gewesen und hat mir eine umständliche Erzählung davon mitgetheilt, die er, wenn es sollte erfordert werden, eidlich zu bestätigen bereit ist. Aus dessen Munde habe ich Alles so genau als möglich niedergeschrieben und kann die Umstände, so er mir davon erzählet, für so viel richtiger halten, da nach seinem rührenden Ausdruck, „sein Auge und Herz allezeit auf seinen theuren Herrn während dieser ganzen Zeit gerichtet gewesen."

Am Freitag den 20. September, (den Tag vor der Schlacht, der ihm seine unsterbliche Krone zuwege brachte), da die ganze Armee in Schlacht-Ordnung gestellet war, wie mich däucht, um Mittag ritt der Oberst durch alle Glieder seines Regiments und ermahnte sie sowohl auf die anständigste als beweglichste Art, daß sie, beides als Soldaten und Christen, sich im Dienste für ihr Vaterland tapfer beweisen, und nichts versäumen möchten, was sie zubereiten könnte, auf einen jeden Vorfall gefaßt zu sein. Sie schienen durch diese Anrede sehr gerührt zu sein, und bezeugten ein heftiges Verlangen, den Feind sogleich anzugreifen; ein Verlangen, worin er und ein

Digitized by Google

anderer braver Offizier von vornehmen Stande, der sowohl wegen seiner Tapferkeit als klugen Aufführung in Ansehen stand, ihnen gern würden gewillfahrt haben, wenn es in ihrer Macht gestanden hätte. Er drang bei dem commandirenden Offizier ernstlich darauf, sowohl weil die Soldaten damals einen bessern Muth hatten, als man von ihnen vermuthen konnte, wenn sie die ganze Nacht in den Waffen gestanden; als auch weil der Umstand, wenn man zuerst den Angriff gethan hätte, ihnen vielleicht mehr Muth, und dem Feinde einen Schrecken würde beigebracht haben. Er hoffte hiernächst, daß, wenn man auf die Rebellen losginge, man sich vielleicht eines desto bequemern Platzes zum Treffen bemächtigen könnte; welches man von ihm um so viel eher glauben konnte, da er dieser Gegend so genau kundig sein mußte, weil es nahe an dem Orte war, wo er sich sonst aufzuhalten pflegte, und wodurch er viele hundertmal geritten war. Da ich dieses melde, maße ich mir gar nicht an, zu beurtheilen, inwiefern dieser Rath gegründet gewesen. Viele andere Umstände, die mir unbekannt sind, thun vielleicht das Gegentheil dar; indessen ist so viel gewiß, daß er von Muth und Tapferkeit zeigte. Es wurde aber derselbe diesmal verworfen: Wie denn auch solches mit der Stellung der Kanonen geschahe, welche er lieber in dem Mittelpunkt einer so kleinen Armee wollte gepflanzt haben, als bei seinem Regimente, welches auf dem rechten Flügel stand; indem er besorgte, die Pferde, die zuvor noch in keinem Treffen gebraucht worden, (Gardiner führte in dieser Schlacht leider nicht das Regiment Dragoner, das er eingeschult hatte), möchten, wenn sie ihnen so nahe stünden, durch die Losbrennung derselben in Unordnung gebracht werden. Er drang hierauf um so viel mehr, weil er glaubte die Rebellen würden den Angriff auf den Mittelpunkt der Infanterie thun; und er wußte, daß daselbst manche brave Leute wären, die so fest stehen würden, daß die Sache an solchem Tage gut ablaufen könnte. Da er aber fand, daß er weder mit diesen, noch mit manchen andern Vorstellungen, die er für die gemeine Wohlfahrt mit großem Ernst that, durchdringen konnte, so stellte er einige gefährliche Folgen vor, die er daraus besorgte, welche auch in der That erfolgten; und da er Alles der göttlichen Vorsehung überließ, brachte er den übrigen Tag damit zu, daß er so gute Anstalten machte, als die Umstände erlauben wollten.

Er blieb die ganze Nacht in den Waffen, wickelte sich in seinen Mantel, und legte sich unter einen Haufen Gerste, der damals im Felde lag. Um drei Uhr des Morgens berief er seine Hausbediente zu sich, deren diere ihm aufwarteten. Drei von ihnen ließ er von sich, und gab ihnen eine sehr herzige christliche Ermahnung und Anweisung, daß sie ihre Pflicht gehörig abwarten, und besonders für ihre Seele sorgen möchten; wodurch er deutlich zu verstehen gab, er hielte es wenigstens für sehr muthmaßlich, daß er jetzt das letzte Mal von ihnen Abschied nehme. Es ist nicht zu zweifeln, daß er den kleinen Ueberrest dieser Zeit, der nicht über eine Stunde ausmachen konnte, mit solchen erbaulichen Beschäftigungen der Seele zugebracht habe, die ihm seit so langer Zeit zur Gewohnheit geworden, und wozu ihn so manche Umstände damals aufforderten. Die Armee wurde beim Anbruch

Digitized by Google

des Tages durch das Gerücht von der Ankunft der Rebellen in Alarm gebracht, und der Angriff nahm vor Sonnen-Aufgang seinen Anfang, doch konnte man schon Alles, was vorging, deutlich genug unterscheiden. Sobald die Feinde bis zu einem Kanonenschuß herangerückt waren, machten sie ein entsetzliches Feuer, und man sagt, die Dragoner, die den linken Flügel der königlichen Armee ausmachten, hätten sogleich die Flucht genommen. Der Oberst bekam bald zu Anfang des Angriffs, der überhaupt nur ein paar Minuten währte, durch eine Kugel eine Wunde in die linke Seite, worauf ihn sein Diener, der das Handpferd hatte, überreden wollte, sich zu retiriren; er sagte aber, es wäre nur eine Wunde in's Fleisch, und focht also weiter fort, ob er wohl gleich darauf einen Schuß in den rechten Schenkel bekam. Mittlerweile bemerkte man, daß einige von den Feinden durch seine Hand fielen und sonderlich ein Mann, der ihn einige Tage zuvor verrätherischer Weise besucht, und großen Eifer für die Herstellung der guten Sache bezeugt hatte.

Begebenheiten von dieser Art gehen in kürzerer Zeit vor, als eine Beschreibung davon kann geschrieben oder gelesen werden. Der Oberst wurde einige Augenblicke lang durch seine Leute, und besonders den treuen Oberst-Lieutenant Whitney unterstützet, der hier durch den Arm geschossen wurde, und einige Monate hernach in der Schlacht zu Falkirk sein Leben ruhmwürdig einbüßte. Ingleichen stand ihm der Lieutenant West, ein Mann von ausnehmender Tapferkeit, treulich bei; wie auch noch etwa fünfzehn Dragoner, welche bis zuletzt bei ihm aushielten. Aber nach einem schwachen Feuer gerieth das ganze Regiment in Unordnung, und obwohl ihr Oberst und einige andere brave Offiziere ihr Möglichstes thaten, sie ein bis zweimal wieder zu sammeln, so nahmen sie doch zuletzt eine übereilte Flucht. Und eben in dem Augenblick, da der Oberst Gardiner etwas inne hielt, um zu überlegen, was seine Pflicht in solchen Umständen von ihm erfordere, trug sich ein Umstand zu, welcher, wie ich glaube, nach dem Urtheil aller verständigen und klugen Leute, als eine hinlängliche Entschuldigung wird angesehen werden, daß er sein Leben in so große Gefahr gesetzt, da ihn sein Regiment schon verlassen hatte. Er sah nämlich eine Partie Infanterie, welche sehr tapfer nahe bei ihm focht und welche er zu unterstützen befehligt wurde, weil sie keinen Offizier zum Anführer hatte; worauf er sagte, wie die Person, von welcher ich diese Nachricht habe, es selbst mit angehöret: „Diese braven Leute werden in Stücken zerhauen werden, weil sie keinen Commandeur haben.“ Und da er dieses gesagt, ritt er auf sie zu und rief laut: „Gebt Feuer, meine Bursche, und fürchtet Euch vor nichts!“ Aber als eben diese Worte aus seinem Munde gegangen waren, lief ein Berg-Schotte mit einem Messer, das an einer langen Stange befestiget war, auf ihn zu, und gab ihm damit eine solche tiefe Wunde in seinen rechten Arm, daß ihm sein Degen aus der Hand fiel. Zu gleicher Zeit kamen auch einige Andere um ihn herum, da er schon mit diesem Mordgewehr so erschrecklich zugerichtet war, und rissen ihn von seinem Pferde. In dem Augenblick, da er fiel, war dort ein anderer Berg-Schotte und zwar, wie nicht ohne Grund versichert wird, eben der

Digitized by Google

Mac-Naught, welcher ein halb Jahr darauf zum Tode verurtheilt worden. Dieser gab ihm entweder mit einem breiten Schwerte oder einer Lochaber-Axt (denn der solches berichtet, konnte dies nicht so genau unterscheiden) auf den hintern Theil des Kopfes einen tödlichen Streich. Alles, was sein treuer Gefährte ferner sah, war dieses, daß, als sein Hut abgefallen war, er denselben in seine linke Hand nahm und ihn hin und her bewegte, zu einem Zeichen, daß er sich retiriren möchte, wobei er ihn noch zuletzt diese Worte sprechen hörte: „Sorget für Euch selbst!" Worauf sich auch der Diener wegbegab.

Es wurde zu Edinburgh an dem Tage, da die Schlacht geschehen, mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit erzählt, daß, als der Oberst in seinen Wunden gelegen, er zu einem Chef der gegenseitigen Armee gesagt hatte: „Ihr streitet um eine irdische Krone, ich aber gehe hin, eine himmlische zu empfangen." Sein Diener floh indessen in eine Mühle, etwa „wei Meilen von dem Orte, wo der Oberst geblieben war, daselbst veränderte er seine Kleidung, und kam als ein Müllerknecht, mit einem Wagen, ohngefähr zwei Stunden nach dem Treffen wieder auf die Wahlstatt. Die Unordnung, die das Treffen verursacht hatte, war ziemlich vorüber, und er fand seinen theuren Herrn nicht nur seiner Taschenuhr und anderer Dinge, die von einigem Werth waren, sondern auch seiner Oberkleider und Stiefeln beraubt, aber er athmete noch. Er setzt hinzu, daß, obgleich er nicht mehr habe reden können, er doch, da er ihn aufgenommen, seine Augen aufgeschlagen habe, welches ihn zweifelnd gemacht, ob er ganz sinnlos gewesen. In diesem Zustande brachte er denselben nach dem Kirchspiel Tranent, woselbst er alsbald in des Predigers Haus genommen, und in ein Bette gelegt wurde. Er schöpfte noch öfter Athem und seufzte bis um elf Uhr des Vormittags, da er unter großen Leibesschmerzen von dieser Welt abschied, und ohne einigen Zweifel in die große Herrlichkeit aufgenommen wurde, welche denen bereitet ist, die auf eine so rechtschaffene Weise bis in den Tod getreu gewesen.

Von dem Augenblick an, da er gefallen war, ging ein entsetzliches Würgen und Metzeln an, daß solches nicht mehr als eine Schlacht anzusehen war. Was für Grausamkeit die Rebellen unter dem Commando des Lord Elcho, wie von Jedermann gesagt wird, gegen einige königliche Truppen, die um Quartier gebeten, ausgeübt haben, ist aus den Gesichten vieler, die noch am Leben sind, deutlich zu lesen. Sie fielen in des Obersten Gardiners Haus, ehe er vom Felde abgeführt war; und ohnerachtet der unglückliche Herzog von Perth, der, wie man sagt, in manchen Stücken sich sehr gelinde und höflich erwiesen, die schärfsten Befehle zum Gegentheil gab, so wurde doch alles, was von einigem Werth war, geplündert, selbst die Umhänge um die Betten und die Vorhänge vor die Zimmer. Seine Schriften wurden alle durcheinander geworfen und sein Haus zum Hospital für diejenigen gemacht, die in der Action verwundet worden.

Dieses war der Beschluß eines Lebens, welches so eifrig Gott ergeben und in so nützlichen Diensten war zugebracht worden. Dieses war der Tod eines Mannes, der von Gott so hoch war begnadigt worden, da er ihn nach

Digitized by Google

einer so langen und großen Entfremdung zu sich gebracht und so viele Jahre nach einander bei sich erhalten, binnen welchen er, nach der Redensart der Schrift, mit ihm gewandelt hatte. Er fiel nämlich, wie Gott seinem Volke im Zorn gedroht hatte, im Getümmel, Geschrei und Posaunen-Hall. Verschiedene andere sehr treue und vornehme Leute, hatten eben das Schicksal, entweder jetzt in der Schlacht zu Preston-Pans oder bald darauf zu Falkirk.

Und solches ließ die göttliche Vorsehung ohne Zweifel zu, damit unser Glaube in der Hoffnung einer unsichtbaren Welt gestärkt und wir gelehrt werden möchten, von Menschen abzulassen, und unser Vertrauen auf den allmächtigen Arm Gottes zu setzen.

Die Gebeine dieses christlichen Helden (wie unser Gardiner nun mit Recht genannt werden kann) wurden den darauf folgenden Donnerstag den 24. September in der Kirche zu Tranent beerdigt, wo er vorher den Gottesdienst ordentlich abzuwarten pflegte!"

Correspondenzen.

Berlin, 20. Juli. Aus purer Dankbarkeit für Herrn Classen-Kappelmann hat der Abgeordnete Becker, wie er in seinem Briefe versichert, der Einladung jenes Herrn beigestimmt. Die Dankbarkeit spielt überhaupt bei der Vorgeschichte des Festes, die zugleich seine ganze Geschichte ist, eine große Rolle. Wir können diese Seite der Sache nicht besser characterisiren, als es in einem „Die Dankbaren" überschriebenen Artikel der Provinzialzeitung für Schlesien, der schon vor der Aufkündigung der Gürzenich veröffentlicht ward, geschehen ist. Dort heißt es:

„Undankbarkeit, meint Shakespeare, schmerzt ärger als der Schlange Biß. Das Festcomité in Köln hat sich diesen Satz zu Gemüthe genommen, und so ist es denn fest entschlossen, sich die Ausübung der Dankbarkeit nicht verkümmern zu lassen. Das Festcomité will nicht der Schlange gleichen, welche, nachdem sie von einem mitleidigen Wandersmann erwärmt worden war, dem Wohlthäter in den Busen stach. Nein, seine Mitglieder fühlen sich als „gebildete Menschen", welche sich ihrer „edelsten und schönsten Pflicht" bewußt sind. Sie sind allerdings erwärmt, aber sie äußern die Wärme ihres Gefühls in warmen Speisen und Getränken. Sie besitzen allerdings eine spitze Zunge, aber sie wollen dieselbe nur in Ausfällen auf die königliche Regierung üben. Sie verfügen über treffliche Schneidewerkzeuge, aber dieselben sollen nur dazu dienen, um einen Gänsebraten zu zerlegen. So tritt der Dank gebildeter Menschen ans Tageslicht.

Digitized by Google

Das ist gewiß Alles recht schön und ehrenwerth. Findet Jemand Geschmack daran, eine Pastete mit Bürgerrechten zu garniren, so gönne man ihm diesen Genuß. Macht es ihm Vergnügen, die Schnörkel der Baumtorte in die Form des § 29 der Verfassung zu bringen, so verkürze man ihm diese Freude nicht. Und gehört es zur Befriedigung seines Dankbarkeitsbedürfnisses, daß der Knall der Champagnerpfropfen von den Klängen eines fortschrittlichen Toastes begleitet sei, dann überlasse man es ihm selber, wie er sich mit seinen Ohren abfinden wolle.

So weit hat die Dankbarkeit des „gebildeten" Festcomité's freies Spiel. Es frägt sich nur, ob die Gegenstände der Dankbarkeit für die Manier, in welcher man ihnen Dank zollen will, ihrerseits dankbar sein werden. Das Festcomité rechnet es den Vertretern des Volkes hoch an, daß sie „ihre Zeit und Kraft mit unermüdlicher Ausdauer dem Wohle des Vaterlandes in langer Session geopfert haben". Und wie will es seine Anerkennung offenbaren? Indem es ein ferneres Opfer an Zeit, Lunge, Unermüdlichkeit verlangt. Wir sollten denken, man würde sich den geplagten Menschen am erkenntlichsten beweisen, indem man ihre Ferienruhe nicht verkürzte. Doch weit gefehlt; von einem Volksvertreter erwartet man, daß er Nerven von Stahl, eine Zunge von Eisen und Beine von Gummi habe. Er muß sich von einem Ende der Monarchie zum anderen schnellen. Er muß die oft gesprochenen Reden noch einmal wiederholen. Er soll die kaum überstandene Angst vor der Zugluft des Abgeordnetensaales noch einmal inmitten der brodelnden Bratendämpfe zu Köln durchmachen. Bekommt er hierfür Diäten? zahlt man ihm wenigstens Reisekosten? Nein, er muß sich gratis abmühen, während das Festcomité gratias agit.

Eigentlich dürften wir solch eine Dankbarkeit grausam nennen. Trotz der gegentheiligen Versicherung in dem wohlstylisirten Schreiben des Festcomité's glauben wir, daß das Gefühl der Dankbarkeit nicht bloß ein Vorrecht der Gebildeten ist. Aber freilich scheinen die Gebildeten in der Art der Kundgebung die Eigenthümlichkeit zu besitzen, daß sie dem Objecte ihrer pflichtschuldigen Gesinnungen eine Qual anthun. Nicht blos einen überladenen Magen und eine angestrengte Zunge stellen die Kölner Dankbeflissenen den Abgeordneten in Aussicht, sondern auch einen Conflict mit der Polizei. Die Volksvertreter sollen mit ihren Leibern die Kluft ausfüllen, welche zwischen der Theorie des Art. 29 der Verfassung und der Praxis des Vereinsgesetzes vom 11. März 1850 bestehen mag. Die armen Männer des Volkes sind kaum damit fertig, ihre stenographirten Dönhofsplatz-Reden zu perlustriren, um sich zu vergewissern, daß sich auch keine Injurienklage an dieselben anknüpfen lasse, so sollen sie sich den gefährlichen Launen der Redefreiheit aufs Neue anvertrauen, und noch dazu in den Hallen eines Saales, wo statt des Herrn Grabow ein Polizeilieutenant die Wage halten wird, auf welcher die Meinungen abgewogen werden. Ein Paar conflictlustige Heißsporne mögen diese Aussicht erquicklich finden. Aber die Kühleren werden keine Lust spüren, auf das Geheiß der schönen Kunigunde

Digitized by Google

zwiſchen den Panther und den Leuen hineinzuſchreiten, und ſie werden ſchon vor gewagter That ausrufen: „Den Dank, Dame, begehr ich nicht.“

Im Grunde iſt es uns gleichgiltig, wie viele oder wie wenige ſich dazu hergeben werden, den Ehrenkranz in Empfang zu nehmen. Dieſe Scene gehört vor das Auge der Polizei. Aber das Feſtcomité kann nicht den Anſpruch erheben, daß die Straßen von Köln und die Wogen des freien Rheins zur Zeugenſchaft ſeiner Dankbarkeit herangezogen werden ſollen. Die Stadt Köln und die Gewäſſer des Rheines ſind Zeugen anderer Thaten, für welche die Dankbarkeit an eine andere Adreſſe zu richten iſt als an die der Abgeordneten. Der Flor der Stadt, die Regſamkeit des Gewerbes, die Sicherheit der öffentlichen Ordnung, die Freiheit des Handels, welcher ſeine Schiffe den Rhein hinauf und hinunter ſendet, das ſind die Früchte der Wirkſamkeit des Königs und ſeiner Regierung. Wer an den Ufern des Rheines wandelt, der hat dem Könige zu danken, welcher die Unabhängigkeit des deutſchen Stromes beſchützt. Mögen die „Gebildeten“ im Saale die Männer bejubeln, welche den Arm des Königs zu lähmen trachteten; aber dem rechten Manne unter freiem Himmel zu danken, das ſollen ſie dem Volke überlaſſen, welches, wenn es nicht nach dem Herzen des Feſtcomité's „gebildet“ iſt, doch das echte Gefühl der ehrenvollen Treue für den Monarchen nicht verloren hat.“

Druck von A. Paul & Co. in Berlin, Kronenſtraße 21.

Digitized by Google

Wochenschau.

Das interessanteste Ereigniß der vergangenen Woche war das Preußische Minister-Conseil, welches von Seiner Majestät dem Könige nach einer fremden Stadt berufen worden war. Die Minister waren vollzählig in Regensburg anwesend, wohin sie von den verschiedensten Punkten kamen. Herr von Roon kam aus Erdmannsdorf, Herr von Mühler aus Berchtesgaden, die Grafen Eulenburg und Lippe, so wie die Herren von Bodelschwingh und von Selchow kamen von Berlin, Graf Itzenplitz und der Premierminister hatten Seine Majestät aus Karlsbad nach Regensburg begleitet. Den Gegenstand der Berathung bildeten, wie es scheint, die zwischen Preußen und Oesterreich obschwebenden Verwickelungen.

Hätte Oesterreich auf die Forderungen, welche Preußen in Betreff der Beseitigung des Augustenburgischen Treibens gestellt hat, unbedingt zustimmend geantwortet, so wäre keine so förmliche Berathung, wie die von Regensburg, nöthig gewesen. Andererseits — wären die Kundgebungen Oesterreichs auf eine kurze und unbeschönigte Ablehnung der Wünsche Preußens hinausgegangen, so würde man die Aeußerungen des Wiener Hofes schwerlich der Ehre einer so eingänglichen Berathung werth befunden haben.

Es ist also anzunehmen, daß Oesterreich einen Mittelweg gefunden hat, der, während er die Nothwendigkeit einer sofortigen Entscheidung umgeht, doch schließlich auf das von Preußen gewünschte Ziel hindeutet. Oesterreich mag sich erboten haben, die Formen, unter deren Beobachtung die preußisch-österreichischen Hoheitsrechte in den Herzogthümern ausgeübt werden sollen, in einer Weise durch Verhandlungen festzustellen, daß künftighin die unangenehmen Conflicte, welche bisher das Regiment in den Herzogthümern gelähmt haben, nicht vorkommen können. Oesterreich hat also im Prinzip nicht die Entfernung des Augustenburgischen Prinzen aus Holstein abgewiesen; es hat vielmehr nur die Verhängung dieser Maßregel bis auf den Zeitpunkt verschoben, wo die beiden Deutschen Großmächte sich über die Grundsätze des Schleswig-Holsteinischen Provisoriums geeinigt haben würden.

Bei dem Minister-Conseil scheint es sich um die Frage gehandelt zu haben, ob das Verfahren Oesterreichs, da das letztere sich nicht gleich auf den Boden der Preußischen Politik gestellt hat, die Motive zu einem Bruch in sich trage, oder ob es Handhaben für erfolgversprechende Negotiationen biete. Der König hat nach abgehaltenem Conseil seine Reise in das Bad Gastein fortgesetzt, — ein Zeichen, daß Seine Majestät Sich im Einverständ-

Digitized by Google

niß mit Ihren Räthen zu dem Versuche entschlossen haben, die freundschaftlichen Beziehungen zum Oesterreichischen Kaiserstaate aufrechtzuerhalten und im Verein mit Oesterreich einen ordnungsmäßigen Zustand in den Herzogthümern zu schaffen.

Preußen hat hiermit keinen der Vortheile, die seine Position darbietet, aufgegeben. Es kann die Aufrichtigkeit Oesterreichs prüfen; es bewahrt aber auch freie Hand, um in dem Augenblick, wo ihm die Loyalität des Wiener Hofes zweifelhaft wird, mit der selbstständigen Action, die es in Aussicht gestellt hat, zu beginnen. Aber wir erwarten kaum, daß Preußen Gelegenheit erhalten wird, sich über den Mangel an Bereitwilligkeit auf Seiten Oesterreichs zu beklagen. Oesterreich hat bisher vergebens darnach gestrebt, sich den Consequenzen des Krieges, den es nun einmal gemeinsam mit Preußen geführt hat, zu entziehen; vor der Phantasie des Wiener Cabinets dürfte eine Zeit lang das verführerische Bild eines auswärtigen Beistandes gegen Preußen geschwebt haben. Doch hat man sich in Wien wohl überzeugt, wie sehr dies ein Nebelbild sei, welches, sobald Jemand die Wichtigkeit desselben prüfen will, zerrinnt, changirt und eine Friedenspalme darstellt, während es vorher ein Schwert abgezeichnet hatte.

Wir glauben gern, daß dem Fürsten Metternich in Paris, als Lohn so mancher Artigkeit die Andeutung gemacht worden ist, es liege nicht im Interesse Frankreichs, daß Oesterreich fernerhin geschwächt werde und daß Preußen die Früchte der Italienischen Campagne von 1859 erndte; aber dieser Trost dürfte mit der Ermahnung verknüpft gewesen sein, daß Oesterreich sich jedes provocirenden Schrittes enthalte.

Schwerlich hat Frankreich für den Wiener Hof etwas Mehreres als solche Trostesworte. Napoleon unternimmt nach den Lehren, die ihm die letzten Jahre diesseits und jenseits des Oceans ertheilt haben, keine neue Action, bevor er nicht Englands sicher ist. Und auf das letztere ist nach dem Wahlsiege, den Palmerston errungen hat, weniger als je zu rechnen. Eine entschiedene Whigmajorität ist gleichbedeutend mit einer entschiedenen Friedensmajorität. Es muß in einem Britischen Cabinet ein tüchtiger Beisatz von Torysmus zu finden sein, wenn dasselbe eine kriegerische Politik einschlagen soll. Das whigistische England ist wohl geschickt genug, um den Kaiser Napoleon zu allerhand Abenteuern zu ermuthigen, aber nur um die Verlegenheiten, in die der Kaiser sich nothwendig verwickeln muß, zum eigenen Nutzen auszubeuten. Nach dieser Regel handelte England in Italien, wo es den Befreiungskrieg durch seine Ermunterung bis zum Garibaldismus zuspitzte. Nach dieser Regel handelte es in Mexico. Nach ihr würde es wieder handeln, falls Napoleon sich in die Deutschen Wirren mischte.

Eine Combination, die wir immer noch für die Zukunfts-Combination erachten, ist das Einverständniß zwischen England und Rußland, ein Bund, in welchen sich naturgemäß Preußen als die dritte Macht einreihet.

— Die Abgeordnetenvergnügtheit von Köln hat uns zwei Wochen lang erheitert. Zwar war es nur der Ballast des Abgeordnetenhauses, der in den Hôtels und Restaurationen von Köln eine Rolle spielte. Aber dieser Ballast

Digitized by Google

iſt bis auf das letzte Reſtchen über Bord geworfen worden. In der That ein großer Verluſt —, nicht für uns aber für die Schiffscapitäns der zweiten Kammer. Dieſe werden ſchlecht ſteuern können, da der Ballaſt abhanden gekommen. Das Schiff wird ſchwanken und endlich umſchlagen.

Die Politik als Privatſache.

III.

Ein ſtarker Courierwechſel, der nunmehr zwiſchen München, Wien und Berlin ſtattfand, regte die Vermuthungen über das, was nun kommen werde, an. Man erzählte ſich, daß Oeſterreich große Truppenmaſſen gegen Braunau und Tyrol concentrire, daß zwei Regimenter ungariſcher Infanterie auf dem Marſche nach Mainz ſeien, daß das vierte preußiſche Armeecorps, welches auf ſeinem Rückmarſche vom Rhein ſchon in Paderborn angekommen, plötzlich Gegenbefehl erhalten habe, in Folge deſſen es wieder nach den Rheingegenden zurückmarſchiren werde, daß an einen Theil der Mainzer Beſatzung die Ordre ergangen, ſich zum Aufbruch auf den erſten Wink bereit zu halten, daß der Rheinkreis in Belagerungszuſtand erklärt und noch größere Truppenmaſſen aus Altbaiern nach demſelben geſchickt werden würden, daß die Fürſten von Wrede und von Wallerſtein durch Staffeten nach München berufen ſeien und daß dort Tag für Tag Miniſterſitzungen ſtattfinden: jene Truppenbewegungen ſeien ſowohl gegen die aufgeregten Bewohner der Rheingegenden gerichtet, als auch Demonſtrationen gegen Frankreich, das ſich in letzterer Zeit herausgenommen habe, ſich mahnend in die deutſchen Angelegenheiten einzumiſchen.

Die Mehrheit des deutſchen Volkes war nur neugierig, ja ſie war faſt aufgebracht, daß ſie durch die anſpannende Neugier aus dem gewöhnlichen Geleiſe des Lebens hinausgezwungen ſei. Gerüchte, die ſich bald nach dem hambacher Feſte über das Schickſal Wirths verbreiteten, bewieſen, welches Ende die Volksſtimme ſolchen Revolutionärs zutraute, bewieſen, daß man das hambacher Feſt für einen Jubel anſah, der, nachdem man ſich auf dem hambacher Berge gegenſeitig über ſeine Meinung ausgeſprochen, nachdem man bei Wein und Geſang der Freiheit der Völker ein Lebehoch gebracht, ohne keine andere als ungünſtige Folgen für die Veranſtalter und Redner bleiben werde. Die Einen erzählten ſich, Wirth ſei nach Frankreich entflohen, die Anderen ſtellten gar ihre eigene Regungsloſigkeit durch den Tod dar, den ſie ihm andichteten: „er ſei in einem Walde unweit Homburg an einem Eichbaum erhenkt gefunden worden."

Fürſt Metternich hatte, als er die Nachricht vom hambacher Feſte er-

Digitized by Google

halten, geäußert, dasselbe könne, richtig angewandt, zu günstigen Erfolgen führen. Die allgemeine Zeitung vom 14. Juni 1832 enthielt folgenden Artikel: „Deutschlands Verhältnisse nähern sich immer mehr einem Zustande, der mit der Ruhe und der gesetzlichen Ordnung unverträglich, den beiden Großmächten Deutschlands aber gefahrdrohend erscheint, und beschäftigen deshalb deren Aufmerksamkeit in besonders hohem Grade. Namentlich berath man, wie es heißt, in Oesterreichs Hauptstadt Vorkehrungen, die der gesetzlichen Ordnung in den Staaten, wo dieselbe am meisten gefährdet scheint, und die wir hier nicht näher zu bezeichnen brauchen, eine kräftige Stütze geben sollen. Der Präsidialgesandte am Bundestage, Graf Münch-Bellinghausen, dessen Abreise von Wien nach Frankfurt nahe bevorsteht, soll der Bundesversammlung in dieser Beziehung Entwürfe überbringen, welchen im höchstwahrscheinlichen Fall ihre Genehmigung vom Bundestage, die gesetzliche Kraft in allen betreffenden Staaten mit aller Energie verschafft werden wird. Das Zusammenziehen einer starken Truppenmasse in Tyrol möchte sogar auf die Möglichkeit eines militärischen Einschreitens hindeuten, falls die durch wenige exaltirte Köpfe mehr und mehr aufgeregte Bevölkerung einzelner Staaten den von ihren Regierungen und der Bundesversammlung für zweckmäßig erachteten Vorkehrungen Widerstand entgegensetzen sollte."

Der Bundespräsidialgesandte von Münch-Bellinghausen, bisher in Wien, reiste Mitte Juni über München, wo er am 19. Juni eintraf, nach Frankfurt. Am 28. Juni wurde die entscheidende der deutschen Bundesversammlungen gehalten.

Wir unterbrechen hier den Verlauf der Erzählung über die Maaßregeln, welche Preußen und Oesterreich durch den Bund verfügen ließen, um die liberale Aufregung in Deutschland zu bewältigen; und halten es für angemessen, als Parallele zu dem im vorigen Hefte geschilderten hambacher Feste die Vorgänge zu berichten, welche ein Jahr später — Ende Mai 1833 — auf dem classischen Boden von Neustadt an den Hardt stattfanden. Wir werden zu dieser vorgreifenden Darstellung durch die Demonstrationssucht, welche jetzt wieder eingreifen zu wollen scheint, bewogen. Unser Bericht ist nach einer vom ersten und zweiten Adjuncten und zwanzig Stadträthen Neustadts herausgegebenen Schrift angefertigt. Wir geben die Thatsachen, wie sie in diesem Buche verzeichnet sind. Zur Beurtheilung desselben reicht ein sentimentaler Standpunkt nicht aus. Mag man ihnen vielmehr die politische Lehre entnehmen, wie sich das Staatsleben in Gewaltacte zersetzen muß, sobald der Bürger mit einer leeren, zeitlosen und jedenfalls ohnmächtigen Agitation gegen die Ordnung des Staates ankämpft. Wenn eine Züchtigung ertheilt wird, so ist das allerdings nie ein angenehmer Anblick, ihre Darstellung kann nur einen politisch-pädagogischen Zweck haben.

Auf den 26. und 27. Mai 1833, jene Tage, welche das südliche Deutschland im vergangenen Jahr so festlich, so freiheitshoffend gesehen hatten, blickte auch in diesem Jahre die Bayersche Regierung mit vorbeugender Sorge. Man wußte, daß auf dem Hambacher Schloßberge eine Versammlung stattfinden sollte; die Bayersche Regierung richtete an die Be-

Digitized by Google

hörden der süddeutschen Staaten die Aufforderung, den Deutschen Unterthanen für diese Tage keine Pässe nach Rheinbayern zu geben: „Auf den Grund eingelaufener Anzeigen," hieß es in einem Erlaß der Regierung des Rheinkreises vom 14. Mai 1833, „sind die Thatsachen außer Zweifel gestellt, die zu der Ueberzeugung berechtigen, daß Uebelwollende beabsichtigen, durch geheime Umtriebe am 27. Mai, oder wenigstens um diese Zeit, abermals Scenen herbeizuführen, denen gleich, die im vergangenen Jahre jeden rechtlich gesinnten Bürger tief bekümmern mußten." Es sei daher eine große Masse von Truppen mobil gemacht, um auf den ersten Wink bereit zu sein; die Lokalbehörden sollten, um gesetzwidrige Versammlungen, Reden, Toaste, Aufzüge, Abzeichen, Errichtung von Freiheitsbäumen zu verhindern, die Sicherheitsgarden in Bereitschaft halten, um überall, wo ein politischer Exceß versucht werden sollte, die Thäter sogleich zu verhaften, diejenigen Punkte, wo Versammlungen zu vermuthen seien, zu besetzen.

Ein Schreiben des Königlich Bayrischen Land-Commissariats an das Neustädter Bürgermeisteramt erklärte, Se. Majestät werde und könne nie dulden, daß in Allerhöchst Ihren Staaten und namentlich im Rheinkreise etwas sich wiederhole, was den Character eines demagogischen Festes an sich trüge, und daß besonders die Hambacher Höhe neuerdings die Stätte revolutionärer Demonstrationen werde. „Allerhöchst dieselben haben deshalb, um Ihrem Entschlusse allenthalben die schuldige Achtung zu sichern, nicht blos neuerdings eine Truppenverstärkung in den Rheinkreis gesendet, sondern auch die Hälfte der Gesammtinfanterie des Heeres, und die gesammte Reiterei (48 Escadronen) mit der gesammten Artillerie in marschfertigen Stand gesetzt, um diese nöthigenfalls, wenn wider Verhoffen die frühern Scandale sich wiederholen, wenn übelgesinnte, entartete Menschen neuerdings die Bande der Ordnung und Ruhe zu lösen versuchen sollten, augenblicklich, und zwar auf Kosten des Kreises in den Rheinkreis senden zu können."

Das Neustädter Polizei-Amt verbot durch Erlaß vom 24. Mai alle tumultuarischen Umzüge, jeden lärmenden Gesang auf den Straßen und Plätzen, das Aufstellen von Freiheitsbäumen, das Tragen von Fahnen, jede Zusammenrottirung und sprach zugleich sein „Vertrauen auf den ordnungsliebenden Character der Neustädter Bürger" aus.

Wenige Tage zuvor waren sechs Compagnien vom 15. Regiment in das Städchen eingerückt; bei dem Einmarsch ritt ein Officier auf den Bürger Philipp Lanz, welcher mit einer nicht brennenden Tabakspfeife im Munde am Wege stand, ein und schlug ihm mit dem Degen die Pfeife aus dem Munde. Der Hambacher Schloßberg wurde mit Gensdarmen besetzt. In der Nacht vom 26. zum 27. Mai streiften auf allen Wegen, die nach Neustadt führten, starke Militär-Piquets, um jeden Reisenden anzuhalten und zurückzuweisen.

Am Morgen des 27. Mai kamen noch 1200 Mann Truppen in Neustadt an, mit ihnen General Horn und Fürst Wrede, der die Quartierzettel fertigte. Die radicalen Wirthe besonders, und die als liberal bekannten Bürger wurden mit Einquartierung bedacht; ein bayrischer Officier, der zu

Digitized by Google

dem liberalen Stadtrath Abresch gelegt wurde, warf, nachdem er zu Mittag gespeist, Schüssel und Teller zum Fenster hinaus. Die Besatzung der Schloßruine wurde durch 118 Mann verstärkt, für welche auf Kosten der Stadt Brodt und Wein auf den Berg geschafft wurden. Nachmittags sah man noch vier Stück Geschütz von Landau kommen, welche am Hambacher Thor, nach der Stadt gerichtet, aufgestellt wurden.

Es war gerade der erste Pfingstfeiertag, und für dieses Fest war den Neustädtern der Spaziergang nach der Schloßruine eine mit spießbürgerlichem Gewohnheitstriebe gehegte Sitte. Auch an diesem Tage hatten sich viele Familien, mit Lebensmitteln versehen, auf den Weg nach dem Berge gemacht, fanden aber oben die Terrasse mit Militär besetzt und erst nach Reclamationen wurde ihnen gestattet, sich auf derselben aufzuhalten. Man ließ sich nicht stören, fröhliche Lieder wurden angestimmt, da schritt ein Officier auf eine Gruppe, welche das bekannte Mai- und Freiheitslied sang, zu, und erklärte, dies Lied dürfe nicht gesungen werden. Da man nicht gehorchte, ließ der Officier die Gruppe auf der einen Seite durch eine Abtheilung Soldaten, welche sich mit geladenem Gewehr und gefälltem Bajonett aufstellte, und auf der andern Seite durch einen Trupp Gensdarmen dazwischennehmen.

Bald darauf erblickte man auf benachbarten Höhen zwei schwarz-roth-goldene Fahnen. Dieser Anblick erregte Gelächter: Unbesonnene Knaben, sagten die Einen, machen sich dort einen Spaß: Die Meuterer, hieß es im Militär, lassen sich blicken: Nur Böswillige, sagten Andere, können jene Fahnen aufpflanzen, um uns Neustädter mit Gewalt in den Ruf von Revolutionärs zu bringen. Die Fahnen verschwanden nach fünf Minuten.

Ein gewisser Ludwig Frey, welcher mit lauter Stimme zu seiner Umgebung sagte, es sei, da selbst unbefangene Heiterkeit gefährlich und nach böser Seite hin ausgelegt werden könnte, am gerathesten, still nach Hause zu gehen, wurde, weil er eine öffentliche Rede gehalten, dem Königlichen Staatsprocurator, welcher sich ebenfalls eingefunden, denuncirt.

Nachmittags gegen vier Uhr erschien Fürst Wrede auf dem Berge. „Herr, mäßigen Sie Ihren Blick," mit diesen Worten trat er an den Bürger Geisbauer, der vor einer Kaffeebude seinen Kaffee trank, heran. Geisbauer machte sich auf Anrathen seiner Freunde bald aus dem Staube, um der so eben befohlenen Arrestation zu entgehen.

Gleich darauf wurde den Truppen der Befehl gegeben, den Berg zu säubern, und die dort befindlichen Menschen mit den Waffen wegzutreiben, ein Befehl, der mit größtem Eifer vollzogen wurde. Die Soldaten mit gefälltem Bajonet, die Gensdarmen, mit gezogenem Säbel, stürzten auf die dort gelagerten Bürger ein und trieben sie, Männer, Weiber, Jünglinge, Mädchen, Kinder, Greise mit Kolbenstößen und Bajonetstichen vor sich her; eine eilige Flucht entstand, von Felsen zu Felsen, von Stein zu Stein, den steilen Berg hinab stürzten die Leute von der Landparthie und die bewaffneten Schaaren hinterher. Man sah, wie die Soldaten in ihrem Eifer Hüte, Mützen, Körbe auf das Bajonet spießten. Philipp Bernhard, ein Waffel-

Digitized by Google

Junge von sechszehn Jahren, wurde nur durch einen alten Feldwebel vom Tode gerettet. Ein Mann, der schlafend am Fuße des Berges nicht weit von seinem Gehöfte lag, ward mit Kolbenstößen gemißhandelt. „Ihr liberalen Hunde, ihr Franzosengesindel, ihr müßt alle sterben," schrieen die bairischen Soldaten.

Die Flucht, bei welcher zuletzt auch Schüsse fielen, ergoß sich besonders gegen das zunächst am Fuße des Berges gelegene Mittel-Hambach. Hier trat der Adjunct mit vier Sicherheitsgarden den Verfolgern entgegen, einer der Gardisten, Namens Glas, erhielt Kolbenstöße auf die Brust, bis er zu Boden stürzte. Als sich bald darauf General Horn und Fürst Wrede der Stelle, wo dies geschehen, näherten, fragte der erstere, was vorgefallen, Glas, sich aufraffend, wollte eine Auseinandersetzung seiner Unschuld geben: mit den Worten „Halt's Maul, du Hund" wurde er von dem Militär-Chef ins Gesicht geschlagen. Glas und die andern Sicherheitsgarden wurden arretirt, geschlossen und auf das Rathhaus gebracht.

Ein Soldat in der Nähe des Militär-Chefs schoß in eine Straße Mittel-Hambachs: auf die Frage, warum er geschossen, erwiderte er, es habe ihm Einer einen unrespectirlichen Theil des Körpers gezeigt. Zwei Bürgerssöhne von Hambach, der eine 17, der andere 14 Jahr alt, erhielten gefährliche Schußwunden; Johann Georg Bayer, Familienvater, bekam eine Schußwunde, an der er am 7. Juni unter furchtbaren Schmerzen und Convulsionen seinen Geist aufgab; Peter Heinrich Schäfenberger von Hambach erhielt auf der Flucht den Berg herab mehr als Zwanzig Kolbenstöße, vier Hiebwunden ins Gesicht, zwei Bajonetstiche; als er vor Schmerz und Angst zusammenstürzte, riß ihn ein Gensdarm empor und schleifte ihn den Berg hinab, wobei ihm der obere Markknochen aus dem Schultergelenk gerissen wurde; darauf ward er geschlossen und ins Arresthaus gebracht.

Unterdessen war es in Hambach folgendermaßen hergegangen: In den Wirthshäusern, wo man nach Neustädter Gebrauch bedeckt und unbedeckt erscheint, wurde Jedem, der eintrat und nicht in Eile den Hut abnahm, dieser vom Kopf geschlagen und der Gast oft seinem Hute nach zur Thüre hinausgeworfen; vor der Post waren ein Unterofficier mit eisernem Ladestock in der Hand und einige Soldaten postirt. Jeder Vorübergehende, der eine Pfeife in der Hand oder in der Tasche, oder einen weißen Hut, oder einen Kranz, ein Blatt, eine Blume trug, wurde angehalten und mit dem Ladestock, an den oben der Ladhammer befestigt war, geprügelt. Als bei dem Wirth Knahel zwischen zwei Soldaten Prügelei entstand und sich zwei Sicherheitsgarden dahin verfügten, um Ruhe zu gebieten, wandten sich die Soldaten gegen diese und jagten sie mit gefälltem Bajonet zur Thür hinaus. Gleich darauf sprengten Chevauxlegers gegen Knahels Haus an, mehrere ritten bis ins Zimmer und setzten der schwangern Frau Knahels die blanken Säbel auf den Leib. Die Frau verfiel in Convulsionen.

Jacob Saul aus Lambrecht, welcher an diesem Tage nach Neustadt gekommen war, sah, als er aus dem Laden eines Kaufmanns trat, einen Mann auf der Straße durch Soldaten gemißhandelt. „Sie schlagen ja den Mann todt," rief er. Sogleich fielen die Soldaten über ihn her und schlu-

Digitized by Google

gen ihn, ein Säbelhieb traf ihn in den Hinterkopf. Ein Freund von ihm, Friedrich Dreß, rief: „schlagt doch den Mann nicht todt, er ist ja ein Mensch," auch er wurde zu Boden geworfen und nachdem er mehrere Bajonetstiche erhalten, mit Saul in Arrest geschleppt.

Nach sechs Uhr kehrten General Horn und Fürst Wrede mit den Soldaten, welche den Schloßberg gesäubert hatten, in das Städtchen zurück und ließen durch die Schelle bekannt machen, daß die Polizeistunde heute statt um 11, um 10 Uhr eintrete. Um so eher hielten es die Neustädter für erlaubt, sich an dem schönen Maiabend wenigstens bis 10 Uhr nach Gewohnheit in den Straßen zu ergehen. Durch Spaziergänger, welche aus benachbarten Flecken, wie vom Dürckheimer Markt, heimkehrten, durch Landleute, welche Neustadt Sonntags zu besuchen pflegen, wurden die Straßen gegen Abend ziemlich belebt. Jetzt vertheilten sich Trupps von Infanterie und Cavallerie in den einzelnen Straßen, deren ganze Breite sie einnahmen, und trieben die Bürger vor sich her. Ohne Unterschied des Geschlechtes, Alters, Standes ward Jeder, der von den Soldaten erreicht wurde — und es war schwer, ihnen auszuweichen, weil man aus einer Straße fliehend, in der andern einem entgegenkommenden Trupp Soldaten begegnete — niedergeritten, gestochen und gehauen. Die Cavallerie drang oft im Eifer der Verfolgung in die Wohnstuben ein.

Gegen acht Uhr sah der Adjunct Herr Penner von den Fenstern des Rathhauses aus, wie ein fremder Mann aus dem Dorfe Winzingen auf der Straße nahe daran war, unter den Streichen der ihn umringenden Soldaten zu erliegen. Der Adjunct mit seiner Amtsschärpe und Medaille, und mit einigen Sicherheitsgardisten begab sich auf den Platz, um den Mann zu retten, die Soldaten umringten auch ihn, er erhielt fünf Hiebwunden und einen Bajonetstich in den Kopf, zwei Säbelhiebe in die Hände und mit Mühe gelang es den Sicherheitsgardisten, ihn auf das Rathhaus zurückzuschleppen. Das Rathhaus, auf das sich viele Bürger geflüchtet hatten, wurde von den Soldaten gestürmt, die Sicherheitsgarde mußte bis auf die Speicher des Hauses fliehen.

Ein Müller aus Neustadt, welcher des Abends von Winzingen nach Hause zurückkehrte, wurde, einsam gehend, von Patrouilleurs erreicht und erhielt sieben Wunden; dem Bürger Philipp Hoos von Winzingen geschah Gleiches, er erhielt sechs Hiebwunden und eine Stichwunde. Jacob Riehm, Glaser von Neustadt, mit seinem Vater und seinen Schwestern Abends nach Hause kehrend, wurde von zehn Mann Chevauxlegers überfallen, flüchtete sich mit seinen Schwestern in ein Haus, sah aber von einem Fenster aus seinen alten Vater unter den Hieben der Soldaten zu Boden stürzen. Philipp Knopp, Töpfer aus Neustadt, der des Abends mit seiner Frau und einigen Nachbarn unter dem Thorweg stand, schlug, als er acht Chevauxlegers heransprengen sah, die Thür schnell zu und stemmte sich mit Frau und Freunden dagegen. Ein bairischer Soldat stach mit solcher Gewalt durch dieselbe, daß er die innen befindliche Frau Knopp am Halse verwundete. Der Messerschmidt Bauer, der sich über die Straße wagte, um seiner

Digitized by Google

kranken Frau Waſſer zu holen, wurde durch Kolbenſtöße vor die Bruſt rücklings zu Boden geworfen.

In des Schuſters Laubenheimer Wohnung eingedrungen fanden die Soldaten den bucklichen Schuſtergeſellen Seel und ſchlugen ihm den Arm auseinander. Philipp Kipp, Bürgerſohn aus Neuſtadt, kehrte Abends neun Uhr aus einem Wirthshauſe der Umgegend nach Hauſe zurück. Auf dem Markte wurde er von einem Dutzend Soldaten umringt. Die Bewohner der benachbarten Häuſer hörten ihn ſchreien, flehen, winſeln, dann Todtenſtille. Wenige Zeit darauf warfen die Soldaten den Körper eines Menſchen in das Arreſtlocal des Rathhauſes mit den Worten: hier bringen wir einen Beſoffenen. Der Gemeindebeamte kehrte den Körper um: „das iſt kein Betrunkener das iſt ein Todter," rief er. Es war Kipp's Leiche. Die Thätigkeit der Soldaten dauerte von ſieben bis zehn Uhr, die Zahl der verwundeten Bürger überſtieg mehrere Hundert. —

So weit die bürgerliche Erzählung. Leider iſt der Bericht, welchen die Militairbehörden an den König Ludwig von Bayern erſtattet haben, nicht vor die Oeffentlichkeit gekommen; denn erſt aus dieſem würde ſich ein vollſtändiges Bild jener Ereigniſſe gewinnen laſſen. Iſt eine Spannung zwiſchen dem Bürgerthum und der öffentlichen Macht erſt bis zu dem Punkte gediehen, daß die Beſonnenheit nur noch durch die Anordnung militairiſcher Mittel hergeſtellt werden kann, ſo nehmen die ſich nunmehr entwickelnden Vorgänge den Charakter von Naturphänomenen an. Es wirkt dann eine elementariſche, faſt dämoniſche Kraft, welche über den Willen und den Befehl hinausreicht. Man darf herzlich die Opfer bedauern, die bei ſolchen Ereigniſſen fallen, aber man hat dabei faſt den Eindruck, daß etwas Unvermeidliches geſchehen, daß ein Verhängniß, gleich dem Blitzſchlage, gewirkt hat. Iſt die politiſche Luft durch die gefliſſentliche Verbreitung der Unzufriedenheit, Mörgelei und Mißſtimmung mit elektriſchen Stoffen geſchwängert worden, ſo kommt das Gewitter, und der Hagel trifft ohne Wahl den Unſchuldigen wie den Schuldigen. Weil wir dieſe Lehre einprägen möchten, haben wir mit vollkommener Unbefangenheit die obige Beſchreibung der Neuſtädter Abjuncten mittheilen können. Es iſt nicht zu läugnen, daß die guten Bürger von Neuſtadt an jenem Tage eine ſträfliche Naivetät entwickelten. Sie wußten, daß der Berg mit Militär beſetzt ſei, und mußten gleichwohl auf demſelben ihren Kaffe kochen. Kuchen ſpeiſen und Kaffe trinken iſt allerdings eine ſehr harmloſe Beſchäftigung und doch ward es am 27. Mai 1833 zu einer politiſchen Demonſtration. Auch fühlte der Bürger, daß ſein ſcheinbar vergnügliches Erſcheinen an einem Tage, wo die Waage zwiſchen der Geltung öffentlicher Autoritäten und der Demonſtrationsluſt der Unterthanen ſchwankte, ein Akt der Oppoſition gegen die Regierung war. In ſolchen Nothmomenten hören die alltäglichen Maßſtabe der Beurtheilung auf, die entſcheidenden zu ſein. Das Gewitter kommt, und wen es trifft, den trifft es.

Nach der am Nachmittage erfolgten Räumung des Berges beſitzen die Neuſtädter und ihre nachbarlichen Beſucher noch Keckheit genug, am Abend die Straßen der Stadt mit Luſtwandelungen zu erfüllen. Freilich, das war

Digitized by Google

ein bloßes „Spazierengehen“ und doch war es auch, wenn man es an die geschehenen Verbote und an die Auftritte des Nachmittags hält, ein öffentlicher Aufzug von politischer Bedeutung. Der Bürger wollte eben sehen, wie weit sein „Frohsinn“ gegen den militärischen Ernst zu überwiegen vermöge.

Es giebt Entwickelungsmomente im politischen Leben, wo der Bürger begreifen muß, daß es seine Pflicht ist, stille zu sitzen, und wo seine ungeduldige, flache, aufdringliche, halb gemüthliche, halb verbissene Keckheit zu einem Verstoß gegen das gesunde Urtheil wird, dessen Folgen er sich selber anzurechnen hat. Passirt ein Unglück, so hilft hinterher kein Jammern. Die Tugend, am richtigen Zeitpunkt stille sitzen zu können, wird von den Maulhelden geschmäht und in ein politisches Laster umgekleidet. Und doch kann diese Tugend nicht nachdrücklich genug eingeschärft werden. Ihre Ausübung zeugt von einem durchgebildeten Verstande. Ist diese Lehre nicht etwa zeitgemäß?

Wir kehren zu der Darlegung der Maßregeln zurück, welche Preußen und Oesterreich im Juni 1832 dem Bundestage vorschlugen. Man würdigt diesen Hergang der Dinge nicht vollständig, wenn man sich nicht erinnert, daß die deutschen Mittelstaaten damals noch hauptsächlich der Sitz der constitutionellen Desorganisation waren. Die Action Preußens und Oesterreichs war also zugleich eine großmächtliche Unterwerfung der Mittelstaaten unter die Gesetze der Ordnung.

Das Präsidium der deutschen Bundesversammlung eröffnete am 26. Juni 1832 die Sitzung derselben mit folgendnm Vortrage.

Durch Zeitumstände und Verhältnisse, welche zum Theil außer der Einwirkung der deutschen Regierungen gelegen hätten, (Revolutionen in Frankreich, Belgien, Italien und Polen), sei dermalen ein Zustand der Dinge in Deutschland herbeigeführt, welcher die Aufmerksamkeit Sr. Majestät des Kaisers von Oesterreich um so lebhafter hätte in Anspruch nehmen müssen, je wohlwollender und aufrichtiger die Theilnahme sei, mit welcher das Schicksal sämmtlicher im Bunde vereinten Staaten zu umfassen, Se. Majestät sich zur theuersten Aufgabe machen. So lange sich die Stimmung der Gemüther auf jene aus der Natur der Dinge hervorgehende Aufregung beschränkte, welche große und unerwartete Ereignisse in den Nachbarstaaten stets zur unmittelbaren Folge haben, so lange habe Se. Majestät sich mit Vertrauen der Hoffnung hingeben zu können geglaubt, daß der krankhafte Zustand der öffentlichen Meinung dem Einflusse weichen werde, welchen die Erfahrungen der Zeit und das Uebergewicht der ruhigen und wohlgesinnten Mehrheit auf eine Nation auszuüben berufen seien, welche durch edlen Charakter und tiefen Sinn wie durch Achtung für gesetzliche Ordnung und Anhänglichkeit an ihre Fürsten in den entscheidensten Momenten der vollen Bewunderung Europas würdig geblieben sei. Als sich aber in mehreren Gegenden Deutschlands die Gährung bis zu einem Grade steigerte, welcher nicht blos die innere Ruhe und Sicherheit der einzelnen Staaten, sondern die Existenz des ganzen Bundes bedrohte, da habe bei der unvermeidlichen permanenten Berührung der

Digitized by Google

deutschen Staaten unter einander, bei der über ganz Deutschland gegossenen Fluth revolutionärer Zeit- und sonstiger Schriften, bei dem selbst in den ständischen Kammern laut gewordenen Mißbrauch der Rede, bei der täglichen Bearbeitung einer enge geschlossenen, am hellen Lichte ungescheut wirkenden Propaganda und bei den täglichen Beweisen fruchtlosen Einwirkens einzelner Regierungen, S. Kais. Maj. bald zu der betrübenden Ueberzeugung gelangen müssen, daß die Revolution in Deutschland mit starken Schritten ihrer Reife entgegengehe und daß es nur noch der ferneren Duldung des Uebels von Seiten des Bundes bedürfe, um sie zum thätlichen Ausbruche zu bringen. Sobald dieser Stand der Dinge Sr. Majestät klar vor Augen gelegen, seien Allerhöchstdieselben auch keinen Augenblick über das schwankend gewesen, was die durch die Bundesacte sanctionirte Stellung des Kaiserhofes im Deutschen Bunde demselben als dringende Pflicht darstellte. Der Kaiser habe sich vor Allem vertrauensvoll an S. Majestät den König von Preußen Friedrich Wilhelm III. gewandt, um zuerst mit diesem erhabenen Bundesgenossen und erleuchteten Freunde den Zustand Deutschlands in Erwägung zu ziehen, und sodann im Vereine mit Sr. Königl. Maj. und mit den übrigen deutschen Regierungen die Mittel gründlich zu berathen, deren Anwendung die Ereignisse der Zeit gebieterisch erheischen. In Folge dieser vorhergegangenen, vom Geiste der Erhaltung des gesetzlich und völkerrechtlich Bestehenden und vom pflichtmäßigen Gefühl der Fürsorge für das Wohl der Ihnen anvertrauten Völkerschaften geleiteten, wechselseitigen, freimüthigen Rücksprache sämmtlicher Bundesglieder, fänden sich die Gesandten von Oestereich und Preußen zu folgender Eröffnung beauftragt:

Beide Höfe seien zu der Ueberzeugung gelangt, daß die Bekämpfung jenes nur allzu notorischen Uebels und die davon abhängende Herstellung der Ruhe in Deutschland nur durch feste und kräftige Anwendung der Mittel, welche die Verfassung des deutschen Bundes dafür gewähre, von den deutschen Fürsten zu bewirken sei. Der deutsche Bund sei zur Erhaltung der innern und äußern Sicherheit Deutschlands gegründet. Habe derselbe den einen seiner Zwecke, Erhaltung der innern Sicherheit nach der bisherigen Erfahrung so weit verfehlt, daß die vorwaltende Aufregung der Gemüther und der krankhafte Zustand der öffentlichen Meinung eine so drohende Gestalt, wie die Gegenwart sie zeige, anzunehmen vermochten, so könnten die Mängel und Unvollkommenheiten, denen solches zuzuschreiben sei, entweder in der Gesetzgebung des Bundes oder in deren Anwendung und Ausführung gesucht werden.

Die Wiener Schlußacte enthalte für die Erhaltung der innern Sicherheit Verabredungen, die, soweit es auf Grundsätze ankomme, auch für das jetzige Bedürfniß noch als angemessen und ausreichend angesehen werden müßten. Während die Schlußacte einerseits die Ausführung des 13. Artikels der Bundesacte nach einer angemessenen und beruhigenden Auslegung sichere und durch Zulassung von Beschwerden über verweigerte Rechtshilfe (Art. 29.) dem Mißbrauche der Gewalt der Regierungen nach Möglichkeit vorbeuge, trete sie auf der andern Seite allen demokratischen Anmaßungen gegen diese

Digitized by Google

Gewalt entschieden entgegen. Der Schutz, den der Bund der Wiener Schlußacte gemäß jedem einzelnen seiner Mitglieder, aufgefordert oder unaufgefordert, zu leisten verpflichtet sei, werde durch den am 21. October 1830 gefaßten Beschluß noch mehr gesichert, wonach bei dringender Gefahr auf bloße Requisition der einen Bundesregierung an die andre, ohne vorgängige Anzeige, Berathung und Beschlußnahme bei der Bundesversammlung die militärische Hilfsleistung gewährt werden soll. Hiernach sei das zur Erhaltung der innern Sicherheit Deutschlands gestiftete Föderativband der Deutschen Staaten den Grundgesetzen des Bundes nach enger und fester, als es vielleicht in irgend einem Staatenbunde noch existirt habe. Diese Thatsache mache auch bei dem jetzt einbrechenden Verderben jede Verabredung neuer Grundsätze oder neuer bundesgesetzlicher Bestimmungen eben so wenig nöthig, als von einer Veränderung der Grundverfassung des Bundes und seiner Gesetzgebung die Rede sein könne.

Beide Höfe seien der Ansicht, daß, wie zweckmäßig und heilsam sich auch eine angemessene Wirksamkeit der Landstände in den Deutschen Bundesstaaten darstelle, doch die Richtung des Geistes, welche man in neuester Zeit dem Institut derselben zu geben versucht habe, unverkennbar eine höchst bedauerliche Erscheinung sei. Dieselbe habe sich auf zwiefache Weise zu erkennen gegeben, je nachdem das Verhältniß der Stände ihren Fürsten gegenüber und das Verhältniß dem Bunde und der Bundesversammlung gegenüber in Betrachtung gekommen. Den Fürsten gegenüber seien neue mit dem monarchischen Prinzip und mit Erhaltung der öffentlichen Ordnung unvereinbare Zugeständnisse in Anspruch genommen und wohl auch für den Fall, daß diese Zugeständnisse nicht erfolgen, die Verwerfung des Budgets in Aussicht gestellt worden. Dem Bunde und der Bundesversammlung gegenüber habe sich nicht allein eine Neigung, sich über die Bundesgesetzgebung hinwegzusetzen, gezeigt, sondern es seien sogar in den ständischen Versammlungen offene Angriffe auf den Bund und die Bundesversammlung laut geworden.

Nun brauche wohl kaum daran erinnert zu werden, daß den Deutschen Fürsten in Beziehung auf Gesetzgebung nach allen Deutschen Verfassungen die Initiative zustehe — daß daher von den Ständen neue Gesetze nicht anders als in Form von Petitionen in Antrag gebracht werden können, wobei es den Fürsten unbenommen bleibe, frei zu prüfen, ob sie es ihrem Interesse und dem innig damit verbundenen Interesse des Landes, so wie ihren Verpflichtungen gegen den Bund für gemäß halten, die Petition zu gewähren, im entgegengesetzten Falle aber dieselbe zu verwerfen. Ein vollgütiger Grund einer von den Ständen angebrachten Petition würde darin liegen, wenn der Fürst das darin begehrte Zugeständniß in Folge jener Prüfung dem Grundsatze des Art. 57 der Wiener Schlußacte zuwiderlaufend fände. Je bestimmter dessen Worte dahin lauten, daß die gesammte Staatsgewalt in dem Oberhaupte des Staates vereinigt bleiben *müsse*, und daß der Souverän nur in der *Ausübung* bestimmter Rechte an die Mitwirkung der Stände gebunden werden *könne*, um so gewisser sei ein Deutscher Bundesfouverän zur Verwerfung einer hiermit in Widerspruch stehenden Petition nicht nur

Digitized by Google

berechtigt, sondern im Gesammtinteresse des Bundes auch verpflichtet. Von der Benutzung dieses Rechtes und der Erfüllung der zugleich damit verbundenen Pflicht werde kein Deutscher Fürst bei dem Bewußtsein seiner Würde und seines hohen Berufes, durch eine Drohung mit der Verweigerung des Budgets sich zurückhalten lassen, da der Satz, daß dem Souverän durch die Landstände die zur Führung einer zweckmäßig geordneten Regierung erforderlichen Mittel nie verweigert werden dürfen, in dem Sinn der Art. 57 und 58 der Schlußacte liege. Sollten demnach ständische Versammlungen ihre Stellung so weit verkennen, daß sie an die Bewilligung der zur Führung einer wohlgeordneten Regierung erforderlichen Steuern auf eine directe oder indirecte Weise die Durchsetzung anderweiter Wünsche und Anträge anknüpfen wollten, so würden solche Fälle zu denjenigen zu zählen sein, auf welche die Art 25 und 26 der Wiener Schlußacte in Anwendung gebracht werden müßten.

(Art. 25. Die Aufrechterhaltung der innern Ruhe und Ordnung in den Bundesstaaten steht den Regierungen allein zu. Als Ausnahme kann jedoch, in Rücksicht auf die innere Sicherheit des gesammten Bundes und in Folge der Verpflichtung der Bundesglieder zu gegenseitiger Hilfsleistung die Mitwirkung der Gesammtheit zur Erhaltung oder Wiederherstellung der Ruhe im Falle einer Widersetzlichkeit der Unterthanen gegen die Regierung, eines offenen Aufruhrs oder gefährlicher Bewegungen in mehreren Bundesstaaten stattfinden.

Art. 26 setzt fest, wie in den eben angeführten Fällen der Beistand des Bundes, angerufen und nicht angerufen, geleistet werden soll.)

Was das Verhältniß der inneren Gesetzgebung eines Landes zur Bundesgesetzgebung betreffe, so seien die auf den bereits bestehenden Beschlüssen des Bundes beruhenden Ansichten des Oesterreichischen und Preußischen Hofes in folgende Sätze zusammenzufassen:

1) Die innere Gesetzgebung der Deutschen Bundesstaaten darf weder dem Zwecke des Bundes, wie solcher in der Bundesacte Art. 2 und in der Wiener Schlußacte Art. 1 ausgesprochen ist, noch den zur Erreichung desselben verabredeten organischen Einrichtungen (Art. 13 der Wiener Schlußacte Nr. 2), noch auch den zur Entwickelung und Ausbildung der Bundesacte im Geiste der letzteren gefaßten oder noch zu fassenden Beschlüssen (Art. 4 der Wiener Schlußacte) irgend einen Eintrag thun.

2) Ebensowenig darf sie der Erfüllung sonstiger bundesverfassungsmäßiger Verbindlichkeiten gegen den Bund, namentlich der dahin gehörigen Leistung von Geldbeiträgen, hinderlich werden (Art. 52 und 58 der Wiener Schlußacte).

3) Nicht den bei der inneren Gesetzgebung eines Landes concurrirenden Behörden, namentlich nicht den ständischen Versammlungen, gebührt es, über den Sinn der Bundesacte, so wie der darin enthaltenen Bestimmungen, wenn Zweifel darüber obwalten, eine Auslegung zu geben. Hierzu berech-

Digitized by Google

tigt und berufen ist allein der Deutsche Bund selbst, welcher dieses Recht durch sein Organ, die Bundesversammlung ausübt (Art. 17 der Wiener Schlußacte).

4) Damit diese Gerechtsame des Bundes gegen die Eingriffe der ständischen Kammern nicht allein von den eigenen Regierungen derselben, sondern auch direct von Seiten des Bundes gewahrt und geschützt werden mögen, wäre von der Bundesversammlung eigens für diesen Zweck eine Commission niederzusetzen, welche sich vereinigt und in Thätigkeit tritt, so oft in einem Bundesstaate eine Versammlung der Stände stattfindet, um den Verhandlungen der letzteren aus obgedachtem Gesichtspunkte ein fortgesetzte Aufmerksamkeit zu widmen, und, wo sie einen Versuch zur Ueberschreitung der Bundesgesetzgebung wahrnimmt, der Bundesversammlung davon zur weitern der Lage der Umstände und der Stellung des Bundes angemessenen Veranlassung Anzeige zu machen. — — (Fortsetzung folgt.)

Das Freigemeindlerthum.

Berlin, 22. Juli. Heute früh 10 Uhr versammelten sich die Glieder der hiesigen freien Gemeinde in ihrem Versammlungslocale unter Vorsitz des Dr. Hetzer. Obgleich wir schon mehrmals Gelegenheit gefunden hatten, ihren Versammlungen beizuwohnen, konnten wir nicht umhin, auch heute ein Mal sie zu besuchen, und wollen hier unsere Gedanken, die uns in Folge der Rede aufstiegen, nicht unterdrücken, zumal über vorliegenden Gegenstand weder in diesem Blatte, noch in einem andern von unserm Gesichtspunkte gesprochen worden ist.

Staat und Kirche stehen in Wechselbeziehung zu einander, sind Correlate; denn sie sind die Träger ethischer Gemeinschaft, die Formen, in denen das sittliche Leben sich gebildet hat und darstellt und unterscheiden sich nur insofern, als der Staat mehr die äußere, die Kirche mehr die innere Seite betrifft. Daher sehen wir, wo einer dieser beiden Faktoren modificirt wird, den andern auf gleiche Weise beeinflußt und nur eine oberflächliche Geschichts- und Weltanschauung, oder eine auflösende Tendenz hat die Auseinanderreißung beider im theoretischen Begriff wie im praktischen Gebiete gutheißen oder fordern können. Störungen des Gemeindelebens gingen, wie man im vornherein zu urtheilen geneigt sein möchte von Störungen des Staatslebens aus, allein im Wesentlichen hatten sie immer ihren Grund in Störungen des Kirchenlebens, im Umschwunge religiöser Ideen. Man erinnere sich daran, daß die Blüthe Griechenlands und Roms in jene Zeit des ruhigen Glaubens an die väterliche Religion fällt, daß Griechenlands Sturz durch's

Digitized by Google

Aufkommen jener feilen Philosophie wesentlich vorbereitet wurde, Roms innere Zerissenheit durch das Aufkommen fremder Culte und der bodenlosesten religiösen Verwirrung angebahnt wurde, man erinnere sich, daß der Zeit der französischen Revolution das Treiben jener Afterphilosophen und Aufklärer voranging und man wird sich klar werden, daß alle staatlichen Umwälzungen, wie wir oben bemerkt, ihren letzten und eigentlichen Grund in einer Umwälzung der religiösen Anschauungen haben. In neuester Zeit wird dies besonders klar, wenn wir an das Intermezzo von 1848 denken. Seit 1841 hatten die religiösen Bewegungen unter Uhlich, Wislicenus, Rupp, Ronge, Czersky gespukt, das Volk war begierig zu diesen Aposteln gelaufen, wie heut zu Tage zu den Charlatanen in der Neuen Wilhelms-, Friedrichs- und Charlottenstraße, um sich die Universalmedizin für alle Zweifel und Bedenken zu holen, um gesund zu werden und hatte Gift begierig eingesogen. Das Jahr 1848 kam heran und die Anhänger der neuen, „gereinigten" Religion hatten in Robert Blum einen Hauptaufrührer und in vielen andern bereitwillige Diener der Umschwungstheorie. Wir haben die Kammersession verfolgt, wir haben die Mitglieder der 2. Kammer gemustert und haben bedauert, daß sie einen politischen Knoten geschürzt, der wie es scheint, nicht friedlich gelöst werden, sondern nur zerhauen werden kann, aber wir haben immer bemerkt, und es ist uns zur klarsten Ueberzeugung geworden, daß diejenige unter dem Namen des Fortschritts begriffene Partei nichts anders ist, als die aus der religiösen Sphäre herausgetretene kirchenfeindliche Partei des Ueberschritts, der Ueberschreitung, die in Materialisten, flachen Literaten und Freigemeindlern sich schattirt. Vor einigen Wochen ist in die 2. Kammer von letzteren die Petition um Verleihung von Corporationsrechten eingebracht worden und wir haben gesehen, daß die Majorität der Kammer diesen Intentionen williges Gehör geleistet, aber die hohe Staatsregierung entschiedenen Protest dagegen eingelegt hat. Wir haben uns über dies Verfahren der Regierung von Herzen gefreut, weil wir darin erkannten daß sie, wie wir in der Negation des Christenthums, oder einer Bedrohung und Gefährdung desselben durch geschlossene Gemeinschaften den ruhigen Bestand nicht nur des kirchlichen, sondern staatlichen Lebens beunruhigt sieht, und möchten durch diese Zeilen nur noch weiter den treuen Dienern des Staates und der Kirche die Gefährlichkeit von constituirten, gesetzlich anerkannten freien Gemeinden ins Bewußtsein bringen und sie aufmerksam machen, diesem Unwesen nach Maßgabe ihrer individuellen Kraft und öffentlichen Einflusses zu steuern.

Der Ursprung der freien Gemeinde ist, wie ja bekannt, ein doppelter. In der protestantischen Kirche bildete sich nämlich zu Anfang der vierziger Jahre ein moderner vulgärer Rationalismus, ein spätgebornes Kind des früheren theologischen Rationalismus, dessen Apostel Uhlich, Wislicenus und Rupp waren. Kurze Zeit darauf in Veranlassung des Arnoldischen Schreibens über den Rock zu Trier, trat Ronge und bald auch der wegen Unsittlichkeit der Absetzung nahe Kaplan Czersky aus Schneidemühl mit der Proklamation auf, die katholische Kirche in ihrer ursprünglichen Reinheit wieder herstellen zu wollen.

Digitized by Google

Die Lichtfreunde, oder proteſtantiſchen Freunde und die Deutſch-Katholiken waren allerdings anfangs keineswegs ſo leicht zu vereinigen, allein beide ſtanden auf der ſchiefen Ebene, und kamen an daſſelbe Ziel der reinen Negation des Chriſtenthums und eine Vereinigung konnte daher ſpäter nicht mehr ſchwer ſein. Das Merkwürdige der ganzen Erſcheinung der freien Gemeinden iſt, daß der eigentlich theologiſche Rationalismus in ihnen aufs praktiſche Gebiet übertragen erſcheint, der in ſeiner eigentlichen Form weſentlich nur im theoretiſchen, bei den Schultheologen ſich ausgebildet, und erhalten hatte. Doch iſt er zurückgeblieben gegen das, was die freien Gemeinden aufgeſtellt haben ſowohl formell, wie materiell. Der alte Rationalismus, mochte er ſo abſurd und lächerlich ſein, wie er wollte, er arbeitete in der Wiſſenſchaft und ſuchte durch ſie, wenn auch auf verdeckten Gängen und Schleichwegen, ſeinen Glauben, ſeine Meinung zu befeſtigen und zu erhärten, aber die freien Gemeinden haben keine wiſſenſchaftliche Potenz. — Ihre ganze Polemik iſt ſeichtes Räſonnement, fade Schwätzerei, gemeine Schimpferei, ihre poſitive Lehre iſt ohne wiſſenſchaftliche, klare und durchdachte Haltung. Daher konnte auch Theiner, ein Mann von Gelehrſamkeit und Schärfe des Verſtandes, dem das ohnmächtige Ringen dieſer Gemeinden nach Selbſtſtändigkeit, und deren Schwächlichkeit und innere Haltungsloſigkeit nicht entging, nicht lange in ihrer Gemeinſchaft leben, wenn er auch denſelben Boden dogmatiſcher Ueberzeugung mit ihnen theilte. Ferner aber blieb dem Rationalismus trotz aller ſchroffen Oppoſition gegen das beſtehende Kirchenthum doch wenigſtens ein Schein kirchlichen Glaubens, allein die Lehre der freien Gemeinde hat nicht den leiſeſten Schein einer kirchlichen, oder chriſtlichen, ſondern iſt der reinſte und klarſte Naturalismus oder Deismus, oder Pantheismus. Gott tritt in ihrer Lehre nicht wie bei den ehrlichen Rationaliſten als das oberſte Princip der Weltbewegung auf, ſondern als die die Welt durchziehende, in ihr einzig ruhende Kraft, iſt alſo durchaus pantheiſtiſch vorgeſtellt und gedacht. Daher ſteht auch Chriſtus ihnen, nicht wie bei den Rationaliſten als ein zwiſchen der Menſchen- und Gottwelt ſtehender Mittler, ſondern einfach als ein nomadiſirender Rabbi da, der hin und wieder manchen ganz netten Gedanken aufgeſtellt hat, übrigens aber ſehr unwiſſend und ungebildet war, da er von Telegraphie, Electricität und Galvanismus, Chemie u. ſ. w. nicht die leiſeſte Ahnung hatte, während er, wenn er Gott geweſen, alſo alles, mithin auch dieſe Wiſſenſchaft gewußt hätte, dieſe auch den Menſchen zum Nutzen hätte mittheilen müſſen. Daher bleibt denn auch der Glaube, daß Chriſtus ein Verdienſt ſich erworben, das den Menſchen durch den Glauben angeeignet werden kann, daß er einſt die Welt richten wird, als lächerlich bei Seite, ebenſo wie der Glaube an eine Unſterblichkeit der Seele und an ein Jenſeits. Dies iſt im Weſentlichen die Lehre dieſer Leute und es frägt ſich nicht mehr, ob aus dieſer Lehre das größte Unheil für Kirche und Staat entſtehen kann. Welchen enormen Nachtheil erſtere hat, kann man ſchon oberflächlich wahrnehmen, wenn man eine freigemeindleriſche Verſammlung beſucht. Sie iſt jedenfalls ſehr zahlreich und am meiſten von halbgebildeten und ungebildeten Menſchen, vor allen aber von Frauen

Digitized by Google

besucht, welchen letzteren auch die freigemeindlerischen Seelsorger oder wie sie sich nennen, ganz besonders schmeicheln. Sobald die angezeigte bestimmte Stunde da ist, tritt der Prediger auf und läßt ein Lied singen, das bisweilen die unschuldigen Freuden der Kinderjahre, die Pracht des gestirnten Himmels, das Rauschen des Silberbachs, das Lispeln des Zephyrs oder ähnliche schöne Sachen feiert und in der Regel von banalen Phrasen wimmelt. Ist das Lied endlich zu Ende, spricht der Prediger einen allgemeinen Grundsatz z. B.: Prüfet Alles und das Beste behaltet, aus und ergießt sich mit einer wirklich hinreißenden Suade in eine lange Rede über diesen Satz, wobei natürlich es an gehässigen polemischen Ausfällen gegen das Kirchenthum nicht fehlt und besonders auch Kalauer beliebt werden, um die Menge doch zum Lachen zu bringen. Den Schluß bildet in der Regel auch ein Reisebericht, gespickt mit lustigen Anekdoten, oder einige Verse aus Tiedges Uranie, Schefers Laienbrevier und ähnliches religiöses Compot, worauf die Versammlung lachend und die Stichworte aus erzählten Anekdoten citirend, in die Gaststube des Schenkhauses, worin gewöhnlich die Versammlungen sind, sich zurückzieht, um die religiöse Erbauung angemessen zu beschließen. Die Hauptzahl der Leute, die solche Versammlungen besuchen, besteht in Neugierigen. Sie gehen hin um ein Mal etwas anderes zu sehen, als sie allsonntäglich zu sehen Gelegenheit haben. Aber es giebt auch eine Zahl von Leuten, die mit Leib und Seele Freigemeindler so viel wie möglich werben, um die blos Neugierigen und Indifferenten an sich zu ziehen. Dies sind die allergefährlichsten. Sie haben, wir müssen es leider offen bekennen, oft Grund genug, an dem eigentlichen Seelsorger sehr viel auszusetzen, sei es in Bezug auf seine mangelhafte, erbauungslose Predigt, sei es Bezug auf seinen geistlichen und geistlosen Hochmuth, oder in anderer Beziehung was alles von ihnen möglichst vergrößert und den Leuten vorgehalten wird: „Da seht, was euer Geistlicher für ein Mensch ist!“ Dazu kommt, daß sie a priori günstigen Boden bei diesen Leuten finden, weil doch gewiß jeder nititur in vetitum, in jedem das Herz zur Negation oder zum Widerspruche, wenn auch nur latent, aber doch da ist, ferner den gewöhnlichen Leuten der Ernst und die Tiefe des Evangeliums immerhin etwas drückend ist, während in den freien Gemeinden mit keinem Wort von tiefer, völliger Buße und Umkehr aus dem Sündenelende in den Gnadenstand die Rede ist, in ihnen nichts verlangt wird, was man glauben soll und über den Verstand hinausgeht, sondern alles auf der Oberfläche des gemeinen Menschenverstandes, also seiner Gedankensphäre nahe und bequem liegt. Das alles besticht das Herz der gutmüthigen, aber beschränkten Leute und macht ihre Hinneigung zum freigemeindlerischen Glauben oder vielmehr Unglauben leicht erklärlich. Daher wird jeder Geistliche, wo Freigemeindler haufen, gewiß eine Abnahme des Kirchenbesuchs und der Communikanten bemerken, sowie eine gewisse Scheu und Kälte, mit der man ihm begegnet. Auf ihm liegt nun die ganze Macht der Verpflichtung mit allen Kräften gegen dieses Unwesen zu steuern, was ihm aber selbst bei der größten Reinheit der Lehre und dem entschiedensten Eifer mißglücken muß, wenn er nicht die sogenannte

Digitized by Google

paſtorale Klugheit beſitzt und durch und durch eine reine ethiſche Perſönlichkeit iſt. In der Regel jedoch kehren ſehr viele von allen denen, die einſt freigemeindleriſche Verſammlungen beſucht haben, wieder in die Kirche zurück, weil ſie noch ein geſundes Gefühl haben, das das ſchwächliche, leere Geplapper perhorrescirt. — Das ganze Freigemeindlerthum trägt in ſich ſelbſt den Keim der Verweſung in ſeiner reinen Entleerung von allem Idealen: denn es nährt und hebt nicht die Seele mit dem Triebe nach dem Idealen, giebt ihr keinen Stützungspunkt. Wie kein Gebildeter, kein philoſophiſcher Kopf im reinen Scepticismus bis an ſein Ende aushalten kann, ebenſo wenig dürfen wir annehmen, daß die meiſten der freigemeindleriſchen Oppoſition gegen jedes Kirchenthum treu bleiben können. Wie die Freigemeindler keine hiſtoriſchen Feſte haben, die gewiſſe Ereigniſſe in der heiligen Geſchichte ſchärfer hervorheben, ſondern nur Naturfeſte, ebenſo haben ſie kein eigentliches Abendmahl. Ein geſundes Gefühl kann ſich bei einer Feier nicht recht wohl fühlen, weil ich aus der Natur nur allgemein ſchwärmeriſche, ſchwermüthige Gefühle aber keine klaren, beſtimmten Anregungen des religiöſen Bewußtſein ſchöpfe, daher werden auch viele von der Unbeſtimmtheit dieſes Standpunktes ſich gern wieder hinüber ſehnen, wo die heilige Geſchichte ihnen die beſtimmten und hehren Geſtalten voll göttlichen Adels vor die Seele rückt. Ebenſo kann keine Abendmahlsfeier bei ihnen auf einen vernünftigen Menſchen irgendwelchen Eindruck machen, weil alles wieder blos Erinnerungsmahl und die concreten Stoffe, durch die die Gnade ſich vermittelt, willkührlich gedeutet werden.

Es kommen Tage der Noth und Trübſal und der ganze freigemeindleriſche Troſt nutzt nichts; denn er beſteht, wie Uhlich ſich einſt ausſprach, einzig darin, daß man ſich ausweinen kann. Man frage ſich, was fängt der Bürger und der Landmann mit dieſem Troſte an! Wie erbärmlich und kläglich nimmt ſich aber erſt ein freigemeindleriſcher Seelſorger an einem Sterbebette aus, wo der Sterbende von leiblichen Qualen gemartert wird und ſeine Seele durch alle Stadien der Angſt und Noth fluctuirt, wo der Sturm der Gefühle ſo ſtark iſt, daß ſelbſt die härteſten Herzen wach werden, und die noch keine Chriſten geweſen ſind, es durch bloßes Anſehen der Scene werden! Der Freigemeindler, der ſtirbt, will von ſeinem Seelſorger doch in ſeiner Todesangſt einige Ausſicht auf ein Jenſeits haben, will doch einigen Troſtes gewiß ſein, allein er hört weiter keinen Troſt als: Weine dich nur aus, wahrhaftig eine Antwort, wie die des Narren im König Lear! Das ganze Freigemeindlerthum trägt alſo, wie wir bereits oben bemerkten, der Keim ſeiner Verweſung in ſich wegen ſeines Mangels an wahrhaft idealer Geſtaltung, wegen ſeiner religiöſen Flachheit, daher kann es unmöglich jemals zu einer wirklich lebenskräftigen Selbſtdarſtellung bringen. Man mag ſie daher ruhig dulden, nicht verfolgen, aber auch nicht gerade pflegen, da der Staat den Beſtand der Kirche ſchützen muß, folglich auch gegen ſolche, die den Kirchenfrieden ſtören, einſchreiten muß. Die Majorität der Freigemeindler iſt aber auch, wie bemerkt, nicht gefährlich, ſondern nur gewiſſe Leute von ihnen, die gewiſſermaßen den Stamm der ganzen Geſell-

Digitized by Google

ſchaft bilden. Sie wählen und bereden die Leute mit Zungengewandheit und betheiligen ſich bei allen politiſchen Angelegenheiten und agitiren dabei nach allen Seiten. Und in der That, die ganze freigemeindleriſche Religion iſt ja ganz beſonders geeignet, politiſche Agitatoren zu bilden. Die ganze Religion iſt ja autoritätslos, hält weder die Bibel, noch die Kirche für maßgebende Norm, ſondern das ſubjective Behagen und nährt dadurch den im Menſchen gebundenen Begriff der falſchen Freiheit, der dann überall, wo beſtimmte, feſte Normen ihm entgegentreten, gleichgiltig, hohnlächelnd ſich hinwegſetzt. Daher liegt im Freigemeindlerthum jene demokratiſche Tendenz, die den Uebergang aus der kirchlich-deſtructiven Sphäre in die politiſch-deſtructive vermittelt. Sodann aber ſind und bleiben ſie Gegner der Staatsgewalt, weil dieſe gegen ihr Treiben ſich genöthigt ſieht zu reagiren und ſie werden jeden Augenblick zu benutzen ſuchen, im Bunde mit den übrigen auflöſenden Tendenzen gegen ſie anzuſtürmen, ſie wo möglich aufzuheben, um dann freies Spiel und Gelegenheit zu haben, ihre Religion, ihr Prinzip allgemein anerkannt zu machen. Die Regierung kann, wenn gleich ſie moraliſch überzeugt ſein muß von dem innigen Zuſammenhange der freigemeindleriſchen und politiſchen Bewegungen, doch die erſteren als politiſch verdächtig nicht ſchlechthin bedrücken, ſondern nur eine zuwartende Stellung einnehmen, bis vielleicht, was über kurz oder lang doch eintritt, an ganz beſtimmten Fällen, die Sachlage klar und deutlich wird, die Kirche aber muß energiſch vorgehen und den Ausſchreitungen zu begegnen ſuchen und wir dürfen, wenn ſie in dieſem Falle mit Erfolg thätig iſt, ſicher annehmen, daß auch dann die politiſchen Bewegungskreiſe ſich beſänftigen und verlaufen werden.

Diplomatiſche Revue.

Wiener Aktenſtücke zur ſchleswig-holſteiniſchen Succeſſions-Frage.

Unter obigem Titel iſt eine Sammlung von Aktenſtücken, die im Wiener Archiv gefunden worden ſind und bisher nicht publicirt waren, an die Oeffentlichkeit gelangt in Form eines Nachtrages zu den urkundlichen Beilagen der Begründung der Succeſſionsanſprüche Seiner Königlichen Hoheit des Großherzogs Nicolaus Friedrich Peter von Oldenburg auf die Herzogthümer Schleswig-Holſtein.

Digitized by Google

Die „Vorbemerkung", welche der Sammlung vorangestellt ist, sagt:

„Die hier abgedruckten Aktenstücke aus den vormaligen Reichskanzlei- und Reichshofraths-Registraturen zu Wien liefern den Beweis, daß die Rechtsanschauungen, welche in der am 3. November 1864 der hohen Bundesversammlung übergebenen Denkschrift zur Begründung der Successionsansprüche Seiner Königlichen Hoheit des Großherzogs Nicolaus Friedrich Peter von Oldenburg auf die Herzogthümer Schleswig-Holstein näher entwickelt worden, schon bei bedeutsamen Vorgängen des 18. wie des 17. Jahrhunderts von den obersten Reichsbeamten und beziehungsweise dem kaiserlichen Lehnshofe geltend gemacht sind, und die kaiserlichen Entschlüsse an ihrem Theile mit bestimmt haben.

„Es ist dies namentlich der Fall gewesen bei den Verhandlungen, welche in den Jahren 1773 und 1774 am kaiserlichen Hofe über die Confirmation des Austausches der Grafschaften Oldenburg und Delmenhorst gegen den Gottorper Antheil des Herzogthums Holstein stattfanden. Die bei dem Abschluß des Tauschvertrags nicht zugezogene schwedische Linie des Gottorper Hauses verwahrte ihre Rechte und erhielt ein kaiserliches decretum salvatorium. Obwohl nun deren Rechtsverwahrung im Allgemeinen zu einer Prüfung der Frage Anlaß bot, in wie fern die von den Contrahenten des Tauschvertrags beabsichtigte immerwährende Dauer der beiderseitigen Cessionen, und mithin auch deren kaiserliche Confirmation, durch agnatische Consense bedingt sei, so kam doch irgend welcher Vorbehalt wegen eventueller Gerechtsame der Sonderburger Linie (zu welcher der Prinz von Augustenburg gehört) nicht in Frage, und zwar nicht etwa blos deshalb, weil von Seiten dieser keine Rechtsverwahrung eingelegt war, sondern weil an maßgebender Stelle ohnehin die Ansicht obwaltete, daß den Sonderburger Herzögen erst nach dem etwanigen Abgange des Mannsstamms beider contrahirenden Linien, der Gottorper und der Königlichen, eventuelle Successionsrechte zustehen würden. In anderer Veranlassung machte sich bei denselben Verhandlungen am kaiserlichen Hofe die Erwägung geltend, daß die älteste Gottorper Linie durch die Cession der bisher innegehabten Reichslande nicht völlig aus dem Lehnsnexus ausscheide, sondern die abgetretenen Besitzrechte wieder in Anspruch nehmen könne, sobald der Mannsstamm derjenigen Linie, zu deren Gunsten die Cession geschah, erlöschen sollte.

„Die Acten über diese Verhandlungen sind im Abdruck in so weit wiedergegeben, daß der Verlauf und wesentliche Inhalt derselben vollständig erkannt werden kann.

„Ferner hat der Proceß, welchen Herzog Johann der Jüngere von Sonderburg und demnächst dessen Nachkommen im 17. Jahrhundert wider die holsteinische Ritter- und Landschaft wegen verweigerter Huldigung und Fräuleinsteuer führten, in Folge der Intervention der regierenden Herzöge Königlicher und Gottorper Linie dem Reichshofrath Anlaß gegeben, diese beiden Linien als solidarische Mitbesitzer des Herzogthums Holstein mit Ausschluß der abgetheilten Sonderburger Linie auf das Ausdrücklichste

Digitized by Google

anzuerkennen. Das unterm 31. Juli 1635 beschlossene Gutachten an den Kaiser, worin diese Anerkennung enthalten ist, bildet aber in so fern das Ende des gedachten Processes, als die Sonderburger Herzöge wiederholten Ansuchens unerachtet später eine Erneuerung des Mandats an die Ritter- und Landschaft und eine Vollstreckung des wider dieselbe unterm 27. März 1634 abgegebenen Straferkenntnisses nicht haben erlangen können."

Die Wiener Aktenstücke bestehen nun 1. in einem Ersuchungsschreiben des Großfürsten Paul an den Kaiser Joseph II., datirt St. Petersburg, 27. September 1773, des Inhalts, daß kaiserliche Majestät den geschehenen Austausch des großfürstlichen Antheils am Herzogthum Holstein gegen die Herrschaften Oldenburg und Delmenhorst, sammt was den Allen anhängig, mit gnädigster Confirmation versehen möge. Der Großfürst Paul theilt dem deutschen Kaiser ferner mit, daß er nach vollzogenem Austausche entschlossen sei, beregte beide Grafschaften zu einem immerwährenden soliden Etablissement der jüngeren Holstein-Gottorpischen Branche (aus welcher der jetzt regierende Großherzog von Oldenburg entsprossen ist) zu bestimmen; wobei der Großfürst das zuversichtliche Vertrauen ausspricht, daß kaiserliche Majestät dies Arrangement nicht nur bestätigen sondern auch die Grafschaften Oldenburg und Delmenhorst in ein Reichsfürstenthum erheben möge.

Das zweite Actenstück ist ein Ersuchungsschreiben des Königs Christian VII. von Dänemark an den Kaiser Joseph II. d. d. Kopenhagen, 26. November 1773, und ähnlichen Inhalts.

Das dritte ist ein Promemoria des königlich schwedischen Gesandten am kaiserlichen Hofe, Grafen von Bark, an den Reichsvicekanzler, Fürsten von Colloredo, betreffend die Reservation der, gemäß der in den Reichsgesetzen gegründeten eventuellen Successionsordnung, eventuellen Gerechtsame des Königs in Schweden, d. d. Wien, 21. December 1773.

Das vierte Aktenstück ist ein Vortrag des Reichsvicekanzlers Fürsten von Colloredo an den Kaiser Joseph II., d. d. Wien, 9. Januar 1774. Dasselbe lautet:

„Eurer Kaiserlichen Majestät haben die hiesigen kaiserlich russische und königliche dänische Gesandten in einer Audienz den 18. des vorigen die hier in Nr. 1 zusammengefügte drei Schreiben (nämlich die Aktenstücke Nr. I. und II. und ein Intercessionsschreiben der Kaiserin Catharina für den Großfürsten Paul vom 18. September 1773) geziemend überreicht, und mir um selbige Zeit die hier sub Nr. 2 et 3 anliegende Exemplarien der zwei Tractaten und deren Nebenlagen eingehändiget, welche zwischen den russischen und dänischen Höfen im Jahre 1767 provisorie und im Jahre 1773 definitive errichtet, darin nebst dem Anstausch des bisherigen Gottorfischen Antheils am Herzogthum Holstein gegen die Grafschaften Oldenburg und Delmenhorst die Erhebung derenselben in ein Herzogthum mit einer reichsfürstlichen Stimme, sodann wegen jetzig- und künftiger Bischöflich Lübeckischen Wahl, wegen Bezahlung der Gottorfischen Schulden und wegen der Appanagen Verschiedenes verabgeredet, somit über all solches Eurer Kaiserlichen Majestät Consens, Verwilligung, Verleihung und Confirmation gesuchet wird.

Digitized by Google

„Der Gegenstand der Sache ist von nicht geringer Wichtigkeit und von mehrfältiger Betrachtung, da solcher sowohl in die allgemeinen Weltgeschäften sonderlich in die von Norden einschlaget, anbei auch die Reichsverfassung, die Kaiserliche obristhauptliche und besonders lehenherrliche Gerechtsamen sammt jenen der Vasallen unter sich wesentlich berühret. Bei solcher Beschaffenheit nimmt die allgemeine politische Betrachtung den ersten Platz ein, indem auf der einen Seite der jetzige Großfürst und künftige Kaiser in Rußland durch vorbemelte Tractaten den Entschluß fasset, mit Hingebung seiner Reichslanden und seiner Gottorfischen Fürstenthümer gänzlich aus dem reichsständischen nexu heraus zu treten.

„Obwohlen nun dieses aus der vorzüglichen Ursach des Hoheitsgeistes geschehen mag, daß ein russischer Kaiser fürohin vom römischen Kaiser ganz unabhängig und in keiner Verbindung mehr stehen wolle, so mag doch solches von Seiten Eurer Kaiserlichen Majestät und des wohlgesinnten katholischen Reichstheils gar gern und um deswegen für erwünschlich angesehen werden, weilen der nach der jetzigen Verfassung des russischen Hofes mit Preußen und anderen vornehmeren protestantischen Reichsständen schon verschiedentlich verspürte Zusammenhang dadurch aufhöret und gemindert wird, aus welchem zeithero zu besorgen war, daß der russische Hof fürohin in Reichssachen sich dem protestantischen Reichstheil anschließen, sonach mit einer mächtigeren Zubringung dem Kaiserlichen Hof und dem katholischen Theil höchst beschwerlich sein würde.

„Auf einer andern Seite verrathet sich hingegen die Absicht gedachter Tractaten daraus, daß damit der russische und dänische Hof den schwedischen auf allen Seiten mehr einschließen, diesem ihren Unwillen und Unzufriedenheit über sein mit dem ihrigen nicht vereinigtes Benehmen empfinden machen, und den König in Schweden auf einmal und für alle Zeit von denen ihm und seinem Haus angeborenen Ländern, Vortheilen und Gerechtsamen verdringen will.

„Der Königlich schwedische Hof fühlet nun zwar die ihm dadurch zugehende Beschwerlichkeit gar wohl, allein nach der ihm überlegenen gegentheiligen Uebermacht gedenket derselbe doch nicht mit thätlichen Mitteln auszubrechen, auch noch zur Zeit nicht mit förmlichen Klagen öffentlich vorzutreten, sondern begnüget sich vorerst mit der durch dessen hiesige Gesandtschaft den 21. des vorigen übergebenen kurzen Verwahrung, und Kaiserlicher Majestät anzeigender Einsprache, wobei der Gesandte mir etliche Mal mündlich erkläret hat, daß sein Hof der Sachen halber, so hart sie ihm auch fiele, nicht gedächte zur thätlichen Selbsthülfe zu schreiten, noch den Frieden und Ruhe derorten deshalb zu stören.

„Diese politische Lage giebt dahero das billige Nachdenken und die Abmaß, daß von Seiten des hiesigen Hofes ebenfalls mit allem Glimpf und Mäßigung einzuschlagen räthlich sein wolle, um eines Theils zu der von so großen mit andern ebenfalls beträchtlichen Mächten verbundenen Höfen schon so weit in Vollzug gesetzten Sache durch unfreundliche Weigerungen den hiesigen Hof nicht unnöthigen und am Ende vergeblichen Weiterungen aus-

Digitized by Google

zusetzen, folglich dadurch die ganze Gehässigkeit des Aufenthalts und öffentlichen Widersetzung dem hiesigen Hof allein zuzuziehen, ohne der Sache eine bessere Wirkung zu verschaffen, wogegen anderen Theils durch eine hierorts vorerst annehmende freundschaftlich vertrauliche Sprache etwa der Endzweck eher zu erreichen sein möchte, daß sowohl die rechtmäßigen Anstände durch hiesige Bereitwilligkeit in der Stille erlediget, als auch vermittelst dessen der hiesige Hof beide Theile zur friedlichen Näherung und guten Einverständniß unter sich leiten, mithin darunter für die Herstellung des guten Vernehmens der nordischen Höfe Dank und gemeinnützlichen Vortheil erwerben könne.

„Hierzu näher zu gelangen und gründlich zu ermessen, was bei den übergebenen Tractaten auf allen Seiten einen gegründeten Anstand erwecken, zugleich aber auch deshalb zuverlässige Mittel darbieten könne, wie solche Anstände auf schickliche Weise gehoben werden möchten, hat es nöthig sein wollen, alle in die holsteinische Hausverfassung und dessen reichslehenbare Lande einschlagende Reichsacten von den ältesten Zeiten her bis auf die neuesten mit der genauesten Sorgfalt zu durchgehen, und solche gegen den Inhalt der oberwähnten jetzigen Tractaten in ein solches Verhältniß darzustellen, welches eben sowohl die Gründe der vorwaltenden Bedenklichkeiten, als auch zugleich die Auswege anzeiget, wodurch jene mit einer vorerst gegen beide paciscirende Höfe angehenden freundschaftlichen Sprache, ohne annoch zu öffentlichen und mißliebigen gerichtlichen Verhandlungen schreiten zu müssen, etwa die ausgiebige und friedliche Erledigung bewirken könnte. Die dazu gehörigen weitschichtigen Acten haben die bisherige Zeitanwendung, der unausgesetzten Bemühung unerachtet, erforderet, mit welchen die in Nr. 5 beigebogenen Anmerkungen in möglichster Kürze gefaßt, und darin obige Verhältniß mit allen dazu bis hieher erfindlich gewesenen Betrachtungen dargeleget; sodann hinwiederum mit kürzeren Auszügen diejenige Punkten zusammengezogen und entworfen sind, welche hernächst zur eigentlichen, jedem der drei Gesandten zu führenden Sprache auf Eurer Kaiserlichen Majestät Allerhöchsten Befehl zu gebrauchen wären.

„Nach der Wichtigkeit der Sache und nach den vorhin bemerkten vielfältigen Rücksichten verdienet selbe die vorsichtigste Prüfung, vorderſamst aber Eurer Kaiserlichen Majestät Allergnädigste Einsicht und Allerhöchste Beurtheilung.

„In der Erwägung, daß solche zugleich den Zustand der allgemeinen Weltläufen, zumalen in Norden, nebst einem wesentlichen Theil der deutschen Reichsverfassung berühret, mithin Eurer Kaiserlichen Majestät Durchlauchtigstes Erzhaus und der Kaiserl. Königl. Apostolischen Majestät vorgängiges Allerhöchstes Mitwissen und Ermessen bedarf, so bin ich Allerhöchst Dero Allergnädigsten Befehles in aller Unterthänigkeit gewärtig, wie im stillen Vertrauen darüber mit der Hof- und Staatskanzlei das vorläufige Einvernehmen zu pflegen seie.

„Da nicht weniger ein Theil der Tractaten in die Kaiserliche Allerhöchste Gnaden- und Majestätsvorrechte, auch in die mit der Reichsversammlung und gegen die Kreise zu beobachtende Staatsverkehrungen einschlaget, welche

Digitized by Google

von Euer Kaiserl. Majestät Allerhöchsten Willen, ohne anderweite rechtliche Untersuchung und Erkenntniß lediglich abhangen, mithin zur Kaiserlichen obristrichterlichen Verhandlung bei Reichshofrath nicht geeignet sind, so machet hingegen die mit dem anderen Theil der Tractaten vorhandene Reichslehen-Beschaffenheit des gesammten herzoglichen Hauses Holstein einen solchen Gegenstand aus, in welchen der in dem Reichshofrath bestehende Kaiserliche obriste Lehenhof den Einfluß hat; inmaßen diesem obliget, die Natur und Eigenschaft der Reichslehen, sowohl in Ansehung des obristen Lehenherrns mit den Reichsvasallen als auch der Vasallen unter sich, in rechtmäßiger Ordnung zu erhalten, mithin um so mehr, bei diesem Theil eine vorbereitliche reichshofräthliche Miterwägung zuzuziehen, gänzlich nicht zu umgehen sein dürfte, als zumalen schon unter den Vasallen bei dieser Sache, nämlich vom König in Schweden, jura partium zur Sprache kommen, welche jedoch erst alsdann, wenn die oberwähnte gütliche Einleitung nicht vom hoffenden guten Erfolg sein sollte, demnächst zur förmlichen Kaiserlichen obristlehengerichtlichen Erörterung und Ausspruch an Reichshofrath gelangen müssen.

„Wenn jedoch Eure Kaiserl. Majestät den über das Ganze oben allergehorsamst vorgeschlagenen ersten Schritt einer vertraulichen vorgängigen Besprechung mit den drei Gesandten voraus zu begnehmigen geruhen, so dürfte in Rücksicht der vorerst vom hiesigen Hof erweisen wollenden vollständigen diesseitigen Mäßigung und genauer Vertraulichkeit, nicht dienlich sein, für jetzo schon die Sache an Reichshofrath zur Einsicht und Begutachtung in einer solchen Gestalt zu geben, wodurch die Vornahme der Untersuchung entweder im vollen Rath oder auch in einer förmlichen Deputation von mehreren Räthen vor der Zeit offenbar, dadurch aber die Höfe zu frühe gegen einander in mehreres Aufsehen, Nachdenken und Unwillen gebracht werden könnten, mithin der Hauptendzweck der ersten vertraulichen Behandlung zu Erreichung gütlicher Einverständniß verloren gehen möchte. Wie aber gleichwohl alle immer thunliche Vorsicht nicht zu unterlassen sein will, um durch einige Vertrautere des Reichshofraths dasjenige zeitlich zu vernehmen, was etwa sonderlich in das Lehenwesen einschlaget, und von einiger besitzenden Kenntniß und vieljährigen Erfahrenheit nützlich bemerket werden kann, so wäre ich des unzielsetzlich allerunterthänigsten Dafürhaltens, wenn Eure Kaiserl. Majestät dem Reichshofraths-Präsidenten und Vicepräsidenten gegenwärtigen Vortrag nebst allen Anlagen mit dem Auftrag zuzustellen geruhen wollen, daß an Allerhöchstselbe jeder deren in geheim seine Meinung in Betreff des darin enthaltenen reichslehenbaren Gegenstandes baldmöglichst abgebe. Ich unterwerfe somit alles sammt mir in tiefester Erniedrigung zu Kaiserlichen Allerhöchsten Huldeu und Gnaden.

Wien, den 9. Jänner 1774. Fürst Colloredo."

Man ersieht hieraus, daß der kaiserliche Hof ohne besondere Vorliebe und nicht ohne eine mißtrauische Besorgtheit an die Behandlung dieses Geschäftes ging. Die einschlagenden holsteinischen Acten wurden gewissenhaft und gründlich studirt. Wenn nun der kaiserliche Hof am Schluß der Prü-

Digitized by Google

fung nicht nur den geschehenen Austausch confirmirte, sondern auch hierbei einen Ausspruch für die vorzugsweisen Erbrechte des Gottorpischen Hauses auf Holstein that, so muß der letztere um so viel mehr Gewicht erhalten. Wir geben zunächst die als Beilage 5 dem obigen Actenstücke beigefügten „Anmerkungen."

Dieselben lauten:

„Die Lage der Sache hat vorerst zwei Hauptabtheilungen. Die eine betrifft die Form, in welcher solche erscheinet, und die andere gehet auf die Gegenstände, welche in dem Schreiben und in beeden vorgelegten Tractaten enthalten sind, und worüber die kaiserliche Bewilligung, Bestätigung und Beförderung gesuchet wird.

Erster Theil. Die Form bestehet in den von denen hiesigen kaiserlich russischen und königlich dänischen Gesandten in eigener Audienz den 18. Decembris 1773 Seiner kaiserlichen Majestät übergegebenen folgenden Schreiben:

1. Eines von der Kaiserin in Rußland in griechischer Sprache mit der lateinischen gewöhnlichen Uebersetzung, datirt vom 18. Septembris 1773, bei dessen Gestalt nichts anderes als nur jenes zu erinnern ist, daß mit dem, wo die russische Kaiserin in numero plurali und gegen kaiserliche Majestät in zweiter Person sich ausdrücket (wo anstatt, daß vorhin selbe sich des singularis und gegen kaiserliche Majestät der dritten Person gebraucht hat), eine Neuerung eingeführt werden wolle. Diesem dürfte nun ohne besondere Sprach- und Geschäftsführung etwa damit begegnet und kurz abgeholfen werden, wenn fürohin in den von kaiserl. Majestät an die russische Kaiserin erlassenden Antworten und Schreiben gleiche Ausdrücke und Schreibart gebrauchet würde.

2. Das andere von dem russischen Großfürsten, datirt de 27. Septembris 1773, ist in der verbesserten ehemaligen Form und in vieler Ehrerbietigkeit an kaiserl. Majestät, und obwohlen in der Anrede nur unüberwindlicher statt unüberwindlichster gesetzet ist, so mag doch solches um deswegen lediglich als ein Schreibfehler angesehen werden, weil in dem beigefügten Umschlag und Aufschrift das Wort unüberwindlichster deutlich ausgedruckt ersichtlich ist.

3. Das königlich dänische vom 26. Novembris 1773 an kaiserl. Majestät gerichtete Schreiben ist durchaus so gestellet, als wie solches in neueren Zeiten sowohl ministerialiter als auch judicialiter durch den kaiserlichen Reichshofrath angenommen worden.

Die Tractaten, worauf sich in vorgedachten drei Schreiben bezogen wird, haben beide oberwähnte Gesandten dem Reichsvicekanzler etliche Tage vor der bei kaiserl. Majestät gehabten Audienz mit den Abschriften oberwähnter Schreiben eingehändiget. Diese bestehen:

1. Russisch-Kaiserlicher Seits:

a) in dem eingebundenen provisorischen Tractat, oder arrangement provisionel, welchen die jetzige Kaiserin von Rußland Catharina währender Minderjährigkeit ihres Sohns, des Großfürsten Paul Petrowitz, als Herzogs

Digitized by Google

von Holstein mit dem jetzigen König in Dänemark Christian VII. durch beiderseitige Bevollmächtigte in Kopenhagen den 11. April 1767 hat errichten lassen, und hernach in ihrem kaiserlichen und vormundschaftlichen Namen in Moskau den 29. Septembris 1767 ratificiret hat.

b) in dem neuen, vom russischen Großfürsten Paul nach erlangter Großjährigkeit mit dem jetzigen König in Dänemark Christian VII. durch beiderseitige Bevollmächtigte in Rußland zu Zarsko-Selo den 21. Mai 1773 errichteten, vom gedachten Großfürsten in Peterhof den 13. Julius 1773 ratificirten Definitiv-Tractat.

Bei diesem russischen Exemplar befinden sich alle darin angezogene Beilagen, und besonders die neue Großfürstliche in mehreren eigenen Artikeln bestehende Cessionsacte de dato Peterhof den 13. Julius 1773.

2. Königlich-Dänischer Seits:

a) eine Abschrift des vorerwähnter Maßen anno 1767 errichteten provisorischen Tractats.

b) der letztere Definitiv-Tractat vom 21. Mai 1773.

c) die dänische Cessionsacte vom König Christian VII. ddo. Friedensburg den 27. Augustus 1773 ausgestellet.

(Fortsetzung folgt).

Correspondenzen.

Schleswig, 25. Juli. Ich erfülle das Versprechen, das ich Ihnen bei dem Antritt meiner Ferienreise machte, die Eindrücke, welche ich in den Herzogthümern empfangen würde, der „Berliner Revue" mitzutheilen. Seit dem Oktober vorigen Jahres, wo ich nach mehrmonatlichem Aufenthalte die Herzogthümer verließ, finde ich Vieles verändert. Im Ganzen bemerke ich einen Umschwung, welcher Gutes verheißt, da er die besonnenen und gediegenen Elemente des schleswig-holsteinischen Volkes oben auf bringen wird. Im Einzelnen sind natürlich auch die Fehler in der Stimmung und geistigen Anlage der Parteien klarer hervorgetreten, was zu guter Letzt seine Vortheile haben wird. Denn die Herzogthümer können nicht organisirt werden, wenn man nicht Gelegenheit gewinnt, ihre Vorzüge, wie ihre Gebrechen zu erkennen.

Im vergangenen Jahre schwebten die Gesinnungen, Gefühle, Pläne, Wünsche noch unbestimmt durch einander. Bei der Frische der Kriegesein-

Digitized by Google

drücke, welche dem Herzen stets einen gewissen Schwung mittheilen, hatten die Sympathieen und Antipathieen sich noch nicht scheiden können. Die Frage, wie es werden solle, hatte bis dahin ihre Alltags-Wucht nicht geltend gemacht, und die Ansprüche ehrgeiziger Abenteurer waren gezwungen, die Maske der Bescheidenheit vorzunehmen. Jetzt ist die Sonderung eingetreten: das Augustenburgerthum ist in seiner Blöße und Verderblichkeit zum Vorscheine gekommen, während alle Diejenigen, welche es gut mit dem Lande meinen, genöthigt sind, ihre Kraft und ihr gesellschaftliches Ansehen gegen die Gefahren, mit denen die augustenburgische Prätendentenwirthschaft das Land bedroht, geltend zu machen.

In Betreff der Abklärung der Meinungen hatte ich schon in Hamburg Gelegenheit, eine ähnliche Bemerkung zu machen. Im vorigen Jahre hatte sich, als Folge des Krieges, ein preußischer Teint über die Reichsstadt gelagert; dann scheint die Reaction derjenigen aufgekommen zu sein, welche, indem sie von Preußen mit Haut und Haaren verzehrt zu werden fürchteten, das Augustenburgerthum als einen Schutz gegen Preußen verwerthen wollten. Aber man hat die Hoffnungslosigkeit einer solchen Politik eingesehen: das alte stolze Reichsbürgerthum sträubt sich wider den Gedanken, das Schicksal Hamburgs von der Carriere eines Prinzen abhängig zu machen, der, wenn er sich halten wollte, immer neue Verwirrungen anrichten müßte. Daher blieb die Augustenburgerei in Hamburg etwas Vorübergehendes und Vereinzeltes. Das wirkliche Interesse der Hamburger geht dahin, daß in den Herzogthümern bald ein fester und verläßlicher Zustand eingeführt werde.

Nun zu meinen Erfahrungen in den Herzogthümern. Bereits in Altona, wo ich in Gesellschaft einiger bedeutender Landbesitzer wegen des verspäteten Eisenbahnzuges zu verweilen genöthigt war, vernahm ich zu meiner Ueberraschung so offene und richtige Urtheile über den Erbprinzen, wie ich sie früher niemals, wenigstens nicht mit solcher Entschlossenheit und so viel Freimuth hatte aussprechen hören. Ich hatte mit der Meinung, daß die Augustenburgischen Einschüchterungsmanöver den echten Patrioten Schleswig-Holsteins Vorsicht auferlegt hätten, meine Reise angetreten, überzeugte mich aber bald, daß bei jedem Manne von Charakter die Verachtung gegen die erbprinzliche Agitation zu groß ist, als daß man sich Mühe geben sollte, dieselbe zu verhehlen. „Der Prinz besitzt nicht die Fähigkeiten, deren ein Regent bedarf; — seine Rathgeber mögen pfiffige Leute sein, aber sie sind auf kleine Mittel beschränkt, es fehlt ihnen jegliche noble Kühnheit, sie rechnen nur auf die Thorheit der Masse und sie haben keine Position innerhalb der begüterten Klasse; — die Regierung des Prinzen würde das Land unglücklich machen" — dies waren die Aeußerungen, die von allen Seiten ertönten. Ein Herr, der mit der Situation sehr vertraut schien, erhob sich und sagte: „Verlassen Sie sich darauf, der Augustenburger würde in den ersten Tagen seiner etwaigen Regierung sammt allen seinen Räthen Schiffbruch leiden und sich nach den Zeiten zurücksehnen, wo er nur den Herzog *spielte*. Sein ganzes Auftreten ist ein frivoles Spiel. Er ist kein Fürst. Die Herzogthümer können einen Heraufkömmling nicht brauchen, der die Rechtsunsicher-

Digitized by Google

heit bei uns steigern würde; sie bedürfen vielmehr eines rechten und echten Fürsten, wie es der Großherzog von Oldenburg ist, der durch das Ansehen seiner Herkunft und seines Rechtes zugleich befähigt wird, ein starker Fürst zu sein. Die Herrschaft des Augustenburgers wäre die Verewigung des Parteiwesens und ein Denkmal der Undankbarkeit gegen Preußen."

Die anderen Herren stimmten ein, worauf ich die Frage an sie richtete, wie bei solchen Ansichten des respectablen Theiles der Bevölkerung die erbprinzlichen Geburtstagsgratulationen und die daran geknüpften aufrührerischen Herzensergießungen möglich gewesen wären. Man erwiderte mir, daß einerseits das Meiste an jenen Kundgebungen künstlich präparirt ist, und daß es andrerseits in den Herzogthümern eine Anzahl von Speculanten giebt, welche auf den Augustenburger ihre Hoffnung auf Gelderwerb, Beförderungen, Aemter, profitable Finanzoperationen und dergleichen setzen. Diese Speculanten lachen über die angeblichen Rechte des Augustenburges, deren Bodenlosigkeit sie vollständig durchschauen, aber sie halten das Vorurtheil aufrecht, weil sie von demselben einen Nutzen erwarten. Wie rasch würde man daher die Partei des Erbprinzen schwinden sehen, sobald es durch irgend eine Thatsache offenkundig würde, daß das von den Wenigsten geachtete, von den Meisten gehaßte, von Manchen gefürchtete Augustenburgerthum unter keinen Umständen und nicht für einen Augenblick an die Regierung kommen könne. Wie würden dann die Speculanten die ersten sein, welche dem Augustenburger den Rücken drehen, wie rasch würden die vorlauten Menschen, die jetzt ihre Opferwilligkeit betheuern, dem Beispiel der Speculanten folgen. Das Augustenburgerthum ist eine Treibhauspflanze des Parteiwesens, die plötzlich verdorren wird.

So sprach man in Holstein, welches sonst als die Hauptfestung des Prinzen gilt. Hier im Schleswigschen besteht nicht Verachtung, sondern Erbitterung gegen das Augustenburgerthum. Der Schleswiger wünscht vor allem Ruhe und Sicherheit; das Augustenburgische Unwesen aber bedroht ihn mit einer unabsehbaren Kette von Verwirrung und Unheil.

*** Vom Rhein, am 23. Juli. „Wer an den Ufern des Rheines wandelt, der hat dem König zu danken!" Das ist ein treffliches Wort, welches die Schlußcorrespondenz der letzten Nummer Ihrer geschätzten Zeitschrift an die Adresse der Herren Classen-Kappelmann und Consorten in Köln gerichtet hat.

Als vor wenigen Wochen Se. Majestät der König in Seine Provinz am Rhein ging, um mit Seinem Volke den 50jährigen Freudentag der Vereinigung dieser Lande unter dem Adler der Hohenzollern zu feiern, da waren es mehr als 3 Millionen Stimmen, welche Ihn dort mit Jubel empfingen, 3 Millionen Herzen, durchdrungen von dem Vollgefühl, daß wer an den Ufern des Rheines wandelt, der hat dem König zu danken!

Digitized by Google

Dieser Garten am Rhein von nahezu 500 Quadratmeilen hatte allen Festschmuck angethan, den Menschenhand noch hinzufügen kann zu den Reizen von Gottes Gärtnerhand. Und wer die Freude mit angesehen, dem ging das Herz mit auf! — Nur einige Unzufriedene standen einsam beiseit und schmollten. Die Armen! Weil kurzsichtig von Natur, trugen sie die Brille der grauen Theorie, und da sahen sie nichts von der wirklichen Lust, sondern Alles schien ihnen grau, und sie sahen, „daß das Land sich in einer traurigen Lage befinde!"

Soweit konnte man Mitleid mit ihnen haben. Aber diese Kurzsichtigen hatten sich in den Kopf gesetzt, daß ihre Anschauung die allein richtige sei, daß hingegen alle anderen Menschenkinder falsch sähen. Daraus folgerten sie für sich den Beruf, die Welt umzukehren, und erließen nun Manifeste und luden die Abgeordneten ein, damit diese sollten am Rheine wandeln und den Dank empfangen, der dem König gebührt.

Solche Umkehr darf der gesunde Menschenverstand nicht dulden. Daher hat die Kölner Polizeibehörde das Geziemende gethan, um den Herren Festanstiftern praktisch die mores zu lehren. In diesen Blättern aber seien noch einige Bemerkungen an der Hand der Geschichte und Statistik gestattet um Diejenigen zur Ruhe zu verweisen, welche sich oder Andere etwa fragen *sollten*: Für **Was** haben wir denn überhaupt zu danken?

Nehmen wir denn zunächst einen alten Atlas zur Hand und sehen uns das Land an, wie es zur Zeit der französischen Revolution um den Rhein herum lag. Da sehen wir den schönen großen Rheingarten gar jämmerlich zerstückelt, zerrissen kreuz und quer in ein gut Dutzend Souveränitäten, ein buntscheckiger Wirrwarr der Marken und Grenzen, wie wenn man auf den Lappen einen Fetzen, auf den Fetzen einen Flicken setzt, und zwischen jedem Läppchen und Fetzchen und Flickchen stand — ein Schlagbaum.

Nun, ihr grauen Theoretiker, die ihr Alles seid, aber Alles zur Unzeit — Einheitsmänner, wenn der Weg zur Einheit am politischen Selbstmord mündet, Zersplitterer der deutschen Erde, wenn Einigung zur Lebensfrage wird — ihr Männer des Fortschritts, nach der Consequenz eurer Theorie von heute, welche die neue Souveränität eines bisher noch nicht dagewesenen deutschen Homunculus-Herzogs erschaffen will, müßten ja jene vergangenen Zustände der Zerrissenheit, ein Zukunftsideal, der Rückschritt zu ihnen ein ungeheuerer Fortschritt sein!

Aber wartet nur! ich will euch gleich zeigen, wie es damals mit Wohlstand und Sitte am Rhein aussah, und wie es im Gegensatz nun aussieht, nachdem die Hohenzollern das Land aus den Leiden der Viel- und Fremdherrschaft an sich genommen und als ein einziges Ganze in ihrem Kronenschatz gehütet haben.

Im Jahre 1791, gerade als die alte Ordnung Europa's und des heiligen römischen Reiches deutscher Nation zur Neige ging, erschien zu Nürnberg ein Buch: das geographisch-historisch-statistische Zeitungslexicon von Wolfgang Jäger, Professor an der Hochschule zu Altdorf. Der Verfasser war ein Mann von Geschmack und Geist, unterschieden von vielen Compila-

Digitized by Google

toren ähnlicher Werke der Vergangenheit und Gegenwart. Er wußte seinen trockenen Stoff durch mancherlei kulturhistorisches Material zu würzen, welches er den Reisewerken jener Zeit, eines F. Nicolai, G. Forster, Riebeck und Anderer entnahm. Sein Werk giebt uns besonders ein treffliches Material, um zu beurtheilen, wie der Zustand der rheinischen Städte zu Ende der Reichsanarchie war, im Vergleich zu dem heutigen.

Von Köln vernehmen wir: „Die Stadt enthält ungefähr 8000 Häuser, aber nicht mehr als 40,000 Einwohner, worunter die Bettelarmen eine auffallend große Zahl ausmachen, obgleich in Köln ein Arbeitshaus, 16 Hospitäler, viele Stiftungen für unvermögliche Frauenspersonen und zur Erziehung und Ausstattung der Jugend, ingleichen viele Spenden oder Almosen, die in Geld und Speise bestehen und an gewissen Tagen ausgetheilt werden, vorhanden sind. Ueber ein Viertheil der Stadt ist unbebaut und besteht theils aus Marktplätzen, theils aus Weinbergen. — Es sind in dieser Stadt einige nicht unwichtige Band- und Strumpfmanufacturen und Tabaksfabriken, auch werden Spitzen geklöppelt, die Handelschaft aber blüht nicht, ungeachtet der vortheilhaften Lage und der Stapelgerechtigkeit, die wenigstens einigen Speditionshandel verschafft."

So Wolfgang Jäger. Nun, die 40,000 Civileinwohner Kölns waren nach 60 Jahren (1852) auf 90,300, 1855 auf 107,000, 1858 auf 114,000, 1861 auf 120,600 vermehrt, und wie Handel und Gewerbe aufgeblüht sind, wie sie jene ehemals leeren Räume in Besitz genommen und zum höchsten Ertrage gebracht haben — das liegt vor aller Augen. Ferner, abgesehen von dieser materiellen Seite: der Dom, den die geistlichen Fürsten und der Municipalrath der Reichsstadt barbarischem Verfalle preisgegeben, ist durch die Hohenzollern gerettet und seit 1842 dem Ausbau nahegeführt worden. Ueber seine eigene Selbstverjüngung hinaus hat das kühne Werk den Anstoß gegeben, daß Privatthätigkeit auch die minder umfangreichen, aber nicht weniger kunstvollen kirchlichen Bauten aus jahrhundertelanger Vernachlässigung errettete.

Und wie fand G. Forster den Zustand der zweiten Stadt der Rheinprovinz, Aachen's, als er 1790 mit Alexander von Humboldt seine Reise nach Brabant, Flandern, Holland und England unternahm? Er sagt darüber in den Ansichten vom Niederrhein (Berlin 1791, I, 256 ff): „Um Aachen her auf allen Seiten sind nach und nach ansehnliche Staaten entstanden. Der Fleiß, die Freiheit und das Glück haben im Wetteifer nach einander vielen neuen Städten einen Grad von blühendem Wohlstand geschenkt, den Handel in andere Kanäle geleitet, den Geist der Menschen entwickelt und gebildet, wie er an einem vereinzelten Orte und bei hartnäckiger blinder Anhänglichkeit an altes Herkommen nicht mit fortrücken konnte. Sodann aber haben die Tyrannei des Aberglaubens, die noch immer gegen anders gesinnte Religionsparteien wüthet und die Nichtkatholiken von manchen Vorrechten des Bürgerstandes ausschließt, die Wuth der Parteien, die unaufhörlich um die Alleinherrschaft einer nur dem Namen nach freien Reichsstadt kämpfen und endlich der finstere Despotismus der Zünfte zur

Digitized by Google

Sittenverderbniß, zur Verblendung über das wahre Beste des gemeinen Wesens und des einzelnen Bürgers, zum Müßiggang, zur Bettelei und zur Entvölkerung kräftig mitgewirkt. Wo ist der Wohlstand, der so vielen ihn untergrabenden Feinden widerstehen könnte?“ — Fügen wir diesen Worten Forsters hinzu, daß die Stadt bereits seit 1787 von 500 Pfälzern besetzt gehalten wurde und eine kaiserliche Kommission darin tagte, um die Mißbräuche abzustellen und die streitenden Parteien von offner Gewaltthätigkeit abzuhalten. Unter diesen Umständen zogen sich die Fabrikanten von Aachen weg nach Burtscheid, Vaels, Eupen, Monjoie, Verviers ꝛc. und die Straßen der alten Kaiserstadt wimmelten von Bettlern.

Diesen Zuständen der Anarchie und des Verfalls setzte die Verwaltung der preußischen Könige eine Vermehrung der Einwohnerzahl (welche nach W. Jäger um 1790 nur 24,000 betrug) auf 52,000 im Jahr 1852, auf 60,000 im Jahr 1861 entgegegen, mit ihr eine entsprechende Zunahme der nützlichen Thätigkeit und des Wohlstandes, mit welcher die Bestrebungen für Kunst, für die Annehmlichkeit des Lebens und für höhere Bildung Hand in Hand gehen.

Wir könnten diesen Fortschritt für die meisten größeren Städte der *Rheinprovinz* im Einzelnen verfolgen, doch begnügen wir uns, die prozentale *Zunahme* einer Anzahl derselben für die Zeit von 1816 bis 1858 hier anführen. Dieselbe beträgt: für Duisburg 181, für Düsseldorf 175, für Elberfeld 146, für Koblenz 137, für Köln 116, für Trier 102, für Aachen 78 Prozent u. s. w.

Eine Anzahl kleinerer Orte, meist im Regierungsbezirk Düsseldorf, hat sich seit der preußischen Herrschaft in einer Weise entwickelt, welche auf dem europäischen Kontinent kein Seitenstück, außer in Oberschlesien, findet. Es betrug von 1816 bis 1858 die prozentale Zunahme für Velbert 1247, für Remscheid 1166, für Kronenberg 1164, für Gladbach 816, für Langenberg 717, für Hückeswagen 375, für Viersen 325, für Ruhrort 300, für Essen 264%. Auf fast gleicher Höhe steht das Emporblühen zahlreicher anderer Orte.

Doch genug der Beweise. Dem Einsichtigen, wenn er aus zufälliger Unkenntniß zweifelte, sagen schon diese Zahlen genug. Die Hohenzollern aber, während sie also segensreich wirkten für ihr Volk, beugten ihre Knie und sagten: Gott mit uns! Das war ihre Abrechnung. Die politischen Fortschrittsrechner von heute führen eine andre Art Conto. Erfolg und Gedeihen im Staate summiren sie dreist als Product ihrer eigenen souveränen Weisheit, für alles Ungemach ist die Regierung verantwortlich; man säet Spreu und begehret Weizen zu ernten; Recht hat man immer, Schuld nie; den Vortheil für sich, den Schaden für Andre, denn nur der Narr hat Pech.

Diesmal aber, Herr Classen-Kappelmann, werden sie die Sonne noch am Himmel lassen müssen. Mit Ihrem Abgeordnetenfeste, Sie komischer Prometheus, haben Sie entschiedenes Pech gehabt. Der Berliner sagt: Wenn's Ihnen man gut bekommt!

Digitized by Google

Und nun die einfache Schlußfrage: Sind es die Könige von Preußen, denen der Dank der Rheinprovinz gebührt, oder sind es die Gäste des Herrn Classen-Kappelmann? Der letzteren Alternative wird man bereits den gefälligen Zauber der Lächerlichkeit nicht mehr bestreiten. Daher bedarf es auch zu unserer obigen Ausführung nicht mehr als Gegenstück eines Verhalts des Sündenregisters, in welchem die Thaten jener Herren verzeichnet stehen, welche seit 3 Jahren gründlich beflissen sind, ihr preußisches Vaterland, das glorreiche Werk väterlicher Könige, zu schädigen.

Wir fühlen uns gedrungen, am Ende dieser Betrachtung den einsichtigen Behörden Kölns anerkennend zu bezeugen, daß sie noch im rechten Augenblick einen Frevel verhütet und manchen Schwachen, der jenem Lärmruf gefolgt wäre, vor einer Verirrung, uns 3 Millionen Rheinpreußen aber vor dem Makel einer Felonie bewahrt haben. Denn es ist allein wahr, und an jedem Hause im Rheinland sollte es eingegraben stehen in Erz und Marmor: „Wer an den Ufern des Rheines wandelt, der hat dem König zu danken!“ —

Wir ersuchen unseren Correspondenten „im Bade“ um Fortsetzung seiner Sendungen.

Druck von A. Paul & Co. in Berlin, Kronenstraße 21.

Digitized by Google

Das Kaiserthum der Ordnung.

Wir bekennen, daß wir nicht ohne Absicht in diesem und in einigen früheren Heften der „Berliner Revue" einen geschichtlichen Rückblick auf die Reaction, welche nach den liberalen Bewegungen der Jahre 1831 und 1832 eintrat, gegeben haben. Der Grundzug unserer Tage ist ja wiederum ein reagirender.

Nicht als ob wir der Ansicht wären, daß die heutige Reaction in gleicher Weise wie die bundestägliche von 1832 zu Werke gehen werde. Aber im Ganzen und Großen werden das Ziel und die Mittel dieselben sein. Der Unterschied liegt darin, daß im Jahr 1865 der Preußischen Monarchie eine größere Rolle vorbehalten ist als im Jahre 1832.

Im Jahre 1832 standen die Wiener Staatsmänner an der Spitze der Reaction. Der constitutionelle Liberalismus, der in den deutschen Mittel- und Kleinstaaten sein Hauptquartier aufgeschlagen, hatte sich noch nicht des österreichischen Kaiserthums bemächtigt; die preußischen Institutionen waren ebenfalls von ihm frei geblieben, wenn er auch in die Gemüther gewisser preußischer Beamten und Literaten eingezogen war. Die Bewegung des Jahres 1848 können wir den Eroberungs- und Siegeszug der constitutionellen Kleinstaaterei gegen die deutschen Großmächte nennen; der Sieg der Kleinen, die Niederlage der Großen wurde dadurch cachirt, daß das Truggebilde eines liberalen Kaiserthums aufgestellt ward.

Der Großstaat, der sich durch dies Phantom fangen ließ, war verloren; der Großstaat, der am ersten den constitutionellen Trug abschüttelte, erwarb die Anwartschaft, ein wahres Kaiserthum, nämlich das Kaiserthum der Ordnung zu gewinnen.

Weil Preußen selbst nach der Ablehnung der parlamentarischen Kaiserkrone eine Copie jenes Trugbildes in der Unionsverfassung zu schaffen versuchte —, deshalb büßte es sein Actionsvermögen nach Außen ein; — deshalb besaß es damals keine Kraft, um den Manövern der österreichischen Diplomatie zu widerstehen. Oesterreich erhielt die Oberhand, weil es energischer als Preußen gegen die Phantastereien des Jahres 1848 reagirte und rücksichtsloser die Lüge, die in den parlamentarischen Prahlereien enthalten war, enthüllte.

Oesterreich hat jedoch nicht consequent gegen den Liberalismus Stand gehalten. Von den Niederlagen in Italien betroffen, hat es vor dem Altare der constitutionellen Einbildung seine Rettung gesucht. Die Weihrauchwolken, die es vor dem Sitze dieses modernen Moloch in die Lüfte sandte, hat es

Digitized by Google

zu der Gestaltung einer deutsch-parlamentarischen Kaiserkrone verdichten zu können gehofft.

Hierdurch ist Oesterreich auf den falschen Weg gedrängt worden, der es von Fehler zu Fehler trieb, bis es den Herren v. Beust und v. d. Pfordten in die Arme sank und in dem Preßbureau des Prinzen von Augustenburg ein Kaiserdiplom zu entdecken dachte. Noch ist es der preußischen Allianz nicht gelungen, den wiener Hof gänzlich von einem Pfade abzulenken, auf welchem er nur verdorrte Früchte finden wird.

Viel gesünder war die Entwickelung, welche Preußen nahm. Preußen befreite sich und sein Volk von den Fesseln der kleinstaatlich constitutionellen Doctrin und sammelte hierdurch seine Kraft, um unwiderstehlich nach Außen zu wirken.

Indem es somit jede Transaction mit der Phrase von sich ablehnt, bemächtigt es sich der Garantieen des Sieges, welche dem Gegner nicht zu Theil werden können, der, seinen Willen und seine Sympathie den renommistisch-ersterbenden Formen und Helden des Constitutionalismus widmend, gezwungen ist, unter nichtigen Protesten Schritt für Schritt zurückzuweichen.

Durch den Kampf für die Ordnung macht Preußen die wahrhaft moralischen Eroberungen.

Zweierlei Maß und Gewicht der Fortschrittspresse.

Der weitere Fortgang der nordamerikanischen „Pacification" bietet reiche Gelegenheit, die Consequenz der Fortschrittspartei zu bewundern. Wie oft und einstimmig hat die Presse dieser Partei für die Abschaffung der Todesstrafe überhaupt, und insbesondere wegen politischer Verbrechen, sich ereifert; nun hat man in Washington gehängt, eine Frau gehängt, wegen eines politischen Verbrechens, also dreifach scheußlich nach den bisher proklamirten Grundsätzen, vierfach sogar wenn es sich bestätigen sollte, daß einer der Mitverurtheilten bis zum Tode die Unschuld dieser Frau betheuerte. — Und dennoch kein Wort des Bedenkens! — Jefferson Davis, das Oberhaupt unabhängiger Staaten, welche eher souverän als Mitglied eines Bundes waren, welche zu Gunsten dieses Bundes auf einen Theil ihrer Souveränität verzichtet und dann das Bundesverhältniß gekündigt haben, Oberhaupt eines Staatencomplexes, welcher als kriegführende Macht anerkannt war, lief eine Zeit lang Gefahr, wie ein gefangener Räuber der Abruzzen behandelt zu werden, und die Fortschrittspresse war ganz einverstanden mit einem solchen Bruch des Völkerrechts. Die Südstaaten bleiben ihren Grundsätzen getreu

Digitized by Google

und wählen nur Männer ihres Vertrauens. Was unter andern Umständen als höchster Muthmuth gilt, ist hier unerlaubt, und die Fortschrittspresse jammert nach — Belagerungszustand!

Seit Jahrzehnten hat die Sklavenfrage in Nordamerika einen Gegenstand des ernstesten Bedenkens, der eingehendsten Erörterung gebildet. Für die Fortschrittspresse existiren diese Bedenken so wenig, wie die Erfahrungen anderer Länder und Colonien; für sie ist mit der ausgesprochenen Befreiung die Frage gelöst, und wenn die Schwarzen noch das Wahlrecht bekommen, dann hängt vollends der Himmel voll Geigen. Wir empfehlen diesen schnell fertigen Herrn den „Globus" von Karl Andree, worin dieser Kenner amerikanischer Zustände mit anerkennenswerther Unparteilichkeit die wahre Lage der Neger schildert, in welche dieselben bei der unvermindert fortbestehenden Abneigung der weißen Bevölkerung durch die sogenannte Emancipation geworfen sind.

Es heißt da: (die Aufhebung der Negersklaverei in Theorie und Praxis, Globus, Bd. VIII., Lief. 4): „Die abstracte Philantropie, welche sich an die Phrase hält, feierte am 31. Januar 1865 einen Triumph. Aber sie hat vier Millionen schwarzer Proletarier geschaffen, Neger und Mulatten ohne Grundbesitz. Sie läßt den Neger an sich wie er einmal ist, denn sein Wesen kann sie nicht umgestalten und seine praktische Gleichstellung kann sie nicht erzwingen. In England ist man längst darüber einig, daß die unbemittelte Emancipation, eine Freigebung der Schwarzen ohne geregelte Uebergänge, am meisten für die Neger selbst ein Unrecht gewesen sei. Das ist aber ein Mal geschehen und nicht mehr zu ändern. — Der Nordcongreß in Amerika macht durch sein Emancipationsdecret die Neger lediglich vogelfrei, und was kann und wird er dazu beitragen, sie moralisch, wirthschaftlich oder gesellschaftlich zu heben? In den „loyalen" Staaten hat er nicht über Congreßländereien zu verfügen, nach dem „fernen Westen" darf er freie, gleichgestellte Leute nicht deportiren, um ihnen dort etwa liegende Aecker anzuweisen. Im Süden hat er allerdings mit der Confiscation begonnen und rebellischen Pflanzern ihre Güter weggenommen. Vielleicht, um den Negern Eigenthum zu verleihen? Im Gegentheil, die confiscirten Güter werden an Yankee's vergeben und die Neger zur Dienstleistung gezwungen, wobei man ihnen auch die Arbeitslöhne zudekretirte.

Ein hervorragender Abolitionist, Wendell Philipps, sprach in einer großen Versammlung zu New-York 1863 wörtlich folgendes: „Wir wollen der Sklaverei ein Ende machen und wenn alle Neger darüber zu Grunde gehen." Präsident Lincoln sagte am 14. August 1863 zu einer Deputation von Negern und Mulatten: „Wenn ihr auch keine Sklaven mehr seid, so seid ihr doch noch weit von einer Gleichstellung mit den Weißen entfernt. — Auf diesem großen Continente ist nicht ein einziger Mann eurer Race, der uns gleich stände. Unsere weißen Leute wollen euch, die weißen Farbigen, los sein, und sehen euch nur höchst ungern unter sich." Und unsere Fortschrittsmänner, welche die geheimsten Gedanken der monarchischen Staatsmänner errathen, sollten wirklich unfähig sein, die offenherzigen Aeußerungen

Digitized by Google

republikanischer Staatsmänner, welche nichts weniger als Humanität athmen, zu deuten? Ja, wenn sie nur hören wollten!

Die Politik als Privatsache.

IV.

Was die Angriffe auf den Bund und die Bundesversammlung betrifft, so sprachen die Bevollmächtigten von Oesterreich und Preußen die Ueberzeugung aus, es würden dieselben nicht wieder vorkommen, wenn die deutschen Staaten, wie sie es ihrem Bundesverhältnisse schuldig seien, sich gegen einander anheischig machten, solche nicht zu dulden und zur Steuerung derselben, jeder nach Maßgabe seiner inneren Landesverfassung, die angemessenen Anordnungen zu erlassen, wobei die Analogie von der Behandlung ähnlicher Ausfälle gegen den Landesherrn selbst oder die landesherrliche Regierung und im Ganzen ähnlicher Verunglimpfungen des einen oder des andern zu Grunde gelegt werden könnten. Eine Verpflichtung hierzu folge zum Theil schon daraus, daß, nach Art. 59. der Wiener Schlußacte da, wo Oeffentlichkeit der landständischen Verhandlungen durch die Verfassung gestattet sei, die Grenzen der freien Aeußerung weder bei den Verhandlungen selbst noch bei deren Bekanntmachung durch den Druck, auf eine die Ruhe des einzelnen Bundesstaates oder des gesammten Deutschlands gefährdende Weise überschritten werden solle. Auch in Hinsicht solcher Angriffe auf den Bund könnte die in Vorschlag gebrachte Kommission mit einer Controle beauftragt worden.

Diese Vorschläge, in Verbindung mit dem Anspruche auf gewissenhafte, einsichtsvolle und kräftige Erfüllung der Verpflichtungen gegen den Bund, seien die Grundlage der Ansichten, welche die Höfe von Oesterreich und Preußen zur Bekämpfung der bedenklichen Erscheinungen in den ständischen Kammern ihren Mitverbündeten ans Herz legen.

Die Gesandten von Oesterreich und Preußen trugen darauf an, sechs Artikel, in welche jene Vorschläge gebracht waren, zu einem Bundesbeschluß zu erheben.

Art. I. wahrte die Souveränität der Staatsoberhäupter und sprach von ihrem Rechte und ihrer Pflicht, eine Petition der Stände, welche mit jener Souveränität in Widerspruch stehe, zu verwerfen. Er berief sich auf Art. 57. der W. Schl.-A.

Art. II. erklärte, mit Bezug auf Art. 57 und 58. der Schl.-A., daß eine an Bedingungen geknüpfte Steuerbewilligung, um auf mittelbare oder unmittelbare Weise anderweitige Wünsche und Anträge durchzusetzen, unter

Digitized by Google

die Fälle zu zählen sei, auf welche die Artikel 25 und 26. der Schl.-A. in Anwendung gebracht werden müßten.

Art. III. ordnete die innere Gesetzgebung der Bundesstaaten dem Zwecke des Bundes und der Erfüllung sonstiger bundesverfassungsmäßiger Verbindlichkeiten unter.

Art. IV. ordnete die Niedersetzung einer Bundestagskommission zur Beaufsichtigung der landständischen Verhandlungen an.

Art. V. verpflichtete die Bundesregierungen mit Hinweisung auf Art. 59. der Schl.-A., in Betreff der Grenzen der freien Aeußerung in den landständischen Verhandlungen, daß sie zu Verhütung ständischer Angriffe auf den Bund und zur Steuerung derselben nach Maßgabe ihrer innern Landesverfassung die angemessenen Anordnungen erlassen und handhaben sollen.

Art. VI. vindicirte der Bundesversammlung ausschließlich das Recht der authentischen Interpretation der Bundesgesetze.

Nach Stellung dieses Antrages gingen die Eröffnungen des Oesterreichischen und Preußischen Gesandten dahin, daß in Beziehung auf die beispiellosen Mißbräuche der periodisch-politischen Presse die Bundesversammlung sämmtliche Regierungen bereits mit Beschluß vom 10. Mai auf die Gefahren aufmerksam gemacht habe, welche der Gesammtheit drohen, wenn den Bundesbeschlüssen in Preßangelegenheiten nicht der genaueste Vollzug von Seiten der Regierungen zu Theil werde; es habe dieselbe ferner unterm 26. April eine Kommission aus ihrer Mitte gewählt, welche sich mit der im Art. 18. der Bundesacte wegen gleichförmiger Verfügungen hinsichtlich der Presse enthaltenen Verabredung unverzüglich beschäftige; und es sei von dem thätigen und einsichtsvollen Eifer dieser Kommission zu erwarten, daß dieselbe die ihr aufgetragene Aufgabe auf eine Art lösen werde, welche — ohne die Thätigkeit nützlicher und achtungswerther Schriftsteller zu hemmen, oder dem natürlichen Fortschritt des menschlichen Geistes Fesseln anzulegen — die wilden Ausschweifungen einer alle Begriffe verwirrenden, nur auf Erschütterung und Umwälzung des Bestehenden gerichteten und das Höchste wie das Heiligste lästernden Preßfreiheit in die gehörigen Schranken zu weisen geeignet sei.

Sei nun hiernach die Bundesversammlung in den Stand gesetzt, die Gerechtsame des Bundes gegen die Eingriffe der ständischen Kammern und gegen den Mißbrauch der Presse zu handhaben; übe sie diese Handhabung, wie es sich gebühre, und würden die Beschlüsse mit Ernst und Nachdruck vollzogen; gelänge es endlich den vereinten Bemühungen der Fürsten, bei der Bundesversammlung gemeinnützige, ganz Deutschland interessirende Anordnungen, soweit sie sich dafür eignen, mit Erfolg in Berathung zu ziehen, wozu die Höfe von Oesterreich und Preußen insbesondere durch ihre Gesandtschaften am Bundestage wirken zu wollen, sich feierlichst verpflichten; so dürfe man sich der Erwartung hingeben, daß die in das allgemeine Wohl thätig eingreifende Wirksamkeit des Bundes und dessen Autorität erkannt und geachtet werden und daß die öffentliche Meinung aus ihrer jetzigen Be-

Digitized by Google

fangenheit in sophistischen Irrlehren zu einem für Wahrheit, Recht und Ordnung empfänglichen Sinne wieder zurückkehren werde.

Sollte aber diese Erwartung nicht in Erfüllung gehen; sollte die innere Ruhe und Ordnung fortan gefährdet erscheinen, und die Autorität der zum Schutze dieser höchsten Güter gefaßten bundesverfassungsmäßigen Beschlüsse verkannt werden: so seien Ihre Majestäten der Kaiser von Oesterreich und der König von Preußen — im Gefühle der von eigener Erhaltung unzertrennlichen Sorge für das Schicksal der im Bunde vereinten Staaten, in gerechter Würdigung der Gefahr, das ganze gesellschaftliche System von Europa durch gesetzlose Willkür zertrümmert zu sehen, und in getreuer Erfüllung der Ihnen obliegenden Verpflichtung gegen den Bund und dessen Glieder — fest entschlossen, zur Aufrechterhaltung und Durchführung der Bundesverfassung, ihrer wichtigen Zwecke und der darauf gegründeten oder noch zu gründenden Beschlüsse der Bundesversammlung, endlich zur Zurückweisung der Angriffe auf den Bund und dessen Glieder, von welcher Seite sie auch kommen mögen, auf jedesmaliges Anrufen der Gesammtheit oder eines Bundesgliedes, von allen Ihnen zu Gebote stehenden Mitteln Gebrauch zu machen, damit den Beschlüssen des Bundes diejenige pünktliche und genaue Befolgung gesichert sei, welche allein für die Ruhe des gemeinsamen Vaterlandes Bürgschaft zu bieten vermöge. Von dieser Bestrebung geleitet, hätten beide Höfe zugleich diejenigen militärischen Maßregeln bereits getroffen, und an ihre beiderseitigen Gesandten am Bundestage diejenigen ausgedehnten Vollmachten ertheilt, welche dazu geeignet seien, dem Bundestage zu verbürgen, daß auf die erste Aufforderung desselben die militärische Hilfe zur Aufrechterhaltung seines Ansehens und zur Durchführung seiner Beschlüsse mit möglichster Beschleunigung zur Stelle geschafft werde.

Nach Beendigung dieses Vortrages sprachen die Gesandten der deutschen Höfe ihren Beitritt zu den österreichisch-preußischen Propositionen aus: Baiern berief sich auf die Nothwendigkeit eines kräftigen und vertrauensvollen Zusammenwirkens der Bundesglieder; Sachsen erkannte die in dem Präsidal-Vortrage ausgesprochenen echt föderativen Absichten an und fand, daß durch die vorgeschlagenen sechs Propositionen weder die bestehenden Bundesgesetze noch die verfassungsmäßigen Rechte der Stände alterirt seien; Hannover sprach seinen Dank aus für die Sorgfalt und Aufmerksamkeit, welche der österreichische und preußische Hof auf die Bundesangelegenheiten verwenden; Würtemberg trat den sechs Artikeln mit der Bemerkung bei, daß zwar nach der würtembergischen Verfassung in Ansehung der Wahl der Mittel zur Erfüllung bundesverfassungsmäßiger Verbindlichkeiten eine Mitwirkung der Stände eintrete, hierdurch aber die Erfüllung selbst nicht gehindert werde; Kurhessen schlug ein redactionelles Amendement vor, nur „größere Deutlichkeit eintreten zu lassen"; Großherzogthum Hessen dankte für Aufmerksamkeit der Großmächte für das Heil Deutschlands; Dänemark sprach von vermessenen Angriffen auf das Bestehende und von der Unerschütterlichkeit der auf Gerechtigkeit und Wohlwollen gestützten Throne; Niederlande pries die Fürsorge Oesterreichs und Preußens und sprach von demokratischem Schwindel;

Digitized by Google

die Großherzoglich und Herzoglich Sächsischen Häuser, Braunschweig und Nassau, Mecklenburg und so weiter bis zu den freien Städten, alle sprachen ihren Beitritt und ihren Dank aus, die sechs Propositionen wurden zum Bundesbeschluß erhoben mit der einzigen von Baiern vorgeschlagenen Redactionsveränderung, daß die Kommission zur Beaufsichtigung der landständischen Verhandlungen vor der Hand auf sechs Jahre gewählt werden solle, und mit folgendem Eingange: „Unter dankbarer Anerkennung der von J.J. M.M. dem Kaiser von Oesterreich und Könige von Preußen wiederholt bewährten Fürsorge für das gemeinsame Beste des Deutschen Vaterlandes vereinigen sich sämmtliche Bundesregierungen zu folgenden Bestimmungen."

Ein Beschluß Hoher Bundesversammlung vom 5. Juli 1832 setzte fest: Keinen in einem nicht zum Deutschen Bunde gehörigen Staate in Deutscher Sprache im Druck erscheinende Zeit- oder nicht über zwanzig Bogen betragende sonstige Druckschrift politischen Inhalts darf in einem Bundesstaate ohne vorgängige Genehmhaltung der Regierung desselben zugelassen und ausgegeben werden. Alle Vereine, welche politische Zwecke haben oder unter andern Namen zu politischen Zwecken benutzt werden, sind in sämmtlichen Bundesstaaten zu verbieten, und ist gegen deren Urheber und die Theilnehmer an denselben mit angemessener Strafe vorzuschreiten. Außerordentliche Volksversammlungen und Volksfeste, nämlich solche, welche bisher hinsichtlich der Zeit und des Ortes weder üblich noch gestattet waren, dürfen, unter welchem Namen und zu welchem Zwecke es auch immer sei, in keinem Bundesstaate ohne vorausgegangene Genehmigung der kompetenten Behörde stattfinden. Auch bei erlaubten Volksversammlungen und Volksfesten ist es nicht zu dulden, daß öffentliche Reden politischen Inhalts gehalten werden; diejenigen, welche sich dies zu Schulden kommen lassen, sind nachdrücklich zu bestrafen, und wer irgend eine Volksversammlung dazu mißbraucht, Adressen oder Beschlüsse in Vorschlag zu bringen und durch Unterschrift oder mündliche Beistimmung genehmigen zu lassen, ist mit geschärfter Ahndung zu belegen. — Das öffentliche Tragen von Abzeichen in Bändern, Kokarden oder dergleichen, sei es von In- oder Ausländern in anderen Farben als jenen des Landes, dem der, welche solche trägt, als Unterthan angehört, das nicht authorisirte Aufstecken von Fahnen und Flaggen, das Errichten von Freiheitsbäumen und dergleichen Aufruhrzeichen ist unnachsichtlich zu bestrafen." —

„Die Bundesregierungen werden fortwährend die genaueste polizeiliche Wachsamkeit auf alle Einheimische, welche durch öffentliche Reden, Schriften oder Handlungen ihre Theilnahme an aufwiegleriſchen Plänen kund oder zu deskallsigem Verdacht Anlaß gegeben haben, eintreten lassen; sie werden sich wechselseitig mit Notizen über alle Entdeckungen staatsgefährlicher geheimer Verbindungen und der darin verflochtenen Individuen, auch in Verfolgung deskallsiger Spuren, jederzeit aufs Schleunigste und Bereitwilligste unterstützen. Auf Fremde, welche sich wegen politischer Vergehen oder Verbrechen in einen der Bundesstaaten begeben haben, sodann auf Einheimische und Fremde, welche aus Orten oder Gegenden kommen, wo sich Verbindungen

Digitized by Google

zum Umsturze des Bundes oder der Deutschen Regierungen gebildet haben, und der Theilnahme daran verdächtig sind, ist besondere Aufmerksamkeit zu wenden; zu diesem Ende sind überall die bestehenden Paßvorschriften auf daß Genaueste zu beobachten und nöthigenfalls zu schärfen. Die Bundesregierungen machen sich verbindlich, politische Flüchtlinge gegenseitig auszuliefern. Sie sichern sich gegenseitig auf Verlangen die prompteste militärische Assistenz zu."

Es wird die Aufgabe der folgenden Artikel sein, nachzuweisen, wie die liberale Politik, nachdem sie von den vereinten Großmächten Deutschlands aus der Einwirkung auf das öffentliche Leben zurückgedrängt war, sich in die Privatkreise von Verschwörern zurückzog und von dort aus Privatgeschichte zu machen suchte. Die Enttäuschten, die Männer des beschränkten Urtheils und der weltschweifenden Phrase trösteten sich zunächst, indem sie sich unter einander bei einem Glase Wein und einem Teller Braten als große Helden, als Stützen der Volksfreiheit, als Brustwehren gegen die Tyrannei bewunderten, dann brach ihre Selbstvergötterung in kleinen Crawallen hervor, durch welche sie der Gerechtigkeit in die Hände getrieben wurden.

Diplomatische Revue.

Wochenschau.

Das neue Ministerium in Wien ist ernannt; Verhandlungen zwischen Preußen und Oesterreich über die Einrichtung einer definitiven Regierung in den Herzogthümern haben in Gastein stattgefunden. Hätte Oesterreich nach allen Seiten hin eine so klare Stellung, wie die preußische Monarchie, so würden wir die feste Zuversicht zu einem gedeihlichen Resultat jener Besprechungen hegen können. Sollten aber dieselben, ohne ein befriedigendes Ergebniß herbeizuführen, zu Ende gediehen sein, so können wir die Schuld hiervon nur den Schwankungen und Ungewißheiten beimessen, denen Oesterreich in Folge seiner politischen Lage ausgesetzt ist.

Es sind kürzlich allerhand Berichte über höchst significante Gespräche, die zwischen dem Herrn von Bismarck und dem Herzoge von Grammont geführt sein sollen, durch die Zeitungen gegangen. Jene Erzählungen gehören natürlich in das Literaturgebiet der diplomatischen Romantik, welches eine Errungenschaft der neuesten Zeit ist. Gleichwohl haben sie im Ganzen und

Digitized by Google

Großen das Richtige getroffen, da Preußen mit seinem festen Willen, seinen guten Finanzen, seiner wohlgerüsteten Armee, seinen unerschütterlichen Entschlüssen wirklich in Ruhe abwarten kann, wie die fremden Mächte zu dem, was es thut, ihre Stellung nehmen werden.

Preußen hat gehandelt und wird fortfahren zu handeln. Indem Oesterreich an seinen preußischen Bundesgenossen die Rolle der Action überläßt, ist es gleichwohl durch die vielerlei Rücksichten, an welche es sich gefesselt hat, genöthigt, gegen die Handlungen Preußens zu protestiren. Es ist begreiflich, daß die Organe der österreichischen Regierung sich mit solchen feierlichen Einwendungen befassen, es ist aber auch ebenso begreiflich, daß diese Proteste keinen Erfolg haben.

Hat die österreichische Regierung es mit der augustenburgischen Candidatur ernst gemeint? Nein, der Wiener Hof wollte nur, indem er den Prinzen von Augustenburg vorschob, die Entscheidung verzögern. Und er schlug diese Verzögerungspolitik ein, weil er, selber nicht im Stande, eine definitive Lösung zu schaffen, doch zugleich einen Widerwillen dagegen empfand, daß die Lösung den Interessen des Bundesgenossen zu Gute kommen sollte.

Deshalb ward die Rechtsunsicherheit, welche im Gefolge des augustenburgischen Agitations-Regimentes über die Herzogthümer hereinzubrechen drohte, protegirt. Man zog jedes Andere, selbst die Mischung von Demagogie und Erbrechtsheuchelei, durch welche sich die augustenburgische Partei auszeichnet, einem Zustande vor, durch welchen die Position Preußens gestärkt worden wäre.

Aber vermittelst dieser Politik gerieth Oesterreich in Allianzen, welche auf alle seine Bewegungen lähmend einwirken mußten. Die Freundschaft mit den süddeutschen Staaten und mit dem Nationalverein konnte ihm nur die Früchte der Enttäuschung und der Beschämung einbringen.

Auch die Allianz mit Frankreich muß für den Wiener Hof eine Phantasmagorie bleiben. Napoleon spielt Victor Emanuel gegen Franz Joseph, und Franz Joseph Victor Emanuel aus. Der Kaiser der Franzosen kann nicht wünschen, daß Italien sich Venedigs bemächtige, weil in diesem Falle das revolutionäre Italien dem Kaiserthum über den Kopf wachsen würde. Deshalb benutzt Napoleon das Einverständniß mit Franz Joseph dazu, um die Actionspartei Italiens in Schranken zu halten. Aber eben so wenig ist es den Interessen Napoleons angemessen, daß Oesterreich zu einem festen Halt gelange. Deshalb löscht er die revolutionäre Fackel, welche den Brand des Aufruhrs über Venetien verbreiten möchte, nicht gänzlich aus.

Indem Deutschland in Vermuthungen aufgeht, was Napoleon beschließen werde, kehrt es sich von der großen Macht des Ostens ab, in welcher Fortschritt, wahrhafte Ermannung und daher auch wahrhafte Zuverlässigkeit existirt. Rußland ist eine siegreiche Macht. Durch den Triumph über die polnische Insurrection hat es dem Nationalitätsaltar, vor welchem das übrige Europa durch die Napoleonische Phrase gebannt wurde, das Princip der Staatseinheit und Staatsgewalt entgegengestellt. — Durch die

Digitized by Google

Ueberwindung der westmächtlichen Diplomatie, welche sich in die polnischen Angelegenheiten mischen wollte, hat es den Schrecken der liberalen Protestpolitik ein Ende gemacht. Rußland erobert in Asien; es schafft neue Häfen am stillen Ocean, seine Stimme ist in Washington die gewichtigste.

Dort also consolidirt sich der Boden, welcher gute und zukunftsreiche Allianzen hervorbringen wird.

Wiener Aktenstücke zur schleswig-holsteinischen Successions-Frage.

(Fortsetzung).

Je weiter die augustenburgische Candidatur in den Hintergrund zurücktritt, desto deutlicher machen die geschichtlichen Voraussetzungen, auf denen die Rechtszustände Schleswig-Holsteins beruhen, ihr Recht geltend. Das Augustenburgerthum ist eine Verfälschung der Geschichte; erst wenn dasselbe hinweggewischt wird, kann man die Transactionen, durch welche das Schicksal der Herzogthümer bedingt ward, richtig erkennen, und dann leuchtet auch das gottorpische Recht ein, welches dazu berufen ist, auch jetzt wieder bei der Ordnung der schleswig-holsteinischen Frage eine Hauptrolle zu spielen. Dies ist der Grund, weshalb wir die Aufmerksamkeit der Leser von Neuem auf die Wiener Aktenstücke lenken.

In den im vorigen Hefte abgebrochenen „Anmerkungen" zu dem Vortrage des Reichsvicekanzlers, Fürst Colloredo, vom 9. Januar 1774 heißt es weiter:

„Die von beiden vielgemelten Gesandten übergebene Exemplarien des provisorischen und Definitiv-Tractats sind einander im Wesentlichen gleichlautend, und die nur in einem gegen den anderen erscheinende Verschiedenheit in etlichen Worten betrifft wenig oder nichts bedeutende Stellen, welche nur als unbeträchtliche Schreibfehler angesehen und übergangen werden können.

In jenem ereignet sich aber zwischen beiden Tractaten ein merklicher Unterschied, daß bei dem Königlich Dänischen Exemplar des provisorischen Tractats die darin angezogene Beilagen sodann die Königlich Dänischen Ratificationen über beide Tractate gänzlich ermangeln, welche in der Dänischen Cessionsacte als ddo. Kopenhagen 19. Novembris 1767 und ddo. Friedensburg 2. Julius 1773 ausgefertiget zu sein bemerket werden.

In dem an Kaiserl. Majestät vom König in Dänemark den 26. Novembris 1773 erlassenen Schreiben saget dieser König, daß er seinem Gesandten, Grafen Bachoff, Befehl beigeleget, Kaiserliche Majestät vollständige Abschrift vorgedachter beiden Tractaten, damit sie von dem ganzen Einhalt derselben Wissenschaft erlangen mögen, geziemend zu überreichen.

Nach solch eigener Königlich Dänischer Gesinnung ist aber dessen über-

Digitized by Google

reichtes Exemplar nicht vollständig vorhanden, und die dargebotene Wissenschaft des ganzen Inhalts läßt sich aus diesem Exemplar nicht erlangen, da dessen Beilagen fehlen, worauf sich beide Tractaten ausführlich beziehen. Noch weniger vollständig ist eine von Bevollmächtigten errichtete Urkund anzusehen, wenn die Ratification des Principalen daran ermangelt. Obwohl nun leicht vorzusehen ist, daß die Beilagen des Dänischen Exemplars die nämlichen sind, welche mit dem Russischen Exemplar übergeben worden, die Dänischen Ratificationen auch vermuthlich eben so beschaffen sein werden, als jene, welche die Kaiserin von Rußland und der Großfürst ausgestellt und mit ihrem Exemplar vorgeleget haben, so erfordert doch die gute Ordnung, die Vollständigkeit der Handlung und sonderlich die seiner Zeit erfolgende Gestalt der Kaiserlichen Confirmation, daß auch Dänischer Seits alles gleichlautend wie von Rußland und sonderlich die Königlich Dänische Ratification förmlich vorgeleget werde, als derselben in dem Inhalt der künftigen Kaiserlichen Confirmation ausdrücklich erwähnt werden muß. Solchemnach möchte nicht wohl zu umgehen sein, dem hiesig Königlich Dänischen Gesandten den Nachtrag der in beiden Tractaten angezogenen, bei dessen producirtem Exemplar aber ermangelnden, Beilagen und beiden Königlich Dänischen Ratificationen zu erinnern.

Ein weiterer in die Form der übergebenen Schriften einschlagender Anstand äußert sich sowohl Russisch- als Dänischer Seits darin, daß sämmtliche diese Stück nicht in Originalien auch nur in solchen vidimirten Abschriften erscheinen, wo die Russische von dem Kanzleirath Krook ohne Siegel, und die Dänische von dem Königlichen Minister von Bernstorff nebst dessen Privatsiegel als mit den Originalien gleichlautend bezeichnet worden. Wenn die Tractaten ꝛc. ꝛc. (Die ausgelassene Stelle betrifft die Beglaubigung der zur Confirmation abschriftlich eingereichten Urkunden.)

Ueber alles dieses äußert sich auch noch ein anderer beträchtlicher Mangel, welcher eben so in die Form als in die Hauptsache selbst wesentlich einschlaget, mithin auch hier bei dem ersten die Form untersuchenden Theil wenigstens einstweilen zu berühren sein will. Solcher Mangel betrifft:

a) den Bischof zu Lübeck nebst dessen Sohn, beide Herzogen von Holstein Gottorf in der anderen Reihe der nachgebornen Linie des jetzo lebenden Holstein-Gnttorfischen Stammes.

b) die beide Gebrüder Wilhelm August und Peter Friederich, Söhne des verstorbenen Herzogs Georg Ludwig zu Holstein-Gottorf in der dritten Reihe der nachgebornen Holstein-Gottorfischen Linie, dessen erstgeborne Linie in dem jetzigen Großfürsten von Rußland dermal allein bestehet.

Vermög beider vorerwähnten Tractaten wird mit und über jeztgedachte Personen Verschiedenes und zwar dergestalt behandelt, daß der Bischof vorerst die Coadjutorie von Lübeck auf seinen Sohn, und fürohin die beständige Nachfolge in solchem Bisthum auf die jüngere Linie bringen, daß er der alleinige Repräsentant der gesammten jüngeren Gottorfischen Linie sein, und als solcher die gegen das Gottorfische Antheil des Herzogthums Holstein erlangende Grafschaften Oldenburg und Delmenhorst mit seiner Descendenz

Digitized by Google

allein besitzen und genießen, sodann die Söhne des vorgemelten Georg Ludwig sich mit einer für ihre Person zwar verbesserten Abfindung begnügen, und in den ganzen Tractat willigen sollen.

Von beiden diesen Herzoglich Gottorfischen nachgeborenen Linien ist hingegen an Kaiserl. Majestät nichts angebracht worden. Daß es sich aber und zwar von dem Bischof zu Lübeck gezieme, deshalb eigends sich an Kaiserl. Majestät zu wenden, ist wohl in dem Betracht nicht zu zweifeln, da derselbe reichslehenbare mit Sitz und Stimme versehene Länder zum Besitz und Genuß erlangen, seinen Sohn zum bestimmmten Nachfolger in einem ebenfalls reichslehenbaren Bisthum haben, alles dieses auch dem Vernehmen nach schon vollzogen sein solle. Indessen ist von gedachtem Bischof bishero deshalb ein Mehreres nicht geschehen, als daß derselbe seinen dahier neu bestellten Residenten anhero mit dem Beglaubigungsschreiben vom 9. Novembris 1773 gesendet, und sich darin auf jenes bezogen hat, was derselbe näher eröffnen werde. Von diesem ist aber bis hiehin nichts von allem Obigen angebracht worden. Es ist also solcher Abgang der schuldigen Gebühr eben so unter die Mängel der Form zu rechnen als jener, daß im Namen deren zumalen noch minderjährigen beiden Söhnen des Herzogs Georg Ludwig eben wenig etwas an Kaiserl. Majestät gelanget, ja nicht einst bekannt gemacht worden ist, ob dieselbe, da sie gleichwohlen reichsfürstliche seiner Zeit zur Reichslehensfolge berechtigte Personen sind, behörig bevormundet, und wer derselben Vormund seie.

Da jedoch sothane weitere zur Förmlichkeit gerechnete Mängel zugleich unzertrennlich mit denen diese nämlichen Personen betreffenden Anständen in der Hauptsache verknüpft sind, so kann deren nähere Erörterung zusammen erschöpfet werden, wenn man hiernächst die Hauptsache über den Inhalt beider Tractaten untersuchet, und die Ordnung desselben die oberwähnte Personen und die dazu gehörigen Puncten trifft, um alsdann zugleich die deßhalb vorwaltenden Anstände zur erforderlichen Erledigung sowohl in der Form als auch in der Sache selbsten zu bemerken.

Zweiter Theil. Nach untersuchtem ersten Theil des Geschäfts, was dessen Form angehet, folget nun der zweite Theil, nämlich die vollständige Prüfung aller und jeder in beiden Tractaten und deren Anlagen enthaltenen Gegenstände.

Um diese bei jedem zu zergliedernden einzelnen Stück richtig übersehen und beurtheilen zu können, will nöthig sein, eine kurze wesentliche Geschichte des gesammten Hauses der Herzogen von Holstein in Verbindung ihrer in Deutschland besitzenden reichslehenbaren Güter in folgenden Abschnitten vorauszusetzen.

Zum ersten Abschnitt dieser Geschichte wird die Geschlechtstafel das Bild im Ganzen hinstellen, in welchen Personen und Abtheilungen seit dreihundert Jahren das ursprünglich Oldenburgische hernach Herzoglich Holsteinische Haus in seinen Mannstämmen bestanden habe, und in welchen es annoch heutiges Tages bestehe, somit, wie die Hauptlinien gegen einander,

Digitized by Google

und in solchen jeder der lebenden Verwandten durch nahe und entfernte Verabstammungen auf einander in der Nachfolge zu betrachten sind.

Vermög dieses abgeschilderten Hergangs ergiebt sich, daß das jetzige Herzogliche Gesammthaus Holstein im Mannstamm ursprünglich von denen Grafen von Oldenburg herkomme, wo im fünfzehnten Jahrhundert Theodor Fortunat, Graf von Oldenburg, durch Heirath mit der Erbtochter des letzten Grafen von Holstein, Gerardi, der diese Grafschaft vom Reich und das Herzogthum Schleswig von der Krone Dänemark zu Lehen besessen, auch diese Länder zusammen bekommen, [1]) davon dessen Sohn Christian die hernach vom Kaiser Friedrich anno 1474 zum Herzogthum erhobene Grafschaft Holstein mit dem Herzogthum Schleswig und endlich die dänische Kron erhalten, dessen beiden Brüdern aber, Gerard und Moriz, die beiden Grafschaften Oldenburg und Delmenhorst sammt einer Geldabfindung für ihre Ueberlassung der Schleswig- und Holsteinischen Landen an gedachten Bruder Christian anno 1460 zugetheilet worden.

Von jetzt gemeltem Christian I., König in Dänemark, stammen alle heutige Herzogen von Holstein ab, und vom gedachten Grafen Gerard alle unter dem Namen Grafen von Oldenburg besonders fortgepflanzte Grafen, welche sich mit dem Grafennamen und mit beeden Grafschaften Oldenburg und Delmenhorst begnüget, deren Mannstamm aber in vorigem Jahrhundert anno 1667 erloschen ist.

Die Herzogen von Holstein behielten immer den Namen Grafen von Oldenburg und Delmenhorst als ihren altväterlichen und ursprünglichen Geburtsnamen bei; sie waren aber durch oberwähnte Grundtheilung der drei oldenburgischen Gebrüder dermaßen von der Rückkehr auf die beeden Grafschaften abgesondert, daß sie, und zwar sämmtliche Herzogen zu Holstein, [2]) unter Kaiser Maximilian II. anno 1570 auf's neue mit einer Expectanz auf sothane Grafschaften sich zu versehen, und solche unter folgenden Kaiseren jedesmal sorgfältig confirmiren zu lassen, nothwendig erachteten. Nach Absterben des letzten Grafen von Oldenburg, Anton Günther, entstund der Successión halber in vielgemelte Grafschaften unter den sämmtlichen Herzogen von Holstein bei Reichshofrath schwerer Proceß, der durch verschiedene Urtheln für die Holstein-Sonderburg-Ploenische Linie als proximiores gradu des verstorbenen letzten Oldenburgischen Grafen obsieglich ausfiel, hernach aber durch Vergleich und Cessionen dahin erledigt wurde, daß oftberührte beede Grafschaften der Holsteinischen Linie des Königlich Dänischen Mannstammes allein belassen, und deme zufolge von anno 1680 her diese Königliche Linie immerhin bis noch zum letzten male anno 1752 damit allein von Kaiseren bei Reichshofrath als kleineren Lehen belehnet wurde.

Zum zweiten Abschnitt gehöret die Geschichte deren von obgedachtem Christian I., König in Dänemark, entstandenen neuen eigentlichen Herzoglich

[1]) Bekanntlich erwarb erst Christian I., der Sohn des Grafen Dietrich (nicht Theodor) von Oldenburg, nachdem er schon vorher zum König von Dänemark erwählt war, das Herzogthum Schleswig und die Grafschaften Holstein und Stormarn.

[2]) Johann der Jüngere war in der Expectanz vom Jahre 1570 nicht mit einbegriffen; erst 1638/42 ward selbige auf dessen Nachkommen extendirt.

Digitized by Google

Holsteinischen Abkömmlingen und Linien, welche stetshin das Herzogthum Schleswig außer dem deutschen Reich von der Kron Dänemark, und das Herzogthum Holstein, Ditmarsen und Stormarn im Reich vom Kaiser zu Lehen getragen und besessen.

Des jetztgemelten Christian I. Sohn Friederich I., König in Dänemark, hatte drei Söhne: Christian, Joan senior und Adolf.

Diese drei hatten im sechszehnten Jahrhundert die Schleswig und Holsteinischen Lande unter sich getheilet, nämlich Christian III., König in Dänemark, einen, welcher der Glückstädtische, Joan senior den anderen, welcher der Sonderburgische,[3]) und Adolf den dritten, welcher der Gottorfische genannt wurde.

Vor diesen Zeiten war von denen Kaiseren denen Bischofen zu Lübeck die Lehenwahr aufgetragen, daß diese die Herzogen von Holstein mit dem Herzogthum im Kaiserlichen Namen belehnen mußten.

Kaiser Karl V. aber hub solche Afterbelehnung, aus welcher sich die Bischöfe ein eigenes Recht anmaßen wollten, gänzlich auf, und belehnte vorgedachte drei Brüder zum ersteumal anno 1548 selbst, welches ingleichen die folgenden Kaiser anno 1560, 1565 und 1578 dergestalt thaten, daß immerhin alle drei Brüder und Vetter zusammen in einem Lehenbrief mit dem ganzen Herzogthum Holstein belehnet worden.

Wie Joan senior ohne Söhne verstarb, belehnt Kaiser Rudolf II, anno 1582 den König Friederich II. und Herzog Adolfen mit dem von Joanne hinterlassenen dritten Theil.

Demnächst aber, wie Königs Friederich II. Bruder Joan junior durch einen mit Dänemark und Gottorf errichteten neuen Familien-Vertrag den von Joan senior besessenen dritten Antheil an Holstein wiederum bekam[4]) und die neue Sonderburg-Ploenische Linie stiftete, mithin jeder derselben einen eigenen Landesantheil für sich besaß und regierte, und nur einige Aemter dabei in gemeinschaftlicher Regierung verblieben,[5]) so wurde auch von der Zeit[6]) der Anfang gemacht, daß die Kaisere jede dieser drei Linien mit einem besonderen actu coram throno und mit drei besonderen Lehen-

[3]) Den Sonderburgischen Antheil hatte vielmehr König Christian III. erhalten, Johann der Aeltere den Haderslebener. Die Bezeichnung Glückstädtischer Antheil ward erst später für den königlichen üblich.

[4]) Johann der Jüngere erhielt nicht den bisherigen Antheil Johanns des Aelteren nach dessen Tode durch einen mit Dänemark und Gottorp errichteten neuen Familienvertrag, sondern er war nach Christians III. Tode von seinem Bruder Friedrich II. mit einigen aus dem Königlichen Antheil entnommenen Aemtern abgefunden worden, und erhielt nach Johann des Aelteren Tode nur eine Vermehrung dieser Abfindung.

[5]) An der gemeinschaftlichen Regierung hatte Johann der Jüngere keinen Theil, auch verblieben nicht einige Aemter in derselben, sondern die ritterschaftlichen Besitzungen und einige Klöster waren völlig ungetheilt geblieben und standen ausschließlich unter der gemeinschaftlichen Regierung des Königs und des Gottorfer Herzogs, welche Regierung sich übrigens in den wesentlichsten Beziehungen auf das ganze Land mit Einschluß der getheilten Aemter, Klöster und Städte bezog.

[6]) Noch 1612 erfolgte die Belehnung König Christians IV. und Herzog Johann Adolfs von Gottorp uno actu und durch einen gemeinschaftlichen Lehnbrief. Daß seit 1621 auch im Herrenfall die Königliche und die Gottorper Linie zwei besondere Lehnbriefe erhielten, ward durch den zufälligen Umstand veranlaßt, daß die Königlichen Gesandten sich damals früher als die Gottorper zur Lehnsempfängniß einfanden, und nicht aufgehalten zu werden wünschten.

Digitized by Google

briefen, jedoch auf solche Weise belehnt, daß die Dänische und Gottorfische Linie jede besonders mit dem ganzen Herzogthum, die Sonderburg-Ploenische aber für ihren Antheil, jedoch auch wegen des Ganzen zur gesammten Hand[7]) die Belehnung und Lehenbriefe empfangen.

Von vorerwähnten, durch Testamente und Vergleiche entstandenen Landes- und Lehenstheilungen findet sich in denen hiesigen Reichsacten keine förmliche Vorlegung, weder darauf vor dem Vollzug ertheilte Kaiserliche Bewilligungen oder Confirmationen, sondern nur bei Gelegenheit der jedesmaligen Lehensneuerungen geschah in den Muthungsschreiben an den Kaiser die Anzeige, wie die Vertheilungen unter ihnen geschehen, und zu welcher Portion jeder im Genuß seie;[8]) auch geschah die besondere Belehnungsertheilung ganz ohne großes Geschäft und aus der Ursache, weil die Fälle, zumalen bei den Vasallen, sich zu verschiedenen Zeiten ereig-eten, wo sonderlich die Könige in Dänemark für sich nicht mehr anständig fanden, auf die Erscheinung der anderen Mitbelehnten lang abzuwarten, mithin die Kaisere jeder Linie bei jeder Vorkommenheit besondere Belehnung und jeder ihre eigenen Lehenbriefe gegeben haben.

Im dritten Zeitabschnitt, nämlich mit Anfang des vorigen Jahrhunderts, hat die vorgedachte Abtheilung der drei Holsteinischen Linien: Königlichen oder Glückstädtischen, Gottorfischen und Sonderburg-Ploenischen, nebst vorerwähnten noch die weitere Maß dahin erhalten, daß die erstere, Königlich Dänische oder Holstein-Glückstädtische Linie jedesmal nur in einer Person, nämlich dem regierenden König, seine besondere Holsteinische Belehnung empfangen, ohne deren von Zeit zu Zeit vorhandenen Königlichen Brüdern n den Lehenbriefen zu erwähnen, obwohl nirgendswo in den hiesigen Reichsacten noch zur Zeit sich etwas vorfindet, daß von Kaiser den Königen in Dänemark eine Primogeniturordnung verliehen und bestätiget seie.[9]) Jedoch so viel ergiebt sich, daß Kaiser Rudolf II. dem anno 1577 gebornen König Christian IV. anno 1589, als er nur ein eilfjähriges Kind war, eine specialem veniam aetatis zu der in selbigem Jahr auf seine Person und nicht auf dessen Vormundschaft ertheilten Reichsbelehnung, sodann demselben König anno 1593, als er 16 Jahre alt war, eine gewöhnliche veniam aetatis zur Administration seiner deutschen Reichslanden gegeben habe.

Die zweite Gottorfische Linie erhielt vom Kaiser Rudolf II. anno 1608 nicht allein die Bestätigung der von dem dermal bei dieser Linie nur im Leben gewesenen Herzog Joan Adolf[10]) erichteten Primogeniturordnung für

[7]) Die Lehnbriefe der Sonderburger Linie lauteten bis zuletzt ausschließlich auf die gesammte Hand am ganzen Herzogthum, ihre Lehnsuchung dagegen ging schon 1590 und später regelmäßig auf Belehnung mit „dem anererbten Theil Landes im Herzogthum Holstein sowie der gesammten Hand und Anwartung daran."

[8]) Eine derartige Anzeige ist nur einmal im Jahre 1612 und zwar auch nur von dem Abgesandten Johanns des Jüngern beschafft worden. Die regierenden Herren haben weder nach der Theilung von 1544 noch nach der von 1581 angezeigt, wie oder auch nur daß sie getheilt hätten.

[9]) Gegenwärtig findet sich das Primogeniturstatut der Königlichen Linie vom 24. Juli 1650 nebst dem Concept der Kaiserlichen Confirmation desselben unter den ehemaligen Reichsacten.

[10]) Johann Adolfs Bruder, der Erzbischof Johann Friedrich, lebte bis 1634.

Digitized by Google

solche Linie, sondern auch Herzog Friederich anno 1646 vom Kaiser Ferdinand III. das Privilegium, daß derselben erstgeborner regierender Herzog jedesmal mit dem 18. Jahr großjährig sein solle. Von der Zeit ist auch in dieser Linie stetshin nur der Erstgeborne des Gottorfischen Hauses vom Kaiser belehnet,[11]) und in dem Lehenbrief nur derselbe, niemalen aber des Belehnten Brüdern oder Agnaten Gottorfischer Linie benennet worden.

Die dritte Sonderburg-Ploenische Linie hatte hingegen keine förmliche Primogeniturordnung, sondern dieselbe wurde von der Zeit, als derselben besondere Kaiserliche Belehnung und Lehenbriefe ertheilt wurden, stetshin insgesammt und alle lebende agnati dieser Linie jedesmal namentlich belehnt. Es wurde jedoch unter ihnen eingeführt, daß nur der ältestgeborne der erstgebornen Linie[12]) in diesem abgetheilten Sonderburg-Ploenischen Haus als der Besitzer und bevollmächtigte Lehenträger den anderen voraus in den Investituren gesetzet worden.

Der vierte Abschnitt der Geschichte des gesammten Herzoglich Holsteinischen Hauses betrifft der vorerwähnten drei Hauptlinien reichsständschaftliche Gerechtsame. Die Landeshoheit und Regierungsrechte hat jede Linie unabhängig von der andern ausgeübet,[13]) und auch solchergestalt die Kaiserlichen privilegia fori und de non appellando limitata nebst anderen Confirmationen und Expectanzen (obgedachte Primogenitur und venia aetatis bei der Gottorfischen Linie allein ausgenommen) in gleicher Maß erlanget und genossen. Was aber Sitz- und Stimmrecht bei Reich und Kreis betrifft, so ist bekannt, daß bis in die Mitte des sechszehnten Jahrhunderts jede Fürsten, so viel in einem Haus, welches reichsständische Lande gehabt, vorhanden waren, zu denen Reichstägen gingen, und deren jeder seinen Sitz und Stimme hat, wenn er auch schon nicht der regierende Herr oder condominus war, hingegen aber auch solche wiederum mit desselben Erlöschung aufhörete. Erst um das Jahr 1580 entstund das Reichsherkommen, daß nur die Fürsten, welche Land und Leute allein oder in Gemeinschaft wirklich regierten, bei Reichstägen erschienen, und auf solche Länder oder auf die daran gehabten Theile ihr Sitz- und Stimmrecht realisirten, wornach dann, wenn solcher Landestheil einem Anderen zufiele, dieser nebst seiner schon vorhin gehabten Stimme die zweite und dritte mit den anderen Landesantheilen sich zueignete, und dadurch nachhero, ein Fürst im Fürstenrath und bei Kreisen mehrere Stimmen in seiner Person wegen mehreren Ländern zu führen, der bis jetzo noch bestehende Eingang gemacht wurde. Nun hatte

[11]) Der Erzbischof Johann Friedrich ließ sich 1608, 1613 und 1621 besonders belehnen.

[12]) Der Umstand, daß die Holsteinischen Güter des Sonderburger Hauses sich seit 1622 im alleinigen Besitze der jüngsten Speciallinie derselben befanden, veranlaßte, daß deren jeweiliger Repräsentant in den Holsteinischen Lehnsangelegenheiten regelmäßig zur Vertretung sämmtlicher übrigen Sonderburger Herzöge von diesen ausdrücklich bevollmächtigt, und in den Lehnbriefen an erster Stelle genannt ward.

[13]) Bis zum Traventhaler Frieden von 1700 waren die Regierungsrechte, welche jede Linie unabhängig von der andern ausübte, untergeordneter Natur, und die Sonderburger Besitzungen waren in allen die Herzogthümer in ihrer Gesammtheit betreffenden Angelegenheiten der gemeinschaftlichen Regierung des Königs und des Gottorper Herzogs verfassungsmäßig untergeben, wenn gleich von den Inhabern, namentlich seit 1660, der in gewissem Maße erfolgreiche Versuch gemacht ward, selbige dieser Unterwürfigkeit zu entziehen.

Digitized by Google

sich eben um das Jahr 1580 zugetragen, daß bei damaligem Absterben des Joan senior im holsteinischen Haus nur zwei, durch Kaisers Rudolf II. besondere Lehenbriefe de anno 1582 mit dem vormaligen dritten Theil belehnte, die herzoglich holsteinische Lande in zwei Theilen regierende Herzogen, nämlich König Friedrich II. und Adolf zu Gottorf, im Leben waren, solche beide mithin derzeit nur allein auf Reichstägen erscheinen und stimmen, folglich nur zwei solche Stimmen auf ihre damalige zwei Landestheile festsetzen konnten; dahero und, obwohlen hernach um das Jahr 1590 Joan junior, Stifter der neuen Sonderburg-Plönischen Linie, wiederum einen dritten Landesantheil von den andern obgedachten beiden Herzogen frei und zur Selbstregierung, wie es Joan senior hatte, bekam,[14]) dieser Joan junior auch besonders vom Kaiser Rudolf II. anno 1590 mit diesem Drittel und zur gesammten Hand an das ganze Herzogthum belehnet wurde, so war es doch nach dem damaligen Reichsherkommen für den Joan junior schon zu spät, auf solchen seinen neu acquirirten dritten Landesantheil annoch ein besonderes drittes holsteinisches Votum im Reichsfürstenrathe zu erlangen, sondern diese Sonderburg-Plönische Linie blieb stetshin bis jetzo ohne reichsfürstliche Stimme, und gleichwie sich die Kreisverfassunaen auch die Matrikul mehrentheils nach der Zahl der Stimmen auf dem Reichstag auch darnach in dem Anschlag gerichtet haben, so ist daher geschehen, daß in dem niedersächsischen Kreise, deme das Herzogthum Holstein einverleibet ist, nur zwei holsteinische Vota, eines von Dänemark und das andere von Gottorf, nebst zwei denenselben anklebenden Matrikularanschlägen, sowohl für die Römermonate als für die Kammergerichtsunterhaltung, sich befinden; wonächst ferner aus gedruckten holsteinischen Hausverträgen sich ergiebt,[15]) daß die Dänisch-Glückstädtische Linie die Sonderburg-Plönische ihres Landesantheils halber bei Reich und Kreis zu vertreten übernommen, auch deswegen in den Reichsprätationen mit einem höheren Matrikular-quanto als die gottorfische Linie angeschlagen ist, und solchemnach jetztgedachte plönische Linie niemalen auf ihren eigenen Landesantheil etwas besonderes am Reich und Kreis entrichtet hat.

Nachdem nun der Zustand des holsteinischen Hauses, in welchem sich solches über zwei saecula befunden, in vorhergehenden vier Abschnitten, hingestellet ist, so werden nun im

Fünften Abschnitt dessen um die Mitte des vorigen und im Lauf des jetzigen Jahrhunderts vorgefallene Veränderungen kürzlich bemerket werden.

Die erste dieser Veränderungen wurde durch Absterben des letzten Grafen von Oldenburg, Anton Günther, im Jahr 1667 veranlasset. Vorerwähnte drei holsteinischen Linien stritten unter sich um die Successsion in beiden

---

14) Johann der Jüngere erhielt seine Besitzungen 1564 und 1582; 1590 willigten König Christian IV. und Herzog Philipp von Gottorp in seine Belehnung zur gesammten Hand, die Regierungsrechte Johanns des Aelteren aber sind ihm niemals zugestanden worden.

15) Aus der Abtheilungsacte vom 27. Januar 1564 ergiebt sich nur, daß König Friedrich II. es für seine und seines Bruders Johann des Jüngeren Lebenszeit übernommen hatte, die Quote der Reichs- und Kreissteuern, welche bei deren Subrepartition im Herzogthum Holstein auf Johanns Aemter fallen würde, zu entrichten.

Digitized by Google

Grafschaften Oldenburg und Delmenhorst bei Kaiserlichem Reichshofrath; alle drei hatten Grafen Theodor Fortunat zu Oldenburg zum gemeinsamen Stammvater, und alle drei hatten von den Kaisern die Expectanz auf beide Grafschaften. Die Sonderburg-Plönische Linie nahm sich aber einen Vorzug in dem heraus, weil Joachim Ernst in Plön zur Zeit, als Graf Anton Günther starb, diesem im Grad der Blutsverwandtschaft näher als alle in der königlichen und gottorfischen Linie damal lebende Herzogen war. Gleichwohl cedirte schon anno 1671 die plönische Linie dem König Christian V. in Dänemark die eine Hälfte gedachter Grafschaften, welches Kaiser Leopold confirmirte, und den König mit dieser Hälfte belehnte. Als hernach die plönische Linie die andere Hälfte durch das reichshofräthliche Urthel vom Jahr 1673 vom Herzogen von Gottorf ausgewonnen, cediret selbe solche ebenfalls an König Christian V. ohne kaiserliche Confirmation, wonach lediglich auf dessen Anzeige Kaiser Leopold den König anno 1680 mit denen beiden Grafschaften im Ganzen belehnet hat, von welcher Zeit her die Könige in Dänemark solche Grafschaften allein besessen, und stetshin damit allein, so wie annoch zuletzt anno 1752, vom Kaiser belehnet worden.

Die andere Veränderung wurde im Jahr 1750 eventualiter darauf präparirt, daß der König in Dänemark mit dem König in Schweden und dessen Thronfolger Adolf Friedrich, Herzogen zu Gottorf, derzeit zugleich Bischofen zu Lübeck, in einem Allianztractat verabredeten, wie auf den Fall, wann die regierende gottorfische erstgeborne Linie des Großfürsten von Rußland ohne Mannstamm erlösche, der alsdann der zweitgebornen gottorfischen Linie, nämlich vorgedachtem schwedischen Thronfolger, zufallende holsteinische Landesantheil dem König Dänemark, und von diesem dafür gedachtem schwedischen Thronfolger beide Grafschaften Oldenburg und Delmenhorst abgetreten und vertauscht werden sollten, welches vom Kaiser anno 1754 förmlich confirmirt wurde. Schon zu der nämlichen Zeit suchte der König in Dänemark in Rußland bei dem Großfürsten, Herzogen von Gottorf, Vatern des jetzigen, dahin einen wirklichen Austauschtraktat zu erlangen, vermög dessen gleich damal dem Großfürsten in Rußland, hernachmaligen Kaiser Peter, beide gedachte Grafschaften vom König in Dänemark, dagegen diesem hinwiederum vom Großfürsten der gottorfische Landesantheil an Holstein abgetreten werden möchte. Allein gedachter voriger russische Großfürst, Vater des jetzigen, unerachtet man selben auch dazu von Seiten des hiesigen Hofes, dem dänischen zu Gefallen ministerialiter zu bewegen suchte, wollte sich in nichts einlassen, dahero die Sache damal auf sich erliegen geblieben.

Die dritte Veränderung kam im Jahre 1756 im Holsteinischen Haus dadurch zu Stande, daß König Friedrich V. vom Herzog Friedrich Karl zu Holstein-Plön mit Consens aller Agnaten der Holstein-Sonderburg-Plönischen Linie, jedoch ohne Consenserforderung des Gottorfischen Hauses, dessen Plönischen Landesantheil an Holstein auf den Fall, wo Herzog Friedrich Karl ohne Söhne verstürbe, durch ein pactum successorium an sich brachte, welches anno 1761 der Kaiser confirmirte, auch solches Land nach dem anno 1761 ohne Söhne erfolgten Todesfall des Herzogs Friedrich Karl in

Digitized by Google

Besitz nahm, darüber hernach die förmliche Belehnung dieses und seines anderen Holsteinischen Antheils zusammen bei dem Kaiser ansuchte, wobei jedoch an den Königlich Dänischen Hof von hier Ministerialerinnerungen gingen, weil von gedachtem König ohne behörige vorgängige Anzeigung an Kaiserl. Majestät und ohne behörige Laudemialeintrichtung Besitz genommen worden, welches aber hernach durch bezahlte Laudemien und beschehene förmliche Lehensmuthung ersetzet, und sich damit hierorts begnüget wurde.

Die gegenwärtig in Frage stehende beide Austauschtractaten vom Jahr 1767 und 1773 machen die vierte Veränderung aus, welche nunmehro das Haus Holstein haben solle. Die hiebei vorwaltende Anstände werden aus vorausgesetzter Geschichte die geschwinde Erläuterung bekommen, auch daraus sich die Mittel und Wege darbieten, wie denen befindenden Anständen genugsam abzuhelfen seie.

Um nichts zu verfehlen, was die vollständige Prüfung der Sache erfordert, wird bei jedem Artikel jedes der vorgemelten Tractaten das zu Erinnernde nach der Ordnung dessen Inhalts berühret werden.

Bei dem Tractat von 1767, welcher provisorischer Tractat und arrangement provisionel genennet wird, ist überhaupt voraus zu merken, daß dessen, so wie das anno 1773 nachgefolgten Definitivtractats Hauptgegenstand in folgenden vier Theilen bestehet:

a) Die von der erstgebornen Gottorfischen Linie bisher besessene Landesantheile an dem Herzogthum Schleswig und Herzogthum Holstein der Krone Dänemark zu übergeben.

b) Dafür soll die Holstein-Gottorfische Linie von Dänemark die in ein Herzogthum zu erhebende beide Grafschaften Oldenburg und Delmenhorst mit einer reichsfürstlichen Stimme bekommen.

c) Diese aber sodann die drittgeborne Gottorfische Linie des jetzigen Bischofs von Lübeck mit gänzlicher Vorbeigehung der zweitgebornen des Königs in Schweden für beständig erhalten, und die viertgeborne Linie mit einer Geldrate abgefunden, endlich

d) das Bisthum Lübeck, so wie jetzo dessen Coadjutorie dem Sohn des dermaligen Bischofs, also auch ferner künftig immerhin für einen Prinzen aus der jüngeren Gottorfischen Linie zugesichert werden.

Nach diesen Hauptstücken sind beide Tractaten in mehrere kleinere Theile umständlich zergliedert.

In Durchgehung des Ersteren vom Jahre 1767 ist bei dem Eingang und Art. 1. nichts zu erinnern.

Bei dem Art. 2. wollen alle auf den ꝛc. ꝛc. [16])

Ad art. 7. Hier wird einer Acte des vorigen Königs in Schweden, Herzogs von Holstein in der zweitgebornen Gottorfischen Linie, vom 8. Octobris 1750 erwähnet, vermög dessen von ihm alle Dero habende jura, Forderungen und Familiengerechtsame auf dessen Bruder, den jetzigen Bischof von Lübeck, Herzogen Friederich August der drittgebornen Gottorfischen Linie,

[16]) Die ausgelassene Stelle betrifft die Gottorfischen Schulden.

Digitized by Google

als ersten Repräsentanten der jüngeren Linie übertragen worden sein sollen. Von dieser Schwedischen Uebertragungsacte ist dahier niemalen etwas bekannt worden, sondern nur der oben im dritten Abschnitt angeführte Tractat zwischen Dänemark und Schweden vom April 1750, wo zwar Schweden eventualiter sein Anfallsrecht auf den Gottorfischen Landesantheil an Dänemark cediret, aber dagegen die eventuale Cession auf Oldenburg und Delmenhorst von Dänemark erhaltet, auch solches vom Kaiser förmlich anno 1754 confirmiret worden, welches alles in der gebührenden Ordnung und niemanden nachtheilig war, inmaßen vermög der oben angeführten von Kaiseren confirmirten Primogeniturordnung in das Gottorfische Haus vom Jahr 1608 nach Erlöschung der erstgebornen Gottorfischen Linie des Großfürsten in Rußland jene des damaligen Thronfolgers, hernach Königs, in Schweden die zweitgeborne und nächste war, welche in den Holstein-Gottorfischen Landesantheil allein zu succediren hatte, mithin auch insoweit mit Dänemark einen eventualen Austausch errichten konnte, da die beede nachgeborne Gottorfische Linien seiner Zeit, wenn sie die Ordnung träfe, mit dem surrogato begnügt sein könnten, zumalen anbei der Kaiserlichen Confirmation die Clausul: jedem Dritten ohne Nachtheil, beigefügt, und dadurch denen entfernten Agnaten ihr Recht zu seiner Zeit genugsam vorbehalten war, wenn sie hienächst mit solchem Austausch und mit dem surrogato nicht friedlich sein wollten; inmaßen ohnehin die Vertauschung nicht in fremde Hände, sondern zwischen den belehnten und zum nächsten berechtigten Agnaten des nämlichen Hauses geschehen. Nunmehro aber, wo vorgemelte Schwedische Uebertragungsacte dahier niemalen zu Gesicht gekommen, wo hingegen gewiß ist, daß nach mehrgedachter Gottorfischen Primogeniturordnung der König in Schweden das Haupt und der erste der drei nachgebornen Gottorfischen Linien ist, mithin das nächste Recht zum Anfall bei Erlöschung der erstgebornen Linie auf dessen Landesantheil, noch mehr aber auf dessen surrogatum aus seinem eigenen Cessionstractat mit Dänemark vom Jahr 1780 hat, wo ferner um selbe Zeit die Nachricht aus Schweden gekommen, daß den König auch dieses eventuale Austauschgeschäft gereuet, und er damit unzufrieden war, wo endlich nunmehro der Königlich Schwedische hiesige Gesandte mit der dem allerunterthänigsten Vortrag beiliegenden Nota vom 21. Decembris 1773 förmlich auftritt, und die Kaiserliche Hülfe zu Verwahrung der Gerechtsamen des Königs in Schweden aufrufet, so kann bei solcher Lage nicht mehr umgangen werden, deßhalb denen Russisch- und Dänischen Gesandschaften die vorberührte Schwedische Uebertragungsacte in vollständig beglaubter Abschrift abzufordern, nicht minder denselben vorerst mit vertraulicher Gestalt die deßhalb bereits eingeklagte Königlich Schwedische Verwahrung zu erkennen zu geben, dem Königlich Schwedischen Gesandten aber auch in gleichem Vertrauen anzuverhalten, daß sich vom Gegentheil auf obgedachte Uebertragungsacte bezogen werde, mithin dienlich sein möchte, wenn auch Königlich Schwedischer Seits davon in Zeiten eine Erlauterung und Auskunft gegeben werden wolle.

Es läßt sich sonst zwar mit vielen Gründen behaupten, daß Vasallen,

Digitized by Google

welche Reichslande besitzen und genießen, wozu andere mitbelehnte oder zur Succession berechtigte Agnaten sind, auf ihr lebenslang oder während ihrer Generation die Lehensstücke, jedoch ohne deren Verminderung, an einen deren mitbelehnten Agnaten dem Genuß nach ohne Kaiserliche obristlehenherrliche auch ohne der anderen Agnaten Consens abtreten, oder Abtheilungen eingehen können, dann dem Lehenherrn und denen Agnaten beschiehet darunter kein wesentlicher Schaden, da zumalen solche Abtretungen nur so lange als das Recht der Abtretenden fürdauern, nach deren Erlöschung aber sowohl der Lehnherr als auch die näher berechtigten Agnaten hinwiederum ungestört in das, was ihnen ursprünglich zustehet, eintreten. Eine nicht geringe Anzahl derlei Haus- und Successionsverträge finden sich in meisten fürstlichen Teutschen Häusern, wo darüber eine Kaiserliche Consentir- und Confirmirung weder gesucht noch ex officio gefodert, sondern als dem Kaiser und anderen Dritten unschädlich dahin gehen gelassen worden; inmaßen der Kaiser mit deme stetshin beruhiget ist, wenn einer der belehnten Vasallen das Lehen besitzet, und kein neuer Vasall eingedrungen wird. Selbst in dem Herzoglich Holsteinischen Haus finden sich unter den Gesammtbelehnten die obangeführten alten Haupt-Landestheilungen per testamenta et pacta errichtet, aber nie Kaiserl. Majestät voraus zum Consens und Confirmation, sondern nur bei Gelegenheit der Belehnungen deßhalb angezeigt zu sein, damit sich in den Lehenbriefen und Lehensempfang der Personen und ihrer Ordnung halber darnach geachtet werde, womit sich auch vorhin die Kaisere und Reichshofrath begnüget haben, ohne sich zu Forderung eines Mehreren berechtiget zu glauben. Die Primogenituren, veniae aetatis und sonstige privilegia auch pacta mit Auswärtigen nicht mitbelehnten, auch die Veränderung von Stand und Eigenschaft der Landen mit den anklebenden Reichs- und Kreisstimmen gehören ans Schuldigkeit zur besonderen Kaiserlichen Erkenntniß und Begnehmigung, so wie hernach die aus solchen Verträgen fließende Abänderung der vormaligen Belehnungen nebst zu entrichtenden Lehensprästationen die gebührende Anzeige nothwendig machen; wie dann auch in solchem Betracht in neueren Zeiten von dem Holsteinischen Haus die Verträge vom Jahre 1750 und 56 zur Kaiserlichen Confirmation vorgeleget, diese auch ohne große Beschwerde in dem Hauptzweck, nur mit Vorbehalt des Rechts der dritten Agnaten ertheilet, sodann die vorläufige Anzeige von wirklicher Besitznehmung nur der Anständigkeit und vorzüglich der Lehensprästationen halber nach Ausweis der Acten ministerialiter erinnert worden.

(Fortsetzung folgt).

Digitized by Google

Miscellen.

Schatzgräbereien.

Aus Württemberg und aus dem Königreich Sachsen sind jüngst mehrere erbauliche Geschichten von Schatzgräbern, welche mit Beschwörungen sehr verschwenderisch, an Ergebnissen aber sehr arm waren, gemeldet worden. Nun wird auch aus Schlesien von einem ungeheuren Schatze berichtet, der dort sogar ohne Anwendung von Geheimmitteln entdeckt und buchstäblich mit Scheffeln gemessen worden sei. Sollte die letztere Nachricht sich bestätigen, so würden wir herzlich zu dem Funde gratuliren. Doch wird der glückliche Finder es uns nicht übel deuten, wenn wir bei der ersten Lesung der Zeitungsnotiz an eine Schatzgräberei erinnert wurden, welche im Jahre 1737 auf einem Schlosse des Grafen von Oettingen Baldern vor sich ging. Nach den „Actis historico-ecclesiasticis" (Theil VIII. pag. 206) und nach der „Europäischen Fama vom Jahr 1737" passirte die Sache auf folgende Weise.

Wir geben, um an dem Genusse nichts zu verderben, die Geschichte in dem ursprünglichen Chronikstyle wieder.

Bey dem Grafen von Oettingen-Baldern, Crato Antonius Wilhelm, der seit dem eilften November, siebenzehn hundert und acht, Eleonoram, eine Gräfin von Schönborn, eine Schwester des Churfürsten von Trier, ingleichem des Bischoffs zu Bamberg und Würzburg, zur Gemahlin hat, wurde im vorigen, und zu Anfang dieses 1737sten Jahrs, mit Gespenstern und Teufeln eine Comödie gespielet, welche, so lange sie gedauret, viele Leute aufmerckam, am Ende aber verschiedene unzeitige Praler zu Schanden gemacht. Die Haupt-Person dabey spielte ein Capuciner von Ellwangen, mit Namen Pater Guido, von dem einige glaubten, er könne die Geister ebenso leicht, als ein anderer seinen Bubel-Hund zum apportiren gewöhnen. Im Jahr 1736 soll er in einer nicht weit von Ellwangen gelegenen Abtey einen Abt, der zwey hundert Jahr nicht ruhen können, erlöset haben. Denn der sonst unsichtbare Geist dieses schon verstorbenen Abtes, hatte nicht eher das Herz, sich dem jezigen Abt und den Aeltesten des Convents zu zeigen, biß der Pater Guido dabey war. In dessen Gegenwart forderte er, daß das Kloster einem Edelmann acht tausend Reichsthaler, nebst den Zinsen, auszahlen sollte, die den Vorfahren desselben durch einen ungerechten Proceß von ihm wären entzogen worden. Er hätte zwar selbst schon den guten Vorsatz gehabt, selbige zurück zu geben, wäre aber durch den Tod daran verhindert, jedoch, um seines guten Vorhabens willen, nicht verdammet worden. Der jezige Abt soll so gutherzig gewesen seyn, und die Summe bezahlet haben, wofür sich denn der zum andern mal erschienene Geist, wie billig, höflichst bedanket.

Diese merkwürdige Geschichte kam nun auch, weil sie die ganze Gegend erfüllet, zu den Ohren des Grafen von Oettingen-Baldern; und da sich seit

Digitized by Google

vielen Jahren die Geſpenſter auf dem Schloß Katzenſtein, wo das Gefängniß für Maleficanten iſt, einquartiret, die Geiſter ſich aber ſo unehrbar und unfreundlich bezeiget, daß ſie den dahin geſperrten armſeligen Maleficanten gar keine Ruhe vergönnet, ſo ließ der Graf den Pater Guido kommen, daß er dieſe groben Gäſte austreiben ſollte. Der Pater verſprach ſein möglichſtes zu thun. Als er nach Katzenſtein kam, fand er den Teufel, den man ſonſt unter dem Bild einer in Stein gehauenen Katze daſelbſt verehrt haben ſoll, mit zwey Hörnern auf dem Kopf, mit Bären-Tatzen, und in Stiefeln und Sporen am Tiſch, bey einem großen Haufen Geld ſitzen. Der Pater war ſo liſtig, und warf geſchwind ſeine mit drey Kreutzen gezierte Stola auf das Geld, worauf dann der Teufel keine Gewalt mehr darüber hatte. Allein da der Pater den Teufel ſelber völlig fortjagen wollte, ſo ſpielte ihm dieſer auch wieder einen empfindlichen Streich. Es hatte nemlich der Pater einige Capſeln mit einem Stücklein vom heiligen Kreutz, und mit etwas Oel von der heiligen Walpurgis, anhangen. Dieſe waren der Harniſch, worauf er ſich verlieſe. Der Teufel aber riß ihm ſolche vom Hals, und wehrte ſich gegen ſeinen Beſchwörer, der ihn wie einen Bären fortführen wollte, ſo tapfer, daß er ihn grauſam zerkratzte, und mit ſolcher Gewalt auf den Boden, und dann gegen einen Ofen warf, daß der arme Mann ſich lange nicht beſinnen konnte, und als er ſich wieder erholte, Blut ausſpeyen, und des Gehörs auf einer Seite beraubet ſeyn muſte. Jedoch behielt der Pater, wie Don Quichott, als er halb todt geprügelt war, und nicht von der Stelle zu gehen vermogte, das Feld, und der Teufel muſte ſich in ſeine Hölle verkriechen.

Hierauf bekamen ſechzehn Geiſter, die der Pater Guido ſchon vorher beyeinander hatte ſitzen ſehen, die Freiheit, in Proceſſion dieſen Capuciner, in ſeinem kleinen Häuslein, welches er vor dem Thor von Hohen-Baldern, unweit der Brücke, hatte, zu beſuchen. Unter dieſer Geſellſchaft waren drey gute Geiſter, welche bisher mit den böſen einerley Tractement genoſſen.

Wie das Haus mit Geiſtern angefüllet war, ſo war es, als ob es in Feuer ſtünde. Doch war daſſelbe nur, wie das Zigeuner-Feuer, das, wann es auch in Scheunen, wo Heu und Stroh liegt, angeſchüret wird, dem ungeachtet, nicht anzündet.

Die Geiſter mußten alsdann die Muſterung paſſiren. Der erſte war zwar äußerlich ſchön gekleidet, er war aber, wie er ſelbſt ausſagte, verdammt, und als er ſein Kleid zerriß, ſo ſchoß ein feuriger Regen aus ſeiner Bruſt, worauf er mit den Worten: das iſt das Blut meiner Unterthanen, verſchwand. Der andere Geiſt war eine Gräfin von Oettingen, eine geborne von Fugger, die, weil ſie in ihrer Jugend einen jungen Menſchen verführet, hundert und funfzig Jahr mit den andern Geiſtern zwiſchen Himmel und Erden geſchwebt, und nicht zu dem Anſchauen Gottes gelangen können. Dieſe führte der Capuziner in eine Capelle, woſelbſt ſie vor jedermanns Augen mit ſolchem Glanze verſchwunden, daß der Pater Guido, der vorher mehr die ſchwarzen Teufel zu ſehen gewohnt war, darüber in eine Ohnmacht fiel. Der dritte Geiſt war ein Graf Maximilian von Oettingen, den

Digitized by Google

der Kaiser, weil er das Schloß zu Baldern in Grund schießen, oder wenigstens für seinen Nachfolger unbrauchbar machen wollen, gefangen gesetzt, da er dann in seiner sechzehnjährigen Gefangenschaft, in wahrer Buße, im Jahr sechszehn hundert und sieben und achtzig, sein Leben beschlossen. Dieser soll der Urheber des Processes, in Sachen Baldern contra Oettingen-Wallerstein, gewesen seyn. Zur Strafe mußte er diese ganze Zeit her eine glühende Canone auf den Schultern tragen. Weil er aber nun von dem Pater Guido erlöset wurde, so fiel das Stück von seinen Schultern, und er wurde dadurch so leicht, daß er in den Himmel fliegen konnte.

Der vierte Geist war auch ein guter, und zwar ein Graf von Westerstetten, der, vor ungefähr anderthalb hundert Jahren, Katzenstein, ehe es an Oettingen gefallen, besessen. Dieser wurde zwar auch erlöst, er mußte aber bey dem Pater Guido bleiben, und den verborgenen Schatz herbey schaffen. Sein Kleid war ein weisses Todten-Kleid, doch ist er in demselben so durchsichtig, als ein Glaß gewesen. Die übrigen Geister waren theils Gräfliche Personen, in sammtenen gestickten Kleidern, und Feder-Hüten, theils ihre Amtleute, zu welchen sich, um die lange Weile einander zu vertreiben, noch etliche fremde geschlagen, die aber insgesammt verdammt sind.

Der Graf von Westerstetten, als der letzte gute Geist, hatte bey dem ganzen Hadel die meisten Mühe. Denn er mußte die Kästen, worinnen der Schatz verborgen war, den bisher der Teufel, und diese Geister-Rotte, bewachet hatten, über zwölf Klafftern tief, aus der Erde hervor ziehen, und alsdann in des Pater Guido Quartier, in einem silbernen Kessel, bringen. Daselbst mußte er den Schatz vor des Paters, und derer Augen, die mit demselben über Nacht auf einem Stroh-Sack vorlieb nehmen wollten, auf dem Tisch zur Schau auslegen. Der Pater füllte darauf alles wieder in die Kästen, die der Geist unfehlbar zuerst leer wird gebracht haben, und wann einer voll war, so wurde er bey Tag öffentlich in das Schloß nach Baldern gebracht.

Es bestand aber der Schatz theils in gemünztem, theils in ungemünztem Gold und Silber, in goldenen und silbernen Bildern und Gefäßen, in Schmuck, Juwelen und Perlen, und über dieses alles noch in zwey Kisten voll Acten, welche, Processe dadurch zu gewinnen, herrliche Dienste thun sollten. Ueberhaupt wurde der Schatz auf etliche Millionen geschätzt. Der Graf von Baldern soll schon eine so gewisse Rechnung darauf gemacht haben, daß er ein Capital von zweymal hundert tausend Gulden aufgekündigt.

Dreyzehn Kisten waren allbereit beysammen, und es war nun nichts mehr übrig, als dieselben zu eröffnen. Denn der gute Geist, nachdem er gesagt: Da habt ihr den Schatz, braucht ihn zu Gottes Ehren, zu eurem Nutzen und zum Trost der Armen, ließ sich nicht mehr sehen. Allein, wie der Teufel immer ein Schelm bleibt, wenn er sich auch noch so gehorsam anstellt, so wußte er auch hier den Pater Guido zu betrügen. Unter der gemachten Hoffnung, noch mehr zu bringen, beredete er denselben, daß er die Kästen nicht zu der Zeit, wie der gute Geist befohlen hatte, eröffnete. Unterdessen leerte der Teufel dieselben aus, und füllte sie mit Erde und

Digitized by Google

Todten-Beinen an. Da man nun zur Hebung des Schatzes, als unverwerfliche Zeugen, von Dinkelspühl, Nördlingen, Bopfingen, Aalen und Schwäbisch-Hall, überall zwey Raths-Verwandten herbey rief, so fand sich endlich, nachdem man dieselben in die vierte Woche aufgehalten hatte, dieser todte Schatz, den man, ohne viel Lärmen zu machen, auf jedem Kirchhof hätte sammeln können. Ein gewisser Geistlicher will zwar ein Stücklein von dem wahren Schatz, welches er gleich zuerst zu sich genommen, besitzen. Es dürfte aber auch dieses unter die eitlen Aufschneidereien zu zählen seyn. Nach einigen Nachrichten sind, als man eine Kiste eröffnet, nichts als Fliegen und Mücken heraus geflogen. Die wegen solcher Dinge berühmte Closter-Frau, zu Kauf-Bayern, Crescentia, soll auf Befragen, ob man den Schatz nicht wieder in den alten Stand bringen könne, zur Antwort gegeben haben, daß es nunmehr sehr schwer, für den Pater Guido aber völlig unmöglich sey. Ob unter diesem ganzen Handel ein geheimer Anschlag, wie einige muthmaßen wollten, verborgen gelegen, der aber nachgehends durch ein unvermuthetes Schicksal hintertrieben worden, kann die Chronik nicht weiter sagen. So viel ist aber gewiß, daß der Graf von Oettingen-Baldern schleunigst die Aufkündigung des Pfandkapitals von 200,000 Gulden rückgängig machen mußte.

Correspondenzen.

Schleswig, 1. August. Die Aufregung, welche in Folge der jüngsten Maßnahmen Preußens erzeugt wurde, ist höchst oberflächlicher Natur und findet sich eben nur bei denen, die ein schlechtes Gewissen haben. Die Mehrzahl athmet mit neuen Hoffnungen auf, denn sie überzeugt sich nunmehr, daß es mit der Augustenburgischen Inquisition vorbei ist. Preußen konnte den Herzogthümern nicht die Freiheit geben, wenn es ihnen nicht die Ordnung gab; seine jetzigen Handlungen sind daher die pflichtmäßigen Folgerungen dessen, was es im vergangenen Jahr für Schleswig-Holstein gethan. Ich habe in den letzten Tagen vielerlei Meinungen mit angehört; aber selbst diejenigen Gemüther, welche, wie bei der Kundgebung jeder rasch entwickelten Kraft, betroffen sind, fühlen, daß die preußische Action nothwendig und gerecht ist, falls überhaupt die Herzogthümer zu einer gedeihlichen Entwickelung gelangen sollen. Das erste Erforderniß für die Herstellung der Ruhe ist die Beseitigung des Augustenburgerthums. Oesterreich wird dies erkennen. Und dann wird auch die Einigung der beiden deutschen Großmächte über die Constituirung der Herzogthümer auf Grund der legitimen Ansprüche des

Digitized by Google

Großherzogs von Oldenburg gelingen. Das conservative Ministerium in Wien wird den Contrast zwischen der revolutionären Candidatur des Augustenburgers und dem geschichtlichen Recht des Großherzogs von Oldenburg leicht durchschauen.

Zwischen dem praktisch-politischen Verhalten und den Rechtsdeductionen der Sonderburg-Augustenburger und der Gottorper mit Bezug auf die Herzogthümer Schleswig-Holstein bestehen, sowohl auf jeder Seite für sich, wie im Vergleich zu einander, so eigenthümliche Gegensätze und Beziehungen, daß es sich wohl einmal der Mühe lohnt, sie scharf gegeneinander hervorzuheben.

Sehen wir zunächst auf die Gegenwart, so hat der Großherzog von Oldenburg noch als Erbgroßherzog die sich ihm darbietende Aussicht auf die dänische Krone abgelehnt, um nicht den Rechten der Herzogthümer zu nahe zu treten; er hat dann als regierender Großherzog wesentlich dazu beigetragen, die Intervention des deutschen Bundes in dem Verfassungsstreit der Herzogthümer mit Dänemark herbeizuführen und zu beschleunigen; er hat sich im Juni 1864 persönlich ein freilich wenig bekanntes, und noch weniger anerkanntes Verdienst um die Fernhaltung der Intervention außerdeutscher Mächte im Kriege gegen Dänemark erworben; er hat es aber verschmäht, seit König Friedrich VII. Tode sein dynastisches Interesse durch irgend ein anderes Mittel als durch die Darlegung der Rechte des Gottorper Hauses zu fördern. Dagegen haben die Augustenburger durch eine seit Ausgang der 1830ger Jahre rastlos betriebene Agitation eine s. g. öffentliche Meinung für ihre Ansprüche zu Wege gebracht; sie haben nach dem Mißlingen des Versuchs, für dieselben in dem Schleswig-Holsteinischen Staatsgrundgesetz vom 15. Sept. 1848 eine Garantie zu gewinnen, dem ersten Druck ungünstiger Verhältniß nachgebend im December 1852 ihr behauptetes Erstgeburtsrecht für ein Gericht Linsen verkauft; seit 1859 in Folge der dänischen Regierungs-Acte wieder Hoffnung schöpfend, haben sie sich beim Tode Friedrichs VII. über das verpfändete fürstliche Ehrenwort unbedenklich hinweggesetzt; endlich haben sie seitdem mit allen Hülfsmitteln demokratischer Agitation die dynastische Frage zu ihren Gunsten zu entscheiden, und eine unbefangene Prüfung des Rechtspunktes unmöglich zu machen gesucht.

Werfen wir einen Blick auf die Vergangenheit, so sehen wir 1588 Herzog Philipp von Gottorp einen Versuch machen, das in den Privilegien von 1460 den Ständen verliehene Wahlrecht zu negiren, allein das geschah in frühester Jugend unter dem Einfluß fremder Räthe. Ein vom Kaiser erhaltenes Mandat gegen jenes Recht legte er zwei Jahre später unbenutzt ins Archiv zum Gebrauch für — die heutigen Augustenburger Rechtsdeducenten. Sein Bruder und Nachfolger in der Regierung, Johann Adolf, wiederholte jenen Versuch nicht, und antwortete dem Stammvater der Sonderburger auf dessen ungebührliche Prätensionen, daß er ihm gönnen wolle, was ihm nach den Privilegien zukommen könne. Durch die Erfahrung über die Unzulänglichkeit des Schutzes belehrt, welchen Letztere gegen fernere Landestheilungen gewährten, ordnete er zwar unter lehnsherrlicher Bestäti-

Digitized by Google

gung das Primogeniturrecht für seine Nachkommen an, jedoch nur für seinen privativen Antheil, und machte die Durchführung dieser Maaßregel dadurch stillschweigend abhängig von dem nach seinem Tode zu erwirkenden Consens der Stände. Als er gestorben, war es vorzugsweise der dänische König, welcher nun die Succession, wie heut zu Tage die Augustenburger Rechtsdeducenten, auf das reine Lehnrecht stützen wollte. Herzog Friedrich von Gottorp war mit dem Erbieten der Stände, statt dessen den Punkt der Wahl auf das Primogeniturrecht zu reduciren, sofort einverstanden, und gab zu, daß die Anordnung seines Vaters der Zustimmung der Stände bedurft hätte. Dagegen ist Johann der Jüngere, der Stammvater der Sonderburger, während der ganzen zweiten Hälfte seines langen Lebens, und sind nach ihm fast ein halbes Jahrhundert lang seine Nachkommen eifrigst bemüht gewesen, die verbrieften Rechte der Stände mit allen Künsten juristischer Rabulisterei anzufechten, und für sich Vortheile zu erstreiten, die ihnen nach der Landesverfassung nicht zukamen.

Betrachten wir endlich, wie sich die heutigen Rechtsdeductionen beider Theile zu den eben angedeuteten historischen Ereignissen verhalten, so finden wir, daß die Oldenburger Deduction auf der vollen Anerkennung und Würdigung der alten verbrieften Landesrechte beruht, und die gelegentlichen Versuche auch des Gottorper Hauses, sich über dieselben hinwegzusetzen, so wie das spätere durch das dänische Uebergewicht veranlaßte Streben desselben, das Band der landesverfassungsmäßigen Communion unter den regierenden Häuptern zu lockern, mit völliger Unbefangenheit beurtheilt. Sie steht ebenso auf dem Rechtsboden der Vergangenheit, wie das praktisch-politische Verhalten des Großherzogs in der Gegenwart sich streng auf dem Rechtsboden gehalten hat. Dagegen bekämpfen die Augustenburger Rechtsdeducenten noch heut zu Tage die altständische Landesverfassung auf historischem Gebiet genau mit demselben Eifer, wie die Advocaten Johanns d. J. und seiner Nachkommen im 17. Jahrhundert; die Streitschriften dieser bilden das Hauptarsenal, woraus jene sich ihre juristischen Waffen holen, ja sie werden von ihnen geradezu als vollgültige Beweismittel in propria causa behandelt. In wunderlichem Contrast hiemit steht, oder stand, das Beschwören des demokratischen Staatsgrundgesetzes vom 18. Sept. 1848 durch den Erbprinzen von Augustenburg und das Coquettiren mit den demokratischen Tendenzen überhaupt bei seinem ersten Auftreten; aber freilich, auch das hatte ja nur den Zweck, für die Erledigung der dynastischen Frage den Rechtsboden zu untergraben.

Solchen Thatsachen gegenüber muß der unabhängige Theil der Bevölkerung der Herzogthümer immer mehr zu der Einsicht gelangen, daß ein Heraufkommen der Augustenburgischen Partei den Untergang der geschichtlichen Ehren und Würden Schleswig-Holsteins bedeuten würde. Allerdings wird Jeder, der selbst nur kurze Zeit sich hier aufhält, die Beobachtung machen, daß in den Bewohner dieser Lande eine tiefe Anhänglichkeit an alte Ehren und Würden lebt und daß sie eine charakteristische Besonderheit im Völkerleben darstellen. Um desto eher muß es ihnen einleuchten, daß sie

Digitized by Google

gerade diejenigen Eigenschaften, welche ihren Stolz bilden, verlieren würden, sobald sie es gestatteten, daß man sie an das Augustenburgerthum wegwerfe.

Badebriefe.

I.

Von der sächsisch-böhmischen Grenze. Ende Juli.

Schon seit Anfang Juni begannen sich die Bäder auffallend zu füllen. Die früher eingetretene und lang andauernde Wärme dieses Jahres mag die Veranlassung des bedeutenderen Fremdenandranges gewesen sein. Vor allem sind es wiederum Norddeutsche und unter ihnen die Preußen und von diesen abermals die Berliner, welche verhältnißmäßig die Kurörter am stärksten bevölkern. Als am 6. Juni seitens der verwundeten und kranken Soldaten der königlichen preußischen Armee, die zur Heilung in Teplitz anwesend waren, die preußischen Kurgäste eingeladen wurden, der Gedächtnißfeier zu Ehren unseres hochseligen Königs Friedrich Wilhelm des III. beizuwohnen, hatten sich ungeachtet der frühen Morgenstunde, die überdies zur Badezeit fiel, eine große Zahl Preußen, Herren und Damen, eingefunden. Auch die beiden höchstcommandirenden österreichischen Stabsofficiere in Paradeanzug, sowie der kaiserliche Bademeister wohnten der Feierlichkeit bei. Dieselbe wurde mit einem Choral unter Begleitung der Badekapelle eröffnet, dann hielt der evangelische Prediger eine Rede, in welcher er auf das feste, erfolgreiche Zusammenhalten Oesterreichs und Preußens in den Jahren 1813, 14 und 15 und auf die jüngsten kriegerischen Erfolge hinwies. Zum Schluß wurde ein Gedicht, welches zwei Wachtmeister von unseren Garde-Husaren den Landsleuten überreicht hatten, abgesungen. Wenn man so die ganze Versammlung der Preußen überblickte, so sprach sich selbst in der äußeren Erscheinung eine Verschiedenheit gegenüber den anderen „deutschen" Volksstämmen aus den Kleinstaaten aus. In der Haltung schien eine Art strenges Reservirtsein zu liegen, im Wesen etwas kurz-abgebrochenes, aber auch eine gewisse Bestimmtheit, thatkräftige Festigkeit, die sich bei manchen Köpfen zu einem Ausdruck mannhaften Trotzes gestaltete. Wie ganz anders dagegen die in großer Menge vertretenen Sachsen, deren weiches Wesen keinen staatenbildenden Kern zu halten vermag. Zu alledem kömmt noch bei diesen von Hause aus eigentlich guten Leutchen eine besondere Gereiztheit gegen uns Preußen, welche sich bei jeder Gelegenheit ausspricht, ja man würde Grund zu der Ansicht haben können, daß auch die hier im sächsischen Militärlazareth hergesendeten sächsischen Soldaten geflissentlich die nachbarlichen Preußen ignoriren. Das kann fast nicht anders sein, wenn man die österreichischen und sächsischen Blätter — die ministeriellen Zeitungen leider mit-einverstanden — liest, von den süddeutschen sogenannten Witzblättern, die übrigens eine sehr gute Ausstattung haben, gar nicht einmal zu reden.

Digitized by Google

„Figaro," „Kikeriki" und der münchener „Punsch" wetteifern in schmutzigen, persönlichen Anfällen gegen den preußischen Mann, welcher von Sr. Majestät dem Könige mit der Leitung der auswärtigen Angelegenheiten betraut worden ist. „Botschafter," „Fremdenblatt," „Prager Ztg.," „Wanderer," „Ostdeutsche Post," „Presse," und „Neue Freie Presse" häufen tagtäglich eine Fluth der giftigsten Angriffe und gemeine Verdächtigungen und Lügen auf Alles, was Preußen heißt, ohne Ausnahme. Der bittere Haß gegen die einzige deutsche Macht, welche aus selbsteigener Kraft das geworden, was sie ist und keiner fremden Macht zu ihrer Existenz bedurfte, macht aber rein blind, das erkennt man an der gesammten sächsischen Presse mit der ehrenvollen Ausnahme der „Grenzboten." Ob nun der Ton des ministeriellen „Dresdner Journals" und der ministeriellen „Leipziger Zeitung" gegen die Obrigkeit überhaupt in der kölner Reformbankettfrage in dem Munde der beust'schen Organe ein richtiger sei, möchten wir in Hinblick auf den 7. Mai 1849, wo die ganze sächsische Regierung von Dresden nach dem Königsstein bereits hingereist und in der ehemaligen Residenz sich thatsächlich schon eine „provisorische Regierung" etablirt hatte, dahingestellt sein lassen Wer allein war denn damals wirklich im Stande, Sachsen zu retten? Oesterreich vielmehr, mit welchem man kleinstaatlicherseits augenblicklich so süßlich kokettirt, mußte zu jener Zeit vom barbarischen Rußland gestaatsrettet werden. Ja man war abermals in Oesterreich im Jahre 1859 klein genug, öffentlich zu erklären, daß man Italien nur durch den „natürlichen Bundesgenossen" sich erhalten konnte. Welche Hoffnung ist aber auf einen Staat zu bauen, welcher zur Erhaltung seines eigenen Bestandes immer auf andere Großmächte angewiesen ist? Wir haben leider hier uns an die jüngste Vergangenheit zurückerinnern müssen, gegenüber den Rodomontaden, wie sie aus Wiener Blättern durch die zu Leipzig erscheinende „Deutsche Allgemeine Zeitung" nunmehr auch nach Deutschland verpflanzt werden. Bloß um seinem Grimme gegen Preußen zu genügen, erfindet man im Süden von preußischen Staatsmännern die tendenziösesten Anecdoten, welche jeder nur einigermaßen in die Gesellschaft Eingeführte als eine Unwahrheit bezeichnen muß. Was bezweckt man damit, hochgestellten Persönlichkeiten die Phrase in den Mund zu legen: die österreichische Brigade Kalik brauche nur ihre Stiefel nach Kiel zu schicken, dann müßten 10,000 Preußen von dem ihm allein zugehörigen Kriegstheater fortbleiben? Während die in Dresden herausgegebene, vom Advocaten Siegel redigirte „Constitutionelle Zeitung" den Umstand unserer Artilleriereorganisation, die nun auch unsere schlesischen Festungen der Reihe nach treffen mußte, zu dem weisen Ausspruch hinriß: dem bismarck'schen Säbelgerassel folge jetzt das bismarck'sche Kanonengerassel, und dann sich damit Trost spendete: die preußischen Junker hätten zwar noch wie zur Zeit von Jena den gleichen Uebermuth, aber nicht mehr die gleiche Macht! erklärt dasselbe Blatt nächsten Tages: die Preußen hätten die sächsischen Truppen aus Schleswig-Holstein hinausbrutalisirt. Dabei wird das als ein ohnmächtiger Prahler geschilderte Preußen fortwährend der Brutalität angeklagt. Nachdem

Digitized by Google

in einem Leitartikel auf drei und einer halben Spalte hindurch über den „Handelsvertrag mit Italien" vorzugsweise das sächsische Interesse, welches vor allem hier auf einen Abschluß mit Nothwendigkeit dringt, hervorgehoben worden, wird auch Herr v. d. Pfordten wegen seiner Haltung in dieser Angelegenheit angegriffen, indem die „Constitutionelle Zeitung" fortfährt: „Oder will uns Herr Pfordten glauben machen, daß Oesterreich aus Aerger über die Anerkennung Italiens Preußen in und mit den Herzogthümern manches lassen würde, was ihm beliebte? So bereitwillig würde Oesterreich doch in keinem Falle zur Vergrößerung Preußens die Hand bieten. Die ganze Ausführung, womit Herr v. d. Pfordten die Nichtanerkennung Italiens rechtfertigen will, ist also eitel Wind und blauer Dunst. Steht es mit der sächsischen Ausführung anders? Mit Nichten, wie wir bereits früher dargethan haben. Jetzt wollen wir blos kurz beweisen, daß auch die in der bereits mitgetheilten Depesche des Herrn von Beust enthaltene Darstellung gerade das Gegentheil von dem beweist, was sie beweisen soll. Nach dieser Depesche darf Sachsen Italien nicht anerkennen, weil die Mittel- und Kleinstaaten nicht in der Lage sind, ihre eigene Action von der des Bundes zu trennen, und weil gerade ihr Zusammengehen und ihre Vereinigung durch die Beschlüsse des Gesammtorgans, des Bundestages, noch ein Gegengewicht gegen die Sonderstellung der beiden Großmächte darbieten und verhindern, daß der Bund sich in vereinzelten Handlungen seiner Glieder abschwächt und schließlich auflöst. Nun erkennt aber die Depesche die Freiheit der Action und die besondere Stellung der beiden Großmächte als europäischer Mächte als eine dem Bunde zwar nicht förderliche, aber darum nicht minder feststehende Ausnahme an.

„Wie kann dann aber noch von Bundespolitik und Bundesbeschlüssen die Rede sein? Was folgt daraus, wenn es als eine zu Recht bestehende Ausnahme anerkannt ist, daß die beiden Großmächte in Bundesangelegenheiten volle Freiheit der Handlung haben? Zuvörderst, daß den Großmächten aus ihrem eigenmächtigen Auftreten als europäischer Mächte in der schleswig'schen Executionssache vom Standpunkte des Bundesrechts gar kein Vorwurf würde gemacht werden können, und ferner, daß die Großmächte mit Berufung auf ihre Eigenschaft als europäischer Mächte jeden Bundesbeschluß hintertreiben und zur leeren Form machen können. Damit aber ist der schlagende Beweis geführt, daß die Beachtung der Bundesbeschlüsse Sache des reinen Beliebens und der Bund selbst eine leere Form ohne allen Gehalt ist, daß es mithin nicht nur nicht nothwendig, sondern vielmehr ganz überflüssig und unpassend ist, in diese leere Form zu kriechen, um nicht selbstthätig auftreten zu müssen, und den Bund, der aller Lebensfähigkeit entbehrt, wieder zu galvanisiren, statt ihn von Grund aus umzugestalten.

„Auf der Hand liegt es unter den obwaltenden Umständen, daß der Bund den Mittel- und Kleinstaaten irgend welchen Schutz nicht gewähren kann, und daß ihre Sicherheit im Volke selbst liegt, wenn sie sich als Pfleger und Förderer der materiellen und geistigen Interessen der deutschen Volksstämme darstellen. Die materiellen Interessen insbesondere machen ihr Gewicht noch

Digitized by Google

unmittelbarer geltend, als die geistigen. So sehr sich auch Preußen durch die Verfassungswidrigkeiten(?) und Willkürlichkeiten(?) seiner Regierung das deutsche(?) Volk(?) entfremdet(?) hat, so verfolgt es doch mit dem Bemühen um einen Handelsvertrag mit Italien ein wichtiges volkswirthschaftliches Interesse und gleicht damit jene Entfremdung einigermaßen aus. Es kann offenbar seine Verkehrsinteressen den Bedenklichkeiten verschiedener Zollvereinsstaaten, die ihm den Abschluß eines Vertrags mit Italien unmöglich machen, auf die Dauer nicht preisgeben. Wollte es die sich sträubenden Zollvereinsstaaten zur Anerkennung Italiens brutalisiren, so könnte leicht der Fall eintreten, daß die öffentliche Meinung mit ihm ginge.

„Doch hoffen wir, daß sich die öffentliche Meinung auch ohne preußische Brutalität Geltung verschaffen wird. Schon haben Kundgebungen in verschiedenen sächsischen Städten stattgefunden; andere werden folgen. Reicht das nicht aus, so müssen Volksversammlungen über Volksversammlungen gehalten werden um der Regierung keinen Zweifel darüber zu lassen, daß der sächsische Handels- und Gewerbestand einen Handelsvertrag mit Italien für ein unabweisliches und unaufschiebliches Bedürfniß hält. Solche Kundgebungen können der Regierung nur lieb sein. Sie erhält dadurch Gelegenheit, den Stand der öffentlichen Meinung genau kennen zu lernen und die Achtung vor derselben, zu der sie sich so oft bekannt hat, durch die That zu beweisen." —

Man muß gestehen, in dieser sächsischen Logik liegt eine große Wahrheit. Preußen „brutalisirt" Sachsen und für diese Brutalität geht „die öffentliche Meinung" Sachsens mit Preußen. Ueberhaupt wissen diese guten Sachsen gar nicht mehr, wie sie sich mit der „öffentlichen Meinung" und dem „Volke hinter sich" zurechtfinden sollen. Die erwartete und erwünschte Revolution, welche das gehaßte Preußen schwach und klein machen soll, kömmt nicht und kömmt immer noch nicht. Der „Bote aus der sächsischen Schweiz", redigirt von C. R. Grundig in Pirna, läßt sich in Nr. 29 angeblich „aus Preußen" folgenden guten Rath für das preußische Volk ertheilen: „Unsere Abgeordneten sind nun seit Kurzem zurückgekehrt und erholen sich, soweit sie nicht wie etwa Frenzel und Jacoby im Gefängnisse sitzen, von der anstrengenden Session, welche, wie officielle und officiöse Blätter einstimmig versichern, dem Lande viel Kosten gemacht und nur Nachtheil gebracht hat. Es hieße einen Mohren bleichen zu wollen, diese Anschauungen zu widerlegen. Die Leute, die das versichern, wissen zum Theil das Gegentheil eben so gut; aber sie werden für diese Lügen bezahlt. Und ein Theil des Volkes glaubt doch, was ihnen täglich vorgepredigt wird. Die Reaction, die jetzt das Heft hat, ist ja schon seit 20 bis 30 Jahren mit den Vorbereitungen zu ihrem feudalen Regiment beschäftigt, und man muß sagen, daß sie gründlicher operirt hat, als die liberalen Leisetreter, die periodenweis zu regieren versucht haben. Die feudale Partei hat sich der Schule und Kirche bemächtigt; die Volksschule, namentlich die der Landgemeinden, ist zu einer Verdummungsanstalt herabgewürdigt, und was

Digitized by Google

die Kirche leiſtet, geht zur Genüge aus den Adreſſen gegen Schenkel und neulich aus der Knak'ſchen an den König ſelbſt hervor. Orthodoxe Pfaffen und ſchlaffe Schulmeiſter hat es zu allen Zeiten gegeben: aber ſie haben ſich nicht in der Majorität befunden wie jetzt, wo man proteſtantiſche Geiſtliche im wahren Sinne des Wortes und Lehrer, die den Geiſt der Jugend wecken und bilden und nicht tödten, mit der Laterne des Diogenes ſuchen kann. Von dieſem Geſichtspunkte aus muß man auch die Verſicherung verſtehen, daß das preußiſche Abgeordnetenhaus das Volk hinter ſich hat. Es hat das Volk hinter ſich, wo es Volk giebt, d. h. eine zu menſchlichen und politiſchen Bewußtſein herangebildete Bevölkerung, was man nur von den größeren Städten und was das Land betrifft, von ein paar Provinzen ſagen kann. Hätte das preußiſche Abgeordnetenhaus ein politiſch durchgebildetes Volk hinter ſich, dann würde es ſelbſt ſchon ein noch entſchiedeneres ſein, ſeine Beſchlüſſe würden mitunter noch einen ganz anderen Charakter tragen; der Conflikt wäre übrigens entweder ſchon längſt zu Ende oder aus dem chroniſchen in einem akuten getreten. Die Bildung des preußiſchen Volkes geht übrigens noch nicht ſo weit, zu wiſſen: daß das Schweigen der Völker die Lehre der Könige iſt. Anſtatt am rechten Orte zu ſchweigen und den Hof als die Quelle des Konflikts zu ignoriren, drängt es ſich vor und ſchreit ſeine Hurrah's und Hoch's."

Wenn man unter „politiſch durchgebildet" ein revolutionäres Volk verſteht, dann freilich könnte dieſer ſächſiſche Schweizer Recht haben. Daß aber einzelne revolutionäre Agitatoren gierig ihre Krallen nach der Krone ausſtrecken, iſt ja auch allen bekannt, denn es ſind ja ebendieſelben Leute aus dem Jahre 1848 und 1849. Und weil ihnen das Königthum der eigentliche Grund des Anſtoßes iſt, darum werden ſie an dem „rocher de bronze" zerſchellen.

Druck von A. Paul & Co. in Berlin, Kronenſtraße 21.

Digitized by Google

Die Reaction der Komik.

Nach den Behauptungen der Kunstrichter entspringt das Komische aus dem Contrast zwischen dem Erhabenen und dem Lächerlichen. Das Lächerliche ist nicht immer und nicht durch sich selber komisch; es wird erst komisch, sobald es sich mit dem Erhabenen messen will. Herr Classen-Kappelmann, wenn er einer eingebildeten Verhaftung entflieht oder wenn er sich von Studenten zum Bahnhofe geleiten läßt, ist einfach lächerlich; zur komischen Figur gestaltet er sich erst durch unsere Erwägung, daß er vermittelst seiner Hegira von Cöln nach Verviers, oder vermittelst der Hurrahs einiger Burschen und Philister die preußische Staatsgesetzgebung umwerfen will. So lange Herr Freese das augustenburgische Raritäten-Cabinet mit seiner Person, als der Vertreterin des preußischen Abgeordnetenhauses, bereichert und somit das Sprichwort von der Geselligkeit des Gleich und Gleich bestätigt — so lange ist er einfach lächerlich; er wird aber eine komische Figur, sobald er nach einer schleunigen Reise aus Kiel in dem „Wächter" die Betheuerung drucken läßt, daß er für das Recht einstehe.

Wir können Gott nicht genug danken, daß unsere Zeit mit einer Fülle derartiger komischer Figuren gesegnet ist. Die preußische Reaction erhält dadurch einen belebten Anstrich. Während sonst das Schauspiel, wie Leute die gerechte Züchtigung für ihre Vermessenheit erhalten, peinlich genug ist, wirkt es diesmal vermöge der Possirlichkeit der Personen, die von der Disciplinirung betroffen werden, erheiternd. Die Regierung braucht nur der Komik dieser Menschen Raum zur Entwickelung zu gestatten, und der Sieg der Reaction ist gewiß.

Betrachtet man die Fortschrittsmajorität an und für sich selber, sieht man dem Herrn Gneist zu, wie er mit einstudirten Reden und memorirten Pointen den Tempel der Unsterblichkeit zu stürmen sucht; beobachtet man die Mischung von Holprigkeit und Tänzelei, von pommerscher Ehrbarkeit und mühlendammischer Witzjägerei, von Bescheidenthun und Wichtigthun, welche Herr Virchow darstellt; beschaut man die Emsigkeit, mit welcher Herr Twesten fortwährend vom Hausbackenen zum Pathetischen und zurück voltigirt; geht man dann die Reihe der untergeordneten und dienenden Parteiglieder durch, welche sich den einen oder den anderen der obenerwähnten Herren zum Muster genommen haben, so wundert man sich, wie das Preußische Bürgerthum auf einmal eine solche Menge von Geschwistern des Horazischen ridiculus mus in seinem Schooße bergen konnte. Unsere Verwunderung wird zum behaglichen Genusse des Komischen, wenn wir bedenken, daß jene

Digitized by Google

kleinen Wortemacher die Preußische Armee umformen, die Preußischen Finanzen beherrschen wollen, und wenn wir die Abgestandenheit ihrer geistigen Capacität mit der Gediegenheit der Preußischen Institutionen vergleichen.

Noch einmal, die Regierung thut wohl daran, daß sie nicht mit heftigen Medicamenten, nicht mit umfassenden Maßregeln wider diese Gegner reagirt, sondern den Hochmuth des Abgeordnetenhauses sich in seiner eigenen Hohlheit verzehren läßt. Octroyirungen wären ein zu ernster Beisatz zu diesem heiteren Hergange.

Die Komik wird erhöhet durch das Widerspiel zwischen den hochtrabenden Märtyrerphrasen, mit welchen die Fortschrittsleute aus der Kammer schieden, und den kleinen Leiden, die sie erdulden. Sie müssen thatsächlich unter der Last ihrer Unbedeutendheit keuchen. Nachdem von demokratischer Seite eine ganze Reihe von Verordnungen und Gesetzen, welche den Vernichtungskrieg gegen die „Männer des Volkes" einleiten würden, vorher verkündigt war, zeigt sich, daß die Regierung ihre Widersacher eines tiefgreifenden Kampfes gar nicht für werth hält. Sie nimmt nur hier und da einen einzelnen vorlauten Menschen heraus und enthüllt das Geheimniß seiner Kleinheit.

Die Regierung handelt: sie verfolgt unbeirrt ihre großartige Politik der Ordnung im Innern und der Machtentfaltung nach Außen. Der Contrast der fortschrittlichen Nichtigkeit gegen die Action der Regierung macht die Niederlage der Kammermajorität zu einem Ergebniß, das sich von selber versteht. Der Geist des Volkes wird hierdurch befreit und geläutert.

Das Studentenwesen und die Studentenverbindungen auf der Universität Kiel.

Ein Beitrag zum Verständniß der schleswig-holsteinischen Bewegungspartei.

Von einem Schleswiger.

Zu den nicht am wenigsten auffallenden Perversitäten, wodurch unser Zeitalter sich von früheren unterscheidet, gehört ohne Zweifel auch die Rolle, welche die Jugend im Allgemeinen, insbesondere die studirende, sich im öffentlichen Leben zu spielen anmaßt, die eben so unberechtigt wie unmotivirt ist. Auf den Universitäten, wo die Zahl der Studirenden größer, die Städte selbst volkreicher in ihren Bewohnern verschiedenartige Bestandtheile besitzen, oder wo auf minder frequenten Hochschulen dieselben sich mit anderen auswärtigen associiren, vermag der Einfluß der studirenden Jugend selbst schon für den Augenblick größere und allgemeinere Dimensionen anzunehmen und

Digitized by Google

in gefährlichen Zeitläuften ein höchst bedenkliches Element zu bilden, da die Masse derselben aus Individuen zusammengesetzt ist, die, in der Fülle der Jugendkraft stehend, eben der väterlichen und schulmeisterlichen Zucht entlassen, durch das Leben selbst noch ungeschult, zu Schwärmereien aller Art geneigt, von Illusionen und grünen unreifen Ideen befangen, nur zu leicht für jeden eitelen Schwindel empfänglich ist, und daher in den Händen geschickter Agitatoren immer zu einem bedeutenden und gefährlichen Werkzeuge werden kann.

Aber auch wo die Zahl der Studirenden minder groß, ihr augenblicklicher Antheil und Einfluß auf das öffentliche Staatsleben daher minder bedeutsam, kann die angedeutete Zeitströmung nicht ohne eine große und nachhaltige Wirkung bleiben, da solche kleinere Hochschulen insgemein die Bestimmung haben, das Beamtenpersonal für die Länder, in denen sie liegen, zu liefern und überhaupt die Centra der Intelligenz für dieselben zu bilden. Dieses gilt namentlich auch von der Universität Kiel, woselbst bisher die geistigen Kämpen für die Herzogthümer Schleswig und Holstein ausgerüstet wurden, Waffen und Montur empfingen.

Es ist wohl der Mühe werth einmal dahin einen prüfenden Blick zu werfen, um eine Einsicht darüber zu gewinnen, welchen Einfluß die politischen Zeitströmungen, die durch die studirende Jugend der Herzogthümer während dieses Jahrhunderts gingen, auf das ganze gegenwärtige Schicksal des Landes ausgeübt haben, der ein wichtiger und entscheidender gewesen ist.

Es liegt einmal in der menschlichen Natur begründet, daß der Jüngling, welcher seiner körperlichen Kräfte bewußt zu werden beginnt, die Begierde des Triebes in sich fühlt diese zu prüfen und durch Uebung möglichst auszubilden. Einseitig geschieht dieses bei der Jugend, welche auf körperliche Arbeit hingewiesen ist; bei derjenigen dagegen, die vorzugsweise auf geistige Ausbildung hinstrebt, entwickelt die Zeit der Lebensperiode, in welcher sie sich befindet, diese Kräfte freilich stätig und nothwendig, aber ihr ist nicht die Gelegenheit gegeben sich zu äußern und weiter zu entwickeln. Das ist aber für sie ein inneres Bedürfniß ihres Seins und sie sucht die Gelegenheit dazu, wo immer sich solche darzubieten scheint, um Jenes zu befriedigen, sei es nun in Raufereien unter sich, sei es in Streitigkeiten und Kämpfen, welche außerhalb des eigenen Kreises aufgesucht werden. Ein solcher Entwickelungsgang scheint nothwendig und geboten, wenn aus dem Jünglinge nachher ein Mann hervorgehen soll; denn wo er diesen nicht betritt, da geräth er gar leicht, wofern er eine kräftige Natur ist, nicht aber die nöthige sittliche Schule und Haltung mit auf den Weg bekommen, auf Abwege, auf welchen Geist und Leib verderben und der Schoß des künftigen Mannes im Sprossen verkümmert und verbogen wird. Hierin liegt der vornämliche Grund der Studentenverbindungen mit ihrem Paukt- und Rauffsysteme, welches bei seiner widerwärtigen äußeren Erscheinung also doch eine innere Berechtigung besitzt.

So lange als im vorigen Jahrhundert gewissermaßen eine völlige geistige Stagnation im civilisirten Europa, namentlich in Deutschland, vor-

Digitized by Google

herrschte, war die Theilnahme der academischen Jugend am politischen Leben eine äußerst geringe und einzelne Sturmvögel, wie z. B. Voltaire oder die großartige Erscheinung Friedrich des Großen, gaben ihr wohl einen Chok ohne ihr jedoch eine allgemeinere Bewegung mitzutheilen. Die damals selbst in Perrücke und Zopf sich gebahrende Jugend, wetzte ihre Kräfte an dem Philister- und Knotenthum scharf, und in ihren höheren Schichten nur wurden hin und wieder grimmige Paukereien losgelassen. Die Principien der Revolution brachten erst eine allgemeine Erregung und Bewegung in ihr hervor und entflammten ihre Geister. Diese Bewegung aber besaß einen ganz allgemeinen kosmopolitischen, keinen particularen, geschweige denn einen nationalen Charakter. Damals pulsirte die Freiheitsidee durch das Geäder der Völker und gab die Motive für ihre Haltung ab; ihrer Nationalität fühlten sie sich sicher, und von dem eitelen Emancipationsstreben derselben, wie es durch die Jetztzeit geht, war damals keine Rede. Wer jener Idee nicht freiwillig, aus der inneren Ueberzeugung heraus, huldigen wollte, mußte dieses gezwungen thun, wenn er über Wasser zu bleiben gedachte. Das Nationalgefühl war in jener Zeit noch nicht alterirt. Die Bürger eines Staates, welcher verschiedene Nationalitäten umfaßte, hielten wohl fest auf ihre nationalen Eigenthümlichkeiten, und erhielten dieselben auf solche Weise; aber sie fühlten sich zuvörderst als Bürger des Staates, als die Glieder eines bestimmten Staatskörpers; das war ein weiteres umfangreicheres Nationalgefühl, dessen Wurzeln aus dem Boden des Staates emporwuchsen und dessen Krone diesen in ihren sicheren Schatten nahm. So war es auch hier in den Herzogthümern, die freilich im Gegensatze zu den Dänen sich als Deutsche fühlten, und ohne von Jenen darin behelligt zu werden, eher gefördert, deutsch dachten und lebten, Jene aber als Brüder ansahen, mit denen sie durch ein liebes gemeinsames und ein starkes Band, das der Krone, verbunden waren. Wir haben hierfür den unzweideutigsten Beweis in so manchen Kundgebungen des damaligen Zeitgeistes, namentlich auch in den Dichtern, von welchen nur der Eine Matthias Claudius in Wandsbeck angeführt werden soll, dessen grunddeutsche Natur doch wohl Niemand anfechten will, und verweisen dabei auf die von selbigem an den Kronprinzen Friedrich gerichteten Gedichte.

Die academische Welt war der Zeit gerade so von dem Freiheitsschwindel der französischen Revolution erfaßt, wie später von dem demagogischen Geiste der Burschenschaft, und wie gegenwärtig von dem schleswig-holsteinischen, welches sie auch äußerlich auf alle mögliche Weise in den Farben der Bänder, Litzen und Schnüre, der Schärpen und Knöpfe zur Schau trug. Selbst der ordentliche biedere Kronprinz Friedrich, welcher seine Jugend unter einem so schweren Joch verbringen gemußt, war von diesen Lüften angeweht und nährte Sympathieen für die Sache der Freiheit in Frankreich, vielleicht noch mehr für dieses Land selbst, für welches die Sympathie ja von je her gewissermaßen traditionell war. Auf einer Reise durch Holstein machte er incognito einen Abstecher an den Rhein in das französische Lager, um das Land der Freiheit mit eigenen Augen zu sehen, und man erzählte

Digitized by Google

sich, daß Er, bei seinem Eintritt in dasselbe, von dem Wachtposten angerufen auf die Frage: „Qui vit?“ geantwortet „Le premier citoyen de Danemark!“ welche Anekdote in den Herzogthümern eine ungeheure Sensation verursachte, namentlich auch bei der studirenden Jugend in Kiel, welche Ihn daher möglichst festlich zu empfangen beschloß, und zwar ganz und gar in die tricoloren Farben gekleidet mit dem vollständigen Studentenwichs nach Ablegung des Lilaweiß, welches die Farbe der Universität ist. Der legitimistischen Begleitung des Kronprinzen schien diese Demonstration denn doch etwas zu stark, und sie wollte gegen das Unpassende derselben protestiren, worauf Er erwiderte: „Das sind meine Farben!“ durch welche Aeußerung der Jubel noch möglichst erhöht wurde. So war die derzeitige Stimmung in Kiel. Der spätere grausenvolle Entwickelungsgang der französischen Revolution, scheint hier zu Lande frühzeitig den Enthusiasmus für selbige bei der studirenden Jugend abgekühlt zu haben, und sie wandte sich wieder, wie vordem, den Philistern und Knoten zu, um sich fürder mit diesen herum zu balgen.

Das dänische Staatsbürgergefühl war während der ganzen Zeit der napoleonischen Kriege, auch in den Herzogthümern, mit höchst wenigen Ausnahmen, durchaus auf französischer Seite, ohne alle Sympathie für die Leiden Deutschlands, und dauerte mit dem Kriege bis zuletzt aus. Hiezu trug das Verhalten Englands und der schließliche Verlust Norwegens wesentlich bei. Wer überhaupt in Dänemark wie in den Herzogthümern den Wechsel und die Wandelungen der politischen Stimmungen, mit ihren Sympathieen und Antipathieen, mit ihrem hin und her Wallen, Fluthen und Ebben beobachtet, der muß zu der überzeugenden Erkenntniß von der Eitelkeit und Vergänglichkeit von Volksneigungen, von der wahren Natur der aura popularis gekommen sein und es wissen, wie so gar wenig darauf zu rechnen ist. Wie groß war nicht vor kaum dreißig Jahren noch die feindselige Stimmung gegen England und Schweden, zumal in Dänemark, und wie groß später die Sympathie, namentlich für Schweden, die in eine wahre Buhlerei ausartete. Den raschesten und schnödesten Umschlag in dieser Art, den Umschlag von innigster Freundschaft in die krasseste Feindseligkeit, haben wir aber doch, in einem so kurzen Zeitraume, im Lager der Augustenburger in ihrem Verhältnisse zu Preußen gesehen. Dieser übertrifft Alles, was wir in der Weise bislang irgend erlebt! Ja! darnach kann Niemand dafür einstehen, daß nicht nächstens einmal die Dänen mit den Preußen, oder gar die Augustenburger mit den Dänen liebäugeln werden. Solchen Werth hat Volksgunst und Volkssympathie, nicht mehr Dauer und Consistenz wahrlich als der Schaum, welchen die Wellen des Meeres an's Ufer spritzen, wo er im ersten Strahle der Sonne spurlos hintrocknet!

Die französischen Sympathieen der Studirenden aus den Herzogthümern hielten sogar nach dem Sturze Napoleons, wie in ihrer Heimath unter dem gemeinen Volke, noch eine Weile an, und machten dieselben auf den deutschen Universitäten, die noch erfüllt waren von dem großartigen Schwunge, den der Befreiungskampf gegeben, höchst mißliebig. Dieser strebende Geist

Digitized by Google

in seiner ferneren Entwickelung, wurde indeß sehr bald den Machthabern äußerst unbequem, welche sich mühten, nachdem der stürmische Wogengang sich gelegt den Strom in sein altes Bette hinein zu leiten und darin zur Ruhe zu bringen. Das ließ sich aber nicht so leicht bewerkstelligen; es entstand eine Opposition, die zum Theil einige Berechtigung hatte, der die academische Jugend, bei ihrer raschen Empfänglichkeit für alle Eindrücke, gefördert vielfach durch ihre Lehrer und Leiter, wie durch die Literatur, sich anschloß, und hieraus ging die Burschenschaft hervor, die schnell eine so gefährliche Dimension annahm und Tendenzen entwickelte, welche nicht geduldet werden durften, weshalb die Regierungen dawider einzuschreiten sich genöthigt sahen.

Kiel hat immer einzelne tüchtige wissenschaftliche Kräfte gehabt, aber auch nur Einzelne. Wer daher nach einer tieferen allgemeineren Ausbildung trachtete, und wessen Culturansprüchen die dort aufgetragene hausbackene Kost nicht genügte, der suchte womöglich stets, wenigstens auf ein Jahr, den Aufenthalt auf einer größeren deutschen Universität Deutschlands zu ermöglichen, wozu, während des ersten Viertels dieses Jahrhunderts vorzugsweise Jena, Göttingen oder Heidelberg gewählt wurden, erst später kamen Berlin, München, Bonn und auch Tübingen mit in Aufnahme. In Kopenhagen war die Sprache im Wege, sonst wäre der Zeit kein Hinderniß gewesen, diese Universität zu benutzen; sehr Wenige aus den Herzogthümern, selbst aus Nordschleswig, gingen dorthin; Juristen thaten dieses mitunter nach ihrem Staatsexamen, um in den dortigen Bibliotheken und Archiven sich weiter zu entwickeln, oder für eine höhere Carriere auszubilden. Nur die Mediziner brachten in größerer Anzahl gewöhnlich einige Semester in Kopenhagen zu, um Anatomie und Chirurgie zu treiben, für welche Disciplinen damals in Kiel sich gehörig bilden zu können es fast unmöglich war, und es vollendeten Manche, denen der Aufenthalt in der Hauptstadt lieb geworden, ihr ganzes Studium dort, wo alle Einrichtungen so sehr instructiv waren, eine Anzahl der besseren Lehrer selbst auch deutscher Abkunft und Bildung war.

Die schleswig-holsteinischen Studirenden in Kopenhagen hielten sich, ohne eigene Verbindungen einzugehen, allezeit, abgesehen von ihren verschiedenen Farben, sehr zusammen, weil einmal das spezifische Dänenthum ihrem ganzen Wesen und ihrer Weise des Lebens widersprach, gleichwie dieses die Isländer auch immer thun, die in mancher Beziehung den Schleswig-Holsteinern geistig ziemlich nahe stehen. Auch später, als nach dem Frieden von 1850 eine größere Anzahl von Schleswigern in Kopenhagen zu studiren sich veranlaßt sah, war dieses der Fall. Selbst wenn Manche, namentlich aus Nordschleswig, allmälig mit in die nationale Strömung hineingerissen wurden, so blieb doch immer eine Wand zwischen den Dänen und den Schleswigern stehen, welche sie schied und die Landsleute wieder untereinander verband, so daß, wie wir es bestimmt beobachtet haben, das eigenthümliche schleswigsche Wesen, welches bezeugt, daß Schleswig in der That ein Land sui generis ist, niemals in das Dänenthum völlig aufgegangen wäre, trotz aller Förderniſſe, die diese Absorbtion zu Wege bringen sollten.

Digitized by Google

Die burschenschaftlichen Strömungen währten auf den deutschen Universitäten, mit wechselnder Intensität, länger als dreißig Jahre, ja, man kann sagen, sie dauern noch fort. Bei der vorhin angedeuteten durch die bisherige Politik Dänemarks gegebenen undeutschen Richtung, gewannen, weil damals noch kein nationaler Zwiespalt im dänischen Staate vorhanden, sondern das Staatsbürgergefühl das vorherrschende war, die burschenschaftlichen Tendenzen anfänglich unter der im Auslande studirenden schleswig-holsteinischen Jugend sehr wenig Terrain. Doch waren schon einige schwärmische und geistig begabte Jünglinge von hier am Wartburgsfeste und gleich hernach nahm die Sache auch hier einen größeren Aufschwung, gefördert durch das sympathische Contagium des Nachahmungstriebes. Es bildete sich wie auf den anderen deutschen Universitäten eine kieler Burschenschaft, die binnen kurzer Zeit den größten Theil der academischen Jugend umfaßte, und selbst in den alten doctrinairen Lehrern einen gewissen Halt erhielt. Der dänischen Regierung war dieser neue deutsche Geist zu fremd; sie verstand ihn nicht, achtete und würdigte ihn nicht gebührendermaßen, und das burschenschaftliche Treiben in Kiel war daher immer viel ungehinderter als anderswo in Deutschland. Die hauptsächlichste Reaction dawider ging zuerst aus dem Schooße der Studentenschaft selbst hervor. Die zur Aristokratie der Herzogthümer gehörige Jugend hatte sich natürlich jener Richtung nie recht innig anschließen gekonnt. Wenn Jünglinge aus den besseren Familien mit den Burschenschaftern gingen, oder sie mit diesen in genauerem Verkehr standen, so war solches nur geschehen, weil sie eben keine andere Wahl hatten, wenn sie mit Altersgenossen frei verkehren und sich des Lebens erfreuen wollten. Der ganze Ton der Burschenschaft, das Nivelliren aller Standesunterschiede und Standesrücksichten, die vielfach hyppokritische ethische Tendenz, das mit einer gewissen affectirten Ostentation zur Schau Tragen von Rohheit, Gemeinheit und Ungeschliffenheit verstieß zu sehr wider die anerzogenen Begriffe und Gefühle, als daß sich die vornehmere Jugend in diesen Kreisen auf die Länge gemüthlich fühlen konnte, und je mehr die Verbindungen ihren Druck verstärkten, um so mehr traten diese widerwärtigen Schattenseiten der Burschenschafter hervor. Dadurch wurden die bessererzogenen Elemente der Studentenschaft anderen Sinnes und allmälich veranlaßt, sich näher aneinander zu schließen, und hieraus entstanden die Landsmannschaften, die den Burschenschaften gegenüber traten. Der Kampf der Studenten gegen Philister und Knoten ward dadurch mehr in den Hintergrund gerückt, und nun wurde der Streit zwischen Landsmannschaften und Burschenschaften zur Hauptsache. Irren wir nicht, so wurde die erste Landsmannschaft in Kiel, unter den Namen Holsatia, 1824 gestiftet, und diese beiden Strömungen sind seitdem beständig in Kiel, bis auf den heutigen Tag, neben einander hingeflossen. Bald kam eine zweite Landsmannschaft, etwa 1826 oder 1827 hinzu, die Slesvitia, aus Schleswigern bestehend, die Selbstständigkeit und Verschiedenheit ihres Vaterlandes von Holstein betonend, sonst aber desselben Geistes wie die Holsaten; diese hatte rothweiß, mit roth als Hauptfarbe, jene hellblau, weiß, roth mit blau als der Hauptfarbe auf ihren Symbolen.

Digitized by Google

Außer dem angedeuteten Grunde beruhte die Entstehung dieser beiden Landsmannschaften auch zum Theil auf finanziellen Ursachen, indem sich unter den Holsaten viele Reiche und Hochadelige befanden, denen es Alle, die es gern gemocht hätten, nicht gleich thun konnten, weshalb man sich einen anderen Kreis in ähnlichem Geiste zu schaffen strebte; theils gingen sie aus dem Bedürfniß hervor, ein „Verhältniß" zu schaffen, d. h. ein Paukverhältniß. Denn es war nicht immer möglich, ein solches mit der Burschenschafft zu unterhalten, wegen der häufig vorkommenden Verrufserklärungen, und der Knotenkrieg war bei uns doch längst nicht mehr zeitgemäß. Die Animosität zwischen Burschen- und Landsmannschaften scheint überall gegen die dreißiger Jahre hin immer mehr gestiegen zu sein. Bekanntlich trat nach der Julirevolution in Frankreich ebenfalls in Deutschland eine größere allgemeine Bewegung der Gemüther ein, welche abermals die academische Jugend am intensivsten durchzuckte. Die burschenschaftlichen Beziehungen unter den verschiedenen Universitäten wurden enger geknüpft und eine größere allgemeine Rührigkeit trat ein; diese Bewegung endete 1833 klaglich in dem Frankfurter Putsch. Wahrscheinlich durch dieses regere Leben in der Burschenschaft wurden die beiden Kieler Landsmannschaften veranlaßt, sich einander mehr zu nähern, sich gegenseitig zu unterstützen, zugleich auch verstärkt durch aus dem Auslande returnirende Landleute, um gemeinsam Front wider jene zu bilden, und das Resultat dieser Annäherung war die Vereinigung Einer einzigen Landsmannschaft, die den Namen Slesvico-Holsatia annahm. Dieselbe setzte das Hellblau ihrem Roth und Weiß zu; das Roth war aber die Hauptfarbe und ihre Verbindungsbänder entsprachen aufs Genaueste den heutzutage mit den adoptirten Landesfarben getragenen Bändern. Der Frankfurter Putsch war die in der Akme der Krankheit stattfindende Krisis gewesen. Was von burschenschaftlichen Aeußerungen nachher noch stattfand, waren die Nachwehen in der Reconvalescenz, die letzten Zuckungen des Uebels. Die regierungsseitig, vom Bundestage aus bewirkten, Untersuchungen brachten eine Zersplitterung in der Burschenschaft hervor. Die flaueren Subjecte, meist feige Theologen, welche in den Verhören Alles aussagten was sie wußten, wurden von den Anderen, welche fest hielten, ausgeschieden, mit dem Ehrennamen der „Petzer" belegt und in „infamen Verruf" gethan. Diese vereinigten sich ferner, betrachteten sich als die eigentliche Burschenschaft und wurden nach dem Wirthe, in dessen Locale sie ihre Vereinigungen hielten, auch die „Zweigianer" genannt. Die übrigen Burschenschafter, welche ohne Zweifel aus den ehrenwertheren und anständigeren Elementen bestanden, näherten sich mehr dem sogenannten Corps der Slesvico-Holsaten, und da alles burschenschaftliche Wesen strenge verpönt war, bildeten sie eine neue Verbindung mit einem landsmannschaftlichen Anstrich unter dem Namen der „Arminia," welche weiße Mützen mit einem schwarz-roth-goldenen Rande trug. Die Mitglieder derselben hielten in ihrem Herzen zwar an den alten burschenschaftlichen Tendenzen fest, waren aber beflissen sich im Aeußeren ein mehr landsmannschaftliches corpsmäßiges Air zu geben, um Verfolgungen und Neckereien, wie sie damals häufig seitens der academischen Behörden

Digitized by Google

ſtatt hatten, zu entgehen. Sie waren ungefähr daſſelbe was in der heutigen Auguſtenburgerei bei uns die ſogenannten Nationalen ſind, welche auch bei Zeiten von dem ſinkenden Schiffe entſchlüpfen, um ſich aufs tiefere Land zu retten, obwohl dieſe Arminen einen ungleich kühneren Charakter beſaßen als jene es thun. Die Anzahl dieſer anſtändigen Elemente aus der früheren Burſchenſchaft war aber nur gering, und weil die vollſtändige Conſtituirung und Erhaltung einer Studentenverbindung immer bedeutende Koſten beanſprucht, ſo waren die Mittel dieſer Leute bald erſchöpft und das Zwittercorps ſah ſich genöthigt, ſich binnen Kurzem wieder aufzulöſen.

So beſtand in Kiel während einiger Jahre eigentlich nur eine Landsmannſchaft, die Slesvico-Holſatia, welcher ſich jene beſſeren Reſte der Burſchenſchaft etwas näherten, ohne jedoch auf ſie einen Einfluß zu gewinnen, denn für Alle galten die Petzer als unehrenhaft und im Verruf. Inzwiſchen ſtarb dieſe dunkle Couleur allmälich auf der Univerſität aus, indem am Schluſſe eines jeden Semeſters mehr und mehr zum Examen gingen und ſo aus dem Studentenleben ausſchieden. Jüngere Leute füllten die entſtehenden Lücken aus und es ſammelte ſich bald wieder eine Schaar, welche nicht geſonnen war ſich den ſogenannten Corps κατ' ἐξοχην anzuſchließen, theils aus Geldrückſichten, theils aus liberalen etwas demokratiſchen Motiven. Dieſe thaten ſich der beſtehenden Landsmannſchaft gegenüber 1835 als „Franconia“ auf, und engagirten mit jener ein ſtudentiſches Verhältniß. Der brüske Ton dieſer neuen Verbindung ſcheuchte jedoch bald die Timiden von dem Anſchluſſe und der Theilnahme zurück. Dieſe vereinigten ſich im Jahre 1836 zu einer neuen Verbindung mit rein burſchenſchaftlichem Charakter, unter dem Namen der „Albertina,“ die die Farben der Univerſität zu den ihrigen wählte und den ganzen ſchwärmeriſchen mittelalterigen Apparat des Burſchenthums wieder aufwärmte. Dieſer neuen Verbindung traten die beiden Corps alsbald gemeinſam feindlich gegenüber, und weil die Albertinen ſich nicht auf Pankereien mit denſelben einlaſſen wollten, ſo wurde das angetragene Verhältniß ſchnell wieder aufgelöſt und in Verruf erklärt. Denn es befand ſich unter ihnen als Mehrzahl eine Maſſe ſ. g. Kameele, namentlich waffenſcheue Theologen, die fürchten mußten, daß die Theologie ihnen verhauen werden könnte, welche ſonſt nie am öffentlichen Studentenleben Theil genommen haben würden, wozu immer der perſönliche Muth für den Paukboden erfordert wird, und ſie ſchützten ſich davor unter dem Vorgeben des Verfolgens rein ſittlicher Tendenzen. So iſt die Theilnahme der Geiſtlichkeit in den Herzogthümern an der heutigen Bewegung zu deuten; faſt Alle ſind aus burſchenſchaftlichen Verbindungen hervorgegangen und es befinden ſich unter der geſammten Geiſtlichkeit wohl nicht zehn frühere Corpsburſchen. Unter dieſen Albertinen befanden ſich aber viele ganz ausgezeichnete Köpfe, welche ſich ſpäter einen Namen zu erwerben verſtanden haben. Die Franconia exiſtirte nur einige Jahre, löſte ſich wieder auf und es trat an ihre Stelle eine Verbindung von ähnlichem Geiſte, die Saxonia, welche jedoch äußerlich mit mehr Eleganz erſchien und auch mehr Mitglieder aus höheren Ständen unter ſich zählte als jene gethan.

Digitized by Google

Zur Zeit der Märzinsurrection 1848 bestanden demnach in Kiel zwei Landsmannschaften, die Slesvico-Holsatia und Saxonia, sowie die burschenschaftliche Verbindung der Albertina. Die Bewegung jener Zeit riß alle Gemüther allmächtig in ihren Strudel hinein und erfaßte Alle gleich sehr, so daß diese sämmtlichen Verbindungen von jener epidemischen Strömung ergriffen sich in die Freischaarencorps hineindrängten und zum Theil als Officiere an dem Kriege Theil nahmen. Nach der unerwartet traurigen Beendigung desselben lag in den ersten Jahren das Studentenleben in Kiel gänzlich erschlafft darnieder, zumal auch durch den Ausfall einer so bedeutenden Anzahl von Schleswigern, die nun nach Kopenhagen gingen, ihre Reihen bedeutend lichter werden mußten. Indeß bildete sich allgemach dasselbe wieder in der alten Weise aus, indem sich die beiden alten Strömungen wiederherstellten, und eine Landsmannschaft sich unter dem Namen der Holsatia, eine Burschenschaft unter dem der Teutonia reconstituirten, die durchaus als Fortsetzung der früheren Parteien anzusehen sind und die noch gegenwärtig fortbestehen.

Für diejenigen, welche, immer außerhalb des Studentenlebens stehend, dasselbe nicht näher kennen, haben die Erscheinungen darin wohl keine weitere Bedeutung noch Werth, so daß sie dieses Verbindungswesen für nichts Anderes ansehen, als für eine hergebrachte Spielerei, zum Zwecke geselligen Amusements. Dasselbe hat aber eine viel tiefere Bedeutung, nicht gerade für den Augenblick, wo sich seine Erscheinungen äußern, sondern es besitzt eine ungeheure Nachhaltigkeit und diese nachzuweisen, war der Zweck dieser Zeilen, da es ja sonst kein Interesse, zumal für ein größeres auswärtiges Publikum haben kann, demselben die Darstellung des Verbindungswesens auf einer so kleinen unbedeutenden Universität, wie Kiel es ist, vorzuführen. —

Die Studentenverbindungen, namentlich die Corpsverbrüderungen der Landsmannschaften, bestehen aus der engeren und weiteren Verbindung. Jene umfaßt in der Regel außer den Chargirten (Senior, Consenior, Secretair) nicht gar viel Mitglieder, welche allein das Recht besitzen, das Verbindungsband tragen zu dürfen; an diese schließen sich zunächst die Renoncen, welche auf den Eintritt in den engeren Kreis aspiriren und eine Art von Prüfungszeit durchmachen müssen, damit man die Garantie aus der Kenntniß ihres Characters erhalte, daß sie später der Verbindung keine Unehre bringen mögen; denn Ehre oder Schimpf eines einzelnen Verbindungsmitgliedes fällt immer auf die Gesammtheit zurück; auch diese Renoncen dürfen ein Band, mit den Farben, jedoch etwas modificirt, tragen. — An diesen Kern schließen sich diejenigen an, welche gleichen Tendenzen huldigen wollen; diese dürfen Mützen mit den Farben der Verbindung tragen, an den allgemeinen Kneipabenden Theil nehmen, mit den Waffen der Verbindung losgehen und müssen dafür ihre Beiträge zu den studentischen Zwecken an den Secretair, der zugleich Cassirer zu sein pflegt, entrichten, so daß die Verbindungen als die Angeln betrachtet werden müssen, um welche das Studentenleben sich dreht und kreist. Sogenannte Wilde, welche sich keiner Verbindung anschließen, giebt es auf kleineren Universitäten gar wenige; die-

Digitized by Google

selben sind überall sehr schlecht gelitten und wer die Freude des Lebens in der Jugend nur etwas genießen will, muß sich schon nothgedrungen der Einen oder Anderen anschließen. Auf solche Weise verbreitet der Geist, welcher in jeder einzelnen herrscht, sich mehr oder minder über den ganzen Anhang, der sich dazu hält, und dieser befestigt, im Verkehre sich gegenseitig stärkend, den jugendlichen Charakter, denselben, dessen Uebereinstimmung sie zu Anfange zu dieser Gemeinsamkeit zusammengeführt hat, so daß er eine Dauer für das ganze Leben erhält. Hieraus geht der nachhaltige Einfluß hervor, welchen das Verbindungswesen weit über die Studienzeit hinaus auf das ganze nachherige politische Leben ausstrahlt, denn wo wirklich ein Grundzug im Character, wie doch bei den Meisten, die Veranlassung war, die eine oder andere Richtung zu wählen, welcher die verschiedenen Verbindungen folgen, da bleibt dieser für das ganze Leben durch stehen und nimmt in der Regel an Kraft und Intensität zu. Das beweisen am Deutlichsten die Begebenheiten, welche die Herzogthümer seit 1848 erschüttert haben, eben durch das Maß der Theilnahme, welche die Persönlichkeiten daran genommen, je nachdem sie aus dem Schoße der Burschenschaft oder der Landsmannschaft hervorgegangen. Denn der studirte Beamtenstand hat eine übermäßig vorherrschende Rolle in diesem ganzen Drama eingenommen.

Die Kieler Landsmannschaften, namentlich die Holsatia, war ja ursprünglich nur die Reaction wider das zu übermäßiger Geltung gelangte, liberale nicht blos, sondern vielmehr revolutionäre Princip der Burschenschaft gewesen, welches durchweg mit gefährlichen unreifen Gefühlen und Schwärmereien durchsetzt war, und sie vertraten daher die conservative Richtung; sie enthielten stets die sich dessen mehr oder minder bewußten, loyalen Elemente, die Söhne von loyalen Familien, zu denen natürlich die überwiegende Mehrzahl der besseren und angeseheneren Familien des Landes zählte. Sie kannten wenigstens den guten Ton und waren damit vertraut, wenn sie auch nicht immer ihn übten, gaben sich weniger schwärmerischer Ideen hin, verfügten über größere Wechsel in der Regel, woher wohl mancherlei Ausschreitungen herbeigeführt wurden, welche den Nichtstudirten mißfielen und die in burschenschaftlichen Kreisen nicht vorkamen, die sich gern eine mehr ethische Tendenz beilegten, wenigstens den Schein davon erhalten wollten, mit welchem Rechte soll unerörtert bleiben. Der „Landesvater" galt, sehr bezeichnend, bei der Landsmannschaft als das vornehmste Lied, in welchem dem Landesherrn feierlichst ewige Treue gelobt wird, und dieses wurde nur bei besonders festlichen Gelegenheiten gesungen, neben anderen Liedern, ähnlichen oder wenigstens nur auf die Geselligkeit berechneten Inhaltes, während alle revolutionären durchaus perhorrescirt waren.

Anders war dieses beständig bei den Burschenschaftern, wo die letzteren durchweg die vorherrschenden waren, und die staatsumwälzende Tendenz für die Zukunft bildete die Grundidee, welche sich durch alles burschenschaftliche Vereinswesen wie der rothe Faden hindurch zog. — Die Mitglieder desselben waren vielfach die rührigsten Geister, meistens aus niederen Schichten der Gesellschaft hervorgegangen, eben durch frühzeitig sich

Digitized by Google

äußernde größere Anlagen fürs Studium bestimmt worden und die sich schon deswegen gezwungen sahen, weil sie mittelloser, ihre Geisteskräfte mehr zu cultiviren, um sich mittels derselben vielleicht schon durch Gewinnung von Stipendien das Studium zu erleichtern, späterhin aber in entsprechender Weise den Weg durchs Leben nehmen zu können; daher sind aus ihrer Mitte vielfach die academischen Lehrer hervorgegangen, welche unsere Doctrinärs darstellen. In diesem frühen Kampfe mit äußern ungünstigen Verhältnissen hatten sie außerdem sich eine größere Dreistigkeit und Kühnheit in der Welt angeeignet, auch mannigfache abweichende Begriffe von Anstand und Ehre aus ihrer Jugend- und Lebenserziehung mitgenommen, welche sich bei Jenen anders gestalteten und von Schritten im öffentlichen Leben zurückhielten, vor denen diese sich nicht scheuen. Denn semper aliquid haeret von der Schule, welche der Mensch hat durchmachen müssen!

Ein plattdeutsches Sprüchwort sagt: „de Voß lätt wol sin Haar, aber nich sin Rücken." (Der Fuchs verliert wohl sein Haar, aber nicht seine Ränke). Sehen wir die Persönlichkeiten näher an, welche vom Anfange an die Hauptacteurs in der schleswig-holsteinischen blutigen Tragödie gewesen, so finden wir die höchst überraschende Thatsache, daß fast alle Hauptpersonen darin aus der Burschenschaft und deren Consequenzen: der Arminia, der Albertina, oder die noch ganz unreifen aus der Teutonia hervorgegangen sind, während frühere Mitglieder der Holsatia sich wie weiße Raben zu der Anzahl der Uebrigen darunter verhalten. Nennen wir nur einige der Vielen, die heut zu Tage hier zu Lande eine einflußreichere Stellung einnehmen oder doch früher in genauerer Beziehung zur schleswig-holsteinischen Bewegung gestanden: Advokat Heiberg, Theodor Olshausen, (die beider Beseler) Pastor Versmann, Superintendent Godt, Seminardirector Valentiner, Seminardirector Riese, Medicinalrath Hansen, die Dioskuren Lesser, Professor Harms u. s. w. man sieht es, lauter Augustenburger vom reinsten Wasser, die Koryphäen derselben, und ihr ganzer Anhang fast sind aus den burschenschaftlichen Verbindungen hervorgegangen, also auf dem Boden der Revolution emporgewachsen und letztere dürfte der rechte Stempel für ihre Stirn sein. —

Es ist auf der andern Seite aus den Landsmannschaften auch kein einziger Name von Bedeutung, welcher sich an dieser letzten schleswig-holsteinischen Bewegung, die wir die augustenburgische nennen, betheiligt hätte, hervorgegangen. Es giebt allerdings ein paar Vereinzelte, die ihren alten Tendenzen untreu geworden sind, wer jedoch diese Persönlichkeiten genauer kennt, wird die Motive ihrer Theilnahmschaft sich schon erklären können, wie es derjenige auch thun kann, der die wenigen Ritterschaftlichen richtig zu beurtheilen im Stande ist, die an dem Hofe des Prinzen Friedrich in Kiel mitunter in ihren bunten Uniformen paradiren. Diejenigen Beamten in beiden Herzogthümern, welche in diesen geboren und in Kiel studirt hatten, und die in Folge der Verhältnisse 1864 Amt und zum Theil das Land räumen mußten, waren meistens aus den Landsmannschaften oder aus ihrem

Digitized by Google

Schweife hervorgegangen, und wie es mit Manchem derjenigen beschaffen ist, die eben dahin gehörend, in ihren Stellungen verblieben und nach dem Friedensschlusse zu Wien, dem sog. Herzoge ihre Aufwartung gemacht, und was diese Art von scheinbarer Huldigung auf sich hat, das ist Etwas was Derjenige nur wohl verstehen kann, der die Personen und Verhältnisse so kennt, daß er Alles richtig würdigen kann. Fast alle Holsaten haben sich bis heute von den Augustenburgern möglichst fern gehalten, wollen Nichts mit ihnen zu thun haben, und die studirten Unterzeichner der Siebziehneradresse mit ihrem Haupte an der Spitze gehörten wohl alle sämmtlich vormals zum Corps der Holsaten.

Es hat uns von Wichtigkeit geschienen, in dieser Skizze einmal einen neuen Standpunkt zur Beurtheilung der ganzen Augustenburgerei geliefert und auf den Boden hingewiesen zu haben, auf dem sie wurzelt, so wie diese Wurzeln selbst bloß zu legen, die ein rein revolutionäres Mark haben. — Der Augustenburger ist das ächte Schoßkind der Revolution; diese hat es verstanden ihn von Anfang an in die gestohlenen Windeln der Legitimität einzuhüllen und durch diesen Schimmer selbst gut loyale legitimistische Augen zu verblenden. Der Sieg des Augustenburgerthums würde gleichbedeutend sein mit dem Siege der Revolutionspartei und alle Fürsten, auch die kleinstaatlichen, würden sich durch Förderung desselben nur eine Ruthe binden, die sie selber dermaleinst schmerzlich fühlen würden, wenn es zu spät ist.

Diplomatische Revue.

Wochenschau.

Hätten wir während der vergangenen Woche nach dem Commando der Presse gelebt, so würden wir einer immerwährenden Aufregung zur Beute gefallen sein. Oesterreich und Preußen vertragen sich; nein, sie vertragen sich nicht; alle Hoffnung auf eine Verständigung ist gescheitert; nein, es ist die schönste Aussicht vorhanden, daß die Einigung erfolgen werde. Die Presse verlangte von uns, daß wir uns zwischen die entgegengesetzten Strömungen des Telegraphen stellen und uns mit denselben hin und her schwingen sollten, — eine Art Hinrichtung unseres Verstandes, die mit der alten Manier, einem Verbrecher an jeden Arm und an jedes Bein ein Pferd zu spannen, nicht ohne Aehnlichkeit ist. Man hätte fast wünschen können, daß alle Te-

Digitized by Google

legraphen das Schicksal des atlantischen Kabels theilen und ihren Schnabel nur noch in den Schlamm des Meeresgrundes stecken möchten.

In der That sind die Nachrichten der Zeitungen, welche einander vom Morgen bis zum Abende widersprechen, nicht werth, daß man sich um ihretwillen außer Athem bringe. Die Ereignisse gehen ihren Gang, und die Presse läuft neben ihnen her, um in geeigneten Momenten ihre Vermuthungen, Erfindungen, Allarmrufe dareinzumischen. Man kann von der Presse sagen, was ein Satyriker von der Gottschedischen Kritik sagte:

Sie muß sich mischen in Alles keck,
Wie in den Pfeffer der Mäusedreck.

Wo ist Graf Blome? Wo ist der Kaiser? Ist Jener in Gastein? Ist er fort aus Gastein? Ist er zurück nach Gastein? Ist der Kaiser in Ischl? Ist er in Wien? Hat er einen Familienrath berufen? Wird er in acht Tagen nach Gastein gehen? Bei diesen Fragen vergaß man nur das Eine, von welchem die Entscheidung abhängt, nämlich die Lage Oesterreichs. Wie steht es mit dem Kaiserthum im Ganzen und Großen? Wer sich diese Frage vorlegte, und somit einen sichern Schluß auf die einzig mögliche Entwickelung der Dinge gewann, der konnte sich von jener Ausübung der modernen Sterndeuterei entbinden, welche den Lauf des irdischen Jupiters beobachtet, um aus ihm die Ereignisse zu construiren.

Oesterreich leidet seit der italienischen Campagne an dem Gebrechen, daß es eine Politik der Ideen treibt. Es mochte vorher die Politik der starren Thatsache übertrieben haben, aber es verfiel nun offenbar in das entgegengesetzte Extrem und lief dadurch Gefahr, die materielle Grundlage seiner Macht zu verflüchtigen. Gewiß ist die Politik der Ideen etwas sehr schönes. Daß sie unter Umständen auch profitabel sein könne, hat das Beispiel Frankreichs bewiesen. Doch dieses Beispiel schärft uns zugleich eine andere Lehre ein. Ein Staat kann nur dann mit Erfolg Ideenpolitik treiben, wenn er einen Kern hat, der einen Stoß erträgt. Je sublimer die Idee, desto fester, ja — so zu sagen — klobiger muß der Körper sein, welcher die Ausführung dieser Idee übernimmt. Weil Frankreich eine compacte Masse ist, darum darf es für die Freiheit der Nationalitäten schwärmen; weil die Gedrungenheit seiner Existenz an Rohheit anstreift, deshalb darf es den Sieg der Humanität verkündigen.

Als nun Oesterreich in Folge der Berührung mit den französischen Heeren zur Ideenpolitik hinüberschweifte, da fehlte ihm für die Geltendmachung derselben die Hauptsache, nämlich der gediegene Kern. Oesterreich verminderte sogar die Haltbarkeit seiner Staatsmasse durch die Inoculierung der parlamentarischen Einheitsidee. So kam es denn, daß Oesterreichs Erscheinung einen Anflug von Kühnheit hatte, während kein materieller Rückhalt vorhanden war, der jenen scheinbar großartigen Aperçus den erforderlichen Nachdruck hätte mittheilen müssen. Von der Nebelhaftigkeit seiner Ideenpolitik mußte es zur Zeit des Frankfurter Fürstentages überzeugt werden.

Gleich nach den Tagen der Reformacte ließ sich denn auch Oesterreich bei Gelegenheit des dänischen Krieges auf den Boden der Thatsachen zurück-

Digitized by Google

führen. Preußen hatte hierbei die Rolle des Mentor zu spielen. Seitdem befindet sich Oesterreich in einer Krisis, wie es bei einer Macht nicht anders sein kann, welche, nachdem sie soeben mit Hilfe idealer Bestrebungen dem Höchsten und Herrlichsten nahe gekommen zu sein glaubte, plötzlich die Schule der Thatsachen von vorn wieder durchschreiten muß. Wie oft hat Oesterreich bei den verschiedenen Stationen des Krieges anzuhalten gesucht, um mit den Phantasieen eines ohnmächtigen Liberalismus zu liebäugeln, und wie oft hat es einsehen müssen, daß diese Coquettir-Politik nicht einen Pfifferling einbrachte. Wer mag bei ruhiger Ueberschauung dieses Entwickelungsganges zweifeln, daß Oesterreich auch diesmal nach einigem Sträuben den durch Preußen vertretenen Thatsachen ihr Recht widerfahren lassen wird? Höchstens Herr von Schmerling kann noch von einem „Wiedersehen in Frankfurt" schwärmen, aber er wird in Frankfurt Niemanden erblicken, als einige Politiker auf Wartegeld, welche gleich ihm den Instinct für die Ereignisse verloren haben.

Wiener Aktenstücke zur schleswig-holsteinischen Successions-Frage.

(Fortsetzung).

Wir geben nunmehr einen weiteren Abschnitt der Anmerkungen zu dem Vortrage des Reichsvicekanzlers, Fürsten Colloredo, vom 9. Januar 1774:

„Wenn solchem nach der obgedachte jetzige Tractat zwischen Rußland und Dänemark nur einen Austausch auf lebenslang der jetzigen Besitzer und deren Descendenten zum Gegenstand hätte, so würde dessen Anzeig und Vorlegung zwar aus Anständigkeit erwartet, desto unbedenklicher aber confirmiret werden können.

Allein da sich aus denen nun übergebenen Tractaten ein Anderes und ein Mehreres zeiget, wie mit Vorbeigehung einer näheren durch Kaiserlich constrmirte Primogeniturordnung berufenen Linie eine weit entferntere auf ewig das surrogatum des Landes, welches der vorgehenden vorerst seiner Zeit zufallet, erlangen solle, daß solches auf einer Renunciations- und Uebertragungsacte bestehen sollte, welche nicht vorgeleget, sondern von der nächstberechtigten Schwedischen Linie eine feierliche Widersprechung eingeleget wird, so werden Seine Kaiserl. Majestät kraft Allerhöchstihro obristlehenherrlich- und obristrichterlichen Amtes gemüssiget, den weiteren Fortgang der Sache in Anstand zu nehmen, welcher am Ende bei weiters verbleibender Zwistigkeit zur ordentlichen gerichtlichen Erörterung an Reichshofrath zu gelangen hätte.

Um aber diese Weitläuftig- und Unannehmlichkeit so lange als möglich zu verhüten, auch etwa unter den drei Höfen einen besorgenden öffentlichen Ausbruch zu einer vollkommen friedlichen Vereinigung von hieraus zu be-

Digitized by Google

werkstelligen, würde vorerst obiges mit vertraulicher und freundschaftlicher Sprache vorgedachten hiesigen Gesandten der drei obgemelten Höfen schicklich zu erörten sein, damit dadurch ein guter Erfolg zum thunlichen Fortgang der Sache errichtet werden möchte.

Ad art. 8. 9. 10. ist nichts zu erinnern.

Ad art. 11. Daß zum Vollzug der damaligen Eventualcessionen schon eine Zeit bestimmet, und nun gar schon vollzogen worden, ist zwar an sich, und wenn es nicht weiter als auf beide Paciscenten gegangen wäre, nach denen ad art. 7 angeführten Betrachtungen nicht widerrechtlich, zumalen beide Tractaten und die an Kaiserl. Majestät gelangte Schreiben ausdrücklich vom Vorbehalt und Nachsuchung der Römisch-Kaiserl. Majestät obristlehenherrlichen Consens, Begnehmigung und Confirmation lauten; mithin ist darunter das Hauptwesen der Kaiserlichen Vorrechten anerkennet und gewahret, nur wäre das Benehmen in solcher Art der von Vasallen dem Lehenherrn schuldigen Achtung nicht gemäß, welcher davon wohl in Zeiten eine Anzeige zu gewärtigen in den Regeln der guten Ordnung und Anständigkeit billige Ursache hat. In solcher Maß kann dahero eine mündliche glimpfliche Ahndung beeden Dänisch- und Russischen Höfen darüber beigebracht werden, daß von dem alten und neuen Tractat Seiner Kaiserlichen Majestät als obristen Lehnherrn nicht zeitlicher eine geziemende Eröffnung, sondern noch jüngsthin vor solcher die Hauptstücke der Tractaten in gänzlichen wirklichen Vollzug gesetzet worden.

Auf die Anlagen zum ersten provisorischen Tractat vom Jahr 1767 erstrecken sich die bei dessen Artikeln schon vorbemerkte Erinnerungen nicht allein, sondern es ist noch insbesondere zur Beilage lit. E. zu verlangen, daß der darin selbst als nöthig erachtende Consens der nachgebornen zumalen annoch minderjährigen Gottorfischen Agnaten so wie von dem Bruder des itzigen Königs in Dännemark, Prinzen Friedrich, berichtiget und Seiner Kaiserlichen Majestät rechtsgnüglich vor der förmlichen Confirmationsertheilung vorgeleget werde, welches mithin denen beiden Russisch- und Dänischen hiesigen Gesandten zu erklären sein will. Dagegen bedarf es jetzo einer weiteren Consensforderung deren noch lebenden Herzogen von Holstein Sonderburg-Ploenischer Linie nicht, denn es ist dermalen nur von Veränderungen und Lehensaustauschen in der Dänischen und Gottorfischen Linie allein die Rede; nur wenn diese in ihrem Mannstamm erloschen sein werden, können erst die Sonderburgischen hiernächst lebenden einen Anspruch auf die Successsion in den Holstein- und Oldenburgischen Reichslehen-Landen machen, und alsdann werden auch selbe alle solche Lehen zu ihrer Succession unverletzt vorfinden, indem dermal von keiner Veräußerung deren Reichslehen außerhalb dem Hause Holstein die Rede ist. Gleichwie auch daher geschehen sein mag, daß bei vorigen beiden vom Kaiser confirmirten Successionstractaten, zwischen Schweden und Dänemark 1750, sodann zwischen Dänemark und Ploen 1756, der Consens der Agnaten der anderen Linien nicht gefodert worden, sondern

Digitized by Google

selbst Reichshofrath hat sich bei dem zwischen der Ploenischen Linie und dem König in Dänemark anno 1756 errichteten, anno 1761 confirmirten Tractat nur mit dem Consens deren Agnaten Sonderburgischer Linie beschäftiget, ohne an jene der Gottorfischen Linie zu gedenken, wie hinwiederum auch bei der Eventualcession, welche anno 1750 zwischen Dänemark und Schweden verabredet worden, keines Agnaten Consens erfodert wurde.

Bei der Beilage lit. F. fallet ꝛc. ꝛc. [1])

Ein weiteres Bedenken waltet bei der Anlag lit. F. annoch in deme bevor, daß darin damaken anno 1767 dem Großfürsten eingeräumet worden, die im Austausch erhaltende beede Grafschaften jedem anderen Agnaten abtreten zu können. Dieses stehet nach jenem, was vorhin ad art. 7 des provisorischen Tractats umständlich angeführet worden, wenn von einer ewigen Abtretung mit Vorbeigehung eines näheren zur Successsion berufenen Agnaten die Meinung sein sollte, wie es doch der wirkliche Erfolg lehret, weder in der Macht des cedirenden Königs in Dänemark, weder in jener des cessionarii Großfürstens von Rußland, folglich können ein solches Kaiserl. Majestät weder begnehmigen weder confirmiren; dann diese Grafschaften sollen das surrogatum des Holstein-Gottorfischen Landesantheils sein, müssen mithin auch dessen Natur annehmen. Hierin ist nun vorberührter Maßen die Successsion an die Primogeniturordnung gebunden, und der König in Schweden hat selbst in seinem älteren, mit Dänemark anno 1750 geschlossenen, vom Kaiser confirmirten Tractat ein vorgehendes Recht, seiner Zeit des Anfalls die Grafschaften zu überkommen. Wie aber alles solches hauptsächlich in gedachtem Artikel 7 einschlaget, so ist auch dasjenige anhero zu wiederholen, was desfalls den Russisch- und Dänischen Gesandten zu eröffnen vorgeschlagen worden.

Ad art. 12. 13. 14. 15 ist nichts zu erinnern.

Ad art. 16 und 23. Hier wird wechselsweis jedem neuen Besitzer der ausgetauschten Landen vorbehalten, darin nach Gutfinden in Polizeisachen gleichsam unbeschränkt und unabhängig Veränderung und neue Ordnungen zu machen. Dieses mit der Kaiserlichen Confirmation so unbeschränkt gutzuheißen, würde zu weit führen, indem bekannt ist, wie unmäßig verschiedene Höfe und Rechtslehrer die landesherrliche Gewalt zum Nachtheil des Publici und der Nachbarn in Polizeisachen ausdehnen. Um also hierin eine rechtliche und gesetzliche Vorsehung zu treffen, wird beiden contrahirenden Höfen jetzo voraus zu erklären, und seiner Zeit der Confirmation ausdrücklich beizufügen sein, daß solches jedoch nicht anders als nach Maßgab deren darüber verordnenden Reichssatzungen verstanden werde.

Ad art. 17 et 18 ist nichts zu erinnern.

Ad art. 19 ist zum Theil in dem zweiten Definitivtractat abgeändert; sodann wird hieher wiederholet, was vorhin ad art. 7 wegen des abgängigen Consens der übrigen Gottorfischen Agnaten gefodert worden.

Ad art. 20. Sobald wegen der hierin gemelten dem Haus Gottorf

[1]) Die ausgelassene Stelle betrifft das Lehnsverhältniß des Stad- und Budjadinger Landes.

Digitized by Google

zuständigen Allodialgütern und deren jetzigen Abtretung an Dänemark von einem agnatischen Consens deren in den nachgebornen Gottorfischen Linien befindlichen Agnaten die Rede ist, so muß ein Gleiches und vorderſamst von Schweden erwartet und beigebracht werden nach denen deßhalb ad art. 7 angeführten Gründen, welches mithin auf gleiche Weise denen Russischen und Dänischen Gesandten zu erinnern sein will.

Ad art. 21. 22. 24. 25. 26 ist nichts zu erinnern.

Ad art. 27. Der Consens des Königlich Dänischen Bruders, Prinzen Friederich, ist nun förmlich, wie schon vorhin gemeldet, beizubringen, und die Willkür, weitere Cessiones an andere Agnaten, welcher es auch seie, zu machen, ist schon vorhin ad art. 11 lit. F als unthunlich zu erinnern, bemerket worden, alſo auch anhero zu wiederholen. Zumalen

Ad art. 28 die hier angeführte bisherige Successionsordnung, nämlich die vom Kaiser confirmirte Primogeniturordnung im Holstein-Gottorfischen Haus vom Jahr 1608 mit und neben vorerwähnter Willkür nicht bestehen kann. Eben wenig kann, wie dahier beschiehet, der Großfürst, welcher für beständig seinen Holstein-Gottorfischen Antheil und dessen surrogatum die beeden Grafschaften hinweg giebt, der Chef eines Hauses und reichsfürstlichen Geschlechtes mit einiger rechtlichen Wirkung bleiben, in welchem er nichts mehr an Gerechtsamen weder an Gütern behaltet, sondern selbst die nachgeborne Linie zur erstgebornen besitzenden und genießenden nach obenwähnter Successionsordnung machen will, obzwar sonsten richtig und nicht zu widersprechen ist, daß, so wie der jetzige Großfürst ein Herzog von Holstein von Geburt, auch von dem Gottorfischen Stamm in der ältesten erstgebornen Linie der erste ist und bleibet, also in dieser natürlichen angebornen Eigenschaft der Chef des Holstein-Gottorfischen Hauses genennet werden mag, ohne jedoch nach Verlassung seiner reichslehenbaren Länder und deren Surrogatis ihm, so lange die beiden pacta bestehen, eine rechtliche Seniorats- und sonstige Wirkung auf sothanen Landen und über die anderen Gottorfischen Linien einzuräumen, welches dahero auch beiden Gesandten zu erkennen zu geben wäre.

Ad art. 29. Wegen Stad- und Budjadinger Landes wird Obiges ad lit. F Bemerkte anhero wiederholt.

Ad art. 30. 32. 33. 34 ist nichts zu erinnern.

Ad art. 31. Da das hierin gemelte Quantum zur Entschädigung des Schadens sein soll, welchen Herzog Christian August bei den vorigen Kriegstroublen gelitten, so gehöret auch hiezu der König in Schweden, dessen Großvater Herzog Christian August gewesen, mithin auch deshalb all Vorige hier zu bemerken, was oben überhaupt wegen Beibringung der Schwedischen Einwilligung verlanget worden.

Bei dem zweiten, Definitiv-Tractat vom Jahr 1773 ist

Ad art. 1 nichts, dahingegen

Ad art. 2, 3 kommt dasjenige wiederum zu erinnern, was bei dem ersten Tractat wegen Beibringung der agnatischen Consensen und Renunciationen verlanget worden.

Digitized by Google

Ad art. 4 ꝛc. ꝛc. [2])

Ad art. 5. Sind die obigen Erinnerungen wegen des Schwediſchen und anderer Agnaten Conſens hieher zu wiederholen, und da ſowohl in dieſem Artikel als auch in anderen von einer Garantie, zumalen von Rußland als einer ganz fremden Macht, geredet wird, ſolches zwar an ſich nach dem Recht der Reichsſtänden, mit fremden Staaten Bündniſſen zu machen, nicht gänzlich widerſprochen werden kann, ſo ſagen doch ſelbſt die Geſetze, daß ſolche foedera statuum imperii cum exteris nur dergeſtalt beſchehen mögen: ita tamen, ne ejusmodi foedera sint contra imperatorem et imperium pacemque ejus publicam vel hanc (Osnabrugensem) imprimis transactionem, fiantque salvo per omnia juramento, quo quisque imperatori et imperio obstrictus est; instr. pac. Osnabr. art. 8 §. 3., mithin hätte auch deshalb eine beiden Geſandtſchaften darauf zu machende und hernächſt der kaiſerlichen Confirmation beſonders einzurückende Anmerkung, daß ſolche Garantie nicht gegen Kaiſer und Reich jemalen eine Anwendung haben könne, den rechtmäßigen Platz und Verwahrung zu nehmen.

Ad art. 6. 7. 8. iſt nichts zu erinnern.

Ad art. 9. Im däniſchen Exemplar wird hier ein articulus separatus et secretus IV. benennet, aber nicht angeführet. Es ſtehet denen Paciscentibus frei, ſolchen ſo wie die der Zahl nach vorhandene mehrere articulos separatos vorzulegen oder zurückzuhalten, im letzten Fall aber hat es die Folge, daß Seine Kaiſerl. Majeſtät ſothane separate Artikeln ſämmtlich mißkennen, mithin auch, wo darauf im confirmirenden Hauptractat ein Bezug geſchieht und nicht vorgeleget wird, nehmen Seine Kaiſerl. Majeſtät in der Confirmation ſolche nicht geſehene allegata ausdrücklich aus, welches mithin vorgus beiden Geſandten vertraulich zu eröffnen wäre.

Ad art. 10. 11. 12. 13. 14. treffen die vorhin ſchon gemachte Erinnerungen hier wiederum ein. (Fortſetzung folgt.)

[2]) Die ausgelaſſene Stelle betrift das Bisthum Lübeck.

Digitized by Google

Miscellen.

Das Körbchen iſt gemacht.

Köln, Longerich, Bonn! Die drei Bürgermeiſter haben bewieſen, daß gute Beiſpiele über böſe Sitten den Sieg davon tragen. Es entſtand eine Nacheiferung zwiſchen den Vätern jener Städte, die, wenn ſie auch Herrn Claſſen-Kappelmann zu einem Tantalus umgeſtaltete, doch für alle Diejenigen, die nicht in den Mythenkreis des Liberalismus aufgenommen ſein wollen, gute Früchte tragen wird. Wer die obrigkeitliche Gewalt beſitzt, der gebrauche ſie, und wer aus der Uebung gekommen iſt, der lerne von Denen, welche ſie noch zu handhaben wiſſen. Die drei Bürgermeiſter von Köln, Longerich, Bonn erinnern uns an die Geſchichte vom Körbchenmacher und ſeinen Nachahmern, in welcher gezeigt wird, auf welche Weiſe dem weibiſchen Widerſpruche der Mund zu ſtopfen ſei. Den Widerſpruch der liberalen Abgeordneten nennen wir einen weibiſchen, weil er voll Scheelſucht die Thatſachen und Thaten nicht anerkennen und Gott nicht für dieſelben danken will. Die Abgeordneten wollten nicht anerkennen, daß nach unſäglicher Mühe das Körbchen gemacht ſei und dafür wurden ſie mores gelehrt. Die fernere Anwendung wird ſich Jeder ſelber machen, wenn er die Geſchichte vom Körbchenmacher lieſt, die wir hier in dem hochdeutſchen Gewande mittheilen, welches ihr Bodmer in ſeinen kritiſchen Briefen gegeben hat.

Ein Körbchenmacher ſprach ein raſches Wort;
Noch vor dem Untergang der Sonne ſollte
Der neue Korb gemacht und fertig ſtehn.
Der Abend war ſchon da; des Korbs Geſtalt
War kunſtreich und vieleckigt angeleget;
Allein er war im Körbchenmachen flink.
Die Finger tanzten um die weichen Ruthen,
Die biegſam ſeiner netten Lenkung folgten.
Er wirkete mit Augen, Händen, Füßen,
Das Wort, das er geſprochen, macht ihn ſchnell.
Die Sonne lief nicht träger, ihm zu dienen;
Ihr ſchneller Lauf entzündet ſeinen Fleiß,
Und wie ſie ſchwitzt, ſo ſchwitzt der Körbchenmacher.
Jetzt ſieht er ſie am Rand des Horizontes
Bereit ſich in den Ocean zu ſtürzen,
Die Nacht ſich in dem Waſſer zu erfriſchen.

Digitized by Google

Der Anblick ſchreckt ihn nicht, denn ſeine Hand
War gleich an dem, des Korbes Rand zu ſchließen,
Auf welchem ſie mit regen Fingern ſchweifte.
Eh Phöbus noch den letzten Schritt gethan,
Stand ſchon der Korb mit Kopf und Fuße da.
Jetzt ward ſein Herz mit Freuden überſchüttet,
Er warf den Korb ins Mittel des Gemaches
Und lobte Gott einfältig, doch von Herzen:
Gott habe Dank, das Körbchen iſt gemacht.
Dann ruft er ſeinem Weib mit ſanften Worten:
Frau, ſpricht er, freue dich mit deinem Mann,
Und lobe Gott, das Körbchen iſt gemacht.
Die Körbchenmacherin ſchien nicht zu hören.
Er ſagt nochmals: Hörſt du's nicht, liebes Weib,
Sprich auch: Gott Lob, das Körbchen iſt gemacht.
Das Weib erwidert jetzt: Was thut mir das?
Es iſt gemacht; ſo ſei es denn gemacht.
Iſt dirs zu viel, die Worte nachzuſagen?
Wie bald ſind ſie geſagt? Ich bitte dich,
Sprich nur: Gott Lob, das Körbchen iſt gemacht.
Sie ſagte wiederum: Es ſei gemacht.
Iſts denn gemacht, ſo bleibt es wohl gemacht.
Jetzt überlief dem guten Mann die Galle
Er griff nach einem Stock, und maß damit
Der Körbchenmacherin den harten Rücken.
Sie ſchrie den Augenblick: Gott habe Dank;
Das Körbchen iſt gemacht. Hör auf zu ſchlagen.
Indem die That geſchah, geſchah noch mehr.
Der Amtmann ging gleich bei der Thür vorbei,
Und ſah den Strauß, und hörte das Gewimmer;
Er fragte nach der Urſach ihres Streites.
Noch eifersvoll erzählt der Körbchenmacher
Das ganze Spiel mit allen ſeinen Scenen,
Den Anlaß, die Verwicklung, und den Ausgang.
Der Amtmann nahm den Bauch in beide Hände
Und lachte der Geſchicht' mit vollem Halſe.
Als er des Mittags bei der Tafel ſaß,
Kam die Geſchicht' ihm wieder in den Sinn
Und nöthigt ihm ein lautes Lachen ab.
Des Junkers Frau nimmt Wunder was das wäre,
Das ſeinen Ernſt vermaßen dämpfen könnte,
Und dieſes in des Dieners Gegenwart.
Erzählt, ſprach ſie, Herr Amtmann, euern Spaß,
Iſt er es werth, daß ich euch lachen helfe.
Darauf erzählet er den „Körbchenmacher,"

Das ganze Spiel mit allen seinen Scenen
Er lachte fort und fort; sie lachte nicht,
Und sagte nur dazu mit trocknen Worten:
War's dieses nur? Die Körbchenmacherin
That wahrlich recht. Ich hätt' im gleichen Falle
Die Wort' auch nicht gesagt; was that es noth,
Daß ihr der närr'sche Mann es zugemuthet?
Der Amtmann sprach: So wolltet ihr mein Schutz
In solchem Fall auch euern Kopf behalten?
Und um kein Bitten, um kein Drohen nicht,
Die wenigen, die leichten Worte sprechen:
Gott habe Dank, das Körbchen ist gemacht?
Sie sprach: Ich geb euch diesen Kopf zum Pfande,
Daß ich um all eu'n Schmarchen sie nicht spräche,
Und wenn sie noch so leicht zu sprechen wären.
Die Antwort war auch rund und deutsch genug.
Der Amtmann griff nach einem spanschen Rohr
Und, sprach er, wolltest du sie nimmer sprechen?
Dann that er ihr, wie er den Körbchenmacher
Der Körbchenmacherin begegnen sehn.
Die Tracht war ihr noch neu und ungewohnt;
Sie sprach im Augenblick: Ei ja, Gott Lob,
Das Körbchen ist gemacht. Dem Spiele sah
Der Diener zu, und lacht im innern Maule;
Doch als es jetzt zu einer Feldschlacht ward,
Schlich er sich von dem Kampfplatz leis hinweg,
Und fand sich eine Brustwehr in der Küche.
Die Köchin fragt ihn: Kunz was trifft es an?
Sie schwatzen laut, mich dünkt, ich hörte krachen.
Es ist nur Tand, und gehet dich nichts an;
Sprach Kunz; und Minchen: So muß ich es wissen.
Jetzt konnte Kunz sich länger nicht erwehren.
Also erzählt er ihr den „Körbchenmacher"
Und dessen zweiten Theil: das „Amtmanns Frau."
Kunz, nahm sie dann das Wort: Wer dieses Tand,
Daß unsre Frau sich so geweigert hat,
Des Körbchenmachers Worte nachzusagen,
Wie ihr's der Herr aus Eigensinn befahl?
Sie hatte recht, und recht die Körbchenmacherin.
Ich bin nun eine Magd, doch darf ich schwören,
Ich hätte sie beim Henker nicht gesprochen.
Ha Minchen, schwöre nicht, du möchtst falsch schwören.
Ich könnte dich die Worte noch wohl lehren.
Du, sprach sie, könntest mich die Worte lehren?
Sie stehen nicht in meiner Bibel.

Digitized by Google

Kunz wies ihr eine Faust; doch Minchen sprach:
Trotz, daß du eine Hand zum Schlagen hebest,
Ich gebe dir die Schwere meiner Hand
Zu fühlen — — Jetzt wies Minchen eine Faust.
Also blies man zum Angriff die Trompeten;
Der tapfre Kunz griff an, mit stärkern Knochen,
Und ihm half Mars, daß er sie bei den Haaren
Zu Boden riß. Sie wälzte sich im Staube,
Und ward nicht eher frei bis daß sie rief:
Gott sei gedankt, das Körbchen ist gemacht.
Das war der dritte Theil vom „Körbchenmacher."

Correspondenzen.

Berlin, 9. August. Endlich fängt Berlin an, sich doch einigermaßen wieder zu beleben. Die Schulferien sind vorüber, die strebende Jugend durchwandert, wenn auch meist noch mit widerstrebendem Herzen, die Straßen, die nach den Stätten der Weisheit führen; Schüler und Abgeordnete sind bekanntlich an den Mappen kenntlich, in denen sie die Lösung ihrer Aufgaben verbergen, bis diese der höheren Critik verfallen. Auch manches Elternpaar ist mit den Sprößlingen in die Stadt zurückgekehrt, und man kann sich wieder anständiger Weise auf der Straße sehen lassen. Bisher galt es während der letzten Wochen für einen Verstoß gegen die gute Sitte in Berlin anwesend zu sein. Begegneten sich ja einmal zwei Bekannte, so war die Verwunderung groß und Jeder beeilte sich gewiß dem Andern zu versichern, daß er nur momentan in der Stadt weile und so eben angekommen, auch schon wieder im Begriff stehe, abzureisen. Wo sich eigentlich die Berliner in dieser Zeit aufhalten, ist uns unbekannt. Jedenfalls nähert sich auch in dieser Beziehung Berlin immer mehr den Gewohnheiten der größten Residenzstädte, daß sich nicht allein eine Saison für die städtischen Vergnügungen sondern auch eine solche dafür bildet, daß die Notabilitäten durch ihre Abwesenheit glänzen.

Bei solcher Sachlage wird es nicht Wunder nehmen, wenn auch die Herren Stadtverordneten der von ihnen vertretenen Commune den Rücken

Digitized by Google

wenden. Jede Sitzung der Väter der Stadt beginnt mit der Bewilligung einer ganzen Reihe von Urlaubsgesuchen und sodann mit der Feststellung, daß die Zahl der Erschienenen nicht beschlußfähig sei. Dies hat indessen nur für die erste Sitzung irgend eine Bedeutung; unsere Gemeindeordnung enthält in voraussichtlicher Erwägung überhandnehmender Reiselust, die Bestimmung, daß über Vorlagen der einen Sitzung in der nächsten beschlossen werden kann, selbst wenn dann die Versammlung wiederum nicht beschlußfähig sein sollte. Ein recht logisches Princip scheint uns allerdings hierbei nicht vorzuliegen und wir geben einer dereinstigen Revision der Städteordnung anheim, ein anderes remedium aufzufinden. Es könnte etwa bestimmt werden, daß es auf ein Votum der Stadtverordneten-Versammlung für die auf der Tagesordnung stehenden Gegenstände gar nicht ankomme, sobald jene beschlußunfähig sei, vielmehr dem Magistrate überlassen bleibe, nach bestem Ermessen diese an ihn abzugebenden Angelegenheiten zu erledigen. In der ganzen neueren Gesetzgebung wird überhaupt den Einsichtigen eine Lücke nicht unbemerkt bleiben, dahin gehend, daß derartigen gewählten Versammlungen wohl recht ansehnliche Rechte zugetheilt sind, daß es aber an dem Mittel fehlt, auch die hieraus entspringenden Pflichten zur Geltung zu bringen. Dem Abgeordneten wie dem Stadtverordneten muß das Bewußtsein wach gerufen werden, daß auch er nichts mehr und nichts weniger sei, als ein Diener des öffentlichen Wohles. Es ist dies ein Vorrecht und gerade hierin unterscheidet sich der Erwachsene, der Selbstständige vom Schüler. — Wir werden es diesem niemals verargen, wenn er nur ungern das Ende der Ferien heranrücken sieht. Daß in diesem Sommer die unerträgliche Hitze in die schulfreie Zeit fiel, betrachten wir als ein besonderes Glück und wir rechnen darauf, daß auch für den Rest des Sommers die gehörige Rücksicht auf den Gesundheitszustand der Schuljugend genommen werde. Die Mortalität ist ohnehin in den letzten Monaten eine sehr gesteigerte gewesen. — Wenn wir die täglich erscheinenden Zeitungen auch meist leer gefunden haben, an zahlreichen Todesanzeigen, fehlte es leider so wenig, als an gerichtlichen Bekanntmachungen über Concurse und Subhastationen.

Im Gegensatze zu diesen Bedrängnissen unserer Gewerbtreibenden und Hausbesitzer nehmen die Ansprüche auf erhöhte Lohnsätze kein Ende. Es ist auch hier eine Epidemie unverkennbar. Die Lebensbedürfnisse sind nicht so plötzlich gestiegen, um hieraus allein die desfallsigen Beschlüsse der von der Hand in den Mund lebenden Arbeiter zu erklären. Wir wünschen diesen zwar von Herzen, möglichst reichliche Lohnsätze, indessen ergreifen uns doch die schwersten Bedenken, wenn diese als apodictisch zur Existenz erforderlich, zu einer Zeit begehrt werden, wo außergewöhnliche Steigerungen der nothwendigsten Lebensbedürfnisse noch nicht eingetreten sind.

Es wird jetzt kaum noch einem Zweifel unterliegen, daß die diesjährige Ernte namentlich in den Landestheilen, die ihren Absatz vorzugsweise nach Berlin haben, von einer Mißernte sehr wenig entfernt ist; die Lebensbedürfnisse dürften hiernach einer erheblichen Steigerung entgegengehen und wenn

Digitized by Google

schon jetzt bei noch niedrigen Preisen und mitten im Sommer über die Unzulänglichkeit des Arbeitsverdienstes geklagt wird, was soll erst später werden? Es ist überhaupt ein Gebrechen der Zeit, daß nach der Zeit selbst so wenig gefragt wird. Was heute eine Annehmlichkeit, wird vielleicht morgen schon eine Nothwendigkeit; das Heilmittel ist aber bereits absorbirt und hat hiermit seine Wirkung verloren, wenn es zu zeitig zur Anwendung kommt. So viel die öffentlichen Blätter melden, soll in nächster Zeit unter dem Schutze und der Leitung der obersten Staatsbehörde eine Commission einsichtiger und wohlwollender Männer zusammentreten, die sich mit den hier angedeuteten Fragen zu beschäftigen haben wird. Wir wünschen derselben eine glückliche Lösung ihrer allerdings sehr schwierigen Aufgabe und geben anheim, ob nicht auch die Möglichkeit ins Auge zu fassen sein möchte, die Lohnsätze nach dem Preise der nothwendigsten Lebensmittel zu reguliren. — Freilich würde dies von vorn herein die Existenz eines mit obrigkeitlichen Rechten ausgestatteten Organes bedingen, wie wir solches nur in den Innungen zu finden vermögen, und zwar denjenigen Innungen, in welchen sich ein inneres Leben zwischen Meistern, Gesellen und Lehrlingen entwickelt.

Auch mancher Landwirth wird nach der diesjährigen Ernte zufrieden sein, wenn er sich noch einige Möglichkeit für Aufnahme von Pfandbriefen reservirt hat.

In Berlin denkt übrigens die Menge noch nicht an den Ernst der Zukunft. Alle Vergnügungsorte prosperiren vortrefflich und auch für die auswärtigen Feste haben sich noch die Mittel gefunden. Die Berliner Sängerschaft bedankt sich in den öffentlichen Blättern für gastliche Aufnahme in Dresden und schließt diese Annonce „mit deutschem Sängergruß". Hier haben wir bereits eine Errungenschaft der Machtstellung, welche der Minister von Beust dem deutschen Liede anwies. Wir haben in Zukunft zu gewärtigen, daß die Herren Virchow und Consorten ihre Reden singen werden. Einzelne dieser Sänger durchwandeln unsere Straßen jetzt mit decorirten Kopfbedeckungen; wir haben bisher geglaubt, daß das Tragen künstlicher Blumen zur Damentoilette gehöre, wir sehen aber jetzt das grüne Eichenblatt in künstlicher Nachbildung auch an den Hüten derer, die offenbar zu dem Dresdener Bassisten gehört haben. Uebrigens möchten wir für das nächste deutsche Sängerfest den Rath ertheilen, doch auch für Diskant und Alt-Stimmen zu sorgen. Herr von Beust, der Protector, wird wohl hiermit einverstanden sein.

Das beste Geschäft bei allen diesen Wirren machten jedenfalls die Eisenbahnen.

Gegen den Betrieb derselben, wenigstens bezüglich des Personentransportes, brachte jüngst die Kreuzzeitung eine Rüge. Wir können uns dieser nicht allein vollständig anschließen, wollen vielmehr auch noch einen Beitrag liefern.

Das Unwesen reißt immer mehr ein, ganz besonders an den Ausgangspunkten, daß den Conducteuren Trinkgelder von vorne herein gegeben und

Digitized by Google

von diesen bereitwilligst angenommen werden. Wer weiß, welche unselige Mühe es gekostet hat, diese Sitte vor Jahren bei dem Postwesen abzustellen, muß staunen, daß dies jetzt auf den Eisenbahnen nicht verhindert wird. Die Folge ist, daß einzelne Reisende bei der Wahl ihrer Plätze in ungerechtfertigter Weise begünstigt werden. In Berlin complottiren die Lohnbedienten mit den Conducteuren.

Will ein einzelner Fahrgast ein Coupé allein benutzen und ihm die Direction dies für Geld oder aus Gunst gestatten, so sollte unter allen Verhältnissen ein solches Coupé von vorne herein als bestellt bezeichnet sein. Jetzt hängt dies meist von der Willkühr des Conducteurs ab und während der Reisende mit diesem parlamentirt, wandelt der Bahnhofs-Inspector schweigend auf und ab, an nichts kenntlich als an der rothen Dienstmütze.

** Schleswig, 8. August. Sie werden sich hoffentlich nicht durch das Geschrei derjenigen bethören lassen, welche die Sage zu verbreiten suchen, als ob Preußen durch die letzten Maßregeln an moralischer Gewalt in den Herzogthümern irgend etwas eingebüßt habe. Nein, die Achtung vor der Kraft der Preußischen Regierung ist gestiegen, sowohl in Folge des Vorgehens wider die Demonstration der Abgeordneten, wie in Folge der Verfügungen, die Herr von Zedlitz getroffen, um die Wühler zur Besinnung zu bringen. Die Vernünftigen in Schleswig-Holstein begrüßen jeden Schritt, den Preußen zur Ueberwindung seiner inneren Feinde thut, als eine Wohlthat für ihr eigenes Land, denn sie wissen, daß Preußen um so kräftiger nach außen zu handeln vermag, je mehr es die Autorität der königlichen Regierung befestigt.

In der letzten Zeit hat man uns durch allerhand Erzählungen von einer beabsichtigten Einmischung Englands und Frankreichs bange machen wollen; man hat von einer Depesche Russell's erzählt, in welcher Frankreich zur Mitwirkung bei der Lösung der Schleswig-Holsteinischen Frage aufgefordert sei. Wenn sich Ereignisse durch Räsonnements machen ließen, so wäre Graf Russell allerdings ein großer Held. Dieser Staatsmann begnügt sich in seinen Elaboraten meistens damit, einige Bemerkungen über schwebende Fragen zu machen, um seinen Scharfsinn zu bekunden; im übrigen sind die Russellschen Depeschen wie ein Schlag ins Wasser.

Viel größeres Gewicht als auf das angebliche Schreiben Russells, legen wir auf den neulichen Artikel der „Morning-Post," worin die Einsetzung des Großherzogs von Oldenburg zum Fürsten Schleswig-Holsteins nachdrücklich empfohlen ward, weil durch eine solche That für die Ruhe und den Fortschritt der Herzogthümer am besten gesorgt sei. Die „Morning-Post" drückt gewöhnlich die Gedanken von Lord Palmerston aus; man sieht daher aus ihrem Artikel, daß England geneigt sei, sich der Preußischen Politik auf der Basis

der Einsetzung des Großherzogs von Oldenburg anzuschließen. Die Zahl derjenigen, welche die Oldenburgische Succession als die Gewährleistung besserer Zustände ansehen, mehrt sich in den Herzogthümern von Tag zu Tag. Das ist eine Thatsache, die wohl auch den leitenden Staatsmännern nicht verborgen bleiben konnte und welche wir daher als einen Wegweiser für die Zukunft ansehen.

Badebriefe.

II.

Von der sächsisch-böhmischen Grenze. Anfang August. Wir hatten in den Tagen vom 20. bis zum 21. Juli die beiden heißesten Tage in diesem Jahrhundert. Viele Kurgäste in Teplitz mußten daher ihre warmen Bäder aufgeben. Manchen hingegen war es nur gestattet, ihre Promenade spät Abends oder wohl gegen Mitternacht zu unternehmen. Zu dieser wahrhaft afrikanischen Temperatur gesellt sich überdieß noch der lästige Braunkohlendunst, welcher sich einer dicken Wolkenschicht gleich, über Teplitz und Schönau lagert — ein besonders für nervöse Kranke sehr empfindlicher Uebelstand, der von Jahr zu Jahr leider zu wachsen scheint, obwohl die Stadt die Anlage neuer Oefen, Brennereien und Fabriken und ihre Thätigkeit vom 15. Juni eingeschränkt hat, so kann sie die Ueberhandnahme derselben außerhalb ihres Weichbildes doch nicht hindern. Ungeachtet der niederdrückenden Temperatur ist man immer sanguinisch genug, den armen Preußen eine Revolution, die aus der Vertheidigung Ihrer obrigkeitlichen Rechte in Betreff des Kölner Reformbankette entspringen möchte, zu gönnen. Die Auslassungen der Wiener Judenblätter hier wiederzugeben, muß ich doch in Anstand nehmen, auch mit der „Prager Zeitung“ will ich Ihre geehrten Leser verschonen, dagegen legt sich die „Bohemia“ auf's Prophezeien. Daraus, daß die Regierung ihren Willen mit Würde und Ruhe aufrecht erhalten und die Phrasenmacher als solche entpuppte, aus eben dieser Stärke schloß sie auf Schwäche, als wenn jemals von dem, welcher das Schlachtfeld behauptet als dem Besiegten und vom Angreifer als Sieger geredet werden dürfe. Aber in einer eigenen Art von Begriffsverwirrung scheinen die Menschen zu leben. So wurden die ungarischen Sänger, die am Freitag am 21. Juli mit dem Dampfschiff von Aussig her nach Dresden zum Sängerfest fuhren, von vor ersten sächsischen Grenzstadt gleich heimkehrenden Vaterlandsrettern mit wiederholten Böllersalven empfangen, daß Berge und Thäler widerhallten. Auf dem böhmisch-sächsischen Bahnhofe hatten sich Mitglieder des Festcomites mit einer sächsischen Militairmusikkapelle eingefunden, die zu Ehre der Brüder die Nationalhymne derselben spielten. Weißgekleidete Mädchen streuten den Helden Blumen auf den Weg. Wie die

Festberichte ferner ausdrücklich zu erwähnen für gut hielten, erfreute man sich der ungarischen Physiognomieen, der ungarischen Nationalkostüme und Farben. Was aber zu Ehren der preußischen Fremden geschah, ist nirgends Meldung geschehen, wie viel preußische Banner eigentlich wehten, darüber schweigt ebenfalls des Sängers Mund. Und doch nimmt man zuweilen an, daß sogar im preußischen Staate einige Deutsche wohnen sollen. Dagegen wurde kurz vor Beginn des Festes in einer amtlichen Berichtigung darüber, daß die Cholera nicht in Dresden sei, einem ganzen „benachbarten Staate" der Vorwurf gemacht, daß von demselben aus, dieses Gerücht verbreitet worden sei, anstatt einfach in dem bestimmten Falle zu Werke zu gehen und z. B. zu sagen, die von der „Schleizer-Greizer-Landeszeitung" gebrachte Nachricht von dem Auftreten der Cholera bei uns, bestätigt sich glücklicherweise nicht. Aber Zweifel darüber zu lassen, ob Staaten, darunter einen mit beinahe Zwanzig Millionen, die Verantwortlichkeit dafür aufzubürden, daß sie den guten Dresdnern ihr Vergnügen haben nehmen wollen, das klingt krankhaft gereizt. Auch die vor einem Monat gebrachte Meldung der „Schlesischen Zeitung", einem gewiß allbekannten liberalen Organe, die Sänger aus Preußen würden sich voraussichtlich nicht einer gleich aufrichtigen und herzlichen Aufnahme wie die Uebrigen erfreuen, wird in Nr. 5 der „Festzeitung" als „ein **oberfauler reactionärer** Witz" bezeichnet, wie man denn überhaupt hier jegliche noch so augenscheinlich in der Natur der Dinge begründete Kundgebungen und Maßnahmen irgend welcher Preußen oder gar preußischer Behörden als ganz exorbitant und demonstrativ zu verschreien bemüht ist. Irgendwo in der Provinz hatte unter anderem der Chef seinen Beamten, die gleichzeitig gen Sachsens Hauptstadt wallen wollten um zu singen, den erbetenen Urlaub aus Dienstrücksichten nicht genehmigen können, sofort kommt dies als etwas ganz absonderliches in die öffentlichen Blätter Sachsens. Und bei alledem erlaubt man sich in der Sprache gegen uns einen Ton anzunehmen, der wirklich von einer argen Begriffsverwirrung zeigt und in der That von einem wirklichen Verkennen der realen Zustände Zeugniß ablegt. Es hat sein Bedenken, wenn monarchische Organe eines kleinen Stäätleins die mehr oder minder dem Bestehenden feindlichen Anschauungen und Gebräuche nur deshalb mit seiner Zustimmung unterstützen, weil man dadurch einem „benachbarten Staate" momentan Unpopularitäten und Verlegenheiten bereiten zu können glaubt. Bevor ich jedoch in meinem Berichte fortfahre, muß ich — um jedwedes Mißverständniß zu vermeiden — ein für alle Mal mit ganzer Entschiedenheit erklären, daß ich vollkommen mit dem ersten Theile der auf dem Festplatze gehaltenen Rede des Herrn Professors Fricke im Betreff des Gesanges einverstanden bin. Man kann die Kunst des Gesanges hoch verehren. Man muß das gemüthreiche deutsche Volk vorzugsweise als den Träger dieser schönen Kunst ansehen. Man darf dem gemeinsamen Streben nach solchen edlen Kunstzielen seine große Anerkennung gewiß nicht versagen; aber das alles schließt doch nicht aus, daß man sein Auge nun absichtlich zudrücke

Digitized by Google

wenn noch ganz andere, als reine, lautere Kunstzwecke mit untergeflochten werden. Der größere Theil der Schaaren, welche in ihren Ausflügen von Dresden bis nach Tetschen sich ergossen und die ihrer Mehrzahl nach dem ehrbaren Handwerkerstande anzugehören schienen, war häufig mehr als in einer fröhlichen Stimmung, sang auch gerade nicht immer klassische Lieder. Nun macht es, namentlich im Gegensatze zu den in jenen Kreisen landläufigen Anschauungen, einen ziemlich komischen Eindruck, wenn man einen sonst recht wackeren Schuhmachermeister mit dick gerötheter Nase erblickt, der die ganze Brust mit bunten Ordensbändern und silbernen und goldenen Medaillen besäet hatte; was soll man ferner dazu sagen, wenn die gesammten Zeitungen des Sachsenlandes voll davon sind, daß diese durchaus friedlichen und allem Militärischen unbedingt abholden Männer und Jünglinge, nur allein „taitsch" sein wollen in ihren verschiedenen Corps, je mit einer Militärmusikkapelle an der Spitze ihre Fahnen, bewacht von bärtigen Männern mit blinkenden Schwertern, (das offizielle Organ des Programms bezeichnet dieselben unter Nr. 9 als: „Eine Anzahl Fechter"!) nach der Festhalle hinbringen und unter großen soldatischen Gepränge anderen Tages wieder abholen. — Das sind freilich nur untergeordnete Nebendinge, die indeß für die eigentlichen Macher characteristisch genug sind und in Bezug auf ihre Gesammttendenz betrachtet und beurtheilt sein wollen.

Ist es aber noch das reine Kunststreben, wenn das ministerielle „Dresdener Journal" in zwei aufeinander folgenden Tagen in den beiden Nummern 169 und 170, die Festrede des königlichen sächsischen Professors Herrn Dr. Fricke, „deren Text" das Beust'sche Organ seiner besonderen Erklärung zufolge, sich „von dem Herrn Redner erbeten hatte", mit der Stelle verbreiten läßt, wo es heißt:

„Und wollte Jemand mir die Frage stellen, wenn ich am mächtigsten, am überwältigendsten des Liedes Gewalt empfunden habe: wollte er fragen, wo die Geheimnisse seiner wunderbaren Macht am unwiderstehlichsten auf mich eingedrungen sind: — so würde ich antworten und sagen: damals habe ich sie am mächtigsten empfunden als Deutschlands heiß geliebtes, echt deutsches **Schmerzenskind noch bis zu dieser Stunde**, Schleswig-Holsteins Volk, von dem das Sprüchwort sonst sagt: es finge nicht, vor nun mehr als Jahresfrist zu Volksversammlungen zusammentrat, sich und Deutschland zu geloben, daß es deutsch bleiben wolle, es koste, was es wolle, als es zu seinem und seines Herzogs Recht vor Gott und aller Welt sich bekannte und feierlich mit Gottes Wort gelobte, daß Recht ihm Recht bleiben solle, auch wenn Gewalt versuchen möchte vor Recht sich zu stellen — und als es in diesen feierlichen Zusammenkünften fast immer begann und schloß mit dem vieltausendstimmigen Gesange" u. s. w.

Hat denn dieser sächsische Herr Professor gar keine Erinnerung davon, daß „vor nun mehr als Jahresfrist" die Preußen mit „vieltausend" Wunden

Digitized by Google

bei Düppel und auf Alsen gekämpft haben und diese Preußen, welche schon drei Jahre, 1848, 1849 und 1864, hindurch ihren Seehandel des dänischen Krieges wegen opferten, sind sie etwa keine Deutschen, da die Schleswig-Holsteiner „noch bis zu dieser Stunde" wie unter den Dänen die gleichen Schmerzenskinder sein sollen? Wenn dagegen die Sachsen und Lichtensteiner plötzlich keine Sachsen und Lichtensteiner, sondern einzig Deutsche sein sollen, so möchte man den gelehrten Herrn Scholastikus fragen, ob derselbe sein Gehalt aus der königlichen sächsischen Kasse oder aus einer großen deutschen Kasse empfängt?

So sind nun einmal die deutschen Ideologen. Sie vergessen immer, daß zwischen Wollen und Können ein gewaltiger Unterschied existirt. — Am eifrigen Willen, Preußen größtmöglichen Schaden und Nachtheil zuzufügen fehlte es diesen „Deutschen" ohnehin nicht. Aber ihre Blindheit läßt sie überall scheitern. Hätten diese Schwärmer Einsicht in die thatsächlichen Schwierigkeiten, welche zu überwinden waren, um die Dänen gewaltsam aus dem Lande zu drängen, so würden sie sich sagen müssen, daß die außergewöhnlich starken dänischen Bollwerke nicht mit der persönlichen Tapferkeit allein sondern mit großartigen artilleristischen Hilfsmitteln, wie sie von allen deutschen Mächten ausschließlich nur Preußen und Oesterreich besitzen, zerstört werden konnten. Durch den bloßen Schall wie weiland die Mauern von Jericho, Herr Professor, ging es wahrlich nicht. Ob Oesterreich gerade in der Lage war, sein Belagerungsmaterial tief aus seinem Innern fern nach dem hohen Norden zu transportiren, möge hier unerörtert bleiben. — Naturgemäß fiel eine solche Aufgabe Preußen zu, das überdies in einer günstigeren Lage war. Genug Preußen war der eigentliche Retter. — Und in welchem Grade nun ein schleswig-holsteinisches Schmerzenskind gegen seinen opferfreudigen Befreier auftritt, dies hat außer den Berichten der sächsischen Presse noch die für die nach Dresden gezogenen Deutschen ausdrücklich bestimmte „Fest-Zeitung für das Erste Deutsche Sängerbundesfest in Dresden 1865, herausgegeben vom Festausschuß," in ihrer Nr. 13 in folgendem Zusammenhange mit der Erklärung des Herrn Ministers der Auswärtigen aufbewahrt: „An die Lieder des Leipziger Gesangsvereines Paulus schloß sich der allgemeine Gesang des Liedes „Schleswig-Holstein", dirigirt von R. Tschirch. Darauf feierte Herr Carl Rethwisch, Vorstand der Schöneberger Liedertafel in der Probstei (Schleswig) das gesammte große All-Deutschland, indem er in seiner, von maßlosem Jubel oft unterbrochenen Rede hauptsächlich betonte:

— — —: Die Fahne des schleswig-holstein'schen Volkes wird stets da leuchten, wo Schwarz-Roth-Gold seine Fahne entfaltet. Wir kommen, deutsche Brüder, als Bittende zu Euch. Ihr Alle wißt, daß mit dem, was geschehen, noch lange nicht die Freiheit errungen ist. Aber wir Schleswig-Holsteiner wissen auch wohl, wenn auch noch so tiefe Wunden uns geschlagen werden, Ihr könnt sie wieder heilen. Denn sagt, was wollen wir denn eigentlich?

Digitized by Google

Wir wollen für Holstein nur das Recht,
Wir wollen keine neuen Sklavenbande,
Wir waren lang genug der Dänen Knecht,
Wir woll'n nicht zieh'n von Schande hin zur Schande,
Wir wollen das, was wir erkannt als echt,
Was wir zu Rendsburg einst beschworen,
Das wollen wir, nur unser Recht!

Während dieser Zeit war Se. Excellenz Herr Staatsminister Freiherr von Beust erschienen und nahm Herr Kapellmeister Tschirsch aus Berlin die Gelegenheit wahr, den anwesenden Sängern dieses freudige Ereigniß mitzutheilen und auf Herrn von Beust ein Hoch auszubringen, wobei er besonders darauf hinwies, wie Herr von Beust es sei, von dessen Verwendung und dessen Schutze namentlich es abgehangen habe, das Fest in Dresden überhaupt abhalten zu können, wie es ihm auch wohl zu danken sei, daß Se. Majestät der König von Sachsen sich selbst so sehr für das Fest interessirt habe.

Als der seinen Worten folgende Jubel endlich verstummt war, betrat Herr von Beust die Rednerbühne, einen wahren Jubelsturm hervorrufend, und sprach seinen Dank in folgenden Worten aus:

„„Meine Herren! Sie haben mir soeben eine große Ehre erwiesen, eine große Freude bereitet. Der geehrte Vorredner hat mein Verdienst indeß weit über das erhoben, was es war. Ich durfte nur einfach meinem Gefühle folgen gegen Sachsen, gegen Deutschland, wie sich dies gebührte. Erlauben Sie, daß ich nur in wenigen Worten meinen herzlichen Dank Ihnen ausspreche. Es ist in den letzten Jahren viel gesprochen worden. Wohl Ihnen, die Sie berufen sind, das deutsche Lied zu verherrlichen, das deutsche Lied, das noch nicht abgenutzt ist und das einen guten Klang und eine große Zukunft hat. Darum rufe ich: es lebe hoch der deutsche Gesang, es lebe hoch der deutsche Sängerbund, es lebe hoch das deutsche Vaterland!““

Diese tiefzündenden Worte gaben dem zweiten Festtage einen hochfreudigen Abschluß.“ —

Aber in einer zweiten Rede machte das verzogene holsteinische Schmerzenskind in viel deutlicheren Worten, die wir hier wiederzugeben Bedenken tragen müssen, die man in der „Constitutionellen Zeitung“ gedruckt nachlesen kann, seinen feindseligen Absichten gegen Preußen Luft und wies zur Durchführung derselben auf das Bündniß mit Gesammt-Deutschland hin. Ja, diese „Constitutionelle Zeitung“ offenbarte in einem Leitartikel die politische Bedeutung und die politischen Zwecke, welche mittels des gemeinsamen Sängerfestes zur ferneren Befreiung der Herzogthümer erreicht worden sind. Um endlich die volle Befriedigung mit dem erreichten politischen Resultat beider Theile darzuthun, erklärt diese Zeitung in ihrer Sonnabendnummer: „Die Sänger Schleswig-Holsteins (die übrigens auch den Chef dieses Blattes beim Vorüberziehen mit Gesang und Hoch! begrüßten) fügen ihrem

Abschiedsgruß die Versicherung bei: „Dresden hat unseren Muth gestärkt, fest zu stehen für deutsches Recht und deutsche Freiheit.“

Es ist daher nicht leicht zu beschreiben, in welchem hohen Grade das ursprüngliche einfache und harmlose Kunstfest zu allerhand directen und indirecten Kundgebungen gegen Preußen ausgenützt wurde. Müßte ich in meinem letzten Briefe auf die Abgeschmacktheiten hinweisen, die man aus bloßem Preußenhaß gegen uns ersinnt, so erlaube ich mir zum Schluß dieses Schreibens die Erzählung mitzutheilen, mit welcher sich ein Wiener Correspondent zu ermuthigen scheint, wenn er Folgendes berichtet:

„Bewies man schon mit außerordentlichen Demonstrationen den Schleswig-Holsteinern die lebhaftesten Sympathien, so steigerten sich diese allerwärts beim Erscheinen der Wiener bis zum Culminationspunkt. Die Damen küßten die Wiener, während ein hoher Offizier, man sagt ein Adjutant des Königs, dem Fahnenträger mit den Worten: „für den klugen Kaiser Franz Joseph“ einen prachtvollen Kranz zuwarf. Der König, welcher während des ganzen Zuges auf dem Balkon war, fand des Grüßens kein Ende, als **Schleswig-Holstein mit Wien** vorüberzog. **Herr von Beust bewarf beide mit einem förmlichen Blumenregen.**“

Ei Herr Jeeses, des wäre Revanche bour Rendspourk.

Druck von A. Paul & Co. in Berlin, Kronenstraße 21.

Digitized by Google

Das Fest Classen-Kappelmann.

Wir haben es bisher unterlassen, uns in dieser Zeitschrift näher und eingehender mit dem Feste zu beschäftigen, welches jüngst in Köln Herr Classen-Kappelmann zu Ehren der oppositionellen Abgeordneten ins Leben zu rufen versucht hat. Der Verlauf dieses Ereignisses trug zunächst vorzugsweise einen anekdotischen Charakter; einzelne Züge desselben zu schildern, war daher Aufgabe der täglich erscheinenden Blätter.

Für die Revue bleibt aber die Pflicht den Hergang in seinen tiefern Beziehungen zu erfassen und darzustellen. Das kann nach zwei Seiten hin geschehen; indem einmal die hohle und sich überhebende Demonstrationslust aufgedeckt wird, oder indem der Blick auf das Verhalten der Behörden sich richtet und in diesem die Zustände erkennt, zu welchen die öffentliche Autorität jetzt gedrängt wird.

Auch eine nähere Schilderung der Parteiumtriebe, welche den Hintergrund jenes beabsichtigten Festes bilden, möchte eine überflüssige Arbeit sein; dieselben sind gekennzeichnet genug. Es ist die haarsträubende Zeitrichtung gänzlicher Geistlosigkeit, welche nichts weiß und nichts versteht, als Spektakel zu machen. Ob aus diesem sich weitergehende Folgen entwickeln, wird dem Zufalle oder der bethörten Menge überlassen. Fast möchten wir Herrn Classen entschuldigen, wenn wir sehen, wie deutsche Herren auf Schützentagen, deutsche Minister auf Sänger- und Turnerfesten denselben Humbug getrieben haben.

Wir beschränken uns daher heute darauf, das Verfahren der zuständigen Behörden näher ins Auge zu fassen und hiermit einige allgemeine Reflexionen zu verknüpfen.

Wir haben es mit Dank und rühmend anzuerkennen, daß die zunächst berufenen Behörden ihre Pflicht in vollem Umfange gethan haben.

Der Polizei-Präsident von Köln ist von vorn herein einem Unternehmen entgegengetreten, welches er für gesetzwidrig hielt, und er hat hierbei, wenigstens soviel bisher bekannt geworden, aus eigenem freiem Antriebe gehandelt. Wir betonen dies ganz besonders und um so mehr, als wir selbst in conservativen Zeitungen Andeutungen gefunden haben, dahin gehend, daß anders, namentlich geschickter hätte verfahren werden können. Wir möchten dies bestreiten; bequemer für sich konnte der Polizei-Präsident allerdings handeln.

Es wäre dies geschehen, wenn das Fest von vorn herein nicht verhindert worden wäre; wenn sich der Polizei-Präsident darauf beschränkt hätte, den Verlauf zu überwachen, bei erster sich darbietender Gelegenheit, die jeden-

Digitized by Google

falls sehr bald eingetreten wäre, zur Auflösung zu schreiten und es hinterher der Entscheidung der Gerichte zu überlassen, in wie weit Gesetzwidrigkeiten vorgekommen seien.

Ein solches Verfahren würde aber nur eine halbe Pflichterfüllung gewesen sein.

Die öffentlichen Behörden, ganz besonders die der executiven Verwaltung sind dazu berufen, Gesetzwidrigkeiten zu verhindern und nur wenn sie dieses thun, werden sie ihre Stellung voll ausfüllen und hiermit auch die volle Auctorität erlangen. Der Wagen, welcher in voller Carriere durch die Straßen fährt, soll aufgehalten und nicht erst gewartet werden, daß er einige Menschen beschädigt hat.

Daß dies ohne polizeiliche Willkühr und Nergelei geschehe, ist eben die Aufgabe, allerdings die schwierige, der betreffenden Behörde. Während in früherer Zeit hierin nach der einen Richtung hin zu viel geschah, ist man jetzt in das andere Extrem verfallen, gar nichts zu thun.

Man läßt die Dinge gehen, wie sie eben wollen, und ist das Ende ein schiefes, so begnügt man sich, die Sache an die Staatsanwaltschaft abzugeben. Und gleichwohl beklagt man sich, daß das Ansehen und der Einfluß der verwaltenden Behörden immer tiefer sinke. Es wird Sache derselben sein, durch die eigene, stramme aber auch gesetzliche, Action sich die verloren gegangene Auctorität wieder zu verschaffen.

Hiermit kann auch am Besten und sichersten die Behauptung unserer politischen Gegner entkräftet werden, daß von der Verwaltung und der ihr anhängenden Partei auf einen Conflikt speculirt werde. Was wäre in Köln leichter, ja was gewisser gewesen, als den Unfug zum Ausbruche kommen zu lassen und ihn dann, mit den gerade dort so reichlich zur Disposition stehenden Mitteln niederzuschlagen. Herr Claffen würde dann, statt des jetzt gefeierten, muthmaßlich ein stiller Mann sein. Gleichwohl danken wir es dem eingeschlagenen Verfahren, daß es hierzu nicht gekommen ist.

Wenn übrigens bei dem ganzen Vorgange vielfach die Personen des zeitigen Polizei-Präsidenten und Regierungs-Präsidenten genannt worden sind, so erinnern wir daran, daß es eine Zeit gab, wo an des Einen wie des Andern Energie wohl gezweifelt ward, ob mit Recht, bleibe dahingestellt.

Haben sich beide Beamten über Nacht geändert, oder lag hinter dem unschuldigen Feste doch noch ein Mehreres als bloßer Humbug?

Dies sind interna der Verwaltung; wir an unserem Theile haben uns darüber zu freuen, daß irgend eine Behörde im weiten Vaterlande, endlich doch die Pflicht gefühlt hat, die Auctorität ihrer amtlichen Ueberzeugung und Stellung zum Ausdruck zu bringen.

Auch über andere Behörden haben wir uns anerkennend auszusprechen. Wir betonen die Gemeinsamkeit der Action, die gegenseitige Unterstützung, welche die eine Behörde der andern gewährt hat.

Bereits vorstehend haben wir darauf hingewiesen, daß der Regierungs-Präsident zu Köln es nicht abgewiesen hat, das Vorgehen des Polizei-Prä-

Digitized by Google

sidenten mit seiner Auctorität zu stützen. Nur ungern haben wir, beiläufig, irgend eine Notiz über die Stellung des Oberpräsidenten vermißt. So sehr wir es billigen, daß die Centralstelle von Berlin aus sich nicht eingemischt hat, so sehr würden wir es doch für indicirt erachtet haben, daß der Oberpräsident der Provinz Notiz von einem Vorgange genommen hätte, der jedenfalls über die Mauern von Köln hinausreichte.

Von dieser Lücke abgesehen, hat sich der Polizei-Präsident der kräftigen Unterstützungen der zuständigen Militärbehörde zu erfreuen gehabt. Etwas Anderes war von den Trägern des Königs Rock nicht zu erwarten.

Besonders heben wir aber hervor, daß auch das Haupt der städtischen Communalverwaltung dem Andrängen der Faiseurs widerstanden hat. — Hieran möge sich mancher Ober- resp. Bürgermeister spiegeln. Eigentlich ist diese Gemeinsamkeit beider städtischen Behörden selbstverständlich; wie soll der Staat, wie soll auch nur ein einzelnes Gemeindeleben gedeihen, wenn die Behörden nicht Hand in Hand gehen?

Von politischen Beziehungen soll hier gar nicht die Rede sein; kann wohl irgend ein Zweig des Kölner Gemeindelebens gedeihen ohne Hülfe und Stütze der executiven Polizei, ja kann auch nur der alljährliche Kölner Narrenzug während des Faschings ohne diese Hülfe durch die Straßen ziehen.

Der Oberbürgermeister that daher nichts als seine allergewöhnlichste Schuldigkeit wenn er ein städtisches Lokal einem Feste versagte, was der Polizei-Präsident verboten hatte und wenn wir ihm dies zum Verdienst anrechnen, so ist es ein Zeichen der gänzlich zerrütteten und zerfahrenen öffentlichen Zustände, daß das Selbstverständliche besonderes Lob verdient.

Wie weit die jetzige Zeit in diesen Verirrungen, ganz besonders auf dem Gebiete der Communalverwaltung bereits gekommen ist, dies beweisen fast täglich die oppositionellsten Wahlen zu städtischen Aemtern und dies beweisen die wiederholten Zuschriften, welche in dieser Angelegenheit die Herren Classen und Consorten an den Oberbürgermeister gerichtet haben. Eine Anzahl von Stadtverordneten entblödet sich nicht in Beschwerden, die von vorn herein auf die Publication durch die Zeitungen berechnet gewesen zu sein scheinen, sich zu dem Grundsatze zu bekennen, daß der Oberbürgermeister vorzugsweise dazu da sei, Bürger, die gegen die obrigkeitliche Auctorität demonstriren, in diesem Gebahren zu unterstützen.

Wenden wir uns schließlich zu einer andern Phase dieser Angelegenheit, so können wir für diese unser lebhaftes Bedauern nicht zurückhalten.

Es richtet sich dasselbe indessen nicht gegen die Auffassung und Action der Behörden, sondern gegen die Lage der zeitigen Gesetzgebung.

In Anwendung der Bestimmungen des Vereinsgesetzes löst der Polizei-Präsident zu Köln das Fest-Comite auf.

Dieses legt Berufung an die richterliche Entscheidung ein, und die Erkenntnisse zweier Instanzen geben der Auffassung des Polizei-Präsidenten Unrecht, wobei es nicht darauf ankommt, ob in der Beurtheilung der thatsächlichen Verhältnisse, ob in der Anwendung der Rechtsfrage die Abweisung zu suchen ist.

Die Hauptsache bleibt für uns, daß über die pflichtmäßige Action der

Digitized by Google

verwaltenden obrigkeitlichen Auctorität die zweite gleichfalls obrigkeitliche Auctorität des Gerichtshofes überhaupt gesetzt ist.

Es begegnet uns dieser Appell von der Verwaltungsbehörde an die Gerichtsinstanz überhaupt in mehreren Gesetzen der neueren Zeit.

Wir sind keineswegs dem Grundsatze entgegen, daß über Fragen des Mein und Dein, welche die Verwaltung angeregt haben möchte, daß über privatrechtliche Verletzungen resp. Entschädigungen schließlich auf dem Rechtswege entschieden werde, wir verwerfen aber den Grundsatz innerhalb der Gesetzgebung, daß über Auslegung und Deutung der von der Verwaltungsbehörde zu handhabenden Gesetze eine Controlle resp. höhere Instanz durch den Gerichtshof zulässig sei.

Die Beamten, die verwaltenden wie die richterlichen, sind allesammt Menschen, die dem Irrthum unterworfen sind, die Einen so gut wie die Andern. Die Sicherheit des Publikums gegen fahrlässigen oder absichtlichen Irrthum wird daher allein in der Erfahrung und Pflichttreue der betreffenden Beamten zu suchen sein. Ueber die Zulässigkeit einer Verwaltungsmaßregel die richterliche Entscheidung zu statuiren, heißt daher nichts mehr und nichts weniger, als diese Befähigung und Pflichttreue in höherem Maße bei den Gerichtsbehörden voraussetzen, als bei den Verwaltungsbeamten, es heißt die Auctorität dieser letztern in den Augen des Volkes brechen und dieselbe ausschließlich den Gerichtsbehörden vindiciren. Ein solches Princip untergräbt zunächst das Vertrauen des Volkes zu den Verwaltungsbeamten, es macht diese selbst zu machtlosen Trägern der Auctorität und was das Schlimmste ist, es führt nicht allein zur Isolirung sondern zur maßlosen Ueberhebung der Gerichtsbehörden.

Die Früchte dieser Situation ernten wir zur Zeit in unserem öffentlichen Leben, ganz besonders insoweit sich dasselbe in dem Abgeordnetenhause geltend macht.

Diese Erschütterung ergreift nicht blos die lokalen Verwaltungsbehörden, sondern sie richtet sich eben so gegen die höheren Instanzen.

Es giebt nur zwei correcte Wege, entweder man lasse auf dem Gebiete der Verwaltung gar keinen Instanzenzug zu, oder man gestatte denselben innerhalb der bestehenden Verwaltungsbehörden selbst. Das Verfahren aber den lokalen Verwaltungsbehörden eine Action, eine Handhabung der Gesetze nicht blos zu gestatten, sondern auch nachdrücklichst abzuverlangen und hinterher die Rechtsbeständigkeit in eine Entscheidung richterlicher Aussprüche zu verlegen, steht völlig in der Luft.

Früher hielt die preußische Gesetzgebung den naturgemäßen Gang inne, daß von der einen Verwaltungsbehörde an die höhere und schließlich an die höchste, Beschwerde geführt werden konnte. — Seit den vierziger Jahren schlichen sich Gesetze ein, welche die oberen resp. die obersten Beschwerdeinstanzen beseitigten; der heimlich schleichende Liberalismus bemühte sich den Einfluß der Ministerialinstanz zu brechen. Erst nach dem Jahre 1848 galt es, nicht blos die obersten Spitzen der Verwaltung abzuschwächen, sondern die Verwaltung in ein untergeordnetes Verhältniß zu drängen.

Digitized by Google

Merkwürdig genug ward dieser Tendenz selbst innerhalb eines früheren conservativen Ministeriums Raum gegeben und fand dort seine Träger, so viel uns bekannt, vorzugsweise in einem Mitgliede, welches als es innerhalb der neuen Aera Proben seiner bisherigen conservativen Grundsätze ablegen sollte, in diesem tentamen gerade nicht cum laude bestand.

Erhob man sich damals zu einem conservativen Gesetzentwurfe, so schreckte man gewissermaßen vor dieser Energie zurück und als Sicherheits-Ventil ward ein Paragraph aufgenommen, durch welchen die conservativen Grundsätze des Gesetzes, als Dampf wieder herausfuhren.

Selbst bei Vertheidigung solcher Gesetzentwürfe ward beschwichtigend und beruhigend bemerkt, die Sache sei nicht so bedenklich, als sie aussehe; die innerhalb des Gesetzes den Verwaltungsbehörden eingeräumten Rechte kräftiger Action seien ja provisorischer, wenn nicht gar illusorischer Natur und zerfielen in Nichts, gegenüber der in demselben den richterlichen Behörden eingeräumten Machtstellung.

Daß dieser Zustand in dem Kölner Falle aufgedeckt worden ist, ist ein hoher Gewinn, wenn die gegenwärtige Verwaltung dieses warnende Beispiel richtig zu würdigen weiß.

Die Sache spielt sogar sich noch weiter fort; mit einem gewissen Hohn wird dafür Sorge getragen, daß Alles was drum und dran hängt an jenem verunglückten Feste, zur richterlichen Entscheidung gestellt wird.

Solche Umtriebe werden zuletzt mit der Stellung der verwaltenden Behörden unverträglich und es ist die höchste Zeit Sorge zu tragen, daß Erkenntnisse, welche im Namen des Königs gefällt werden, nicht zur Kurzweil democratischer Farçeurs dienen.

Es wird jetzt viel hin und her berathen und gesprochen, wie ein Wahlgesetz zum Abgeordnetenhause beschaffen sein müsse, um Elemente des Umsturzes von der Landesvertretung fern zu halten.

Das Wahlgesetz allein macht es ganz gewiß nicht.

Man schaffe die innern viel tiefer liegenden Gebrechen unseres staatlichen Lebens ab und dieses wird auch in seinen Vertretern wieder zu einem gesunden Ausdruck gelangen.

Mitbesitz.

Die Mitregierung ist für Holstein keine neue Einrichtung. Kennten die Schleswig-Holsteiner ihre Geschichte, so würden sie wissen, daß Jahrhunderte hindurch in jenen Landen der König von Dänemark und der Herzog von Gottorp Mitregierer waren, indem sie neben ihren besondern Landestheilen

Digitized by Google

noch gewisse gemeinsame Angelegenheiten, besonders die ständischen Sachen in einer Art Gesammtregierung verwalteten. Oder kennen die Schleswig-Holsteiner ihre Geschichte zu gut, um nicht der Thatsache eingedenk zu sein, daß die Mitregierung trotz mannigfacher Verträge über Form und Umfang derselben eine Quelle fortwährenden Confliktes war?

Unter den Veranlassungen, durch welche die Zwistigkeiten zwischen den beiden mitregierenden Herzögen genährt wurde, war die Besetzung des Bisthums Lübeck eine der bedeutsamsten.

Beide Häuser — das königlich dänische und das herzoglich gottorpische — suchten von der Zeit an, wo die Primogenitur bei ihnen eingeführt war, ihren Prinzen durch das Bisthum Lübeck eine standesgemäße Position zu geben. Das gottorpische Haus, welches stets das gewandtere und von seinen Diplomaten besser bedient war, hatte indessen schon einige Jahre vorher gewußt, den Prinzen Johann Adolph zum Bischof erwählen zu lassen und war zu diesem Zwecke 1586 mit dem Domkapitel zu Lübeck eine Capitulation eingegangen. Auf diese Weise waren bereits vier Prinzen des gottorpischen Hauses nach einander, jedesmal durch freie Wahl des Domcapitels, zu Bischöfen gewählt worden, als auf dem westphälischen Friedenscongresse die Rede davon war, das Stift Lübeck zu säculariſiren. Der damals regierende Herzog von Gottorp, Friedrich der Dritte, schickte seinen Geheimrath, den Domprobst von Winterfeld, im Jahre 1647 an das Lübeckische Capitel, und ließ durch denselben vorstellen, daß auf dem Friedenscongresse zu Münster und Osnabrück gefährliche Anschläge wider das Stift vorhanden seien; daß er, der Herzog, aber keine Kosten und keine Mühe sparen werde, selbige zu hintertreiben, und das Stift aufrecht zu erhalten, wenn das Capitel sich anheischig machen wolle, außer dem gegenwärtigen Bischof und Coadjutor noch sechs Bischöfe nacheinander aus dem Gottorpischen Hause zu wählen, wobei jedoch in Betreff der Person völlige Wahlfreiheit statt finden sollte. Das Domcapitel war sich nicht einig über diesen Antrag. Der Domherr Joh. Wahrendorf, Abgeordneter desselben auf dem Friedenscongresse, behauptete in einem Schreiben vom 2. Juni 1647, die Sache habe keine Eile. Wahrendorf gab sogar dem Domherrn Ludw. Schmiedten den Auftrag, nöthigen Falls im Capitel zu protestiren. Dessenungeachtet ward der Gottorpische Antrag vom Capitel genehmigt. Der Vertrag, auf das bündigste ausgefertigt, ist vom 6. Juli 1647. In Gemäßheit desselben sollten nach dem damaligen Bischof Johann und dem schon postulirten Coadjutor Johann Georg noch sechs Prinzen aus dem Gottorpischen Hause nach einander zu Bischöfen oder Coadjutoren gewählt werden, jedoch mit der Clausel, daß wenn das Gottorpische Haus bis auf eine noch übrige Person aussterben sollte, alsdann der Vertrag als erloschen anzusehen sei, indem in einem solchen Falle von keiner Wahl die Rede sein könne.

Der damalige Bischof Johann starb den 18. Februar 1655, und der Coadjutor Johann Georg, welcher in Italien war, sieben Tage darauf. Jetzt trat der Fall ein, daß der obige Vertrag zum erstenmale zur Anwendung kam. Das Domcapitel wählte einstimmig den Herzog Christian Albert,

Digitized by Google

Sohn des regierenden Herzogs von Gottorp, Friedrich des Dritten, und Bruder des verstorbenen Coadjutors, zum Bischofe. Christian Albert war damals 15 Jahre alt. Im folgenden Jahre 1656, den 6. Juni, ward sein jüngerer Bruder, August Friedrich, noch nicht 11 Jahre alt, zum Coadjutor des Hochstifts gewählt. Christian Albert war vier Jahre Bischof gewesen, als sein Vater im August 1659 starb, und er die Regierung des Herzogthums antrat. Er konnte nunmehr, in Folge seiner Wahlcapitulation, nicht länger Bischof von Lübeck bleiben. Unterdessen hatte man im Königl. Dänischen Hause den Vertrag des Gottorpischen Hauses mit dem Lübeckischen Domcapitel ungerne gesehen, indem dadurch dem erstgenannten Hause vor der Hand jede Aussicht benommen worden war, seine eigenen Prinzen zu Bischöfen ernannt zu sehen. König Friedrich III. verlangte daher, daß jetzt sein Mündel, Herzog Johann August, zum Coadjutor gewählt werden möge. Allein das Domcapitel trug Bedenken, sich auf diesen Antrag einzulassen. Da aber der Coadjutor August Friedrich, welcher jetzt Bischof hätte werden sollen, noch sehr jung war: so ward durch einen Capitular-Beschluß vom 1. Dec. 1660 beliebt, daß Bischof Christian Albert, ungeachtet seines Regierungs-Antrittes und seiner Wahl-Capitulation, das Bisthum noch bis zum 6. Mai 1666 behalten möge. Derselbe wartete jedoch diese Zeit nicht ab, sondern resignirte bereits im Jahre 1664 zu Gunsten seines Bruders, des Coadjutors Friedrich August; behielt sich aber vor, daß er wiederum an die Stelle seines Bruders zum Coadjutor ernannt werde. Das Domcapitel fand sich in Verlegenheit gesetzt, und beschloß, die Bischofswahl bis auf den vorhin bestimmten Termin, am 6. Mai 1666, auszusetzen. Jetzt trat der Fall ein, daß der Coadjutor zum Bischofe, und der Bischof wiederum zum Coadjutor gewählt wurde. Jedoch mußte der abgehende Bischof und nunmehrige Coadjutor, Herzog Christian Albert, sich anheischig machen, die Coadjutorei niederzulegen, sobald ihm männliche Erben geboren würden. Sein Coadjutorat war also von Rechtswegen erloschen, als ihm im Jahre 1671 der Prinz Friedrich, und 1673 der Prinz Christian August geboren wurden.

Wiewohl diese Wahlen in Uebereinstimmung mit dem mehrgedachten Vertrage von 1647 geschehen waren: so hielt Herzog Christian Albert es dennoch für rathsam, seinen Schwiegervater, den König Friederich den Dritten von Dänemark, zu einer förmlichen Anerkennung desselben zu bewegen. Dies geschah auch wirklich in dem zweiten Artikel des sogenannten Glückstädtischen Recesses vom 13. Oktober 1667.

So war die Lage der Dinge, so lange König Friederich III. lebte. Unter seinem Sohne und Nachfolger, Christian V., gewann die Angelegenheit eine andere Gestalt. Man konnte in Copenhagen den Lübecker Vertrag von 1647 und den Glückstädter Receß von 1667 nicht verschmerzen. Der Vertrag, behauptete man, sei durch unrichtige Voraussetzungen erwirkt worden, da auf dem Westphälischen Friedenscongresse dem Bisthum Lübeck keine Gefahr gedroht habe. Ueberdies sei der Vertrag dem kanonischen Rechte gänzlich zuwider. Kein Capitel dürfe sich nach demselben seine Wahlfreiheit

Digitized by Google

beschränken lassen, oder sich derselben selbst begeben. Ein Theil des Domcapitels theilte diese Ansicht, ein anderer Theil glaubte, darauf erwiedern zu können: ob auf dem westphälischen Friedenscongresse die Säcularisirung des Bisthums Lübeck zur Sprache gekommen, sei eine Sache, welche durch keine Urkunden zu erweisen sei, gerade weil sie nicht zur Ausführung gebracht, und also auch nichts darüber in Schrift verfaßt worden sei, allein aus demselben Grunde könne auch die Nicht-Existenz einer solchen Gefahr eben so wenig bewiesen werden. Und da alle norddeutschen Bisthümer, Magdeburg, Bremen, Verden, Minden, Ratzeburg, Schwerin, Halberstadt, Brandenburg, Havelberg, damals wirklich säcularisirt worden: so sei es mehr als wahrscheinlich, daß das Bisthum Lübeck diesem allgemeinen Schicksale nicht entgangen sein würde, wenn das Gottorpische Haus sich nicht kräftig für dasselbe verwendet hätte. Was die Wahlfreiheit des Capitels anlange, so habe dieses sich durch den Vertrag von 1647 keineswegs derselben begeben, sondern sie vielmehr in Rücksicht der Person ausdrücklich reservirt. Wenn es sich aber aus Staatsgründen veranlaßt gefunden habe, zu versprechen, daß für eine bestimmte Zeit die Wahl auf eine Person aus demselben Fürstenhause fallen solle: so sei dies gerade ein Act der vollkommensten Wahlfreiheit.

So entstanden im Capitel selbst zwei Partheien, eine Dänische und die Gottorpische. (Fortsetzung folgt.)

Schlesiens Land und Leute.

In einem geselligen Kreise in der Pfalz kam einst die Rede auf Schlesien und eine Dame fragte: „Ach, sagen Sie mir doch, wo liegt denn eigentlich Schlesien, liegt es nicht in der Nähe von Schleswig-Holstein?" und als durch die Zeitungen die Frage ventilirt wurde, in welcher Weise Oesterreich für die Abtretung Schleswig-Holsteins als Besitz an Preußen entschädigt werden sollte und könnte, machte die Köln. Zeit. den Vorschlag, halb Schlesien abzutreten. Diese beiden Beispiele erweisen recht deutlich, wie wenig man sich um eine der wichtigsten Provinzen Preußens kümmert und welche kläglichen Kenntnisse in der Geographie noch bei Leuten gefunden werden, die auf den Namen von Gebildeten Anspruch machen wollen. Trotzdem wollen wir jedoch keineswegs eine gelehrte weitschweifige Abhandlung über die Geographie, politische und militärische Bedeutsamkeit Schlesiens für Preußen schreiben, um die Unwissenheit der gebildeten pfälzer Dame und die Blasirtheit des kölnischen Zeitungsliteraten zu bekämpfen und lächerlich zu machen, sondern einfach mit offenen Augen Schlesien durchwandern, um zu sehen,

Digitized by Google

wie das Volksleben in seiner ungeschminkten Gestalt sich bildet und darstellt.

Wie in jeder Provinz, so geht auch in Schlesien der reinen neuhochdeutschen Sprache ein Volksdialekt parallel, der jedoch nicht so stereotyp ist wie das Plattdeutsche neben dem reinen Deutsch, sondern wie ein Proteus oft im Kreise von 6—8 Meilen sich so verschiedenartig verwandelt, daß man auch bei der besten Kenntniß des Dialektes, häufig ganze Wörter, Wendungen u. s. w. absolut nicht verstehen kann, eine Erscheinung, die jedenfalls damit zusammenhängt, daß Schlesien von Einwanderern der verschiedensten deutschen Gegenden durchsetzt worden ist. Im Gebirge wiegt der harte A-Laut vor, der sich besonders gern an das Ende des Wortes hängt wie: Tippla — Töpfchen, Schüssla — Schüssel; im Flachlande macht sich hauptsächlich das Bestreben geltend, die einfachen Vokale zu Diphtongen breit zu quetschen, wie dau — du, Steifeln — Stiefeln, Fausch — Fisch und zwar in einer Weise, wo alle Grammatik uns in Ruhe läßt und selbst die kühnsten Annahmen von Lautverschiebungen nicht ausreichen. Ganz charakteristisch ist dem Schlesier aber die Construktion der Präposition wegen mit dem Dativ, so wie die dem französisch-il y a analoge Wendung: es hat (viele Leute, die ꝛc.) und man kann Tausend gegen Eins wetten, daß Jeder, der so construirt und sich ausdrückt ein Schlesier ist. Ueberhaupt ist es Regel, daß in den seltensten Fällen ein Schlesier das Deutsch ganz rein spricht, ohne daß er sich durch eine Wendung, ein Wort, oder durch eigenthümliche Aussprache eines Vokals verräth. Die ganze Sprache selbst hat etwas Weiches, wie das Fränkische und Schwäbische, während das Westphälische und Plattdeutsche sich durch große Kraft und Bestimmtheit auszeichnet, wie man dies am besten sehen kann, wenn man Hebel, Holtey und Reuter vergleicht. Diese Weichheit, eine überwiegendes Gemüthsleben bezeichnende Seite der Sprache und, weil die Sprache der Spiegel des Geistes ist, des Geistes selbst, ist dem Schlesier eigenthümlich und im ganzen Vaterland ist der Begriff der Gemüthlichkeit, der Gemüthsfülle mit dem Gedanken an einen Schlesier innigst verwachsen. Die schlesischen Landwehrmänner im Befreiungskriege waren die besten Kameraden, die Schlesier waren in den Elbherzogthümern und Jütland allgemein beliebt. Diese stark gemüthvolle Seite gab sich schon früh zu erkennen in der entschiedenen Begabung zu dichterischer Produktion und nicht mit Unrecht machte Lessing darauf aufmerksam, daß Schlesien um die Ausbildung der deutschen Poesie nicht ein geringes Verdienst hätte. Jedenfalls hängt aber dieser Grundzug des schlesischen Typus zusammen mit dem Reichthum seiner Naturschönheiten. Man reist in der Schweiz und stärkt sich an der reinen frischen Bergluft, das Gefühl schwindelt beim Anblick der Bergpaläste, der schimmernden Gletscher und staunt über die gewaltigen Kräfte, die uns umgeben, einengen und zu erdrücken drohen, aber das schlesische Gebirge bietet sicher nicht weniger Reiz, weil keine gefahrvollen Steige, kein Föhn, kein Lämmergeier, kein Schneesturz droht und Aussichten gewährt, die ohne Beschwerden genossen werden können und nicht minder lohnen, als von unzugänglichen Alpenhöhen. Der Boden ist fruchtbar und ergiebig, daher begegnet der Blick keiner tristen Sand-

Digitized by Google

wüste, keiner baum- und strauchlosen Steppe, sondern nur lachenden Feldern, fröhlichen Saaten, luftigen Wäldern durchwoben von friedlichen Dörfern und netten Städtchen. Der Schlesier darf also nicht mit der Mühe, wie der Märker dem Boden die Früchte abtrotzen, andererseits aber auch nicht, wie der Sachse auf die Vortrefflichkeit des Ackers hauptsächlich sich verlassen, vielmehr muß er streng seine Schuldigkeit thun, worauf denn der Boden auch seine Mühe belohnt. Diese Wechselbedingung gründet jedenfalls auch den gemessenen, sorgfältigen und arbeitsamen Zug des Schlesiers. Mag man hin kommen, wo man will, überall werden Schlesier als Arbeiter sei es im Felde, oder in der Werkstatt, oder im Bureau gern gebraucht und beliebt wegen dieser Sorgfalt und Arbeitsamkeit, und man gehe durch Schlesien und sehe, welche außerordentliche Sorgfalt und welcher Fleiß überall sichtbar wird, besonders in Oberschlesien, wo die Steinkohlengruben einen reichen Ertrag liefern und auf allen Seiten Fabrikschornsteine emporsteigen. Trotz allem Fleiß will es jedoch einem großen Theil der Einwohner nicht gelingen, geschweige in irgend welchen Grad von Wohlstand, nur das tägliche Brot zu gewinnen, das sind die Weber. Man sehe sich die Elenden, fast sämmtlich brustkranken, hohläugigen Menschen an, die vom frühen Morgen bis in die sinkende Nacht am Webestuhle arbeiten und am andern Morgen, wenn sie aufstehen eher die Sonne, als einen Bissen Brot in der Stube haben, und fast nur von Kartoffeln sich nähren und man wird staunen, wie weit menschliches Elend geht. Doch muß man gestehen, daß die Fabrikbesitzer, so viel in ihren Kräften steht, das Elend ihrer Arbeiter zu vermindern suchen, allein die Noth ist zu groß. Uebrigens schaffen diese Leute selbst doch wieder Nachfolger für ihr Elend; denn bei den meisten darf kein Knabe etwas anderes lernen, als die Weberei, wozu er schon in frühester Jugend angehalten wird; eine Minderung des Elends könnte daher erst dann beginnen, wenn diese Leute von dieser verkehrten Theorie abgebracht werden würden. Ferner ist zu bemerken, daß die schlesischen Weber, wie überhaupt alle Weber außerordentlich zu religiösen Tendenzen hinneigen, wie dies sich deutlich zeigte zur Zeit der Einführung der Union, der die Weber als Alt-Lutheraner am meisten widerstanden, und noch heute leicht erkennbar ist, wenn man Gelegenheit hat, ihre religiöse Anschauungen kennen zu lernen. Die meiste Bevölkerung gehört jedoch dem sogenannten Mittelstande an, der bei mäßigen Einkünften doch einen gewissen Wohlstand besitzt, bei dem der eigentlich schlesische Typus am allerdeutlichsten hervortritt. Darum komm', lieber Leser, wir wollen bei einem dieser Leute einmal einkehren, wir wollen sehen, wie er's treibt und wie's geht! Vor uns steht ein massiv gebauter Complex von Häusern, umgeben von hohen Linden, wir heben den Riegel des Thores und treten, während der wachsame Hund an der Kette rast, in den Hofraum. Allerdings treffen wir Alles in Unordnung, Ackergeräthe, Wagen, Holz, Streu, alles durcheinander, allein dies ist bei dem Umfange der Wirthschaft zu entschuldigen. Um so reinlicher und ordentlicher sieht es in der Wohnung selbst aus. Die kleine Thür öffnet sich und wir treten in die niedrige Stube. Die Ofenbank, ein in allen

Digitized by Google

schlesischen Häusern unentbehrliches Möbel, der Ofentopf, die Gläser, Kannen und Bunzlauer Krüge sind trefflich gescheuert und blinken freundlich uns an. Nun kommt uns der Wirth selb entgegen, drückt uns mit seiner breiten schwieligen Rechte die Hand, während er mit der Linken das Käppchen lüftet: „Sind Sie mir herzlich willkommen und nehmen Sie Platz!" Bald tritt auch die Frau des Hauses ein, der Sohn und die Tochter und geben uns freundlich grüßend die Hand. In kurzer Zeit langt sich die Hausfrau die Kaffeemühle vom Ofensims und raffelt die Bohnen entzwei um uns bald einen Kaffee zu bereiten. Jedoch der Hausherr muß uns erst seine Wirthschaft zeigen und schreitet uns mit einem Schlüsselbund voran. Er öffnet uns die Bodenkammer und zeigt uns den Flachs, den seine Frau gesponnen und den seine Anne-Liese als μείλιον mitbekommen soll, er führt uns in den hochgewölbten Stall, wo die krummgehörnten, schleppfüßigen Rinder stehen und die schamhafte Wirthschafterin den Kühen die Milch abzapft, und wir müssen mit Recht unserm Schlesier bezeugen, daß sein Vieh in vortrefflichem Zustande ist. Nun zeigt er uns die Schafheerde, die Scheuern voll bis unter die Dachziegeln und endlich führt er uns noch auf sein Feld, das wir mit ihm umschreiten müssen und erzählt uns nun in behaglicher Breite und Treuherzigkeit, wie viel Mandeln Garben ihm dies Feld dies Jahr mehr gebracht, was er früher für Feldfrucht darauf gezeugt und bemerkt pfiffig lächelnd mit Wohlgefallen unserere verwunderten Blicke und Mienen. Doch nun wieder zurück; denn sonst wird die Hausfrau böse, daß sie den Kaffee noch länger warm halten soll! Wir setzen uns nieder, vor uns ein blaues Tischtuch mit blaugeblümten Tassen, goldgelber Butter und sogenannten „Hoasebrut" und der Wirth ergreift, ohne viel sich an die Regeln aus Complimentirbüchern zu kümmern, sofort die Offensive und ladet uns ein, dasselbe gegen Butter und Brot zu thun, und in der That ist hier Ziererei schlecht angebracht, wie in den Salons die Natürlichkeit. Doch die Stunde schlägt, wo wir fort müssen, darum ein freundliches: „Ät-je, kumme Se ock hübsch wieder," von allen Seiten und wir stehen wieder vor dem Gute selbst.

Noch charakteristischer ist jedoch ein Besuch in einer schlesischen Schenke. Sonnabend Abend, wenn die ganzen „Schenkfähigen" versammelt sind. Die Männer selbst sind vertheilt an einzelnen Tischen, an denen immer einer das große Wort führt. Am ersten Tische gewissermaßen als Symposiarch sitzt der Gensdarm oder Schandarm, eine körnige Figur mit specifischem Schnurrbart, am zweiten der Schulmeister, als dessen Vertreter der Adjuvant resp. Präparant fungirt, am dritten der Gerichtsschreiber, während am vierten in der Regel die Hauevolée, bestehend im Schulzen, dem Oekonomieinspector und der Gutsherr oder Gutspächter einen friedlichen Scat constituiren. Unterdessen wird am ersten Tische vom Schandarmen entweder eine Anecdote vom alten Fritz (man hört nirgends mehr von ihm erzählen, als in Schlesien) zum Besten gegeben, oder die Geschichten des schleswig-holsteinischen Krieges erzählt, während die Bauern still, hin und wieder einen Korn hinter die Binde befördern, dem erzählenden Nestor zuhören. Daher ist auch der Schandarm in allen politischen Fragen das letzte und endgiltigste

Digitized by Google

Orakel. Wenn eine alte Mutter einen Kometen gesehen hat und Alles Franzosenkrieg prophezeit, gehört oft die größte Entschiedenheit und Energie seitens des „Schandarms" dazu, diese Schrullen den Leuten aus dem Kopfe zu bringen, doch wie gesagt, hat er einmal die Linie bestimmt, auf der die Entwickelung der politischen Angelegenheiten vorwärtsgeht, dann darf niemand mehr zweifeln, wenn ihm nicht Jeder als einem Unruhestifter den Rücken kehren soll. Unterdessen aber schreiten die Dispute am zweiten Tische ruhig fort. Der Schulmeister entwickelt mit der bei seines Gleichen gewöhnlich gefundenen Zungenfertigkeit den Aufschwung der Wissenschaften und belehrt seine Zuhörer über die Axendrehung der Erde, über die Planeten, aber die Bauern scheinen doch nicht recht damit einverstanden zu sein; denn hin und wieder giebt doch ein bedenkliches Kopfschütteln die Meinungsverschiedenheit zu erkennen. Doch der Schulmeister läßt sich dadurch nicht irre machen und entwickelt, daß ihm der Schweiß fingerdick über die Stirn läuft, weiter, bis er endlich dann auf ein Feld übergeht, wobei seine Zuhörer nicht mehr so schläfrig werden. Zu gleicher Zeit plaidoyirt der Gerichtsschreiber am dritten Tische über seine Erlebnisse und die Sehenswürdigkeiten in Berlin und wird dabei in anerkennungswerther Weise von einem alten Soldaten, der vor 30 Jahren in Berlin garnisonirt hatte, secundirt. Die Bauern natürlich können sich vor Staunen nicht fassen und verrathen durch laute Interjectionen ihre Verwunderung. Doch es schlägt schon 10 Uhr, die Sympostarchen, die Scatisten erheben sich von ihren Sitzen und verschwinden, während nun fidelitas incipit. Der vorgetragene Stoff wird in utramque partem durchgearbeitet und freie Erörterungen daran geknüpft, bis dann die besorgte Hausfrau ihren Jüngsten, oder die Magd schickt, um den säumigen Hausvater an die Heimkehr zu mahnen. So zerstäubt allmählich die fröhliche Menge, die letzten Lichter des Dorfes in der Schenke verlöschen und einsames Dunkel lagert über dem friedlichen Dörfchen, bis der erste Hahnschrei wieder die Leute zur Arbeit ruft, die Schornsteine dampfen und von den Scheuern der Takt der Dreschers herschallt. Nur wenige Feste außer den 3 kirchlichen beschäftigen die schlesischen Dörfler wie das Fest der Kirchweihe. Im allerärmsten Hause wird Kuchen gebacken und alles ist in fieberhafter Aufregung. Die Mutter steckt mit den Händen im weizenen Teige, der Vater überwacht den Backofen und schiebt, umstanden von den Kindern, die Kuchen ein und nimmt sie wieder heraus unter derselben Aufmerksamkeit seitens des kleinen Publikums, das die Nacht vor Freude nicht schlafen kann auf den kommenden Kirchweihsonntag. Der Morgen bricht endlich an, die Glocken beginnen zu läuten und zu der mit Guirlanden und Kränzen geschmückten Kirche schreiten die Burschen im ehrbaren Sonntagshabite, die Mädchen mit Blumensträußchen in den Händen und die Alten mit ruhigem und gelassenem Schritt, nach allen Seiten Grüße empfangend und austheilend. Die Kirche beginnt unter rauschendem Orgelspiel, die Predigt erinnert an den Ernst der Feier, aber die jungen Burschen und Mädchen liebäugeln mit einander und es wird in der Kirche in der Regel schon die Wahl getroffen, welche von den Schönen zum abendlichen Tanze auszuwählen sei.

Digitized by Google

Eine splendide Mittagsmahlzeit folgt dem Kirchenbesuche, wo alles, was die Küche nur leisten kann, gethan wird und auch des Schnapses und Bieres nicht geschont wird, wobei die geladenen Städter hauptsächlich mitwirken. Eine fröhliche Unterhaltung, unterbrochen durch Würfel- und Kartenspiel verkürzt der Nachmittag, bis denn gegen Abend mit Ausnahme der alten Leute Alles in die Schenke strömt, wo die Musikanten ihre Instrumente stimmen, und die Burschen und Mädchen bereits in Reih und Glied sich aufgepflanzt. Endlich giebt der Kapellmeister den 5 Mann, die oben auf dem Orchester stehen, das Zeichen zum Anfang und fort gings in sausenden Gallop, daß Kies und Funken stoben. So wirbelt in lustigen Tänzen die Jugend des Dorfs im Tanzsaale herum in einer Athmosphäre, die von Cigarren- und Tabaksdunst geschwängert jeden Uneingeweihten von der Schwelle abschreckt und erst der anbrechende Morgen macht dem Kirchweihjubel ein Ende. Die jungen Leutchen führen ihre Schönen nach Haus, um sich dort von ihrem „Kater" zu erholen. Jedenfalls aber ist das gefeierte Fest der Mittelpunkt, um den sich die ganze bürgerliche Rechnung der Dorfbewohner dreht, und die dem Feste direct folgenden Tage sind fast nur der Erinnerung geweiht. So spinnen sich die Tage der ruhigen Dörfler ab, die Monate und Jahre. „Glückliches Volk der Gefilde"! Unbekannt bist und bleibst Du dem Gewirr und Getümmel der Städte, dem Durcheinander politischer Leidenschaft, still und selbstgenugsam im Frieden und im Gesetz, die der vertraute Umgang mit der Natur dich lehrte! Gottes weiser Segen walte über Dir schönes Schlesierland, mit Deinen Tannenhügeln und Saatfeldern, mit Deinen Männern bieder und treu!

Die Politik als Privatsache.

V.

Die Bundesbeschlüsse vom 28. Juni 1832 riefen zunächst eine Anzahl liberaler Proteste hervor, von denen wir erzählen müssen, um für den Werth der deutschen Protest-Politik einen Beleg zu liefern.

Die Einstimmigkeit, mit welcher die gesammten Regierungen Deutschlands jene Beschlüsse gefaßt hatten, ließ eine ebenso allseitige Durchführung voraussehen. Die Kurhessische Verfassung erlaubte Versammlungen zur Besprechung gemeinsamer Angelegenheiten. Eine vom Herrn von Hassenpflug contrasignirte Verordnung des Mitregenten vom 7. Juli verbot die Volksversammlungen als Herde des Hochverraths und befahl gegen die Theilnehmer an solchen Zusammenkünften die Anwendung der durch das Aufruhrgesetz vom 22. Oktober 1830 gebotnen Maßregeln. — Der Wiesbadensche Clubb,

Digitized by Google

dessen Auflösung man vergeblich dadurch versucht hatte, daß man den Gastwirthen die Aufnahme der Gesellschaft untersagte, wurde nunmehr durch polizeiliche Verfügung geschlossen und den Mitgliedern desselben, wenn sie sich ferner versammeln sollten, Gefängnißstrafe angedroht. In St. Wendel rückten Anfangs Juli 700 Mann Preußen ein. Ein Pole nämlich, der von der Stadt fetirt worden wor, erhielt einen Ausweisungsbefehl, die Honoratioren, worunter die bei der höheren Lehranstalt fungirenden Lehrer, wollten protestiren, sich für den Polen verbürgen, die Lehrer wurden abgesetzt, die Schule geschlossen, die Stadt unruhig, und eine vom Präsidenten der Regierung eiligst abgesandte Stafette rief die 700 Preußen herbei.

Die Badische Regierung hatte nach der Anweisung des Bundestages besonders gegen drei Schäden vorzuschreiten: gegen die Ungebundenheit der Presse, gegen die Demonstrationen der unabhängigen Gesinnung der Freiburger Studenten und Professoren, gegen die öffentlichen Versammlungen, deren man immer noch nicht ganz hatte Herr werden können. Die Mannheimer Zeitung wollte wissen, daß Freiburger Professoren vom Katheder herab den Umsturz der Fürstenkrone predigten; dieselbe Zeitung theilte „ein schwarz-roth-goldenes neudeutsches Befreiungslied" mit, „welches die Studenten, die, statt zu studiren, politisiren, die Nacht über durch Freiburgs Straßen brüllen." Als den in Freiburg anwesenden Deputirten v. Itzstein, Gerbel und Hofmann eine Nachtmusik gebracht worden war, erzählte der „Freisinnige" Mitte Juli von einem scharfen Decret an die Provinzialregierungen, welches gegen alle solche Nachtmusiken, Lebehochs „und ähnliche revolutionären Acte" die strengsten Maßregeln anbefahl.

Gegen den Redacteur des „Wächters am Rhein", Franz Stromeyer in Mannheim, war eine Untersuchung eingeleitet worden; eine Serenade, die ihm am Abend des 30. Juni gebracht werden sollte, wurde durch polizeiliche und militärische Macht verhindert; eine große Menschenmenge versammelte sich am 1. Juli vor seinem Hause und brachte ihm, ob er gleich selbst sie auseinander zu gehen bat, oft erneuerte und stürmische Lebehochs. Dragoner, welche von der einen, Infanterie, welche mit gefälltem Bajonett von der andern Seite anrückte, trieben, nachdem Viele verwundet und verhaftet waren, die Menge auseinander. In einer Verordnung, welche das Großherzogliche Stadtamt am nächsten Tage erließ, wurden gegen alle Versammlungen auf Straßen und Plätzen nach Eintritt der Dämmerung die schärfsten Maßregeln angedroht, die Polizeistunde auf zehn Uhr festgesetzt, der löblichen und ehrsamen Bürger- und Meisterschaft aufgegeben, auf ihre Hausangehörigen, Gehülfen, Lehrjungen, Gesinde ein wachsames Auge zu richten.

Ein Aufsatz im „Wächter am Rhein" vom 12. Juli, „Deutschland" überschrieben und mit dem Rufe „Vorwärts" schließend, suchte zu beweisen, daß nach den Bundesbeschlüssen vom 28. Juni dem Freiheits- und Vaterlandsfreunde jedes Mittel, selbst Mord, zur Herstellung der Volksfreiheit erlaubt sei. Das auf der Druckerei weggenommene Manuscript erwies einen Heidelberger Studenten, Köhler, als Verfasser des Aufsatzes; dieser ward verhaftet, und durch Gensd'armerie in das Mannheimer Criminalgefängniß

Digitized by Google

transportirt. Der „Wächter am Rhein" ward überhaupt reichlich mit Preßprozessen bedacht; „mit unserer Preßfreiheit steht es schlimm," wurde der Deutschen Allgemeinen Zeitung aus Karlsruhe berichtet, „vorgestern (19. Juli) soll die Regierung eine Note von Frankfurt erhalten haben, worin ihr bei Vermeidung von Executionsmaßregeln bedeutet wird, daß Preßgesetz außer Wirksamkeit zu setzen; alles kommt jetzt auf die Standhaftigkeit des Ministeriums an. Uebrigens herrscht große Aufregung im Lande, nicht in der Residenz; fast Niemand zweifelt mehr am Einrücken der Oesterreicher." Dieselbe Zeitung theilte mit, daß eine Schließung der Freiburger Universität nahe bevorstehe.

Der Frankfurtische Literat Friedrich Funck, welcher die „Deutsche Volkshalle", ein viermal wöchentlich in Hanau erscheinendes Volksblatt, mit den Herren Freyeisen und Sauerwein begründet hatte, wurde am 9. Juli von dem Frankfurter Polizeiamte verwarnt, „daß er sich aller die Sicherheit und Ruhe im Innern von Deutschland gefährdenden Artikel in fremden Zeitblättern und Zeitschriften, so wie aller Druckschriften der Art zu enthalten habe, indem er ansonst, wenn auch selbst Druckschriften von ihm unter auswärtiger Censur erschienen seien, welche ein Vergehen begründen, dessen ungeachtet in Frankfurt in Untersuchung und Strafe genommen werden solle." Gegen die beiden andern Redacteurs der Volkshalle wurde die gleiche Maßregel in Anwendung gebracht.

Von den liberalen Volksvertretungen, welche die öffentliche Meinung im Jahre 1830 beherrscht hatten, war im Juli 1832 noch die Kurhessische beisammen. Das liberale deutsche Gemüth hoffte auf diese Kammer.

In der Sitzung der Kurhessischen Ständeversammlung vom 10. Juli unterbrach Herr Jordan die Tagesordnung, um zwei Verordnungen, welche das Tragen der schwarz-roth-goldnen Cocarde und die Volksversammlungen verboten, als ungesetzlich erlassen darzustellen. Beide Gegenstände seien der Gesetzgebung angehörig und so lange jene Verbote nicht durch die Mitwirkung der Stände sanctionirt seien, müßten sie als ein Verstoß gegen die Verfassung betrachtet werden. Nach der Einheit des deutschen Vaterlandes streben, könne nicht als Hochverrath bezeichnet werden; das entgegengesetzte Streben vielmehr, welches die Herabdrückung der deutschen Volksfreiheit zum Ziele habe, das sei Hochverrath! Von einer Partei, die in Kurhessen auf den Umsturz der bestehenden Verfassung und Gesetze ausgehe, könne man freilich reden, das sei aber die „jesuitisch-mystische", wenn überhaupt eine Unzufriedenheit in Deutschland herrsche, so sei sie durch diese Partei verbreitet. Daß die Versprechungen der Bundesacte noch immer nicht erfüllt seien, müsse man lediglich den Umtrieben dieser Partei zuschreiben. Der Redner trug darauf an, daß die Ständeversammlung gegen jene beiden Verfügungen *protestire*.

Herr Pfeiffer fügte hinzu, ein gewisses Gefühl der Pietät lasse ihn nicht dazu schweigen, daß die drei Farben, welche einst so manche hochherzige Brust geziert hätten, als hochverrätherisches Abzeichen gebrandmarkt würden. Die symbolische Bedeutung der drei Farben sei gewesen, daß, nachdem die

Digitized by Google

schwarze Nacht der Knechtschaft und französischen Gewaltherrschaft durch das rothe Blut der deutschen Jugend überwunden sei, jetzt die goldene Freiheit durch Einheit errungen werden müsse. Und was einst die edlen deutschen Jünglinge, welche diese Farben sich zum Abzeichen wählten, gewollt hätten, das wollten jetzt die deutschen Männer — nämlich Vereinigung Deutschlands zu einer selbstständischen europäischen Macht „im Sinne der Bundesacte und mit Aufrechterhaltung der bestehenden Verfassungen." Wenn nun auch unter diesen Männern einzelne wären, die vielleicht auf gewaltsame Reformen ausgingen, so seien ja deren Aeußerungen bereits von dem größten und gemäßigten Theil gemißbilligt worden.

Der Antrag des Herrn Jordan wurde dem Rechtspflege-Ausschusse überwiesen. Am 14. Juli aber wurde den Ständen durch Rescript des Ministeriums des Innern eröffnet, daß der Landtag am 27. geschlossen werden solle.

Auch die Stimme des Volkes suchte gegen die letzten Bundesbeschlüsse vom 28. Juni zu protestiren. Die von dem Bundestag vorhergesehene Gährung der Gemüther, welcher man die Drohung mit Waffengewalt gegenüberstellen zu müssen geglaubt hatte, offenbarte sich in Protestationen, in Adressen, die durch Literaten und andere Freiheit-liebende Bürger in Umlauf gesetzt wurden. Revolutionäre Nassauer wollten ihren Landesvater durch Anschläge, welche im Bibericher Schloßgarten über Nacht angeheftet wurden, durch Schreiben, welche man in die Gänge desselben legte, für die Wahrung der Volksinteressen gewinnen: eine Schließung des Gartens hemmte die Fortsetzung derartiger Correspondenz. Doch mußte man in Nassau auf ernstlichere Vorgänge gefaßt sein. Die Zeitungen theilten mit, daß in der Nacht vom 18. Juli die Offiziere der Wiesbadener Garnison plötzlich in der Kaserne versammelt, die Mannschaft nebst zwei mit Kartätschen geladenen Geschützen zum Ausrücken bereit gehalten worden sei.

In Baden sah man den Herrn von Itzstein das Oberland, welches in vollständiger Gährung geglaubt wurde, bereisen, und als die Badener erfuhren, daß einige ihrer Deputirten sich nach Freiburg auf den Weg gemacht hätten, so faßten sie die constitutionelle Hoffnung, es werde ein Congreß der Volksvertreter veranstaltet und eine gemeinsame Adresse an den Landesherrn zu Stande gebracht werden. Der Freisinnige Nr. 143 erzählte von einer Protestation gegen die Beschlüsse des Bundestags, welche durch eine Anzahl patriotischer Bürger und Einwohner der Stadt Freiburg einer größeren Versammlung vorgelegt worden sei. Und die Freiburger Zeitung brachte die Nachricht, daß die Stadt Offenburg mit 200, die Stadt Mühlheim mit 250 Unterschriften ihren Beitritt zur Freiburger Adresse ausgedrückt haben.

Der König von Würtemberg war damals in den Seebädern von Livorno. Der Oberamtsbezirk Ravensburg sandte eine Adresse mit 1402 Unterschriften an den Geheimen Rath, worin um alsbaldige Einberufung der Stände gebeten wurde.

Der Bürgerausschuß zu Stuttgart erklärte in einer Eingabe an den

Digitized by Google

Stadtrath, daß die Würtembergische Verfassung durch die Bundesbeschlüsse vom 28. Juni ihrem Wesen nach aufgehoben sei; auch forderte er den Stadtrath auf, demnach die geeigneten Schritte zu thun, um die König und Vaterland drohende Gefahr abzuwenden. Rudolph Lobauer ließ ein Flugblatt: „Protestation und dringende Bitte" in Umlauf setzen: Nach ihm hielten es die Bürger in Würtemberg für ihre Pflicht, sich feierlich gegen den Bundestagsbeschluß vom 28. Juni zu verwahren, nicht blos um ihrer selbst willen, sondern auch um der Kinder willen, deren Vorwurf, zur Unterdrückung der Freiheiten und Rechte geschwiegen zu haben, man nicht verdienen wollte, auch um der Väter und Vorfahren willen, die so oft und muthig um diese Rechte gestritten hätten. Sie wollten keinen Theil haben am Bruch eines Vertrages, der nicht ertrotzt, sondern von ihrem Könige freiwillig eingegangen und beschworen worden sei. „Wir erheben unsere Hände rein von einer That, deren Folgen auf die fallen mögen, die Theil an ihr haben. Man vernehme unsre Stimme um der Gerechtigkeit willen. Wir bitten jeden Biedermann, wer und wo er sei, nach seiner Macht uns beizustehen, und wir bitten vor Allem unsere gewählten Vertreter, männlich uns zu unterstützen, wir bitten laut und ohne Scheu vor aller Welt das Dringende, das Vernünftige, das Nothwendige, Einberufung der Landstände(!) unverzüglich, damit durch sie verhindert werde, was uns droht. Wir rufen laut die Hülfe Gottes an, in dieser schweren Zeit, wir vertrauen auf Ihn, und unterzeichnen uns frei."

Eine Rechtsverwahrung ähnlichen Inhalts, aber moderirter, und um das ausdrückliche Wort der Würtembergischen Majestät bittend, daß Höchstdieselben nie eine dem Geiste oder Wortlaute der Verfassung widersprechende Auslegung der Bundesbeschlüsse zugeben würden, circulirte unter den Abgeordneten Würtembergs. Und der Stuttgarter Stadtrath übergab dem Geheimen Rath eine Adresse, in welcher er bewies, daß die durch die letzten Bundesbeschlüsse erregte Aengstlichkeit um die Verfassung nur von der Liebe für den König, von der Achtung für das bestehende Gesetz zeuge, weil ja eben jene Verfassung das Band zwischen Fürst und Volk unauflöslich gekettet und die Rechte des Bürgers garantirt habe. Vortreffliche constitutionelle Logik!

Die Discussion der schwarz-roth-goldenen Interessen verschwand immer mehr aus der Presse und wurde Sache von Privatgesellschaften und heimlichen Zusammenkünften, die treue Anhänglichkeit wurde dem Volke und den Regierungen gegenüber Aufgabe Einzelner, Aufgabe von Privaten. Die Bundesbeschlüsse waren für die Majorität der Deutschen Nation das Mittel gewesen, nach einigem Räsonniren sich des lästigen radicalen Politisirens zu entledigen und unter der Form der Achtung für Autorität und Gesetz die Trägheit, welche sich nur auf kurze Zeit innerhalb der bestehenden Zustände genirt gefühlt hatte, zu verstecken; sie hatten das Mysterium des deutschen Volkscharakters, der deutschen Volksbewegung enthüllt.

Wer jetzt noch von einer radicalen Umgestaltung sprach, war nicht blos von den deutschen Fürsten, sondern auch von den deutschen Völkern verstoßen:

Digitized by Google

die Zeit der Verschwörungen war herangekommen. Verschwörer haben sich sowohl vor dem Volke, wie vor den Regierungen zu verstecken, sie handeln als eine embryonische Regierung in bevormundender Heimlichkeit. Die Sache der deutschen Radical Reform offenbarte ihre Schwäche, als sie sich in das Geheimniß zurückziehen, sich zum Gegenstand geheimer Besprechungen machen mußte.

Schon im Mai und Juni 1832 hatten hin und wieder politische Emissäre durch das südliche Deutschland Reisen gemacht, hatten bei den revolutionären Privaten in Marburg, Frankfurt, Giessen, Butzbach, Ludwigsburg, Tübingen, Stuttgart, vorgehorcht, und die Gesinnungen der Burschenschaften zu erkunden, anzuregen gesucht.

Doctor von Rauschenplat und Jakob Venedey waren gleich nach dem Hambacher Feste in Heidelberg und Marburg sichtbar gewesen. v. Rauschenplat hatte sich dann vor Allem im Würtembergischen umgesehen und soll in geheimen Unterredungen von Nichts als Blut und Fürstenmord gesprochen haben.

Nach Erlaß der letzten Bundesbeschlüsse — diese Ansicht theilte man sich mit — könne nur noch auf gewaltthätige Erringung der Volksrechte gerechnet werden. „Der Doctor v. R.," so hieß in einem an die Gründer des Preßvereins gerichteten Schreiben eines Heidelberger Burschenschafters, „war hier und theilte seine Ansichten mit. 25—30 junge Männer sind unbedingt bereit, für sich selbstständig irgend ein Wagestück auszuführen, sobald der Befehl dazu von den Männern ihres Vertrauens kommt. Zum Handeln in größerer Masse — bei förmlichem Ausbruch — sind aber wohl 200—300 Theilnehmer und 30—40 Anfänger und Signalangeber zu garantiren. Zu Handlungen, die Einer auf eigene Faust vollführen soll, dürfte auf acht Männer fest zu bauen sein." Von den Doctoren Schüler und Hundeshagen in Giessen waren unter den Studenten Zusammenkünfte zur Besprechung politischer Angelegenheiten arrangirt worden.

Die Residenz des Bundestages galt dazumal für den Hauptsitz revolutionärer Geister: Der Frankfurtische Preßverein unter der Leitung des Dr. Görtz hatte in der That seine Sitzungen in Bockenheim fortgesetzt. In der Versammlung am 21. Juli, zu welcher auch Herr Stromeyer herbeigekommen war, wurde auf den Antrag dieses Literaten beschlossen, an jeden bedeutenden Volksvertreter constitutioneller deutscher Staaten eine Adresse zu senden. Vom Frankfurter Preßverein, von der Hanauer Presse gingen Muster von Adressen und Protestationen aus, welche in beiden Hessen und im Nassauischen circulirten. — Das Central-Comite des deutschen Vaterlandsvereines wurde nach Frankfurt verlegt.

Am Sonntag, dem 22. Juli fand eine Zusammenkunft bei dem Weinhändler Hinkel in Frankfurt statt; die radicalen Gebildeten, eine kleine Gemeinde, deren Mitglieder, so oft sie sich trafen, nichts lieber hörten, als das gegenseitige Predigen von Freiheitsansichten, sahen in jedem Frühstück, wie das bei Herrn Hinkel, eine oppositionelle That. Noch aber richtete man seinen ergebenen und hoffenden Sinn auf die Volksvertretungen, die man auch in dieser Versammlung durch Zuschriften zu Protestationen und Remon-

Digitized by Google

strationen anzuregen beschloß. Die Kurhessischen Stände, das versicherte man sich, würden bei einem Versuch der Regierung, sie unnachgiebig aufzulösen, sich für permanent erklären.

Aber mit dieser Versammlung ging es rasch zu Ende.

Verhandlungen über den Militär-Etat, welchen die Kurhessischen Stände nicht in der Höhe, wie ihn die Regierung gefordert hatte, bewilligen wollten, Verhandlungen also, mit denen die Stände nicht blos bei der herrschenden Partei, sondern auch bei dem Bundestage anstoßen mußten, fielen in die wenigen Tage, während deren die Kurhessische Volksvertretung noch beisammen sein sollte. Oberst-Lieutenant Schmidt, als besonders bestellter landesherrlicher Commissarius, verlas am 21. Juli einen Vortrag zur Vertheidigung des regierungsmäßigen Militär-Etats. Er wies darauf hin, daß der Kurhessische Staat in Bezug auf seine Militärmacht kein selbstständiger sei, daß er vielmehr als deutscher Staat in Betreff der allen deutschen Staaten gemeinsamen Militärangelegenheit unter der Autorität des Bundestages stehe, so, daß die Regierung geradezu vom Bundestage eine Bestimmung veranlassen könne, wie hoch der Kurhessische Militär-Etat sein sollte. Diese Behauptung war Herrn Jordan Anlaß genug, sich gegen die Autorität und Wirksamkeit des Bundestages zu erheben: die Stände möchten gegen jene Aeußerung Protestation einlegen; denn sonst würde der Bundestag consequenter Weise über die Finanzen Kurhessens gebieten, würde verlangen können, daß man alle finanziellen Hülfsmittel opfre, Allem, vielleicht gar der Rechtspflege, entsage, um ein Heer, das nur dem Interesse der großen Staaten dienen werde, auf die Beine bringen zu können. Herr Jordan ging alle Beschwerden der kleinern constitutionellen Staaten gegen den Bundestag von Neuem durch, erinnerte an die Versprechungen der Bundesacte, an das geduldige Harren der deutschen Völker und erntete allgemeinen Beifall, als er aus den jüngsten Ereignissen bewies, daß Deutschland nicht mehr als Deutschland existire, daß die kleinern Staaten nur Schutzstaaten zweier größern Mächte seien: die letzten Ordonanzen des Bundestages seien dessen eine laute Verkündigung: zu Anträgen, welche zwei große Mächte an den Bund gebracht, sei von den Uebrigen blos Ja gesagt worden, ja sie hätten sich sogar noch dafür bedankt. Aber die Weltgeschichte stehe über Allen, Zufriedenheit könne in Deutschland nur durch Berücksichtigung der Beschwerden der Völker eingeführt werden.

In der Sitzung des 23. Juli verlas Herr Pfeiffer Namens des Budgetausschusses einen zweiten den Militär-Etat betreffenden Hauptbericht. — Darin war den kleinern deutschen Fürsten als einzige ganz zuverlässige Gewähr den großen Mächten gegenüber das feste Anschließen an ihre Völker und eine aufrichtige Verbindung der sämmtlichen constitutionellen Staaten zur Garantie ihrer Verfassungen angerathen. (Bei wem sind also die Herren von Beust und von der Pfordten in die Schule gegangen?)

In der nächsten Sitzung, am 26. Juli sollte ein Bericht des Rechtspflegeausschusses über die in Folge der Bundes-Verabredungen einseitig von

Digitized by Google

der Regierung erlassenen Verordnungen verlesen werden; Zuhörer in ungewöhnlicher Menge hatten sich eingefunden, mußten sich aber, als der Landtagscommissär auf eine geheime Sitzung antrug, entfernen. Von Wilhelmshöhe kam der Befehl zur Auflösung der Versammlung, ein Befehl, welcher den Ständen in der geheimen Sitzung alsbald eröffnet wurde. Mit der Kammer, dem Mittelpunkt protestirender Hoffnungen, war es vorbei.

Diplomatische Revue.

Wochenschau.

Nachdem sich die Wogen der Aufregung gelegt haben, macht sich auf allen Seiten eine sehr erklärliche Abspannung geltend. Es erregt nicht einmal mehr Interesse, wenn hier und da aus den stillen Wassern eine Berichtigung auftaucht, um nach irgend einer Ente zu schnappen, die den hohen Flug verlernt hat und nur mit mattem Gefieder über die Oberfläche streicht. Die Enttäuschung ist vorherrschend; und diese wiederum entspringt daraus, daß man sich allenthalben ein unrichtiges Bild von der preußisch-österreichischen Allianz gemacht hatte.

Es kann keinen ernsthaften besonnenen Politiker Wunder nehmen, wenn die preußisch-österreichische Allianz nur langsam und unter wiederholten Krisen ihren wahren Inhalt sowie ihre nachhaltige Kraft herausarbeitet. Wenn man erwägt, daß die Bundes-Genossenschaft der beiden deutschen Mächte das Resultat eines plötzlich eingetretenen Ereignisses war und daß diese Kombination an die Stelle eines Antagonismus trat, der sich bei Gelegenheit des frankfurter Fürsten-Congresses ans Licht gebracht hatte, so kann man es nicht auffällig finden, daß die Allianz zunächst nur auf die Erzielung thatsächlicher Erfolge ausging und daß die staatsmännische Anwendung dieser Erfolge der Zukunft überlassen bleiben mußte. Wenn man ferner erwägt, an wie mancherlei Rücksichten der österreichische Kaiserstaat sich durch die Ideen-Politik, die er vom Jahre 1859—1863 befolgte, gebunden hatte; wenn man in Erinnerung behält, wie die Diplomatie des wiener Hofes durch die kühne, aber von den faktischen Verhältnissen nicht unterstützte Berechnung einzelner Minister auf Nebenpfade gelenkt ward, so wird man den Zeitraum, innerhalb dessen die österreichische Politik auf die gerade Bahn der Thatsachen zurückgeführt worden ist, kaum noch für allzu lang erachten.

Wir dürfen mittheilen, daß bei den jüngsten Verhandlungen zwischen Preußen und Oesterreich das Gutachten der Kron-Syndici eine entscheidende

Digitized by Google

Rolle gespielt hat. Ausdrücklich zu dem Zwecke, um den wiener Hof über die Rechts-Grundlage der Anträge, die Preußen an denselben stellte, aufzuklären, war der Befehl hierher gelangt, das Gutachten schleunigst nach Gastein gelangen zu lassen. Diesem Verlangen wurde am 31. Juli genügt, nachdem das Gutachten in einer Sitzung des Kron-Syndikats am Tage vorher seine endgiltige Genehmigung erhalten hatte.

Da aus dem Gutachten hervorgeht, daß der augustenburgische Prätendent kein dem wiener Frieden anteriores Recht besaß, so mußte für Oesterreich jede Veranlassung, den abenteuerlichen Bestrebungen des Augustenburgers durch eine officielle Protektion ein ernstes Gewand umzuhängen, wegfallen. Da ferner das Gutachten den Grundsatz aufstellt, daß die beiden deutschen Monarchen nach Maßgabe des wiener Friedens Souveränetäts-Rechte in den Herzogthümern erworben haben, so war hiermit die Richtschnur für die Bestimmung der Funktionen gegeben, welche die Commissare der deutschen Monarchen in Schleswig-Holstein auszuüben haben. Endlich ergab sich die richtige Folgerung, daß Preußen und Oesterreich nicht blos befugt sind, einen von der Agitation unabhängigen Souverän in den Herzogthümern einzusetzen, sondern auch die Modalitäten zu stipuliren, unter denen die beiden deutschen Großmächte ihre Herrschaft auf den neuen Souverän übertragen wollen.

Es ist mit Letzterem eine Berufung und Befragung der Stände nicht ausgeschlossen, doch würde das Gutachten derselben keine entscheidende Gewalt besitzen, die vielmehr bei den Inhabern der Souveränetät verbleibt. Es wird auch in der Vollmacht des Königs Wilhelm und des Kaisers Franz Joseph liegen, das schleswig-holsteinische Militär-Wesen zu organisiren. Doch wird diese Aufgabe für jetzt hinter der Nothwendigkeit, der Landes-Regierung eine zuverlässige Gestalt zu geben, zurücktreten.

So wie die sogenannte Landes-Regierung jetzt existirt, mit ihren Anwandlungen oberherrlichen Beliebens und mit ihren phantastisch-sentimentalen Seitenblicken auf das Augustenburgerthum, welches **absolut keine Zukunft hat**, so kann sie nicht weiter dauern, wenn nicht die Ordnung in den Herzogthümern Gefahr laufen soll, der Agitation immer vom Neuen zum Opfer zu fallen.

Es sind uns noch in den letzten Tagen Angaben zugegangen, aus welchen erhellt, daß die Erlasse der Landes-Regierung wegen besserer Beaufsichtigung der Presse mehr das Produkt der Verlegenheit als des festen Wollens gewesen seien. Das flensburger Polizeiamt hatte in Folge des Erlasses der Landes-Regierung vom 7. August zwei Nummern der Schleswig-Holst. Zeitung, sowie eine Nummer der Itzehoer Nachrichten confiscirt, da diese Zeitungs-Nummern höchst gesetzwidrige Ausfälle auf Preußen und auf den Großherzog von Oldenburg enthalten. Die Landes-Regierung hat durch Restr. v. 11. August die Thätigkeit des flensburger Polizeiamtes für nicht gerechtfertigt erklärt, weil „die Beschlagnahme von inländischen Zeitungen regelmäßig nur derjenigen Polizei-Behörde obliege, in deren Bezirk die fragliche Zeitung erschienen". Auf ein bestehendes Gesetz kann sich die Landes-Regierung hierbei nicht berufen, sie bemerkt nur, daß „eine spätere Beschlag-

Digitized by Google

nahme durch andere Behörden meistens ihren Zweck verfehlen würde." Danach müßte sich die flensb. Polizei die Verbreitung verbrecherischer Artikel aus dem einzigen Grunde gefallen lassen, weil die Polizei in Altona oder Itzehoe ihre Pflicht verabsäumte. Eine Behörde mit solcher Logik bedarf dringend einer gründlichen Neubildung.

Wiener Aktenstücke zur schleswig-holsteinischen Successions-Frage.

(Fortsetzung).

„Ad. art. 15. Die Erhebung beider Grafschaften in ein Fürsten- und Herzogthum ist eine lediglich von Kaiserl. Majestät Gewalt und Belieben abhangende Sache, welche dahier um so weniger einem Anstand unterwerfen, als beide zusammen eben so viel und fast mehr als der zeitherige gottorfische Antheil an Holstein ertragen. Beide Grafschaften bekommen anbei die Herzogen von Holstein, mithin solche vornehme Besitzere, welche schon angesessene Herzogen von Geburt sind.

Eine neue protestantische Fürstenstimme aber auf dieses neue Herzogthum zu geben, ist beschwerlich, dem katholischen Reichstheil und selbst Kaiserl. Majestät, die Zahl der protestantischen Fürstenstimmen, die immerhin dem kaiserlichen Hofe abgeneigt sind, zu vermehren; und da immerhin zu Erhaltung der katholischen Majorität im Ganzen, somit auch wegen der Religionsparität bei jeder neuen Stimmenerrichtung von Kaiserl. Majestät und vom katholischen Reichstheil sorglicher Bedacht darauf zu nehmen ist, damit bei jeder neuen protestantischen Stimme zugleich eine katholische aufgestellt werde, so würde es fast unüberfehliche Weitläuftigkeiten und unendlichen Aufenthalt geben, wenn zu dem neuen Fürsten- oder Herzogthume auf eine neue protestantische Fürstenstimme wollte angetragen werden.

Da nun beide russische und dänische Höfe selbst solche Beschwerlichkeit einsehen, und deshalb den andern Antrag beifügen, die bisherige holsteingottorfische Fürstenstimme auf beide Grafschaften als neues Herzogthum zu übersetzen, so kann solches Seiner Kaiserl. Majestät gleichgültig sein, mithin von Allerhöchstihrer dazu die Willfährigkeit erkläret und bei beiden Höfen geltend gemacht werden. Sonach, wenn die obige Hauptbedenken erlediget sind, so wäre dieser Punkt mit einem kaiserlichen Commissionsdekret dem gesammten Reich vorzulegen, auch darauf Bedacht zu nehmen, daß bei denen niedersächsisch- und westphälischen Kreisen wegen deren in einem und anderem liegender Landen gleiche Vorsehung*) sowohl der Stimmen halber, um solche nicht zu vermehren weder zu vermindern, als auch der Matrikularanschlägen halber keine nachtheilige Veränderung entstehe.

*) Es scheinen hier die Worte ausgelassen: „getroffen werde damit".

Digitized by Google

Endlich wird auch bei dieser Gelegenheit der Anlaß zu benutzen sein, die viele Jahre her rückständige holsteinische und lübeckische Thronbelehnung in Gang und wirkliche Empfangung zu bringen. Es ist wider die Reichsverfassung, gute Ordnung und Herkommen, Verwechslungen reichslehenbarer Landen, Erschaffung neuer Fürstenthümer und Uebertragung reichsständischer Stimmen zuzulassen, oder gar solches feierlich und öffentlich zu begnehmigen, deren Besitzer als Vasallen nicht einst gegen Kaiserl. Majestät als Lehensherr die Gebühr der Lehensempfangung nehmen wollen.

Der König in Dänemark kann sich wegen des strittigen Lehenscæremoniels nicht mehr entziehen, da ihm der König in Schweden unlängst mit der kaiserlichen Thronbelehnung auf den alten Fuß gegen eine salvatorische kaiserliche Erklärung vorgegangen ist. Der König in Dänemark befindet sich als Reichsfürst nicht allein mit Schweden in gleicher Kategorie, sondern noch in dem Betracht in einer minderen gegen Schweden, gestalten nicht der König in Schweden als Herzog von Holstein für seine Geburt, Haus und Person, sondern die souveraine Krone Schweden selbst die pommerischen Reichslehen besitzet, und diese eigentlich die Reichslehen coram throno letzthin auf den alten Fuß genommen hat, wogegen die holsteinischen Reichslehen nicht der Krone Dänemark, sondern dem jetzt regierenden König als Herzogen von Holstein und seinem Mannstamme allein zugehören, der mithin weniger Bedenken zum Belehnungsempfang machen sollte, da er mit dem neuerlichen Vorgang der Kron Schweden genugsam bedeckt ist, auch weiters mit einer kaiserlichen salvatorischen Erklärung bedecket werden kann.

Eben so ist auch alsdann der ächten Reichsverfassung gemäß, daß wenn auf die beiden Grafschaften eine reichsfürstliche Stimme gelanget, solches neue Fürsten- oder Herzogthum in ein Reichs-Thronlehen erhoben werde, um den alten Satz wiederum herzustellen und im Gang zu halten, daß reichsfürstliche Stimmen auf Reichs-Thronlehen-Lande gegründet und befestiget worden.

All solches würde demnach denen russisch- und dänischen Gesandten so vertraulich als nachdrücklich einsehen zu machen, und dabei all mögliche Willfährigkeit des kaiserlichen Hofes zu versichern sein.

Demnächst hat die Russisch-Großfürstliche Cessionsacte de 13. Julius 1773 besondere Artikel:

Was bei dessen Eingang vom Großfürsten als Chef vom Haus, und von der russischen Garantie erwähnet wird, hat schon oben seine anhero zu ziehende Anmerkung erhalten.

Ad art. 1. Die Cession beider Grafschaften für den Bischof von Lübeck und seine Descendenten mit Vorbeigehung der vorgehenden schwedischen Linie hat nicht minder die nämliche Ausstellung, welche deshalb gleich anfänglich bei dem Art. 7. des provisorischen Tractats gemacht worden, und zwar um so mehr, als

Ad art. 2. hier selbst die im Haus hergebrachte Primogeniturordnung angeführet wird, vermög deren der schwedischen Linie vor der lübeckischen

Digitized by Google

der Vorzug gebühret, wann nicht jene, sich solch ihres Rechts begeben zu haben, dargethan wird.

Ad art. 3. ist nichts zu erinnern.

Ad art. 4. ist an sich bei dieser Verbesserung des apanagii nichts auszusetzen, jedoch wird die legale Acceptation und Consens der beiden zumalen minderjährigen Prinzen, wo solches vorhin gesagt worden, erfordert.

Ad art. 5. Dieses kann von Kaiserl. Majestät pro futuro unbedenklich confirmiret werden.

Ad art. 6. Ist der Natur der Reichslehen ohnehin gemäß, somit in gleicher Weise von Kaiserl. Majestät zu confirmiren.

Ad art. 7. Die Erhebung beider Grafschaften in ein Herzogthum und die Beschaffenheit mit dem Budjadinger Land ist schon vorhin bemerket worden.

Ad art. 8 et 9. Bei der vom Großfürsten als Chef des Hauses zugesagten Protection ist in obberührtem reichsgesetzlichen Verstand nichts auszusetzen.

Wien, den 4. Jänner 1774." — —

— Das fünfte Aktenstück ist ein Handbillet Kaiser Joseph II. an den Präsidenten des Reichshofraths, Grafen von Harrach, Wien, 10. Januar 1774, welches lautet:

„Lieber Graf Harrach. Beigehenden Vortrag samt denen dazu gehörigen Anlagen sende ich ihnen in der Absicht zu, damit sowohl sie als auch der Vice-Präsident Mir ganz in geheim ihre beederseitige Wohlmeinungen in Betreff des darin enthaltenen reichslehenbaren Standes baldmöglichst eröffnen mögen. Wien, den 10. Jänner 1774. Joseph m. p."

— Daß die „Wiener Actenstücke" gerade jetzt an's Licht gezogen sind, kommt um so mehr zur rechten Zeit, als es bei den bevorstehenden Verhandlungen Oesterreichs und Preußens über die Einsetzung eines Souveräns in Schleswig-Holstein auf die Frage ankommen wird, welche Rechte in Betreff der Herzogthümer dem Wiener Friedensschlusse vorangegangen und von demselben unberührt geblieben seien. Es erhellt schon jetzt, daß dem Prinzen von Augustenburg kein Anspruch zur Seite steht, den er nur mit irgend einem Scheine von Begründung geltend machen könnte. Wohl aber wird durch den Inhalt der Wiener Actenstücke eine Thatsache bestätigt, welche bei der Wahl des Souveräns den Ausschlag geben dürfte: daß nämlich das gottorpische Recht, welches jetzt in der Person des Großherzogs von Oldenburg repräsentirt ist, schon in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts den Reichsautoritäten ein unzweifelhaftes war. Dieses Gottorpische Recht diente im Anfang der funfziger Jahre mit Hilfe des Warschauer Protokolls und des Londoner Maivertrages als Hebel, um die Teutsch-Dänischen Wirren zu schlichten; es wird auch diesmal bei der schließlichen Ordnung der Verfassung der Herzogthümer vom erheblichsten Einflusse sein.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Correspondenzen.

Berlin, den 16. August. Das traurige Ereigniß an der Stechbahn giebt dem Berichterstatter kaum zu anderen Bemerkungen eine Veranlassung, als denen der aufrichtigsten Theilnahme mit den Opfern der beklagenswerthen Katastrophe. Es gehört sonst, wir möchten fast sagen zu den Pflichten, jedenfalls zu den Gewohnheiten Berliner Berichte, über die Fahrlässigkeit zu klagen, mit welcher bei Bauten verfahren wird; ohne die Begründung solcher Ausstellungen leugnen zu wollen, erscheint es doch als sei der gedachte Unfall hauptsächlich auf eine Verkettung einzelner Zufälligkeiten zurückzuführen, für welche eine directe Verantwortlichkeit schwer nachzuweisen sein wird. Um so mehr haben wir die rege Theilnahme des Berliner Publikums anzuerkennen, welche sich auch hier wiederum zur Linderung der Noth bekundet.

Die fast gleichzeitig eintreffende Nachricht eines ähnlichen Breslauer Unglückes möchte entschieden auf begangene Versehen hinweisen und wird hoffentlich auch hier des warnenden Erfolges nicht entbehren. Die Gebäude werden jetzt so sehr dem Himmel nahe gebracht, daß die größte Sorgfalt für irdische Fundamente und Stützen nicht dringend genug empfohlen werden kann. Bei vielen der neu entstehenden Gebäude wird der Beobachter bemerken, daß das Werk ganz oben durch einen Glaskasten gekrönt wird. Es ist uns gesagt worden, dies sei die vorsorglich angelegte Kunststätte für einen Photographen. Wir möchten wohl wissen, wo alle die Gesichter herkommen sollen, welche sich dort verewigen lassen. Die letzte Balance zwischen Geborenen und Gestorbenen giebt für die jüngste Woche wieder ein höchst bedenkliches Manko an jungen Weltbürgern. Und doch ist der böseste Feind noch gar nicht eingezogen. Die öffentlichen Blätter berichten, daß bereits vorsorgliche Maßregeln für den Fall des Auftretens der Cholera getroffen werden; wir hoffen, daß zunächst mit Nachdruck dieser Möglichkeit entgegengetreten werde, daß ganz besonders die Marktpolizei kräftig gehandhabt und für reine Luft in den Straßen und Canälen gesorgt wird. Das Beste müssen allerdings die Bewohner selbst thun; hier öffnet sich ein weites Feld, auf welchem die Selbstbestimmung der Einzelnen die besten Erfolge erzielen kann; die Berliner mögen selbst ihren gemeinnützigen Sinn bewahren. Es ist fast komisch, wenn über polizeiliche Maßregeln geklagt wird und es erst des Einschreitens der Polizei bedarf, um unreifes Obst den Haushaltungen fern zu halten. Im Uebrigen bietet die ärztliche Parole Vorsicht aber keine Furcht!

In jüngster Zeit durchlief ein anscheinend unbedeutendes Gerücht die Stadt, dem wir aber ein großes Gewicht beilegen, es ging dieses dahin, daß in entfernteren, namentlich neu entstehenden Stadtgegenden die Hausbesitzer großes Begehr nach der Wasserleitung bekunden, aber daß dieses nicht befriedigt wird, weil es an Capital zur Anlegung der Hauptröhrenleitung fehle. Bekanntlich ressortirt dieses Unternehmen von einer Englischen Ge-

Digitized by Google

sellschaft, welche, wenn wir recht berichtet sind, auf eine Reihe von Jahren hinaus ein privilegium exclusivum besitzt. Besteht wirklich ein solches, so ist dieser Zustand jedenfalls tief zu beklagen. Die Wasserleitung greift so tief, nicht bloß in die häusliche Bequemlichkeit, sondern auch in die öffentliche Wolhfahrt ein, daß sich von vorne herein die städtische Verwaltung diese nun und nimmermehr hätte sollen aus der Hand nehmen lassen. Ob in der Entstehungszeit Einflüsse des Herrn von Hinckeldey, ob Abneigungen der städtischen Behörden dieses unglückliche Verhältniß herbeigeführt haben, bleibe dahin gestellt. Jedenfalls wird vorauszusetzen sein, daß die Englische Compagnie dieses privilegium nicht nach ihrem bon plaisir, sondern mindestens unter der Bedingung auszuüben hat, daß für die Befriedigung des vollen städtischen Bedürfnisses Sorge getragen werde. Geschieht dies jetzt wegen mangelnden Fonds nicht, so möchte wohl in Frage kommen, ob hiermit nicht die Handhabe geboten sei, in jenes privilegium ein Loch zu stoßen und die Sache von Seiten der Stadt in die Hand zu nehmen.

Auf die Länge der Zeit ist es doch ein ganz unhaltbarer Zustand, daß Berlin eine Wasserleitung besitzt, deren Actionäre sich jährlich in London versammeln. Die Stadt kann zu ihrem Gedeihen einer eigenen unter städtischer Verwaltung stehenden Wasserleitung nicht entbehren und die Herstellung einer solchen erachten wir für viel wichtiger, als alle Straßendurchbrüche Pflasterungen, Trottoirs u. s. w. Mit der Benutzung der eigenen Wasserkräfte hängt die Straßenreinigung, also die Gesundheit der Einwohnerschaft, so wie das Feuerlöschwesen aufs engste zusammen. Die städtischen Behörden sollten ihr Augenmerk unausgesetzt darauf richten, die Sache in ihre eigene Hand zu bekommen und so bald dies geschehen, des Dankes und Segens gewiß sein. Es wäre diese Angelegenheit wohl werth, innerhalb der Stadtverordneten-Versammlung, sobald sie wieder einmal beschlußfähig sein sollte, eingehend zu berathen.

Ganz dieselben Verhältnisse sind bereits bei der Gaserleuchtung durchgemacht worden und haben schließlich auch zur Errichtung der städtischen Gasanstalt, neben der Englischen geführt, wobei sich beide Theile bis heutigen Tages wohl befinden. Die innere Entwickelung Berlins drängt gebieterisch darauf hin, daß die Stadt auch eine städtische Wasserleitung errichte.

Wir schließen hieran, wenn auch kein Verlangen, doch einen Wunsch, der sich gleichfalls auf das äußere Berliner Leben bezieht. Vor Jahren entstand hier zuerst der Versuch, ihren wir nicht, auf speciellen Wunsch des hochseligen Königs, durch Herrn von Hinckeldey angeregt, Bäume vor den Häusern an den Rinnsteinen entlang zu pflanzen. Dies ist hier und dort geschehen; meistens sind Akazien zu diesem Zwecke gewählt worden. Die betreffenden Hausbesitzer haben wohl mit mancherlei Unbequemlichkeiten zu kämpfen gehabt, bevor sie die schattigen Aeste sich entwickeln sahen, wir haben aber überall bemerkt, daß die vielfach aufgewandte Mühe zuletzt mit Erfolg belohnt worden ist. Leider scheint aber der Eifer hierfür erkaltet zu sein, und so ist jetzt der unerquickliche Zustand eingetreten, daß vor einzelnen Gebäuden dieser Schmuck fröhlich gedeiht, in unmittelbarster Nachbarschaft der-

Digitized by Google

selbe aber fehlt. Ein solches Durcheinander führt zu nichts, als den unangenehmen Eindruck einer gänzlichen Unregelmäßigkeit zu erwecken. Wir möchten wohl wünschen, daß es möglich sei, diesem Zustande abzuhelfen. Wir wissen recht gut, daß nicht alle Straßen zu solcher Zier sich eignen. Bald sind dieselben zu eng, bald gestattet die Lebhaftigkeit des Verkehrs nicht, auf ein Gedeihen der Baumpflanzungen überhaupt zu rechnen. Wir wissen aber auch, daß es wiederum Straßen giebt, deren Breite und Verkehrsverhältnisse sich vorzugsweise dazu eignen, die gedachte Zierde zu hegen und zu pflegen.

Wir wollen die Leser beispielsweise auf die Wilhelmsstraße von der Leipziger Straße ab bis zum Halleschen Thore verweisen. Gerade dort sind mannigfache aber leider sehr unregelmäßige Versuche gemacht worden, Bäume zu pflanzen. Welchen wahrhaft freundlichen und erfrischenden Anblick würde diese breite Straße gewähren, wenn wenigstens von der Leipziger bis zur Anhaltstraße auf jeder Seite eine Reihe von Bäumen den Weg der Fußgänger beschattete.

Wir möchten dem ja wohl noch immer bestehenden Verschönerungsverein Berlins anheim geben, hierauf sein Augenmerk zu richten. Polizeilicher Zwang darf freilich nicht eintreten, wohl aber freundliche Anregung, wo nöthig, thatkräftige Beihülfe. Diese könnte sich auf kostenfreie Lieferung der Bäume, auf deren Pflege und Schutz und, wo es an eigener Thätigkeit des Hausbesitzers gänzlich fehlen sollte, selbst auf die Uebernahme der Anpflanzung erstrecken. Wenn die städtischen Behörden hierzu einen nur geringen Kostenbeitrag bewilligen, die Bezirksvorsteher und Vereine ein gutes Wort einlegen sollten, könnten in den geeigneten Straßen gewiß recht erfreuliche Erfolge erzielt werden, erfreulicher und der Stadt heilsamer, als wenn jetzt in den städtischen Versammlungen über den Ausdruck der Sympathien für Herrn Claſſen-Kappelmann debattirt wird.

Man male sich das Bild aus: an einem lauen Frühjahrsabende spielt der Wind leise in den Gipfeln blühender und duftender Akazien, dazwischen strahlen die Flambeau's der städtischen Gas-Erleuchtung und darunter lustwandelt eine zufriedene Bevölkerung, voll des loyalsten Dankes für die gedeihliche Entwickelung der Hauptstadt, zur Seite aber murmelt geschwätzig der rieselnde Bach der städtischen Wasserleitung, der, um mit der Prinzessin von Navarra und nach Herrn von Beust's Anordnung, das Wohlbefinden im Gesange auszudrücken, zur Labung einzuladen scheint.

Wir zweifeln allerdings, daß wir eine solche Glückseligkeit noch erleben werden; ein anderer Berichterstatter wird dann für die Revue die Feder führen, wir hoffen aber, daß auch dem ein geneigtes Andenken erhalten bleibe, welcher im Jahre 1865 vertrauensvoll solchen Phantasien nachhängen konnte.

** Schleswig, 14. August. Die Thatsache, daß die verblendete Kieler Politik sich verleiten ließ, eine Abtretung des nördlichen Schleswig den Feinden Deutschlands anzubieten, wenn diese die durch eigene Schuld unterge-

Digitized by Google

hende Augustenburger Politik zu unterstützen bereit seien, hat nicht wenig dazu beigetragen, den Nimbus des „up ewig ungedeelt", welchen man sich in Kiel mit so vieler Coquetterie um die lorbeerfreie Stirne wand, gründlich zu zerreißen, selbst die eingefleischtesten Parteigänger müssen eingestehen, daß es sich im Hoflager zu Düsternbrook mehr um dynastische Interessen handele, als um die Erhaltung der Herzogthümer für das deutsche Vaterland.

Diese Ueberzeugung ist es, welche der Politik Preußens mit Oldenburg immer mehr Anhänger zuführt; man erkennt die für die Freiheit der Herzogthümer so gefährliche partikularistische Richtung des Augustenburgerthums, und begrüßt die nationale Richtung der Politik Oldenburgs und Preußens mit Freuden; man fängt an sich zu erinnern, daß des Großherzogs Politik sowohl in der Schleswig-Holsteinschen Angelegenheit, als auch bei den übrigen deutschen Fragen, niemals eine andere, als durchaus nationale gewesen. Das ist auch der Grund, weshalb die wenigen in Oldenburg aufgetauchten Stimmen, welche, geleitet von eingewanderten, in Oldenburg gastlich aufgenommenen und versorgten Schleswig-Holsteinern, sich sogar dort für den Erbprinzen auszusprechen wagten, ganz verstummt sind. Aus Oldenburg schreibt man uns, daß Se. Königl. Hoheit der Großherzog, welcher vor wenigen Tagen, aus dem Seebad Ostende kommend, sich in Hummelsheim mit seiner hohen Gemahlin wieder vereinte, in Gesellschaft der Großherzogin an den Hof Ihrer Majestät der Königin Amalie und von dort nach Berchtesgaden gereist ist.

Badebriefe.

III.

Von der böhmisch-sächsischen Grenze, 14. August.

Sobald man von Sachsen kommend, die böhmische Gränze überschreitet, wird man nicht allein in der Stammeseigenthümlichkeit, in Wesen und Sprache der Bevölkerungen einen auffallenden Unterschied bemerken, sondern auch in der Art zu leben. Vom Brode angefangen ist Nahrung und Getränk wie Bier oder Wein untadelhaft. Das wegen seines feinen Mehles vortreffliche Gebäck in den böhmischen Bädern ist bekannt, aber auch — was man in den öffentlichen Speisehäusern und Hôtels selten antrifft — die Kraftbrühen sind von ganz außerordentlicher Güte und laden schon durch ihren starken, aromatischen Duft zum Genusse ein. Eines eben so guten Rufes erfreut sich der Kaffee. Ich muß gestehn, nur in Paris einen besseren genommen zu haben. Auch die Weise, wie servirt wird, bekundet einen höheren Kulturgrad. Besitzt man sogar bei uns in Berlin noch die Unsitte, den Kaffee gleich eingeschenkt zu präsentiren, wovon freilich die sogenannten schweizer Konditoreien eine Ausnahme machen! Wie ganz anders im Brennpunkte der „französischen Civilisation". Leicht und angemessen gekleidete, gewandte „Garçons", die für ihre „spécialité" ausgelernt, und nicht wie oft in Deutschland „ungebildete Hausknechte" bloß „Kellner" genannt, setzen auf Befehl des Gastes: Kaffee, ein silbernes Brett, auf dem sich eine leere Tasse befindet, von deren Sau-

Digitized by Google

berkeit und Reinheit sich Jedermann gleich überzeugt, nebst Löffel und silberner Zuckerschaale, mit ihrem Inhalte überreich versehen, dabei eine Karaffe Eiswasser, ein Glas und ein zweiter größerer Löffel zum Umrühren des Zuckers, während ein anderer Garçon aus mächtigen Kannen von Silber je nach Begehr, bald mehr Kaffee, bald mehr Sahne spendet. Eine oder mehrere „dames du comptoir" schützen endlich den Fremden gegen die mögliche Uebertheuerung seitens der Aufwartung, wie denn überhaupt die Bedienung trotz der „Gleichheit" in Frankreich und trotz der „Freiheit" in England dort sich innerhalb der naturgemäßen Schranken ihrer Stellung zum Publikum hält, was man der Kellnerschaft in Deutschland nachgerade nicht nachrühmen kann. Die Klagen hierüber, welche die Herren Wachenhusen und Rasch nun schon seit Jahren gegen gewisse von Nicht-Deutschen besuchte Hôtels namentlich in den rheinischen Bädern führen, sind immer noch vollkommen begründet. Im Allgemeinen jedoch kann man einen solchen Vorwurf den böhmischen Kurorten nicht machen.

Bei all dem verbindlichen Wesen besitzt der Oesterreicher eine gewisse Männlichkeit und Ritterlichkeit, die sich vorzugsweise in den nach Teplitz zur Heilung so zahlreich hergesendeten Militairs aller Waffengattungen in ihren kleidsamen Uniformen ausprägt. Namentlich erregt hier allgemeine Theilnahme, insbesondere bei den Damen der Gesellschaft, der im Seegefecht bei Helgoland auf dem „Schwarzenberg" sehr schwer verwundete Schiffsfähnrich Turcowicz, welcher an einem Bein drei Mal amputirt, nun von seinem Burschen auf einem Rollstuhl nach allen Versammlungsorten hingefahren wird. Wohingegen der wegen seiner Höflichkeit sogar sprüchwörtlich gewordene Sachse der anderen energischen Eigenschaften entbehrt. Alles ist bei Letzterem weich und schlaff. Die Leute an der Gränze Sachsens machen durchaus nicht den Eindruck eines kräftig kühnen Gebirgsvolkes. Sie nähren sich auch jämmerlich. Saueres, unausgebackenes Brod, Mittags selbst dünnen, schlechten Kaffee, sogenannten „Blümchenkoffee" mit — grünem Salat. Die Hôtels ferner, die thalabwärts an der Elbe „in der Schweiz" bis Dresden zu liegen, tragen denselben Stempel der Armseligkeit, Knappheit und Hungerleiderei, obgleich die Preise denen der ersten Hôtels von Berlin nahezu gleichkommen, z. B. eine Portion Braten 7½ Neugroschen, aber mit Kartoffeln und im vorliegenden Pärtchen genossen, noch drei Neugroschen mehr: ein Umstand, der so geringfügiger erscheint, deshalb nicht unerwähnt zu bleiben verdient, weil er in diesem Falle die Beschaffenheit des Volksschlages immerhin mit characterisiren hilft. In dem so besuchten Ausgangspunkte für die Reisenden der sächsischen Schweiz, dem wegen seiner gesunden Luft und reizenden Lage bekannten Schandau ist es nicht einmal möglich, ein gesundes und wohlschmeckendes Glas Bier für gutes Geld zu erhalten, und dennoch liegt Dresden mit seinem trefflichen „Waldschlößchen" und „Feldschlößchen" etwa eine Stunde Eisenbahn, Bodenbach dagegen mit seinem berühmten böhmischen Bier noch kaum eine Stunde auf dem Schienenweg und ein und eine halbe Stunde auf dem bequemen Transport per Dampfschiff entfernt. Das Publikum muß „Schandauer-Böhmisches" trinken. Das sind

Digitized by Google

allerdings nur kleine, anscheinend unbedeutende Züge, ich könnte indeß deren unzählige noch anführen, die insgesammt das gemächliche, unentschlossene, abgespannte schwächliche Wesen characterisiren. Die reine Humanität genügt zur Staatenbildung nicht mehr in unserer Zeit, welche ja ohnehin auf große Staatencomplexe hindeutet, die aus selbsteigener Kraft existiren können.

Jeder Unbefangene wird zugeben müssen, daß einem größeren Staate in steigendem Maße größere Mittel zur Verfügung stehen, als einem kleinern!

Wie gestaltet sich nun ein solches Mißverhältniß zwischen Rechten und Pflichten in diesem besonderen Falle? Ich will einmal auf naheliegende Fragen, die noch in aller Preußen Gedächtniß, zurückkommen.

War das ganze Königreich Sachsen im Stande eine überseeische Expedition wie die nach Japan auszurüsten? Dabei aber genoß Sachsen als selbstverständlich die gleichen Vortheile. Wer hingegen trug die Kosten der Bewerkstelligung? Doch gewiß Preußen allein! Wem fällt denn schon durch die geographische Lage die opferreiche Aufgabe zu, den Westen und Nordwesten gegen das Ausland zu schützen? Wer muß denn die kostspieligen Anlage- und Unterhaltungskosten der großartigen Festungswerke von Koblenz, Köln, Minden, Erfurt, Magdeburg, Wittenberg und Torgau tragen?

Wer hat ferner den Aufwand an Erfindungen und Geld tragen müssen, um die preußischen Mustergeschütze zu schaffen? Wiederum trug Preußen einseitig die ganze Last, wohingegen Sachsen einseitig den Vortheil zog und sich, bevor noch Preußen seine eigenen befestigten Plätze versorgt hatte, im Voraus diese preußischen Kanonen ausliefern ließ.

Nachdem dies Alles endlich von Preußen großmüthigst bewilligt, geht ein Schrei des Erstaunens durch das ganze Sachsenland, daß Preußen zuletzt seine eigene Festungen nun auch den nothwendigen artilleristischen und fortificatorischen Anforderungen der Gegenwart entsprechend, mit seinen Erfindungen versieht. Ja ebenfalls im Besitz der überlegenen preußischen Waffe, stellt man sich entschieden und mit einer gewissen Ostentation*) auf Seite derer, die sich offen als die natürlichen Feinde Preußens proklamiren. Ja, in der Nummer vom 12. August renommirt das oficielle „Jornal de Dresde“ mit einer Million Bajonette, die es mit den übrigen Feinden gegen Preußen aufbieten könne. Dem müsse Preußen, das nur mit seinen schlesischen Festungen prahlt, unbedingt nachgeben. Schwachheit und Gewalt wird uns in einem Athem vorgeworfen.

Bei einem derartigen feindseligen Handeln, währt unterdeß die künstliche Bearbeitung der Gemüther durch die Presse fort. Die Dresdener „Constitutionelle Zeitung“ müht sich deshalb in einem langen Leitartikel ab

*) Anmerkung. Es macht einen eigenthümlichen Eindruck, in dem offiziellen Organ eines monarchischen Landes fortwährend die zusammengesuchtesten Scandalgeschichten über die preußische Armee zu lesen. Mit Recht machte kürzlich die „Deutsche Allgemeine Zeitung“ darauf aufmerksam, daß das „Dresdener Journal“ sowohl, als die „Constitutionelle Zeitung“ einen jüngst in Dresden vorgekommenen Fall total todtschweigen. Ein Unteroffizier nämlich hatte nicht allein einen Civilisten mit seinem Seitengewehr auf der Vogelwiese arg verwundet und war deshalb der Wache übergeben worden, sondern diese Wache hat demselben obenein noch zur Flucht verholfen. Warum dies verschweigen, meint das Leipziger Blatt, während beide Dresdener Zeitungen von den preußischen Armeen auch die einseitigsten Darstellungen, wenn sie nur Preußen zum Nachtheil gereichen, begierig ausposaunen.

Digitized by Google

mit dem Beweise, daß Deutschlands Einheit längst schon hergestellt wäre, aber — aber seitdem der preußische Ministerpräsident am Ruder sei, da erst herrsche unerhörte Zersplitterung der sonst so einigen Volksstämme, als wenn eine Schlacht bei Leipzig, wo alle diese Herren unter Napoleon gegen Deutschland fochten, nie vorgekommen wäre. Schließlich wird denn der „furchtbar nette" Rath ertheilt, wenn es zu einem Kriege zwischen Oesterreich und Preußen wirklich schon gekommen sei, sollen die Oesterreicher und die Preußen nur nicht kämpfen und im Frieden verbleiben. Wie er sich dies vorstellt und in welcher Weise überhaupt dies thatsächlich auszuführen sei, davon schweigt unser „furchtbar" costitutioneller Sachse. In derselben Nummer läßt er sich aus Wien von einem Pfiffikus schreiben, der wahre Grund, warum Oesterreich, wie er zugesteht, auf Schritt und Tritt Demüthigungen in seiner Politik gegen Preußen bisher erlitten, läge blos darin, daß Preußen auf Oesterreichs Finanzkalamitäten tückisch speculire. Auf die vorhandene Trefflichkeit seines Heeres rechne Preußen durchaus nicht.

Nun solle der österreichische Finanzminister bis Morgen gleich die schlechten Kreditverhältnisse radical beseitigen und darauf sofort auf das kaufmännische Preußen zufahren.

„Daß Frhr. v. Beust so ohne weiteres der österreichischen Regierung „„die ganze sächsische Armee zur Verfügung gestellt habe,"" daran erlauben wir uns doch zu zweifeln", meint die leipziger „Allgemeine Zeitung."

Wie der Herr Graf Larisch diese administrative, finanzielle, militärische Coups flugs vollführen soll, theilt leider der sächsisch-österreichische Tausendkünstler abermals nicht mit.

Widmete die „Constitutionelle Zeitung" am Dienstag ihren Leitartikel dem preußischen Ministerpräsidenten, so wird am folgenden Mittwoch und Sonnabend Herr Waldeck und unsere „Kölnische Zeitung" und „National Zeitung" in läppischer Weise angegriffen. Den beiden freisinnigen Blättern wird geradezu das unverschämte Ansinnen gestellt, nach dem Vorbilde eines in Preußens Hauptstadt erscheinenden ehrlosen Judenblattes, das dem „Dresdener Journal" als Quelle dient, offenkundigen Landesverrath zu treiben. Man erkennt auf den ersten Blick, daß es sich bei der Kleinstaaterei weniger um einzelne augenblicklich getrennte Persönlichkeiten handelt, sondern um das Interesse von der ganzen preußischen Großmacht selbst. Wenn sich der Leiter der auswärtigen Angelegenheiten in Preußen unterfängt, auch auf seine eigenen preußischen Steuerpflichtigen Rücksicht zu nehmen, und sie nicht mehr vom kleinstaatlichen Parasytenthum aussaugen lassen will, da muß „der Preuße" gestürzt werden und sollte man, wie einst unter eines Bonapartes Befehlen streiten. Denn in Bezug des „Erbfeindes" liebäugelt man ganz ebenso wie in den Jahren 1812, 13 und 1814. Solches ist denn der „reene taitsche" Patriotismus! Das nun dem beharrlichen und tapferen Volksstamme der Preußen, welchem damals schon die Initiative und der schwierigste Theil der Befreiungsarbeit zuertheilt jetzt wiederum von seinem Könige ein Führer gegeben wurde, der seine Preußen nicht allein vor neuen Schädigungen zu schützen weiß, sondern auch die geschichtliche Aufgabe und Sendung des Landes ohne Gleichen zu erkennen und

Digitized by Google

zu vollführen die Einsicht und Kraft besitzt, ist die Ursache ihres Neides und Aergers. Den Grad unseres Gewichtes, das sie selbst uns geben, kann man, trotz ihres Schimpfens, aus der argwöhnischen Aufmerksamkeit ermessen, mit welcher der ganze Südwesten und Süden sich unserm Ministerpräsidenten ängstlich zuwendet. Jemanden, welchen man als seinen Feind bezeichnet und von dessen Schwäche man wirklich überzeugt ist, den beachtet man eben gar nicht. Aber Tag für Tag in langen Leitartikeln die geringsten seiner Bewegungen allein zum Gegenstande der ernstesten Betrachtungen zu machen, beweist nur, daß der Schwerpunkt thatsächlich gar nicht mehr im eigenen Lande liegt. Um Ihnen ein richtiges Bild zu geben von den Ansichten und Anschauungen, die hier von der Presse dem Publikum jeden Morgen und Abend gegen Preußen eingeflößt werden, habe ich mir bisher erlaubt, Auszüge aus solchen Journalen mitzutheilen, die Ihnen allenfalls auch zu Gebote stehen. Aber heute muß ich Sie mit einem in der böhmischen Hauptstadt erscheinenden Blatte, der „Bohemia", bekannt machen, nicht bloß des Preußenhasses wegen, sondern der Form der Argumente und der tendenziösen Verdrehungen wegen. Der Leitartikel führt den Titel: „Bismarckus ante portas". Zunächst beginnt derselbe mit geistreich sein sollenden Wortwitzen, „bismärkisch" und „ukermärkisch," wobei es sofort in die Augen fällt, daß die Zufälligkeit des Namens vom preußischen Staatsmanne zum Deckmantel dienen muß, um gehässig und spöttisch das brandenburgisch-preußische Wesen im Allgemeinen anzugreifen und zu verhöhnen. Dann werden bekannte Aussprüche über die kulturhistorische Mission Oesterreichs in seinem Südosten auf das Einfältigste verdreht. Theils will man uns absichtlich nicht verstehen, theils entstellt man hämisch unsere Worte um uns dem Hasse aller Urtheilslosen auszusetzen.

Hierauf werden plötzlich den Preußen Selbstgespräche in der unmotivirtesten und perfidesten Weise untergelegt. Als ein verzweifelter Ausbruch widerwilliger Anerkennung wird dort nun dargestellt, daß wir jetzt nicht mehr läugnen dürfen, daß es Oesterreichs tapferem Heere lediglich zu danken sei, daß wir überhaupt einmal nach Düppel gelangen konnten. Angesichts der vor aller Welt klar liegenden aufrichtigen Aufnahme der österreichischen verwundeten und kranken Soldaten in Berlin ist eine derartige Lüge charakteristisch. In diesen augenscheinlichen Unwahrheiten, ausschließlich vom bittersten Haß dictirt, fährt der Artikel fort. Schließlich wird darin prophezeit, Preußen würde seine gesammten Wehrkräfte mobil machen und wenn dann dieses Land von beinahe zwanzig Millionen Bewohnern, bei welchem seit Funfzig Jahren die allgemeine Wehrpflichtigkeit besteht, dessen Schußwaffen von keinem andern Heere der Welt übertroffen, dessen Staatseinnahmen in den letzten 15 Jahren um ein Drittel gestiegen, in 14 Tagen gerüstet dasteht, dann würde es beim Anblick der realen Zustände in Oesterreich von einem Panique ergriffen, herz- und kopflos seine Waffen ins Gras werfen und der Preuße Bismarck würde eine Bußfahrt nach Ollmütz antreten.

Gott sei Dank, daß Preußen solche verblendete und dumme Feinde hat!

Druck von A. Paul & Co. in Berlin, Kronenstraße 21.

Digitized by Google

Das Duell.

Artikel I.

Vom Duell soll gehandelt werden! Die Frage ist groß und ich bin klein!

Da lesen wir denn in „Hengstenberg's: Duell und die christliche Kirche: „in der gesammten Katholischen und Evangelischen Literatur findet sich auch nicht ein einziger Mann von innerlicher Frömmigkeit, Ruf und Anerkennung, der es gewagt hätte, das Duell zu vertheidigen!"

Aber: „je mehr Feind, je mehr Ehr!" ist selbst eine Devise des Duellanten, und so muß ich schon versuchen, was ich mit äußerlicher Frömmigkeit, Ruf- und Anerkennungslosigkeit werde leisten können gegen eine Welt von Gegnern. —

Richtig ist es, wenn jene von gewissen Anschauungen in Anspruch genommene „innerliche Frömmigkeit" eben diese und nicht vielmehr ein Mißverständniß christlicher Wahrheit ist, dann lebe wohl Krieg und Duell, aber auch gleichzeitig Staat und Recht und geschichtliches Leben!

Es wird also unsere Sache selbst und nicht gewöhnliche Reizbarkeit sein, wenn wir gegen diese mißverstandene, wahrlich nicht gegen die wahrhaftige „innerliche Frömmigkeit" zu Felde liegen müssen.

Wir werden zu betonen haben, welche Einsichten jener Frömmigkeit mangeln und wodurch sie in den Trugschluß kommt bei besten Absichten.

Auch halten wir es bei der Weitschichtigkeit der abzuhandelnden Materie für wohlgethan, wenn wir den einzuhaltenden Gang unserer Untersuchungen hier sogleich festigen und vorwegnehmen.

In diesem ersten Artikel wollen wir präludiren, einige Exposition geben und gleich vorausverkündigen, wie eigentlich der Geist und die summarische Herzensstellung beschaffen sei, aus welcher dann schließlich das Duell entspringt. In eine Anmerkung wollen wir dann eine geschichtliche Skizze werfen, welche die Experimente von Kirche und Staat gegen Fehde-Recht, richterliches Kampfrecht und Duell vorführen.

Der 2te Artikel wird in dem Differenten von bellum und Duellum das Identische derselben hervorheben, und in diesem Identischen das Differente und den Grund desselben aufdecken.

Er wird dem Katholicismus gegenüber die Sphären bemessen, in welchen für den evangelischen Christen sich die Obrigkeiten des Individuum's, der Kirche und des Staates abgrenzen; diese alle vis-à-vis der Auctorität Gottes.

Digitized by Google

Er wird die Sphäre ausmarken, in welcher die Obrigkeit des Individuum's auf sich selbst gestellt bleibt. Endlich wird er geschichtlich die germanische Unterlage betrachten, welche den Keim des Rechtsbegriffes legte, an welchen die, diesen Begriff bis in die Duell-Ehre weiterführende Geschichte mit christlichem Geiste anknüpfte.

Dann wird ein dritter Artikel aussprechen, was daran das Berechtigte ist und wie es berechtigt sein kann, daß und wenn die Obrigkeit des Individuums sich gegen die Auctorität Gottes (will sagen gegen Seinen ursprünglichen Willen) und sich gegen die Obrigkeiten der Kirche und des Staates selbstständig durchhält. Er wird einen Dualismus der Gebote und der Pflichten aufzuweisen haben, inmitten deren das Individuum selbstständig ein Drittes, eine Noth-Wahrheit zu finden hat.

Er wird zu erörtern haben, wie — selbst bei verlorenem Inhalt — überall die formalen Principien aufrecht zu erhalten sind, weil sie das Instrument bleiben, durch welches man sich wieder in den Inhalt zurechtfinden kann, wie man denn z. B. am festgehaltenen Absolutismus sich später immer wieder in das Reichs-ständische Königthum hineinfinden kann, nicht aber wieder in dasselbe, wenn man jenen, wegen seiner häßlichen Willkührsgestalt, fortgeworfen hat für eine aristokratische oder demokratische Republik.

So auch ist die rohe, willkührliche, väterliche Familien-Zucht dennoch ein theuerstes Gut; man orientirt sich an ihr in die richtige Zucht; diese ist doch nicht mehr zu gewinnen, wenn man, wegen der inhaltlichen Mangelhaftigkeit jener formalen Zucht, diese selbst hat fallen lassen. An allen Punkten des sittlichen Lebens gilt dies Verhältniß zwischen dem formalen Prinzip und dem Werthe, den der richtige Inhalt hat.

So hat Gott Selbst den Zustand, in Folge des Sündenfalles, gefügt, in welchem wir inhaltlich nicht mehr „die Guten" sind, aber die metaphysische formale Freiheit, durch (instrumental) die wir die Sünde schufen, hat Er uns intact erhalten.

Es wird zur Darstellung kommen müssen, wie dieses anthropologisch und metaphysisch begründet ist durch den Werth, den im individuellen Geiste Wille und That haben in Bezug auf dessen andere Vermöglichkeiten.

Es wird das Form-Prinzip zu betonen sein, in welchem Ehre und Duell, als in ihrer Angel, sich drehen.

Da kommt dann der 4te Artikel und knüpft an den 1ten und 2ten an. Das abstracte Form-Prinzip des Duells muß sich mit dem Inhalte füllen, den der 1te Artikel mit dem Duell-Geist theils gegeben, theils geboten behauptete. Nun kommt ein geschichtlicher Nachweis, auf die Skizze zum 1ten Artikel verweisend, an die Anbahnung im 2ten Artikel anknüpfend. Der Nachweis nun geliefert, soll dargethan werden, wie, immer bei aufrechterhaltenem Form-Prinzip, mit den mageren Zeiten dem Duell-Geiste der Inhalt wieder einschrumpfte, und wie er jetzt wieder sich gediegener stellt und sich so stellen soll.

Der vierte Artikel wird dann die im dritten schon gegebenen Mittel für das Duell noch verstärken, indem er das geschichtliche Wandeln (die

Digitized by Google

Nothwahrheit, für welche der dritte Artikel die Basen legt) urgirt, für welches dann der fünfte Artikel mit ganzer Wucht eintreten wird, nachdem er sich mit dem Liberalismus über das Duell wird abgefunden haben.

Hat nun der dritte Artikel schon gesagt, weshalb die Obrigkeiten des Staates und der Kirche nicht die das Duell austragenden Instanzen sein können, wird es der fünfte Artikel noch verstärkt sagen, und dabei eröffnen, was schließlich zur Sache zu thun ist, und von welchen Bedingungen der Gedanke einer völlig unblutigen Austragung das Duell getragen sein müßte.

Jedoch nun etwas Präludium!*)

*) Anmerkung des Verfassers. Wir finden zuerst das Kampfrecht gesetzlich sanctionirt und geordnet zur Zeit des Kaiser Augustus bei den Scandinaviern unter Frotho III. — Dann bei den Burgundonen unter Gundebald. — Als Gottesgericht (gesetzliches Beweismittel) unter dem Longobarden Albain oder Luitprand. Unter Kaiser Otto II. priesen die tapferen Lombarden die Wiederherstellung des Kampfgerichts als ein großes Geschenk. Die zum Schwert Bereitesten waren auch die Alemannen, vor Allem aber die Normannen und Franken. Langsamer zum Schwert erwiesen sich die Sachsen und die durch die Amönitäten südlichen Clima's in ihrer Energie gebrochenen Westgothen. Diese gaben ihren göttlichen Beruf (Nationalität ist das Pfund, das Gott einem Volke mitgegeben hat) auf, nahmen das römische Recht an und waren zerbrochen. Ebenso fügte es Gott den Sachsen und Alemannen, daß sie den Normannen und Franken erliegen mußten.

Nicht die Kirche, nicht die Reichsgesetzgebung, obschon viele, ja alle Reichsstädte unter Friedrich II. und III. das Erbe der Väter daran gaben und sich Dispensations-Privilegien vom Zweikampf geben ließen, aber dennoch vermochten Kirche und Reichsgesetzgebung die Nation nicht so sehr um das Ihrige zu bringen, als die mit dem 15. Jahrhundert, durch wieder erwachte Studien Römischen Rechts, über uns hereinbrechende Invasion römischer Rechtsansichten. Die Ritterschaft klagte, die doctores juris brächten sie ja um ihre Nationalität. Anstatt das Unhaltbare der Gottes-Urtheil sprechenden gerichtlichen Zweikämpfe nach dem nationalen Genius umzuwandeln, wurde es umgewandelt nach dem römischen Genius. — Vae victis! —

Kirchliche Experimente wurden frühzeitig gemacht, doch auf- und abschwankend. Luitprand, der Longobarde, hatte schon Zweifel, ob Gott auch wirklich entscheidend beim richterlichen Zweikampf eintrete. Um 850 bekämpfte Agobard den Wahn der Gottes-Urtheile, aber die Kirchenversammlung zu Ravenna unter Otto I. ließ noch stillschweigend geschehen, daß die Geistlichkeit selbst durch Stellvertreter im Zweikampfe erscheine. — Nicolaus I. beschränkte sich auf Mißbilligung. Die Kirchenversammlung zu Valence meinte, Lothar I. möchte doch auf Abschaffung hinwirken und stellte anheim. — Aber man nahm in den Concilien immer schärfere Haltung gegen das Duell an. Julius II. drohte 1509 mit Bann, Todschlagsstrafe, Güter-Confiscation, kein christliches Begräbniß. Benedict XIV. und seine Cardinäle erklärten: das Duell sei gegen Geist und Buchstaben des Christenthums. Schließlich decretirte Trident: „gänzliche Verbannung des Teufel-erfundenen Duells aus der Christenwelt!" — Seit der Zeit und um die Hälfte des 17. Jahrhunderts blühte denn auch das Duell gewaltig auf und zeigte seine äußerste Fratze.

Gleichen Erfolg zeigten die Experimente staatlicher Gesetzgebung. — Gegen das Fehderecht zu Nutzen ihres eigenen Fehderechts traten scharf auf Conrad I., Heinrich II., Friedrich I. — Darauf lange große Blüthe des Fehderechts bis zur Fratze zur Zeit des Interregnums; dann dreijähriger Landfriede durch Kaiser Rudolph, in welchem die Fehde zwar in rechtlicher Anerkennung blieb, aber staatlich geregelt und auf Zeiten beschränkt. Friedrich III. giebt 10jährigen, Kaiser Max und die Stände schaffen 1495 ewigen Landfrieden, will sagen: das Recht auf Fehde hört auf.

Zu unterscheiden vom Fehde-Recht ist das Kampfrecht als letztes Beweis-Mittel, wenn alle Eides-Hülfe dennoch die Sache nicht klar legte. — Wenn wir von den Bemühungen der Kirche gegen das duellum sprachen, so waren sie wesentlich gegen dieses Kampfrecht gerichtet, obschon die Kirche zunächst selbst dem Fehderecht diese Gestalt zu geben versucht hatte, d. h. versucht hatte, das Problem von der Welt-Regierung Gottes in dieser Form darauf

Digitized by Google

Wo sonst Experimente nicht zum Ziele führen, pflegt man den Schluß für berechtigt zu halten, daß der Experimentirende die Sache nicht richtig angefaßt habe. Die Daten der Sach-Erkenntniß genügten eben nicht, um das Ding völlig herzustellen. Es bleibt die Sache erst noch gründlicher zu erkennen.

Wie wäre es nun, wenn Kirche und Staat, durch Jahrhunderte lang versuchte Experimente dargethan hätten, daß sie das Duell in seinen Wurzeln nicht erkannt gehabt hatten.

Das durchsichtig begriffene Ding läßt sich hervorrufen, wenn es noch nicht präsent ist, es läßt sich, ist es da, vernichten und zwar durch die mit dem begriffenen Dinge gleich mitbegriffenen Gegensätze desselben.

Nehmen wir es nur gleich vorweg, daß unser liberalistischer Gegner das Duell, wenn auch nicht in seinem Keim, doch nahezu bis an dessen Leben heran, begriffen hat. Er greift das Duell nicht mit Religion und Ethik an, aber mit rechts-staatlicher Entwickelung und mit deren öffentlicher Meinung.

---

zu oculiren: „Gott giebt dem Rechte den Sieg!" Das Fehde-Recht hatte mehr vom Kriege (siehe den 2. Artikel), will sagen, im Fehde-Recht galt noch List und Ueberrumpelung, das gerichtliche Kampfrecht ähnelte mehr dem duellum, es war überall sittlicher.

In der Fehde traten die Familien gegen einander auf, im gerichtlichen Kampfe fochten Einzelne, doch auch Stellvertreter, zunächst Agnaten, Vormünder u. s. f.

Aber auch das Kampfrecht war noch nicht unser Duell, denn es entschied noch materielle Interessen und reales Recht; doch unter Friedrich II. entschied es schon nicht mehr über Eigenthum und Besitz, sondern nur über bestimmte Kriminal-Verbrechen.

In einzelnen Streifstichtern fristete es noch bis 1804 ein auflackerndes Leben; dennoch ist es in seinen Wurzeln schon im 16. Jahrhundert und mit dem gänzlichen Sturz des theokratischen Princips in der Reformation besiegt.

Gleichzeitig mit diesem Sturz tauchte die Landesherrlichkeit auf, und flüchtete sich die nationale Sitte in ihr eigentliches und berechtigtes Gebiet, in das Privat-Duell, über welches wir heute verhandeln.

Nun beginnen die Landesherrlichen Duell-Mandate. Blüthe des gerichtlichen Zweikampfes fällt zusammen mit der Blüthe unseres heutigen Adels im Ritterwesen. Unser heutiger Adel enthält die alten Vollfreien, wesentlich aber auch Ministerialen, unfreie Dienstmänner, welche eben im Waffenhandwerk als freie geachtet wurden.

Blüthe des Duells als Unwesen im 17. Jahrhundert fällt zusammen mit den Landesherrlichen Duell-Mandaten. Sachsen beginnt 1572, Reuß 1613; 1652 Churfürst von Brandenburg; 1651 Oesterreich; 1628 Schweden; 1668 ein Reichsgutachten; die ernestinischen Häuser 1709 und viele, viele andere.

Galgen, Rad; Alles, was man wünschen kann, sogar das Attentat auf das nationale Bewußtsein selbst: „Der Duellant solle ehrlos sein!" — Sagt das nationale Bewußtsein: „wehrlos, ehrlos," so versuchte die Gesetzgebung der Sitte zu befehlen: „wehrlos sei ehrenhaft!" — Und dabei machten sich all diese Dinge mit der höchsten Sprunghaftigkeit: Heinrich III. und IV. präsidirte bei Duellen, Ludwig XIII. und XIV. schrieb drakonisch gegen das Duell. — Baiern, Hannover, der code pénal gaben das Duell frei und erreichten dasselbe, nämlich nichts!

Völlig wüst taumelten die Motivirungen des Strafrechts durcheinander: man fand sogar Mord und Todschlag im Duell. Jetzt erst ist allgemeine Ueberzeugung, es sei ein Fall schwerster Selbsthülfe, da Menschenleben gefährdet seien. In dieser immerhin richtigern Auffassung wird der Staat schon besser gegen das Duell wirken können. Wir werden später auf diese kleine Skizze der Umwandelungen des Fehderechts in gerichtlichen Zweikampf und Privat-Duell verweisen, auf diese dem veränderten Staats-Leben entsprechenden Modifikationen des Rechts auf Fehde.

Digitized by Google

Mit dem Rechtstaat will er die vielen Ehren auflösen, in die eine negative der Un-Bescholtenheit; durch die öffentliche Meinung will er jener anderen Seite der Ehre beikommen, wo dieselbe nicht im Individuum selbst wurzelt, sondern bei den andern deponirt ist als — der Ruf!

Dieser liberalistische Gegner zeigt doch wenigstens, was sich vom „innerlich frommen Gegner" nicht sagen läßt, daß er System und Methode habe, und daß er irgend welche Ehre, irgend welchen Ruf als einen selbstständigen Faktor des Lebens anerkennt, für welchen gesorgt sein müsse.

Freilich deckt er dabei eine Seichtigkeit und Unauskömmlichkeit auf, die seiner laxen Natur entspricht, und indem ich mich nun herumwerfe zu meinem frommen Gegner, muß ich sofort nach dem geheiligten Schwerte Roland's greifen, das nur christlichen Händen vertraut war.

Da wird denn nicht genug Ernst gemacht mit einer zerrütteten Welt die sich außerhalb Gottes befindet. Man fasset mehr die Sünde im Individuum auf, als den zerrütteten Weltzustand. Auch an der Sünde im Individuum, aus Furcht, die Schuld und Zurechnung für dasselbe zu verlieren, beachtet man zu wenig, wie der auf die Sünden-Schöpfung, die der Mensch leistete, nachkommende Wille Gottes den Menschen in demjenigen *Habitus als* in einem Habitus bestätigte, was der Mensch zunächst nur als *ein* Actus wollte: in der Sünde!

Die Philosophie hat so lange vergeblich geforscht, wo die Negation herkomme. Gott hat sie gestaffelt in die Natur hineingeschaffen bis hinan und hinein in den metaphysischen Menschen, aber nicht hinein bis in den ethischen Menschen.

In diesen hinein hat der Mensch sie selbst verlegt kraft des ihm von Gott gegebenen metaphysischen Vermögens, doch gegen Gottes primitiven Willen.

Wo Berge sind, sind Thäler; wo Licht, Finsterniß, wo Wärme, Kälte. Das heißt, Gott hat in die Natur die Negation als nothwendig hineingeschaffen und zwar als an Seinen Positionen haftendes Maß, um diese an der Negation messen zu können. Am Thal, an der Finsterniß u. s. f. sollen die Positionen des Berges und des Lichtes gemessen werden. Alle Höhe des Ja ist zu messen an der Tiefe des Nein!

Aber es ist nicht primitive Schöpfung Gottes, daß das Gute zu messen sei an der mitgeschaffenen Negation des Bösen.

Das Böse war nicht und das Gute maß sich in ihm selbst nach seiner Steigerung bis ins Herz Gottes.

Das Gute ist jene Beschaffenheit des menschlichen Willens, in der er übereinstimmt mit dem Willen Gottes.

Guter als gut kann man nicht sein, aber je nachdem Gott erzieherlich immer tiefer und bewußter in Seinen Willen einführte, je nachdem erstand ein Höher und Minder-Hoch innerhalb des Guten, sonach eine bewußte Maßfähigkeit, ohne das Böse zum Maß zu nehmen!

Nun aber ist all' das verschüttet und zerrüttet; von Stund an, als der Mensch die Negation auch in das Ethische einführte, ist in nothwendiger Weise das Böse Maß des Guten geworden,und dieser Zustand ist der

weltgeschichtliche Boden,

Digitized by Google

und es ist unmöglich geworden, sich rein in das ursprüngliche Gebot Gottes zu stellen, will sagen, Gott hat dieses Gebot bestehen lassen als unser Regulativ, aber es ist nicht mehr Sein Wille, daß es konstitutiv gehandhabt werden könne. — Wir werden das noch später erwägen. Jetzt nur noch einen Blick zu werfen auf einzelne Silhouetten der gestörten Welt.

Uebt ein sündloses Wesen die Keuschheit positiv, so liegt darin nichts, um es in die Gefahr der Unkeuschheit zu stellen.

Setzt sich aber ein sündiger Mensch die Willens-Aufgabe, keusch leben zu wollen, ist er gerade dadurch in die Gefahr der Unkeuschheit gesetzt. — Es ist das ähnlich mit dem, was der Apostel Paulus sagt von der Wirkung des inmittentretenden Gesetzes, und anders: wie wir das thun, was wir nicht wollen.

Ueben sündlose Wesen positiv den Frieden, nie ist dadurch die Gefahr des Krieges nahegelegt. Setzen sündige Menschen den Frieden sich als Postulat, so ist gerade dadurch die Gefahr gegenseitiger Bekämpfung gegeben. Eine Bekämpfung aber, die bei der letzten Austragung durch Gewalt abbräche, wäre keine Bekämpfung, sondern die Einrichtung, daß derjenige Sieger sei, der Gewalt droht.

Hier nun erklären sich so viele sogenannte Widersprüche: weil Christus den Sündern den Frieden brachte, so brachte er nicht den Frieden, sondern das Schwert, verlegte das Schwert in's Individuum, in die Individuen gegeneinander, in die zum Kreuzzug gegen einander aufbrechenden Völker.

Genug: alles Gute dieses irdischen Sündenstandes mißt sich am Grad des ausgeschlossenen Bösen, bringt es so nur zu einem — — Minder-Bösen! — So ruft selbst innerhalb der Vorstellung des Individuums das gedachte Gute mit hervor das gedachte Böse und stellt es so mit hin an die Schwelle der Wirklichkeit. Man denke sich eine Religion, die das Gute, das sie vom Menschen fodert, nur sehr gering greift. Das wird der Effekt sein, daß für Aufrechthaltung solches Minderen weniger Krieg unter den Menschen sein wird, wenn eine andere Religion ein Mehreres des Guten, ein volles Gute fodert.

Die Wiener Kriegsdrommeten.

Es hat immer als das Zeichen eines schlechten Arztes gegolten, alles mit demselben Recepte heilen zu wollen. Das Recept, innere Zerwürfnisse mit äußerem Krieg zu heilen, ist öfter empfohlen als angewendet. Es klingt ganz schön, wenn der Dichter singt:

O, säh' ich morgen schon den Sonnenschein
Sich spiegeln auf den Helmen der Geschwader,
Ging's morgen schon in Feindes Land hinein!

Digitized by Google

Krieg, Krieg! gebt einen Krieg uns für den Hader,
Der uns das Mark versenget ins Gebein;
Deutschland ist todtkrank, schlägt ihm eine Ader!

Aber der Krieg des 19. Jahrhunderts ist ein gar complicirtes und theures Ding; da genügt es nicht, die Vasallen aus ihren Fehden abzurufen und in Feindes Land zu schicken, damit der Krieg den Krieg ernähre, da bedarf es barer Mittel in der Kasse des Staates, oder in der Kasse des kriegslustigen Volkes. Und wie steht es damit in dem Staate, dessen Presse so leichtsinnig mit dem Feuer spielt? Werden die Ungarn ihre Forderungen vertagen und sich für das Condominat in Schleswig-Holstein in blanke Waffenrüstung werfen? Wir fürchten sehr: Nein, sie werden „warten", bis die Preußengefahr droht und werden sich so wenig rühren lassen, wie 1848 durch die Gefahr die von Italien drohte; sie werden wie damals ihre Forderungen um so höher spannen, je nöthiger man ihre Hülfe braucht.

Werden die Venetianer, wird die Actionspartei in Italien sich schämen, die offene Flanke anzufallen? Ja, brauchen wir daran zu erinnern, um nicht alle ungelösten Nationalitätsfragen die croatische, czechische, polnische, welche dann auflammen werden, wieder zu erwähnen, daß 1859 in den getreuen deutschen Erbländern, in Wien selbst, jede Niederlage der österreichischen Waffen mit Jubel begrüßt wurde, weil man nur von dem Unglück den Sturz des Systems erwartete?

Man schreibt aus Wien: „Man werde den Krieg im Nothfall mit Papier führen." O ja, wenn Oestreich alle Greuel der Assignatenwirthschaft, oder, um bei einem näher liegenden Beispiel zu bleiben, die der jetzigen Generation freilich nicht mehr erinnerlichen Wechselfälle des österreichischen Finanzpatents von 1811 durchmachen wollte, so geht es; aber unter einer Bedingung, welche man in Wien nicht vergessen möge: wenn es gelingt den Krieg ins Ausland zu spielen.

Wir würden nicht so ruhig über alle diese Velleitäten sprechen, wenn wir wirklich Kriegsgefahr sähen, aber wir sind überzeugt, daß man betreffenden Ortes die angeführten Verhältnisse vollkommen kennt und selbst über den Leichtsinn der hier gemeinten Kriegsdrommeten die Achseln zuckt.

Leiden eines Privatdocenten.

Wenn man große Wahrheiten, welthistorische Faktoren gleichsam versteinert vor sich sehen will, darf man in Berlin nur den Weg von der Herkulesbrücke bis zu der Ecke gehen, die die Charlottenstraße mit „Unter den Linden" bildet.

Digitized by Google

Da sieht man linker Hand, an der Ecke der Neuen Friedrichsstraße das Börsengebäude, in dessen Vorhalle sich eine Masse coursbeflissner Leute herumtummelt, über dem Wasser den unvollendeten Dom, dessen Fundament traurig absticht gegenüber der brillanten Börse, rechter Hand das alte und neue Museum mit seinen Schätzen ältester und neuester Kunst, weiter links drüben das alte ehrwürdige Schloß, die neue Schloßbrücke und „Unter den Linden" der massive Bau des Zeughauses, der Universität, der Akademie, denen vis-à-vis das Opernhaus, die Bibliothek, das neue Palais steht und als Schlußstein das Monument des großen Friedrich, des Gründers des preußischen Staates, ohne den diese Denkmäler preußischer Macht und Größe wahrlich noch nicht an diesem Platze ständen. Sie alle beweisen aber auch, daß die Linie der Machtentwicklung, die jener pater patriae vorgezeichnet, von seinem Nachfolger richtig eingehalten worden ist, daß Preußens Schwert des Geistes eben so scharf und gewichtig ist, wie sein Kriegsschwert, mit dem es sich die Bahn zum Tempel des Ruhmes gehauen. Diese Marksteine preußischer Ehre, preußischen Ruhmes werden allerdings hin und wieder von Denkmälern auswärtiger Geistesmacht überboten, allein nimmermehr giebt es auf der Welt eine zweite Universität, die der Berlins an Großartigkeit und Vortrefflichkeit zugleich in Bezug auf die Lehrkräfte den Rang ablaufen könnte, sondern es ist ein unumstößlicher Satz, daß die Berliner Universität entschieden die erste der Welt ist. Daß gleichwohl in diesem großen Organismus, wie in jedem, noch Mängel abzustellen sind, wird kein vernünftiger Mensch bezweifeln, daher glauben wir uns aber auch einigen Dank zu verdienen, wenn wir einige derselben, wenn auch in kurzer, doch hinreichender Weise hier zur Sprache bringen.

Ein Hauptmangel zunächst ist die äußerst trübe Lage junger Privatdocenten, die sich an einer Universität habilitirt haben, ohne die nöthigen Mittel zu besitzen. Junge Leute, die eine hervorragende Befähigung und productive Kraft besitzen, werden häufig den Drang in sich fühlen, die akademische Carriere einzuschlagen, allein die allerwenigsten sind in der günstigen Lage, diesem Drange folgen zu können, insofern sie von Haus aus von materiellem Mangel geschützt sind. Subsidienlose müssen daher zu einem Nebenamte ihre Zuflucht nehmen, müssen aus ihrem Fache heraus, die Disciplinen eines andern tractiren, darin ein examen rigorosum absolviren und so ihre Kraft zersplittern. So muß ein Licentiat der Theologie, der sich habilitiren will, erst eine Lehrerstelle an einem Gymnasium suchen, kann aber die Qualifikation dazu wieder erst durch ein Examen erlangen, das ihm wenigstens ein halbes Jahr Vorbereitung hinwegnimmt. Als Gymnasiallehrer hat er dann allerdings sein Auskommen, allein die 15—22 Stunden wöchentlich, die er auf dem Gymnasio unterrichten muß, zu denen noch 10 weitere Stunden kommen, die auf Vorbereitung, Correkturen, Gänge u. s. w. zu rechnen sind, lassen ihn so wenig zu einer ruhigen Entwickelung seiner theologischen Lehrkraft und gründlichem Studium in seinem Fache kommen, daß er zuletzt dieser Zersplitterung müde, sein akademisches Lehrfach ganz bei Seite wirft und in der reinen Gymnasialcarriere sich zufriedenstellt. Dadurch wird aber der Theo-

Digitized by Google

logie manche tüchtige Lehrkraft entzogen, wofür dann mittelmäßige, ja unbedeutende Köpfe, die aber Mittel zur Selbsterhaltung genug besitzen, in derartig entstandenen Lücken sehr gute Geschäfte machen.

Ein medicinischer Privatdocent ist in viel günstigerer Lage, da er nebenbei auch prakticiren kann, was doch seinem Lehrfache viel näher liegt, als dem theologischen der Gymnasial-Unterricht in Geschichte, Latein, Französisch ꝛc. Am schlimmsten dagegen steht es mit den juristischen Privatdocenten, die oft nicht die Hälfte des Einkommens eines Portiers oder Pedells haben. Jedenfalls wäre es wünschenswerth, daß, wenn Licentiaten der Theologie, Doctoren der Philosophie, die sich an der Universität habilitirt haben, auch an einem Gymnasium Unterricht zu ertheilen wünschen, sie hauptsächlich berücksichtigt werden möchten, und wenn die Fakultät über die Qualifikation der Privatdocenten zu ihrem Lehrfache befragt ein günstiges Zeugniß ausstellt, ihnen vielleicht die Hälfte oder ein Drittel des Gehaltes eines extraordinarius bewilligt würde, so daß sie nicht zu sehr an die Annahme vieler Lehrstunden auf dem Gymnasio gezwungen würden. Für die Licentiaten könnte, wenn sie vielleicht beim Cultusministerium sich meldeten und darum einkämen, möglicher Weise eine Pastorstelle in der Universitätsstadt reservirt oder empfohlen werden, verbunden mit einer kleinen Unterstützung von Seiten des Staates, damit der Licentiat nicht gezwungen werde zu einer solchen Stelle zu greifen, die allerdings genügendes Einkommen aber auch eine zu schwere Arbeitslast bietet und seine Kraft zu sehr in Anspruch nimmt. Auf diese Weise würde die schreiende Noth junger, talentvoller Privatdocenten wenigstens theilweise gehoben.

Empfehlen sich seine Vorlesungen namentlich durch Klarheit, Gediegenheit und Lehrhaftigkeit, so ist, nach unserer Meinung, damit mehr Verdienst auf seiner Seite, als wenn er dicke Bücher geschrieben. Ueberhaupt ist es ein großer Fehler, wenn man beim akademischen Lehrer zu sehr Gewicht auf das Bücher schreiben legt. Die Hauptsache des akademischen Lehrers ist und bleibt doch immerdar die Lehrfähigkeit; denn was nützt es dem Hörer, wenn er an einer Universität bei einer Koryphäe der Wissenschaft hört, aber doch nichts hört, als ein wirres, dunkles, mit näselnder dünner Stimme vorgetragenes Plaidoyer, von dem die letzten Bänke gar nichts, oder nur wenige Sätze verstehen und das allerdings sehr gelehrt ist, aber dem Hörer keine Klarheit, keine Deutlichkeit des Gegenstands bietet. Man überzeuge sich an den Universitäten, oder erinnere sich nur an diesen oder jenen alten würdigen Gelehrten, an den Eindruck seines Vortrages und, wie wenig man eigentlich von ihm gelernt hat.

Daher mag man auch bei Berufungen nicht so sehr renommirte, aber alte Gelehrte wählen, weil sie Ruinen sind und die Tage ihrer eigentlichen Blüthe hinter sich haben, vielmehr kann man mit ruhigem Gewissen und jedenfalls mit richtigerem Takte bei Berufungen auf Lehrfähigkeit und jüngere Leute sehen, die wenn auch noch nicht einen gewaltigen Ruf, doch die Kräfte besitzen, vor allem durch klaren Vortrag und gediegene Forschung ihre wirk-

Digitized by Google

liche Stellung als Lehrer und nicht als bloße Doktrinäre auszufüllen, wovon ein großes Renomme von selbst sicher die Folge sein wird. Wir erinnern uns, daß mit dem Zurücktritt des Professors Encke die Direktorstelle der Berliner Sternwarte frei wurde und in der zweiten Kammer die Wahl des Professor Förster in seine Stelle heftig befehdet wurde, aber wir glauben, daß die Regierung darin entschieden richtig gehandelt hat.

Was hätte es wohl genützt, wenn sie an seine Stelle eine andere Koryphäe gestellt, eine Ruine? Allerdings es würde dann heißen: N. N. ist jetzt in Berlin, allein sicher gewinnt die Astronomie jetzt mehr, da Förster ein Mann von Begabung ist und die Garantie giebt, daß er jetzt im Besitze hinreichender Mittel sich bald zu großer Bedeutsamkeit emporarbeiten wird. Freilich besitzt er auf der andern Seite zu wenig Lehrhaftigkeit, als daß er durch seine in der Universität gehaltenen Vorträge für seine Wissenschaft Jünger werben könnte, da er sich zu wenig auf den Standpunkt sogar tüchtiger Studenten der Mathematik herabläßt, geschweige daß er einen Vortrag über Astronomie angekündigt, worin er in populärer Weise die Wichtigkeit und die Erfolge der Astronomie für Studenten aller Fakultäten besprechen wollte. Dies überhaupt ist auch ein Fehler unserer Fakultäten. Wo wird in einer theologischen Fakultät ein Vortrag über einen allen zugänglichen Gegenstand gehalten? Früher hielt dergleichen hier Professor Nitzsch und gewiß mit Erfolg, allein unseres Wissens wurde erst eine Anregung zu solchen Vorträgen von dem Direktor des landwirthschaftlichen Instituts in Halle Professor Kühn gegeben und sonst haben wir nirgend gehört, daß dieses Bedürfniß irgendwie zum Bewußtsein gebracht wurde. Ein Mediciner kann sich über juristische und theologische Gegenstände nicht im Entferntesten unterrichten, weil keine Gelegenheit durch Vorlesungen geboten wird, Aufklärungen über theologische Objekte verschiedener Art in menschlich-faßlicher Weise zu erlangen. Es ist ja doch im Interesse jeder Fakultät, allen Studenten anderer Fakultäten etwas zu bieten, ihre Theilnahme auch für sich zu fesseln und ihnen die Wichtigkeit der von ihr vertretenen Wissenschaft nahe zu legen, darum ist es nur zu verwundern, daß nicht längst durch junge Lehrer diesem Bedürfnisse, das allen Studenten fühlbar ist, abgeholfen worden.

Mitbesitz.

(Schluß.)

Nachdem dem Herzoge Christian Albert von Gottorp zwei Prinzen geboren worden, war in Folge der neulich angeführten Wahlclausel, das Coadjutorat des Bisthums erledigt. Die Absicht des Herzogs sowohl, als auch

Digitized by Google

des Domcapitels, ging dahin, den jüngstgebornen Prinzen Christian August zum Coadjutor zu machen. Der Vater behielt daher einstweilen, während der zarten Kindheit des Prinzen, den Titel eines Coadjutors bei. König Christian V. hingegen sandte im Jahre 1677, als der gedachte Gottorpische Prinz erst vier Jahr alt war, seinen Minister, den nachmaligen Vice-Kanzler zu Glückstadt, Wasmer, an das Domcapitel in Lübeck, und ließ darauf antragen, daß sein dritter Prinz, Christian, damals 2 Jahr alt, zum Coadjutor möchte erwählt werden. Um beide Partheien zufrieden zu stellen, erbot das Capitel sich, den Gottorpischen Prinzen Christian August zum Coadjutor, den Dänischen Prinzen Christian aber zum Sub-Coadjutor zu wählen. Dieser Vorschlag fand in Copenhagen keinen Beifall, weil der Dänische Prinz, nur zwei Jahre jünger als der Gottorpische, dadurch keine Aussicht erhielt, jemals zum Bisthume zu gelangen. Kurz darauf wurden dem Könige von Dänemark 125,000 Rthlr. von dem römischen Kaiser Leopold, in Folge damaliger Kriegsunruhen, auf das Bisthum Lübeck angewiesen. Christian V. glaubte, diese Schuldforderung als Mittel zur Erreichung seines Zweckes brauchen zu können.

Zu dem Ende schickte er im Jahre 1684 den Baron Liliencron nach Lübeck, um daselbst beim Domcapitel seinen vormaligen Auftrag zu erneuen, mit dem Hinzufügen, daß wenn dasselbe seinen Prinzen Christian erwählen würde, er, der König, die Schuldforderung auf 20,000 Rthlr. ermäßigen, und außerdem den Domherren eine angemessene Remuneration bewilligen wolle. Dies Anerbieten konnte seinen Zweck nicht verfehlen. Indessen befand das Capitel sich in großer Verlegenheit, indem es kurz vorher, in Folge zweier kaiserlichen Rescripte vom 28. Juni 1682 und 6. Juli 1684, sowohl über den, mit dem Hause Gottorp abgeschlossenen, Vertrag von 1647, als auch über die Dänischen Ansprüche hatte an kaiserliche Majestät berichten müssen. Der Erfolg dieses Berichtes mußte doch erst erwartet werden, bevor man sich mit dem Baron von Liliencron einlassen konnte. Unterdessen ward ein General-Convent ausgeschrieben auf den 12. Oct., und wiederum auf den 22. Oct. Allein unterm 28. Sept. erließ Kaiser Leopold an Christian V., als Herzog von Holstein, ein mandatum inhibitorium et dehortatorium. Der kaiserliche Minister im niedersächsischen Kreise, Adrian Müller, insinuirte dasselbe der Regierung zu Glückstadt. Es lautete dahin, daß König Christian, als Herzog von Holstein, bei Strafe von 100 Mark löthigen Goldes, von den dem Lübeckischen Domcapitel angetragenen Zumuthungen abzustehen habe. Ein anderes kaiserliches Rescript, an demselben Tage ausgefertigt, erging an den Bischof August Friedrich, des Inhalts, daß er sich der Coadjutorwahl aus allen Kräften zu widersetzen habe. Ein drittes Rescript, gleichfalls von dem Tage, an das Domcapitel gerichtet, untersagte demselben, bei Strafe von 100 Mark löthigen Goldes, die Wahl eines neuen Coadjutors. Die Bestürzung des Domcapitels ist leicht zu erachten; besonders da der Baron Liliencron sich verlauten ließ, sein Herr habe Soldaten genug, um solche Wienerische Papiere ungültig zu machen. Man nahm seine Zuflucht zu Gegenvorstellungen; das Capitel bat unterm

Digitized by Google

11., der Bischof unterm 20. Oct. um Aufhebung des Mandats. Allein umsonst. Auf wiederholte Vorstellungen kamen wiederholte kaiserliche Befehle, dem Mandate Folge zu leisten. Zuletzt rescribirte Kaiser Leopold unterm 23. Mai 1685 sowohl dem Bischofe, als dem Domcapitel; ersterem, daß er keineswegs gemeint sei, kanonischen Wahlen hinderlich zu sein, daß er aber dafür halte, daß unter den obwaltenden Umständen damit nicht von Rechtswegen verfahren werden könne, und er daher hoffe, daß der Bischof die vom Könige von Dänemark gesuchte Coadjutorwahl auf alle Weise zu verhindern suchen werde; von letzterem aber verlangte er die Einsendung der zwischen dem Dänischen Hofe und dem Capitel in dieser Angelegenheit gewechselten Schriften, worauf nach eingeholtem Gutachten der Reichsversammlung zu Regensburg fernere kaiserliche Resolution erfolgen solle.

In dieser Ungewißheit verblieb die Angelegenheit des Bisthums bis zum Tode des Titular-Coadjutors, des Herzogs Christian Albert von Gottorf. Derselbe starb den 27. December 1694, und hinterließ nur die beiden schon genannten Prinzen, Friederich und Christian August, jenen als Nachfolger im Herzogthume, diesen als designirten Coadjutor des Bisthums Lübeck. Sein Bruder, Bischof August Friederich, hatte von seiner Gemahlin Christine, einer sächsischen Prinzessin, keine Kinder, und war sehr schwächlich. Es war also im Gottorpischen Hause, außer dem regierenden Herzoge Friederich, kein wählbarer Prinz, als allein Christian August, und es schien, daß unter diesen Umständen von keiner eigentlichen Wahl aus dem Gottorpischen Hause die Rede sein konnte. König Christian V. glaubte, diese Verhältnisse benutzen zu müssen, um die Coadjutorwahl auf einen dänischen Prinzen ohne weiteren Aufschub zu lenken. Der Prinz Christian, der vorige Prätendent, war den 7. Juli 1695 zu Ulm an den Blattern gestorben. Jetzt sollte sein jüngerer Sohn, Prinz Karl, an dessen Stelle treten. Die Gelegenheit war günstig; günstig war auch der Umstand, daß der Gottorpische Prinz, Christian August, mit seinem Oheim, dem Bischofe, in keinem guten Vernehmen stand. Zwar hatte der Kaiser, welcher dieses voraussah, unterm 1. März 1695 ein Pönal-Mandat ergehen lassen, wodurch dem Domcapitel unterfagt ward, eine neue Coadjutorwahl ohne seine Bewilligung vorzunehmen; allein König Christian ließ sich dadurch nicht irre machen. Er sandte seinen Regierungsrath Rheder, welcher zugleich Domherr war, an das Lübeckische Capitel, und bestand darauf, daß man seinen Sohn, den Prinzen Karl, zum Coadjutor erwählen solle.

Damit des Prinzen jugendliches Alter kein Hinderniß in der Wahl sein möchte, erwirkte König Christian V. ihm vom kaiserlichen Hofe veniam aetatis. Wichtiger noch war es, daß er ihm ein Canonicat in Lübeck zu verschaffen wußte. Denn nach der Capitels-Ordnung bedurfte er nunmehr nur der absoluten Mehrheit der Stimmen, um gewählt zu werden, da er sonst drei Viertel der Stimmen bedurft hätte. Nach diesen Vorbereitungen kam es nur noch darauf an, die Mehrzahl der Domcapitularen in sein Interesse zu ziehen, als der König den 25. August 1699 mit Tode abging. Sein Sohn und Nachfolger, König Friedrich IV., betrieb indessen des

Digitized by Google

Bruders Sache mit demselben Eifer, womit der Vater für den Sohn bemüht gewesen war.

Aber auch zu Gottorp war man nicht müßig. Der Stimmen-Mehrheit im Capitel ziemlich gewiß, galt es nur, einen Mann zu finden, der Talent und Gewandheit genug besitze, um in Wien selbst die Sache des Gottorpischen Hauses zu führen. Die Wahl fiel auf den Kammerjunker Görz. Einen geschickteren und thätigeren Unterhändler hätte man nicht wählen können. Es ist derselbe Görz, welcher in der Folge als einer der größten Staatsmänner des vorigen Jahrhunderts eine glänzende Rolle in der Gottorpischen und Schwedischen Geschichte gespielt, und endlich unverdienterweise auf dem Schaffotte geendet hat. Seine gegenwärtige Sendung nach Wien war sein Probestück. Wie geschickt er sich seines Auftrages daselbst zu entledigen gewußt hat, beweist das kaiserliche Reichs-Hofraths-Decret vom 28. July 1700. „Der Kaiser, heißt es darin, sei keineswegs gemeint, dem Gottorpischen Hause sein ius quaesitum, welches demselben mit Recht nicht genommen werden könne, zu entziehen, wolle auch nicht gestatten, daß demselben der Genuß dieses Rechtes länger vorenthalten werde. Er genehmige und bestätige vielmehr die in zwei General-Conventen des Lübeckischen Domcapitals gefaßten Beschlüsse, das Coadjutorat bei dem Fürstlich Gottorpischen Hause zu lassen. Bei dem herannahenden Alter des Bischofs sei es nöthig, daß die Coadjutorwahl ohne ferneren Aufschub vorgenommen werde. Er befehle demnach dem Domcapitel, ungesäumt zur Ernennung eines Prinzen aus dem Gottorpischen Hause zu schreiten." Zugleich ward ein früheres kaiserliches Decret vom 4. July 1698, welches den königlich dänischen Bestrebungen günstig war, aufgehoben.

Das Gottorpische Haus hielt dieses kaiserliche Cassatorium Cassatorii vor der Hand noch geheim. Es war nämlich in diesem Jahre der förmliche Krieg ausgebrochen zwischen Dänemark und dem Gottorpischen Hause. Karl XII. von Schweden, Schwager des Herzogs von Gottorp, fiel in Dänemark ein, und zwang dasselbe durch unerhört schnelle Siege zu dem Travendaler Frieden vom 18. Aug. 1700. Im 8. Artikel des Friedensschlusses ward festgesetzt, „daß der König von Dänemark es wegen Vertrags des Gottorpischen Hauses mit dem Lübeckischen Domcapitel von 1647 bei dem Glückstädter Receß von 1667 bewenden lassen und solchem auf keine Weise, weder directe noch indirecte, entgegen handeln wolle."

Den 11. Februar 1701 starb der Lübeckische Domprobst und Domdechant Joh. Rantzau. Er war die Hauptstütze der Dänischen Parthei gewesen. An seiner Stelle ward zum Dechant erwählt Diederich Wilhelm von Witzendorf, und zum Domprobst der Gottorpische Geheimrath Pincier, Freiherr von Königstein. Beide waren dem Gottorpischen Interesse gänzlich ergeben. Die dänisch gesinnte Parthei im Capitel wollte die Wahl nicht als gültig anerkennen, und protestirte desfalls beim Kaiser.

Jetzt schien es in dem Gottorpischen Hause Zeit zu sein, mit dem kaiserlichen Decrete hervorzutreten, und die Coadjutorwahl zu beschleunigen. Der alte Bischof war schon vorher durch Ueberlassung der Insel Fehmern

Digitized by Google

gewonnen worden. Der Dechant von Witzendorf ließ das Capitel zum 12. Mai 1701 ansagen, um die Coadjutorwahl vorzunehmen. An diesem Tage versammelte sich auch die Gottorpische Parthei auf der gewöhnlichen Capitelsstube in der Domkirche. Unter derselben war der Dechant von Witzendorf, der Geheimrath Pincier, dessen Vater Ludwig Pincier, Senior des Capitels, so wie des Letzteren Schwiegersohn, v. Wedderkop. Die dänische Parthei erschien gar nicht. Die versammelten Capitularen erwählten einstimmig zum Coadjutor den Prinzen Christian August, Bruder des regierenden Herzogs von Gottorp, Neffen des Bischofs Friedrich August. Die Wahl ward von diesem Letzteren bestätigt. Am folgenden Tage versammlete sich die dänische Parthei in einer ihrer Curien, und erwählte den dänischen Prinzen Karl, Bruder des Königs Friedrich IV., zum Coadjutor. Das Capitel sah diese Absonderung einiger Mitglieder für unrechtmäßig an, und suspendirte sie von ihren Präbenden. So waren nunmehr zwei Coadjutoren des Bisthums, wovon jeder der allein rechtmäßig Gewählte zu sein behauptete, und die Nullität der Wahl des Gegentheils zu beweisen suchte. Beide wandten sich nach Wien, und baten um kaiserliche Bestätigung der für sie ausgefallenen Wahl. Auch die suspendirte Parthei des Capitels brachte beim Kaiser dringende Beschwerden vor wider den Bischof und wider das Capitel. In Wien, wo man im vorigen Jahre so entschieden auf die Ernennung des Gottorpischen Prinzen gedrungen hatte, wehte seitdem ein anderer Wind. Kaiser Leopold begnügte sich, seinem Gesandten im niedersächsischen Kreise, dem Grafen von Eck den Auftrag zu ertheilen, in dem Lübeckischen Capitel Frieden und Eintracht herzustellen, ohne jedoch die zwistige Wahl zu berühren. Dies geschah ohne Zweifel in der Absicht, um erst Karl XII. Unternehmungen in Polen abzuwarten, und die zu ergreifenden Maaßregeln nach dem Glücke oder Unglücke der Schweden zu berechnen. Graf von Eck war 1702 zweimal in Lübeck, ohne etwas ausrichten zu können. Die Erbitterung der Partheien im Capitel war zu groß, und Bischof August Friedrich wollte in einheimischen Zwistigkeiten keinen kaiserlichen Bevollmächtigten anerkennen. Es erfolgte ein kaiserliches Rescript auf das andere; und Eck kam zum dritten zum viertenmale nach Lübeck. Endlich gedieh es im October dahin, daß, nachdem beide Partheien sich mündlich und schriftlich reservirt hatten, ihren Gerechtsamen in Betreff der geschehenen Coadjutorwahl nichts vergeben zu wollen, die dänische Parthei soweit nachgab, daß sie sich dem Bischofe submittirte, und den Dechant von Witzendorf und Probst von Pincier anerkannte, wogegen die Suspension von ihren Präbenden wieder aufgehoben, und sie in ihre Würden und Aemter, so wie in den Genuß ihrer Einkünfte und Hebungen, wieder eingesetzt wurde. Das Capitel versammelte sich darauf zum erstenmale wieder in pleno den 27. Oct. 1702.

Indessen warteten die beiden Prätendenten zum Bisthume auf die kaiserliche Entscheidung. Der Freiherr von Görz war abermals so glücklich, ein Decret des kaiserl. geheimen Raths vom 3. Juni 1702 zu bewirken, daß es wegen des Coadjutorats bei der Reichshofraths-Verordnung vom

Digitized by Google

28. Juli 1700 sein Bewenden haben, und das fürstlich Gottorpische Haus dabei gehandhabt werden solle. Allein dänischer Seite erwiederte man, daß nicht der kaiserl. geheime Rath, sondern einzig und allein der Reichshofrath in dieser Angelegenheit erkennen könne, und zwar in Gemäßheit der kaiserlichen Wahlcapitulation selbst. Unterdessen wollte der alte und kranke Bischof ins Bad reisen, und während seiner Abwesenheit seinen Neffen Christian August zum Statthalter bestellen. Das wollte man dänischer Seits nicht zugeben, so lange der Proceß nicht entschieden war, indem dadurch dem Gottorpischen Prinzen ein größeres Recht in possessorio erwachsen würde. Endlich erschien unterm 10. Juli 1702 ein Rescript des Reichshofraths, wodurch der Bischof abgemahnt ward, einen Statthalter zu bestellen.

Wir wiederholen, daß dies Schwanken des Wiener Hofes in der That unerklärbar sein würde, wenn man diese Wahl-Angelegenheit isolirt, und außer Zusammenhang mit der Politik des Tages betrachten wollte. Sie hing auf das engste mit dem nordischen Kriege zusammen. Es war nicht in Wien, vermittelst Rechtsprincipien; es war in Polen, wo die Wahl durch das Waffengeschick der Schweden entschieden wurde.

Die Ansprüche der beiden Prätendenten blieben also nun vor der Hand unentschieden. Indessen wurde der alte Bischof mit jedem Tage schwächer. Beide Partheien waren auf den Todesfall, so wie auf die alsdann zu ergreifenden Maaßregeln, vorbereitet. Der Herzog Christian August, welcher unterdessen nach dem Tode seines, bei Cliffow gefallenen, Bruders, des Herzogs Friedrich, Administrator der Gottorpischen Lande geworden war, hatte den Capitain Nummers mit einer Grenadier-Compagnie in Neustadt einquartiren lassen, um erforderlichen Falls sogleich bei der Hand zu sein. Neustadt, in der Nähe Eutins, gehörte zum Gottorpischen Antheile. In gleicher Absicht hatte Dänemark den General-Major von Löwendahl mit zwei Regimentern ins Segebergische gelegt.

Den 1. Oct. 1705 kam Bischof Friedrich August von einer Jagdpartie auf Fehmern mit einer Erkältung nach Eutin zurück. In der Nacht starb er, 59 Jahre alt, nachdem er 40 Jahre Bischof gewesen war. Seine Gemahlin war bereits vor 7 Jahren gestorben. Herzog Christian August war gerade in Eutin, als sein Oheim so unvermuthet starb. Er beschloß sogleich, als rechtmäßig erwählter Coadjutor, unverzüglich Besitz von dem erledigten Bisthume zu nehmen. Noch in der Nacht ließ er den Capitain Nummers mit der Grenadier-Compagnie von Neustadt nach Eutin kommen. Erst am andern Morgen, den 2. October, erfuhr man in der Stadt den Todesfall, als der Hofrath und Leibmedicus Dr. Joh. Phil. Förtsch in Begleitung zweier Notarien und der beiden Bürgermeister Joh. Gabriel Sprengel und Paul Treimer den Schloßplatz betrat, und in Namen und Vollmacht des nunmehrigen Bischofs Christian August das Absterben des vorigen, August Friedrich verkündete. Dr. Förtsch schritt darauf sofort zur Besitzergreifung von dem Schlosse und der Residenzstadt Eutin. Zum Zeichen derselben nahm er eine Kerbe aus der Hauptthüre des Schlosses, ging mit Notarien und Zeugen in die Küche, und befahl, daselbst im Namen Sr. Hochfürstl.

Digitized by Google

Durchlaucht ein Feuer anzumachen; sodann schnitt er aus der Thüre der Kammer und der Canzlei eine Kerbe, und nahm endlich die Schlüssel zur Kammer, Canzlei und Zugbrücke zu sich. Hierauf wurde die Grenadier-Compagnie auf dem Schlosse aufgestellt, und des Eides, womit sie bis jetzt dem Herzoge von Gottorp, Karl Friedrich zugethan gewesen, entlassen. Offiziere und Gemeine traten darauf in die Dienste des Bischofs, und legten ihren Eid in die Hände des Dr. Förtsch. Der Bischof Christian August war nämlich, wie bereits erwähnt worden, Administrator der Gottorpischen Lande, und zugleich Vormund seines jungen Neffen, des Herzogs Karl Friedrich, und konnte in dieser Eigenschaft allerdings die Grenadier-Compagnie ihres bisherigen Dienstes entlassen.

Den andern Morgen, den 3. Oct., begab sich der Dr. Förtsch mit den beiden gedachten Notarien nach Lübeck, und ergriff auch daselbst, in Gegenwart des Werkmeisters zum Dom, Detl. Petersen, und des Maiers Joh. Heini Gelter, Besitz im Namen seines Herrn. Zu dem Ende schnitt er einen Spahn aus der Hauptthüre des bischöflichen Hofes, und berührte in der Kirche den Chorring. Ihm auf der Ferse folgte Christian August selbst, welcher des Nachmittags in Lübeck eintraf, und bei dem Dombechant von Witzendorf Nachtquartier, den folgenden Tag aber vom bischöflichen Hofe persönlich Besitz nahm. Unterdessen hatten die abwesenden Capitularen, welche in Gottorpischen Diensten standen, einen Wink erhalten, sich unverzüglich in Lübeck einzustellen. Am 4. rescribirte der Bischof an das Capitel, zeigte demselben das Ableben Friedrichs und seine eigene Besitznahme des Stiftes an, und verlangte, daß die sämmtlichen Capitularen ihn als rechtmäßigen Bischof anerkennen sollten. Der Dechant ließ zum 6. das Capitel ansagen, um die Aguition vorzunehmen. Die Dänische Parthei protestirte gegen den angenommenen bischöflichen Titel und gegen die Besitzergreifung; allein durch Mehrheit der Stimmen ward Herzog Christian August als Bischof anerkannt. Zugleich wurden der Dechant und die beiden Capitularen Meyer und Webderkop zu Deputirten ernannt, um das Nähere mit dem bischöflichen Bevollmächtigten, dem Geheimrath von Kettenburg, zu unterhandeln. Am 7. Oct. wurde der Dechant und der Capitular, Geheimrath v. Berkenthien, vom Capitel ernannt, den neuen Bischof am folgenden Tage feierlich zu Eutin zu inthronisiren. Der Bischof verfügte sich noch denselben Tag bis Schwartau, wo er im Hause des Amtsschreibers übernachtete. Als er am folgenden Morgen auf seinem Wege nach Eutin an die Stiftsgränze kam, fand er daselbst die beiden genannten Deputirten des Lübeckischen Capitels, welche ihn becomplimentirten. Eine zahlreiche Begleitung, mehrere sechsspännige Wagen, so wie die bischöfliche Garde folgten ihm nach seinem Schlosse in Eutin, wo er in feierlicher Procession einzog. Auf dem Schloßplatze fand er eine Tafel mit rother Sammtdecke, worauf das bischöfliche Schwert lag und die Bibel. Nebenbei stand der bischöfliche Stuhl. Auf diesen ließ er sich sogleich nieder. Darauf traten Bürgermeister und Rath, so wie die Bürgerschaft, welche bis dahin unter Gewehr in den Gassen gestanden, mit fliegender Fahne und klingendem Spiele auf den Schloß-

Digitized by Google

platz. Die Grenadier-Compagnie stellte sich auf die eine Seite, alle Stiftsbediente und die Unterthanen auf die andere. Der Dechant v. Witzendorf, als Deputirter des Lübeckischen Capitels, hielt sodann eine Rede und überlieferte dem Bischofe das Schwert und die Thorschlüssel. Der Dechant von Pincier Namens des Eutinischen Capitels, der Superintendent Namens des Ministeriums, und der älteste Bürgermeister Sprengel Namens der Bürgerschaft, traten heran, und brachten ihre Glückwünsche dar. Der Geheimrath von Kettenburg machte die Gegencomplimente. Hierauf verlas der bischöfliche Canzleisecretair Stricker den Huldigungs-Eid, welcher von allen Beamten, Bürgern und Unterthanen mit aufgehobenem Finger abgelegt ward. Der Bischof erhob sich nunmehr nach der Schloßcapelle, der Superintendent hielt eine Predigt, und ein Te Deum beschloß den ganzen Act mit Pauken und Trompeten. Der Bischof kehrte darauf nach Gottorp zurück, wo er als Administrator des Landes und als Vormund des jungen Herzogs residirte. Das Eutiner Schloß übergab er zur Beschützung der daselbst eingelegten Grenadier-Compagnie.

Die dänische Parthei im Lübeckischen Domcapitel ließ am 10. Okt. wider das Wahl-Verfahren einen förmlichen Protest aufsetzen, und sandte das Notarial-Instrument, nebst einem Gesuche um Cassirung des gesammten Vorganges, nach Wien. In den vielen Schriften und Gegenschriften, welche damals von beiden Seiten in dieser Angelegenheit im Drucke erschienen, hat die dänische Parthei die Eligenten, welche gegen die Agnition des Herzogs gestimmt haben, namentlich aufgeführt, nemlich als anwesend: Baron Joh. Adolf v. Kielmannseck, Reimer Pet. v. Rheder, Joh. v. Wickede, Christ. Aug. Ranzau, Gottschalk Kirchring, Hinr. Fock, Franz Joch. Ranzau; und als Abwesende, welche einige Tage nachher gegen die Agnition schriftlich protestirt haben, Baron Fr. Christ. v. Kielmannseck, Casper Andr. v. Elmendorf, Friedr. von der Lippe. Die Gottorpische Parthei behauptet dagegen, in dem Capitels-Convente am 6. Oktober seien 9 Stimmen für und nur 5 Stimmen wider die Agnition gewesen.

Während Staatsmänner und Publicisten die Sache mit der Feder ausfochten, schritt König Friederich IV. zu mehr entscheidenden Maaßregeln. Man verlangte in Copenhagen, daß der Herzog Christian August binnen Monatsfrist entweder das Eutinische räumen, oder bis zur kaiserl. Entscheidung der Sache dem Prinzen Karl den Mitbesitz zugestehen solle. Man erklärte zugleich, daß wenn diese Forderung nicht bewilligt werde, man entschlossen sei, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben. England und Holland, welchen die friedliche Beilegung des Streites angelegen war, suchten zu vermitteln. Die Frist ward daher auf zwei Monate ausgedehnt. Die Vermittlung blieb ohne Erfolg. Christian August verweigerte auf das bestimmteste. Preußen und Braunschweig, Garants des Travendaler Friedens, traten auf seine Seite. Karl XII. war eben auf dem Gipfel seiner Siege. Nunmehr überließ der König von Dännemark seinem Bruder, dem Prinzen Karl, zwei bis drei tausend Mann, um sich in den Mitbesitz des streitigen Hochstifts zu setzen. Mit dieser Mannschaft und mit vier Kanonen rückte

Digitized by Google

der Generalmajor Passow den 30. Dezember 1705 gegen Eutin. Der Schlagbaum vor der Stadt ward niedergehauen, und das kleine Heer richtete seine vier Kanonen gegen das Schloß. Jetzt verlangte Passow im Namen des Prinzen Karl von dem Chef der schwachen Schloßbesatzung, dem Capitain Nummers, zum Mitbesitze des Schlosses eingelassen zu werden. Dieser schlug die Forderung ab, und ließ mit dem kleinen Gewehre Feuer geben. Das Feuer ward dänischer Seite erwiedert. Passow erhielt eine Schußwunde am Knie, und ist nachher daran gestorben. Man ließ darauf die vier Kanonen gegen das Schloß spielen, und machte eine Bresche in der Mauer. Noch einmal verlangten die Dänen, daß eine gleiche Anzahl von Leuten von beiden Theilen Schloß und Land besetzen sollte. Nummers, dem kein schweres Geschütz zu Gebote stand, wollte sich gleichwohl auf eine Capitulation, welche den Mitbesitz zusichere, nicht einlassen. Er verlangte freien Abzug, welcher ihm bewilligt ward. Der Etatsrath Hanneken nahm Besitz von Schloß und Land im Namen des Prinzen Karl.

König Karl XII., welcher die Gottorpische Sache zu seiner eigenen gemacht hatte, erfocht 6 Wochen darauf, den 13. Februar 1706, den entscheidenden Sieg bei Frauenstadt, und alle Höfe fürchteten den ruhmvollen Sieger. England und Holland suchten noch einmal zu vermitteln. Die Königin Anna erbot sich, auf ihre Lebenszeit dem Prinzen Karl jährlich 4000 Pf. Sterling auszahlen zu lassen, wenn er auf sein vermeintliches Recht an das Bisthum verzichten wolle. Holland erbot sich gleichfalls zu einer jährlichen Bewilligung von 4000 Thalern. Der Schweden Siege und Englands und Hollands gewichtige Gründe entschieden. Am 8. März ward der Vergleich in Copenhagen zwischen dem englischen Gesandten Vernon und dem Prinzen Karl abgeschlossen. Prinz Karl erklärte sich zufrieden, daß der Kaiser dem Administrator der Gottorpischen Lande, dem Herzog Christian August, das Stift Lübeck zuerkenne, und gab seine Ansprüche auf. Den 19. April 1706 nahm der englische Resident im niedersächsischen Kreise, Wich, auf dem Schlosse zu Eutin aus den Händen des Secretair Baumann die Schlüssel entgegen. Diese wurden darauf durch Wich und den holländischen Minister dem Bischofe überliefert, nebst einem Schreiben der Königin Anna, worin zu erkennen gegeben ward, daß diese Ueberlieferung nur provisorisch sei, bis der Kaiser entschieden habe, und daß bis dahin alles in statu quo verbleibe.

Dies war eine bloße Formalität, denn in Wien war man froh, den Zwist beendet zu sehen. Als beendet sah man ihn auch an, und mochte nach so vielen widersprechenden Entscheidungen keine neue geben. Im Jahre 1707 stellte Prinz Karl zum Ueberflusse noch eine förmliche Renunciations-Acte aus, welche dem englischen und holländischen Gesandten in Kopenhagen überliefert ward.

Herzog Christian August war nun von allen Seiten als Bischof anerkannt. Allein die Parteiung im Domcapitel hörte nicht auf. Die vormalige dänische Partei, aufgebracht über den Ausgang der Sache, wollte ferner keinen Theil an den Capitular-Versammlungen nehmen. Der Bischof suspendirte

Digitized by Google

sie daher a voto, sessione et reditibus. Ihre Aemter wurden durch andere besetzt, und den Beamten und Unterthanen ward befohlen, den suspendirten Capitularen weiter keinen Gehorsam zu leisten. Da er nun im Capitel keinen Widerstand zu befürchten hatte, so hielt er den Zeitpunkt für geeignet, seinen erstgebornen Sohn, Karl, 9 Wochen alt, zum Coadjutor ernennen zu lassen. Wirklich ward derselbe auch den 4. März 1707 vom Capitel postulirt. Endlich den 15. Mai 1709, ließ Kaiser Joseph I. ihm durch den Sachsen-Merseburgischen Minister von Brand die feierliche Belehnung mit den weltlichen Regalien des Lübeckischen Hochstiftes ertheilen. Dies war zugleich eine förmliche Anerkennung und Bestätigung alles dessen, was in dieser Angelegenheit bisher vorgegangen war. Um das Vergangene völlig vergangen sein zu lassen, wurden zugleich, auf kaiserlichen Befehl, die suspendirten Domherren wieder in ihre vorigen Rechte eingesetzt.

Da im Lübeckischen Domcapitel Ruhe und Eintracht wieder hergestellt waren, so wurde endlich das förmliche Postulations-Decret wegen der Coadjutorwahl des jungen Prinzen Karl, Sohnes des Bischofs, unterm 19. Juni 1711 ausgefertigt. Christian August unterschrieb an seines Sohnes Stelle die Capitulation und die gewöhnlichen Reverse. Allein nicht lange erfreute sich Christian August dieses ruhigen Zustandes der Dinge. Als Administrator der Gottorpischen Lande, ward er bald in den bekannten Krieg mit Dänemark verwickelt. Als im Jahre 1713 die Schweden unter dem General Steenbock in die Gottorpische Festung Tönningen eingelassen wurden, nahmen die Dänen nicht allein die Gottorpischen Lande, sondern auch das Bisthum Lübeck in Besitz. Der Bischof Christian August nahm seinen Aufenthalt zu Hamburg. Hier, in dem nachherigen Schimmelmannschen Palais in der Mühlenstraße richtete er seinen Hofhalt ein. Er ist auch nach wiederhergestelltem Frieden bis an seinen Tod daselbst verblieben. Nach geendetem nordischen Kriege war die alte Ordnung der Dinge im Bisthum und in den Stiftsländern kaum vollendet, als Christian August ungesäumt bei dem Kaiser Karl VI. die Bestätigung des, zwischen dem Gottorpischen Hause und dem Lübeckischen Domcapitel im Jahre 1647 abgeschlossenen, Vergleichs wegen der Bischofswahl nachsuchte. Kaiser Karl VI. ertheilte diese Bestätigung den 31. Juli 1721. Zugleich genehmigte er die 1707 geschehene Coadjutorwahl des Prinzen Karl, ältesten Sohnes des Bischofs.

Der Bischof Christian August starb den 25. April 1726, 57 Jahre alt. Seine Gemalin und überlebende Wittwe war Albertina Friederika, geborne Prinzessin von Baden-Durlach. Sie war seines Vaters Schwester-Tochter. Ihn überlebten vier Söhne, der Coadjutor Karl, Adolf Friedrich nachmals König von Schweden, Friedrich August, nachmals Herzog von Oldenburg, und Georg Ludwig, Vater des im Jahre 1823 an die Regierung gekommenen Großherzogs von Oldenburg, und Urgroßvater des jetzt regierenden Großherzogs. Eine Tochter war Aebtissin zu Quedlinburg. Sein Sohn Karl ward Bischof nach ihm. Derselbe starb bald darauf in Petersburg, den 1. Juni 1727, an den Blattern, noch keine 21 Jahre alt, nachdem er eben mit der Prinzessin Elisabeth, nachmaligen Kaiserin von Rußland, verlobt

Digitized by Google

worden war. Hierauf ward der zweite Sohn, Friedrich Adolf, Bischof, welcher als Thronfolger in Schweden den 29. October 1750 resignirte. Diesem folgte der dritte Sohn, Friedrich August. Eine Beschreibung der Feierlichkeiten, welche bei der Resignation Adolf Friedrichs und bei der Besitznahme durch Friedrich August statt fanden, wird schließlich nicht am unrechten Orte sein.

Den 12. Dezember 1750 ward der Camerarius des Domcapitels nach Eutin abgesandt, um die Ankunft der Capitels-Deputirten zum folgenden Tage anzumelden. Die beiden Deputirten, der Dechant von Wedderkop und der Senior von Witzendorf, begaben sich den 13. Dezember dahin. Eine halbe Meile vor der Stadt, bei dem Dorfe Bockholt, trafen sie den Hof-Fourier mit einer sechsspännigen Carosse. Diese war mit blauem Sammt und mit goldnen Tressen geschmückt. Die Livreen eben so. In dem Eutiner Schlosse wurden sie von dem bischöflichen Abgeordneten, Oberhofmarschall v. Pleſſen, empfangen und in das zweite Stockwerk in die dazu eingerichteten Zimmer geführt. In dem Vorgemache ward jedem ein fürstlicher Lakay, und in dem äußersten Vorgemache ein Trabant gegeben. Am 14. versammelten sich die beiden Deputirten und der Oberhofmarschall in einem besondern Zimmer des Schlosses. Darauf wurden vorgefordert der Kammerrath Redeker, als Oberförster und Hausvogt, der Kammerrath Strider, als Amtsverwalter zu Schwartau, und der Kammerrath Faber, als Kornschreiber zu Eutin. Der Oberhofmarschall erklärte vor denselben, daß er von dem Bischofe committirt worden, das Stift mit allem Zubehör in die Hände des Domcapitels zu überliefern. Der Dechant von Wedderkop nahm sodann das Wort, und dankte zuvörderst Sr. königl. Hoheit, dem bisherigen Bischofe, für die, dem Capitel während seiner Regierung bewiesene Gnade, so wie für die, in manus capituli geschehene, Resignation des Stifts, und erklärte, daß er demzufolge das Stift im Namen des Lübeckischen Domcapitels in Besitz nehme. Die vorgedachten Beamten wurden aufgefordert, den Capitels-Deputirten, nach nunmehr genommenem Besitze des Stifts, die Schlüssel zu Schloß, Scheunen und Kornböden zu übergeben, und ihnen angedeutet, daß sie dem Domcapitel bis zur Retradition an den Coadjutor, als ihrer Obrigkeit treu und gewärtig zu sein hätten. Die Beamten überreichten die Schlüssel, und gelobten durch einen Handschlag den geforderten Gehorsam. Sodann erschienen der Superintendent Baleman und die beiden Bürgermeister von Eutin, und erkannten, gleichfalls durch einen Handschlag, das Domcapitel als Obrigkeit an. Der Oberhofmarschall entließ die Trabanten ihres bisherigen Eides, und überantwortete sie in die Hände des Capitels. Endlich gaben die Deputirten die Schlüssel zurück, und bestätigten jeden in seiner bisherigen Funktion.

Am folgenden Tage, den 15. Dezember, geschah die Retradition. Zu diesem Ende war der Landrath von Rumohr von dem neuen Bischofe committirt worden. Derselbe producirte seine Vollmacht und die Reverse seines Herrn. Die Beamten wurden vorgeladen, und der Dechant v. Wedderkop zeigte ihnen an, daß das Domcapitel das unlängst resignirte Stift dem Bischofe Friedrich August durch gegenwärtigen Act übergebe, und

Digitized by Google

daß alle diejenigen, welche dem Capitel Eid und Handſchlag geleiſtet, zur Beobachtung ihrer Pflichten gegen den nun regierenden Biſchof angewieſen würden. Daſſelbe ward den Trabanten angekündigt. Der Landrath von Rumohr erklärte dagegen, daß er als specialiter dazu bevollmächtigt, das Stift mit allem Zubehör im Namen ſeines Herrn hiemit übernehme. Er beſtätigte zugleich ſämmtliche geiſtliche und weltliche Bedienten in ihren officiis. Während dieſes in Eutin geſchah, geſchah ein gleiches auf dem Biſchofshofe zu Lübeck. Die Capitels-Deputirte, Conferenzrath v. Eyben und Landrath v. Brömbſen, ließen ſich am 14. Dezember von der Hausgeräthsmeiſterin die Schlüſſel überliefern, und gaben ſolche den 15. Dezember zurück, indem ſie jene Beamtin wegen ihrer ferneren Pflichten an Biſchof Friedrich Auguſt verwieſen. Und hiermit ſchließen wir das Capitel vom Mitbeſitz.

Diplomatiſche Revue.

Wiener Aktenſtücke zur ſchleswig-holſteiniſchen Succeſſions-Frage.

(Fortſetzung.)

Bei den Verhandlungen über die Schleswig-Holſteiniſche Frage gehen zwei Beſtrebungen mit einander parallel; nämlich einerſeits die Tendenz, diejenigen Zuſtände in den Herzogthümern zu ſchaffen, welche mit Bezug auf die Lage der Europäiſchen Politik die zweckdienſtlichſten ſein würden, und andrerſeits das Streben, über das beſtehende Recht die möglichſte Klarheit zu verbreiten. Die erſtere Tendenz folgt den Geſichtspunkten der Opportunität; das letztere Streben entſpringt aus der Einſicht, daß auch die vortrefflichſten Einrichtungen, die beſtgemeinten Garantieen haltlos bleiben würden, ſobald ſie ſich nicht auf ein Recht ſtützen, welches, da es älter iſt als die politiſchen Bedürfniſſe der Gegenwart, auch zugleich durch ſeine Dauer die Befriedigung dieſer Bedürfniſſe zu einer dauernden macht.

Man könnte für das Vertheidigungsweſen, die Geſetzgebung, die Zoll- und Poſtverwaltung der Herzogthümer ganz herrliche Arrangements treffen, und doch würde die moraliſche Gewährleiſtung mangeln, wenn ſich ihnen nicht das fürſtliche Recht beigeſellte, durch welches ſie über den Charakter eines bloßen weltlichen Geſchäftes hinausgehoben würden.

Aus dieſem Grunde iſt es, daß wir die Erwägung der Actenſtücke, durch welche das Oldenburgiſch-Gottorpiſche Recht einleuchtend wird, nicht

Digitized by Google

angelegentlich genug empfehlen können. Zwischen den Augustenburgischen Streitschriften und den Büchern und Artikeln, welche von Oldenburgischer Seite ausgehen, besteht ein wesentlicher Unterschied, welcher uns sofort belehrt, daß die Rolle des Augustenburgers nur durch die Selbstverblendung der Anhänger und durch die Uebertölpelung des Volkes möglich ist. Die Augustenburgischen Parteigänger müssen sich mit der kahlen Behauptung der Prätensionen ihres Herrn und Meisters begnügen, ohne daß es ihnen gelingt, diesen Ansprüchen einen historischen Hintergrund zu geben: ihre Polemik ist nichts weiter, als die ewig unfruchtbare Wiederholung eines Satzes, für welchen der Beweis fehlt. Etwas Neues fördern sie nicht zu Tage; sie sind darauf angewiesen, die Lücken ihrer Schein-Deductionen mit erkünstelten Redensarten auszufüllen. Ein anderes Schauspiel bietet diejenige Literatur dar, welche sich mit der Begründung des Oldenburgisch-gottorpischen Rechtes beschäftigt. In dem Bewußtsein, es mit einer Thatsache zu thun zu haben, welche weitreichende geschichtliche Wurzeln besitzt, scheut diese Literatur die Prüfung nicht, sondern fordert vielmehr die Forschung heraus, denn sie weiß, daß, je tiefer man gräbt, desto reichlicher die Belegstücke für das gottorpische Recht den Forschenden belohnen werden. Dies Bewußtsein war es, durch welches die Nachsuchungen in dem Wiener Archiv veranlaßt wurden und die Entdeckung der Wiener Documente befördert ward.

Während nunmehr feststeht, daß die alte Reichsbehörde über die Rechte des Hauses Gottorp nicht in Zweifel war, kommt es darauf an, aus neuen Actenstücken den Nachweis zu führen, daß auch die heutigen Mächte, welche die Hüter der Staatsordnungen in Europa sind, die Begründung und Bedeutsamkeit jenes Rechtes anerkannt haben. Den neuesten Beleg dieser Art liefern die Protokolle der Londoner Conferenz vom vorigen Jahre; doch kann auch, was speciell Preußen betrifft, auf eine Note des Preußischen Conseil-Präsidenten vom 30. September 1851 hingewiesen werden, welche sich mit voller Befriedigung über die Ergebnisse des Warschauer Protokolls vom 24. Mai 1851 ausspricht. Der Inhalt des Warschauer Protokolls basirt bekanntlich auf den Successionsrechten des Hauses Gottorp in den Herzogthümern. Nach der Unterzeichnung des Protokolls wurde von Kopenhagen aus an die Höfe von Berlin, London, Paris, Stockholm und Wien eine Note gesandt, worin der Zweck des Warschauer Protokolls entwickelt und auf Grund desselben um die Beschickung einer nach London zu berufenden Conferenz gebeten ward. Die Kopenhagener Note erklärte, daß die Ordnung der Erbfolgefrage in den Herzogthümern speciell von einem Arrangement innerhalb des Hauses Oldenburg abhänge, bei welchem es auf die edelmüthigen Intentionen des Chefs der Gottorpischen Linie ankomme. „Comme la question de sussession, so heißt es in der Note, indépendamment de l'intérêt Européen qui s'y rattache en général, est d'une importance spéciale pour la Maison d'Oldenbourg, puisqu'en grande partie il s'agit de fixer la véritable et juste interprétation de traités conclus entre les deux lignes principales de cette Maison, le Roi a dû s'adresser en premier lieu à S. M. l'Empereur de toutes les Russies en

Digitized by Google

sa qualité de Chef de l'une de ces deux lignes. Les ouvertures qui ont été faites en cette circonstance par le Cabinet de Copenhague. ont trouvé, grâce aux nobles et généreuses intentions de S. M. l'Empereur, un accueil qui a rendu possible au Roi d'obtenir . . . . . un résultat qui pourrait promettre à la question de succesion une solution prochaine et satisfaisante.“ Mit diesen erläuternden Worten begleitete die Note das Ergebniß des Warschauer Protokolls. Die Preußische Antwort stellte sich auf den Standpunkt der Note und pries den Edelmuth der Cessionen, unter denen diejenige des Czaren die wichtigste gewesen war; sie erkannte also die Rechtsbasis, auf welcher das Warschauer Protokoll beruhete, als unbestreitbar an: „Sa Majesté“ — so betheuerte der Preußische Minister im Namen des Königs Friedrich Wilhelm IV. — „rend une pleine justice à la généreuse pensée qui a présidé aux renonciations volontaires destinées à faciliter une combinaison“ . . . . etc.

Aus solchen und ähnlichen Aktenstücken geht hervor, daß das Gottorpische Recht, weit entfernt, den Europäischen Höfen unbekannt oder unbegriffen gewesen zu sein, vielmehr von ihnen als eine Thatsache angesehen wurde, welche man bei der Bestimmung der Position der Herzogthümer in erster Reihe berücksichtigen müsse. Alles deutet darauf hin, daß auch heute das Berliner Cabinet die Wichtigkeit des Gottorpischen Rechtes durchschaue und daß eben hieraus die große Aufmerksamkeit, welche Preußen dem Großherzoge von Oldenburg widmet, entspringe. Indem Preußen die Partei des Großherzogs von Oldenburg ergreift, bringt es dasjenige Gewicht auf seine Seite, durch welches dem Schwanken in der Schleswig-Holsteinischen Sache ein Ende gemacht wird. Der Ausschlag kann nicht erfolgen, so lange Oesterreich und Preußen — beide auf der Grundlage des Wiener Cabinets stehend, — einander die Wage halten. Der Ausschlag muß durch ein Rechtsgewicht gegeben werden, welches unabhängig vom Wiener Frieden existirt. Das Recht des Großherzogs von Oldenburg ist ein solches Gewicht, es bestand vor dem 30. October 1864, es wurde in der Sitzung der Londoner Conferenz vom 2. Juni 1864 durch die Repräsentanten der Europäischen Mächte mit Beifall und Genugthuung begrüßt; wer sich daher auf die Seite desselben stellt, der erwirbt das Uebergewicht und bereitet zugleich den sichersten Boden für die Constituirung der Herzogthümer.

— Wir fahren nunmehr mit den Auszügen aus den Wiener Actenstücken fort. Das sechste Actenstück ist ein Antrag des Reichshofrath-Präsidenten Grafen von Harrach auf Vernehmung des gesammten Reichshofraths-Collegiums vom 11. Januar 1774; das siebente Actenstück ein Votum des Vicepräsidenten des Reichshofraths, Freiherrn von Haagen, über die bei dem Austausch des Gottorper Antheils am Herzogthum Holstein gegen die Grafschaften Oldenburg und Delmenhorst in Betracht kommenden lehnrechtlichen Fragen, d. d. Wien, 14. März 1774. Hier wird mit ausdrücklichen Worten der Sonderburgischen Linie (zu welcher die Augustenburgische Familie gehört), jedes Erbrecht, das sie vor der Gottorpischen Linie beanspruchen könnte, abgesprochen.

Digitized by Google

„Ich wende mich, sagt der Reichshofraths-Vicepräsident, zu der zweiten Hauptfrage, nämlich: was bei diesem Vertausch in Ansehen deren existirenden jüngeren Herzoglich Holsteinischen Linien zu erinnern.

„Wann dieser Tausch nur auf die Zeit verabredet, und insolange seine Wirkung haben sollte, als die dermalen älteste Gottorpische Linie des Großfürstens in dem Mannsstamme blühen würde, so wäre zu dessen Befestigung der alleinige Consens des Herrn Großfürstens hinreichend, indem er vor sich und seine Leibeserben den Genuß auch des ganzens Lehens seinem convasallo zu überlassen befugt, ohne daß ein Näherer, welcher andurch übergangen, etwas einzuwenden vermöge. Wie solches ausdrücklich in denen Lehenrechten entschieden.

„Es ist aber eben so deutlich in selben enthalten, daß ein Vassall nicht weiters könne verordnen als auf die Zeiten des ihme gebührenden usus-fructus feudalis. Es scheinet auch, daß die Herren Compaciscenten von diesem Satze ganz überwiesen gewesen, dann, da sie diese Cession auf alle Zeit wollten feststellen, so haben sie sich wechselweis anheischig gemacht, die von ihren Agnaten hierzu nöthige Vollmachten beizuschaffen. Dieser Consens ist aber allein von denen zwei compaciscirenden Linien, der Glückstädtischen (Königlichen) und der Gottorpischen, beizubringen nöthig, dann die Sonderburgische Linie kann erst alsdann einen Anspruch auf die Succession haben, wann diese beeden ältere Linien in ihrem Mannsstamme erlöschen." — Die Glückstädtische Linie ist bei dem Tode des Königs Friedrich VII. von Dänemark erloschen. Der Gottorpischen Linie gebührt nach dem Gutachten der Reichsbehörde von 1774 die Nachfolge.

(Schluß folgt.)

Correspondenzen.

Berlin, 23. August. Wir haben unsern letzten Bericht mit phantasiereichen Wünschen geschlossen. Auch heute müssen wir zum Beginne eines Vorganges gedenken, dessen Erfolg sich schwerlich über den Kreis der Wünsche erstrecken wird. Es ist in diesen Tagen die Commission eröffnet worden, welche der Herr Handelsminister zur Erörterung der sogenannten Lohnfrage einzuberufen, sich veranlaßt gesehen hat. Wir wüßten nicht, aus welchem Grunde wir auf die Erzielung positiver Resultate rechnen sollten, mögen wir nun den zu erörtenden Gegenstand, mögen wir die zu dessen Berathung ein-

Digitized by Google

berufene Commission in's Auge fassen. Fragen der schwierigsten Natur werden einer Versammlung vorgelegt, die von vornherein in zwei Gegensätze sich spaltet und welcher einzelne der anerkanntesten staatswirthschaftlichen Capacitäten hinzugefügt sind, ohne daß wir hoffen könnten, daß deren Deductionen bei den Collegen ein eingehendes und bereitwilliges Verständniß finden werden. Wir wünschen von Herzen, daß wir uns täuschen mögen, haben aber von vornherein mit unserm Bedenken um so weniger zurückhalten wollen, als diese ganze Materie nichts dringender verlangt als die nackte Wahrheit. Wir sprechen diese heute vorläufig dahin aus, daß so vielgestaltig die einzelnen Existenzen sich entwickeln, so verschieden auch die Bedürfnisse auftreten, welche ihre Befriedigung erwarten, eine auch nur annähernde generelle Lösung dieser socialen Frage daher kaum zu finden ist. Wir beklagen übrigens, daß es wenigstens den äußern Anschein hat, als habe bei der Zusammensetzung der fraglichen Commission so wenig der Minister des Innern als der des Cultus concurrirt. Die gesuchte Lösung wird sich ohne Betheiligung des Gemeindelebens und kirchlicher Zucht und Sitte niemals, auch nur annähernd, finden lassen.

Einige Illustrationen sind den öffentlichen Anzeigen der täglich erscheinenden Blätter zu entnehmen.

Die Maurergesellen haben vor einiger Zeit höheren Lohn gefordert und die Meister ihre Bereitwilligkeit diesen zu gewähren ausgesprochen, sobald die Königliche Regierung zu Potsdam bereit sei, bei den Voranschlägen zu fiskalischen Bauten auch höhere Lohnsätze passiren zu lassen. Die Antwort, welche diese Behörde ertheilt haben möchte, ist uns unbekannt geblieben. Wir müssen das Geschick anerkennen, mit welchem ein etwaiges Odium der Nichterfüllung, auf die fiskalische Behörde gewälzt worden ist, für gerechtfertigt erachten wir aber den gewählten Ausweg nicht. Auf zehn Berliner Bauten wird noch nicht ein fiskalischer fallen; von den Privat-Bauherren scheint gar keine Rede zu sein; diese werden von vornherein verurtheilt, sich den höheren Sätzen der Baumeister zu unterwerfen. Gleichwohl folgt Subhastation auf Subhastation und wer die desfallsigen Bekanntmachungen näher betrachten will, wird finden, daß sich diese fast immer auf Neubauten und zwar in den neu entstehenden Stadttheilen erstrecken. Die Sache wird erklärlich, wenn die neuen Paläste in ihrem Glanze und die zahlreichen Miethzettel betrachtet werden, die in jeder Etage verkünden, daß die Wohnungen leer stehen. Wir laden die Leser ein, einmal zu dem Zwecke derartiger Beobachtungen einen Gang an dem Schiffahrts-Canale entlang, von der Potsdamer Chaussee bis zum zoologischen Garten zu machen. Die neuen Häuser wetteifern förmlich in Luxus und in Miethszetteln. Hierbei macht sich ein großer Uebelstand bemerklich, daß es an Gewerbtreibenden für die gewöhnlichsten häuslichen Lebensbedürfnisse durchaus fehlt; kein Bäcker, Fleischer oder sonstiger Handwerker hat sich dort ansäßig gemacht und kann dies auch nicht, weil die Eleganz und der hiermit zusammenhängende hohe Miethzins der Wohnungen ihn geradezu verhindert. Gleichwohl wollen die Leute in den Salons und auf den vergoldeten Balkons doch auch sich nähren, müssen

Digitized by Google

also die Vorräthe in beschwerlicher Weise weit her holen und sind für einen unerwarteten Fall ganz hülfslos. Solche Wohnungen können also nur von sehr reichen Familien mit zahlreicher Dienerschaft bezogen werden, und deren giebt es in Berlin gerade nicht zu viele. Ein Grundzug der Berliner Speculation ist ein gewisser Neid; dieser macht sich auch in dem Streben bemerklich, daß der eine Neubau den nächsten an Luxus noch übertreffen müsse. Wenn wir übrigens in dortiger Gegend während der furchtbaren, nunmehr hoffentlich überstandenen Hitze den Schatten der Anpflanzungen und die Kühle des früheren Schafgrabens aufsuchten und hierdurch unsere Aufmerksamkeit auf die eben geschilderten Bauten gelenkt ward, haben wir mit innigster Theilnahme die schwitzenden und dampfenden Handlanger betrachtet. Die Gesellen arbeiten oben auf den Gerüsten in emsiger Thätigkeit und lassen ihre mahnende Stimme erschallen, so oft Wasser, Kalk, Steine oder andere Baumaterialien fehlen. Der Handlanger keucht dann die steile Leiter unter schwerer Last hinan. Wir hoffen, daß wenn der Lohn der Gesellen erhöht wird, diese alsdann einen Theil des Mehrverdienstes an diese handlangenden Gehülfen abgeben werden, so daß zuletzt als leidender Theil nur der Bauherr und der lohnlose Lehrling übrig bleibt. Jener läßt seiner Zeit das neue Gebäude subhastiren und dieser tröstet sich mit dem Bewußtsein, daß der jedenfalls der glücklichste ist, der seinen Lohn in dem Bewußtsein treuer Pflichterfüllung findet.

Ueberhaupt empfehlen wir unsern Lesern den Besuch der gedachten Gegend. Wie die Kirchhöfe von der Vergrößerung der Stadt überflügelt werden, so geht es auch den Vergnügungsorten, welche noch vor wenigen Jahren als Punkte betrachtet wurden, die außerhalb der Stadt belegen, den Abschluß eines erfrischenden Spazierganges boten. Der bekannte Cafégarten Moritz-Hof wird von Villen je mehr und mehr umgeben, bis er sich mit seinem zeitigen Inhaber zur Ruhe setzen oder als Hôtel garni für die dortige Gegend neu erstehen wird. Wir sind nur begierig, wie lange die wilden Ungethüme des zoologischen Gartens ihren gegenwärtigen Park behaupten werden.

Da wir uns einmal in der dortigen Gegend bewegen, wollen wir einen Zug größter Rohheit hier verzeichnen, dessen Zeuge wir kürzlich in unserem Thiergarten waren. Ein blinder Leierkastenmann drehte seine Orgel und hatte wie gewöhnlich auf derselben zum Empfange milder Gaben eine blecherne Büchse stehen. Ein eleganter Berliner ging vorüber, faßte aber nicht in die Tasche, sondern ergriff die Büchse und klapperte mit derselben. Als der Blinde das hörte, äußerte er die Worte „lohn's Gott" und der schamlose Witzling lachte, daß er den armen Blinden angeführt habe! Dem Berichterstatter zuckte es in der Hand, im Herzen aber ward der Wunsch laut, daß es möglich sein möchte, der Armuth solche Täuschungen, dem Publikum den Anblick solcher Rohheiten zu ersparen.

Doch wir kehren endlich in die Stadt selbst zurück. Diese sieht das neue Rathhaus bereits benutzt, wenn auch noch nicht ganz vollendet. Von dem alten Sitze der städtischen Verwaltung hat ein Rest plötzlich die Theilnahme unserer Alterthumsforscher erweckt. Die sogenannte Gerichtslaube

Digitized by Google

soll erhalten und zu diesem Behufe nach einer andern Stelle transportirt werden. Wir können uns mit dieser Idee nicht befreunden. Daß Grundrisse, Zeichnungen, Gemälde von den alten Bauen genommen werden, halten wir für ganz gerechtfertigt, diese aber in seiner Totalität zu gar keinen bestimmten Zwecke nach einer beliebigen anderen Stelle zu versetzen, bewegt sich so sehr außerhalb der Zeit, daß wir uns die Vereinsamung nicht traurig genug vorstellen können. Ist schon längst die städtische Gerichtsbarkeit gefallen, hat der Pranger keinen Zweck mehr, sind die städtischen Behörden mit anderem Sinne in andere Räume gezogen, so scheint es uns wie ein Hohn in einem steinernen Monumente die Erinnerung an die früheren Zustände zu erhalten. Wir schwärmen gewiß für Conservirungen, aber nur todter Stein ohne lebendigen Geist hat keinen Zweck. Etwas Anderes wäre es, wenn als architektonische Schönheit Werth auf das steinerne Denkmal auch jetzt noch zu legen wäre; dies scheint aber nicht in der Absicht zu liegen. Das Marktgewühl eines öffentlichen Platzes soll hinfüro die Räumlichkeit umgeben, in welcher früher hochnothpeinliche Verhöre gehalten wurden. Den einzigen heilsamen Erfolg, den wir von einer solchen monumentalen Erinnerung abzuleiten vermöchten, könnten wir höchstens darin finden, daß wir die neuere Gesetzgebung prüfen, welche das Richtschwert den Herren Virchow und Consorten entzogen hat. Es ist immerhin eine große Beruhigung, daß diesen Herren nur das Reden, nicht das Köpfen, unbeschränkt zusteht, insofern sie sich überhaupt in beschlußfähiger Anzahl zusammenfinden.

Badebriefe.

IV.

Von der böhmisch-sächsischen Grenze, 18. August.

Meinen heutigen Brief muß ich gleich mit einer Warnung beginnen. Es ist nämlich bei vielen meiner lieben Landsleute die Ansicht vorherrschend gewesen, daß der liberalisirende Herr Schmerling, der nun auch den Weg aller Schweriner gegangen ist, nachdem er den durch ihn verfahrenen Staatskarren einfach verlassen, im Inneren wirklich zweckentsprechende Reformen eingeführt habe. Dem ist leider nicht so. Die alten lästigen „Paßplakereien" dauern ungeachtet der hier augenblicklich modern gewordenen liberalen Ueberhebung in ihrer ganzen Strenge fort. Wer daher von Sachsen zu uns nach Bodenbach, der ersten böhmischen Grenzstation, anlangt, ist unter allen Umständen genöthigt, seinen Paß oder Paßkarte, die weniger Verzögerung als der Erstere verursacht, der Behörde vorzuzeigen. Ja man bringt auf die Ausführung der kleinsten Formalitäten, selbst bei Frauen. So hatte eine Geheimräthin aus Berlin auf ihrer Paßkarte ihre eigene Namensunterschrift auszufüllen vergessen. Erst als das übrige Publikum abgefertigt, wurde die Dame, die den Zug nach Teplitz, wohin sie zur Kur wollte, zu versäumen

Digitized by Google

fürchtete, besonders vernommen, daß die Unterschrift fehle, warum sie nicht unterschrieben habe u. s. w. Nach einer Ermahnung künftig dergleichen Unaufmerksamkeiten zu vermeiden, ward sie gnädigst entlassen und erreichte nach kurzer Angst, glücklich den Bahnzug.

Das Zuströmen der Reisenden übrigens ist, seitdem in den großen Hauptstädten die entsetzliche Hitze sich gemindert, ebenfalls bedeutend geringer geworden. Der Güterverkehr hingegen ist derselbe geblieben. Die Abendzüge, welche von hier nach Sachsen gehen, zählen meist über Hundert Güterwagen, wie im Allgemeinen das ganze Treiben bisher ein äußerst reges gewesen ist. Aber mit dem Wenigerwerden der Passanten scheint auch das der Kurgäste im nahen Teplitz gleichen Schritt zu halten. Denn seit dem 1. August ist der Fremdenbesuch in Abnahme; die Zahl der anwesenden Parteien betrug an jenem Tage 2015 und ist heute nur 1855. Im verflossenen Jahre fiel die Höhe der Saison auf den 30. Juli und die höchste Zahl der Parteien war 2084. Im Ganzen sind bis zum 7. August angekommen 4258 Parteien und 6022 Personen, in verwichener Saison an demselben Tage 4360 Parteien und 6175 Personen, daher bis jetzt in diesem Jahre um 102 Parteien und 153 Personen weniger. — Von ausgezeichneten Gästen sind neuerdings zu verzeichnen: Graf Stillfried-Alcantara, k. preuß. Kämmerer und Oberceremonienmeister aus Berlin; Fürst Bogislaw Radziwil sammt Familie aus Berlin; Se. Hoh. Fürst Montléart-Sachsen-Curland sammt Gemahlin aus Wien; Graf Kleinmichel, k. russ. General en Chef und Generaladjutant des Kaisers aus St. Petersburg; die k. russ. Generallieutenants v. Abramowicz aus Warschau und v. Sinelnikoff aus St. Petersburg; der k. k. Generalmajor Schneider v. Dillenburg aus Prag u. a. m. Von wissenschaftlichen Notabilitäten ist Geheimrath Romberg zu nennen, einer der neuernannten Ehrendoctoren der Wiener Facultät. — Am 18. Aug. wird Lady Clarendon erwartet, die Gattin des englischen Staatsmannes, die bereits mehrmals hier die Cur gebrauchte. Es verlautet noch nicht, ob auch Lord Clarendon kommt, wie im vorigen Jahre. — Am 3. August wurde in herkömmlicher Weise das Geburtsfest des Königs Friedrich Wilhelm III. festlich begangen, und am 17. August, als am Vorabende des Geburtsfestes Sr. Maj. des Kaisers findet die letzte Tanzreunion im Gartensalon statt.

Mehr als verhältnißmäßig Teplitz in diesem Jahre sind auch die am Elbthale gelegenen sächsischen Bäder Schandau, (wo augenblicklich der Polizeipräsident von Berlin Herr von Bernuth weilt) und Königsbrunn besucht. Das Erstere zählt 304 Familien mit 1042 Personen, das Letztere 159 Personen.

In meinem letzten Schreiben hatte ich Ihre Aufmerksamkeit auf das wirklich kindische Gebahren der österreichischen und sächsischen Presse gelenkt, mit welcher diese es wagen, ihren eigenen Lesern Selbstgespräche der leitenden preußischen Staatsmänner oder Zwiegespräche derselben mit ihrem königlichen Herrn aufzutischen und aus deren Inhalt überdies Schlüsse gezogen oder gar politische Combinationen gemacht werden.

Wie muß es mit der Beurtheilungsfähigkeit des „Volkes" beschaffen

Digitized by Google

sein, das solche Anekdoten glaubt, wobei sich doch Jeder zunächst fragen müßte, wer da Zeuge gewesen sein, wer da berichtet haben kann. Dies kümmert indeß eine solche Publicistik wenig. Denn sie fährt im schreienden Gegensatze zur Wirklichkeit in ihren einfältigen Erzählungen und augenfälligen Widersprüchen fort. Was hat nicht alles in den zwei Monaten, seitdem ich hier weile, diese Presse gegen Preußen und seine Minister erlogen, um in ihren nächsten Nummern zu widerrufen und gleichzeitig schon neue boshafte Entstellungen vorzubringen. Welchen Nutzen haben diese hämischen Verläumdungen und giftigen Anfeindungen für sie selbst gehabt? — Ist etwa Preußens reale Machtstellung durch derartige Ehrkränkungen und Schmähungen im Geringsten nur alterirt worden? Ist es nicht für Jemand, der in der That noch einiges Ehr- und Sittlichkeitsgefühl besitzt, im höchsten Grade niederdrückend, wenn von allen seinen öffentlich ausgestoßenen Prophezeihungen binnen wenigen Tagen grade das baare Gegentheil eintrifft? — Aber so schamlos sind diese Blätter, daß sie sich immer wieder von Neuem zu blamiren trachten. Die „Bohemia“ zu Prag, welche, wie ich Ihnen in meiner jüngsten Correspondenz schrieb, wörtlich ihre Prahlereien gegen Preußen mit den hochtönenden Worten schloß: „Nur erst (in Gastein von Oestreich) abgewiesen und bange gemacht, das Uebrige wird sich von selbst geben, Vielleicht kommen wir doch noch nach Olmütz. Also Bismarck: Die Fortsetzung des Monologs wird erst folgen.“

Dies stand in der Nummer von Dienstag den 8. August und noch war nicht einmal eine Woche verflossen, da bringt die Nummer vom Sonntag den 13. August eben derselben „Bohemia“ wörtlich nachstehende Sätze: „Da man nichts davon hört, daß Preußen nachgegeben habe, so nimmt man an, daß österreichischerseits Zugeständnisse gemacht worden seien, durch welche der drohende Bruch abgewendet wurde . . .“ „Oestreich habe viel — sehr viel nachgegeben.“ Was ist von der staatlichen Einsicht und dem politischen Charakter einer Person zu halten, bei welcher derartige krasse Umschläge eintreten. Aber „der Bote aus der sächsischen Schweiz“, welcher die Parole der Dresdener „Constitutionellen Zeitung“, daß die bewaffnete sächsische Armee von den Preußen aus Schleswig-Holstein hinausbrutalisirt worden seien, in die sächsische Sprache einzubürgern trachtet, wird am Freitag schon von einer namenlosen Angst befallen. Was — ruft dieser sächsischer Tell aus — sollen wir uns für dieses Oesterreich erwärmen, geschweige herumschlagen, welchen positiven Nutzen hat denn „Sachsen“ davon. Und er empfiehlt dann, unter dem üblichen Tadel auf Preußen, die von den Klein- und Mittelstaaten bereits im Jahre 1859 Oesterreich gegenüber befolgte Politik der reinen thatenlosen Sympathie. Zuletzt kommt er auf die sächsischen Kammern zurück, die doch kein Geld dem zu weit gehenden Herrn von Beust bewilligen würden. Eine Hoffnung, der sich auch die „Deutsche Allgemeine Zeitung“ in ihrer Polemik gegen die äußerst kriegerische Leipziger „Abendpost“ anschließt. Herr Professor Biedermann will zwar einen durchaus selbstständigen souveränen Staat Schleswig-Holstein, den aber fernerhin zu beschützen Preußen

Digitized by Google

allein die Ehrenpflicht haben soll. Wenn nun Oesterreich nicht dulden wolle, daß Preußen eine Armee in Schleswig-Holstein halte, für einen derartigen negativen Zweck dürfe nicht „Sachsen seine eigene Armee Oesterreich zur Verfügung stellen." Schließlich ist er doch nicht ganz miteinverstanden, daß die blutdürstige „Abendpost" sich so blindlings in das Schlachtgetümmel stürzt, in der aller Welt ausdrücklich verkündeten Absicht, von dem gehaßten Preußen die ehemals sächsischen Landestheile zu erobern. Vielleicht wird man von dem dicht bis an unsere Grenze vorgeschobene feindlichen Vorposten Act nehmen.

Merkwürdig jedoch ist die Art und Weise, wie sich diese Preußenfresser gegenseitig Muth zum Vorangehen zusprechen. Da werden nun Correspondenzen aus dem „Frankfurter Journal" hervorgesucht, nach welchen eine grenzenlose Kampfbegier das einst „so gutmüthige baierische Volk beseelen soll und sogar auf „ein Lokalblatt" Baierns als ein Ereigniß hingewiesen, in welchem der bloße Titel eines Leitartikels lautete: „Preußen 'naus!" Bald einmal wird von einer czechischen Familie aus Böhmen berichtet, deren drei Söhne sich als Freiwillige in die österreichische Armee unter der besonderen Bedingung gemeldet hätten, wenn es nur gegen Preußen ginge. Am nächsten Tage wird schon wiederum zum Rückzuge geblasen. Baiern wolle nicht vorangehen, indem man sich kleinmüthig fast der Ansicht des „Boten aus der sächsischen Schweiz" in Nr. 33 anschließt, „das Ende des Krieges könne möglicherweise auch das Ende der kleinstaatlichen Existenz sein." Was sich aber Preußen von diesem seinen Nachbar, bei jeder nur einigermaßen für denselben günstigen Gelegenheit, zu versehen haben würde, das hat uns die gesammte sächsische Publicistik, namentlich in den letzten acht Tagen, mehr oder minder grimmig vorhergesagt. Ich glaube daher nicht besser Ihnen diese allgemeine feindselige Stimmung darthun zu können, als durch einfachen Wiederabdruck auch aus solchen Zeitungen, die Sie wohl seltener zu Gesicht bekommen.

Die „Dresdner Nachrichten, Tagblatt für Unterhaltung und Geschäftsverkehr" vom 14. August, dessen „Mitredacteur", wie an der Spitze des Blattes bemerkt, Theodor Drobisch, sagen in der „Allgemeinen Wochenschau u. A.: . . .

„Einen Bruderkrieg wünscht bis auf die preußische Militärpartei, welche von Avancement und Orden träumt und bis auf etliche Großpreußen, welche, koste es was es wolle, Preußen größer sehen möchten, in Deutschland Niemand. Vielleicht hetzt Louis Napoleon etwas, welcher bei einem Kampfe in Deutschland gern etwas schlucken möchte; indessen schreit das Bedürfniß der Völker nach Frieden so laut, daß es den voreiligen Schlachtgesang einiger Heißsporne übertönt.

„Bei dieser Lage der Dinge kommt es aber auf die Haltung namentlich der Mittelstaaten gar sehr an. Sie sind recht eigentlich dazu berufen, die Schale des einen steigen, des andern sinken zu machen. Wenn Oesterreich sich auf die Mittelstaaten verlassen kann, so verfügt die gerechte Sache Schleswig-Holsteins über eine Million Bajonette, die denn doch auch auf

Digitized by Google

einen Staat, der seine Kräfte so sehr überschätzt, wie Preußen, ihren Eindruck nicht verfehlen werden. Preußen kann bei der schlechten geographischen Beschaffenheit seiner Grenzen, bei der Ausdehnung seines Gebietes, bei dem Zerwürfniß im Innern einen Krieg nicht gegen ganz Deutschland wagen. Zwar hat es einmal unter Friedrich II. dies siegreich unternommen, indeß," fährt der superkluge Artikel fort, „sind die fridricianischen Zeiten für Preußen vorüber, denn die Armeen der deutschen Bundesstaaten bedeuten heute doch etwas Anderes als die „„eilende Reichsarmee"" von Anno damals; in manchen Regimentern Sachsens, Baierns, Würtembergs und Hessens steckt ein Kern, eine Kraft, die man in manchen Linienregimentern Preußens vergeblich suchen würde. Wenn diese Mittelstaaten nur einig wären! In dieser Beziehung ist die außerordentliche Thätigkeit des Herrn von Beust von besonderem Interesse. Er hat es erkannt, daß es hierauf zunächst ankommt und er faßte das Ding, so zu sagen, beim rechten Zipfel an. Baiern schmollt etwas auf Sachsen, weil . . . weil zur Londoner Conferenz als Vertreter Deutschlands nicht Herr v. d. Pfordten, sondern Sachsens Premier gewählt wurde. Die Zusammenkunft des Herrn v. d. Pfordten mit Herrn von Bismarck in Salzburg hatte letzterem Hoffnung gemacht Baiern auf seiner Seite zu haben. Vor dem Ernst der Lage aber müssen solche *kleine* Empfindlichkeiten zerfallen. Herr von Beust reiste nach München und der Erfolg zeigt sich, daß Baiern nunmehr in ein herzliches Einvernehmen mit einer ehrlichen treuen deutschen Bundespolitik getreten ist. Wir leben daher der Ueberzeugung, daß nun am Bunde eine große Thätigkeit beginnen und Friedrich VIII. als Herzog von Schleswig-Holstein von den Bundesstaaten und Oesterreich mit überwiegender Majorität erklärt werden wird. Preußen stimmt entweder dem bei oder nicht. Thut es das letztere, so muß es aus dem Bunde scheiden. Dann ist es aber ein Staat zweiten Ranges; denn in seinem Einfluß auf den Bund beruht sein ganzes Gewicht.

„Darum Muth, mögen jetzt auch die Preußen in dem armen Schleswig-Holstein noch so schalten. Um das Recht zu haben, scharf einzuschreiten, bereisen jetzt etliche preußische Officiere in Civil das Land als agents provocateurs; d. h. sie führen aufrührerische Reden und suchen das Landvolk zur offnen Auflehnung zu reizen, um sie dann denunciren und das ganze Land in Belagerungszustand erklären zu können. Jammervolle Politik, die nur noch von dem Verfahren im eigenen Lande überboten wird!

„An der polnisch-preußischen Grenze bildet Herr von Bismarck jetzt fliegende Colonnen, um diejenigen unglücklichen Polen, die der Aushebung zu dem entsetzlichen russischen Militärdienst entspringen wollen, aufheben und nach Art der Gerichtsschergen an Rußland ausliefern zu können. Ein Pole wurde auf preußischem Gebiete von russischer Polizei erwischt, entsprang aber mit Hilfe zweier preußischer Bürger. Die Russen schleppten die beiden als — Ersatzgefangene fort und wahrscheinlich sind sie schon gehenkt. Und dem Herrn von Bismarck, der sonst für das, was er seine Ehre nennt, sofort mit den Waffen in der Hand eintritt, steigt nicht die Schamröthe in's Antlitz, daß er die ihm von Gott anvertrauten Unterthanen so schrecklich verwahrlost?"

Digitized by Google

Nun, ich meine, daß ein solcher Ton, sogar auch in den untergeordneten, aber vielgelesen Blättern der sächsischen Residenz keinen Zweifel mehr über die dort ganz allgemein verbreitete Gesinnung gegen Preußen überhaupt zuläßt. Warum sollen die „Dresdener Nachrichten“ nicht ebenfalls mit einer Million Bajonette renommiren, da ja seit einer ganzen Woche das Organ des leitenden sächsischen Staatsmannes mit dieser Million Bajonette das benachbarte Preußen schon bedroht hatte? Das Beste kommt indeß noch. Eben dieselben „Dresdner Nachrichten“ nämlich erhoben am Sonnabend, in eben derselben Woche also, welche diese kriegerische Wochenschau noch umfaßt, ein lautes Klagegeschrei. Was gab's? Nach amtlichen veröffentlichten Steckbriefen nun waren von der ganzen sächsischen Armee, die angeblich jetzt 5000 Mann beträgt, allein 11 Mann, schreibe Eilf Mann und zwar in eilf aufeinander folgenden Tagen desertirt. Wenn das aber im nächsten Theile des Monats so fortgeht, so macht das 30 Mann, in einem Jahre 365 Mann.

Und noch hat Preußen „in den fruchtbaren Strichen an der Saale und Elbe“, welche die Leipziger „Abendpost“ zu erobern erklärt hatte, kein stehendes Lager aufgeschlagen.

Wir erhalten aus Merseburg folgende Zuschrift:

„Geehrter Herr Redacteur!

Es wird Ihnen wohl nun willkommen sein, wenn ich, das unterzeichnete Mitglied des Comite der Merseburger Industrie-Ausstellung, Ihnen folgende wichtige Mittheilung mache. Ich befand mich heute bei dem Feuer-Lösch-Versuche, der in Gegenwart der Herren Regierungs-Commissare und der Herren Preisrichter, sowie vieler Aussteller und Besuchenden auf dem Versuchsfelde der Merseburger Industrie-Ausstellung mit **Bucher's Feuer-Lösch-Dosen** vorgenommen wurde. Wie sich diese Dosen in der Praxis schon vielfach bewährt und Menschenleben und Menschen-Eigenthum gerettet haben, so zeigte sich auch hier sofort ihre Wirkung, als eine Portion, nachdem man Petroleum und Spiritus in Brand gesetzt hatte, in den Brandraum geworfen wurde. Das Feuer wurde unter starker Gasentwickelung seitens der verbrennenden Dose sofort erstickt. So wie es die allgemeine Meinung wurde, ist es auch meine persönliche Ueberzeugung, daß Bucher's Feuer-Lösch-Dosen das einzige und beste Mittel sind, um Feuer rasch und ohne große Kraftaufwendung zu überwältigen und Weitergreifen zu verhüten. Ich habe die Ehre, mich hochachtungsvoll zu zeichnen

Merseburg, 13. Juni 1865.

H. F. Exius.

Druck von A. Pogt & Co. in Berlin, Kronenstraße 11.

Digitized by Google

Das Duell.

(Fortsetzung.)

Die christliche Religion stellt — Gott sei Dank — so das meiste Böse in unsere Vorstellung an die Schwelle der Wirklichkeit; sie schärft am Meisten das Bewußtsein und macht wachsam darauf, wie, besten Falls, nur wieder Böses uns umringt, denn niemand ist gut, denn der alleinige Gott; sie vor allem bringt den meisten Krieg und Kampf unter die Menschen für den positiven Frieden, den sie zuhöchst greift.

Erkenntnisse, wie die vorberegten, geben pädagogisches Geschick, geben der practischen Behandlung sittlicher Fragen eine tolerante, langmüthige Behandlung, wahrhaft tolerante bei uns Evangelischen, die wir — wie die Katholiken nicht — in der Lehre kein Paciscirен kennen und rigoristisch die Reinheit des innersten Wollens fordern.

Es ist ja ganz ohne Frage: die Unkeuschheit ist gegen Gottes Willen! Krieg, als bellum und als duellum, ist gegen Gottes Willen. Friedrich der Große, lax gegen ungeheiligte, geschlechtliche Verhältnisse, andererseits auf Duell in der Armee dringend, und es scharf im Landrecht verpönend, Friedrich der Große meinte:

„Die Offiziere müssen tapfer sein, im Uebrigen ist Population die Hauptsache, und Unkeuschheit setzt in die Welt, das Duell fördert aus der Welt!"

Weit gefehlt, daß dies die Meinung der innerlich Frommen sei, fragen wir sie doch auf Grund des hingezeichneten, weltgeschichtlichen Bodens: weshalb droht die Kirche mit Bann und fordert den Staat auf, Galgen und Rad in Anwendung zu setzen, nicht gegen den Krieg als bellum wohl aber gegen den unschuldigeren als duellum, derweile doch die Kirche so nachsichtig sich zeigt gegen des Individuums unkeusche That, so nachsichtig gegen den Staat mit seinen Vor . . . . . ?

Curios das! Vergebens suchen wir nach Erklärung, denn die von „hinaus aus der Welt!" und von „hinein in die Welt!" haben wir schon abgelehnt, denn das ist nicht das Maaß des Guten sondern zweckmäßiger Nützlichkeit.

Nun hat doch die Kirche wirklich jenes anthropopische Phänomen im sündigen Menschen begriffen, nach welchem je mehr Krieg sein wird, je höher der positive Friede gegriffen ist. Hat sie es begriffen? Oder ist sie nur für den Krieg durch Ausdeutung statutarischer Bibelstellen? Ist die laxe Praxis in des Staates Vor . . . . Sachen nur eben Latitudinarismus, oder ist es

Digitized by Google

zu große Berücksichtigung des gestörten Weltzustandes und jener pädagogischen practischen Weisheit?

Aber da ist die katholische Kirche, welche die unkeusche Regung dem Individuum nicht mal zugerechnet wissen will, und müßte sie, die noch dazu semipelagianische, nicht extra tolerant in Duell-Sachen sein? wie denn auch die katholischen Völker, zumal die auf germanisch-keltischer Grundlage ruhenden, diese Folgerung sich für sich gebildet haben, so daß sie die Duell-Völker par excellence sind. Aber die katholische Kirche ist extra scharf gegen das Duell. Wir werden diesen Widerspruch später lösen.

Oder sollte man zu der Erklärung greifen: die Kirchen, auch die katholische, nachdem sie den Zweikampf als gerichtliches Beweismittel hatte fallen lassen, verloren die Erinnerung des kriegerischen Triebes ohne doch den der Unkeuschheit zu verlieren!

Verständlich wäre das schon!

Die Unkeuschheit erscheint dann als ein natürliches; aller Krieg als ein artificielles, erst künstlich in den Menschen Hineingebrachtes. Wir würden da nun sagen: um ein ganz Anderes handelt es sich als um bloße Unterlage von Trieben, wenn aber von ihnen, alsdann treten wir zum Distelköpfenden Knaben und bitten den kriegerischen Trieb für einen ursprünglicheren zu halten, als den geschlechtlichen!

Ueberhaupt bitten wir um unaussprechlich mehr Langmuth für die Duell-Sitte als für die Bor . . . .

Es chockirt uns stark ein umgekehrtes Verhältniß, vielleicht nur so stark, weil wir bisher keine Begründung für dasselbe fanden.

Jedoch wir räthseln weiter: gilt nicht Krieg, als duellum und bellum, für ein übereinkommliches Nothauskunftsmittel zur Erreichung eines Zweckes?

Es ist dieses in's System-Bringen des Duells, was die Kirche so erbittert.

Aber, siehe da, die Bor . . . . werden just gegründet und vertheidigt als für einen guten Zweck ein Noth-Auskunfts-Mittel.

Dies also ist es wieder nicht! und ich werde schon auf ertheilte Antwort warten müssen, da ich sie nicht selbst finden kann, denn die ich etwa finde, wird ja im gegnerischen Lager nicht angenommen. Ein Haupt-Moment in meiner Antwort würde die Behauptung sein: die Kirche hat nicht begriffen, wie, innerhalb der stattfindenden Differenz, bellum und duellum identisch sind!

Jetzt aber ist es an der Zeit, daß ich mir jedes Gleichniß zwischen den Materien ernstlich verbitte, welchen ich lediglich für die Frage an die Kirche in meinem Munde eine Gemeinsamkeit gewährt hatte.

Die Gemeinsamkeit liegt nicht in diesen Materien der Frage, sondern in der Einen Verpflichtung der Kirche, gegen Alles zu zeugen, was gegen den Willen Gottes ist, stärker zu zeugen gegen Sträflicheres, minder stark gegen minder kapitales, und so bedeutete denn meine Frage keine Parallel-Stellung, sondern umgekehrt: weshalb so nachsichtig gegen den unendlich schlimmeren Schaden, weshalb so zornentbrannt gegen eine Sünde (zu mes-

Digitized by Google

ſen mit dem urſprünglichen Willen Gottes), die ſelbſt doch wieder auf dem fließenden Boden der vielbedingten Weltgeſchichte ein tragiſch-Edeles zu nennen iſt. Denn der Geiſt, aus welchem Krieg und Duell ſtammen, ſtrebt ein Gott-gebotenes Ziel an, den poſitiven Frieden, den Ehren-Preis alles Lebens, aber — ſiehe! — der ſündige allgemeine Weltzuſtand enthält kein Gott-verordnetes Mittel für Erreichung des Gebotenen. Hier liegen Entſcheidungen über die Duell-Frage. Hier ſtehen wir erſchüttert vor des Lebens Tragik, nicht aber Steine erhebend gegen den Acteur!

Freilich ſtammt dieſe klaffende Welt-Wunde aus Adams Sünde. Der Eine Gott hat nicht urſprünglich geſchaffen gehabt den Widerſpruch zwiſchen dem Gebot und den Mitteln zur Erfüllung! Jene Umſchöpfung hat ihn gebracht, die der Sünde Adam's korreſpondirte; aber die Erlöſung brachte keine Umſchöpfung, die uns in die Integrität etwa zurückgebracht hätte. So ſeufzen noch heute wir und alle Creatur und der tiefſte Seufzer gilt dem Dualismus der Gebote von Gott und weltlicher Obrigkeit und dem der göttlichen Gebote und der zeitlichen, irdiſchen Bedingungen.

Aber jene „innerlich Frommen" verwechſeln, wie der Liberalismus auch, den poſitiven Frieden mit dem negativen (dem nicht-Kriege). Genau ſo, wie auch der Liberalismus verwechſelt die poſitive Freiheit mit der negativen (dem nicht-Sclaveſein).

Wir erinnern an das kirchliche Territorial- und Collegial-Syſtem, an Thomasius et Consortes: keine Unterſcheidungs-Lehre ſollte betont werden, denn in ihr liegt eine Bekämpfung und der öffentliche Friede (nicht-Krieg) ſei das Höchſte!

Es iſt nun unmöglich, ſolchen Irrthum in der einen Materie zu bekämpfen und in anderen ihn beizubehalten.

Wir ſagten aber ſchon: in den Kampf eintreten und, wo es letzte Entſcheidung gilt, ihn abbrechen, heißt, auf weltgeſchichtlichem Boden, eine Einrichtung gründen, durch welche der zuhöchſt Schimpfende, der mit Gewalt Drohende den Sieg und die Prämie erhält.

Wir behaupten nun, daß nicht der nicht-Krieg uns zur Prämiirung der Niedertracht verpflichte, ſondern daß der geſtörte poſitive Friede uns verpflichte, mit Dranſetzung des Lebens ihn wieder herzuſtellen.

Sagt der Däne gegen unſer Recht hartnäckig: nolumus! ſo gehen wir nicht zu Bette, ſondern haben das Schwert.

Ich verfolge ein berechtigtes, ſittliches Ziel, und das bon plaisir eines Herrn N. treibt ihn, mir den Weg höhnend zu verlegen.

Der Nicht-Krieg verpflichtet mich nicht, Erreichung jenes Ziels, die Durchſetzung meiner Perſon daran zu geben, auf daß Herr N. ſein bon plaisir durchführe.

Ich ſchlage den Kerl nieder. Aber die Obrigkeit?

Nun, wir werden ſehen, ob die rechtlich überall in die Obrigkeit des Individuum's hineinlange, und wenn nun andrerſeits thatſächlich keine Obrigkeit da iſt? — In der That wird es, bei Abweſenheit der im Duell-

Digitized by Google

Geist lebenden und dafür bei Anwesenheit der im nicht-Kriege schwärmenden Leute, völlig verständlich, wie, bei Revolutionen, die kleinste Bande der Terroristen den öffentlichen Markt beherrsche.

Den Friedfertigen gehört das Erdreich! Aber, den geschichtlichen Weltzustand als Grundlage genommen, ist eben der, der den Terroristen niederschlägt, der Friedliebende, denn jener, der ihn gewähren läßt, liebt den Terrorismus und nicht den Frieden, und seine schmachvolle Liebhaberei des nicht-Krieges hat ihn, bei Wahl zwischen dem terroristischen und dem positiv friedlichen Zustand, auf Seiten des Terrorismus gestellt. —

Wir also wollen die Herrschaft des positiven Friedens, der nie ohne Krieg denkbar ist, wir wollen nicht die Herrschaft des negativen Friedens, der allerdings immer nur ohne Krieg denkbar ist!

Wir konstruiren das Leben nicht so, daß der Vernünftige nachgiebt und der Unvernünftige regiert, sondern in unserer christlichen Welt herrscht Christus und der Satanas muß nachgeben.

Wenn wir, die wir mit Schmerz nicht im Paradies, sondern auf weltgeschichtlichem Boden stehen, wenn wir nicht so brünstig, sei er auch nur des Paradieses besudeltes Contrefait, den positiven Frieden ersehnten, wir würden nicht im Duell-Geist stehen.

„Willst du den Frieden, so rüste den Krieg!" So lange die Welt sündig ist, so lange werden dies Correlata sein! Und weiß man vielleicht nicht, daß es dem Duell-Geiste nie darum zu thun ist, ein wirkliches, reales Recht zu gewinnen, daß er vielmehr in lediglich demonstrativer Weise nur die Welt davon überführen will, daß in ihm der hohe Sinn wirke, mit Leib und Leben für den Bestand alles Rechten in der Welt einzutreten.

Das weiß sogar einer unserer Gegner, um den es schade ist, der Professor Gneist.

So ist denn der Duell-Geist diese beständige, demonstrative Kriegs-Rüstung, auf daß der positive Friede, das heißt, auf daß der ungetrübte Bestand alles Guten, Rechten und Rechten in Herrschaft bleibe!

Aber sollten nicht andere Namen solchen Geist bezeichnen, weshalb ihn Duell Geist nennen?

Wir bezeichnen ihn just so, weil geschichtlich just der Duellgeist dieser Geist ist, und weil, wo er herrscht, unumgänglich, den weltgeschichtlichen Boden zu Grund gelegt, Krieg als bellum und duellum herrschen muß.

Historia docet und die Logik macht es zweifelsohne.

Denn wer einen sich bewegenden Gegenstand in seiner Richtung lobt, kann nicht ablehnen wollen, daß er an seinem Endziele seine Ruhe finde. Wir haben das schon als Prämiirung der Niedertracht besprochen; wer dieses Ziel nicht will, hat eben bellum und duellum oder er müßte dafür eine dritte Austrags-Instanz finden. Wir werden versuchen.

Nun erinnert freilich der Herr Pastor Quistorp in Nr. 152 gegen einen Aufsatz in Nr. 143 und folgende der Kreuz-Zeitung, daß, von solchem Duell-

Digitized by Google

Geist zu reden, gegen die Logik sei, denn (und nun kommt die logische Begründung) wir lebten ja nicht zur Zeit der germanischen Ehre, sondern in der der Oeffentlichkeit und Mündlichkeit. Keine deutsche Ehre, aber Mündlichkeit! — Sonderbarer Herr, sonderlich, daß wir von seiner Logik (er hat sich versehen, und wollte nur und ohne logischen Zusammenhang „Anachronismus" sagen:) besser Umgang nehmen würden, wenn er nicht gleichsam eine Gattung verträte. Ich habe auch sonst seine Raisonnements vielfach vernommen, erst kürzlich noch in einem harmlos gebildeten Verein von Professoren der Theologie, Superintendenten und Geistlichen! Ebenso wahr, als unglaublich und betrübend!

Man war dicht daran Herrn v. Bismarck zu tadeln, denn er hatte nicht geschimpft und Herrn v. Roon zu glorificiren, denn er hatte weidlich geschimpft.

Die Herren wußten nicht einmal, daß Herr v. Roon nie schimpft, daß er vielmehr jenen andern Herrn nur zeichnete, um sich, technisch zu sprechen, in avantage zu setzen, das heißt, die Forderung in Duell von sich von fort auf den Gegner zu werfen. Die gelehrten Herren haben sich also nur bei Professor Gneist zu bedanken, einmal, daß er nicht noch mehr sich in avantage setzte, sodann, daß er reparation d'honneur gab und das von v. Roon eingeleitete Duell so abbrach.

Der theuere Quistorp aber fügt noch das Absonderliche hinzu, daß er — Oeffentlichkeit anziehend — aus dem christlichen Lager liberalistische Geschosse schleudert. Da das, was die Gattung Quistorp sagt, nicht christliche, sondern Privat-Sitte ist, so werde ich hier doch noch für sie eine private Stelle einräumen müssen. Wo aber Quistorp sich nicht mit seiner Gattung deckt, sondern individuelle Person ist, da ist er ein Liberalist mit Mündlichkeit und Oeffentlichkeit und wird seine Antwort bei Bekämpfung des Liberalismus finden.

Jetzt nun die Privat-Sitte der Quistorp-Gattung betreffend.

Sollte letztere wirklich wähnen, sie vertheidige mit ihrer Sitte die christliche?

Die Quistorp-Gattung hat nämlich den Vorschlag zur Sitte: jeder Mensch solle für sich selbst möglichst gut sein und dann soll er Jedem wacker die Wahrheit sagen. Das Jeder das so hinnehmen würde, wird angenommen. Sagt aber einer, der nicht zur Quistorp-Gattung gehört, derselben tüchtig die Wahrheit, dann ist sie keine Wahrheit und das, was die Quistorp-Gattung objectiv befriedigt, kann sie objectiv nicht treffen, da es ja keine Wahrheit ist, weil sie von Jemandem ausging, der nicht zur Quistorp-Gattung gehört. Man nimmt so in pyramidaler Stellung die Beleidigung ruhig, denn niemand kann den, der gut ist, beleidigen!

Dies illustrirt der theuere Quistorp noch dadurch, daß er Leuten, die von seiner eigenen materiellen Wahrheit abweichen, das Prädicat des Ehrenmannes verweigert, was diese wieder in Frieden hinzunehmen haben, da es ja von der Quistorp-Gattung ausgeht.

Nein, theuere Gattung, der Christ sagt nicht Jedem die Wahrheit, die leicht nur seine, nur die eines momentanen Bildungs-Stadiums ist.

Der Christ bricht das Wahrheitsagen da ab, wo es die Person ver-

Digitized by Google

wunden müßte, aber könnte das Verharren im Irrthum dem Bruder ſchaden, auch um die eigene Wahrheit erſt noch beſtätigt zu ſehen, bringt man den Fall vor die Gemeinde. Der Chriſt hat nicht allein die Wahrheit in Pacht, er knüpft auch nicht das Prädicat des Ehrenmannes an materielle Uebereinſtimmung mit ſeinen eigenen Erhebungen. Dieſes Prädicat liefert überhaupt nur einen Formal-Begriff. Es giebt auch moslemitiſche, jüdiſche und andere Ehrenmänner. Wenn jener Verfaſſer in Nr. 143 und folgende, den Inhalt der deutſchen Ehre nicht aufgehoben glaubt durch die Mündlichkeit, vielmehr für einen ſpecifiſchen Inhalt der Ehre eintritt und dabei den Inhaber eines andern Inhalts dennoch als Ehrenmann gelten läßt, freilich nicht als den der deutſchen Ehre, ſondern als den der Oeffentlichkeit und Mündlichkeit, ſo glaubt er damit bei einer chriſtlichen Frömmigkeit angekommen zu ſein, umſomehr das, als damit auch der für die Mündlichkeit und Oeffentlichkeit eingetretene Herr Quiſtorp, mit Herrn Virchow gemeinſam zum Ehrenmann erklärt iſt. Allerdings geht bei ſolchem Verfahren das bequeme waidliche Schimpfen auf die Gegner verloren und allerdings tritt damit eine unbequeme chriſtliche Gerechtigkeit in den Kreis der Urtheilenden ein.

Die theure Gattung ſagt ſich — im Intereſſe chriſtlicher Wahrheit, wohl, daß ihre Anſchauung in einen dialectiſchen Wirbelwind überall auseinanderſtäubt. Darin iſt ihr der Fehler paſſirt, daß ſie ſelbſt ſich mit der Wahrheit verwechſelt. Die Gattung ſieht nicht, daß ſie ſo — gewiß in aller Demuth — ledig bei ſich ſelbſt ſtehen bleibt; wir aber wollten von Geſtaltungen der Freiheit unter den Mitmenſchen ſprechen, von Kriegen und Duellen.

Ich kann nicht dringend genug bitten, wenn man auch die Löſungen der Fragen nicht kennt, doch mindeſtens Fleiß zur Ergründung deſſen anzuwenden: was eigentlich in Rede ſei, und wie der Stand der Frage liege?

Alſo nicht die Privat-Sitten der theueren Hengſtenberg und Quiſtorp ſind in Rede, ſondern von der Berechtigung der freien Individuen und freien Völker zu duellum und bellum ſprechen wir, obſchon ſolcher Berechtigung entgegenſteht der urſprüngliche Wille Gottes, und die Autorität von Kirche und Staat noch ſpeciell dem Duell, wenigſtens noch von einer beſtimmten Zeit an.

Digitized by Google

Die Politik als Privatsache.

(Letzter Artikel.)

Während die von Preußen und Oesterreich veranlaßten Beschlüsse des Bundestages ihre Wirkung auf die Presse und die studirende Jugend nicht verfehlten; während überdies die liberalen Kammern nebst ihren wenigen Anhängern auf eine Politik schaaler Proteste beschränkt waren, arbeiteten einige wenige Phantasten an einer Revolution, die sie durch Verschwörungen anbahnen wollten. Die Actenstücke über süddeutsche Hochverrathsprozesse, welche im Laufe der vierziger Jahre an die Oeffentlichkeit gelangten, liefern uns ein treues Bild von den Irrfahrten der Verschwörer im Herbste 1832 und in den ersten Monaten des Jahres 1833. Wir theilen einen Auszug aus denselben unsern Lesern mit.

Zwei sehr thätige Revolutionärs, die Herren Franckh und Hardegg, lebten in Stuttgart. Sie waren mit einem Lieutenant Koseritz befreundet, der ihnen die Versicherung gab, daß „sobald es losgehe" die ganze Garnison von Ludwigsburg auf Seite des „Volkes" stehen werde.

Franckh war Anfangs September 1832 in Begleitung des Gürtler Dorn nach Karlsruhe gereist, und hatte mit Herrn Mathy, bei dem sich damals der Journalist Stromeyer vor der Polizei verbarg, revolutionäre Gesinnungen ausgetauscht: im October reiste Hardegg zum Doctor Gärth nach Frankfurt, dem Stifter eines Preßvereins, erzählte von dem revolutionären Württemberger Volke, und hörte dagegen die ermuthigende Nachricht, es seien von den frankfurtischen Revolutionärs Verbindungen in den Hessischen Landen angeknüpft und in so manchen Städten die patriotische Mehrzahl zum Kampf gegen die Tyrannei bereit. Bald nach der Rückkehr Hardeggs folgte ihm als Abgesandter der Frankfurter ein Lehrer, Namens Knöbel, um sich von der Wahrheit der Nachrichten, welche Hardegg gebracht hatte, zu überzeugen. In einer Zusammenkunft bei dem Bäcker Frech in Ludwigsburg, hörte Knöbel von der revolutionären Stimmung in Würtemberg, und verabredete mit den Herren Franckh, Koseritz und Dorn ein Erkennungszeichen für die Eingeweihten: Eine Handbewegung über der Stirn, das Schlagwort „der Bundestag", worauf die Antwort „wird gehandelt" folgen sollte, waren die Resultate dieser Verabredung.

Mehrere Stuttgardter Rechtsgelehrte, unter ihnen die Herren Walz, Rödinger, Tafel, veranstalteten alle Mittwoch Abend öffentliche Versammlungen in einem Hause außerhalb der Stadt, wo die Würtembergische Verfassung in allen ihren Abschnitten vorgelesen, erörtert und erklärt wurde. Der Lithograph Franz Theodor Malte, welcher von Koseritz eingeweiht worden war, zog eine Gesellschaft von Schuhmachergesellen, „der Pechkranz" genannt, in die Mittwochsgesellschaft herüber: dieser Pechkranz war ursprüng-

Digitized by Google

lich zur Unterstützung kranker und reisender Handwerksgenossen gestiftet worden, Malte hatte sich in ihm populär gemacht, hatte den Schuhmachern von den betrübten öffentlichen Zuständen erzählt, hatte sie überzeugt, daß sie sich politischen Sinn anschaffen, daß eine Aendrung eintreten müsse, und daß Deutschland bald sein Heil in Errichtung einer Republik finden werde. Des blauen Montags wegen wurde die Mittwochsgesellschaft zur Montagsgesellschaft. Hardegg richtete seine ganze Hoffnung auf das Landvolk, reiste in den Dörfern umher und suchte seine revolutionäre Phraseologie durch enthusiastische Kraftworte hie und da einem Bauer verständlich zu machen.

Anfangs Dezember 1832 begab sich Franckh von Neuem nach Frankfurt in Begleitung des Studirenden Obermüller aus Karlsruhe; mit der Verkündigung, daß die Frankfurter thätig, daß mit Hessen Verbindungen eingeleitet seien, daß viele Volksgesellschaften beständen, Alles vorbereitet, der Geist gut sei, daß die Revolution jeden Augenblick losgehen könne, wußte er bei seiner Rückkehr sich und den Andern große Hoffnung zu machen. Hardegg veranstaltete nunmehr um Weihnachten 1832 eine Zusammenkunft in dem Hause des Kronenwirths zu Löchgau, um über die Form der einzuführenden Republik zu berathen: Es hatten sich der Gürtler Dorn, der Maler Groß, der Rechtskonsulent Schreiber und der von Hardegg revolutionirte Bauer Friedrich Hipp aus Gemrigheim eingefunden; Hardegg führte von Neuem durch, daß die Republik die einzige einem wahren Volkswohl angemessene Regierungsform sei, die Andern gaben in gleichem Sinne ihre Deklaration ab, nur wegen der Form der zukünftigen Republik konnte man sich nicht einigen, da nicht Alle in der Ansicht, daß man die Republik von 1793 zum Muster nehmen müsse, übereinstimmen wollten. Darin aber, daß die Herbeiführung eines neuen Zustandes ohne Gewalt nicht möglich sei, stimmte man überein, auch versprach man sich gegenseitig, daß man, so viel Jeder könnte, die Revolution unterm Volke predigen wolle; man verabredete, daß eine Sammlung der Beschwerden und Klagen des Landvolks veranstaltet, zum Druck gebracht und das Volk durch eine Darstellung seiner Leiden revolutionirt werden müsse: Franckh erhielt die Berufung zum Reisenden der Deutschen Revolution. Gleich darauf wurde in des Ludwigsburger Dorn Wohnung eine neue Zusammenkunft gehalten; Franckh und Koseritz wohnten derselben bei, der Erstere erklärte sich zur Uebernahme der ihm übertragnen Aufgabe bereit, und wußte schon von einer neuen Reise zu sagen, die er nach Frankfurt machen und auf der er mit den Gleichgesinnten aus Hessen, Nassau und der Umgegend die Realisirung der deutschen Republik besprechen wollte. Koseritz setzte seinen Plan einer Militärrevolution, die er, wenn er nur über die Gesinnung und Mitwirkung des Volkes zur Gewißheit gekommen, ins Werk setzen würde, näher aus einander: indem er auf die meuterische Gesinnung der Unteroffiziere und Gemeinen vertraue, wolle er die beiden Infanterie-Regimenter zu Ludwigsburg aus der Kaserne führen, die Thore besetzen, die Offiziere, welche Widerstand leisten würden, festnehmen oder niederschießen lassen. Die Ludwigsburger Bürgerschaft wolle er durch die Drohung, daß er plündern und die Arbeitshausstrafanstalt öffnen werde,

Digitized by Google

zum Anschluß an die Revolution zwingen. (!) Nachdem er die Reiterei theils auf seine Seite gebracht, theils unschädlich gemacht, sich auch des Artilleriedepots versichert, wolle er auf Stuttgart marschiren, und es entweder einnehmen, um sich der Person des Königs zu bemächtigen, oder anzünden. (!)

Ihre Schwäche offenbarte die Revolution dadurch, daß sie die Frage beantwortete und zu beantworten hatte, wer denn nach dem Sturz der legitimen Regenten an die Spitze der Staatsgeschäfte gestellt werden sollen; ihre noch größere Schwäche aber zeigte sie in der Antwort auf diese Frage: die Herren v. Rotteck, Welcker, v. Itzstein, Jordan würden und wollten, sagte man, zu Präsidenten der deutschen Republik ernannt werden. Was diese Constitutionellen thun konnten, hatten sie gethan; so weit sie gehen konnten, waren sie gegangen, und eine Revolution, welcher man in den Augen ihrer Anhänger diese Männer zu Anführern geben mußte, weil die Namen derselben in Deutschland den meisten Klang hatten, war von vorn herein widerlegt, zeigte sich nur als ein Spielen mit Worten, Namen und Systemen.

Auch ein Burschentag wurde zu Weihnachten 1832 abgehalten. Es wurde beschlossen, daß die Burschenschaft fortan nur auf revolutionäre Weise ihren Zweck verfolgen solle, da auf dem bisherigen Wege Nichts erreicht worden sei, daß die Constituirung einer Burschenschaft fortan nicht mehr an bestimmte Formen gebunden sein solle, und daß auch Philister als Mitglieder aufgenommen werden könnten, daß ferner die Burschenschaft sich mit dem Vaterlandsvereine in Frankfurt a. M. in Einvernehmen setzen solle. — Die Pariser hatten damals schon die Karikatur einer deutschen Revolution auf dem Theater; ein mit großem Beifall aufgenommenes Vaudeville „les trois maîtresses" zeigte einen deutschen Großherzog, wie er die Stürme und Aengsten einer Revolution kostet, zur rechten Zeit noch Concessionen macht und wie ihm endlich von den Studenten ein Lebehoch gebracht wird.

Im Januar 1833 machte Herr Franckh einen Besuch in Butzbach bei dem Rector Weidig, tauschte mit dem Herrn Hanneshagen, Privatdocenten, und Ernst Schüler, Candidaten aus Darmstadt, völkerbeglückende Gedanken aus und verkehrte in Marburg mit dem Professor Jordan, indem er in diesem Professor, der einer der designirten Präsidenten der deutschen Republik war, fürs erste nur den Zeitungscorrespondenten für ein Stuttgarter Blatt engagiren wollte.

Nach seiner Rückkehr wurde er am 9. Februar verhaftet, nachdem Hardegg schon am 1. dieses Monats das gleiche Schicksal erfahren hatte; für diese Männer war wenigstens das Gefängniß ein gutes Schutzmittel gegen den Vorwurf, daß es bei ihnen bei dem bloßen Wollen geblieben sei.

Der landgräflich hessische Revolutionär in Homburg, Dr. August Breidenstein, welcher sich gegen seine revolutionären Freunde anheischig gemacht hatte, das hessen-homburgische Militär für die Revolution zu gewinnen und der auch wohl gegen ein Paar Unterofficiere einige revolutionäre Reden und die Behauptung, daß man dem schmählichen Zustande der Dinge durch Gewalt ein Ende machen müsse, hatte fallen lassen, wurde Ende Fe-

bruar nebst dem Polen Schilling, welcher sich bei ihm befunden, in Haft genommen. Diese Begebnisse schreckten aber die republikanischen Häupter nicht ab, man überzeugte sich nur noch mehr, daß man gar heimlich für die öffentlichen Zustände des deutschen Volks handeln, daß man vorsichtig sein, und daß man — welche Vorsicht! — recht bald losschlagen müsse.

Friedrich Breidenstein, Rechtskandidat aus Homburg, Bruder des verhafteten August, erschien Freitag den 1. März bei dem Gürtler Dorn in Ludwigsburg, und einen Zettel aus dem Futter seines Rockes lostrennend, legitimirte er sich als Abgesandter des Dr. Gärth. Er verkündete, daß am 3. März mehrere auswärtigen Revolutionärs in Heilbronn eintreffen würden, daß es gut sei, wenn die Ludwigsburger Freunde der Volksfreiheit sich gleichfalls dahin begäben, um die Zeit des Losschlagens gemeinschaftlich und definitiv zu verabreden. Herrn Koseritz meldete dieser Bote, daß sich Dr. Gärth jetzt persönlich einfinden, daß die Herren v. Rotteck, v. Itzstein, Jordan und Döring, Freund des letztern und Apotheker in Marburg, erscheinen würden, und er stellte ihm vor, es werde gewiß einen guten Eindruck machen, wenn er selber einige in daß Geheimniß eingeweihte Offiziere mitbringe: Koseritz beauftragte den Gürtler Dorn, an den Gutsbesitzer Herrlinger in Großgartach bei Heilbronn zu schreiben, daß am Sonntage in seinem Hause eine Besprechung stattfinden werde.

In Großgartach fanden sich nun die Herren Koseritz, Dorn, Gärth, Breidenstein und der Apotheker Johann Theodor Trapp aus dem großherzoglich hessischen Friedberg ein. Der letztere war vom Rector Welcker abgesandt worden, um sich zu vergewissern, was an den Nachrichten und Betheurungen sei, die bald von den Doctoren Gärth und Neuhof aus Frankfurt, bald von dem Dr. Breidenstein, bald von Herrn Franckh nach Butzbach gebracht worden waren.

Der Gutsbesitzer Herrlinger gestattete die Berathung in seinem Hause nicht, und so begaben sich die Herren nach dem benachbarten badischen Dorfe Schluchtern. Alle fanden zwar hier einen Anlaß zum Mißtrauen und zur Unzufriedenheit: Koseritz sah von jenen landständischen Notabilitäten nichts, auf die man ihn vorbereitet hatte, die andern konnten sich, da Koseritz es von sich gewiesen hatte, Offiziere mitzubringen, nicht davon überzeugen, ob seine Angabe, daß er unter seinen Collegen Einverständnisse habe, begründet sei. Aber man wollte nicht die Schwäche der eignen Sache selbst entdecken, die Herren waren von ihrer revolutionären Bestimmung, von der Zeitgemäßheit ihres Strebens zu sehr überzeugt, um nicht, selbst wenn sich nur die schwächsten Mittel zeigten, den Versuch zur Revolution für nothwendig zu halten . . . Herr Döring war durch eine plötzlich eingetretene Krankheit eines seiner Kinder verhindert worden, in Sachen der deutschen Freiheit nach Heilbronn zu reisen.

Koseritz gestand, daß er an der augenblicklichen Geneigtheit der Württemberger zu einer Revolution zweifle, doch sei er der Infanterie-Brigade in Ludwigsburg sicher, zumal da ihm der Feldwebel Lehr versichert habe,

Digitized by Google

daß die Zahl der für die Revolution gewonnenen Unteroffiziere sich auf sechzig belaufe.

Zuversichtlicher war der Dr. Gärth: in dem Hause des Dr. Bunsen in Frankfurt, meldete er, welcher mit ihm die Leitung der Frankfurter Revolutionärs übernommen habe, befänden sich Waffen und Munition für mehrere hundert Mann; die Artilleristen des Frankfurter Bürgermilitärs, welche über sechszehn Stück Geschütz verfügen könnten, entsprächen ihrer Gesinnung nach ganz jenem Satze, daß die Artillerie das revolutionäre Element im Bürgermilitär sei, und würden augenblicklich auf die Seite der Volksfreiheit treten. Zwei Preußische Regimenter aus dem Großherzogthum Posen, die in der Nähe von Frankfurt im Quartier lägen, seien zur Empörung geneigt, gleicher Stimmung sei das Nassauer Militär. In Frankreich habe man Verbindungen angeknüpft, in Lyon werde zu gleicher Zeit eine Revolution ausbrechen, die Polen würden wieder aufstehen, die Polnischen Flüchtlinge aber, welche auf ihrem Zuge durch Deutschland mit dem deutschen Volke den Bruderbund geschlossen, würden zu der deutschen Revolution übertreten. Eine Colonne Polen werde vom Depot in Besançon aus durch Rheinbaiern oder Baden auf Frankfurt marschiren, noch vorher würden zwanzig polnische Offiziere nach Rheineck und Rohrschach kommen, um die Revolution im Schwarzwalde zu leiten oder die Truppen in Würtemberg anzuführen; einer derselben werde auf jeden Fall sich bei Koseritz melden. Uebrigens könne die Zeit des Ausbruchs längstens noch auf vier Wochen hinausgeschoben werden, da die kürzlich erfolgten Verhaftungen bewiesen, daß die Regierungen aufmerksam geworden. In Frankfurt, dem Sitze des Bundestages müsse, zu gleicher Zeit, wie in Würtemberg, losgeschlagen werden.

Nachdem Koseritz zugesagt, daß er gleichzeitig mit den Frankfurtern die Revolution beginnen werde, trennten sich die Versammelten. Dr. Gärth ging nach Straßburg und Besançon, um persönlich mit den polnischen Flüchtlingen sich zu verabreden, Herr Breidenstein nach dem Großherzogthum Hessen, um in Gießen anzuzeigen, wie weit der Revolutionsplan gediehen sei.

In Gießen nämlich veranstaltete Herr Schüler Anfang März auf seiner Stube eine Versammlung, an welcher zwanzig Personen Theil nahmen: er hielt einen Vortrag, worin er durchführte, daß, nachdem schon die Bundesbeschlüsse vom Juni des vorigen Jahres den der Freiheit feindlichen Geist der Bundesversammlung angezeigt hätten, nunmehr neue bevorständen, durch welche die Constitutionen der deutschen Bundesstaaten aufgehoben werden sollten; jeder, dem das Wohl des deutschen Volkes am Herzen liege, sei also darauf angewiesen, das gewaltthätig angegriffene Recht der Völker seinerseits durch Gewalt aufrecht zu erhalten. — Der ebenfalls anwesende Dr. Hundeshagen hielt eine Anrede in gleichem Sinne und die Anwesenden betheuerten, daß es bei einer ausbrechenden Revolution an ihnen nicht fehlen solle.

Wenige Tage darauf traf Friedrich Breidenstein in Gießen ein, und in einer neuen Versammlung — Frankfurt als den Ort, wo der Hauptschlag geführt werden solle, angebend — bemerkte er, daß von Gießen aus fünf

Digitized by Google

oder sechs der Entschlossensten nach Frankfurt gehen müßten, um thätige Beihülfe zu leisten.

In Marburg machte der Apotheker Döring sich und sein Haus zum Mittelpunkt der Revolution. Bei ihm fanden sich immer einige Mißvergnügte, die den traurigen Zustand Deutschlands besprachen und sich gegenseitig in ihrer oppositionellen Kraft anstacheln und anerkennen konnten; bei ihm fand man auch die Oppositionsblätter aufgelegt; es war da, wie in einem Bureau. Herr Döring wirkte vor Allem dadurch, daß er von Ferne auf den populärsten Mann Kurhessens, den Professor Jordan, welcher in seinem Hause wohnte, als auf Einen, der um die Revolution wisse, und im Augenblick des Losschlagens Theil nehmen werde, hinwies. Den Doctoren Heß und Eichelberg machte er durch solche Autorität eine Revolution plausibel.

Nunmehr, da es fest stand, daß es in den ersten Tagen des April losgehen sollte, da man von der unbestimmten zur bestimmten Absicht übergegangen, fand die Revolution auch ihren Verräther.

Johann Conrad Kuhl von Butzbach, heruntergekommener Weinwirth und Oeconom, nicht klug genug, um ein bedeutendes Vermögen, das er ererbt und erheirathet hatte, auszubeuten und zu erhalten, aber pfiffig genug, um die Leute im Kleinen auszuhorchen und zu benutzen, war als liberaler deutscher Mann in die Mitwissenschaft der deutschen Revolution hineingezogen und von den republicanischen Herren zu Botengängen benutzt worden. Was die Männer, welche das Wohl der deutschen Nation beförderm, welche einem großen Volke eine neue Verfassung geben wollten, nicht sahen, sah Kuhl: die Schwäche der Unternehmung. Kuhl erkannte, daß die bestehenden Regierungen für seinen Vortheil doch noch mehr zu benutzen seien, als die Herren der Republik und stracks ward er zum Denunzianten.

Am 9. März begab er sich zu dem Hofgerichtsrath Freiherrn v. Stein in Gießen, und nachdem er mannigfaltige Umschweife gemacht und von dem besondern Zutrauen gesprochen, das er stets zu dem Herrn Baron gehabt habe, erklärte er, er habe dem Herrn Baron etwas sehr Wichtiges zu entdecken, doch müsse dieser ihm erst sein Wort geben, daß er bei Sr. Königlichen Hoheit dem Großherzoge die schriftliche Zusicherung zu erwirken suchen wolle, daß durch seine, Kuhl's, Angaben durchaus kein Nachtheil für ihn erwachsen, er namentlich in keine Untersuchung gezogen und es durchaus geheim gehalten werden solle, durch wen jene Angaben gemacht worden. Sein und des Freiherrn Leben stehe sonst auf dem Spiele. Herr v. Stein gab ihm die gewünschte Zusage, und nunmehr entwarf Kuhl, ohne über Personen und nähere Umstände anzugeben, in übertriebenen und korrikirten Umrissen ein Bild der bevorstehenden Revolution. Der Herr Hofgerichtsrath glaubte zuerst einen Unsinnigen vor sich zu haben; nachdem er sich aber durch einiges Hin- und Herfragen überzeugt, daß der Mann bei Verstande sei, entließ er ihn mit dem Auftrage, wiederzukommen, und berichtete augenblicklich an den Staatsminister du Thil.

Drei Tage darauf erhielt er zwei Schreiben von dem Herrn Minister; ein kürzerer und vertraulicher Brief versicherte ihn, daß der Mann, welcher

Digitized by Google

ihm jene Angaben gemacht, keineswegs verrückt sei, an der Existenz einer Verschwörung sei — das wisse der Herr Minister schon aus andrer Quelle — nicht zu zweifeln, wohl aber daran, ob sie die Wirkungen hervorbringen werde, welche ihre Urheber sich versprechen: „Verbrechen können begangen, Menschen unglücklich gemacht werden, aber die Regierungen werden stehen bleiben; die Sache muß indeß nicht vernachlässigt werden." Das andere Schreiben war dazu bestimmt, auch dem Denunzianten vorgelesen zu werden; in ihm war zuerst versichert, daß des Herrn v. Stein und des Denunzianten Namen verschwiegen bleiben sollten; „daß Männer in meiner Lage", bemerkte der Minister, „zu schweigen wissen, darf man wohl voraussetzen. Ich, und folglich Seine Königliche Hoheit der Großherzog, wissen schon seit geraumer Zeit von einer Verschwörung, ohne deshalb zu zittern. Warum sollte die Vorsehung das Verbrechen über die gerechte Sache siegen lassen? Jedenfalls wird eine Zeit kommen, wo der Fluch der Völker die treffen wird, die ihnen solches Unglück bereiten . . . . Ich will annehmen, daß der Unbekannte von redlichem Willen geleitet sei, daß sein eigenes Gewissen ihn warne, nicht theilhaftig zu sein an einem schweren Verbrechen und daß sein eigenes Gefühl sich dagegen sträube, ruhig dem Unglück zuzusehen, welches dem würdigsten, wohlwollendsten und gerechtesten der Regenten bereitet. Dann aber vergesse er doch nicht, daß, sowie die Gesetze den Hehler so gut wie den Dieb bestrafen, so auch derjenige, der schweigt, wenn er reden könnte, wenn ein Verbrechen eingeleitet wird, nicht minder schuldig ist, als der, der es ausführt. Nun aber ist es offenbar, daß wenn der erwähnte Mann nicht Personen nennen, nicht die Mittel angeben will, die die Verschwornen anwenden wollen, nicht die Zeit bestimmt, wo die Gefahr eintreten soll, er dem Großherzog nicht im Geringsten einen Dienst geleistet, höchstens dazu beigetragen hat, ihn zu beunruhigen. Mithin hat er auch sein Gewissen nicht erleichtert, und die Schuld, die auf ihm lastet, nicht vermindert".

Der Minister erbot sich, selber mit dem Denunzianten zu sprechen; auch lag dem Schreiben eine Urkunde bei, wonach der Großherzog demjenigen, der Ihm schriftlich oder mündlich durch einen Seiner Diener über Verschwörungen, die in Seinem oder andern deutschen Staaten bestehen könnten, glaubhafte, gehörig präcisirte und ausführliche Eröffnungen, die wirklich geeignet sein könnten, den Staat vor Gefahren zu bewahren, machen oder machen lassen werde, Verschwiegenheit seines Namens, Ungestraftheit seiner Person und selbst seine Erkenntlichkeit zusicherte.

Als dem Kuhl am 14. März diese Urkunde vom Herrn v. Stein gezeigt wurde, machte er folgende weitere Eröffnungen: er sei bekanntlich stets freisinnig gewesen, er sei der Bote der Revolutionärs, auch habe man ihm, weil er früher Landwehrlieutenant, bei Ausführung der Revolution das Commando über ein Bataillon Militär versprochen — er habe sich schon ein Exerzier-Reglement angeschafft. Am 6. April solle es in allen Hauptstädten Deutschlands losgehen, da würde die dreifarbige Fahne aufgepflanzt und eine Rede gehalten werden, worin die Abschaffung der bestehenden Regierungen

Digitized by Google

verkündigt werden solle; keine Steuer solle in diesem Jahre gegeben, fortan alle indirecte Steuer abgeschafft werden. — Namen nannte Kuhl diesmal wieder nicht; seine pfiffige Bornirtheit, welche in jedem Augenblick zu sehr benutzt zu werden fürchtete, hinderte ihn vollständig das zu sein, als das er sich gab. Kuhl strebte, sich eine gewisse Wichtigkeit zu geben, in seiner Beschränktheit begriff er aber gar nicht, welche Interessen in seiner Hand lagen, er spielte mit der Verschwörung, mit seiner jetzigen Stellung als Denunziant, selbst mit dem Huldigungseide, auf den er sich berief, als auf diejenige Macht, welche ihn zu seinen Revelationen getrieben habe: einem solchen Menschen waren durch innere Mittel, d. h. durch Vernunft keine Aussagen auszupressen.

In den letzten Tagen des Monat März war es unter den Revolutionärs in Frankfurt und Marburg sehr lebendig. Döring war nach Cassel gereist, um, wie er seinen Freunden erklärte, die dortigen Patrioten anzufeuern. Und für das Spiel, daß er hinter Herrn Jordans Rücken trieb, war es ihm sehr gelegen, daß dieser Professor am 24. März gleichzeitig mit ihm nach Marburg zurückkehrte. Herr Jordan, welcher nach aufgelöstem kurhessischen Landtage seine Familie zu seinen Schwiegereltern nach Höxter geleitet hatte, war von dort gleich nach Hause gereist, um eine Sache zu verrichten, die sich allerdings nicht für den designirten Präsidenten der deutschen Republik schickte. Die Auszahlung einer Gehaltszulage nämlich, die ihm schon längst zugesichert war, und der Landtagsdiäten, welche ihm die Regierung verweigerte, war ihm von Herrn Hassenpflug zugesichert worden, wenn er im Interesse des Friedens des Landes dahin wirke, daß er nicht wiederum zum Deputirten der Landesuniversität gewählt werde. Kaum hatte Herr Jordan daher seine Familie in Höxter untergebracht, als er sich per Extrapost auf die Rückreise machte, um der Regierung, wenn sie etwa selber auf die Wahl der Landesuniversität einwirken sollte, zuvorzukommen und die Erklärung, daß er eine von neuem auf ihn fallende Wahl nicht annehmen würde, abzugeben, bevor dieselbe überflüssig und die pecuniären Folgen, die sich an diese Erklärung knüpfen sollten, unsicher würden. Am 25. März begab sich Herr Jordan in die Wohnung des Prorectors, und da er diesen nicht zu Hause traf, bestellte er bei dessen Gattin, sie möge ihrem Manne sagen, daß er nicht wieder gewählt werden wolle und die etwa auf ihn fallende Wahl abweisen würde.

Herr Jordan blieb zehn Tage in Marburg, und gab seinem Wirthe Döring dadurch, daß er sich oft und lange bei ihm aufhielt eine Wichtigkeit, den Betheuerungen desselben eine Bestätigung, welche den selbstgefälligen Döring in seinen Renommistereien nur bestärkten. Eines Tages versprach Döring den Doctoren Eichelberg und Heß, sie sollten heute von Herrn Jordan Eröffnungen vernehmen, sie möchten Nachmittags nur zum Kaffee kommen. Sie kamen, hörten Herrn Jordan nur von gleichgültigen Dingen sprechen und sahen ihn sich bald entfernen. Döring tröstete sie mit der Erklärung, daß Jordan nicht zu früh hervortreten wolle und etwas zu mißtrauisch sei.

Digitized by Google

Je näher der Zeitpunkt heranrückte, wo nach der Großgartacher Bestimmung losgeschlagen werden sollte, desto unsicherer und unentschlossener wurde Koseritz; noch unsicherer machten ihn die Experimente, welche die Frankfurter mit ihm anstellten. Mitte März war der Frankfurter Advokat Peter Friedrich Neuhof in Ludwigsburg, überreichte Koseritzen ein Schreiben des Dr. Gärth und forderte ihn auf, zuerst loszuschlagen. Innerhalb der nächsten vierzehn Tage müsse es in Ludwigsburg losgehen, Koseritz solle nach gelungenem Handstreiche mit seinem Militär auf Frankfurt marschiren, um sich mit der dortigen Revolutionspartei zu vereinigen. Koseritz weigerte sich, weil bisher ja ein gleichzeitiges Losschlagen bedungen worden sei. Acht Tage darauf erhielt er einen mit chemischer Dinte geschriebenen Brief des Dr. Gärth: „Lieber Koseritz! Nur losgeschlagen, kein Blut geschont! Die Polen brechen auf aus Besançon, ich habe sie bestellt; sie werden durch die Schweiz in Deutschland einfallen.“ Nach einigen Tagen kam ein Schreiben desselben Inhalts.

Um sich über seine Zweifel, die er in die Stärke der Frankfurter setzte, aufzuklären, schickte Koseritz endlich am 29. März den Gürtler Dorn nach Frankfurt: er solle nur dem Dr. Gärth offen erklären, daß die Revolution in Würtemberg wirklich noch nicht vorbereitet sei, daß das Unternehmen, innerhalb des verabredeten Termins angefangen, schlecht auslaufen und daß er auf keinen Fall losschlagen werde. Nun wurde Dr. Gärth rasend: Koseritz sei ein Verräther an der heiligen Sache des deutschen Volks und er, Gärth, werde ihn vor ganz Deutschland prostituiren, man sei so weit gegangen, daß man nicht mehr zurück könne, zumal da die Behörden schon aufmerksam gemacht worden seien. Am dritten April, Abends zwischen neun und zehn Uhr, werde die Revolution in Frankfurt ausbrechen, man werde den Bundespalast wegnehmen, die Akten zerstören, die Bundestagsgesandten wegschaffen. Jetzt, wo ganz Kurhessen schlagfertig stehe, das Elsaß nur auf einen Wink warte — jetzt oder nie sei die Zeit zum Losschlagen. Dorn möge schnell zurückreisen, den Koseritz an sein gegebenes Wort mahnen: durch eine Versäumniß in Würtemberg könne die ganze Sache verdorben werden.

Aber obwohl Koseritzen in einem Schreiben aus Besançon die Behauptungen des Dr. Gärth in Bezug auf die Absicht der dortigen Polen bestätigt wurden, obwohl sich am 1. April der polnische Oberstlieutenant Posenski unter dem falschen Namen, Perrot, negociant de Renau, bei ihm einfand, und ihm die Nachricht überbrachte, daß auf die Anweisung Lelewels in Paris zwanzig polnische Offiziere nach Rorschach und Rheineck gezogen seien, um nach weiterer Weisung den Schwarzwald zu revolutioniren, obwohl am 3. April Abends ein Handlungsdiener, mit Extrapost in Ludwigsburg ankommend, ihm einen Zettel Gärths brachte: „Lieber Koseritz, Wort gehalten, losgeschlagen unter jeder Bedingung“, so blieb Koseritz bei seinem früheren Entschluß: er wolle abwarten.

Auch der Dr. Weidig in Butzbach, der doch seine Schüler und Freunde

Digitized by Google

zu Revolutionärs gemacht hatte, der Patronen anfertigen ließ, und August Becker, einen jungen Theologen, über Marburg nach dem Hinterlande schickte, um die dortige Stimmung zu leiten — August Becker, einen wilden aber edlen Geist, selbstständig geblieben unter Armuth und Entbehrungen, der in seinem Bedürfniß nach Begeisterung sich an Weidig und an die Sache des deutschen Volks anschloß — auch der Dr. Weidig wurde ungewiß, und als ihm v. Rauschenplatt, welcher zu einem der Anführer in Frankfurt bestimmt war, kurz vor dem 3. April die Nachricht brachte, es solle nun losgehen, sprach er sein Bedenken aus und meinte, daß ein jetzt geführter Schlag unzeitig und nur von schlimmen Folgen sein werde.

Der Pole Lubanski, ein Gießener Student, überbrachte am 31. März dem Döring die Nachricht, daß es am 3. April in Frankfurt losgehen werde; und Döring traf folgende Vorbereitung zur Revolution. Er lud die Doctoren Heß und Eichelberg am dritten April zum Kaffee ein. — Als sie kamen, stellte er ihnen Herrn „Müller" aus Cassel, einen „guten Patrioten", vor, eröffnete ihnen, daß man bei der nah bevorstehenden allgemeinen deutschen Bewegung auf alle Fälle gefaßt, daß man gut bewaffnet sein müsse, Herr Müller verstehe das Patronen machen, und man wolle nun Kugeln gießen und Patronen verfertigen. Die beiden Herren Doctoren wurden zwar etwas verlegen, konnten sich aber doch nicht von dem patriotischen Werke lossagen, Instrumente wurden herbeigebracht, Döring und der Casseler arbeiteten fleißig, Dr. Heß leistete kleine Handreichungen und Dr. Eichelberg bewies seinen Patriotismus vor Allem dadurch, daß er zum Patronenmachen den Kaffee einschenkte und herumreichte. Am nächsten Tage aber erklärte dieser in seinem und des Dr. Heß Namen dem Döring, daß sie mit dieser gefährlichen Sache Nichts zu thun haben wollten.

Am zweiten April waren einige Burschenschafter aus Gießen, Heidelberg, Tübingen, Erlangen, Bürger aus Butzbach, die zur Befreiung Deutschlands Hand anzulegen entschlossen waren, in Frankfurt angelangt. Man kam an diesem Tage in Bockenheim zusammen, wo der Dr. Bunsen den Plan für den am nächsten Tage zu führenden Schlag entwickelte. Das muthig angefangene Werk werde einen glücklichen Fortgang nehmen; ein großer Theil der Frankfurter Bürgerschaft, des Militärs und zweitausend Handwerksburschen seien bereit, nach glücklich vollführtem ersten Schlage zur Revolution überzugehen, die Sturmglocke werde geläutet werden, die Bauern aus den umliegenden Dörfern würden auf den Klang der Glocke herbeirücken und sich der Thore der Stadt bemächtigen. In Heidelberg werde es zu gleicher Zeit losgehen: die dortige Burschenschaft habe den Plan gefaßt, die Kanonen in Heidelberg wegzunehmen, nach der Rheinschanze bei Mannheim zu ziehen und das Mannheimer Zeughaus zu stürmen: auf die Hilfe der Rheinbayern, welche gegen Mannheim herbeikommen würden, werde sicher gerechnet. In den hessischen Städten und im Würtembergischen würde Aehnliches unternommen werden.

An demselben zweiten April, Nachmittags, erschien Kuhl bei dem Freiherrn v. Stein mit der Nachricht, daß die Revolution morgen in Frankfurt

Digitized by Google

ausbrechen werde. Der Schlaue hatte durch vorhergehende Meldungen die heutige recht wichtig zu machen gewußt. Am 25. März war er gekommen und hatte eine großartige Schilderung der Verzweigungen, durch welche sich die Revolution über Frankreich, Deutschland bis nach Ungarn und Polen hin verbreite, entworfen; am 1. April in der Nacht brachte er die Nachricht es würden am 6. April im Nassauischen, Kurhessischen und in Frankfurt Aufstände ausbrechen. In Cassel werde das Signal zum allgemeinen Ausbruch durch die Ermordung des Kurprinzen gegeben werden, diejenigen vierzig entschlossenen Männer, welche die Bundesgesandten in Frankfurt erdolchen würden, seien schon designirt. Auch der Großherzog sei seines Lebens nicht sicher: vierzig bis fünfzig Männer in Darmstadt hätten einen geheimen Gang ausgekundschaftet, um in das Schloß zu gelangen; es sei in Darmstadt vor Allem auf die Wegnahme der herrschaftlichen Gelder, um den Pöbel damit zu gewinnen, abgesehen. Endlich am 2. April kam Kuhl mit der bestimmten Angabe des Tages und des Ortes des Ausbruches.

Alsbald fuhr der Baron Louis v. Stein, Bruder des Hofgerichtsraths, mit Extrapost nach Darmstadt; eine Meldung des Staatsministers du Thil von hier aus an die Frankfurter Behörden konnte am nächsten Vormittag um zehn Uhr in Frankfurt sein. Ueberdies wurden die Behörden dieser Stadt durch einen Unbekannten gewarnt, der am 3. April in Frankfurt sich aufhielt, durch ein anonymes Schreiben zur Theilnahme an der Revolution aufgefordert wurde, und alsbald eine anonyme Denunziation einsandte. — Dennoch wurden in Frankfurt keine Vorkehrungen getroffen, durch welche die Aufrüher hätten abgeschreckt werden können: nicht einmal die Wachen, von denen man bestimmt wußte, daß auf sie ein Angriff gemacht werden sollte, wurden angewiesen, auf ihre Gewehre, die unbeaufsichtigt vor den Thüren hingen, Obacht zu geben.

Abends nach neun Uhr zogen die Republikaner in getheilten Haufen gegen die Hauptwache und gegen die Constablerwache an. Die Hauptwache wurde unter Anführung des Dr. v. Rauschenplatt gestürmt, d. h. dem schildwachstehenden Soldaten wurde durch einen Schuß der Arm zerschmettert, darauf die Fenster der Wachtstube eingeschlagen, eine Salve in dieselbe gegeben, die vor der Wache hängenden Gewehre in Beschlag genommen, und die Wachmannschaft gezwungen, sich zu ergeben. Auf ähnliche Art wurde die Constablerwache überrumpelt, nachdem Lubanski den Posten niedergestoßen. Anreden an das neugierig herbeilaufende Volk blieben ohne Resultat, angebotene Waffen wurden nicht angenommen, die schwarz-roth-goldenen Scherpen, mit denen man sich geschmückt, machten keinen Eindruck, die Rakete, welche Dr. von Rauschenplatt zum Signal für die Bauern, mit denen man in Einverständniß war, anzünden wollte, konnte er, wegen seiner großen Erregtheit, nicht in Brand bringen, die Sturmglocke rief keine Bauern herbei, aufgebotenes Militär zerstreute die Aufrührer nach kurzer Gegenwehr. Als die Frankfurter gegen zehn Uhr aus dem Theater kamen, wunderten sie sich gar sehr, daß so eben der Ruf „es lebe Deutschland, es lebe die Freiheit, nieder mit dem Bundestag" in ihren friedlichen Straßen vernommen sein sollte.

Digitized by Google

Die Gefangenen — unter ihnen politische — welche auf den Wachen gesessen hatten und befreit worden waren, hatten entweder ihr Gefängniß gar nicht verlassen oder meldeten sich selber wieder. Ein Haufen Bauern, der an demselben Abend unter Friedrich Breidensteins Anführung die Zollstätte zu Preungesheim demolirt hatte, zeigte sich einen Augenblick in der Nähe von Frankfurt und zog sich eben so schnell wieder zurück. Die meisten der Aufrührer entflohen, die Verwundeten mit sich führend, noch an diesem Abend aus Frankfurt. Der Tod von neun Menschen, die Verwundung von 24 Menschen war das Resultat dieses Freiheitskampfes, und der Schluß der ganzen revolutionären Bewegung.

Von nun an hatte das deutsche Volk auf eine Weile Ruhe vor den Privatpolitikern, welche sich ihnen als Beglücker octroyiren wollten. Die Verhaftungen und Processe wegen des Frankfurter Attentats machten der Sache ein Ende.

Ein Pfingstfest in Sommerfeld.

(Eine Idylle von Auguste S.)

Die Hitze des Sommers liegt schwül auf der Stadt, das Pflaster brennt durch die Sohlen des Fußgängers, und treibt ihn unaufhaltsam weiter, wenngleich der müde und erhitzte Wanderer gern einen Augenblick gerastet hätte; auch die Wagen bieten keinen lockenden Aufenthalt, sie sind durch und durch geheizt; eine dumpfe Atmosphäre hüllt die Stadt ein, feiner Staub füllt in Atomen die Luft, welche im Sonnenschein gelblich funkelt; überall Hitze und — Staub, jener zudringliche Gast, der immer den Eingang findet, wenn man ihm denselben auch ganz verschlossen zu haben meint; mit jedem Athemzug drängt er sich ein, bei jedem Fußtritt wühlt man ihn auf, wenn auch die Wasserspritzwagen fortwährend in gleichmäßigem Takt hin und her fahren; vergebens suchen Bäume und Pflanzen Lebensluft einzuziehen und auszuströmen, der Staub liegt vor jedem Eingang und macht, daß Menschen, Thiere und Pflanzen ein kümmerliches Dasein fristen.

Hinaus zieht Alles vor die Thore, glücklich wer auf Wochen der Stadt entfliehen kann, wer ein Plätzchen hat, wo jener Feind nicht eindringt und frische Luft wieder frisches Leben bringt!

Die Familie des Baurath Wendel meinte, es könne nichts Schöneres geben, als ihre kleine Besitzung in Sommerfeld, zwei Stunden von Berlin; dort schien noch ein Schimmer jenes verlorenen, vergebens in Lied und Rede geschilderten Paradieses zu sein; Stille, Erquickung und Frieden weheten jedem Nahenden entgegen; keine lebhafte Thätigkeit tönte wo Ackerbau und

Digitized by Google

Viehzucht zugleich zum Erwerb getrieben; nur die nöthige Arbeit zum täglichen Gebrauch zeigte, daß man noch nicht ganz von der Erde entfernt sei, wo man im Schweiße seines Angesichts sein Brot essen soll. Pfingsten das liebliche Fest war erschienen, und gewöhnlich führte dies die ganze Familie hinaus nach jenem vielgeliebten Orte; dann konnte der Vater mit für die Dauer der Festtage; auch die älteste Tochter vermehrte mit dem Schwiegersohne und den Kindern die Festfreude.

Ein großer Wagen faßte die meisten Glieder der Familie; Vater, Schwiegersohn und zwei größere Söhne, Gymnasiasten von 18 bis 19 Jahren, eilten auf Flügeln einer Droschke bis an das Thor, und wanderten dann lustig auf der staubigen Chaussee weiter. Sie verfehlten nicht an dem wohlbekannten Gasthaus eine Stange Weißbier einzunehmen, dann führte die Straße abwärts durch grüne wogende Kornfelder, durch Wiesen und dunklen Tannenwald hinein nach Sommerfeld, die lange Dorfstraße hinunter nach ihrem grünen Nest, wo schattenreiche Linden dem Erbfeind des Sommers, dem Staube, standhaft den Eingang weigerten.

Die dunklen Laubkronen neigten gleichsam ihre Häupter den Nahenden entgegen, der Hofhund sprang fröhlich aus seiner Hütte, welche die Wurzeln einer uralte Linde bildeten, und ihm am grünen Gitterthor ein schattiges Plätzchen bereiteten. Das treue Thier zerrte an seiner Kette, und heulte vor Freude, denn nun hörte seine Einsamkeit auf, nun war der Schatten der Linde mit dem treuen Ali der liebste Spielplatz der Kinder.

Das ersehnte Landhaus würde Jedem, der verfeinerte Villeggiatur sucht, wo die Salons auf das Land gezogen sind, die Toiletten und gelben Glacéhandschuhe auch Lebensbedürfniß bleiben, nicht recht behagen; es war ein wirkliches Bauernhaus, nur mit ziemlich großen Fenstern, und verschiedenen Eingängen nach Garten und Hof. Während bei einem echten Bauernhaus möglichst vermieden wird, der Luft Eingang zu gestatten, Fensterchen, aus denen man sich nur mit einer Achsel biegen kann, und Thüren mit Oberlicht zu finden sind, damit ja nicht zu viel von der rohen Luft hineindringt. Ein Bauernhaus schien es jedoch für Jeden, welcher die specielle Luft- und Lichtscheu eines echten Landbewohners nicht kennt; ein sauberes Strohdach, roth und schwarz bemalte Balken in zierlichen Lagen machten ein Bauernhaus; die Hausthür war zierlich geschnitzt, für den Kenner fast ein Kunstwerk.

Wilde Weinreben hatten sich bis in den Giebel hinaufgerankt, denn das Haus hatte nur einen Stock, war aber groß und geräumig.

Ein kleiner Stacketgarten umgab es an einer Seite, wo das Auge sich nach einem schönen See wendete, dessen Ausfluß unweit des Hauses vorüber kam, von einer Holzbrücke zierlich überwölbt wurde, damit man gleich einen Spaziergang auf die Wiesen und an die waldumkränzten Seeufer machen konnte. In diesen Garten öffnete sich die Thür des großen Saales, wo sich die Familie gewöhnlich versammelte, eine schöne Platane breitete ihre Zweige über alte Holzstühle und ein Tischchen davor, und von dort genoß man des lieblichsten Anblicks auf den blauen See und seine grünen Ufer,

Digitized by Google

auf das Schilf, welches leise flüsternd im Winde sich wiegte, und auf die gelben Kalmusblüthen, welche einen bunten Kranz um sein lächelndes Gesicht wanden.

Oben aus dem Dachstübchen rief den Kommenden eine frische, sonore Stimme einen Gruß zu, aus den Ranken des wilden Weins schaute ein junger Mann mit blondem krausen Haar, leuchtendem blauen Auge; es war der älteste Sohn des Hauses und schon vorangeilt, da er ja am heiligen Pfingstfest hier predigen sollte. Der Gutsherr hatte den jugendlichen Geistlichen, welcher kaum die nöthigen Examina hinter sich hatte, zum neuen Pfarrherr designirt, wie dieser es stets in keckem Muth gewünscht hatte, Pfarrer zu werden an der Gemeinde, welche ihn von Kindheit gekannt hatte, mit der ganzen Familie und nahen Freunden in trautem Verhältniß zu bleiben. Er kam eilig heruntergesprungen, und antwortete auf des Vaters Frage, ob der Sermon fertig sei, ein fröhliches: Ja! Doch zog ein Schatten drauf, gleich einer Wolke über sein Gesicht.

Der eigentliche Eingang zum Haus lag auf der andern Seite auf dem kleinen Hofe, an welchen auch das kleine Wirthschaftshaus grenzte, auf dessen Dache die schönsten Tauben im warmen Sonnenschein mit ausgebreiteten Flügeln ruhten. Dort stand fröhlich knixend die alte Wirthschafterin, versichernd, Alles sei in Ordnung, wohlgelüftet, der Herr Baurath möge verzeihen, daß der Christoph nicht da sei zum Willkommen. „Er holt noch ein Fuder Grünes von der Wiese," erzählte sie, „damit für die Festtage Vorrath genug da ist."

„Mit dem Kaffee warten wir, bis die Uebrigen da sind, Mine," sagte der Baurath und ging in's Haus, um sich's bequem zu machen, denn in Sommerfeld hingen stets alte Sommerkleider bereit.

Die ganze Gesellschaft sah ganz ländlich aus, als die Anderen anlangten. Das Wagenrollen rief die Söhne von den Bäumen, den Baurath und den jungen Mann aus der laubigen Ecke des Lindenganges, welcher den Hof von dem großen Garten trennte, wo sie gemüthlich mit Buch und Cigarren den Genüssen des Landlebens nachgehangen.

Einer nach dem Andern entwickelte sich aus dem großen Wagen, die alte Mine wußte nicht, wen sie zuerst begrüßen sollte. Die kleinen Enkel der Bauräthin theilten ihre Aufmerksamkeit zwischen der Alten und Ali, dann stürzten sie auf den wohlbekannten Sandhaufen in der Ecke des Hofes zu, und ließen sich ungern von der kleinen Mutter, wie die junge Frau zum Unterschied von der Großmutter genannt wurde, erst in Sommerfelder Toilette bringen, sogar Hunger und Durst waren für den Augenblick vergessen. Zwei jüngere Töchter, Zwillingsschwestern, Martha und Marie, beschäftigten sich eifrig mit dem Ausräumen des Wagens, schwirrten wie geschäftige Vögelchen hin und her, und die Mutter setzte sich mit dem Behagen, ihren eben erwachsenen Töchtern die Mühen des Einkramens überlassen zu können, auf eine Bank vor die Thür.

Wenn sie wieder hinauskamen auf ihr liebliches Eiland, wo sie alle Mühe und Sorge des Lebens meinten für eine Zeit hinter sich zu lassen,

Digitized by Google

kam ein Gefühl des Ausruhens über Alle; jedes Mal aber bemächtigte sich auch bei der Großmutter eine leise Wehmuth ihrer glänzenden, braunen Augen, deren Licht das Alter nicht gelöscht, wenn es auch feine Fältchen in ihren Zügen gebildet, und einen silbernen Schein, wie ein Abendlicht aus den graublonden Locken geschaffen hatte. Die Augen hatten auch heute einen feuchten Schimmer, als sie wieder auf den lieben, bekannten Gegenständen ruhten. Alles wurde nach Kräften beim Alten erhalten, keine moderne Verschönerung durfte sich eindrängen, denn Frau Margarethe hatte stets den gültigen Grund einzuwenden: „es war sonst nicht anders, und wir sind die vielen Jahre glücklich hier gewesen; wenn ich einmal todt bin, dann könnt Ihr's ändern.“

Frau Margarethe hatte ein Recht, hier zu herrschen, denn Sommerfeld gehörte ihr ganz allein erb- und eigenthümlich, und ihr Mann neckte sie oft mit ihrer Herrschermiene, und dem Selbstbewußtsein, sie sei hier Königin und er nur Prinz-Gemahl.

„Wo werden wir nun den Kaffee trinken?“ fragte Martha die Mutter, als Alles besorgt war, und der duftende Trank der Levante ihrer harrete.

„Wenn wir bei dem Onkel waren,“ entgegnete die Mutter, ohne die lächelnden Gesichter von Mann und Söhnen zu bemerken, „tranken wir bei den Linden auf dem Platz am Brunnen, wo er noch selbst die Vergißmeinnicht eingesetzt hat, die nun immer wieder blühen.“

„Als wir in Frankreich waren,“ so reden die alten Krieger, spottete der älteste von den Gymnasiasten, ihm war die Pietät für den Onkel nicht so tief im Herzen, „als der Onkel lebte,“ spricht die Mama, „und wir machen es also, wie in alten guten Zeiten, und begeben uns auf den Brunnenplatz.“ So gingen denn Alle fröhlich dorthin und der Kaffeetisch vereinigte sie für ein Stündchen.

Die Zwillinge wurden von den Tauben umflattert, die Hühner nahten sich halb schüchtern, mit respectvollen Krallfüßen; auch in ihrem kleinen Himmelstyx dämmerte die Erinnerung an Zwiebacks- und Semmelkrümchen, welche gute freundliche Menschen ihnen zuwarfen.

Mit dem Freudenschrei: „die Schäfchen! die Schäfchen!“ stürzten die Kinder an das Hofthor, und wenn auch zögernd, doch widerstandslos folgten die Andern der Versuchung, die heimkehrende Heerde zu grüßen, und den dicken Staub einzuschlucken, den sie mit ihren kleinen Fußtritten aufführten, daß ihn die Linden nicht aufzuhalten vermochten.

Damit war denn auch der Kaffeesitz aufgehoben, Alles zerstreute sich. Ein Jeder wußte schon, wie der erste Tag in Sommerfeld seinen Verlauf hatte. Nach dem gemeinschaftlichen Kaffeetrinken ging die Mutter in's Haus, um überall nach dem Rechten zu sehen; die jungen Mädchen eilten nach dem Garten, Blumen zu pflücken, die Söhne schafften Grünes von den Bäumen, und die Kinder liefen geschäftig hin und her, der kleinen Mutter den Stoff zuzutragen, aus welchen sie Kränze und Guirlanden winden wollte, welche dann auf den Kirchhof getragen wurden.

Indessen senkte sich der Nachmittag zum Abend, und Alles rüstete sich

Digitized by Google

auf den Spaziergang, der langsam durch die Dorfstraße seinen Anfang nahm, und da sich an jedem Hause Jemand fand, der ein freundliches Wort haben wollte, ermüdete die Geduld des Vaters und er schlug vor: man wollte sich trennen, die männlichen Glieder der Familie einen weitern Weg nach der Haide machen, während die Uebrigen ihren Schneckengang bis zum Kirchhof fortsetzen möchten, den die Herren ohnehin gern umgingen.

Die Räthin hatte viel Liebe im Dorf, da war wohl Keiner, der ihr nicht etwas zu danken gehabt hätte; sie theilte ihre Wohlthaten weise ein, und konnte deshalb viel geben, aber außerdem gebot sie über einen inneren Reichthum, der sich mehrte im Geben; sie hatte für Jeden ein freundliches Wort, oder auch nur einen Blick, fast in jedem Haus hatte sie Zuspruch gegeben in Noth und Bedrängniß, hatte freudig das Glück getheilt; sie machten Alle Anspruch an sie, denn sie hatte sich ihnen gegeben mit einem Theile ihres Selbst.

Wahre Seelengüte lag in ihrem Auge, und ihre stets bereite Hülfe war nicht, wie bei Vielen, aus einer Art Herrschsucht und Eitelkeit entsprungen.

Auf der Pfarre mußten sie auch einsprechen, in einem Pfarrhaus giebt es keinen Samstag, wie bei andern Menschenkindern, und hier gab es leider keinen Pfarrer im Studium zu stören, das Wittwenkleid hüllte die Pfarrfrau ein, welche ihnen mit leichtem Schritt über den Kießweg des Gartens entgegeneilte. Nachdem sie weinend die Räthin umarmt, zog sie Alle in die Laube, und suchte freundliche Worte der Begrüßung zu sagen, sowie Freude des Wiedersehens zu zeigen.

„Will Franziska auch uns nun nicht sehen?“ fragte die Räthin, „zürnt sie noch immer?“

„Ja! noch ist sie hart in ihrem Trotz, und doch möchte ihr das Herz brechen,“ entgegnete die Pfarrerin; „ich kann aber nicht denken, daß Alles vorüber ist. Wir wollen es Gott überlassen, vielleicht hat er es gerade recht gut im Sinn mit diesen Führungen.“ Die Räthin folgte dabei mit den Augen einer schlanken, kleinen Mädchengestalt, welche rasch durch einen Nebensteig des Gartens in's Haus schlüpfen wollte.

„Franziska!“ rief sie, „willst Du uns nicht guten Tag sagen?“ und indem die Angeredete noch zu zögern schien, eilte die verheirathete Tochter der Räthin auf das Mädchen zu, und zog die Widerstrebende in ihren Kreis.

„Wolltest Du Deine alte Tante und die Freundinnen nicht sehen?“ fragte die Räthin, und schaute ihr in das Gesicht, welches nach und nach unbefangener wurde.

„Doch!“ entgegnete sie kurz und reichte Jedem die Hand; eine eigenthümliche Verlegenheit lag auf Allen, es herrschte hier ein Geheimniß, welches Jeder wußte, und doch Keiner wissen wollte.

Das Mädchen sah selbst aus wie ein kleines Räthsel. Helle Rehaugen sahen den Beschauer an, lichtes braunes Haar lag in dicken Flechten um ihr schmales Köpfchen, doch hatte sich dasselbe nur ungern binden lassen, denn wo es möglich war, entschlüpfte das kraus Haar dem festen Geflecht, die Sonnenstrahlen fingen sich drinn, und umgaben dasselbe mit einem goldenen

Digitized by Google

Netz. Licht schien sie auszustrahlen, aber ein eigenthümlicher, trotziger Zug warf einen Schatten auf diese Erscheinung. Bestimmtheit, Energie fluthete gewissermaßen durch sie hindurch; von den festgeschlossenen, schmalen Lippen bis zu der ungeduldig klopfenden Fußspitze, es zuckte in dem festen Griff der Hand, in dem raschen Fluß der kurzen Antworten.

Es wurde der Räthin bange hier, das Haus und der Garten, die verwittwete Jugendfreundin, das trotzige Mädchen, alles war so ängstlich still, sie mußte weiter schreiten, es lag ein schneidender Contrast auf ihnen, den alle gegenseitige Liebe nicht überwinden konnte.

„O, über die Thorheit und den Eigenwillen der Menschen! wie machen sie die Erde zu einem Ort voll Dornen und Qual!" sagte die Räthin leise vor sich hin und wohl hatte sie recht, denn wenn auch schwere Trauer über das Pfarrhaus gekommen war, das Dunkel kam von Gottes Hand, und wie Er um die Erde Tag und Nacht in stetem Wechsel ziehen läß, so führt Er auch Licht daher nach dem Dunkel im Leben der Menschen, wenn sie es nur sehen wollen. Ueber das Pfarrhaus zog schon wieder die Morgenröthe der Freude. Der älteste Sohn des Raths liebte von Kind auf die kleine, trotzige Franziska; sie wurden im stillen ein Brautpaar, nur die beiderseitigen Eltern wußten es.

Nach dem Tode des Pfarrers ward der junge Wendel zum Nachfolger designirt, am zweiten Pfingsttage sollte er die Probepredigt halten, an Einspruch der Gemeinde war nicht zu denken, und die Tochter des seligen Pfarrherrn zog nun in der dritten Generation in's Pfarrhaus ein.

Gar zu schön schien alles der Räthin, da kam in das Licht, welches die Hand Gottes gebracht, der Schatten aus eigenwilligen Menschenherzen; die Verlobung ward aufgelöst, im Trotz legte das Mädchen eine harte Rinde um ihr Herz. Das war es, weshalb das Mädchen anfangs nicht kommen wollte, das war der Schatten, welcher das Gesicht des jungen Mannes überflog, als der Vater nach der Predigt fragte, und deshalb schloß er sich nicht dem allgemeinen Spaziergange an, sondern wandelte in dem Lindengange auf und nieder, welcher am Garten vorüber auf eine kleine Wiese führte, setzte sich dann in die Laube auf der kleinen Anhöhe und schaute hinüber nach dem alten Kirchthurm, welcher durch die Bäume sich hinaufzudrängen schien, aus dem Dunkel nach dem Licht! Dort nahe bei stand das Pfarrhaus, bald seine Heimath, aber er sollte nun allein dort sein, ohne Liebe ohne Glück. Er drückte seine Hände vor die Augen, und seine Gedanken waren verstreute Fragmente zu einer Predigt darüber: daß des Menschen Herz ein trotziges und verzagtes Ding ist.

So hatte der Unfriede auf alle einen Schatten geworfen, er lag auch auf denen, welche auf dem Dorfkirchhof unter der großen Linde standen, im goldigen Abendsonnenlicht, und die Kränze auf alte und neue Leichensteine legten. Ganz neu war ein kleiner, weißer Stein, er deckte das Grab eines Enkelchens, welches im letzten Sommer hier starb, und die Mutter lehnte mit tiefem Herzweh darüber. Ja! die Leichensteine und muntern Gesichter

Digitized by Google

der Lebenden, welche darauf niederschauten, konnten eine Geschichte erzählen, von Leid und Freud' im kurzen Leben.

„Weißt Du auch, liebe Mutter, sagte Marie schmeichelnd, daß Du uns schon immer hast vorlesen wollen, was Du von Dir und Sommerfeld aufgeschrieben hast? willst Du es uns in den Festtagen mittheilen?"

„Wir wollen sehen, ob keine Gäste kommen, entgegnete die Mutter freundlich, bleiben wir unter uns, dann hole ich das Manuscript heraus. Bei dem Aufschreiben ist mir so manches eingefallen, was ich euch noch nicht erzählt hatte, von dem Onkel und der guten Tante wißt ihr ebenfalls wenig. Du kannst ihn Dir doch noch besinnen?" so fragte sie nun die älteste Tochter.

„Gewiß, entgegnete die Tochter, welche mit den Kindern wieder näher getreten war, der Onkel wußte so viele schöne Geschichten und hatte viele Seltenheiten zu zeigen, welche er von seinen Reisen mitgebracht hatte. Alles was Ihr kürzlich auf dem neuen Museum gesehen habt, wendete sie sich an die jüngeren Schwestern; er hatte viele Reisen gemacht und alle Erdtheile gesehen."

Die Pfingstsonne schien golden über Sommerfeld, unter der Lindenallee wurde morgens der Kaffee getrunken, denn wenn es nicht regnete, war man in Sommerfeld den ganzen Tag im Freien. Heute durfte man nicht zu lange verweilen, sondern alles schmückte sich, um zur Kirche zu gehen, auch der künftige, junge Pfarrherr begleitete die Seinen.

Der Gutsherr, welchem das schöne Schloß und der große Park am jenseitigen Seeufer gehörten, trat nach dem Gottesdienst aus dem herrschaftlichen Stuhle heraus, die Neuangekommenen zu begrüßen. Es war ein Mann von untersetzter Statur, Wohlwollen und Herzlichkeit sprachen aus dem frischen, breiten Gesicht, er legte eine seiner Hände auf die Schulter des Baurath's, und reichte die andere dessen Gattin.

„Willkommen im Grünen! schönes Pfingstwetter heut! Nun Herr Candidat! wie stehts, haben wir das Kanonenfieber? Wären vielleicht lieber nach Schleswig gegangen, und hätten sich Lorbeern erkämpft, wie die katholischen Paters? He! Werden Ihnen morgen aber gehörig auf die Finger sehen, bin Patron und muß prüfen, was ich der Gemeinde vorgestellt habe! Sehen mir heute ganz erschrecklich geistlich aus!" Dabei schmunzelte er vergnügt, und schaute listig mit seinen kleinen grünen Augen.

(Fortsetzung folgt.)

Diplomatische Revue.

Wochenschau.

Die Weisheit des Königs hat dem drohenden Gewitter eine reiche Erndte zum Ruhme Preußens entlockt. Der Regierungsantritt Seiner Majestät im Herzogthum Lauenburg ist bereits angezeigt, die Einführung fester Zustände im Herzogthum Schleswig und die Entfernung der Augustenburgischen Agitation aus denselben ist angebahnt.

Dies ist durch eine so besonnene Verhandlung geschehen, daß jede Möglichkeit einer auswärtigen Intervention ausgeschlossen ist. Die Gegner des Gewaltstreichs, als deren letzter Hoffnungsanker stets die Einmischung der fremden Mächte dient, haben sich nicht entblödet, den Erwerb Lauenburgs als eine solche Thatsache zu behandeln, an die sich ein Protest oder wenigstens eine Bitte um Aufschluß von Seiten der auswärtigen Höfe knüpfen könne.

Aber das sind vergebliche Hoffnungen. Nicht einmal die Wiener Congreßacte wird dadurch alterirt, daß das Herzogthum Lauenburg dem Scepter der Hohenzollern unterworfen wird. Im Gegentheil, die Feststellungen der Congreßacte werden hierdurch wieder in ihr Recht eingesetzt.

Es darf nämlich als ein eigenthümlicher Wink des Schicksals hervorgehoben werden, daß der Wortlaut der Wiener Congreßacte dem Könige von Preußen den Besitz des Herzogthums Lauenburg zuspricht.

Der Artikel 39 des „Acte final du congrès de Vienne, du 9. Juin 1815“ registrirt die Thatsache, daß dem Könige von Preußen das Herzogthum Lauenburg cedirt worden sei „pour être possédé en toute propriété et souveraineté par lui et ses successeurs.“

Der Uebergang des Herzogthums an die dänische Krone wurde in der Congreßacte nicht erwähnt, obgleich derselbe bereits durch Vertrag vom 4. Juni stipulirt worden war.

Wir haben hier eine geschichtliche Erscheinung vor uns, welche, gleichsam unwillkürlich, den Beweis von dem conservativen Charakter der letzten preußisch-österreichischen Transactionen liefert.

Der „Acte final du congrès de Vienne“ gilt immer noch als die Grundlage des öffentlichen Rechtes in Europa. Man hat behauptet, diese Magna Charta von Europa sei überall durchlöchert, und auch der deutsch-dänische Krieg habe zu ihrer Ungiltigmachung beigetragen. Nun findet es sich, daß das erste Ergebniß des Krieges eine Rehabilitirung der Congreßacte ist.

Möge dies als Vorbedeutung gelten, daß das gesammte Schlußresultat

Digitized by Google

der nordischen Verwickelungen die conservative Ordnung der Dinge in Europa zu Ehren bringen werde.

Wiener Aktenstücke zur schleswig-holsteinischen Successions-Frage.

(Schluß.)

In dem Gutachten des Reichshofraths-Vicepräsidenten Freiherrn von Haagen, aus welchem wir in der vorigen Nummer eine Stelle mitgetheilt haben, findet sich überdies die wichtige Erklärung, daß sowohl der Großfürst Paul, als seine Descendenten, alle aus der Belehnung herrührende Gerechtsame in Betreff der Länder, um deren Austausch es sich im Jahre 1773 handelte, behalten. Der Großfürst (und seine Nachkommenschaft), sagte Herr von Haagen, „kann nach Abgang des Mannsstammes Jener, zu deren favour er sich seines ususfructus feudalis begeben, wiederum davon Besitz ergreifen und solches genießen."

Combinirt man diesen Satz mit dem ebenfalls von der Reichsautorität ausgesprochenen Urtheil, daß das Gotterpische Haus vor dem Sonderburgischen in den Herzogthümern erbe, so ergiebt sich hieraus die Thatsache, daß nach dem Abgange des Mannsstammes des Königs Christian des Siebenten und des Erbprinzen Friedrich — also nach dem Tode Frirdrichs VII. — das Erbrecht des Hauses Gottorp in Schleswig-Holstein jedem anderen vorangehen mußte.

Wie steht es nun im Angesichte dieser historischen Ergebnisse mit der Behauptung, welche seit Jahrzehnden von gewissen Politikern ausgesprochen worden ist, daß das Erbrecht des Hauses Gottorp in den Herzogthümern eine Erfindung des Petersburger Hofes sei, der mit Hilfe einer staatsrechtlichen Fiction nach nichts Geringerem trachte, als den Einfluß Rußlands am Sunde und an der Eider zu begründen? Wir müssen jene Politiker mit dem Namen von Wunderlichkeitskrämern bezeichnen, die, weil sie in ihrer Ignoranz von unumstößlichen Thatsachen in Erstaunen gesetzt worden, die letzteren für Gebilde einer verrätherischen Phantasie erklären möchten. Doch geschieht es ihnen meistens, daß sie, dem naiven Schrecken ihrer Unwissenheit Luft machend, sich selber bloßstellen und ihre eigene Glaubwürdigkeit untergraben. So erinnern wir uns, daß in der Landtagssession des Jahres 1864 Herr von Binke-Olbendorf mit mysteriös verstörter Miene das Warschauer Protokoll aus der Brusttasche hervorzog und von der Rednerbühne des Abgeordnetenhauses dasselbe zu verlesen begann, indem er hinzusetzte, dies Actenstück sei bis dahin geheim gehalten worden. Die Abgeordneten horchten seinen Worten ebenfalls mit heiliger Entrüstung. Und doch war das Warschauer Protokoll seit dem Augenblick, wo es vollzogen ward, nicht nur nicht geheim gehalten, sondern der Inhalt desselben war den Europäischen Höfen

Digitized by Google

schen im September des Jahres 1851 mitgetheilt worden. Dies Verfahren war ja schon um deswegen nöthig gewesen, weil die Warschauer Stipulationen für die Londoner Conferenz-Verhandlungen, welche im April und Mai 1852 stattfanden, als Grundlage dienten.

Weit entfernt, ein Element der Aufregung oder Befürchtung zu sein, waren die Gottorpischen Erbansprüche im Gegentheil von je her ein Mittel der conservativen Schlichtung der nordischen Wirren; und so oft die Europäischen Höfe das Erbrecht des Hauses Gottorp in den Herzogthümern in Erwägung zu ziehen hatten, sprachen sie die Anerkennung aus, daß dasselbe von hohem politischen Werthe sei. Dies geschah noch auf der Londoner Conferenz im Juni 1864, wo die Bevollmächtigten die Anzeige, daß der Großherzog von Oldenburg von jetzt an der Inhaber und Vertreter des Gottorpischen Erbrechtes sei, mit den Ausdrücken größter Befriedigung entgegennahmen.

Das Gottorpische Recht ist das geschichtliche Bollwerk, an welchem die staatsauflösenden und ordnungswidrigen Bestrebungen des Augustenburgerthums sich zerreiben müssen.

Für Jeden, der diplomatische Actenstücke zu lesen versteht, ist es einleuchtend, daß durch die Gasteiner Uebereinkunft der Anspruch des Großherzogs von Oldenburg vorbehalten ist. Die beiden deutschen Höfe haben sich über die Ausübung der Rechte, welche sie im Wiener Frieden vom 30. October 1864 erworben hatten, verständigt. Neben diesen Rechten gehen aber die Ansprüche des Großherzogs von Oldenburg parallel, da Seine königliche Hoheit der Großherzog schon vor dem Abschluß des Wiener Friedens im Besitze des Gottorpischen Rechtes war. Oldenburgisches Recht und das preußisch-österreichische Recht ergänzen einander, nur aus einer Verschmelzung beider Rechte wird eine conservative Ordnung der Dinge in den Herzogthümern hervorgehen.

Wir sind daher überzeugt, daß bei dem Definitivum, welches die Höfe von Berlin und Wien dem Bundestage angekündigt haben, der Großherzog von Oldenburg als der Träger der neuen Ordnung ins Auge gefaßt worden ist. Die Wiener Actenstücke, deren Besprechung wir hiermit abschließen, haben viel zur Begründung dieses Resultates beigetragen.

Correspondenzen.

Badebriefe.

V.

Von der böhmisch-sächsischen Grenze, 26. August.

Das lasse ich mir gefallen. So ist es angemessen. Se. Excellenz der Herr Baron von Beust, Minister der sächsischen auswärtigen Angelegenheiten, hat, wie die „Dresdner Nachrichten" vom 19. August der hierdurch beruhigten Welt anzeigen, bei seiner Anwesenheit in Wien seinem, während des Dresdner Sängerfestes bei ihm einquartirt gewesenen, Stubenburschen die schuldige Aufwartung gemacht. Bei dieser Gelegenheit wird ebenfalls mitgetheilt, daß auch noch ein Sänger aus Berlin von dem sächsischen Staatsmanne beherbergt worden sei. Doch nicht etwa der bekannte „Vorsänger" der Volkszeitung? Eine Vermuthung, welche gar nicht allzu fern liegt, da ja in letzter Zeit der sächsische Premier nach der Melodie tanzte, die Rebb Bernstein auf seinem „Schoffar" vorbließ, indem das offizielle „Dresdner Journal" die orientalischen Auslassungen der „Volkszeitung", als den einzig richtigen und natürlichen Ausdruck des brandenburgisch-preußischen Wesens, nachdruckte. Seitdem durch die gasteiner Verhandlungen der feindselige Geist unserer sächsischen Nachbaren nun verhindert wurde, sich gegen uns zu bethätigen, ergießt sich die ganze Schaale ihres angesammelten Grolles auf das vor Kurzem noch so süß geschmeichelte Oesterreich. Die „Konstitutionelle Zeitung" in Dresden, in ihrer constitutionellen Verrannтheit schon darüber schmollend, daß Schleswig-Holstein durch Oesterreich-preußische Soldaten und nicht durch „taitsche" Waffen von Bürgern thatsächlich befreit worden, ist vor dieser Enttäuschung ganz stumm geworden. Am christlichen Sonntage weiht sie daher ihren Leitartikel, der sich nicht weniger als auf Fünf lange Spalten beläuft, dem jüdischen Dichter Wolfssohn. Zunächst gibt sie in extenso die Rede des Oberrabbiners Dr. Landau wieder, wonach dieser Dichter der berühmten „Osternacht" die Ausgleichung der „Confessionen", der Kirche und der Synagoge bewirkt habe und der, aus fernem Osten zu uns erst Eingewanderte deutscher als der Deutschesten Einer empfand, dachte, sang und handelte. In der nächstfolgenden Nummer am Dienstage hatte sich endlich die „Constitutionelle Zeitung" so weit wieder gefaßt, daß sie schadenfroh dem Kaiserstaat vorhielt, wie er den günstigen Augenblick gleichfalls verscherzt habe, im Bunde mit Sachsen das bismarkisirte Preußen auszurotten. Dann fährt das sächsische Blatt in der Ausmalung der düstersten Bilder fort. „Es wird — ruft es klagend aus — eine ganz andere Energie in die Regierung und Verwaltung der Herzogthümer kommen. Bisher hat Oesterreich gegen preußische Gewaltacte [?] noch protestiren lassen, um wenigstens den Schein zu wahren.

Digitized by Google

Die Proteste waren leere Formen, weil sie absichtlich nicht mit Nachdruck verfolgt und eben deshalb von Preußen unbeachtet gelassen wurden . . . ." In diesem kleinstaatlichen Aerger über den mißglückten Versuch, die beiden rauen Mächte Deutschlands zur Selbstzerfleischung verführt zu sehen, ergeht sich der Artikel weiter, bis er abermals ins phantastische Prophezeien geräth. „Vielleicht übernimmt Herr von Zedlitz nächstens noch die Redaction der sämmtlichen schleswig-holsteinischen Blätter und schreibt uns, daß man in Schleswig-Holstein gar nichts weiter verlangt, als die preußische Fuchtel . . . ." Nachdem ihm dieses Wort entfahren, überfällt ihn die Furcht vor gerechter Züchtigung, und er schließt ganz kleinlaut und verzweifelnd: „Der fränkisch-bairisch-hessische Antrag wird der letzte sein, der im holsteinischen Ausschuß den Todesschlaf hält, die Bundesregierungen einigen sich wieder zu einer glücklichen Familie u. s. w. und der Deutsche freut sich der herrschenden Eintracht . . . ."

Zu welchen Resultaten der von der „Constitutionellen Zeitung" so lebhaft herbeigesehnte Kampf geführt haben würde, das clirt die „Deutsche Allgemeine Zeitung" in Leipzig aus der „Neuen Preußischen Zeitung" vom 20. d. M. in einer Weise, als wollte sie uns wieder einmal gegen den „preußischen Brutalität" bei „Alldeutschland" verklagen. Ja, Preußen mag thun, was es wolle, bitter getadelt wird sächsischerseits unter allen Umständen. Man geht sogar in den ministeriellen Blättern mit einer Rücksichtslosigkeit vor, die ihres Gleichen sucht. Das „Dresdner Journal" brachte, wenn ich mich nicht irre, am 18. d. M. einen Vorwurf gegen den preußischen Consul in den Donaufürstenthümern, daß er im Gegensatze zu den übrigen Consuln der anderen Länder das Interesse seiner Zollvereinsmitglieder nicht wahrnehme. Mag auch diese Anklage aus einer anderen Zeitung übernommen sein, so bleibt es doch immer auffallend, dieselbe an dieser Stelle ausgesprochen zu finden. Gleich bezeichnend bleibt die Haltung und der Ton der „Leipziger Zeitung". Dieses Blatt nämlich führt an seiner Spitze das Königlich sächsische Wappen. An demselben Platz oben befindet sich die Bemerkung: „Für die Redaction verantwortlich Wilhelm Rühm, Inspector der Königlichen Inspection der Leipziger Zeitung."

Ein Gleiches ist nochmals unten am Ende des Blattes abgedruckt. Man gestatte mir daher eine bescheidene Frage an die „Königliche Expedition." Glaubt die Königliche sächsische Expedition in der That, daß wenn die antimonarchischen Bestrebungen, welche sie jetzt gegen die Krone Preußens eifrigst unterstützt, sich einmal verwirklicht haben sollten, sie an den grün-weißen Schlagbäumen plötzlich Halt machen würden. Daran kehrt sich ein größerer und stärkerer Nachbar bekanntlich nicht. Im Mai des Jahres 1849 rückten die Königlich preußischen Truppen in „das Land Sachsen" ein. Und doch war die damals thatsächlich bestehende Regierung durchaus nicht hiermit einverstanden. Die „Bürger" Heubner, Rödel und Heintze residirten schon in der ehemaligen Residenz Dresden. Se. Majestät der König befand sich, wie alle Welt überdies weiß, auf der Flucht. Es giebt deshalb auch nichts Unbegründeteres, als in der sächsischen Journalistik ohne

Digitized by Google

Unterlaß von der „preußischen Ländergier“ zu hören. Wären die Preußen wirklich so, wie sie die eigenthümlich dankbaren Sachsen verschreien, so würden sie damals, wo die Preußen bereits doch tabula rasa vorfanden, einfach im Besitz geblieben sein. Denn die faktischen Regierungshäupter Heubener, Röckel und Heintze, mit deren „Volk“ die Königlich preußischen Soldaten kämpften, wären schon von ihnen zu Gefangenen gemacht worden. Nun klingt es freilich etwas komisch, wenn das Blatt einer gestürzt gewesenen Regierung, die insbesondere durch die preußische Gewalt überhaupt auf ihren obrigkeitlichen Sitz zurückgeführt, sich hinterher gegen eben denselben Retter zumal auf die entscheidende Stimmung „des Volkes“ beruft. So deklamirt die „Leipziger Zeitung“ in Nr. 199 „die Abneigung des Volkes gegen die preußische Herrschaft kann durch Polizeimaaßregeln nicht überwunden werden. Der Ruf, den man in den Herzogthümern hört: „„lieber wieder dänisch, als preußisch,““ ist zwar ohne Zweifel übertrieben, aber er charakterisirt die Meinung des Volkes.“ „Das Regierungssystem,“ betont das royalistische Organ weiter, „welches für jetzt in Preußen herrscht und welches nunmehr auch in den Herzogthümern seine Wirksamkeit äußern soll, wirkt entschieden abstoßend gegen die Bevölkerung. . . .“

In seiner fanatischen Abneigung gegen Preußen beklagt es jener Artikel auch: „daß bei der Doppelherrschaft Preußen als Hauptdominus auftritt, Oesterreich als Nebendominus.“ „Das Zurückweichen“ Oesterreichs wird erklärt, daß es damit „Zeit gewinnen will.“ Für Oesterreich ist dies, weil es „Schritt für Schritt zurückgewichen, nicht der Weg zum Siege.“ Gegen den Schluß des Artikels heißt es noch: „Nachdem Oesterreich die günstigsten Positionen, eine nach der andern preisgegeben hat, können die Mittelstaaten nicht gemeint sein, mit Sack und Pack in das österreichische Lager überzugehen.“

Da es also nichts mehr mit dem Kriege Oesterreichs gegen das iselirte Preußen ist, so widerruft jetzt erst, und zwar am 23. August die, „Leipziger Zeitung“ die vor vierzehn Tagen bereits in der leipziger „Abendpost“ ausgesprochenen Eroberungs-Absichten Sachsens. Allerdings etwas spät! Auch das ähnliche Dementi der öfficiösen „Baierschen Zeitung“, kommt spät, so spät, daß dadurch nicht unwahrscheinlicher wird, was man uns sagt — bemerkt die „A. A. Ztg.“ — es sei auf wiederholtes Andringen von Außen her erfolgt. Welch' eine gescheute Zweideutigkeit!

Um auf dieser großen leipziger Retraite die Confusion vollständig zu machen, druckt die ebenfalls in Leipzig erscheinende „Deutsche Allgemeine Zeitung“ ohne allen Zweifel oder Bemerkung einen kleinen Schwank der berliner „Spenerschen Zeitung“ in kleinstaatlicher Selbstüberschätzung ab, nach welchem das patriotische Verdienst, Oesterreich und Preußen verständigt und somit die oben besprochenen und bedauerten Resultate erzielt zu haben, lediglich Niemand anderem zu verdanken sei, als dem — Freiherrn von Beust.

Sollte vielleicht der Sang der sächsischen Rede solche unwiderstehliche Kraft ausgeübt haben? Ein neuer Beweis der Anwendung der Musik auf

Digitized by Google

die Politik, bekanntlich der allerneuesten auf dem Dresdener Sängerfeste gemachten Entdeckung der Herren Beust, Fricke und Rethwisch. Derselbe war ja nach Sachsen als „Bittender" gekommen, um Schleswig-Holstein aus den „neuen Sclavenketten" Preußens zu befreien. Dieser Sangesbruder war sogar von Sachsens Hauptstadt mit der öffentlichen Erklärung geschieden, daß „Dresden" diese Unternehmung gestärkt.

Dagegen gestehen die „Dresdener Nachrichten", die gestern noch gegen Preußen ins Kriegshorn stießen: „Aber das merkt man aus Allem, des Pudels Kern ist im Nachgeben Oesterreichs. Die Hauptthätigkeit der Diplomatie hat sich auf Herstellung eines sogenannten geordneten Provisoriums in den Herzogthümern erstreckt. In Zukunft wird die biedere Bevölkerung nicht mehr einseitig von Preußen geknechtet werden, in Zukunft wird der österreichische Commissar auf die von Herrn v. Zedlitz geschlagene Stelle nicht die Latwerge eines unschädlichen Protestes legen, in Zukunft werden beide Besitzer Hand in Hand dafür sorgen, daß der Wille des Volkes verstummt, die Stände nicht einberufen und der Herzog Friedrich nicht eingesetzt wird. Nach dem Grundsatz: Thu' mir nichts, ich thu' dir auch nichts! wird das Provisorium wieder verlängert, daß aber Preußen als der regere, energischere Theil seine Zwecke besser erreicht, als Oesterreich, das immer nur auf der Defensive steht, weiß der kluge preußische Premier nur zu gut. Er ist also aus der Differenz nicht als der erklärte Sieger, aber factisch doch als der Ueberlegene hervorgegangen.

„Eine Zeitlang schien es wirklich, als ob Oesterreich Anstalt mache, im Verein mit den Mittelstaaten marschiren zu lassen. In München fand die Conferenz der Minister Würtembergs, Baierns und Sachsens statt; wahrscheinlich aber brach sich bei den mitteldeutschen Staatsmännern die Ueberzeugung Bahn, daß auf Oesterreich im letzten, dringenden Falle kein Verlaß sei. Oesterreich scheint gern die Mittelstaaten dazu benutzt haben zu wollen, die Kastanien aus dem Feuer zu holen. Namentlich wäre unserem Sachsen die Ehre zu Theil geworden, die es schon so oft in der Geschichte erfahren mußte, daß seine Fluren die Schlachtfelder, daß es selbst der Schauplatz derjenigen Ereignisse wurde, welche der Weltgeschichte auf Jahrhunderte hinaus ihren Lauf anwiesen. Um den Besitz Dresdens würde der Entscheidungskampf gekämpft worden sein. So populär nun auch bei einem großen Theile unseres Volkes ein Kampf mit Preußen gewesen wäre, so sind wir gewiß die Letzten, die einen solchen heraufbeschwören (?). Die materiellen Interessen unseres Landes haben ein zu gewichtiges Wort mitzusprechen, und ohne den Rückenhalt an Oesterreich wäre eine Kampf reine Vermessenheit. Auch verlangt Sachsen, wie die Mittelstaaten überhaupt, keine Demüthigung Preußens (?). Mag dieses sich entwickeln im Innern, so kräftig es will; nur möge es nicht einen Volksstamm wie eine Heerde Viehes verschachern und unterjochen, nur möge dieses nicht das Recht beugen und brechen; denn an dem Tage wo Schleswig-Holstein wider seinen einmüthigen Willen in fremdes Joch geschmiedet wird, wird der deutsche Patriot rufen können: Finis Germaniae! Verzweifeln wir demnach noch nicht an der Zukunft des großen Vaterlandes. . . ."

Digitized by Google

Hier bricht nun diese „Wochenschau“ von Preußen ab, und berührt ein anderes Thema. Ich muß deshalb um Nachsicht bitten schon so lange Ihre Aufmerksamkeit in Anspruch genommen zu haben. Aber ich wollte nicht einzelne Stellen aus ihrem Zusammenhange reißen und gab Ihnen ein ganzes Bild von der gegen uns Preußen herrschenden Gesinnung. Ueberall tönt die Ansicht durch, ein Kampf mit Preußen ist bei den Sachsen populär. Aufgeschoben ist noch nicht aufgehoben. Verschaffen wir uns erst einen gehörigen Rückhalt, nachdem das, von uns leidenschaftlich aufgehetzte Oesterreich nicht in vorderster Reihe anbeißen wollte. Warten wir lauernd eine günstigere Gelegenheit ab. Seien wir indeß vorsichtiger.

Die „Constitutionelle Zeitung“ kanzelt deshalb auch in ihrer schulmeisterlichen Weise die demokratische „Abendpost“ tüchtig ab. Nennt deren laut gewordenen Verkleinerungsabsichten auf Preußen, „eine erschreckende Offenheit.“ Mahnt künftig verschwiegener zu sein und weist auf den Minister des Auswärtigen, Herrn von Beust, hin, der mit derartigen Ausplaudereien sicherlich unzufrieden, ein höchst geschmeidiger, feiner Diplomat sei, welcher seine (sächsischen) Ziele auf geschickterem Wege zu erreichen wisse. Nach einigem Gefläff gegen die „Kölnische Zeitung“ und die „National Zeitung“, weil diese nicht jede kleinstaatliche Vollsouveränetät in ihrer Besonderheit als das eigentliche und wahrhafte Deutsche gelten lassen wollen, glaubt dieselbe den Standpunkt aller Nicht-Preußen in den Lemsatz eines münchener Blattes zusammenfassen zu müssen:

„Alle Preußen sind uns Bismarck's!“

Die tiefe Bedeutung dieser wenigen Worte wird Jeder sofort ermessen können, der nur einen flüchtigen Blick in diese Zeitungen wirft.

Also alle die Kränkungen und Schmähungen wurden deswegen allein gegen den preußischen Staatsmann gehäuft, weil er als Preuße alle seine Preußen vor selbstmörderischen Zumuthungen zu schützen strebte.

Darum der Zorn, darum die Verbissenheit, darum die blinde Wuth dieser — Ohnmächtigen!

Daß das Verfahren Preußens aber, angesichts der einmal gegebenen Umstände, ein durchaus richtiges gewesen, beweist der Verzweiflungsausbruch der „Constitutionellen Zeitung“: „die Uneinigkeit zwischen Oesterreich und Preußen ist ein Schaden für Deutschland; ihre Einigkeit ist es jedoch noch mehr!“

Hierdurch wäre demnach der entgegengesetzte Weg für Preußen vorgezeichnet.

Druck von A. Pahl & Co. in Berlin, Krausenstraße 21.

Digitized by Google

Das Duell.

Artikel II.

Wir haben im 1sten Artikel sehr gewagt ausgesprochen: die Kirche habe die Identität von bellum und duellum innerhalb von deren Differenz nicht begriffen! Wir sprechen heute darüber. —

Daß es erstlich früher Zweikämpfe gab als Kriege, ist gleich damit gegeben, daß die Völker erst aus einem Menschenpaare erwachsen sind.

Anlangend die Frage nach der Differenz von bellum und duellum, so ist sie eine schwierigere als die nach deren Identität. — Zwischen Identität und Differenz von duellum und bellum und zwischen Identität und Differenz von der singularen Menschen-Person und der collectiven Staats-Person finden genau dieselben Verhältnisse statt, denn sie sind eben ein und dieselbe Sache, die dort bei duellum und bellum nur in einer bestimmten Action, hier aber in ruhender Gestalt gedacht ist.

Will man so die Identität und die Differenz sich mit Einem vor die Anschauung führen, so sehe man sich das singulare Individuum darauf an, in wiefern es ein in Haupt (Obrigkeit) und Gliedern (gleichsam Unterigkeit) bestehender Organismus ist. Man wird auch bei den Gliedern nicht bloß an die äußeren des Leibes zu denken haben, sondern dabei im Individuum auf Alles blicken, was der Obrigkeit zu Gehorsam unterstellt ist, als da sind: das ganze System der Triebe, die ganze Sphäre seeliger Gefühle und Wünsche, ja, die Gedanken-Welt des Individuums. — Der gewissentliche That-Wille ist König in einem stattlichen König-Reiche!

Schauet man nun einen Staat (organisirtes Volk) darauf an, wie er auch ein Organismus mit obrigkeitlichem Haupt und untergethanenen Gliedern sei; so wird Niemand sagen können: das habe er im Vergleiche mit dem Individuum apart, darin differire er vom Individuum, gegentheilig wird jeder zugeben, daß Individuum und Staat in den Begriffen von Organismus, Obrigkeit und von einem Untergethanenen identisch sind. Wo aber liegt das Differente? In der durchgängigen Modification liegt es, welche diese gemeinsamen Begriffe dadurch innerhalb des Staates erhalten haben, daß hier der Bau des Organismus durch und mit der Vielheit der Menschen, diese nicht für sich, sondern immer erfaßt innerhalb ihrer sachlichen Lagen, dergestalt ausgeführt ist, daß die Menschen in dieser ihrer Lage selbst die Bausteine dazu lieferten.

Es ist so falsch, den Staat aus dem Individuum ableiten zu wollen, denn mit „den sächlichen Lagen" ist ein Neues hinzugetreten, das nie aus

Digitized by Google

dem Individuum herkommt. Der sächliche Charakter der Stände kommt aus keinem Individuum her. Der Staat ist auch mehr als Organismus, er ist „sittliches Reich", auch dies ist nicht aus dem einzelnen Individuum zu deduciren. Wir pressen unsere Gedanken nicht und sprechen mit besonnenem Maaße. Das Individuum, obschon um die sächlichen Lagen und Lebens-Verhältnisse bereichert, weiß sich doch auch durch sie aus der Heiligkeit und Tiefe seines rein persönlichen Lebens leicht verrücket, und lehnt es radical ab, sich ganz als Baustein verbauen zu lassen. Die Aktion des Staats, die man Krieg nennt, ist so auch stets verunreint mit sächlichen Interessen aller Art; wo das nicht in den Staat verbaute Individuum Krieg, duellum, giebt, ist er von derlei Interessen gereinigt und trägt mehr den Stempel der sittlichen Person. Aber was der Staat doch vom Organismus, von Obrigkeit und Unterthanen hat, das kann er doch erst dadurch haben, daß er eben sich aus Menschen menschlich erbauet, und eben das ist das menschheitliche Criterium am Menschen, daß er ein Organismus sei aus Obrigkeit und Unterigkeit. Meint man, daß auch ohne dies die in Staat zusammengegangene Menschen-Vielheit dennoch würde ein organisches Gebilde mit dieser ihrer Obrigkeit und diesen ihren Unterthanen darstellen können?? — Nimmermehr!

Nur weil das Königthum das zur Person gewordene Volk am evidentesten darstellt, ist es die normalste Verfassung!

Der Spinozist mag bezweifeln, ob im Individuum eine Obrigkeit verordnet sei, der das Individuum logisch und moralisch gehorchen soll; der Christen-Mensch zweifelt nicht, doch mag er sich darüber streiten, inwieweit diese Obrigkeit des Individuums der Staats-Obrigkeit und in welcher Form diese beiden Obrigkeiten Gotte zu gehorchen haben und Seiner Kirche. —

Der evangelische Christ hat eine andere Encyklika, einen anderen Syllabus, denn der katholische.

Denn der evangelische Christ vindicirt sich in seinem Gewissen — auch ohne per viam Kirche — einen directen Zugang zum Vater.

In demselben Grade, in dem der Evangelische sich Gotte gebundener weiß als der semipelagianische Katholik, in demselben Grade ist letzterer der Obrigkeit seiner Kirche mehr gebunden als der Evangelische.

Während der Katholik dem universalen Gewissen seiner Kirche einwohnt, hat der Evangelische eine letzte Wohnung in seinem individuellen Gewissen. Es ist völlig evangelisch, wenn wir uns auch in der Duell Frage auf die letzte diesseitige Obrigkeit des Gewissens zurückziehen, selbstredend immer ein beklagenswerther, aber ein Nothbehelf innerhalb des Prinzips.

Die Reformation brachte die Einsicht, daß der Staat eine selbständige Bedeutung und Aufgabe in sich trage. Er als er wurde von Gottes Gnaden, nicht er als Diener der Kirche. Der Katholicismus fasset das Problem der Weltregierung anders als der Protestantismus. Gott führte Israel ausnahmsweise, denn dessen theokratische Geschichte soll ein Vorbild sein für das ewige Gottes-Reich. Indem nun das christliche Mittel-Alter den Willen Gottes in die Geschichte und in das Recht als oberstes Prinzip

Digitized by Google

einführte, faßte es die Art und Weise dieser Leitung Gottes nach alttestamentlichem Muster, das, was die Ausnahme sein sollte, als Regel ansprechend. Noch heute kämpfen hundert evangelische Geistliche für den konservativen Gedanken in dieser unhaltbaren katholischen Weise. Hiernach wurde die Kirche selbst zum großen theokratischen Weltstaat. Fügung und Zulassung Gottes giebt es nicht, sondern ist alle Geschichte die Bekundung unmittelbarer göttlichen That. — Christus in Person installirt den Papst und giebt ihm ein Doppelschwert zur Verfügung; der Papst beauftragt dann mit dem einen Schwert den Kaiser; dessen Regiment fließt nicht aus eignem Recht, nicht aus dem des Staates (nichts hat selbständige Bedeutung in sich), sondern es fließt aus der Bedeutung der Kirche, für deren Dienst. Der Kaiser installirt dann Unter-Könige nach Erforderniß des Geschäfts für die Kirche. — Keine Obrigkeit besteht aus eigenem oder irgend welchem Rechte, ihr Recht besteht erst, wenn sie es historisch bis auf Verleihung durch Christum zurückführen kann, das heißt bis auf das Schwert, welches Christus dem Papste für den zukünftigen Kaiser gab.

Die Reiche, welche die Spanier in Amerika vorfanden, waren so ein rechtloser, von dem aufgepflanzten Kreuze konfiszirter Bestand.

Was Spanien, Portugal von der neuen Welt zu besitzen hatten, decretirte der Papst. Und all dies ist nicht papaler Uebergriff, sondern korrekter Ausdruck des theokratischen Prinzips. — — Dieses Prinzip gestattet eben keine Geschichte, denn der Mensch ist nur Zuschauer dessen, was Gott allein thut. Wohl haben, nicht die Menschen, aber doch die von Gott obrigkeitlich installirten Menschen einen Antheil am Geschehen, aber nur einen instrumentalen: sie sind von Gott gebrauchte Instrumente, sind nur passive Leiter! —

Was wir hier gezeichnet haben, ist das große kirchen-staatliche theokratische Prinzip, wie es unter Anderem den großen Dante und noch heute den Verfasser des Syllabus begeisterte. Dieses Prinzip auch giebt der katholischen Kirche, dem Latitudinarismus zum Trotze, der sonst in ihrer semipelagiarischen Tendenz liegt, jene größere Herbigkeit gegen das Duell, deren Erklärung unser 1ster Artikel in der Schwebe ließ und zu geben versprach.

Wir Evangelische aber sprechen: wo Obrigkeit ist, ist sie von Gott, was sofort den Nachweis der Bestallung durch einen persönlichen Act (mittelst Christi und des Papstes u. s. f.) Gottes ausschließlich, auch die Verfassungs-Form freigiebt. —

Die weltliche Obrigkeit löset sich los von der kirchlichen; aber eben dadurch bekömmt auch die Obrigkeit im Individuum eine von der Staats-Obrigkeit gelöstere Stellung. Denn was nun die weltliche Obrigkeit decretirt, das bezieht sich nur auf ihr selbstständiges vom Gottes-Reiche ausgesondertes Gebiet. Die Decrete der weltlichen Obrigkeit betreffen nach ihrer Natur nicht mehr das innerste Centrum des persönlichen Lebens der Unterthanen. Das sacrosancte Lager desjenigen Centrums im Individuum, das wir die individuelle Obrigkeit nannten, es ist nur theilweise durch den Staat in Pflicht genommen, zum Theil bleibt es von ihm gänzlich exempt. Der Glaube ist nicht mehr zu handhaben wie ein Gesetz und ein Recht.

Digitized by Google

Weder ein canonisches Recht kann als solches den Staat zur Dienstbarkeit rufen: weder der Wille des Papstes, noch der durch den Papst beauftragten weltlichen Auctoritäten kann fürder Ethik machen; die Lehre weicht nicht mehr dem Amte, sondern das Amt der Lehre; die Geschichte versirt nicht mehr in den unmittelbaren Akten Gottes, von welchen nicht mehr zu appelliren sein würde; der leitende Factor Gottes ist als Fügung und Zulassung in der Geschichte, in welcher die Freiheit der Menschen als mitbestimmender Factor enthalten ist. Legitim ist nunmehr das in der Freiheit der Menschen Gott-Gefügte und Zugelassene, so die Dynastieen, aber nicht blos sie, sondern auch die Institutionen und Formen, welche den National-Geistern in werdender Zeit gefügt sind.

So ist denn die Kirche über den evangelischen Christen nicht omnipotent, sondern muß ihm eine freie Stätte in seinem Gewissen gewähren und so ist denn der Staat gegen ihn nicht omnipotent, sondern giebt ihm Freiheit in der eigenen Obrigkeit seines Gewissns bezüglich mancher Sphären, in denen er unmittelbar unter Gott steht. — Es drückt sich dies auch in den modernen „Grundrechten" aus, die freilich radical falsch abgeleitet werden aus dem metaphysischen Begriff des Menschen, wohingegen sie zu deduciren sind aus dem religiös-ethischen Menschen, in so fern er (nach Aristoteles) ein für den Staat bestimmtes Geschöpf ist, also bürgerlich geboren, nicht pure menschlich.

Die Krieges-Frage (als bellum und duellum) hat also diesen Stand für die Evangelischen, daß zu untersuchen sein würde: in wie fern der Staat bei der Kriegs-Erklärung sich gegen Gottes- und die Kirchen-Obrigkeit in die freie Sphäre seines Gewissens, und inwiefern das Individuum für sein Duell sich vis-à-vis den Obrigkeiten des Staates, der Kirche und Gottes in die freie Sphäre der eigenen Obrigkeit zurückziehen kann: denn das bleibt festzuhalten, daß der ursprüngliche Wille Gottes wie jede Sünde, so auch jeden Krieg ausschließt, sich also Jeder, so in die Sünde des Kriegs und Duells willigt, es mit dem Bewußtsein thun muß, daß er es gewagt habe, die eigene relative Obrigkeit gegen Gottes absolute zu stellen.

Mit denjenigen, die aus der Bibel die Kriege als Gott-verordnet begreifen (5. Moses 20.), welche wissen, daß mit Gott unternommene gerechte Kriege zum Siege führen, welche die Gabe der Auslegung haben, um zu erkennen, daß der mit Souveränetäts-Rechten behaftete Ausländer Abraham (1. Mos. 14.) einen gerechten Krieg mit Gott für seinen Neffen Lot führte; mit solchen Geistern habe ich auch nicht 'mal die Mittel, mich auseinanderzusetzen.

Daß Gott Sich aus dieser sündigen Welt nicht ganz zurückgezogen hat, daß er die Freiheit der Menschen, auch in deren sündigen Producten, mit Fügungen durchwaltet, daß er den Krieg zuläßt, denselben als Basis annimmt für Seine Action auf dieselbe: wir sagten all' das; aber wie ist das so ein Anderes!

Sagen wir also jenen Männern, daß sie evangelisch zu sein glauben,

Digitized by Google

aber eben im theokratischen Princip stehen geblieben sind. Bei ihnen wird die Geschichte noch heute nur gemacht durch von Gott dazu ermächtigte Könige. Alttestamentliche Führung Israels ist noch heute die Regel. Selbstständige Potenzen giebt es nirgends, Könige, ausgenommen die beauftragten Könige können machen was sie wollen, geben jenseits Rechenschaft und dies ist die gesammte Weisheit. Sie weisen darum auch nach, daß der herumziehende Ausländer Abraham ein König war. So gesehen, mag es manchem Demokraten beneidenswerth erscheinen, ein König zu sein und wenn er sich dazu gemacht hat und fest sitzt, dann sagen jene Männer: er ist von Gottes Gnaden und kann wieder Kriege führen nach Lust.

Anders verfährt der Katholicismus selbst.

Dieser läßt nicht alle Obrigkeit von Gott sein; rechtlich ist ihm nur die am theokratischen Princip gemessene. Er hat daher auch das Vermögen, den Krieg als etwas zu behandeln, was nicht sein soll.

Und da muß ich denn bekennen, daß die katholische Kirche in jenem ihren theokratischen Prinzip allerdings die Identität von bellum und duellum völlig penetrirt hat. Durchführung dieses Princips macht Krieg wie Duell gleich unmöglich.

Das räumt man mir ja ein, daß Krieg, als bellum und duellum, völlig unmöglich ist, wenn es auf der ganzen Welt nur einen Menschen, nicht zwei und deren mehr gäbe. Dies erreicht nun jenes Princip der Universal-Monarchie. Bis sie eingeführt sein würde, möchte es noch viele blutige Köpfe geben, aber nicht durch Kriege sondern durch Strafvollstreckung in dem Sinne, in welchem Gott befahl, die Völker Canaan's auszurotten. — Die Unterwerfung der Völker würde eben nur dies sein, oder Strafe wegen Auflehnung gegen die durch Christum befohlene Universal-Monarchie. Diese aber hergestellt, wie könnte Krieg und Duell, das heißt, rechtlich, entstehen? Es giebt ja nur einen Menschen, den Pabst! Alles Andere ist passiver Leiter, ist dessen Instrument! — Auflehnungen aller Art könnten entstehen, aber nicht das, was man Krieg nennt; denn dieser, weil er rechtlich ist, kann durch einen Frieden geschlossen werden, in der Universal-Monarchie würde der End-Beschluß nur Gericht und Strafe sein können. In der Universal-Monarchie kann es nur ein inneres Staatsrecht geben, kein Recht nach Außen, kein Völkerrecht, alles innere Staatsrecht jedoch würde selbst nur kanonisch das Recht des Christus-bestallten Pabstes sein. Es würde nur Einen berechtigten Menschen geben; bellum und duellum giebt es nicht! Kommen wir also darin überein, daß, wer kein Duell will, auch keinen Krieg wollen kann, und daß er sich dann getrost unter das theokratische Princip unterzustellen habe. Nur dieses macht Ernst mit der Sache, und weil Ernst, deshalb behandelt es auch Krieg und Duell auf derselben Linie!

Wir nehmen einmal an, das Duell soll in diejenige Sphäre fallen, in welche der omnipotente Staat nicht hineinlangen kann. Nun, der Staat soll — auch nach Hengstenberg — Recht auf den Krieg haben, weil auf Erden für die Streitigkeiten der Staaten kein oberster Richterstuhl verordnet ist. —

Digitized by Google

Unter unserer eben gemachten Annahme, wo würde dem Duellanten der verordnete Richterstuhl bestehen?? — In der That kenne ich einen solchen; nur daß er nicht real vorhanden ist! Davon später!

Allerdings ist für die Staaten — nach evangelischem Standpunkte — solcher Richterstuhl nicht vorhanden; die Katholiken sind abfällig, wenn sie ihn im Pabst nicht haben.

Aber wie die sich duellirenden Herren N, M, O, P ein nobeles Duell-Recht haben, so haben die Herren Preußen, Herren Dänemark und Frankreich ein nobeles Völkerrecht.

Und genau so, wie die sich duellirenden Herren N, M, O, P versuchen, sich für friedliche Ausgleichung der Streitigkeiten zu einem Ehrengericht zusammenzuthun, genau so, nur mit etwas weniger Bereitwilligkeit zeigen sich die Herren Preußen, Dänemark, Frankreich, England zur Etablirung ständiger Friedens-Conferenzen bestrebt. Weshalb donnerte der Chorus der Duell-Abschaffler, der der innerlich Frommen und der Unfrommen, nicht gegen Herren England, Oesterreich, Preußen, als diese die gleichzeitig so specifisch christliche und civilisirte Stimme des Herrn Frankreichs-Napoleon nicht erhören wollten, und doch ist (wir setzten es auseinander) die Universal-Monarchie (des Herrn Frankreich) der Friede: l'empire c'est la paix! — Nun sagt zwar der Herr Kriegs-Minister: „über meine Ehre hat abschließend Niemand zu befinden, auch keine höchste weltliche Instanz," und vielleicht huldigt auch er, obschon wir in der Zeit der Mündlichkeit leben, der Ansicht, daß auch über die Ehre des Herrn Preußen Niemand, auch der unter Napoleon versammelte Congreß nicht, abschließend zu befinden habe. Dieses drückt sich ungefähr so aus: l'honneur pour moi, und ist es deshalb eine völlig korrecte ehrengerichtliche Bestimmung, daß das Ehrengericht sich für Fälle inkompetent zu erklären habe.

Alle diese Erörterungen werden klar gelegt haben, wie schwierig die Aufgabe derjenigen ist, die mit Ausschluß der Identität blos die Differenz zwischen bellum und duellum behaupten: beides sind eben gleichsam Dreiecke, different nur wie ein gleich- und ungleichseitiges. Wie schwierig ist die Lage derjenigen, die deshalb jenes Identische nicht sehen, weil sie die Obrigkeit wie ein rein Specifisches, das sonst auf Erden nicht vorkommt, nicht im Individuum in der Relation zu sich selbst, nicht in der Familie u. s. f. — Freilich ist jede Obrigkeit eine in sich besonderte, aber es geht gleichzeitig ein gemeinsamer rother Faden durch sie alle hindurch. Eben das Gemeinsame giebt den Respect, den eine vor der anderen hat, und das Besondere konstituirt die sachliche Sphäre, welche die eine der andern respectirt.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Augustenburgischer Musterbeamter.

Die selbständige Preußische Verwaltung im Herzogthum Schleswig wird neben anderen Wohlthaten auch den Vortheil mit sich führen, daß so manche Ungerechtigkeiten und Benachtheiligungen, welche dort von den als Beamte eingeschmuggelten Anhängern des Augustenburgerthums begangen worden sind, mit Preußischem Rechtssinne werden abgestellt werden können. Die Theilung der Gewalt, die Gebundenheit, in der sich der preußische Commissar durch die Existenz der sogenannten Landesregierung befand, die Verdunkelungen, die den augustenburgischen Agitatoren bei der Unzewißheit des Instanzenzuges leicht genug wurden — das Alles hinderte bisher ein durchgreifendes Verfahren. Jetzt wird das scharfe und unbefangene Urtheil preußischer Männer die Schäden finden, die man vor ihnen zu verbergen wußte.

Zu diesen Bemerkungen veranlaßt uns eine Broschüre des Justizrathes, früheren Hardesvogts M. F. Blaunfeldt, welche vor Kurzem unter dem Titel „Offenes Sendschreiben an den Herrn Minister-Präsidenten v. Bismarck-Schönhausen in Berlin und den Herrn Minister des Auswärtigen von Mensdorff-Pouilly in Wien" erschienen ist.

Was der Justizrath Blaunfeldt etwa gegen die Klugheit oder gegen die Volksmeinung gefehlt haben mag, das hat er durch die Gefangenschaft, die der fünfundsechzigjährige Mann vom 2. Februar bis zum 1. Juni 1864 erdulden mußte, sattsam gebüßt. Er hat aber nicht die Befugniß verloren, an das hohenzollern'sche suum cuique zu appelliren.

Sehen wir zu, wie sein Nachfolger im Amte mit dem Eigenthum Blaunfeldt's umgesprungen ist. Wir citiren von jetzt an wörtlich aus der Broschüre des Justizrathes, indem wir dem Beschuldigten überlassen, sich gegen etwaige Unrichtigkeiten zu vertheidigen — wozu wir ihm gern die Spalten der Berliner Revue zur Verfügung stellen.

„Es darf als bekannt vorausgesetzt werden, erzählt Herr Blaunfeldt, daß ich in einer Reihe Jahre und bis zu meiner gewaltsamen Wegführung am 2. Februar 1864 als Hardesvogt in der Hüttener Harde stand, und im Dorfe Fleckeby, ungefähr in der Mitte zwischen den Städten Eckernförde und Schleswig, etwa drittehalb Meilen nördlich von Rendsburg an der Chaussee, wohnte. Der Hardesvogt der Hüttener Harde hatte unter der königlich dänischen Regierung keine freie Wohnung, aber es war der Bedienung 1) ein Landareal von etwa zwanzig Tonnen Land à 320 □Ruthen und 2) die Benutzung einer darauf stehenden Scheune als Emolument zugelegt. Im Jahre 1856 hatte die Regierung die alte Scheune abbrechen und ein neues Gebäude mit allen zum Landbetriebe erforderlichen Räumlichkeiten herrichten lassen. Im Jahre 1857 hatte ich, nachdem ich die königliche Zusicherung erwirkt hatte, daß meinem Nachfolger im Amte, wenn ich auf dem zur Be-

Digitized by Google

dienung gehörigen Lande ein neues Wohnhaus aufführen lassen würde, die Verpflichtung auferlegt werden solle, mir oder meinen Erben nach vorausgegangener Taxation dasselbe mit einer Summe, welche indeß Acht Tausend Reichsthaler nicht übersteigen dürfe, einzulösen, ein neues Wohnhaus aufgeführt, welches mir, wie ich durch Vorlage der betreffenden quittirten Rechnungen zu erweisen im Stande bin, eine baare Ausgabe von circa Acht Tausend Drei Hundert Reichsthaler verursacht hatte. Ich hatte neben dem Stallgebäude ein Hühnerhaus mit Schweinekoben bauen, auch ein gesondertes Kalkutenhaus herrichten, den Hühner- und Kalkutenhof mit Stacke einfriedigen lassen, und nicht unbedeutende Summen zur Verschönerung und zu zweckmäßigen Einrichtungen verwendet. In diesem Hause lebte ich bei Ausbruch des Krieges mit meiner aus meiner Frau und einem erwachsenen Sohne, welcher der Landwirthschaft vorstand, bestehenden Familie. In der Scheune und im Stalle befanden sich bei meiner Wegführung unter anderm folgende namhafte Gegenstände:

Sieben Wagen und zwar: ein Wienerwagen, eine Chaise, ein Phäton, sämmtlich in den letzten Jahren neu angeschafft, ein Federwagen mit Tafelstühlen, ein Kastenwagen mit Bügelstühlen und zwei Bauwagen,

Zwei Schimmelpferde ohne Fehler; nur hatte das eine in einer Krankheit im Jahre 1863 ein Auge verloren,

Acht große ausgezeichnete wohlgenährte Milchkühe und ein Kalb;

Ferner: Zwei fast neue lederne doppelte Pferdegeschirre, sowie alle zur Betreibung der Landwirthschaft erforderlichen Ackergeräthe und Geschirre,

Im Hühnerhause befanden sich vier und dreißig Stück Federvieh.

In meinem Hause befand sich ein Mobiliar, welches inclusive der im Stalle und der Scheune vorhandenen lebenden und leblosen Gegenstände, aber mit Ausnahme meiner Bibliothek, meiner und meiner Familie Garderobe, der im Hause angebrachten nicht zum Hause gehörigen zwölf eisernen Oefen, des Heerdes in der Küche, des eisernen Wasserpfostens im Keller, und aller im Hause befindlichen Victualien und Colonialwaaren, zu zehn Tausend Reichsthaler versichert war. Dabei muß ich indeß, um der Wahrheit nicht zu nahe zu treten, bemerken, daß ich in den letzten Tagen vor Eröffnung der Feindseligkeiten vier Koffer mit Bett- und Leinenzeug, entbehrlichen Kleidungsstücken und Silbergeschirre nach Kopenhagen abgesandt hatte. Aber das Haus war dennoch wohl besetzt und es waren namentlich noch vierzehn vollständige Betten mit entsprechendem Leinenzeug, auch alles tägliche Silbergeschirr vorhanden.

Es lagen überdies nicht unerhebliche Quantitäten Korn auf dem Kornboden, Heu und Stroh war weit mehr vorhanden, als zur Durchfütterung der Pferde und Kühe erforderlich, zehn Faden gesägtes und gehauenes Buchenbrennholz stand annoch unberührt im Holzraume und etwa 50,000 Soden Torf lagen im Torfstall; auch waren im Lande drei und eine halbe Tonne Probsteiroggen ausgesät und alle Herbstarbeiten ausgeführt. Mehre Tonnen Kartoffeln und circa vierzig Tonnen zur Fütterung der Kühe be-

Digitized by Google

stimmte Runkelrüben lagen neben dem Stallgebäude in der Erde in Hügeln aufbewahrt.

In meiner Arbeitsstube standen, außer dem Tisch, an welchem ich gewöhnlich arbeitete, ein Schreibpult mit Schiebladen und Schränken und zwei Schreibtische.

In dem Schreibpult lagen, und zwar in der Klappe:

Ein silbernes Brillenfutteral, welches mir von den Erben des Apothekers Mechlenburg in Flensburg zum Andenken geschenkt, und auf welchem dessen Namen eingravirt war;

Ein silberner Auctionshammer;

Ein Stereoscop und andere Sachen.

In der Schieblade links lag eine nicht unerhebliche Menge Stempelpapier von verschiedenen Nummern, doch hauptsächlich von Nr. 4 zweiter Classe, und Expeditionspapier. Daneben aber eine Schreibmappe, worin zwei hundert und funfzig Reichsthaler Reichsmünze in drei Zetteln.

In der Schieblade rechts lagen Schreibmaterialien und andere Gegenstände, in den Schränken Rechnungsbücher, mehre Ries Schreibpapier, u. s. w.

Der eine der beiden Schreibtische hatte eine große Schieblade und zwei Schränke. Die vordere Hälfte der Schieblade war in Fächer abgetheilt. In dieser Schieblade befanden sich außer andern Gegenständen, welche genau anzugeben ich nicht mehr im Stande bin, folgende Geldsummen:

In dem Fach linker Hand eine Rolle mit zwanzig Thalerstücken. In dem mittlern Fach ungezähltes Silbergeld. Hier wurden die täglichen kleineren Sporteln und Terminsgebühren hineingelegt, und hieraus entnahm ich meine täglichen kleineren Ausgaben. Es mögen dreißig bis funfzig Reichsthaler sich in der Schieblade vorgefunden haben; weniger als dreißig keinenfalls.

In dem Fach rechter Hand hatten die das Haus und das Land betreffenden Quittungsbücher, sowie der Schlüssel zu einer eisernen in meiner Schlafstube stehenden Geldlade ihren Platz.

Im hintern Raum lag ein Beutel mit Silbergeld, welches indeß nicht mir gehörte, sondern aus noch nicht abgeholten Tanzscheingeldern bestand. Es mögen sich dreißig bis vierzig Reichsthaler in dem Beutel befunden haben.

In den Schränken unter dem Tisch waren andere Gegenstände, namentlich Postpapier, feineres Schreibpapier, ein Jettonskasten, und eine Drehorgel aufbewahrt."

Der Verfasser erzählt nun, wie am 3. Februar auch sein Sohn nach Kiel abgeführt wurde, und fährt dann fort:

„Man hätte glauben sollen, daß nachdem meine Frau ihrer natürlichen Beschützer beraubt worden, ihre Person und mein Vermögen unter öffentlichen Schutz und Militärbewachung gestellt worden wäre; aber dies war nicht der Fall, denn am 4. Februar erschienen vor dem Hause eine Menge fremde Männer, theils zu Pferde theils zu Fuß, und mehre von ihnen drangen ins Haus und bedrohten und verhöhnten meine Frau „als Spi.nen-

Digitized by Google

weib.“ Es freut mich sagen zu können, daß unter diesem ausgezeichneten Pöbel Keiner aus der Hüttener Harde bemerkt wurde. Anführer der Bande war der Kaufmann Mortensen aus Eckernförde, wenigstens erschien er gleichzeitig mit derselben und gerirte sich an diesem Tage als den Herrn des Hauses, wie er denn auch meiner Frau bedeutete, daß sie das Haus verlassen müsse.

Nachdem er ihr die Versicherung gegeben, daß sie über Lübeck nach Kopenhagen kommen könne und nachdem er nach vielen Verhandlungen endlich seine Einwilligung dazu gegeben, daß sie ihre eigene Equipage nach Kiel benutzen dürfe*), nachdem er die eiserne Geldlade aus der Schlaf- nach meiner Arbeitsstube hatte bringen, und sich alle Schlüssel zu Kisten, Commoden, Koffern, Schränken, Vorrathskellern und Böden hatte geben lassen, beschleunigte er die Abreise meiner Frau, welche Nachmittags zwischen zwei und drei Uhr statt fand. Mortensen war nun Herr und Meister im Hause; aber was er darin vorgenommen, habe ich nie erfahren können, und jede Frage nach der Qualität, in welcher dieser Ehrenmann in meinem Hause wirthschaftete und über mein Vermögen disponirte, oder von wem er beauftragt worden, ist unbeantwortet geblieben.

Das Haus war nun nach der Abreise meiner Frau von mir und meiner Familie gesäubert; aber es war bis zur Abreise meiner Frau im Wohnhause selbst weder geraubt noch geplündert worden. Wenn daher, wie es sich später gezeigt hat, nicht allein die obenerwähnte Schreibmappe mit zwei hundert und funfzig Reichsthalern in Zetteln und das im Schreibpult vorhandene Silbergeschirr und Stereoscop nebst anderen Sachen bei einer am 9. Februar aufgenommenen Inventur (?) so wenig vorgefunden sind, als die baaren Gelder in meinem Schreibtische (mit Ausnahme eines Beutels mit angeblich 38 Rthlr., welcher früher der Aufmerksamkeit entgangen sein wird, weil er in dem Raume hinter der in Fächern abgetheilten Hälfte der Schieblade lag) und wenn auch aus andern verschlossen gewesenen Mobiliarstücken Gegenstände weggekommen sind, wie z. B. aus einer verschlossenen Commode ein gestickter Reisesack, aus einem Pult im Comtoir ein mathematisches und thierärztliches Besteck ꝛc., so scheinen nur folgende Eventualitäten angenommen werden zu können: Entweder ist Herr Mortensen, welcher kurz vorher mit seinen Creditoren eine Abhandlung eingeleitet hatte, im Besitz der mir abgenommenen Schlüssel gewesen, um nach Papieren, welche mich compromittiren könnten, eine Haussuchung anzustellen, und hat dann diese Schlüssel zu Privatzwecken gemißbraucht, oder 2) die fehlenden Gelder und Effecten sind später entwendet. — Zwar hat mein Amtsnachfolger mir im vorigen Sommer schriftlich mitgetheilt, daß am 4. und 5. Februar der Pöbel in meinem Hause arg gehaust, und Aexte und Beile in Bereitschaft gehabt habe, aber er hat nicht geschrieben, daß diese Instrumente auch gebraucht worden, noch daß er bei seinem Antritt und der Besitzergreifung meines Hauses Mobiliarstücke, namentlich meine Schreibpulte und Schreibtische, zer-

*) Mortensen gab der Frau einen sicheren Mann mit, welcher die Equipage von Kiel nach Flackeby zurückbringen mußte.

Digitized by Google

schlagen, zerhauen oder auch nur beschädigt vorgefunden habe, und es ist daher nicht anzunehmen, daß bei solchen am 4. und 5. Februar 1864 vom Pöbel angeblich verübten Excessen in meinem Hause aus verschlossenen Mobiliarstücken Gelder und Effecten geraubt worden sind. Es ist auch nicht zu begreifen, wie der Pöbel am 5. Februar habe in die Stuben, in den Vorrathskeller und in die Bodenkammern dringen können, ohne die Thüren zu sprengen oder zu zerhauen; daß aber solches geschehen — hat mein Amtsnachfolger mir nie geschrieben.

Durch meine gewaltsame Abführung war das Amt eines Hardesvogts in der Hüttener Harde erledigt worden, und es mußte daran gedacht werden, mir einen Nachfolger zu geben. Dies war denn auch mit keiner Schwierigkeit verbunden, und der Plan dazu höchst wahrscheinlich schon vor meiner Wegführung zwischen dem Kaufmann Mortensen und seinem Rechtsconsulenten, dem Advocaten Lübbes in Eckernförde, beredet. Ersterer lud nämlich mit seinem Fremde, dem Kaufmann Lange, sämmtliche Bauervögte der Hüttener Harde zu einer Zusammenkunft im Wirthshause in Fleckeby ein, um die Wahl eines Hardesvogts vorzunehmen. Von den zwei- und zwanzig Bauervögten der Hüttener Harde erschienen auf diese Einladung — zwei. Als Wahlcandidaten wurden aufgestellt: der obengenannte Advocat Lübbes in Eckernförde und der Kirchspielvogt Richardi, damals in Rendsburg, von denen der erste einstimmig, also mit zwei Stimmen, gewählt und sofort als Hardesvogt proclamirt wurde. Herr Lübbes trug auch kein Bedenken, den Ausgang dieser Wahlhandlung als eine gültige Ernennung zum Amte anzunehmen: wer gerne tanzt, dem ist leicht gepfiffen. Er rechnete wohl darauf, daß in anarchischen Zeiten ein kühner Griff häufig von ersprießlichen Folgen sein kann. Der aus der Wirthshausnrne hervorgegangene Hardesvogt Lübbes fungirt noch heutigen Tages als solcher.

Am 6. Februar 1864 hielt der Advocat Lübbes seinen Einzug in die Hardesvogtei; und damit seine ersten Handlungen in meinem Hause von keinem verdächtigen Auge bemerkt werden sollten, ließ er dem Gerichtsdiener Mannsfeld, welcher sonst täglich auf dem Comptoir sich aufgehalten und gelegentlich mitgearbeitet hatte, sagen, daß er das Haus nicht betreten dürfe, sowie er auch meinen bisherigen Schreiber in der ersten Zeit, und bis er mit seinen Vorkehrungen im Hause fertig, und in den amtlichen Geschäft festgefahren war, ungerufen ließ." Nachdem der Verfasser bemerkt, daß es die erste Pflicht des neuen Hardesvogtes gewesen wäre, sofort bei seinem Einzug die Errichtung eines genauen Inventars anzuordnen und dafür Sorge zugetragen, daß das Privatvermögen seines Vorgängers unter eine gewissenhafte verantwortliche Administration gebracht, und für die Rechnung desselben verwaltet worden wäre, fährt er fort:

„Aber was that denn Herr Lübbes? Er richtete sich in meinem Hause mit meinen Sachen und Mobilien so gemüthlich als möglich ein, legte sich mit seinen Leuten in meine Betten, betrachtete meine Equipagen als sein Privateigenthum, und benutzte dieselben nicht allein zu seinen eigenen Geschäften, sondern ließ auch seinen Sohn darin herumfahren, um den Einge-

Digitized by Google

ſeſſenen der Harde für die Proclamirung des auguſtenburger Prätendenten zu bearbeiten. Einer ſolchen Behandlung waren meine Pferde nicht gewohnt und die Folge ſolchen Mißbrauchs war, daß das eine derſelben auch das zweite Auge verlor, und das andre, um einen Ausdruck des Herrn Lübbes zu gebrauchen, „ſtockdumm" wurde. Als er es dahin gebracht, verkaufte er dieſelben nebſt Wagen und Geſchirren auf öffentlicher Auction.

Noch beſſer war Herrn Lübbes mit meinen Kühen gedient. Dieſe molk er und verzehrte Rahm, Butter und Milch, als ob die Kühe ſein Privateigenthum geweſen wären, und als ob ſolches ſich von ſelbſt verſtände, obgleich er ſelbige mit meinem Heu, Stroh, Korn und Rüben fütterte. Erſt im April-Monat, als die Fourage auf die Neige gegangen war, verkaufte er die Kühe ohne meine Genehmigung um einen Spottpreis.

Herr Lübbes erndtete, wo ich geſäet, und führte meinen Dünger auf's Land, und jede Aufforderung meinerſeits wegen Rechnungsablage, jede Vorfrage meinerſeits wegen Beſtimmung einer Vergütung für Benutzung meines Hauſes nebſt Mobiliars, meiner Pferde und Wagen wie meiner Kühe, ſowie für die von mir beſtellte Ausſaat und für den Dünger, bleibt unbeantwortet. In der Ueberzeugung daß *ich* bei dem gegenwärtigen Zuſtande in Schleswig *gegen ihn* Nichts mit Erfolg werde vornehmen können, hüllt er ſich in den Mantel vornehmen Schweigens, und er wird auch unter dieſem Mantel Schutz finden, wenn derſelbe ihm nicht durch die Intervention der Adreſſaten von den Schultern geriſſen wird.

Nachdem Herr Lübbes gleich in den erſten Tagen nach ſeinem Einzuge ſich in meinem Hauſe nach ſeinem Geſchmacke eingerichtet, ſcheint ihm der Gedanke gekommen zu ſein, daß doch eine Zeit kommen könne, wo die Frage an ihn gerichtet werden möchte: „welche, dem frühern Eigenthümer gehörigen Sachen und Effecten fanden ſich bei Ihrem Einzuge vor?" — und er ſcheint den Beſchluß gefaßt zu haben, ein Inventar zu errichten.

Das Inventar beginnt mit der Wohnſtube und enthält ſo ziemlich alle Mobiliarſtücke, welche darin gefunden ſein mögen, incl. Fußdecke, Gardinen, Sophakiſſen ꝛc. Zuletzt wird verzeichnet: ein Secretair, mit den *darauf* ſtehenden Gegenſtänden. Aber *der Inhalt* des Secretairs iſt gar *nicht* verzeichnet, obgleich in demſelben Gegenſtände der verſchiedenſten Art und zum Theil von größerem Werthe aufbewahrt wurden.

Man geht darauf nach der daran ſtoßenden Schlafſtube und findet darin außer andern Gegenſtänden eine Commode, einen Kleiderſchrank und einen Spiegelſchrank verzeichnet, aber a. nicht den *Inhalt* dieſer Mobiliarſtücke und b. nicht die Bemerkung daß ſelbige *leer* gefunden worden.

In einer kleinen Schlafſtube neben der Treppe (der Schlafſtube meines Sohnes) wird wiederum ein Kleiderſchrank und eine Commode aufgenommen, *ohne* deren Inhalt zu berühren, obgleich die vollſtändige Garderobe meines Sohnes darin bei ſeiner Wegführung vorhanden war. Dagegen findet man auf der Commode eine Tafeluhr und ein Thermometer, aus andern Stuben dahin gebracht.

Im Saal findet man unter andern einen kleinen Schrank. *Hier* ver-

Digitized by Google

zeichnet man den Inhalt, obgleich derselbe nur in Weingläsern und sonstigen diversen Glassachen besteht; ebenso heißt es bei einem mahagoni Nähtisch: enthaltend werthlose Nähmaterialien. Ob ein massiv goldener Fingerhut und andere werthvolle Utensilien, welche in diesem Nähtisch ihren Platz hatten, zu den werthlosen Nähmaterialien gezählt worden, oder vor der Inventur weggenommen sind, muß dahingestellt bleiben, da jede specielle Angabe fehlt.

In der daran stoßenden Stube (Gartenstube) wird eine Commode leer gefunden. Von den übrigen Gegenständen will ich schweigen, und nur darauf aufmerksam machen, daß meine Frau vor ihrer Abreise am 4. Februar 1864 einen gestickten Reisesack, den sie nicht benutzen konnte, weil derselbe verschlossen war und sie den Schlüel nicht hatte, eben in diese Commode hineinlegte, ehe sie die Schlüssel, sowohl zu dieser Commode als zu den übrigen im Hause befindlichen verschließbaren Mobilien, mit Ausnahme jedoch der in meiner Stube vorhandenen, und eines im Comptoir stehenden Schreibpultes, dem Herrn Mortensen behändigte. Herr Lübbes benutzt diese Schlüssel bei der Inventur, und findet sowohl Secretair als Commode unlädirt. Wer hat in der Zeit vom 4. bis 9. Februar 1864 die Schlüssel in Verwahrsam gehabt und zu Entwendungen gemißbraucht? die Herren Mortensen und Lübbes allein können diese Frage beantworten, denn sowohl der Secretair als die Commode quäst. waren von massivem Eichenholz, mahagoni fournirt, mit ausgezeichneten Schlössern versehen, beide Mobiliarstücke waren Meisterstücke auf Ausstellungen gekauft und die Schlösser nicht mit einem Dietrich zu öffnen.

In der hintern Schreibstube wird verzeichnet: Ein Schreibpult. Aber der Inhalt wird nicht verzeichnet. In diesem Pult, zu welchem mein Sohn den Schlüssel bei sich führte, lagen unter andern ein mathematisches und ein thierärztliches Besteck. Beide sind auf unbegreifliche Weise verschwunden, und es muß dies nach der Inventur geschehen sein, denn aus dieser ist nicht zu ersehen, daß das Schreibpult geöffnet worden oder lädirt gewesen ist.

Endlich kommt man durch die Wartestube über eine Vordiele zu dem vordern Comptoir (meiner Arbeitsstube) und die Inventur beginnt hier mit dem bemerkten Schreibpult. Derselbe wird folgermaßen aufgeführt:

1 Schreibpult, darin 1 Beutel mit 7 Rthlr. 32 ß. R. M. Alles was sonst an Silbersachen, Geld und Effecten in diesem Pult befindlich war, ist entweder vor der Inventur entwendet oder nicht mit verzeichnet worden, und ist aus dem Inventar gar nicht zu ersehen, daß Schiebladen und Schränke des Pults bei der Inventur auch nur eröffnet worden. Daß derselbe lädirt gefunden worden wird nicht bemerkt. Es folgt nun:

1 Schreibtisch mit Bücheraufsatz, darin:

1 Beutel mit 38 Rthl. 80 ß. R. M.

2 alte Taschenuhren (an der einen eine neusilberne Kette).

Es ist dies der oben angeführte Schreibtisch, und es muß auch aus diesem sowohl die Rolle mit 20 Rthlr., als das lose Silbergeld, wie alle in den

Digitized by Google

Schränken desselben vorhandenen Effecten vor der Inventur weggenommen sein. Merkwürdig ist, daß ein vor Kurzem den Herrn Lübbes besuchender Reisender die ebenfalls oben angeführte, Drehorgel in seinem Besitz findet, welche in einem der verschlossenen Schränke dieses Tisches ihren Platz hatte, aber gar nicht mitinventirt ist.

In der Speisestube werden in einem föhrnen Eckschrank siebenzehn Flaschen mit Saft und eine Parthie Gefäße mit diversen Säften und eingemachten Sachen, sowie ein blecherner Kasten mit geschlagenem weißen Zucker inventirt. Diese Süßigkeiten müssen dem Herrn Lübbes das Wasser an die Zähne gelockt haben, und da man dieselben nicht zuvor hatte verschwinden lassen, läßt er sie — ganz ausnahmsweise — taxiren, und verzehrt sie demnächst als vermeintlich wohlerworbenes Eigenthum; als ob eine bloße Schätzung zum Erwerb fremden Eigenthums ohne Zustimmung des Eigenthümers oder eines gesetzlichen Aufsehers hinreiche. Diese Sachen werden zu resp. 4 Rthlr. und 1 Rthlr. 72 ß. R. M. geschätzt, obgleich sich beiläufig gesagt im Schrank für wenigstens 25 Rth. eingemachte Sachen, die Gefäße ungerechnet, und in dem blechernen Kasten 19 Pfund geschlagene Raffinade befand.

Aus der Speisestube befindet sich ferner im Inventar folgende Notiz: „hinter dem großen eichenen Schrank in einem Behälter in der Wand diverse Porzellansachen.“

Diese Notiz verdient eine besondere Beleuchtung, weil es sonst nicht möglich ist, das sogenannte Inventar nach Gebühr zu würdigen.

Der sogenannte Behälter in der Wand war ein etwa drei Fuß tiefer und vier Fuß breiter Wandschrank, welcher von der Diele bis zum Boden der Speisestube eine Höhe von reichlich eilf Fuß hatte, und mit starken Riegen, welche die ganze Tiefe und Breite ausfüllten, versehen war. In diesem Wandschrank befand sich zunächst ein durch einen besondern zufälligen Umstand in meinen Besitz gekommenes kostbares Tafelservice von Sevre-Porzellan, seiner Zeit ein Geschenk der Gemahlin Frederiks VI. an den Landgrafen Friedrich von Hessen. Ferner anderes feines Porzellan, namentlich ein reichvergoldetes Theeservice, Frühstückschüssel, und eine Anzahl verschiedener zum Theil reich verzierter Tassen aus der Fabrik Bing und Gröndahl, und außerdem eine Menge andrer werthvollen Gegenstände, welche dahin gestellt waren, um bei einer Plünderung des Hauses der Zerstörung möglicherweise entzogen zu werden. Um solches desto sicherer zu erreichen, war ein sehr großer alterthümlicher eichener, mit Nußbaum belegter Leinenschrank in die Speisestube gebracht und so aufgestellt, daß derselbe die Thür des Wandschrankes und einen großen Theil der Wand an beiden Seiten dieser Thür bedeckte. Es ist denn auch diese Absicht in so weit erreicht, daß, wie aus dem Inventar ersichtlich, der große eichene Schrank an dem ihm auf solche Weise angewiesenen Platz gefunden worden ist. Bezeichnend aber für das Verfahren bei der Inventur ist der Umstand, daß der Inhalt des verdeckten Wandschrankes, der mehre hundert Thaler werth ist, mit den Worten abgefertigt worden ist: „diverse Porzellansachen,“ während man den

Digitized by Google

Inhalt der Schieblade des großen Schrankes, der aus caſſirter Wäſche beſtand, zur Inventur gebracht hat.“

(Schluß folgt.)

Ein Pfingſtfeſt in Sommerfeld.

(Eine Idylle.)

(Fortſetzung.)

Alle kannten ſeine Weiſe, und jeder nahm ſie gern hin. Bei den Alten fühlte man noch ſeinen Händedruck nach, und die Wangen der jungen Mädchen glühten, als die Kinder, wie er ſie noch gern nannte, in die Backen kniff.

„Alſo auf morgen“, ſagte er bedeutungsvoll, und trennte ſich. Indeſſen waren die Pfarrerin und Franziska verſchwunden, vergebens ſuchten Ernſts Blicke nach ihnen. —

Der Nachmittag auf den ſchönen Pfingſtmorgen drohte aber mit Regen, und man zog ſich in ein Zimmer nach der Hofſeite zurück, deſſen eine Thür nach dem Hofe einen Ausgang bildete. Dort ſchien die Sonne, vorn im Saale war es kühl, weil ſich die Luft bedeutend erkältet hatte.

Der Kaffeetiſch ſammelte wiederum alle, und die Blicke richteten ſich neugierig auf ein Manuſcript, welches die Mutter halb verlegen neben ſich legte. Onkel und Tante ſchauten in feiner Paſtellmalerei über dem Sopha auf die Geſellſchaft ſo ſprechend, als könnten ſie denen da unten freundlich zunicken.

„Hätte nie gedacht,“ meinte der Rath ſcherzend und legte die Hand auf das Schriftſtück, „daß die Mutter noch Romane ſchreiben würde, und ſo viel ich weiß, hat ſie niemals einen erlebt; ich alter Stockfiſch habe nie Anlaß zu Reibungen, Mißverſtändniſſen, Eiferſüchtelei u. ſ. w. gegeben, es ſei denn ich erführe es aus dieſen Blättern. Welchen Titel hat denn das Werk? Bekenntniſſe einer ſchönen Seele?“

„O, es hat noch keinen,“ erwiderte lachend die Mutter, „wenn Ihr es gehört, ſo wollen wir gemeinſchaftlich einen Titel machen.“

„Ja! und dann laſſen wirs drucken und ſetzen dabei: zur Belehrung und Unterhaltung für junge Mädchen;“ fuhr der Vater fröhlich fort, „und zum Beſten —“

„Von Sommerfeld, daß der alte Thurm nicht abgetragen wird!“ riefen die jungen Mädchen dazwiſchen.

„Kinder, Ihr ſeid nicht die Meinigen,“ lachte der Rath, „wenn Ihr noch keinen Anſchlag machen könnt, den Thurm zu Babel könnt ihr damit

Digitized by Google

zu bauen suchen, aber nicht den Thurm von Sommerfeld. Ich ziehe mich nun zurück und höre zu, wenn die schönsten Stellen kommen," sagte er scherzend, und ging ins Nebenzimmer. Der Schwiegersohn zeigte deutlich die Absicht, ihm zu folgen, die junge Frau hielt ihn aber fest bei der Hand und sah ihn so bittend in die Augen, daß er bleiben mußte. Nun rückte man näher zusammen, und die jungen Mädchen sahen mit Freude immer dickere Regenwolken aufziehen, daß keine Gäste aus der Stadt die Lectüre unterbrechen konnten.

Der Candidat saß in einer Ecke des Zimmers, hatte die Füße über einandergeschlagen und rauchte so dichte Wolken, daß ihn die Schwester Martha neckend fragte: „Nun ehrwürdige Pythia, verkünden Sie uns etwas Neues, aber es muß etwas Gutes sein!"

„Störe mich nicht und halte die Mutter nicht auf!" war die kurze Antwort, die Kleine floh mit komischer Schreckensgeberde neben die Mutter, welche nun zu lesen begann, anfangs zögernd, denn sie erschreckte sich unwillkürlich ihre eigene Stimme allein zu vernehmen, dann aber nahmen sie die alten Erinnerungen ein, daß sie gleichsam laut zu denken schien.

Das Manuscript der Mutter.

Wenn ich einmal anfange, aus meinem Leben zu erzählen, so muß ich zurückgehen, bis zu meiner glücklichen Kindheit, wo der Vater noch lebte, und ich im frohen Bewußtsein beschützt und behütet zu werden von der Hand der Eltern, ein heiteres, sorgenfreies Dasein führte. Ich hatte noch mehrere Geschwister, wie Ihr ja wißt; doch stand mir keines im Alter so nahe, daß sie meine Spielgefährten sein konnten, dazu hatte ich meine Schulfreundinnen, mit denen ich alle freien Stunden zubrachte, nur nicht den Sonntag, da war der Vater, den seine Geschäfte die Woche hindurch in Anspruch nahmen, bei uns, ging mit uns spazieren oder bei schlechtem Wetter las er und musicirte mit uns den Nachmittag.

O, ich sehe uns noch so fröhlich in Gedanken umher gehen, die Mutter hing dann so glücklich an des Vaters Arm und wandelte mit uns die Wege, welche sie als junge Frau mit ihm gegangen, als sie glücklich allein mit ihm, fern von den Ihrigen, sich des Zusammenseins freuten. Es gab viel schöne Spaziergänge um F., die Stadt lag auf einer Anhöhe, rings von waldumkränzten Bergen umgeben, die viel schöne Wege darboten. Auch Krammetsvögeljagd hatte der Vater draußen und groß war die Freude, wenn wir mit hinaus konnten, und die gefangenen Thierchen aus den Schlingen nehmen.

Ich war die älteste Tochter und mußte bald in der Haushaltung helfen, welche Zeit irgend von der Schule zu erübrigen war. Die Mutter hielt nicht so viel vom Lernen aus Büchern; sie meinte, ein Mädchen müsse vor allem arbeiten und gehorchen lernen. Ihr würde es schlecht gefallen in jetziger Zeit, wo die jungen Mädchen die Stunden bis in den Ehestand nehmen, und kaum Platz zu einem eigenen Gedanken haben vor all den Begriffen, welche ihnen der Lehrer fix und fertig in den Kopf setzt!

Ja! arbeiten mußte ich früh, aber ich habe es immer gern gethan, und

Digitized by Google

mein größtes Vergnügen war, die kleinen Geschwister zu tragen, und mit ihnen zu spielen; denn wir waren so glücklich und bedurfen nicht viel zu unsern einfachen Freuden. In gleichmäßigem Kreislauf gingen die Jahre hin, der ältere Bruder war schon lange auf der Schule und die Ausgaben, welche damit verbunden waren, brachten manche Einschränkung in unser Haus. Die Mutter war sehr sparsam, und wir konnten sie nur durch Zuschuß aus unseren kleinen Sparbüchsen dahin bringen, die Subscription auf eine neue Ausgabe des Conversationslexikons, welches ihr Lieblingswunsch war, nicht aufzugeben; die Reihe Bände auf dem Bücherbrett war unser Aller Stolz.

Da warf eine schwere Erkältung den Vater auf das Krankenlager, und wie ein Uebel selten allein kommt, so trafen Kinderkrankheiten die jüngeren Geschwister; auch ich bekam ein Fieber und mußte das Bett hüten, während das Leben des Vaters seinem Ende zueilte und mit ihm unsere frohe glückliche Haushaltung sich auflösen mußte.

„Er ist todt!" tönte es von den bebenden Lippen der Mutter eines Morgens in mein Ohr und mein fieberkrankes Hirn warf den Schreckensgedanken hin und her; wie das wirklich sei und sein könnte, konnte ich nicht fassen.

Mit Gewalt suchte ich gesund zu werden, wollte das Bett verlassen, ich wollte helfen! Dies konnte ich nicht, aber ich war doch im Stande, am Fenster zu stehen, als der Sarg hinweggetragen ward; der lange Trauerzug bewegte sich langsam nach und es that mir schmerzlich wohl, daß ihm so Viele die letzte Ehre erzeigten. Er war geachtet und geliebt und hinterließ seinen Kindern einen unbefleckten geachteten Namen; an irdischem Gut besaßen wir nicht viel.

Nun war plötzlich alles anders, nach Ablauf der ersten Trauerzeit wurde eine neue Ordnung getroffen; die Mutter beschloß das Haus zu verkaufen, und mit uns Kindern nach ihrer Heimath zu ziehen, wo die Großmutter auch als Wittwe lebte und nun die Tochter bei sich aufnehmen wollte. Die Entfernung war groß, die Verkehrsmittel nicht so leicht wie jetzt, also mußte der größte Theil der Sachen verkauft werden, zumal wir alle minderjährig waren.

Ich habe nie auf Auctionen etwas erstehen können, seit ich den Verkauf unserer alten Wirthschaft mit angesehen hatte, es hängt gleichsam die ganze Vergangenheit damit zusammen, und als wir die Sachen zusammen setzten, griff jedes Stück tief in mein Herz, jedes mochte man gern behalten und ließ es erst nach langer Ueberlegung ziehen. Nur einige Lieblingsstücke behielten wir uns vor; es waren meist Sachen, welche in des Vaters besonderem Gebrauch gewesen, und dann das Conversationslexikon, von diesem konnten wir uns nicht trennen.

Wäre der Mutter Herz nicht bei dem Tode des Vaters gegen das übrige bittere Leid, was sie nun immer, mehr oder weniger berühren sollte, gestählt gewesen, dann hätte sie es kaum ertragen können, wie die lieben Sachen zum Haus hinausgetragen wurden. Bei mir kam nun schon das schmerzliche Bewußtsein einer unbeschützten Lage; ein Fall machte es mir

Digitized by Google

plötzlich klar, wie wenig Rücksicht man einer Wittwe schenkt, und wie recht der Apostel hat, als er es einen Gottesdienst nennt, wenn man Wittwen und Waisen in ihrer Trübsal besucht. Wie schon gesagt, unser Wunsch war, das Lexikon zu behalten; der Mutter war gesagt, es würde erst später zur Versteigerung kommen, und sie hatte sich, von Müdigkeit überwältigt, ein wenig gelegt. Als sie später hingeht, um den Zeitpunkt abzuwarten, ist unser liebes Buch fort, und gewiß war, der Auctionator hatte dasselbe um ein Spottpreis für sich kaufen lassen, obgleich er wußte, daß wir es haben wollten. So wenig zugänglich die Mutter für dergleichen Kummer war, sie kam mit Thränen in den guten Augen, um es uns zu sagen.

Die Thränen brannten mich so, daß ich mich entschloß, heimlich zu dem Manne zu gehen, als er in seiner Wohnung war und ihn zu bitten, uns das Buch wieder zu verkaufen.

Gleichgültig hörte er meinen Vorschlag, ja meine Bitte, zu welcher ich mich überwand, trotz seines kalten, spöttischen Gesichtes und ich höre noch den eisigen Ton seiner Stimme: „ja! warum haben Sie nicht besser aufgemerkt! nun läßt es sich nicht ändern!"

„Wenn Sie mir aber das Werk wieder verkaufen wollten, begann ich mit aller Freundlichkeit, deren ich fähig war, und zog meinen Beutel mit meiner ganzen Habe heraus, die Mutter wollte es so gern haben!"

„Darauf kann ich nicht eingehen, entgegnete er kalt, auch ich habe mir lange ein solches Werk gewünscht und bin froh, daß ich es so billig bekommen habe!"

Mein Blut erstarrte fast bei dieser abschlägigen Antwort; einmal hatte ich das dunkle Gefühl, wir Kinder müßten nun der Mutter alle mögliche Freude zu machen suchen, und Leben und Seligkeit schien mir in diesem Augenblick davon abzuhängen, daß man das Conversationslexikon besäße.

„So will ich nur wünschen," sagte ich mit kindischem Pathos im jugendlichen Gerechtigkeitsgefühl, „daß Sie es ebenfalls wieder verschleudern müssen!" und ging hinweg, verfolgt von der Erinnerung an jenes spöttisch kalte Gesicht, von dem Bewußtsein meiner kindischen Ohnmacht, welches ganze Schaaren Racheengel vom Himmel hätte erbitten mögen. —

Leer war das Haus, das alte schöne Leben der Kindheit vorüber, ein großer Reisewagen hielt vor der Thür um uns nach einigen Tagereisen in die Heimath der Mutter zu führen.

Zum letzten Male traten wir über die Schwelle der Wohnung, welche nun schon einem andern gehörte; zum letzten Male ruhte unser Blick auf den bekannten Häusern der Straße, eins nach dem andern zog wie ein Bild an unserem Blicke vorüber, noch einmal neigten wir uns aus dem Wagen, als eine Biegung des Weges uns die Stadt den Blicken zu entziehen drohte, wir hefteten unsere Augen darauf, als müßten wir das liebe Bild festhalten können. Wie freundlich lag die Stadt auf dem Berge, Gärten von grünen Hecken getheilt, umzogen ihn auf einer Seite, sie strahlten im Schmuck blühender Rosen, das Grün der waldigen Höhen umher hatte den schönsten, saftigsten Punkt erreicht, alles war Frische und Farbenpracht, und wie dieses

Digitized by Google

paradiesische Bild mehr und mehr verschwand, sank mit dem Bilde meiner Heimath auch das Paradies meiner Kindheit hinter mich zurück!

Die Mutter war Wittwe und wir Kinder waren Waisen, wir reichten uns stumm die Hand, die jüngeren Geschwister verhüllten ihre Gesichter und die kleine Schwester barg ihr Köpfchen im Schooße der Mutter.

Die Reise ging ohne besondere Ereignisse vor sich. Die Mutter lernte zwar auch da kennen, wie viel schwerer aller ist, wenn der Mann fehlt und die Frau die doppelte Stellung ausfüllen soll. Kurz wir gelangten richtig nach D., wo uns die Großmutter nach Kräften alles wohnlich gemacht hatte. Sie glich der Mutter, und wir konnten noch manche frohe Stunde unter ihrem Dache verleben; besonders vergnügt waren die Zeiten, wo der Bruder Christian in den Ferien zu Haus war. Die Großmutter hatte außer unserer Mutter noch zwei Töchter, und diese Tanten übten auf mich einen eigenthümlichen Einfluß aus. Beide hatten, nach Ausdruck der Welt, gute Parthien gemacht, aber die Eine, Klara, lebte schon wieder getrennt von ihrem Manne, während die Andere, Thekla, in der großen Stadt ein Leben nach dem großartigsten Maaßstabe führte.

(Fortsetzung folgt.)

Hansen.

I.

Da die Geschichte des Krypto-Diplomaten Hansen neuerdings wieder in den Blättern erwähnt wird, so werden es uns unsere Leser Dank wissen, wenn wir einige hierauf bezüglichen Data möglichst vollständig mittheilen.

In der in Copenhagen erscheinenden conservativen Zeitung „Morgenposten" liest man in der Nummer vom 18. März d. J. einen von C. Molzen verfaßte Artikel, welcher folgendermaßen lautet:

An die Redaction des Blattes „Morgenposten".

Im Blatte Fädrelandet Nr. 56 vom 7. März d. J. ist Spalte 1—3 inclusive ein Artikel mit der Ueberschrift „die Herren Heltzen und Molzen" enthalten.

In dieser Veranlassung darf ich bitten und wohl erwarten, daß die Redaction mir gefälligst in den Spalten ihres Blattes für folgende Bemerkungen einen Platz überlassen wird.

Bevor ich indessen zu einer näheren Widerlegung des gedachten Artikels übergehe, erlaube ich mir zur Beurtheilung meines Verhältnisses zu dieser ganzen Sache zu bemerken, daß ich zu einer Zeit, wo unser Vaterland sich in einer traurigen Lage befand, nämlich als die Friedensunterhandlungen in Wien geführt wurden, von einem sich damals in Paris zufälligerweise auf-

Digitized by Google

haltenden Diplomaten, welcher sowohl persönlich, wie auch seine Regierung, das größte Wohlwollen für Dänemark hegt, und ohnedem aus eigener Erfahrung sowohl mit Personen als mit Verhältnissen in unserem Vaterlande wohl bekannt ist, eine Mittheilung empfing, wodurch er beabsichtigte, darauf aufmerksam zu machen, daß sich zur damaligen Zeit ein Däne, Namens Cand. Hansen, in Paris aufhalte, welcher sich das Ansehen eines dänischen Regierungs-Agenten zur Bearbeitung der französischen Presse gäbe. Dieser Mann würde, ob mit Recht oder Unrecht, müsse er dahingestellt sein lassen, dafür beschuldigt, in den französischen Zeitungen Artikel, welche in hohem Grade die mit Dänemark Krieg führenden Mächte irritiren müßten, zu besorgen, wie auch bei den Agitationen in Nordschleswig behülflich zu sein. Daß dies nie nutzen könne, vielmehr unter den damaligen verzweifelten Verhältnissen Dänemark nur schaden würde, sei gewiß, und ebenso gewiß sei es, daß eine bloße Vermuthung — diese möge nun begründet sein oder nicht — von der Existenz einer solchen Wirksamkeit, und zwar durch einen untergeordneten dänischen und mit Urlaub Seitens der Regierung versehenen Beamten, nur nachtheilig auf die Friedensunterhandlungen einwirken, ja sogar selbige gänzlich stören könne, ohne daß von einer solchen Wirksamkeit an und für sich auch nur der geringste Nutzen zu erwarten sei. Er bat mich, in passender Weise (jedoch ohne seinen oder seiner Regierung Namen zu nennen) ihm und meinem Vaterlande den Dienst zu erweisen, die Regierung von dem Inhalte seiner Mittheilung in Kenntniß zu setzen. Da die Zuverlässigkeit des Mittheilers sowie seine wohlwollende Gesinnung unserm Vaterlande gegenüber mir hinlänglich bekannt waren, ging ich am Tage darauf zum Conseilspräsidenten, mit dem ich einige Tage vorher eine Unterredung über einen anderen Gegenstand gehabt, und theilte ihm das in der gedachten Beziehung Nöthige mit, wie ich ihm auch späterhin einige fremde Zeitungen überlieferte. — Hier erlaube ich mir nun die Bemerkung, daß es mir bekannt ist, daß auch der Minister Quaade kurze Zeit darauf ein Telegram von Paris über Berlin nach Wien erhielt, denselben oder doch ungefähr denselben Gegenstand betreffend, namentlich insofern Hansen in Verdacht stehe, bei den Adreß-Agitationen ꝛc. in Nordschleswig behülflich zu sein. Daß Minister Quaade der Regierung sowohl telegraphisch als auf andere Weise diese Mittheilung machte, ist ebenso gewiß. — Um rücksichtlich dieses speciellen Punctes jeder Mißdeutung vorzubeugen, erkläre ich hierdurch ausdrücklich, daß weder der Conseilspräsident noch der Justizminister meine Gewährsmänner hierfür sind.

Berücksichtigt man nun alles dies, und zieht man in Erwägung, daß nun wieder Arrestationen in Flensburg vorgenommen werden, welche durch Adressen an den französischen Kaiser hervorgerufen, was nicht in der Zeit von ultimo December v. J. wo Hansen von Paris eintraf bis jetzt nach Hansen's Ankunft in Paris stattgefunden hat, so ist es gewiß nicht unwahrscheinlich, daß die deutschen Mächte der Meinung sein können, die Adressen ständen mit Hansen's jetziger Reise nach Paris und

Digitized by Google

seiner Wirksamkeit daselbst in Verbindung. Jedoch genug hiervon, dies geht mich nichts an; allein ich habe nur geglaubt, diese Erläuterungen und Bemerkungen vorausschicken zu müssen, ehe ich zur folgenden Beleuchtung in Bezug auf den erwähnten Artikel, insoweit selbiger mich persönlich angeht, schreite.

Wenn Copist J. J. Hansen, oder wer sonst der Verfasser des fraglichen Artikels sein mag, sagt, daß Hansen's Zurückberufung vom Justizminister herrühre, oder veranlaßt sein soll, so ist dies nach dem, was mir, jedoch nicht vom Justizminister, mitgetheilt worden ist, kaum ganz correct, auszunehmen, daß derselbe als Hansens Vorgesetzter wohl die Zurückberufungsordre hat ausstellen müssen. Nach den mir gemachten zuverlässigen Mittheilungen verhält es sich auch ganz bestimmt nicht so, wie in Fädrelandet angeführt, daß Herr Birch nach einem vorher gelegten Plan mit irgend Jemandem, jedenfalls nicht mit mir, der ich damals noch nie mit Herrn Birch von Hansen's Pariser Wirksamkeit oder deren Resultaten gesprochen hatte, sich auf dem Bahnhofe eingefunden haben soll, um Hansen entgegen zu nehmen. Außer Herrn Birch sollen übrigens mehrere andere Bekannte des Herrn Hansen bei seiner Ankunft auf dem Bahnhofe zugegen gewesen sein; namentlich weiß ich mit vollkommener Gewißheit, daß der frühere Appellationsrath Juel da war; aber es paßte wohl nicht in die Geschichte einer gewissen Partei, seine Anwesenheit mit finster spionirenden Plänen in Verbindung zu setzen; so etwas läßt sich natürlich wohl leichter auf mich als einen geborenen hier im Lande seit 1848 sich aufhaltenden und in Copenhagen seit 1851 wohnhaften Schleswiger anwenden. Allein es muß doch jedenfalls mit weit größerem Rechte gesagt werden, daß es Herr Juel war, von dem Herr Hansen „empfangen wurde," um so mehr, da er den Letzteren (Hansen) in seine Wohnung begleitete. Dies geschah am 23. December v. J. Ob Hansen am 24. December — wie es im Artikel heißt — seinen Bericht an den Conseilspräsidenten eingegeben hat, weiß ich nicht, will jedoch später hierauf zurückkommen und dies geht mich auch weiter nicht an. Dagegen ist es nach dem, was Hansen mir selbst gesagt hat, und was ich auch sonst weiß, durchaus unwahr, daß er 14 Tage gewartet habe, ehe er zum Justizminister ging, um auf's Neue einen Reise-Urlaub nach Paris zu suchen; dies geschah nämlich in der gewöhnlichen Audienzstunde im Cultusministerium am Sonnabend den 31. December v. J., bei welcher Gelegenheit der Minister, und zwar auch nach Hansen's Aussage, ihn an das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten verwies; da aber Hansen — wie er ja auch selbst angiebt, bereits da gewesen und auf eine Antwort vom letztgenannten Ministerium wartete, konnte er sich wohl nicht gut so kurze Zeit darauf daselbst wieder einstellen; auch möchte er sich nicht, so hat er gesagt — schon wieder am Dienstag den 3. Januar zur Audienz bei dem Justizminister einfinden; dagegen stellte er sich am Donnerstag den 5. Januar in der Audienzstunde in der Wohnung des Ministers ein, bei welcher Gelegenheit er, seiner eigenen Aussage nach, einen Antrag um Urlaub erneuerte, so wie er auch, ohne irgend eine von Seiten des

Digitized by Google

Ministers dazu gegebene Veranlassung Dokumente, Briefe ꝛc. anbot, theils, wie er selbst gesagt hat, zur Beurtheilung seiner Wirksamkeit in Paris, theils wohl auch zu einem andern Zwecke. Da indessen wohl der Minister — vermeintlich mit Rücksicht auf die ganze frühere politische und journalistische Wirksamkeit des Herrn Hansen, die so oft und so treffend in verschiedenen Zeitungen namentlich auch in „Fädrelandet" und „Dagbladet" dargestellt und charakterisirt worden ist — ihn als eine Person ansehen mußte, mit der man sich nicht ohne Weiteres einlassen könne, während er ihn andererseits auch wohl nicht gerade hat abweisen mögen, gab er, um so mehr, da er an dem Tage nur sehr wenig Zeit zu einer Conferenz mit Herrn Hansen gehabt haben soll, diesem keine entscheidende Antwort, sondern verwies ihn, insofern er ihm seinen Bericht nebst Beilagen oder Anderes zu übergeben wünsche, so hat Hansen gesagt, an dessen (Herrn Hansen's) Amtscollegen und Bekannten, Herrn Birch, durch den er dann wahrscheinlich ihm (den Herrn Minister) zu Händen kommen würde, wonach er (der Minister) dann die Sache näher erwägen wolle. Herr Hansen fand sich darauf noch am selbigen Tage bei Herrn Birch ein und fragte diesen, ob er willig sei, diejenigen Documente ꝛc., welche er (Hansen) dem Minister zuzustellen wünsche, und die er aus eigenem Antriebe Herrn Birch überlieferte, entgegenzunehmen, wozu Herr Birch sich natürlicherweise bereit erklärte. Herr Hansen überlieferte darauf sogleich Herrn Birch einige Documente und Briefe. Am selbigen Tage sprach ich mit Herrn Birch und legitimirte mich als zum Empfang derjenigen Briefe und Documente u. s. w., die Herr Hansen dem Minister mitzutheilen gewünscht habe, berechtigt. Ich empfing auch gleichzeitig schon hier von Herrn Birch die gedachten, ihm von Hansen überlieferten Documente und übergab sie dem Minister. Da Herr Hansen darauf gegen Herrn Birch den Wunsch äußerte, mit mir, als demjenigen Manne, durch den seine Berichtserstattung dem Minister überliefert worden war, zu sprechen, fand ich mich laut Abrede, am folgenden Mittag nach der Comptoirzeit auf dem Rathhause im Comptoir des Herrn Birch ein, woselbst Herr Hansen zugegen war. Das Gespräch wurde gleich von ihm auf seine Angelegenheit geführt, möglichst bald nach Paris zurückzukehren um dort seine frühere Wirksamkeit fortzusetzen; er beklagte sich über Geldmangel und Undankbarkeit von Seiten derjenigen Männer, deren Aufträge er bisher ausgeführt und in deren Interessen er gewirkt habe, so daß er von dieser Seite jetzt keine Hülfe mehr erwarten könne, indem er nicht einmal sein Guthaben, welches doch nur 80 Thlr. beträge, von ihnen zu erhalten im Stande sei. Der einzige ihm noch übrige Weg sei, sich um eine kleine Anstellung zu bewerben, um wenn möglich, mit Hülfe derselben und eines dreimonatlichen Urlaubs seine Reise zu realisiren. Er bat mich, dies dem Minister mitzutheilen und sobald einige Sicherheit hierfür habe — denn dies sähe er nach bereits früher gemachten Erfahrungen aus dem Grunde als nothwendig an, da diejenge Partei, in deren Interesse er früher gearbeitet habe, ihm so oft als Lohn für seine Wirksam-

Digitized by Google

keit ein kleines Amt versprochen habe; als er aber sich hierauf verlassend, um das Birkrichteramt auf Fehö sich beworben habe, hätten sie sich zurückgezogen und er habe nichts bekommen, und gegen solche Eventualitäten wünsche er sich in Zukunft zu sichern — wolle er seine Wirksamkeit mit Correspondenzartikeln in den französischen Blättern anfangen, und diese seine neue Wirksamkeit mit einer Nachweisung des Thörichten und Ungereimten in den Insinuationen eines Theils unserer eigenen Presse über den Einfluß Seiner Majestät des Königs auf das Aufgeben der Dannewirkestellung u. s. w. einleiten. Bevor er aber zur Ausführung eines solchen Plans, wobei es nothwendig sei, daß er seinen Namen unter die betreffenden Artikel setze, schreiten dürfe, bat er um seiner eigenen Zukunft willen, und damit er sehen könne, daß es ernstlich gemeint sei, daß der Minister zu dem Ende in der Form eines Briefes, ein paar Zeilen schreiben wolle, damit er sicher sein könne. Ich referirte die erwähnten Aeußerungen Hansen's dem Herrn Minister und er schrieb mir darauf hin ein paar Worte in dieser Veranlassung zu; allein es ist kein Gedanke geschweige denn Rede von einem Briefe, welcher auch nur annäherungsweise dem von Hansen in dieser Beziehung angegebenen gleich käme. Der von Hansen in Bezug auf Herrn Birch angegebene Brief ist eine Erdichtung von Anfang bis zu Ende; der erwähnte Brief enthält nichts Anderes, als daß Herr Birch (der lange Zeit bevor von Hansens Ankunft die Rede war, Sr. Excellenz von mehreren hochstehenden Männern empfohlen worden war) das von ihm damals nachgesuchte Amt in Sarkjöbing nicht erhalten könne; der Auctions-Director-Posten in Kopenhagen ist mit keinem Worte weder in diesem noch in irgend einem andern Briefe erwähnt. Als ich das obenerwähnte mir Ueberlieferte wieder zurückerhalten und mich mit demselben bekannt gemacht hatte, welches eine von Hansen am 29. Dezember v. J. abgefaßte Darstellung seiner Wirksamkeit in Paris u. s. w. vom 5. October 1864 an bis ein wenig nach medio December l. J. enthielt, in welche Darstellung er unter Anderem auch eine Abschrift französischer und deutscher Briefe hineingefügt hatte, sagte ich ihm, daß die Zuverlässigkeit dieser Darstellung nicht an und für sich, sondern nur im Verein mit den darin citirten originalen Briefen beurtheilt werden könne. Da er dieselben indessen nicht bei sich hatte, bat er mich, mit ihm nach Hause zu gehen, um dieselben, nämlich ein paar französische Briefe, dort zu empfangen. Dies that ich, und erhielt denn da die betreffenden Briefe; als ich aber das Original des einen französischen Briefes mit der von Herrn Hansen ohne Bemerkungen gegebenen Abschrift verglich, fand ich, daß in der Abschrift ganz wesentliche Dinge ausgelassen waren und zwar solche, die eine gegründete Veranlassung zu der Vermuthung geben mußten, daß Hansen in Paris auf eine Weise gewirkt habe, von der man annehmen müsse, daß dieselbe nicht im Einklange mit den Ansichten der gegenwärtigen Regierung stände. Ein aus Paris, den 31. December v. J., an Hansen geschriebener Brief, welchen er bei derselben Gelegenheit abgab, be-

Digitized by Google

ſtärkte mich noch mehr in dieſer meiner Vermuthung. Ich übergab dem Miniſter das Empfangene, und zeigte ihm den Mangel der Uebereinſtimmung an. Es iſt gewiß, daß das von Hanſen ſo Abgeſchriebene nicht allein Unzuverläſſigkeit zeigen, ſondern auch den Verdacht erregen mußte, es ſtecke Etwas dahinter, was man verbergen wolle; und ebenſo gewiß iſt es, daß dieſer erſte Verſuch von Seiten Hanſens entſchieden zu ſeinem Schaden ausfallen mußte, was er ja auch ganz ſicher muß haben einſehen und ſich ſelbſt zuſchreiben können. Für alles dies aber hatte Hanſen gar kein Auge und gar keinen Sinn. Er, der am 24. December ſeinen Bericht an den Cenſeilpräſidenten hatte einreichen laſſen und der, wie bemerkt, und wie er auch ſelbſt ſagt, am 31. December und 5. Januar eine Audienz beim Juſtizminiſter geſucht und erhalten hatte, er war nicht im Stande zu begreifen, daß es ſo lange dauern könne, und derſelbe Hanſen ſchrieb — ich bitte den geehrten Leſer, dies wohl zu bemerken, um ſehen zu können, wie vollſtändig unwahr und verdreht er dem Verfaſſer des obengenannten Artikels in Fädrelandet referirt habe — unterm 9. Januar an den Juſtizminiſter, wie folgt:

Ew. Excellenz!

Da ich annehme, daß verſchiedene Mißverſtändniſſe Statt finden, theils hinſichtlich meines perſönlichen Verhaltens, theils mit Rückſicht auf mein Auftreten in einer Sache, die das Wohl unſeres gemeinſamen Vaterlandes betrifft, erlaube ich mir, mir eine Unterredung mit Ew. Excellenz zu erbitten, um dadurch, wenn möglich das zu entfernen, was ein beiderſeitiges Mißverſtändniß ſein könnte.

Ich darf hoffen, daß die nähere Beſtimmung Ew. Excellenz rückſichtlich der Zeit für eine ſolche Unterredung mir angegeben werde.

Den 9. Januar 1865, Barſtuestraede Nr. 8. 1. Etage.

Mit beſonderer Hochachtung ergebenſt

J. J. Hanſen.

Diplomatiſche Revue.

Wochenſchau.

Die Notiz der „Morning Poſt", welche nicht blos von der Exiſtenz geheimer Artikel zwiſchen Oeſterreich und Preußen berichtete, ſondern auch den Inhalt dieſer angeblichen Stipulationen kennen wollte, wird von der Journaliſtik immer noch mit der ernſteſten Miene behandelt, und man ſpricht eine

Digitized by Google

vortrefflich simulirte Verwunderung darüber aus, daß die Meldung des englischen Blattes noch nicht berichtigt worden sei. Nach unserer Meinung ist gerade die „Morning Post" diejenige Zeitung, bei welcher eine Berichtigung am wenigsten angebracht oder vonnöthen wäre. Die Fälschungen, welche dieses Blatt vor etwa einem Jahre beging, indem es eine Anzahl fingirter Depeschen veröffentlichte, aus denen die Entstehungsgeschichte einer neuen heiligen Allianz erhellen sollte — jene Fälschungen, sagen wir, müßten für jeden Politiker hinreichen, um sowohl die Glaubwürdigkeit der „Morning Post" zu beurtheilen, als auch die Motive, durch welche dies Blatt zur Veröffentlichung seiner Fabeln bewogen wird, zu errathen. Allerdings dürfte es für die „Morning Post" von Interesse sein, zu erfahren, wie weit das Einverständniß der beiden deutschen Großmächte gediehen sei, und welches Ziel oder welche Grenze der österreichisch-preußischen Allianz gestellt worden. Aber mit ihrer Neugier verräth die „Morning Post" zugleich ihren Mangel an Fähigkeit, die Situation zu durchschauen. Besäße sie dieses Talent, so würde sie wissen, daß in der Gasteiner Vereinbarung kein Raum für geheime Artikel übrig gelassen sei.

Die Gasteiner Convention hat die Fäden gelegt, welche nunmehr erst zu einem Gewebe verarbeitet werden sollen. Welche Gestalt, welches Muster, welche Dichtigkeit dieses Gewebe haben solle, das konnte und durfte nicht im Voraus stipulirt werden, weil das Resultat sowohl von den Ereignissen als von der Geschicklichkeit der beiderseitigen Staatsmänner abhängt. Nur unter diplomatischen Stümpern dürfte es vorkommern, daß dieselben die Zukunft mit Hilfe von geheimen Stipulationen einzufangen suchen; aber sie werden sich immer getäuscht sehen. Der echte Staatsmann, indem er sich engagirt, behält zugleich freie Hand und freien Raum. Zunächst geht ja der Sinn der Gasteiner Convention dahin, daß die beiden deutschen Mächte möglichst wenig cooperiren wollen; Preußen und Oesterreich haben sich dahin vereinigt, sich zur Vermeidung von Zwiespalt einstweilen von einander zu scheiden. Oesterreich im Besitze des Bundeslandes Holstein, hat es übernommen, bei der Regelung des Verhältnisses zwischen dem Bunde und der Herzogthümerfrage die thätigste Rolle zu spielen, während Preußen — im Besitze des europäischen Landes Schleswig — das Verhältniß dieser Frage zu den auswärtigen Mächten in Obacht zu nehmen hat. So haben beide Cabinete sogar innerhalb der schleswig-holsteinischen Angelegenheit eine freie Hand. —

Allerdings liegt es im Bereiche der Möglichkeit und der weisen Berechnung, daß Preußen und Oesterreich, nachdem jegliches sein Werk vollbracht und seine Fäden verarbeitet hat, sich wieder zu einer positiven gemeinsamen Politik verbinden. Aber für jetzt dürfen wir versichern, daß sich die preußische und österreichische Diplomatie zu Gastein und Salzburg in dem Wunsche begegnete, alle Eventualitäten, die eine außerhalb der Herzogthümer liegende Verpflichtung in sich schlössen, von den Besprechungen fernzuhalten. Das neue Cabinet in Wien ist schwerlich schon heute über den Weg, auf dem es

seine Zwecke zu erreichen hat, orientirt genug, um sich die Freiheit der Wahl und Richtung durch weitgreifende Stipulationen zu verschränken; und andererseits ist es ein Gesetz der preußischen Diplomatie, keine Verbindlichkeiten einzugehen, durch welche Preußen für eine fremde Politik, über die es sonst keine Controle hat, eine Art von Verantwortung und Haftbarkeit übernehmen würde.

Die Nachricht, daß Se. königliche Hoheit der Großherzog von Oldenburg auf die ausdrückliche Einladung der Souveräne von Oesterreich und Preußen den Festlichkeiten in Salzburg beigewohnt habe, ist in der Kölnischen Zeitung bestritten worden. Wir sind in den Stand gesetzt, jene Nachricht zu wiederholen und zu bestätigen, indem wir hinzusetzen, daß Jeder, der den hochherzigen Charakter des Großherzogs kennt, von vornherein wissen konnte, wie dieser Fürst nicht ohne die bestimmtesten Garantien einen Schritt gethan haben würde, der allerdings bei der gegenwärtigen Lage der schleswig-holsteinischen Sache von hoher Bedeutung sein muß.

Je mehr der Großherzog von der Stichhaltigkeit des gottorpischen Rechtes, dessen Vertretung ihm obliegt, überzeugt ist, und je deutlicher die conservative Entwickelung der schleswig-holsteinischen Frage auf das gottorpische Recht, als das Mittel einer friedlichen und dauernden Lösung hinweist, desto weniger dürfte der Großherzog sich aufgefordert fühlen, hastig in den Vordergrund zu treten oder eine Candidatur in Erinnerung zu bringen, deren Wichtigkeit den deutschen Diplomaten schon ohnedies scharf genug in das Gedächtniß geprägt ist.

Aus dem mittelstaatlichen Lager hört man, daß für die Triasidee unter dem Vorwande, Preußen und Oesterreich hätten sich selber von den übrigen deutschen Staaten losgesagt, neuerdings Anhänger geworben werden.

Correspondenzen.

** Schleswig, 5. September. Es ist jetzt bei uns die Zeit der Gerüchte und Combinationen, diese müssen die Pause ausfüllen, bis wir etwas Bestimmtes über unser künftiges Schicksal erfahren. In keinem Lande würde es unter ähnlichen Umständen anders sein, charakteristisch für uns aber ist es, daß das am wenigsten Erfreuliche stets die meisten Gläubigen findet. Gegenstand solcher Gerüchte sind augenblicklich besonders die Zusammensetzung unserer künftigen Regierung, die Aenderungen, die in höhern Beamtenkreisen nothwendig werden mögen, und die Verfügungen, die in Betreff der Dänisch redenden Nordschleswiger in der Luft schweben sollen. Was die beiden ersteren Punkte betrifft, so hat sich unser Publikum leider an eine solche Kritelei über Persönlichkeiten und an eine solche Gesinnungsschnüffelei gewöhnt, daß es kaum einen einzigen Schleswigschen Namen giebt, bei dem man auf allgemeine Billigung rechnen könnte, und daß sich die

Digitized by Google

Preußische Regierung am Ende genöthigt sehen wird, zu höheren Posten nur geborne Preußen, deren Unparteilichkeit nicht verdächtigt werden kann, zu berufen. Das nordschleswigsche Thema ist durch die große Meerfahrt unserer nördlichen Mitbürger nach Seeland angeregt worden. Da scheint es fast, als ob die Tage der Londoner Conferenzen, wo stündlich eine neue Theilungslinie für unser Herzogthum colportirt wurde, zurückgekehrt seien. Jedermann wird zum Diplomaten, und glaubt die Geheimnisse der Staatsmänner enthüllen zu können. Mit ernsthafter Miene erzählt man sich, Preußen gehe damit um, Nordschleswig an Dänemark zurückzugeben, und habe sich zu diesem Zwecke der Beistimmung Rußlands, Englands, Frankreichs versichert.

Mit Rücksicht auf Rußland möchten wir zweifeln, daß diese Macht den Theilungsgedanken begünstige oder sich neuerlich für denselben ausgesprochen habe. Als auf der Londoner Conferenz der Plan einer Zerschneidung Schleswigs zuerst durch den Lord Russell angeregt wurde, erklärte Baron Brunnow, daß seine Regierung sich jeder Meinungsäußerung über dies Project zu enthalten wünsche. Ja, wenige Tage später meldete Baron Brunnow der Conferenz, daß die Erbansprüche der ältern gottorpischen Linie dem Großherzoge von Oldenburg cedirt worden seien, eine Cession, die sich auf beide Herzogthümer erstreckte, so daß hiermit die Idee der Theilung ausgeschlossen war. Der Großherzog befand sich von nun an im Besitze der gesammten gottorpischen Ansprüche, und das Zusammenbleiben der Herzogthümer empfing in der Person des edlen oldenburgischen Fürsten einen Vertreter. Da das Petersburger Cabinet nicht gewohnt ist, sein Programm zu wechseln, so dürfen wir annehmen, daß es auch heute noch auf dem Standpunkte sich befinde, den es durch die obige Cession kennzeichnete.

England hatte, wie gesagt, das Theilungsproject angeregt, aber Lord Russell begleitete seinen Vorschlag mit der Bedingung, daß weder in Holstein noch im südlichen Schleswig Festungen oder befestigte Häfen errichtet werden sollten. Frankreich verlangte Volksabstimmung in den Territorien südlich der Schlei. Es ist einleuchtend, daß die in solcher Weise aufgestellte Theilungsidee keinen diplomatischen Werth für Deutschland besitzt.

Badebriefe.

VI.

Von der böhmisch-sächsischen Grenze, 31. August.

Die längern Abende, der bei Vielen zu Ende gehende Urlaub, die Dringlichkeit der heimischen Berufsgeschäfte, vor allem aber das Regenwetter sind wohl Factoren, welche Ausgangs August's auf die Abnahme der Kurgäste ihre Wirkung ausüben. Auch die böhmischen Bäder beginnen sich in immer steigendem Maße zu leeren. — Seit dem 13. d. M. haben wir fast täglich Gewitter oder wenigstens ausgiebigen Regen. Das erste Mal in diesem Jahre ist das Erdreich tief genug durchgeweicht worden und die bisher so

Digitized by Google

fahlen Wiesen prangen erst jetzt in saftigem Grün. Wenn diese Witterungsverhältnisse auch nun noch dem Landwirthe willkommen sind, so tragen sie doch andererseits dazu bei, daß die Leere, die bereits auf den Straßen und an den öffentlichen Vergnügungsorten wahrzunehmen ist, sich noch mehr bemerkbar macht. Nach der heute ausgegebenen Liste weilen nur noch 1388 Parteien hier und 3297 sind bereits wieder abgereist. Man sieht jetzt förmliche Wagenreihen den abgehenden Eisenbahnzügen zueilen, während nach der Ankunft eines Trains die wartenden Droschken und Omnibus meist leer zurückkehren. Es sind daher die kleinen Schildchen mit dem ominösen Worte „Logis" an den meisten Häusern wieder zum Vorschein gekommen und in den Badeanstalten kann man auch ohne Protection eine passende Morgenstunde erhalten. — Die Rennionen, welche dieses Jahr besonders belebt waren, haben durch den sogenannten Kaiserball am 17., als am Vorabende der Geburtsfeier des Kaisers, ihren glänzenden Abschluß erhalten. Derselbe war fast nur vom hohen Adel und der elegantesten Badegesellschaft besucht. Die Musikproductionen werden dagegen noch bis zur Mitte des künftigen Monats dauern. — Von angesehenen Persönlichkeiten sind in der letzten Woche hinzugekommen: Fürst Karl Schwarzenberg, k. k. Major in d. A. aus Worlik. Baron Aug. Lederer, k. k. F.-M.-L. und Lieutenant in der Arciérenleibgarde aus Wien. Fürstin Colloredo-Mannsfeld, geb. Gräfin Clam-Gallas aus Prag. Moriz Graf Potocky aus Warschau. Graf Haslingen, k. pr. Major a. D. und Rittergutsbesitzer aus Reichenwald in der Neumark. Gräfin Gustave zu Lippe Biesterfeld-Weißenfeld aus Barnth in Schlesien. Marquise Caraman, geb. Gräfin Béarn aus Paris. Herr Paul Vitovtoff, k. russ. General en chef des Geniecorps und Generaladjutant des Kaisers aus St. Petersburg. Lady Clarendon und Lady Emilie Villiers aus London u. a. m. Viele Teplitzer, Karlsbader und Marienbader Fremden, die sonst in der „sächsischen Schweiz" zur Nachkur ihren Aufenthalt zu nehmen pflegten, gaben lediglich in Folge der feuchten Witterung ihren Plan diesmal auf. Schandau, das zu allen Excursionen so vortheilhaft gelegene, hat hierdurch eine nicht geringe Einbuße erlitten. Die immer spärlicher erscheinende Badeliste vom 26. August giebt die Zahl der stehende Gäste auf 1170 Personen an, unter denen allein 340 Berliner, die Passanten aus Preußens Hauptstadt nicht einmal mitgerechnet. Es scheint mir dies ein nicht zu unterschätzender Umstand.

Wenn man nämlich das unverhältnißmäßig starke Contingent, welches Preußen, insonderheit aber Berlin für die Sommeraufenthalte in Mittel- und Süddeutschland stellt, in Anschlag bringt, wenn man ferner die enormen Summen, welche hierdurch aus Preußen gehen, in Berechnung bringt, so wird sich der Patriot fragen, ob nicht wenigstens ein Theil dieser Kapitalien dem preußischen Lande erhalten bleiben könnte; ich möchte noch gar nicht davon reden, selbst Fremde in unser Land zu ziehen. Die Einwürfe kenne ich recht gut und erlaube mir auch nur, bedingungsweise meine Andeutungen und Vorschläge aufzustellen. Wir haben nämlich, abgesehen vom Rhein und den schlesischen Heilquellen, in Thüringen, im Harze, in Pommern und

Digitized by Google

Preußen gleichfalls eine Menge Plätze, die sich mehr für einen längeren Sommeraufenthalt mit Familie eigenen dürften. Hauptsächlich gilt dies von unseren pommerschen Seebädern. Welche große Anzahl von englischen Familien zum Beispiel verzehren nicht ihr Geld in dem freilich nahen, aber sehr theuren Cherbourg, Boulogne sur mer, Trouville, Dieppe, Ostende ꝛc. Wäre es denn wirklich so ganz unmöglich, durch zweckmäßige Einrichtungen Ausländer und Süddeutsche nach den für die Kur milderen Ostseebädern mit ihren reichen Vegetationen zu locken? Was geschieht denn eigentlich für unsere pommerschen Seebäder? Dieselben Badedirectionen, welche in öffentlichen Blättern Einladungen an Leidende erlassen, um bei ihnen Genesung zu erlangen, sorgen nicht einmal zur Beruhigung für eine Apotheke während des Sommers. Die Behörde wollte dem zwei Meilen entfernt wohnenden Apotheker nicht diese Kundschaft entziehen lassen. An dem anderen Kurorte mit seinem auf den waldigen Höhen malerisch gelegenen, vornehmen Villen ging unmittelbar die Telegraphenleitung vorüber, ohne daß man es für geeignet erachtete, auch hier während der Saison nur einen beschränkten Dienst einzurichten. Mit einem Worte, jede Anstalt, überhaupt alles, was in Beziehung zu den Kurgästen steht, ist durchweg mangelhaft. Die Zustände sind noch im höchsten Grade primitiv. Dazu kommen überdies die wenig freundlichen und konlanten Formen jener Küstenbewohner. Man kann sich nicht oft genug eines Lächelns erwähren, wenn die selbstsüchtigen Eingeborenen mit seltener Naivität erklären, daß sie den Heilbedürftigen etwa wie „einen guten Strand" betrachten, der zunächst gehörig ausgebeutet werden muß. — Bedauernswerth dagegen ist deren Benehmen gegen hochherzige Ausländer, die Hundert Tausende zum allgemeinen Besten ihrer Heimath für gemeinnützige Bauten und Spaziergänge verwenden und denen in diesem uneigennützigen Streben die unglaublichsten Schwierigkeiten in den Weg gelegt werden.

Als Muster eines solchen, den civilisirten Bedürfnissen genügenden Sommeraufenthaltes braucht man eben noch nicht den raffinirten Luxus von Baden-Baden ꝛc. vor Augen zu haben. Das bleiben Spielbäder, deren „habitués", kosmopolitische Abenteurer, pariser und londoner Courtisanen sind, an deren Gegenwart uns nichts gelegen ist. Aber was aus einem Kurorte sonst geschaffen werden kann, hat uns ein organisatorisches Talent, Graf Luxburg in Kissingen practisch bewiesen. Alle Einrichtungen, Maßnahmen und Vorschriften tragen entschieden das Gepräge des Soliden und Zweckmäßigen. Man merkt sogleich die entgegenkommende Absicht, dem Fremden in jeder Weise nützlich und gefällig zu sein und demselben den Aufenthalt so angenehm und erfolgreich wie möglich zu machen. Behörden und Bevölkerung wetteifern in dem wohlwollenden Bestreben dem Kurgaste zur Liebe zu leben. Sollten die in den großen Weltbädern gemachten reichen Erfahrungen nicht den besonderen Lokalverhältnissen angemessen werden können? Giebt es nicht bei uns in Berlin fachwissenschaftliche Männer wie der bekannte Balneologe Dr. Hellfi, der sicherlich mit seinem vielseitigen Rath zur Hand sein dürfte. Allerdings die Weihe würde ein preußisches Bad erst erlangen, wenn eine hohe Person so gnädig sein wollte, dasselbe mit ihrer Gegenwart zu beehren. Die Sonne

Digitized by Google

ist aber noch von kleineren Gestirnen umgeben. Man stelle sich daher ein Rendez-vous der Gesellschaft während des Sommers vor. Auch die Diplomatie aus der Residenz sowohl, wie aus den übrigen deutschen Staaten und Stäätleins wird bald ihren Einzug halten. Man vergleiche in den zwanziger Jahren das rasche Emporblühen von Dieppe durch die Anwesenheit von „Madame". Ermunterungen an Hôteliers, Restaurants und Cafétiers, zumal wenn sie von gewisser Seite kämen, würden ihre Wirkung nicht verfehlen. Und eine Militärmusikkapelle, wie wir sie in Rastatt besitzen, könnte unter Umständen auch wohl nach Wollin kommen. Endlich würden Ankündigungen und eingehendere Beschreibungen in den Feuilletons süddeutscher Blätter das Ihrige thun.

Ich glaube doch, daß diese unter aller Reserve gemachten Andeutungen und zwar in Hinblick auf den dem Vaterlande zufließenden Gewinn immerhin einige Beachtung verdienen dürften.

Was ich im Anfange meines Briefes in Betreff der Massenvertretung der Preußen sagte, findet die gleiche Anwendung auf die beiden im „Bilaer Grunde" liegenden Kaltwasserheilanstalten „Königsbrunnen", wo im Ganzen 177 Personen, und „Schweizermühle", wo 192 Kurgäste sich befinden. Als ich am letzten Freitag von Königstein durch jenes schöne Thal fuhr, prangte auf einem der herrlichen Landhäuser bei der schweizer Mühle ein preußisches Banner in der Mitte mit dem schwarzen Adler. Den folgenden Tag schon meldeten die „Dresdener Nachrichten", die nämlich einen Ausrottungskrieg gegen Preußen in Sachsen für populär halten, wörtlich Folgendes: „Unter mehreren Gästen des Bades Königsbrunn unweit Königstein befinden sich auch mehrere Preußen, welche den Restaurateur in dem Bade energisch veranlaßten, vor dem Hause der Badeanstalt eine Fahne mit den preußischen Farben aufzuhissen. Der Restaurateur sah von diesem Verlangen ab, denn da sich gleichzeitig viele Oesterreicher vorfinden, hätte er, um auch diesen gerecht zu werden, auch eine österreichische Fahne anbringen müssen. Da erblickte man vor einigen Tagen zur Verwunderung hoch oben auf einem dem Bade gegenüberliegenden Felsen ein großes preußisches Nationalbanner mit der Inschrift: „„Es lebe Se. Majestät, der König von Preußen."" Weil nun dieser Felsen in den Bezirk der Festung Königstein gehört und das Aufstecken ohne vorhergegangene Genehmigung geschehen, wurde nach Verlauf einiger Tage die Fahne durch beorderte Soldaten von der Festung Königstein entfernt. Dem Vernehmen nach hat ein Berliner Kaufmann die Kosten zur Anschaffung dieses Banners hergegeben und in Gemeinschaft mit einem Lehrer aus Graudenz auf dem Felsen aufgepflanzt."

Allerdings eine gewaltige Aufgabe für die sächsische Armee. Aber dasselbe Blatt geht in seiner „Wochenschau" vom Montag noch weiter, gegen die Uebernahme Lauenburgs von Seiten des verhaßten Preußens energisch Protest einzulegen, weil — wie dort gedruckt zu lesen ist — „sächsische Soldaten Lauenburg befreit haben." In der Ihnen bereits in meinen früheren Briefen mitgetheilten verbissenen Stimmung dieses Journals wird nun die Gasteiner Uebereinkunft kritisirt und Oesterreich ohne Unterlaß auf Preu-

Digitized by Google

ßen gehetzt. Auch die „Bohemia", welche Preußen „sein zweites Ollmütz" prophezeite, ringt schmerzensvoll die Hände:

„Es wurde hie und da die Verwunderung darüber geäußert, daß Preußen nicht auf der entgegengesetzten Theilung bestanden und Holstein für sich reclamirt habe, da doch Kiel zu Holstein gehört, die Augustenburgische „Nebenregierung" ihren Sitz dort hat und eben in der holsteinischen Bevölkerung das größte Hinderniß gegen die preußischen Annectirungspläne zu bekämpfen ist. Man staunt, daß Preußen die Hand aus diesem Lande zieht und die Möglichkeit aufgiebt, die gegnerische Strömung aufzuhalten. — Indeß bei einer näheren Betrachtung der Dinge nehmen diese sich etwas anders aus. Wenn auch Preußen auf die Regierung in Holstein verzichtet und seine Truppen aus dem Herzogthume abberuft, so bleibt es doch im ungestörten Besitze des Kieler Hafens, übt daselbst das Commando und die Polizei, hat das Recht Marine-Etablissements und Befestigungen dort anzulegen und zur Besatzung und Bewachung derselben Marinetruppen und Mannschaften in Kiel und Umgegend einquartiert zu halten. Nicht genug daran, daß Preußen auch das Recht, zwei Militärstraßen durch Holstein zu behalten, über einen Telegraphendraht von Kiel bis Rendsburg zu verfügen, seine eigene Post durch Holstein gehen zu lassen und den Nord-Ostsee-Canal durch das holsteinische Gebiet zu führen. Bei aller Verzichtleistung auf die Regierung in Holstein behält also Preußen noch immer einen Fuß darin, während es in Schleswig seine Regierung unbeschränkt ausüben kann, ohne von Oesterreich in irgend einer Richtung behindert zu werden. Preußen hat also bei der Theilung keineswegs den Kürzern gezogen; es genießt im Gegentheil namhafte Vortheile und Concessionen in Holstein, denen kein Aequivalent in Schleswig zu Gunsten des andern Theiles gegenüber steht.

„Dazu kommt noch ein wichtiger Umstand. Holstein ist Bundesland, Schleswig nicht. In Holstein hätte Preußen allenfalls bei seinen Regierungsnahmen eine Einsprache des Bundes zu besorgen gehabt; in Schleswig ist dies nicht der Fall. Damit dürfte für die preußischen Plane viel gewonnen sein. Bei der schleswigschen Bevölkerung hat bekanntlich der Gedanke eines Anschlusses an Preußen weit weniger Opposition gefunden, als bei der holsteinischen. In Schleswig giebt es sogar eine nicht geringe Partei, welche diesen Anschluß offen predigt. Diese Partei wird sich fortan ungehindert verstärken und entwickeln können; und die preußischen Regierungskünstler müßten von ihrem überrheinischen Meister wenig gelernt haben, wenn es ihnen nach einiger Zeit ungehemmter Wirksamkeit nicht gelingen sollte, für den Fall des Bedarfs in Schleswig ein suffrage universel zu Gunsten einer Annexion an Preußen in's Werk zu setzen. — Nach den ersten kurzen Andeutungen, die über die Gasteiner Uebereinkunft laut geworden waren, mochte man glauben, daß Preußen auf seine Annectirungspläne verzichte, da es sich mit der Erklärung Kiel's zum Bundeshafen und Rendsburg's zur Bundesfestung begnüge. Jetzt, wo die Uebereinkunft vollständig vorliegt, zeigt es sich, daß jene Annahme eine allzusanguinische war. Kiel kann Bundeshafen und Rendsburg Bundesfestung werden, ohne daß damit Preu-

Digitized by Google

ßen seinen Ansprüchen und Projecten auf die Herzogthümer entsagt. Auch möchte es uns fast scheinen, als ob Preußen damit, daß es die Erklärung des Kieler Hafens zum Bundeshafen in Antrag zu bringen versprach, sich eben nur die Möglichkeit eröffnet hat, mit seiner Marine daselbst verbleiben zu können. Nachdem es die Ausübung der Hoheitsrechte in Holstein an Oesterreich abtritt, hätte es consequenter Weise auch den Kieler Hafen räumen sollen; das mochte es aber nicht und so mußte denn ein Modus gefunden werden, bei welchem die preußische Marine unter allen Umständen in Kiel zu verbleiben ihre Berechtigung findet; und dies ist eben der Fall, wenn Kiel ein Bundeshafen wird.

Mittlerweile bevor all' die weitreichenden Plane der preußischen Politik zur Reife gelangen, hat Herr v. Bismarck die Genugthuung, durch die Gasteiner Uebereinkunft einen kleinen Anfang von Annexion gemacht zu haben. — Die Geldentschädigung, welche Oesterreich erhält, beträgt, da ein dänischer Reichsthaler 22½ Silbergroschen oder 1 fl. 12½ Nr. gilt, 1,875,000 Vereinsthaler oder 2,812,500 fl. Oestr. Währ. Man kann also — wie bei der Theilung des Condominiums in Schleswig-Holstein — auch betreffs Lauenburgs nicht sagen, daß Oesterreich den Löwenantheil erhalten. Abgesehen davon, daß die Lauenburger vielleicht erst recht anfangen werden sich als Preußen zu fühlen, wenn die dritthalb Millionen dänischer Rixdaler längst wieder ihren Weg aus den österreichischen Cassen werden herausgefunden haben."

Auch die sonst so aufgeblasene „Constitutionelle Zeitung" resignirt in Nr. 198 vollständig. Seit Gastein keift sie vielmehr gegen Oesterreich: „Oesterreich ist nicht einmal der Staat, sich zum Haupte der Mittelstaaten zu machen. Vermöchte er das, so wäre es längst geschehen, denn jetzt ist dazu bereits der Zeitpunkt vorüber, die Mittelstaaten haben politisch abgedankt, das hat der Verlauf und die Wendung der schleswig-holsteinischen Frage bewiesen. Sie sehen nur noch ohnmächtig zu" . . . Aber die unter der Verantwortlichkeit der Königlichen Inspection stehende „Leipziger Zeitung" sucht durch Abdruck aus englischen und französischen Zeitungen die Eifersucht Oesterreichs auf Preußen anzufachen. Ja mit sichtlichem Behagen wiederholt sie auch die Zornesausbrüche eines französischen Blattes über den unglücklichen Ausgang des bonnenser Privatstreites. Sie schließt sich sofort den Franzosen an, das ganze Preußenland für jenen einen beklagenswerthen Zufall verantwortlich zu machen. Gelingts demnach nicht mit Oesterreich, so soll am Ende Frankreich „das Haupt der Mittelstaaten" werden.

Druck von A. Paul & Co. in Berlin, Kronenstraße 21.

Digitized by Google

Eine Verwaltungs-Aufgabe in Schleswig.

Wir sehen schon die administrativen Theoretiker über Lauenburg und Schleswig herfallen; wir hören sie schon den Satz verkünden, daß beide Herzogthümer recht eigentlich zu dem Zwecke in unsere Hände gerathen seien, damit das Preußische Organisationstalent sich glänzend an ihnen bewähren möge. Hat aber der liebe Gott wirklich nur die Eine Absicht mit uns und den Herzogthümern gehabt, daß aus dem Pulverdampf vom Sundewitt eine Schablone hervorgehe, die nördlich der Eider neu überstrichen werden solle, nachdem sie bei uns ziemlich lückenhaft und rissig geworden? Das Sprüchwort sagt: wem Gott ein Amt giebt, dem giebt er auch Verstand. Möge man das Sprüchwort dahin ausweiten, daß Gott demjenigen einen neuen Verstand gebe, dem er ein neues Amt zuweist. Einen neuen Verstand erhalten, heißt in die Lehre gehen; ein neues Amt erhalten, heißt neue Erfahrungen sammeln. Zeigen wir also das Noble unseres Sieges, bekunden wir den Dank für die Wohlthaten, die uns zugefallen, indem wir nicht den Schleswigern gegenüber sagen: „Ihr müßt von uns lernen," sondern indem wir offen gestehen, daß wir an den Schleswigern und in Schleswig ebenfalls Vieles zu lernen haben. Die heutige Zeit ist die Zeit der Reform. Gut, sei dem so. Aber wir sind nicht blos dazu da, um Andere zu reformiren, vielmehr können wir auch selber die Reform vortrefflich für uns brauchen. Mit dem Lichte, welches das neue Amt in Schleswig uns aufsteckt, wollen wir unsere heimische Administration beleuchten, und an den Erfahrungen, die wir in Schleswig machen, wollen wir unsere häusliche Verwaltungsmethode prüfen.

Wir könnten Schleswig hübsch in gleichmäßige Kreise theilen, ach ja, und wir könnten auch aus lauter Fortschritts-Sympathie ihm die ganze Herrlichkeit der Kreisrichter schenken, wir könnten dort bureaukratische Collegien errichten; es würde weder an Steff noch an Feder, Dinte und Papier fehlen, um die lange vernachlässigten Eingeborenen täglich mit einer Verfügung zu beglücken. Wir könnten ihnen zugleich die unfehlbar eintreffende Zusage machen, daß die gebildeten, geschulten, Alles in das rechte Fach bringenden und an den rechten Paragraphen weisenden Verwaltungs-Herren nach kurzer Frist sich als liberale Candidaten entpuppen dürften, die nicht anstehen würden, den Schleswigern freisinnige Wahlreden zu halten und die Regierung zu bekritteln, deren Theil sie sind. Das wäre gar nicht so schwer, die Fabrik für dergleichen Maschinerien ist fix und fertig, die Lobposaune, welche die civilisatorische Mission Preußens der Welt verkündet, ist ebenfalls

Digitized by Google

noch nicht aus der Uebung. Und doch würden wir hiermit nicht der wahren Mission entsprechen, zu welcher wir uns an der Hand Schleswigs heranbilden sollen.

Daß ein Volk und seine Thätigkeit actenmäßig einregistrirt wird, ist gerade keine Glückseligkeit. Das Glück eines Volkes besteht in der Freiheit, und die Freiheit eines Volkes besteht darin, daß es sich innerhalb der Formen bewegt, die ihm geschichtlich geworden sind. Wir in Preußen haben unsere Freiheit verloren, seitdem uns das ungeschichtliche Paragraphenkleid angezogen ist. Ein Paragraphenkleid hindert selbst dann, wenn durch dasselbe die bestehende Gewohnheit und das Traditionelle in eine Formel gegossen wird. Jemand hat die Gewohnheit gehabt, täglich um Punkt zwölf Uhr zu essen, seine Familie hat stets dieser Tradition gefolgt und ist satt dabei geworden. Aber nun schlage man ihm eine häusliche Constitution an die Thür mit § 1 „Jeden Tag um 12 Uhr wird gespeist," so wird seine Seele und sein Magen gegen diese buchstäbliche Fixirung revoltiren. Er wird zum Grübler werden; in seiner Familie werden Fractionen entstehen, von denen die liberale Fraction behaupten wird, daß es besser sei, um ein Uhr zu speisen, während die anarchistische erklären wird, daß es gar nicht nöthig sei, Mittagbrod zu essen: — und bei dem doctrinären Streite wird eine allgemeine Verdorbenheit des Magens eintreten. So steht es schon mit dem Paragraphen, der dem Existirenden und Herkömmlichen Rechnung trägt. Wie es aber mit einem Volke wird, dem man ungewohnte Gewohnheiten auferlegen will, das erleben wir Preußen an uns selber zur Genüge. Unser constitutionelles Formeldasein hat uns zu einer Gesellschaft von Menschen gemacht, welche fortwährend aus der administrativen Beglückungsmaschine in die legislative Glücks-Anstalt und zurückgeworfen werden. Haben wir vormals über das Märchen von jener Mühle gelacht, in welche die alten Leute oben geworfen wurden, um unten als frischer Springinsfeld herauszuplatzen, so will die constitutionelle Doctrin an uns das Märchen wahr machen. Aber wir kommen da unten nicht als gesunde Gestalten sondern als gebrochene Wesen heraus, denen das constitutionelle Mühlrad die Knochen des Charakters zerquetscht und die Sehnen des Willens zerrissen hat. Die kräftigende Sonne des Königthums erreicht uns nur noch durch doctrinäre Nebel hindurch, da doch die königliche, Alt-Preußische Freiheit allein zur echten Wohlfahrt zurückführen kann.

Jedenfalls müssen uns diese Erwägungen bescheiden machen, daß wir nicht mit kecker Selbstgewißheit auf die Aufgabe losstürmen, die unser in Schleswig wartet.

Ueber dem Boden von Schleswig den Schein einer ungemeinen Thätigkeit entwickeln, dort ein administratives Gerüst aufschlagen und sämmtliche Balken und Bretter mit klugen Collegien bemannen: das wäre allerdings leicht in's Werk gesetzt. Aber es würde eben überbodige, oberflächliche Arbeit bleiben. An die Wurzel der Herzogthümer würden wir nicht dringen, denn die Wurzel erreicht man immer nur durch Sympathie. Man offenbare ein feines generöses Mitgefühl mit den Herkömmlichkeiten der Schles-

Digitized by Google

wiger und man wird den Quell der Zuneigung entdecken. Die armen Leute im Herzogthum sind seit Jahrzehenten genug mit Verordnungen heimgesucht worden, die Befreiung hatte für sie den Sinn, daß endlich der Verfügungsvulcan, der immer neue Asche über sie streute, verstopft werden möge. Sie werden sich in der That befreit fühlen, wenn sich nicht der Mund eines neuen Vulcans dieser Art öffnet. Inmitten der verschiedenartigsten Maßregeln, welche bald vom Süden bald vom Norden die Schleswiger beschütteten, haben sie doch ihre alte Harden- und Städteverfassung bewahrt. Die Kunst, die göttergleiche Kunst wird nun darin bestehen, das Alte zu schützen und doch zugleich es so zu beleben und gangbar zu machen, daß bei dem Aufhören der Stockung und der mißtrauischen Verstocktheit die Schleswiger frisch zu athmen beginnen.

Für dieses neue Amt gehört nicht ein Collegium sondern ein genialer Mann, ein Dictator der conservativen Reform. In Schleswig können wir mit dieser einzig richtigen Art der Reform die Probe machen, von dort wird dann ein Schluß gestattet sein, in welcher Weise auch bei uns zu Hause die Arbeit des „Renovirens, welches ein Renoviren ist" — um mit Lichtenberg zu reden — in Angriff zu nehmen sei.

Das Duell.

(Fortsetzung).

Allerdings sind wir nicht Pantheist, weder heidnischer, noch christlicher (Mystiker). Allerdings haben wir so nicht einen Gott, der unter Sich keine Selbstständigkeiten duldet, so daß nichts ist und nichts etwas thut, es sei denn Er! — Es vertaucht bei uns nicht Alles in das eine Eine! Und so dehnen wir unser Gesagtes (man setze nur für Respect die geziemende Bezeichnung) auch auf die Beziehung aus zwischen Gott und Mensch. — Die ganze Schöpfung schon, wenn sie nicht blos ein Schein ist, sagt uns, daß dort Eines ist, Gott, und hier nicht dasselbe, sondern ein Anderes, das Geschöpf. Und das Andere wird als Anderes erhalten, sonst würde es nur das Eine sein und nicht ein Anderes, nur höchstens dessen Schein. Gott erhält Ihm gegenüber der Kreatur die Sphäre der Selbstständigkeit aufrecht, in der Er sie geschaffen hat. Wäre dem nicht so, Gott würde längst auf magischem Wege — und selbst in den Sacramenten betritt er diesen nicht — der Sünde ein Ende gemacht haben.

Hören wir jedoch, wie die innerlich fromme Betrachtung solche Dinge anschaut. Herr Professor Hengstenberg sagt: „wenn im Angesichte eines Gesandte, die Ehre seines Königs beleidigt wird, wenn der König ihm auf

Digitized by Google

legitime Weise unter Zuziehung der kompetenten Staatsbehörden Vollmacht giebt, für seine Ehre einzutreten, wenn die Obrigkeit des fremden Landes dem Kampfe freien Spielraum gewährt, so wird das auch als ein Krieg im Kleinen zu betrachten sein." — Noch ist gesagt, daß ein solcher Königlicher Horatier-Gladiator sagen könne: mit Gott, für König und Vaterland! was ein Duellant nie sprechen könne. — Man sieht, der Herr Professor sind wohl nicht in Germanien, sondern halb geboren im theokratischen Prinzip, halb im absolutistischen Codex eines Ludwig XIV., halb als antiker römischer Bürger und dann immer so weiter halb.

Wir konstatiren hiernach, daß ein Krieg pure für die persönliche Ehre statthaft ist, daß aber nur die Könige Ehre haben. Wir konstatiren, daß über die persönliche Ehren Reinigung erst beschlossen wird von den kompetenten Staats-Behörden. Wir konstatiren, daß der Fehler beim Duell ist, eine eigene Ehre zu haben, denn der Duellant kann nicht sagen, daß er für ein Anderes fechte (König, Vaterland); die Könige allein haben aber diese eigene Ehre, auch die **Sache** des Vaterlands scheint so eine eigene **Ehre** zu haben. Natürlich ist an anderen Orten ausgeführt, daß man (also mit Ausnahme der Könige) die persönliche Ehre bei den Menschen für die bei Gott dran geben solle.

Wo ist hier der Personalismus des Christenthums? Das Recht des Subjects? Wo hat es je zweierlei Christenthum gegeben für Könige und für das andere Kaff?

Wir haben gar nicht von der Ehre der Könige als singularer Personen, sondern als collectiver Personen gesprochen, wir sprachen vom Herren Frankreich, Preußen ꝛc. Aber auch diese haben kein anderes Christenthum als die singularen Personen der Herren N, M, O, P. — Der Unterschied, der obwaltet, besteht in dem verschiedenen Umfang und Inhalt der Berufe. Aber eben um willen dieses ungeheuer schwereren Pfundes, mit welchem die Herren Preußen u. s. f. zu wuchern haben, besteht für sie eine ungeheuer größere Verpflichtung — wenigstens wenn es nur einerlei Christenthum giebt — langsamer zum Krieg zu sein, als die Herren N, M, O zum Duell!

Vom Pfluge, aus der Werkstatt geholt, soll der Soldat, der nach der Idee allerdings nur den Einen Willen, das Eine Interesse des Herren Preußen oder Frankreich haben soll, thatsächlich aber vielleicht weder in diesem Willen noch Interesse ist, zum Krüppel geschossen ohne Versorgung zu seinem thatsächlich eigenen (und anderm) Willen und Interesse zurückkehren . . . ; man sieht, der Krieg macht reichlich von denjenigen Punkten Gebrauch, wo er mit dem Duell different ist.

Wir tadeln ihn um deshalb nicht, aber warum soll das Duell nicht Gebrauch machen von denjenigen Punkten, in denen es mit dem Kriege identisch ist?

Hätschelt man doch mit dem Kriege sich herum und doch weiß dieser sich unendlich viel weniger von der christlichen Sittlichkeit zu bewahren, als das Duell.

Digitized by Google

Kann ich deshalb den Krieg nicht tadeln, so habe ich doch äußerliche Frömmigkeit genug um nicht das Duell deshalb tadeln zu können. Müssen denn innerlich Fromme so entrüstet gegen das Duell sein, weil es nicht, wie der Krieg, die Leute zwingen will, sich mit Opium zu vergiften, weil es nicht mit gezogenen Kanonen den Feind auf eine halbe Meile zerschießt, der mit seinen Kanonen nur eine viertel Meile beherrscht, weil es nicht, die Position des Gegners hinterlistig zu überrumpeln, weil es, nach errungenem Siege, nicht sucht, auf Kosten des Besiegten sich überbezahlt zu machen.

Ist es denn gar so schlimm, sich ein gut Theil christlicher zu benehmen, als der Krieg. Man sieht wohl, daß der Verfasser ein Mann ist, der vor Gott steht und um die Wahrheit bittet, und nicht Einer, der seine Losungen von den Wünschen eines Standes empfängt. Wir gedenken so nicht, weder bellum noch duellum nach seinen mißbräuchlichen Ausartungen zu bemessen. Das sind diese ärmlichen Auseinandersetzungen, ob sich nicht Plünderung u. s. w., sich nicht Haß und Rache*) dort bei bellum, hier bei duellum unterbringen lasse.

Wir bemessen das Dings nach dem, was es aus seinem Prinzip, nicht darnach, was es gegen Prinzip mit sich führt.

Das Duell führt aus seinem Prinzip „die Rauferei" des Herrn Twesten nicht mit sich, aber der verschiedene Bildungszustand der Individuen kann dem Dinge, gegen sein Princip, gar Manches zuführen.

Anfangs dieses Artikels haben wir ausgeführt, wie der organische Verband der Vielheit der Menschen specifisch Neues, gegen das Individuum gehalten, dadurch gewinne, daß in ihm nicht der Mensch an sich verwendet sei, sondern er zusammengeschlossen mit seiner sächlichen Lebens-Condition.

Daher die Erscheinung, daß der Krieg sich nicht in der ethischen Höhe des Duells erhalten kann, sondern mit auf **sächlichen Interessen** rollt**).

---

*) Lassalle vor Jahren in Duell gefordert, lehnt prinzipiell ab. Lassalle später zu Haß erregt, fordert und wird erschossen. Dieser bloße Kampf ist kein Duell, denn er stammt gar nicht aus dem Duell-Geist, sondern aus dem Geiste: „Gehaßtes zu vernichten!" Auch Lassalle's Gegner zeigte insofern nichts vom Duell-Geiste, als er sich einem Manne stellte, der früher versagte.

Ein solcher ist für die Männer deutscher Ehre todt, kann nicht beleidigen, auch darf man ihn deshalb nicht kränken. Er wohnt ungeschichtlich und anachoretisch in der Einsiedelei seines Ich's, höchstens noch bei Mennoniten.

**) Marius beantwortete die Ausforderung eines Deutschen: „gelüste den Braven nach dem Tode, so könne er sich ja aufhängen!"

Franz I. beantwortete die Ausforderung Karl V.: „er wolle seinen Hofnarren schicken!"

Napoleon I. antwortete dem Admiral Sidney Smith: „er wolle ihm einen seiner Grenadiere senden!"

Mit solchen Lappalien pflegt man gegen das Duell zu beweisführen. In diesen Antworten liegt nichts Anderes als die Differenz von bellum und duellum.

Personen kämpfen im Kriege für bestimmte Sächlichkeiten, und ihr Verstand will nicht der Narr sein, das vergessen zu haben, und dafür einen Kampf um Persönliches unterzuschieben um das es sich nicht handelt.

Ganz so schieden Offiziere ihre Sachen auf bis nach beendeter Campagne, weil sie im Moment mit ihrer Person dem Kriegsherrn verpflichtet sind und die vaterländische Sache nicht beeinträchtigen dürfen.

Karl V. würdigte Franzens Antwort wohl.

Digitized by Google

Glücklich, wenn es sich dabei um Realitäten bloß handelt, nicht lediglich um Materielles. Das Duell aber (Horatier und Curiatier u. s. f. sind solches eben nicht) verfolgt nie einen materiellen Zweck, nie reale Rechte. — Wie schon unser erster Artikel sagte, verfährt das Duell an die Mitmenschen nur demonstrativ, um darzuthun, daß der Geist des Individuums so hohe sittliche Spannung habe, um mit Blut und Gut für den Bestand alles dessen einzutreten, was man auf Erden als das Gute und Rechte wisse.

Dies bildet einen Differenz-Punkt zwischen Krieg und Duell und ich urgire ihn hier für die innerlich Frommen, die das Duell verwerfen, weil es gar nicht in die Kategorie des Krieges zu bringen sei, mit dem sie sich einverstanden erklären.

Noch besteht da der doch nur scheinbare Differenz-Punkt, daß den Staaten zwar der Richterstuhl ideell und religiös-sittlich nicht fehlen sollte, aber doch thatsächlich noch fehlt, wohingegen die Duellanten ja thatsächlich ihre Obrigkeit haben.

Nur scheinbare Differenz, die bloß mit dem Worte Obrigkeit spielt. Für das, für welches das Duell eintritt, ist eben jene Obrigkeit nicht vorhanden, sie reicht in diesen Sphären in die eigene Obrigkeit bei Evangelischen nicht hinein.

Ja, wenn das Duell solche Dinge verfolgen wollte, auf welche der Staat hinlangt, wenn es, wie früher, noch jetzt gerichtliches Beweis-Mittel sein wollte (wie noch 1804 der Freiherr von Linsingen vom Reichstage verlangte, auf Tod und Leben den Kurfürsten von Hessen gegen ihn die Prätensionen verfechten zu lassen, so er auf Insberg mache) ja, wenn es nicht blos demonstrativ für den Werth der eigenen Person wäre, sondern materielle Zwecke verfolgen, reales Recht machen wolle, dann allerdings würde es in den Beruf der staatlichen Obrigkeit (auch z. B. wenn es Jemanden zum Duell zwingen wollte) eingreifen; und würde nicht blos für sich die innerste ideale Person ausgemarkt haben, in welche kein omnipotenter Staat hineingreifen darf, und für welche das Individuum selbst (unter Gott stehend) der einzige Markgraf ist. Daß nur allein das Christenthum dem Subject solche Verinnerlichung und Vertiefung, solch eine Kritik gegen das eigene Leben für den Geist, solch eine idealistische Höhe geben konnte, das ist wohl zu anerkannt, um ihm hier noch Breite zu gestatten. Das was die germanisch-keltische Unterlage für Gewinnung des

---

Als Franz ihm auf Königswort freies Geleit versprach, so fühlte Karl wohl, daß in diesem noch Krieg und Sächliches stecke, er erbat sich also gleichsam das vom Sächlichen ausgereinigte Edelmanns-Wort (Duell-Wort) und nun wußte er sich sicher.

Ludwig XIV., der Autonomes nicht dulden mochte, wüthete gegen Duellanten aus dem Adel, drang aber in der Armee auf das Duell.

Gustav Adolph, der entsetzlichen Duell Ausartung entsetzlich entgegentretend, erlaubte zwei Offizieren das Duell unter Bedingung: der Eine müsse bleiben, der Andere aber sollte dem Scharfrichter anheimfallen.

Als er dann einem verdienten Offiziere im Zorn 'mal eine Ohrfeige gegeben, und dieser spornstreichs über die Grenze von dannen ritt, eilte er nach und präsentirte dem Eingeholten Pistolen zur Satisfaction.

Alle diese kopflosen Kuriositäten sind niedlich anzusehen und beweisen nichts.

Digitized by Google

Duells hergegeben hat, würde dieses in seiner specifischen Gestalt nie haben erzeugen können. Diese Unterlage konnte nie so weit reichen, um dem individuellen Geiste jenen absoluten ewigen Werth zu geben, den er im Duell sich beilegte.

Unsere Vorfahren fochten nicht für diese luftige Ehre, sondern dabei für materielle Zwecke oder für reales Recht. Ein Don Quixote ist nur auf christlichem Boden möglich, und wie glücklich auch Cervantes die mögliche Lächerlichkeit eines so luftigen Standpunktes zur Anschauung gebracht hat, er konnte es, fast gegen Willen, nur erreichen, indem er ein tiefgreifendes Interesse für seinen Helden miterregte. Dank eben dem christlichen Hintergrunde, ohne welchen eine solche Figur undenkbar ist. Wollten doch die innerlich Frommen bemerken, wie das in der Oeffentlichkeit und Mündlichkeit maßgebende Geschrei gegen das Duell aus einem Lager stammt, das, den rein materiellen und realen Zwecken (namentlich dem „Genusse des lieben Fleisches") hingegeben, im Duell einen durch seinen Idealismus bestehenden Zusammenhang mit dem Christenthum wittert. — Das Duell richtet eine mit dem eigenen Fleische zu bezahlende Verantwortlichkeit auf, und das Fleisch will unverantwortlich genießen.

Es ist wundervoll, wie viele Menschen in die umgebende Welt blicken, und von deren mannigfachen ethisch-politischen und socialen Positionen nichts begreifen. „Sei ein wahrer christlich-germanischer Edelmann und schlage dich nicht!" und derweile ist es das den Begriff des Adels konstituirende centrale Merkmal, daß er sich schlage! — Es ist wie: „sei ein tapferer Soldat und reiße aus!". — Daß Krieg überhaupt das Centrum des Wesens des Adels sei und zwar Krieg in eigener Sache, dafür nur einige die keltisch-germanische Unterlage des Duells beleuchtende Worte.

„Freiheit ist Ehre, Ehre ist Krieg, Krieg ist Recht." Das die geschichtliche Unterlage, die sich, unter Hinzutritt christlicher Ideen, im Laufe der Zeit bis zum Duell umgewandelt hat.

Esqu. Gauvin ist Secundant eines Iren, der im Parlament einen englischen Lord gefordert hat. Dieser verweiset ihn an seinen Secundanten, der dort und dort zu finden sei. Wen findet er? Er sieht den Premier-Minister Palmerston und weiß nun, was die Glocke geschlagen hat. Der Streit soll auf den Sockel des objectiven Landesgesetzes gestellt werden, und Palmerston befragt Gauvin, wie er dazu komme „den Frieden der Königin" zu brechen? Diese komödiantenhaften Worte bewiesen, daß England bis heute als ein Flicken sich noch Worte bewahrt hat, so gänzlich ihres Sinnes entleert, daß man sie umwenden kann gegen ihren Ursprungs-Sinn.

Ja der edle Friede (nicht der Nicht-Krieg) war unsern Vätern das Wunder-Ei, in denen Freiheit, Ehre, Krieg, Recht befriedigt schlummerte. Da lagen die Einzel-Gehöfte unserer Vorfahren eingefriedet.

Wer den Frieden bricht, den Rechts-Bestand der Einsassen des eingefriedeten Hofes (den Frieden des königlichen Hofes), behandelt den Einsassen, als sei er ein wegschiebbarer Lappen, als sei er ein Mensch aus Schatten, durch den man nach bon plaisir hindurchschreiten könne. Ist er denn ein

Digitized by Google

Höriger, ein Leibeigener, ist er denn, immer für den Zweck des positiven Friedens, ein Mann ohne Waffe und Wehr, ohne Recht zum Kriege? So herb ist ihm die **Ehre** gekränkt. Er wird zeigen, daß er sich in seinem gekränkten realen Recht wiederherstellen kann mittelst Anwendung des ihm verbliebenen Grund-Rechts, des Rechts auf Fehde; so ist er ein Voll-Freier. Der Krieg, sein Recht, verbleibt ihm, verbleibt dem Gegner als dessen Recht, und weil Beiden der Krieg als Recht verbleibt, deshalb verbleibt ihnen auch als Recht die Friedens-Schließung. Hier setzt nun die zuschauende Volks-Gemeinde hülfreich ein, sie kann kein Zwangs-, kein Strafrecht haben gegen die, die mit der Fehde ja rechtlich handeln, aber den Frieden sucht sie zu vermitteln nach den Sitte gewordenen Normen der Präcedenz-Fälle.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Augustenburgischer Musterbeamter.

(Schluß.)

„Ich will aber meine Leser nicht länger bei diesem Inventar aufhalten, und füge nur noch wenige Bemerkungen hinzu. Von der Garderobe meiner Frau sind nur ein gelber Staubmantel und ein seidener wattirter schwarzer Frauenmantel, welcher letztere als caffabel weggehängt, inventirt, alle übrigen Kleidungsstücke, worunter namentlich fünf Kleider, müssen verschwunden oder unsichtbar gewesen sein. Ferner sind alle Victualien, welche sich im Vorrathskeller befanden, wozu Mortensen den Schlüssel hatte, und darunter namentlich 58 Flaschen feine Weine und circa 60 Pfund eingeschlagene Butter nicht aufgezeichnet — dagegen aber einige kleine Parthieen Schmalz, Butter, Grütze, Speck, Fleisch und Würste m. m., welche Victualien Herr Lübbes sich hat zutaxiren lassen. Wo Wein und Butter geblieben, darüber muß ebenfalls Herr Mortensen Aufklärung geben können. Meine Frau hat nämlich die Anordnung getroffen, daß alle Victualien dem Gastwirth Wüstenberg ausgeliefert und von ihm in Empfang genommen werden sollten, aber Herr Mortensen widersetzte sich der Ausführung dieser Anordnung auf das Bestimmteste. Was ihn zu einer solchen Einmischung in meine Angelegenheiten berechtigte, darüber kann nur er selbst Aufklärung geben.

Weil wir befürchtet hatten, daß nach dem Einmarsch fremder Truppen die Communication mit den benachbarten Städten gehemmt werden könnte, hatte meine Frau dafür gesorgt, daß ihre Vorrathskammer und ihr Gewürzschrank auf längere Zeit versehen worden. Die für Kaffe, Puderzucker und Gewürze bestimmten Räume waren reichlich versehen worden, Stearin- und

Digitized by Google

Talglichte, sowie Grütze und Mehl in hinreichender Quantität vorhanden, auch eine Kiste weiße Seife noch nicht angerührt. Sämmtliche diese Gewürze und Colonialwaaren läßt Herr Lübbes sich für 3 Rthlr., 6 Bütten mit Mehl für 3 Rthlr., 1 Krucke mit Erbsen für 1 Rthlr. und Butter für 2 Rthlr. 64 ß. zutaxiren. Von Seife und Lichte ist gar nicht die Rede. Ob ich zu solcher Uebertragung meine Zustimmung geben werde, darnach wird nicht gefragt, obwohl wenigstens Kaffe, Zucker, Seife und Lichte nicht verderben, wenn sie liegen bleiben.

Endlich geht man zur Untersuchung einiger meiner Privatpapiere über, welche man in zwei Blechkapseln findet, bemerkt aber dabei nur:

Documente von Werth sind nicht vorgefunden. Und dennoch zeigt es sich später, daß Herr Lübbes im Besitz zweier mir gehörigen Wechsel auf resp. zwölf- und fünfhundert Reichsthaler, und einer meinem Sohn gehörigen Obligation auf sechs hundert und funfzig Reichsthaler ist. Wo, wie und wann ist er in den Besitz dieser Werthdocumente gekommen? Warum sind sie nicht mitinventirt? Und wo waren sie am Tage der Inventur? Als ich weggeführt wurde, lagen die beiden Wechsel in einem der im Inventar erwähnten blechernen Kasten, neben einigen Erwerbsdocumenten, Policen und andern Documenten, und die blechernen verschlossenen Kapseln lagen in einem für amtliche Gelder bestimmten, mir eigenthümlich gehörigen, verschlossenen eisernen feuerfesten Geldkasten. Wie sind die obengedachten Wechsel herausgekommen, und wann sind sie herausgekommen? Dies muß vor der Inventur geschehen sein, sonst wären sie bei diesem Geschäft vorgefunden worden. Es geht aber aus dem Umstande, daß sie bei der Inventur nicht gefunden sind, unwiderleglich hervor, daß der eiserne Kasten, in welchem die beiden Kapseln lagen, und wenigstens der eine dieser Kapseln, vor der Inventur eröffnet gewesen ist. Und da Herr Lübbes im Besitz der herausgenommenen Wechsel nach der Inventur gefunden wird, kann und wird er, der angeblich die zuverlässigsten Zeugen ferngehalten hatte, darüber Aufklärung geben müssen, wann und von wem die Oeffnung in der Zwischenzeit vor der Inventur vorgenommen worden.

Erst im Sommer 1864 erfuhr ich zufällig, daß ein gewisser Schlächter Oelerich in Fleckeby, nicht etwa zum Administrator meiner Landwirthschaft, wohl aber zum Aufseher über die mir gehörigen Sachen ernannt sei. Aber desungeachtet ist weder dieser, noch überhaupt ein Vertreter meiner Person, noch ein Gerichtsschreiber, bei Errichtung des Inventars zugezogen worden. Der auf Vorschlag der Kaufleute Mortensen und Lange durch zwei Bauervögte der Hüttener Harde gewählte Hardesvogt Lübbes, der sich selbst eigenmächtig in den Besitz meines Vermögens gesetzt hatte, und der die Verwaltung selbst übernahm, leitete allein das Geschäft, ohne sich dadurch geniren zu lassen, daß er mir gegenüber als Partei erscheinen würde und im hohen Grad selbst betheiligt sei. Kömmt Einem nicht unwillkürlich hier der Gedanke, daß Herr Lübbes gemeint, wie er vielleicht gehofft habe, daß ich nie mehr auf freien Fuß kommen werde? Es kümmert mich jetzt nicht, wie es um die öffentlichen Gelder und Documente der Hardesvogtei steht,

Digitized by Google

aber erstere hat er auf die nämliche leichtsinnige Weise wie mein Eigenthum selbst in Besitz genommen, und den Kasten mit den öffentlichen Documenten will er erst mehre Wochen nach Aufnahme des Inventars unter einem Tisch in der Arbeitsstube unverschlossen gefunden haben.

Das Inventar vom 9. Februar 1864 ist lediglich eine Charteke, so mangelhaft aufgenommen, daß es unmöglich ist, daraus auch nur annäherungsweise zu ermitteln, welche mir gehörigen Effecten sich zur Zeit der Errichtung desselben im Besitze des Herrn Lübbes befunden haben.

Aber einer Hoffnung hatte ich mich und wohl mit einigem Recht hingegeben, der nämlich, daß die in dem sogenannten Inventar verzeichneten Sachen, soweit Herr Lübbes nicht für gut befunden hatte, sich dieselben zum eignen Gebrauch zuzutaxiren, unter der Obhut dieses Beamten sicher aufgehoben wären. Aber auch dies ist nicht der Fall; vielmehr entnehme ich aus einer Vergleichung der später mir zugekommenen verschiedenen Bohlsregister mit dem Inventar, daß von den in diesem verzeichneten Sachen eine große Menge verschwunden sind, namentlich sämmtliche Oberkleider meines Sohnes bis auf eine alte Hose, mehre zur Garderobe meiner Frau gehörigen Kleidungsstücke, sowie Bett- und Leinenzeug, wie Küchengeräth verschiedener Art; aber ich vermag darüber erst eine genaue Angabe zu machen, wenn ich entweder die noch in Lübbes Gewahrsam befindlichen Sachen oder ein genaues Verzeichniß über dieselben empfangen haben werde.

Schon im vorigen Sommer sandte ich Herrn Lübbes ein Verzeichniß derjenigen Sachen, welche ich in natura zu behalten wünschte, mit dem Auftrage, mein gesammtes übrige Mobiliar sowie meine dort vorhandenen Effecten öffentlich zu verkaufen, ersuchte auch zugleich einen Freund, die Sachen für mich in Empfang zu nehmen und die Verpackung und Absendung derselben zu besorgen. Dieser fand sich auch zu solchem Zweck in Fleckeby ein, Herr Lübbes erhob aber Schwierigkeiten in Betreff der Auslieferung. Es fand sich bei dieser Gelegenheit, daß er meine Sachen noch immer benutzte. Vierzehn Tage später erhielt ich von Herrn Lübbes eine Mittheilung über den Empfang meines Schreibens. Er ging willig auf die Verauctionirung des entbehrlichen Theils meines Mobiliars ein, erzählte mir zu meiner Benachrichtigung, daß der Pöbel am 4. und 5. Februar in meinem Hause arg gehaust und Aexte und Beile in Bereitschaft gehabt habe, sowie daß er für verkaufte Movenstien, größtentheils aus dem Stallgebäude, 2303 Mk. 6½ ß. Crt. für mich im Deposito habe, bedauerte aber zugleich, daß er die von mir reservirten Sachen nicht ausliefern könne, weil es *scheine*, als ob aus meiner Amtsführung noch Zahlungen zu leisten wären; auch äußerte er die Befürchtung, daß über kurz oder lang arrestatorische Verfügungen kommen könnten, und daß namentlich ein Höcker Otto schon aller Orten viel Aufhebens gemacht, und einen Arrest auf mein gesammtes Hab und Gut beantragt habe, womit derselbe indeß zurückgewiesen worden. Es sei aber nicht zu beurtheilen, fügte Herr Lübbes hinzu, welche Schwierigkeiten dieser Mann noch machen könne.

Digitized by Google

Man kennt Cecils geheimnißvolle Mienen,
Wenn er auf Staatsverbrechen Jagd gemacht.

Es ward mir sofort klar, daß es nur darauf abgesehen war, mir Schwierigkeiten zu bereiten; denn einmal konnte ich rechtlich nicht verpflichtet sein, dem Herrn Lübbes Zahlungen aus meiner Amtsführung zu leisten, da ich nach den stattgefundenen Vorgängen selbst meiner legitimen Regierung gegenüber jeder Verantwortlichkeit enthoben sein mußte: dann war das Zurückhalten meiner Sachen aus Furcht vor arrestatorischen Maßregeln juristischer Unsinn, und endlich war der vermeintliche Anspruch des Höckers Otto, desselben, der an der falschen Denunciation, welche die Verhaftung meines Sohnes zur Folge hatte, sich betheiligt, der am 3. Februar meinem Sohn in's Gesicht gesagt, daß er mit Mehren kommen werde um die Casse zu untersuchen, und der an den folgenden Tagen sich bei der Plünderung betheiligt hatte, vollkommen lächerlich: indem ich den Herrn Lübbes darauf aufmerksam machen konnte, daß er bei den beteffenden Acten die vollständigste Quittung des Höckers Otto finden werde. Beiläufig gesagt, betraf übrigens der Anspruch, den der Höcker Otto wider mich erhob, nur eine Summe von reichlich ein Hundert Mk. Crt., und da Herr Lübbes mehr denn 2000 Mk. Crt. für mich in Deposito hatte, konnten die Schwierigkeiten, welche er von Seiten Otto's befürchtete, nicht der Art sein, daß sie die Auslieferung meines Mobiliars zu verhindern im Stande sein könnten.

Aus den von Herrn Lübbes mir mitgetheilten Notirungen über vermeintlich von mir aus meiner Amtsführung zu leistende Zahlungen entnahm ich, wie eifrig mein Nachfolger im Amte sich um meine Angelegenheiten bekümmert hatte, denn der größere Theil der angeführten Pöste rührte aus persönlichen Verhältnissen her und betraf Gelder, welche mir persönlich zum Belegen oder zu anderen Zwecken anvertraut waren, welche mithin nicht als fehlend bezeichnet werden konnten. Ich konnte solche Pöste willig anerkennen, wies den Betrag derselben sofort zur Auszahlung an, und entfernte auf solche Weise das Bedenken des Herrn Lübbes, soweit es in diesen Pösten seinen Grund hatte.

Aber Herr Lübbes erhob Ansprüche, denen ich nicht genug thun konnte, und es scheint ihm nur darum zu thun gewesen zu sein, einen Grund zu finden um meine Mobilien zurückzuhalten, namentlich wohl deshalb, weil er selbst Gebrauch dafür haben mochte. Herr Lübbes wollte nämlich Mangelspöste aus Geschäften entdeckt haben, welche schon vor mehren Jahren erledigt waren, wo jeder zur Masse gehörige Schilling vertheilt war, und wo sämmtliche Betheiligte dem Gerichte definitive Quittung ertheilt hatten. Daß ich solchen Zumuthungen nicht entsprechen konnte, wird jeder begreiflich finden, wie ich mich denn überhaupt nicht einmal berechtigt halten konnte, dem Herrn Lübbes als Quasi-Beamten der unter fremden Eroberern eingesetzten Auctoritäten über meine frühere Amtsführung irgend wie Aufklärungen zu geben.

Von dem Umstande, daß nach dem Amtsantritt des Herrn Lübbes ein Inventar errichtet, und daß von ihm Auctionen über mir gehörige Effecten

Digitized by Google

abgehalten worden, hatte ich bald nach meiner Ankunft hierher (nämlich nach Copenhagen) Kunde erhalten; aber meine Anträge an Herrn Lübbes um Mittheilung dieser Actenstücke, sowie um Auskunft darüber, in welcher Qualität der Kaufmann Mortensen am 4. Februar in meinem Hause fungirt habe, blieben unbeantwortet; es schien dem Herrn Lübbes nicht nothwendig, daß ich davon Kunde erhalte, wie mit meinem Vermögen gewirthschaftet worden, es schien ihm vielmehr vollkommen zu genügen, wenn nur er solches wisse: denn ich blieb ohne alle Antwort.

Als endlich am 30. October 1864 der Wiener Friede abgeschlossen und sobald derselbe ratificirt war, wandte ich mich an die oberste Civilbehörde des Herzogthums Schleswig und stellte den motivirten Antrag, es möge dem constituirten Hardesvogte Lübbes aufgegeben werden, folgende Instrumente mir unverzüglich zuzufertigen, nämlich:

1. Abschrift des nach seinem Amtsantritt über das vorgefundene mir gehörige Mobiliar aufgenommenen Verzeichnisses.

2. Abschrift des Auctionsregisters über verkaufte Kühe, m. m.

3. Abschrift des Auctionsregisters über die verkauften mir gehörigen Pferde, Pferdegeschirre, Wagen, Ackergeräthschaften, m. m.

4. Abschrift des Auctionsregisters über den für mich im September Monat verkauften Theil meines Mobiliars.

5. Ein genaues Verzeichniß über diejenigen Sachen und Gegenstände, welche er selbst aus dem mir gehörigen Eingut an sich genommen und für sich verwendet habe, in sofern solche Sachen nicht auf öffentlicher Auction erstanden wären.

6. Eine Abschrift des aufgenommenen Taxationsinstruments über die von ihm zu vergütende Aussaat im Lande, nebst Dünger m. m., eventualiter eine gewisse Angabe in dieser Hinsicht.

Endlich bat ich

7. es möge dem Herrn Lübbes zu erkennen gegeben werden, daß er der Auslieferung meines noch in seinem Gewahrsam befindlichen Mobiliars an mich kein Hinderniß in den Weg zu legen habe.

Ob in Veranlassung dieses Antrages oder ohne solche Veranlassung vermag ich nicht zu sagen, aber Thatsache ist, daß mir am 30. November 1864 die sub pass. 1 bis 4 genannten Abschriften zugesandt worden, während ich ad pass. 5 ein höchst mangelhaftes Verzeichniß und über das sub pass. 6 erwähnte Instrument gar keine Aufklärung erhielt.

Da mir von der obersten Civilbehörde keine Mittheilung wurde, obgleich ich derselben einen Acteuprocurator namhaft gemacht hatte, mußte ich vorläufig die Sache auf sich beruhen lassen, indem auch der nahende Winter der Ueberlieferung meines Mobiliars Hindernisse in den Weg legte.

Dagegen ließ mein Sohn seine in Fleckeby zurückgelassenen Sachen, namentlich seine Garderobe sowie einen Kleiderschrank und eine Commode sich im Spätherbst v. J. zusenden; aber er erhielt von seinen Sachen wenig mehr als die beiden Mobiliarstücke, eine Jagdflinte mit Jagdtasche und einige Wäsche, und zwar, statt seiner fast neuen Hemden, die obenerwähnte

Digitized by Google

in der Schieblade des großen eichenen Schrankes inventirte alte cassirte Wäsche. Im sogenannten Inventar finden sich von der Garderobe meines Sohnes verzeichnet: vier Röcke, drei Paar Hosen, drei Westen, m. m. Diese Kleidungsstücke sind mithin bei der Inventur vorhanden gewesen, und von Herrn Lübbes in Gewahrsam genommen. Mein Sohn empfing indeß keine Röcke, keine Westen und nur wie gesagt eine alte Hose, welche wahrscheinlich ihrer abstechenden Farbe wegen keinen Liebhaber gefunden hatte. Ich bin nun weit entfernt zu glauben, daß Herr Lübbes die Kleider meines Sohnes an sich genommen und benutzt habe, obgleich die wenigen Gegenstände, welche er bekam, deutliche Spuren an sich trugen, daß sie gebraucht waren, und namentlich ein Hut, welcher neu zurückgelassen war, ganz abgetragen hier ankam, und obgleich Herr Lübbes dies mit demselben Rechte hätte thun können, als er einige meiner, dem Verderb nicht unterworfenen, Sachen ohne meine Zustimmung für sich verwendet hat; aber es geht aus dem Verschwinden dieser Kleidungsstücke hervor, mit wie wenig Gewissenhaftigkeit Herr Lübbes fremdes Eigenthum, in dessen Besitz er sich ohne irgend welchen Rechtstitel gesetzt, verwaltet hat. Mit den Effecten meines Sohnes sandte Herr Lübbes mir einen Wanderstab, und er kann dies nicht in der Meinung gethan haben, daß derselbe meinem Sohn gehörte, denn derselbe war aus meiner Stube genommen, wo Herr Lübbes ihn verschiedentlich gesehen und seine Süffisance gerühmt hat.

Am 3. März d. J. machte ich dem Herrn Lübbes mit Beziehung auf den Artikel XIX. des Wiener Friedenstractats die Anzeige, daß ich mein in seinem Gewahrsam befindliches Mobiliar, sobald die Schiffahrt wieder eröffnet worden, hieher abzuführen beabsichtige, indem ich meine Eigenschaft als dänischer Unterthan nicht aufzugeben gedenke. Ich fügte hinzu, wie ich annehmen zu dürfen glaube, daß nach den durch den ratificirten Tractat veränderten Verhältnissen sein früheres Bedenken wegen Auslieferung meiner Effecten beseitigt sein werde, und ersuchte ihn, falls wider Erwarten der Auslieferung meiner Effecten Hindernisse im Wege stehen sollten, solches mir anzuzeigen, damit ich die in solchem Fall mir dienlich scheinenden Schritte werde unternehmen können.

Umgehend erhielt ich die Empfangsanzeige mit der Bemerkung, daß mein Schreiben an das Amthaus eingesandt sei.

Am 13. April d. J. empfing ich durch meinen, der obersten Civilbehörde namhaft gemachten, Actenprocurator eine Mittheilung des Hüttener Amthauses vor Gottorff, dem 3. selbigen Monats, woraus ich entnehme, daß man, allen erwähnten Vorgängen zum Trotz, beabsicht wegen etwaniger Mangelspöste mich verantwortlich zu machen.

Es geht nämlich daraus hervor, daß die Hardesvögte Block und Römer in Schleswig von der schleswig-holsteinischen Landesregierung beauftragt worden, die aus meiner Amtsführung herrühren sollenden Mangelspöste durch eine bezügliche Untersuchung festzustellen, und es unter Berücksichtigung der nach den Angaben der Hardesvogtei zu Fleckeby vorhandenen Deckungsmittel zu ermitteln, ob das erwähnte Mobiliar schon jetzt an mich

Digitized by Google

ausgeliefert werden könne, sowie auch eine Vermittelung der im Uebrigen zwischen mir und meinem Amtsnachfolger bestehenden Differenzen zu versuchen.

Um die Sache zu beschleunigen, machte ich bereits am 18. April d. J. die Herren Block und Römer mit den zwischen mir und meinem Amtsnachfolger obschwebenden Differenzen bekannt, nahm ihre Vermittelung bereitwillig an, und erklärte am Schlusse meines Schreibens, daß, sowie ich hoffe und wünsche, es möge ihren Bemühungen gelingen, die gedachten Differenzen auf gütlichem Wege zu erledigen, so würden sie mich stets bereit finden, billigen Vorschlägen Gehör zu geben.

Zur Wahrung meiner Gerechtsame in Betreff der Verantwortlichkeit, welche man mir wegen vermeintlicher Mangelspöste aufzubürden im Begriff stand, fand ich mich schon aus dem Grunde, weil ich aller Mittel zu meiner Vertheidigung beraubt bin, und heutige schleswigsche Auctoritäten zur Anordnung von Untersuchungen über meine Amtsführung nicht competent erachte, veranlaßt, an die schleswig-holsteinische Landesregierung einen Protest wider den den Hardesvögten Block und Römer ertheilten Auftrag zur Anstellung einer Untersuchung einzusenden.

Seit der Zeit sind drei Monate verflossen, in denen ich kein Wort über den Fortgang der Sache gehört habe, und ich habe keine Hoffnung, dieselbe in so weit gefördert zu sehen, daß ich im Laufe dieses Sommers in den Besitz meines Mobiliars werde gelangen können, wenn nicht von der höchsten Spitze der Macht die Auslieferung meiner Effecten, welcher augenscheinlich kein rechtlich begründetes Hinderniß im Wege steht, geboten wird. Daß die Zurückhaltung dieser Effecten auf bloßer Willkür beruht, erscheint um so klarer, als Herr Lübbes noch eine baare Summe von reichlich 660 Rthlr. für mich in Deposito hat, außerdem einige hundert Reichsthaler an unberichtigt gewesenen Sporteln und Auslagen für mich gehoben haben wird, und er, abgesehen vom Wohnhause selbst und von der Entschädigung, welche ich für die Benutzung des Hauses und der Meierei beanspruchen kann, mir für Aussaat und Dünger m. m. eine nicht unerhebliche Summe zu vergüten haben wird, auch sämmtliche für circa 400 Rthlr. angeschaffte Oefen, der Heerd und die Wasserpumpe im Keller, der Schweine- und Hühnerstall, so wie eine Menge lose und feste Gegenstände außer dem Hause, mein Eigenthum sind, es mithin an Deckungsmitteln nicht fehlt, wenn auch der ganze bei meiner Abführung vorhandene Baarbehalt, der kaum ein Tausend Reichsthaler R. M. erreicht haben mag, fortgeschleppt und verschwunden sein sollte. Es fehlt also nicht an Deckungsmitteln, sondern an dem rechtlichen Willen der Behörden."

So weit Herr Blaunfeldt. Die neue Verwaltung wird diese Sache gewiß dem Rechte gemäß erledigen.

Digitized by Google

Hansen.

II.

Dieser Brief wurde dem Herrn Hansen mündlich von mir dahin beantwortet, daß der Minister damals nicht Zeit und Gelegenheit habe mit ihm zu sprechen. Nun wurde Herr Hansen noch ungeduldiger als früher, und da er zur selbigen Zeit wieder und diesmal sehr bitter, sich darüber beklagte, daß frühere Freunde, deren Gänge er besorgt, und in deren Interesse er bisher unverdrossen gearbeitet habe, ihn nun ganz und gar im Stiche ließen, so daß er nicht einmal das ihm zukommende Guthaben bei ihnen erhalten könne, und deswegen beinahe das täglich Nothwendige für sich und seine Familie vermisse, wurde er so zu sagen aufdringlich in seinem Verlangen, die früher und später ihm zugeschriebenen Briefe dieser Freunde auszuliefern, indem er sagte, daß er in diesem Falle denn doch ganz gewiß baldmöglichst die Erlaubniß zur Abreise bekommen würde. Er bat mich dann, mehrere derartige Briefe entgegenzunehmen, was ich auch that; denn ich sollte ja nicht sein noch seiner Freunde Vormund sein, sondern ich sollte diese Briefe unter Anderem auch dazu benutzen, daß er dadurch und mit deren Hülfe den erwünschten Reiseurlaub bald erreichen könne; auch sprach er den Wunsch aus, daß diese Briefe in deposito verbleiben möchten, als eine Art Sicherheit für den Minister zur Constatirung eines Bruches zwischen ihm (Hansen) und der Partei, in deren Interesse er bisher gewirkt habe, denn, sagte er nebenbei:

„Der Minister, der mich nach Hause gerufen hat, muß Etwas in Händen haben, damit er nöthigen Falls sagen könne, ich habe mit der Partei gebrochen, in deren Interesse ich bisher gewirkt."

Und wahrlich! Herr Hansen hatte Recht: denn wer die Briefe seiner Freunde ausliefert, kann mit gutem Grund sagen, daß ein Bruch mit diesen hinlänglich constatirt sei. —

Ich empfing also der Bitte Hansens zufolge mehrere Briefe ꝛc.; als ich mich aber mit deren Inhalt bekannt machte, fand ich außer verschiedenem Anderen, daß etwas in denselben darauf hinzudeuten schien, daß Hansen, der, wohl zu bemerken, juristischer Beamter ist, während er sich in Paris oder Berlin aufhielt, Furcht gehabt habe, sich hier in Copenhagen zu zeigen, denn in einem dieser Briefe, datirt vom 15. Decbr. heißt es unter Anderem so:

„Soweit ich (der Briefsteller, Redacteur Bille) sehen kann, ist nichts im Wege, daß Sie sich hier in Copenhagen zeigen. Möglicherweise wird gerade dies Ihnen die erwünschte Permission bis April verschaffen u. s. w."

Ein zweiter, jedoch französischer Brief, datirt Paris, den 16. Januar d. J. ist, seinem Inhalt nach zu urtheilen, geradezu auf Befehl geschrieben, als eine Art Bestätigung, daß er, Hansen, während seines Aufenthalts

Digitized by Google

in Paris nicht in skandinavischem Interesse gearbeitet habe; alles dies mußte ja ein wenig snoderbar aussehen. Es scheint gewiß einleuchtend, daß der Minister unter so bewandten Umständen Zeit haben mußte, um Alles genau zu erwägen, ehe er Hansen die gewünschte Permission ertheilen konnte; aber statt sich ein wenig zu beruhigen, wurde Hansen jetzt nur noch ungeduldiger. Daß wie der Verfasser des Artikels sagt, zwei andere Minister Hansen aufgefordert haben, auch ohne den Reiseurlaub Seitens des Justizministers, wie der Verfasser behauptet, nach Paris zu reisen, und ihm nöthigen Falls Entschädigung versprochen haben, dann weiß ich nichts Anderes, als daß Hansen gesagt hat, die Herren Minister David und Quaade hätten ihm versprochen, sich für seine Reise interessiren zu wollen. Genug ist es, Hansen wurde im höchsten Grade ungeduldig; zufolge seiner eigenen Aussage und mit Vorbeigehung des Justizministers, an den, so sagt er, er einen schriftlichen Bericht seiner Wirksamkeit in Paris eingereicht hatte, ohne daß dies, wie es schien, das Allergeringste rücksichtlich des erwünschten Reiseurlaubs geholfen, beschloß er jetzt eine Audienz beim Könige zu suchen, um das Wort des Königs dafür zu erlangen, daß er reisen dürfe. Eben so erzählt er, (und was ich auch von anderer Seite bestimmt weiß,) daß der Minister David ihm behiflich gewesen sei, Audienz zu erhalten. Die erwünschte Audienz, die der Aussage Hansens zufolge, in der Absicht eingeleitet war, das Wort des Königs dafür zu erhalten, daß er reisen dürfe, fand auch wirklich am Freitag, den 20. Januar im Palais des Königs in der Amalienstraße Statt, wo ja bekanntlich meistens jeden Freitag Staatsrath gehalten wird, und wo der Justizminister ebensowohl als die übrigen Minister muß zugegen gewesen sein, und folglich Hansen im Vorzimmer gesehen haben. Hansen hat nicht allein mir, sondern auch Andern erzählt, daß er bei der Audienz den früher erwähnten Brief verlas, nämlich den am 16. Januar d. J. an ihn von einem französischen Redacteur als eine Art Zeugniß geschriebenen, daß er während seines früheren Aufenthalts in Paris nicht in skandinavischem Interesse gewirkt habe. Hansen sagt ferner, was ja auch aus dem Artikel in Fädrelandet zu ersehen, daß Sr. Maj. der König ihn an den Justizminister verwies. Es ist gewiß, daß Herr Hansen nach den hier aufgeklärten Begebenheiten noch ungeduldiger wurde als früher, und nach diesen so total mißlungenen Versuchen nun in einer Eile — die Zeit rückte vorwärts — das ihm so erwünschte Resultat, die Pariser Reise zu erreichen, wieder anfing, mehrere Briefe zu offeriren, in dem er Datum, wie auch die Briefschreiber nannte, und erklärte, daß der Inhalt dieser Briefe von solcher Beschaffenheit wäre, und solche Aufschlüsse und Enthüllungen gäbe, daß der Minister, wenn diese Briefe sich in seinen Händen befänden, ihm ganz gewiß die Erlaubniß zur sofortigen Reise nicht abschlagen würde, jedoch müsse er bemerken, daß er, Hansen, billigerweise nicht recht wohl bekannt sein könne, die Briefe selbst zu überliefern, auch müsse er, da er der obenerwähnten Verhältnisse halber Geld nöthig habe, sogar ein wenig Geld für diese Briefe

Digitized by Google

haben, welche er alsdann, da er, wie gesagt, sie nicht recht wohl persönlich ausliefern könne, seinem Vater überlassen wolle, der gerade hier in der Stadt gegenwärtig sei, eine Anleihe zu suchen, um damit ein ihm in der Nähe von Greenaae angehöriges Eigenthum retten zu können, über welches schon 3 Auctionen abgehalten seien und die vierte und letzte Auction schon nahe bevorstehend; der Vater könne dann das Nöthige in dieser Beziehung mit mir arrangiren, und mir alsdann die Briefe ausliefern. Man bat mich dem zufolge um eine Zusammenkunft mit dem Vater zwischen 4 und 5 Uhr Nachmittags am 25. Januar in der Wohnung Hansens. Zur bestimmten Zeit fand die Zusammenkunft statt; wir hatten jedoch nur eine kurze Unterredung aus dem Grunde, daß der Vater des Herrn Hansens seiner bedrängten Stellung wegen rücksichtlich der erwähnten Auction, und weil es ihm nicht möglich sei, sich auf andere Weise zu retten, als eine ausdrückliche Bedingung für die Auslieferung der Briefe ein schriftliches Versprechen auf eine Anleihe von 600 Rthlr. à 4 Procent Zinsen gegen Pfand nach der Restanleihe des Creditvereins in dem von ihm bewohnten Hofe bei Greenaae, genannt Mariendal, verlangte.

Dies war etwas Anderes und mehr, als ich erwartet hatte, und ich durfte natürlich nicht ohne Weiteres auf dies Verlangen eingehen. Ich mußte also erst mit dem Betheiligten konferiren, und wir, Hansens Vater und ich wurden dann einig, daß wir die Sache bis auf den folgenden Morgen aufschieben wollten. Am 26. Januar des Morgens trafen darauf Hansens Vater und ich an einer verabredeten Stelle zusammen, bei welcher Gelegenheit eine von Hansens Vater eigenhändig verfaßte von Hansen gebilligte Deklaration folgenden Inhalts mir zur Unterschrift vorgelegt wurde:

„Ohne auf irgend eine Weise dazu von dem Proprietair C. H. Hansen oder dessen Sohn, dem Copisten J. J. Hansen, aufgefordert zu sein, erkläre ich hiermit, daß wenn der Erstgenannte mir zwei Briefe vom 8. und 16. December v. J., welche an den Letzterwähnten vom Justitiarius im See- und Handelsgericht Klein nach Paris abgesandt, ausliefert, ich mich dann im Namen des Justizministers Heltzen dazu verpflichte, dem erwähnten C. H. Hansen 600 Rthlr. gegen Pfand nach den Mitteln des Creditvereins im Hofe Mariendal zu Greenaae zu 4% Zinsen und in 10 Jahren unaufkündbar zu leihen, wie ich auch hiermit die bestimmte Erklärung abgebe, daß weder der Copist Hansen noch der Justitiarius Klein wegen des Inhalts und der Auslieferung dieser Briefe auf irgend eine Weise verfolgt oder gerichtlich angeklagt werden sollen.

Copenhagen, den 26. Januar 1865."

Da ich mich natürlich nicht für berechtigt ansehen durfte, eine so weit gehende Erklärung abzugeben, konferirte ich mit dem Betreffenden und überreichte darnach schon an demselben Mittag ein von mir verfaßtes Schreiben, welches so lautete:

Dem Herrn Proprietair C. H. Hansen zu Mariendal.

Auf Verlangen erkläre ich hiermit, daß wenn Sie mir die angebotenen Briefe ausliefern, welche vom Justitiarius im See- und Handelsgericht Klein, resp. den 8. und 16. December v. J. an Ihren Herrn Sohn J. J. Hansen geschrieben und an ihn während seines Aufenthalts in Paris oder seiner Reise über Berlin auf hier, abgesandt sind, verpflichte ich mich dazu, Ihnen eine Anleihe, groß 600 Rthlr. zu 4% jährlichen Zinsen und in 10 Jahren von Besitzer zu Besitzer unaufkündbar, gegen Pfand unmittelbar nach der Restanleihe des Creditvereins im Hofe Mariendal per Greenaae zufolge Aufgabe 6 Tonnen Hartkorn und Flächenmaaß c. 73 Tonnen, zu verschaffen, vorausgesetzt jedoch und unter der Bedingung, daß Sie, wie verabredet, mir eine schriftliche Deklaration dahin lautend geben, daß wenn der Inhalt der Briefe einem solchen Opfer nicht entsprechend befunden würde, ich dann meiner Verpflichtung enthoben sei, Ihnen die 600 Rthlr. zu leihen, und verspreche ich Ihnen in solchem Falle ohne Einrede und Aufschub entweder die Briefe selbst oder eine Abschrift derselben zurückzuliefern, alles je nachdem ich die Briefe selbst empfangen habe. — Es ist, wie verabredet, eine ausdrückliche Bedingung, daß Discretion beobachtet und gehalten werden soll.

Rücksichtlich alles Obenerwähnten gebe ich hiemit die bestimmte Erklärung ab, daß von Seiten des Justizministers Ihr Sohn J. J. Hansen keine Verfolgung noch Anklage auf irgend eine Weise wegen des Inhalts und der Auslieferung dieser Briefe erleiden wird.

Den 26. Januar 1865. Ergebenst

C. Molzen.

Dies Schreiben empfing C. H. Hansen persönlich von mir und gab seine völlige Zufriedenheit mit dem Inhalt desselben zu erkennen, doch bat er mich um Erlaubniß, es seinem Sohne, dem Copisten Hansen zeigen zu dürfen, (wogegen ich natürlich Nichts einzuwenden haben konnte,) um dann und darnach mir die vorerwähnten Briefe zu bringen. Einige Stunden darauf (jedoch am selbigen Tage den 26. Januar) empfing ich indessen von Hansen einen Brief, in welchem es unter Anderem so heißt:

„Bei genauer Erwägung sehe ich aus dem sehr schwebenden Inhalte Ihrer mir gegebenen Erklärung ein, daß Sie nur die Absicht gehabt haben, mir, wenn möglich, etwas abzulocken, und mich in ein Unglück zu stürzen; ich breche deshalb jede weitere Unterhandlung ab."

Nachdem ich dies Schreiben empfangen, wurde die Anleihesache abgebrochen, namentlich jedoch aus dem Grunde, daß, wie man sieht, man dem angegebenen Briefschreiber, nämlich dem Justitiarius im See- und Handelsgericht, dem Justizrath Klein, nicht zugesichert hatte, gerichtlicher Verfolgung oder Anklage enthoben zu werden, wie es in der mir zur Unterschrift vorgelegten Deklaration der Fall war. Wenn man sich nun erinnert, daß es Copist Hansen war, der ohne dazu gegebenen Anlaß selbst vorschlug, auf die oben erwähnte Weise durch seinem Vater die genannten Briefe ausliefern zu lassen, so scheint es wohl

Digitized by Google

einleuchtend genug, daß der Vater und der Sohn in jenen Zwischenstunden uneinig darüber geworden sind, daß der Briefschreiber nicht, wie man sieht, so gesichert worden war, wie in der mir zur Unterschrift vorgelegten Declaration beabsichtigt.

Damit die Leser besser die vermeintliche Bedeutung jener vom Herrn Hansen den 26. Januar d. J. verfaßten und mir zur Unterschrift vorgelegten Declaration beurtheilen können, finde ich mich dazu veranlaßt, hier ausdrücklich zu bemerken, daß die Herren J. J. Hansen, Sohn, und C. H. Hansen, Vater, beide Juristen sind, und wohl den Inhalt der Documente und der Briefe sammt deren vermeintliche Folgen müssen haben beurtheilen können.

Alles was der Verfasser erwähnt hat von Briefen an mich, in welchen ich bevollmächtigt sei, durch Birch (oder andere) mit dem verstorbenen Liebenberg wegen einer beabsichtigten Ministerveränderung zu unterhandeln, so daß dieser das Finanzministerium übernehme, wie auch, daß ich dem Minister Randbemerkungen zu einem Gesetzentwurf mitgetheilt habe, alles dies ist Lüge und Erdichtung von Anfang bis zu Ende. Daß ich, wie der Verfasser des erwähnten Artikels so gütig ist zu sagen, sollte in einem Briefe an Birch damit gedroht haben, wenn das Geringste von der Sache in den Zeitungen erwähnt würde, die Documente zu veröffentlichen, welche der Copist Hansen ablieferte, ist ebenfalls vollständige Erdichtung. Die Sache verhält sich so, daß es Copist Hansen war, der zu schreiben oder schreiben zu lassen drohte (er nannte sogar den Briefschreiber), wenn er nicht bald Reiseurlaub und die in Verwahrung gegebenen Briefe erhielte; hierauf antwortete ich: „Meinetwegen!" ich bedauere es jedoch nur seinetwegen und vorzüglich um mehrerer seiner Freunde willen, weil er mich dazu zwingen würde, als eine Vertheidigung seine vorerwähnte Darstellung (die ich mir erlaubte, eine Art journalistischen Humbugs zu nennen) sammt einigen Briefen seiner Freunde in den Blättern abdrucken zu lassen, worüber es dann dem Publikum überlassen bliebe, das Urtheil zu fällen. Die vom Herrn Hansen verlangten Briefe und Documente sind längst und größtentheils sogar schon ihm selbst persönlich oder den rechten Betheiligten ausgeliefert worden. Mit Rücksicht auf alles Uebrige von Hansen mich betreffend Angeführte, dessen von mir nicht speciell hier erwähnt ist, muß ich aus Mangel an Platz nur bemerken, daß es von Anfang bis zu Ende unwahr ist.

Ich will jedoch nur zum Schlusse noch ausdrücklich bemerken, daß die ganze Wirksamkeit des Herrn Birch in dieser Sache sich, wie oben gesagt, darauf beschränkt, daß er, nach dem eigenen Wunsch des Herrn Copisten Hansen, die ihm von diesem überlieferten für den Justizminister bestimmten Briefe empfangen hat, d. h. jedoch nur die Darstellung Hansens vom 29. December v. J. nebst einigen der darin citirten Beilagen, und diese Papiere überlieferte er mir als demjenigen, welcher sich als berechtigt legitimirte, sie zu empfangen, und es ist mir zur Genüge bekannt, daß H. Birch nie die Ehre gehabt hat, weder früher noch später, mit dem Justizminister zu sprechen, bevor dem Tage, da er die in solchen Fällen übliche Audienz

Digitized by Google

bei demſelben hatte, um für die ſtattgefundene Ernennung zum Auctionsdirector zu danken.

Hiemit lege ich dem Publikum dieſe Sache vor, indem ich ſeine Beurtheilung anheimſtelle, wie weit mein Betragen in dieſer Sache Mißbilligung verdiene, und wie weit ein Mann, wie Copiſt Hanſen als würdig und beſonders dazu geeignet angeſehen werden kann, die Sache Dänemarks durch quasi-diplomatiſche Miſſionen und journaliſtiſche Wirkſamkeit in der ausländiſchen Preſſe zu vertreten.

Copenhagen, den 14. März 1865. Ergebenſt

C. Molzen.

In der in Copenhagen erſcheinenden conſervativen Zeitung „Flyveposten" lieſt man in der Nummer 70 vom 23. März d. J. einen von C. Molzen verfaßten Artikel, welcher ſo lautet:

„Wir haben Folgendes empfangen:

Herr Redacteur!

Erlauben Sie mir rückſichtlich der Aeußerungen in „Dagbladet" über die von mir in „Morgenpoſten" vom letzten Sonnabend gegebene Darſtellung, folgende Bemerkungen zu veröffentlichen:

„Dagbladet" hält ſich darüber auf, daß ich fremde Diplomaten kenne, und ſucht meine Wirkſamkeit in ſolcher Beziehung zu verdächtigen.

„Dagbladet" giebt mir wirklich eine gar zu große Bedeutung in der genannten Beziehung; ſoll aber überhaupt eine ſolche Wirkſamkeit für tadelnswerth angeſehen werden, was wohl alſo ſeinen Grund in dem vermuthlich Unzweckmäßigen haben dürfte, daß ein Privatmann ſich überhaupt auf dergleichen Dinge einläßt, ſo betrachte ich mich als völlig berechtigt, den Herrn Bille aufzufordern, vorerſt vor ſeiner eigenen Thür zu fegen. Dieſe Berechtigung werde ich durch die Veröffentlichung nachſtehenden Briefes von Herrn Bille an den Copiſten Hanſen documentiren, mit der Bemerkung dem Leſer gegenüber, daß der in dieſem Briefe genannte Großhändler Fries, nach der von Hanſen im Beiſein eines Dritten abgegebenen Erklärung, kein Anderer als der preußiſche Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten Sr. Excellenz von Bismarck iſt."

Der Brief iſt datirt Copenhagen, den 15. Decbr. 1864 und lautet, wie folgt:

Copenhagen, den 15. December 1864.

„Dagbladet-Comptoir.

Werther Herr!

Ich empfing heute A's. ſowie Ihren Brief vom 12. d. M. und erſehe daraus, daß Sie ſich nun in Berlin befinden. Ich hege zwar ſtarken Zweifel über den Nutzen und die Zweckmäßigkeit dieſes Schrittes, da Sie nun aber einmal da ſind, hoffe ich, daß es zum Vortheil ſein wird, und kann es ja außerdem ſehr gut ſein, auch zur Ordnung Ihrer eigenen ganzen Stellung (uns und der Regierung gegenüber) daß Sie auf einige Tage hieher kommen.

Von dem, was dem Großhändler Fries zu ſagen iſt, kann ich hier —

Digitized by Google

und dies sogar ohne Conferenz mit Anderen — nur zwei Dinge nennen: 1) Es würde sehr wünschenswerth sein, sowohl für Fries als für uns, daß Abstimmung vermieden würde als ein Mittel zur Festsetzung der Linie; er will ja ungerne auf diesen Weg einschlagen, weil derselbe ja leicht unangenehme Consequenzen mit sich führen könne (nämlich daß auch die Andern verlangen könnten über ihre Zukunft abzustimmen) und hiefür schwärmen wir eben nicht. Weit besser wäre es, im Voraus wegen der Linie einig zu werden, und sie ist ja nach Osten zu durch Fries's eigne Einräumung, daß Flensburg dänisch sei, gegeben. Frankreich würde ja mit einer Ordnung infolge des Nationalprincips zufrieden sein, ohne gerade großen Nachdruck auf die Form zu legen, zumal diese Abstimmungsmethode eigentlich nur immer als die Bestätigung eines im Voraus gegebenen Fait accompli gebraucht worden ist! 2) Von dänischer Seite schließt man sich ganz diesem Gedanken an, selbst die gegenwärtige Regierung ist — wenigstens für den Augenblick und möglich auswärtigen Inspirationen zufolge — gewilligt, auf denselben einzugehen. Was uns Andere betrifft, ist die Sache ja klar genug. Sie können dem Fries sagen, daß wenn wir hier bei uns, und namentlich ich, bisher nicht mit bestimmten Aussprüchen aufgetreten sind, so liegt es allein in einer Furcht, Fries dadurch in einer schon genugsam schwierigen Lage zu compromittiren. Ich glaube aber doch nun, daß der Zeitpunkt zum Reden gekommen ist.

So weit ich sehen kann, ist Nichts daran hinderlich, daß Sie sich in Copenhagen zeigen. Vielleicht wird dieses gerade Ihnen den erwünschten Urlaub bis April verschaffen können. Bis dahin freundlichen Gruß von

Ihrem ergebenen
Bille.

Man sieht also hieraus, daß Herr Bille ganz gemüthlich durch den Herrn Hansen mit dem Herrn von Bismarck unterhandelt, indem er ihm versichert, daß er sehr rücksichtsvoll ihm gegenüber sein werde, wie auch fürchte ihn zu compromittiren. Es ist hübsch vom Herrn Bille, daß er auf solche Weise jetzt jede Rücksicht auf das nimmt, was Sr. Excellenz von Bismarck angenehm sein kann. Sowohl Herr Bille als Herr Ploug, Redacteur des Blattes „Fädrelandet" scheinen sich nun so anstellen zu wollen, als wenn Sie vermeintlich gesetzwidrige Bestrebungen in skandinavischer Richtung am liebsten ganz mit Hohn betrachtet wünschen. Ich glaube jedoch daß die Ereignisse der letzten Tage, vorzüglich die Wirksamkeit jenes Vereins, welcher in der letzten Zeit in Schweden hervorgetreten ist, hinlängliche Aufklärungen in dieser Beziehung geben. Es ist nämlich bekannt genug, daß diese Bestrebungen auch bei uns gedeihen, und daß sie sogar von Personen in angesehenen Stellungen genährt und gestärkt werden, von welchen man eine reinere Auffassung ihrer Stellung zu König und Vaterland erwarten sollte. Ein vom Herrn Juel, vormaligem Rath am Appellationsgericht in Flensburg, geschriebener Brief, der nachstehend folgt, dürfte in dieser Rücksicht nicht ohne Interesse sein:

Digitized by Google

„Lieber Herr Hansen!

Den in Ihren Briefen vorhandenen Aufklärungen zufolge erwartete ich keine andere Nachricht als die, welche Sie gestern Abend so gütig waren mir per Telegraph zu senden. Der neue schleswigsche Minister ist nicht um ein Haar besser als er in „Dagbladet" und „Fädrelandet" geschildert worden ist. Er ist bei alledem nicht einmal ein tüchtiger Mann. Ist es das Privilegium oder die Unterstützung, die er nicht geben will? Ist es nur die Letztere, welche erabschlägt, so muß das Nöthige durch private Zuschüsse zu Wege gebracht werden. Ist es dagegen die Bewilligung, die zu ertheilen er sich weigert, so ist kein anderer Ausweg als einen Accord mit einem der bestehenden Blätter zu treffen, z. B. mit der Eckernförder oder Husumer Zeitung oder vielleicht mit beiden, denn die Sache selbst darf nicht aufgegeben werden. Sollte man, wozu einige Aussicht vorhanden zu sein scheint, uns Zeit lassen Wahlen zum Reichsrath auszuschreiben, dann muß die Kraft der ganzen nationalen Partei auf die Zuwegebringung guter Wahlen in Schleswig gelegt werden; denn gelingt es uns eine Versammlung aus Schleswig herstellig zu machen, deren überwiegende Mehrzahl einen nahen Anschluß an das Königreich unter irgend einer Form verlangt, so wird unter den jetzt in Europa herrschenden Verhältnissen und Anschauungen keine Macht in der Welt Schleswig von uns reißen können. Ein solches Votum ist ebenso viel werth als 30,000 Bajonette. Hierauf müssen unsere Bestrebungen mit concentrirter Kraft gerichtet sein. Leider wird man nun einzig und allein auf private Unterstützung angewiesen sein. Es gilt vorerst nur vorzüglich Geld zu bekommen. Ich habe alle Leute sowohl hier als im Königreich, die ich kenne, in Bewegung gesetzt. Wollen Sie dasselbe thun? Ebenso muß für politische Emissäre, am liebsten Schleswiger, gesorgt werden. Ich kenne einzelne, die benutzt werden können. Es muß ein Wahlcomité gebildet werden zur Vertheilung der Rollen ꝛc. Jetzt wird es sich zeigen, wie praktisch die kleine Bestimmung ist, welche wir in das Wahlgesetz hineinbrachten. Sie wird die Deutschen bedeutend geniren. Meiner Meinung nach gehen die Preußen nicht länger als bis Dannewirke vor, wenn sie überhaupt so weit gehen. Napoleon hat offenbar beide Parteien an der Nase umher geführt. Er hat die kleinen Staaten dadurch vorwärts gedrängt, daß er ihnen etwas von einem Rheinbund unter französischem Schutze vorgegaukelt. Indem er die Revolution auf solche Weise begünstigt hat, hat er Preußen und das sehr widerstrebende Oesterreich gezwungen, die Sache in ihre Hände zu nehmen. Um die Mittelstaaten zu beruhigen, haben die Großmächte Versprechungen einer Action gegen Dänemark abgeben zu müssen, zu deren Aufgebung jetzt Napoleon im Verein mit England und Schweden durch Drohungen zwingen will. Er hat auf diese Weise ganz Deutschland prostituirt und eine Spaltung hervorgebracht, welche es ihm möglich machen wird, die Rheinprovinz durch eine Uebereinkunft zu erlangen. Aber Deutschland muß Entschädigung haben und diese fürchte ich, wird man bei uns nehmen. Kämen wir damit frei, Holstein und Lauenburg zu opfern, würde ich uns glücklich schätzen, denn Holstein können wir ja doch nicht regieren; aber ich fürchte,

Digitized by Google

daß ein Theil von Schleswig bis an die Schleilinie in Gefahr steht verloren zu gehen. In dieser Rücksicht sind nun, meiner Meinung nach, die Wahlen so außerordentlich wichtig. Deswegen, ich wiederhole es, muß das ganze Gewicht auf diese gelegt werden. Siegen wir hier, dann ist das Land gerettet, und dann werden alle Johannsen's, Quade's, Engelstofte's und wie sonst alle heißen, von selbst wegfallen. Dann wird die nationale Partei das Uebergewicht haben und im Stande sein, die Allerhöchsten Orts (beim König und der Königlichen Familie) herrschenden Anti- und Sympathien zu überwinden. Ein näherer Anschluß an Schweden und Norwegen wird dann eine physische und moralische Nothwendigkeit werden. Aber wehe uns, sollte es durch eine Coalition zwischen den Reactionären, den Schleswig-Holsteinern, und den Stockblinden gelingen, die Verfassung vom 18. November zu vernichten, oder in antinationaler Richtung umzubilden, denn dann wird Schleswig-Holstein eine Nothwendigkeit sein, entweder gleich oder in einer nicht fernen Zukunft, und die Selbstständigkeit Dänemarcs wird damit vernichtet werden. Setzen Sie sich in Verbindung mit Blaunfeldt und suchen Sie im Amte Hütten gewählt zu werden. Hier haben Sie nun meine Meinung von der Sache, welche ich Sie bitte mit nöthiger Discretion zu behandeln, es sei denn, daß das Entgegengesetzte der Sache nützen könnte. Daß von meiner Seite Alles gethan werden wird um gute Wahlen zu erzielen, dessen können Sie überzeugt sein.

Flensburg, den 29. Januar 1864. Ihr ergebener

C. Juel.

Darf es mir noch zum Schlusse erlaubt sein, zur Aufklärung, wie Herr Bille Aeußerungen referirt, auf deren Veröffentlichung er selbst Gewicht zu legen scheint, weil er dieselben ja in den Spalten seines Blattds bespricht, auf die stiefmütterliche Behandlung aufmerksam zu machen, welche zweien der wesentlichsten von mir in meiner Darstellung in „Morgenposten" abgedruckten Dokumente zu Theil geworden ist; namentlich dem, welches zeigt, wie die Partei, welche die Ehre hat von den Herren Bille, C. H. Hansen und dessen Sohne, dem Copisten J. J. Hansen beschützt zu werden, recht sinnreich die Form der zweckmäßigsten Declaration aufgefunden hatte in Veranlassung der von den gesammten Herren vorgeschlagenen Dokument-Ueberlieferung und der Anleihesache, nebst der Antwort des Herrn C. H. Hansen an mich auf mein Schreiben vom 26. Januar.

Diese Documente hat Herr Bille ganz vergessen in seinem gestrigen Artikel zu erwähnen. Die Folgen einer solchen Vergeßlichkeit werde ich abzuhelfen suchen, indem ich die genannten drei Documente nachstehend mittheile:

(Da wir die hier erwähnten Briefe und Molzen's darauf bezüglichen Bemerkungen bereits vorstehend ausführlich mitgetheilt haben, verweisen wir hier darauf und unterlassen es deshalb, dieselben hier zu wiederholen.

Die Redaction.)

Digitized by Google

Ich finde mich jetzt nur noch veranlaßt, ausdrücklich hervorzuheben, daß ich die Feder nicht ergriffen haben würde, und vorzüglich jetzt nicht, nachdem ich schon, wie ich vermeine, hinlänglich die Sache aufgeklärt hatte, wenn ich nicht geradezu provocirt gewesen wäre, und namentlich jetzt durch die Art und Weise, auf welche „Dagbladet" in seinen Bemerkungen dazu Veranlassung gegeben hat.

Copenhagen, den 22. März 1865. Ergebenst

C. Molzen.

Aus dem literarischen Streite, der sich an die Hansen'sche Sache angeknüpft hat, heben wir noch einen Artikel des in Kopenhagen erscheinenden Wochenblattes „Enther Sit" heraus, der „en Udtalelse af Hr. von Bismarck" betitelt ist und ein charakteristisches Licht auf die liberal-doctrinäre Presse Kopenhagens fallen läßt. Der Verfasser des Artikels sagt:

„Es ist eine bereits zwei Monate alte Sache, auf welche wir uns erlauben werden, die Aufmerksamkeit wieder zurückzuführen, damit diese Sache nicht zur Freude der doctrinären Partei in Vergessenheit gerathe, sondern damit der Reichsrath bei seiner bevorstehenden Zusammenkunft sich derselben annehmen, wie auch sich von den Betreffenden die nöthigen Aufklärungen erbitten könne.

Am Freitag den 2. Juni d. J. sprach sich der preußische Ministerpräsident von Bismarck in der Deputirtenkammer folgendermaßen aus:

„„Meine Herren, ich halte es eigentlich für eine zu weit gehende Zumuthung, wenn der preußische Minister der auswärtigen Angelegenheiten seine und Ihre Zeit dafür in Anspruch nehmen soll, sich mit dem Nachrichten- und Anekdotenkram dänischer Lügenblätter zu befassen; da die Sache aber hier auf der Tribüne einmal wiederholt ist, so nehme ich davon Veranlassung zu erklären, daß die ganze Geschichte vom Grossier Fries und so weiter rein erfunden und erlogen ist. Wenn ich nicht irre — ich habe ihr eine so lebhafte Aufmerksamkeit nicht zugewandt — aber wenn ich nicht irre, so hat die dänische Regierung aus freiem Antriebe, weil sie die Verhältnisse der dabei betheiligten Herren Hansen und Bille interessirten, amtliche und gerichtliche Untersuchungen anstellen lassen, aus welchen hervorgeht, daß die ganze Geschichte lediglich im Zeitungs- und Partei-Interesse ausgedacht war und keinen Schatten von Wahrheit hatte. Ich glaube, daß wenn ich zu Hause die Kopenhagener Depeschen recherchire, ich Ihnen darüber amtliche Beweise werde vorlegen können. Namentlich ist vollständig erlogen, daß ich jemals gesagt hätte, Flensburg sei eine dänische Stadt. Ich halte Flensburg für eine deutsche Stadt, und selbst wenn es eine dänische Stadt wäre, würde ich sie nicht herausgeben. (Heiterkeit). Den Herrn Hansen habe ich weiter nicht gekannt, als daß er mich in der That im vorigen Herbste in Biarritz aufgesucht und Zutritt zu mir gefunden hat und den Vorschlag machte, einen Theil des dänischen Nordschleswigs — es kam nicht zur Erörterung wie viel — an Dänemark zurückzugeben, und dafür die dänischen Colonien zu nehmen. Ich habe diesen Vorschlag abgelehnt, theils aus sachlichen Grün-

Digitized by Google

den, theils weil der Unterhändler zu Unterhandlungen nicht legitimirt war. Es war dies vor der Ratification des Friedensvertrages.“

Wenn ein Blatt hier bei uns Lügenblatt benannt wird und beschuldigt, mit Nachrichten- und Anekdotenkram aufzuwarten, beeilt es sich gegen den Beleidiger klagbar zu werden, wird in der Regel freigesprochen und erlangt Mortification der Beschuldigungen, während der Gegner in eine den Umständen nach größere oder kleinere Brüche verurtheilt wird. Damit ist die Sache aus und innerhalb acht Tagen vergessen.

Jedoch eine Beschuldigung der Lügenhaftigkeit, ausgeschleudert von dem Ministerpräsidenten einer Großmacht in einer gesetzgebenden Versammlung gegen die Presse unseres Landes, wird nicht so leicht vergessen und kann nicht zu Tode geschwiegen werden, denn die Worte des Ministers durchlaufen die ganze Welt. Will unsere Presse also die Beschuldigung nicht auf sich sitzen lassen, ist sie gezwungen, dagegen aufzutreten und sich zu vertheidigen, wenn anders sie den Namen einer „ehrenwerthen“ Presse behalten will. — Dieses Prädikat ist ja derselben so oft in denjenigen ausländischen Organen zu Theil geworden, mit denen Herr Copist Hansen, wie gesagt wird, in Verbindung steht, wie auch in Toasten bei doctrinären Festen, wofür dann die Repräsentanten der Presse „tief gerührt“ ihren Dank ausgesprochen.

Was hat denn nun die „ehrenwerthe“ Presse gethan, um den starken und für sie schmählichen Worten des Herrn von Bismarck entgegenzutreten? **Garnichts?**

Obgleich die Presse die stärkste Aufforderung dazu gehabt, und obgleich sie jede Gelegenheit ergreift von dem europäischen Forum vernommen zu werden, hat die dänische Presse doch den gegen sie erhobenen starken Beschuldigungen gegenüber geschwiegen. Ein Redacteur hat besonders specielle Aufforderung dazu gehabt, nicht zu schweigen, da er ausdrücklich vom Hrn. von Bismarck in Verbindung mit der Geschichte vom Grossier Fries, welche als lügenhaft bezeichnet wird, genannt wird. Dieser Redacteur ist der Herr Bille. Er hat inzwischen zu der gegen ihn erhobenen Beschuldigung des preußischen Ministers der auswärtigen Angelegenheiten geschwiegen; er hat dazu geschwiegen, daß sein Name auf eine für ihn nicht ehrenvolle Weise sowohl in der in- wie ausländischen Presse in dieser Sache genannt worden ist, und hat wohl „Dagbladet“ die betreffenden ehrenrührigen Aeußerungen referiren lassen, jedoch auf eine solche Weise in seiner auswärtigen Uebersicht daß dieselben keineswegs in die Augen fielen. Dies hat uns höchlichst gewundert da man sehr oft Herrn Bille sogleich parat gesehen, gegen kleine Blätter und wegen Sachen, die im Verhältniß zu der vorliegenden, reine Bagatellen waren, klagbar zu werden. Es müßte doch sonderbar sein, sollte eine Beschuldigung, erhoben von z. B. Rynholdt Jensen, in Herrn Bille's Augen größere Bedeutung haben, als eine Beschuldigung Seitens des Ministerpräsidenten einer Großmacht von seinem Sitze in der Deputirtenkammer aus.

Mit der größten Neugierde und Erwartung nahmen wir in den ersten Tagen des Juni unsere doctrinären Blätter zur Hand, da wir nicht den

Digitized by Google

geringsten Zweifel hegten, dieselben würden den starken und persönlichen Beschuldigungen des Herrn von Bismarck entgegentreten; jedoch unsere Erwartung wurde getäuscht; unsere doctrinären Organe beschränkten sich auf ein Referat der Aeußerungen des Herrn von Bismarck und nahmen ohne zu Murren die Prügel hin.

Wir hatten erwartet, die einflußreichsten Mitglieder unserer „ehrenwerthen" Presse würden wenigstens z. Z. in der Form eines in „Dagbladet" eingerückten und an die preußische Deputirtenkammer gerichteten Briefes gegen die Aeußerungen des Herrn v. Bismarck protestirt haben, ein Protest, der wenigstens der doctrinären Kammer zur Freude gereicht haben würde. Auch dies that unsere „ehrenwerthe" Presse nicht, und so stehen denn die ehrenrührigen Beschuldigungen des Herrn v. Bismarck unangefochten da.

Es ist inzwischen die eigene Sache der „doctrinären" Presse, ob dieselbe die Beschuldigung der **Lügenhaftigkeit** auf sich sitzen lassen will und es ist Sache des Publicums, ob es solche Blätter unterstützen will."

Diplomatische Revue.

Wochenschau.

Wie es scheint, möchten die westmächtlichen Politiker für sich allein das Recht beanspruchen, maritime Demonstrationen zu machen. Ihren eigenen Panzerschiffen gönnen sie es, daß dieselben die Fluthen durchschneiden, um in befreundeten Häfen als Tanzsalon zu dienen. Aber wenn Rußland seine Flotte über die Ostsee schickt, um den Höfen von Schweden und Dänemark einen Besuch abzustatten, so ist das ein gefährliches Manöver, vor welchem die Londoner Zeitungen nicht nachdrücklich genug warnen können. Wir wollen nicht sagen, daß man in London und Paris unrecht daran thut, den Bewegungen der Russischen Flotte eine diplomatische Wichtigkeit beizulegen; das jedoch müssen wir nicht unerwähnt lassen, daß es gerade die Nachrichten von den beabsichtigten Flottendemonstrationen des Westens gewesen sind, durch welche Rußland bewogen wird, seine Schiffe auf eine baltische Rundfahrt zu senden. Es kommt allerdings im gegenwärtigen Augenblick darauf an, daß die östlichen Mächte den Westen von dem Vorurtheile zurückbringen, als ob er allein fähig sei, Combinationen zu bilden und durch Verwerthung des Allianzbegriffes einen Druck auf die Beschlüsse der anderen Europäischen Cabinete auszuüben. Insofern haben die Annäherungen Rußlands an die

Digitized by Google

scandinavischen Höfe sicherlich einen ernsten Zweck und eine in die Zukunft hineinreichende Bedeutung. Aber die Englischen Politiker müssen dem Berliner Cabinet einen geringen Scharfblick zutrauen, indem sie den Versuch machen, dem letzteren Besorgnisse vor den scandinavischen Plänen Rußlands einzuflößen.

Jeder Schritt, den die uns so befreundete Russische Macht thut, um die Beziehungen der Ostseestaaten in ein System des Friedens und des gegenseitigen Vertrauens zu bringen, muß von Preußen froh begrüßt werden. Man täuscht sich, wenn man glaubt, daß Preußen bestrebt sei, einen Antagonismus unter den Bewohnern des baltischen Meeres zu erzeugen. Im Gegentheil, die Preußische Regierung dürfte eben so klar, wie die Russische, einsehen, daß die Herstellung eines guten Einverständnisses unter den Ostseestaaten das beste Gegengewicht wider den Ehrgeiz und die quälerischen Interventionsgelüste des Westens ist.

Weder das nebelhafte Programm Englands noch dasjenige Frankreichs in der schleswig-holsteinischen Sache ist dazu angethan, um für die Operationen Preußens als eine brauchbare Basis zu dienen. Mit der Phrase von der Berücksichtigung der Nationalitäten in Schleswig kommt man wohl zu einer Permanenz des Zankes über die Grenzlinien, durch welche die Nationalitäten von einander zu scheiden seien, nicht aber zu einer festen Staatsgestaltung, die endlich den Leidenschaften und Nebenbuhlerschaften Halt zu gebieten vermöchte. Dagegen ist das Programm Rußlands in der schleswig-holsteinischen Sache praktisch, weil es sich auf das ererbte Recht gründet; es ist deutlich, es rechnet nicht mit unpersönlichen Größen und es ist geeignet, das Allianzgefüge, durch welches die Ostseestaaten sich gegen die Anmaßungen des Westens wehren müssen, zu vervollständigen. Sobald man es dahin bringt, daß eine baltische Allianz den Westmächten die Lust benimmt, das Geschick Schleswig-Holsteins zum Gegenstand ihrer Experimente zu machen, so dürfte der schleswig-holsteinische Krieg seinen Zweck erreicht haben. Dann haben die Sieger von Düppel wirklich für die Zukunft gearbeitet.

Durch den schwedischen Marineminister Graf Platen ist dem Könige von Schweden ein Gesetzentwurf nebst Denkschrift über die Reorganisation der schwedischen Flotte vorgelegt worden, der bestimmt ist, in der nächsten Sitzung vor das Parlament zu gelangen, und hier seines practischen wie ökonomischen Werthes wegen auf eine günstige Aufnahme Aussicht hat. Im Gegensatz zu den bisher bei Ventilirung dieser für Schweden ebenso dringend als bedeutungsvoll gewordenen Frage getrennt aufgestellten und als Alternative gegenüber gehaltenen zwei Systemen, einer „großen Flotte," d. h. einer solchen von Hochbordschiffen, oder einer „kleinen Flotte", nur aus schwimmenden Batterien und Küstenfahrzeugen zusammengesetzt, — hat der vorliegende Entwurf in der Mitte zwischen diesen beiden Projekten das Geeignetste zu finden geglaubt, indem er sowohl eine „königliche Flotte," die bestimmt wäre, die See zu halten und Expeditionen zu machen, errichtet wissen will, als auch die Herstellung einer Flotille zur reinen Ver-

Digitized by Google

theidigung des Landes, an der Küste wie auf den Binnengewässern, einer „Küstenartillerie des Archipels", verlangt. Wenn auch bei den täglichen Veränderungen in der Schiffsbaukunst von einer Feststellung der verschiedenen Klassen von Fahrzeugen für beide Flotten noch vorläufig noch Abstand genommen wurde, so werden doch für die „königliche Flotte" einige gepanzerte Schiffe und namentlich Corvetten von großer Schnelligkeit, mit nur wenigen Geschützen aber solche vom stärksten Caliber befürwortet; die Bemannung für dieselben wird auf 80—90 Offiziere und ca. 3500 Matrosen fixirt, und sollen hierzu mittelst jährlicher Einziehungen auch die Seeleute der Handelsflotte verwerthet, aus ihnen somit eine Seereserve geschaffen werden, welche mehr practischen Werth hätte, als die jetzt nominell bestehende. Für die „Küsten-Artillerie" verlangt der Entwurf schließlich Dampffahrzeuge mit geringem Tiefgange und einfachster Manoeuvrirfähigkeit, sowie kleine und leichte gepanzerte Fahrzeuge zur Verwendung auf den Binnengewässern.

Literarisches.

Theorie der Farbenharmonie und Farbengebung. Ein Lehr- und Handbuch für Maler und alle Diejenigen, welche sich im Gebiete der Farben zu bewegen haben. Von Rudolph Adams, Geschichts- und Bildnißmaler, mehrerer gelehrten Gesellschaften Mitgliede, Inhaber der goldenen Medaille für Kunst u. s. w. Zwei Bände mit über 100 in den Text eingedruckten Figuren und vielen Farbentafeln. Berlin, bei Ulrich Frank, Brandenburgstraße 59. 1865. — 10—12 Lieferungen à 10 Sgr.

Das uns in den beiden ersten Lieferungen vorliegende Werk behandelt einen Gegenstand von dem allgemeinsten Interesse der auffallender Weise dennoch bis heute gänzlich vernachlässigt dasteht. Um über dessen Bedeutung, sowie über die Art und Weise seiner Behandlung durch den Verfasser dem Publikum ein Urtheil zu verschaffen, glauben wir nicht besser verfahren zu können, als indem wir den Autor selbst, in einem Auszuge aus dem Vorworte des Buches reden, und dann eine kurze Uebersicht des Inhalts der verschiedenen Paragraphen folgen lassen.

Im Vorworte heißt es unter Andern:

„Oft habe ich mich gefragt, woher es wohl kommen möge, daß die Farbenkunst so lange in ihrer wahren Bedeutung hat verkannt werden können, während die gänzlich analoge musikalische Kunst, vom Alterthume bis in die neueste Zeit, sich der allgemeinsten Aufmerksamkeit zu erfreuen gehabt — ja

Digitized by Google

in ihren subtilsten Beziehungen durchforscht worden ist und gegenwärtig noch an deren Vervollkommnung mit regem Eifer gearbeitet wird.

Diese Vernachlässigung muß um so auffallender erscheinen, da wohl kaum ein Gebiet der menschlichen Thätigkeit gefunden werden dürfte, welches nicht mit Farben in Berührung käme und deren ästhetische Behandlung zuließe.

Daß die Theorie der Farbenharmonie neben der ihrer Schwesterkunst, der Musik, so bedeutend im Nachtheile geblieben oder vielmehr einer wissenschaftlich vollständig begründeten und nach allen Seiten hin entwickelten Lehre noch immer entbehrt, hat wohl darin seinen Grund, daß die Farben nie als selbstständiges ästhetisches Kunstmittel, gleich den musikalischen Tönen, auftreten, sondern stets an eine andere materielle Form gebunden sind, wodurch ihre ästhetische Bedeutsamkeit nur zu leicht übersehen und sie als nebensächlich oder etwa nur als dekoratives Beiwerk betrachtet werden konnten.

Es sind zwar hin und wieder Einzelne aufgetreten, welche an die ästhetische Kraft der Farben glaubten — so im vorigen Jahrhunderte der französische Jesuit Castel und Le Blond; dann Goethe und in neuerer Zeit Chevreul ꝛc. Diese haben sich indeß entweder, wie Goethe, damit begnügt, die beobachteten physischen Wirkungen der Farben zu beschreiben und auf diese Weise Aphorismen zusammenzutragen, womit für die eigentliche Theorie Nichts gewonnen war, oder sie haben, die physische wie psychische Natur der Farben durchaus verkennend, Paradoxen zu Tage gefördert, wie Castel, welcher die Analogie zwischen den musikalischen und Farbentönen so weit ausdehnen zu dürfen glaubte, daß er ein Farbenclavier construiren wollte, durch das ähnliche Eindrücke auf die Seele hervorgebracht werden sollten, wie durch ein solches musikalisches Instrument

Chevreul endlich hat, einzig auf seine Beobachtungen der Contrasterscheinungen fußend, die tieferen harmonischen Beziehungen der Farben zu einander übersehen und überdies dem eigentlich Aesthetischen zu wenig Rechnung getragen.

In letzterer Beziehung hat unstreitig Goethe, in seinen Bemerkungen über die sittliche Wirkung der Farben, noch das Beste geliefert, welches denn auch entsprechend berücksichtigt und theilweise adoptirt worden ist, theilweise aber angegriffen und verworfen werden mußte, wie so Manches, was Andere über diese Materie gesagt.

Aus solchem Mangel einer wissenschaftlich festbegründeten und in sich abgeschlossenen Theorie erklärt sich auch das Unsichere und Schwankende der bisherigen Lehren oder vielmehr vereinzelt dastehenden Regeln für das Farbengebiet, sowie die weit verbreitete Ansicht, daß die Behandlung der Farben lediglich Sache des individuellen Geschmackes sei und sich nicht auf bestimmte Regeln zurückführen lassen.

Doch wie der Tonkünstler, ungeachtet seiner persönlichen Anschauung und Auffassung der Tonverhältnisse, stets an die, auf einer wissenschaftlichen Basis beruhenden Gesetze seiner Kunst gebunden bleibt, so muß auch der Farbenkünstler den, aus der physischen wie psychischen Natur der Farben

Digitized by Google

abgeleiteten Gesetzen Rechnung tragen, wenn sein Werk Anspruch auf ästhetischen Werth haben soll.

Es giebt zwar begabte Naturen, die ein äußerst feines Gefühl für Harmonie der Farben besitzen und die neuere Malerkunst hat Werke hervorgebracht, welche auch in Bezug auf diesen Theil der Kunst den Stempel großer Vollkommenheit tragen. Diese Werke sind jedoch meistens nur das Ergebniß einer glücklichen Organisation des Genies, welches die Gesetze ewiger Harmonie ahnt und denselben unbewußt folgt; der Künstler aber soll bewußt schaffen und sich Rechenschaft geben können über alle Mittel, welche ihm zum Ausdruck eines innern Wesens in der äußern sinnlichen Form zu Gebote stehen — die Theorie der Farbenharmonie nun lehrt diese Mittel für einen der wichtigsten Theile der Kunst des Malers bestimmen.

Freilich wird durch ein gründliches Studium der Gesetze der Farbenharmonie die Zahl der Lehrfächer für den Maler wieder um eines vermehrt, und es mag bequemer für den angehenden Künstler sein, sich in Rücksicht dieses Theiles des Kunststudiums auf sein Gefühl zu verlassen, wie dann in der Bequemlichkeit der Hauptgrund zu suchen ist, warum die meisten Maler Gegner des theoretischen Studiums überhaupt sind.

Man hört da viel reden von: „Knechten des Genius, Hemmen des freien Schaffens, Beschränkung der Phantasie" und wie die Redensarten alle heißen mögen.

Nach solchen Anschauungen müßte alle Theorie vom Kunststudium ausgeschlossen bleiben und die Uebung des rein Praktischen würde vollkommen ausreichen, das Studium der Anatomie, Perspektive, Aesthetik, Kunstgeschichte ꝛc. mit demselben Rechte entbehrt werden können. Doch selbst das Praktische ist nicht ohne Theorie — die Theorie der Technik liegt ihm zu Grunde, und wie der Künstler erst dann im Stande ist frei zu schaffen und Tüchtiges zu leisten, wenn er sich die Technik zu eigen gemacht, diese überwunden und hinter sich hat, so auch wird das Studium der Theorie überhaupt nur die Zahl der Mittel zum Ausdruck eines inneren Wesens in der äußeren Form vermehren.

Solche irrige Anschauungen beruhen indeß auf einem Mißverständnisse, welches klar aus den angezogenen Redensarten hervorleuchtet, die nichts Anderes bedeuten, als wenn verlangt würde, daß der Künstler sich während des Schaffens seines Werkes mit theoretischen Studien im eigentlichen Sinne, die ihn von der Idee abziehen könnten, befassen sollte; nein! diese Studien sollen, wie die Erwerbung der technischen Fertigkeit und Kenntniß, der Zeit vorausgehen, in welcher der Künstler als selbstständig schaffender Geist auftritt — die Theorie soll ihm in Fleisch und Blut übergegangen und zur zweiten Natur geworden sein; dann wird sie — weit entfernt, den Genius zu knechten — nur dazu führen, daß er seine Schwingen freier entfaltet, einen großartigeren Flug nimmt. Bei solchen Anforderungen an das Kunststudium dürfte allerdings eine etwas andere Organisation unserer Kunst-Lehranstalten geboten werden. —"

„Zu einem bewußten Schaffen im Farbengebiete." sagt der Verfasser

Digitized by Google

weiter, „nun ist vor Allem eine aus der Natur des Lichtes und der Farben entwickelte Theorie unerläßlich.“

Diesem Zwecke entsprechend, enthält der „Erste Abschnitt“ einen kurzen Abriß der Optik für Diejenigen, welche mit der Lehre vom Lichte weniger vertraut sind. In klarer und faßlicher Sprache werden, durch zahlreiche Holzschnitte erläutert, die Hauptlehren dieser Disciplin vorgetragen; der Fortpflanzung, Reflexion, Brechung ꝛc. des Lichtes die erforderliche Aufmerksamkeit zugewendet, der Hypothesen über das Wesen desselben gedacht und dem Auge und der Art und Weise des Sehens eingehende Betrachtungen gewidmet — eingehender, als dies in den meisten Lehrbüchern der Optik der Fall ist.

Der „Zweite Abschnitt“ befaßt sich alsdann ausschließlich mit der Chromatik; die prismatische Brechung (Farbenzerstreuung) findet eine gründliche Behandlung; in verschiedenen Paragraphen werden Grund- und Hauptfarben, Complementär- oder Ergänzungsfarben, Absorptions- oder natürliche Farben der Körper; physiologische Farben und Lichterscheinungen, Contrastfarben u. s. w. beleuchtet, worauf die materiellen Farben oder Pigmente, und deren Verhalten zum Lichte, ihre Mischungsverhältnisse ꝛc. in einer so erschöpfenden Weise behandelt werden, daß man über ihre Natur nicht mehr in Zweifel ist. Eine neue Nomenclatur der Farben wird dann aufgestellt, welche nicht allein den Vortheil hat den Ton auf das Genaueste zu bezeichnen, sondern auch im Namen schon das Mischungsverhältniß der betreffenden Farben angiebt.

Höchst interessant und belehrend ist die Erklärung der Erscheinung, daß die drei materiellen Farben: Roth, Gelb und Blau zusammen Schwarz liefern, während umgekehrt die idealen oder Lichtfarben vereint weißes Licht bilden. Das Clairobscur oder Helldunkel der Farben wird dann in nähere Betrachtung gezogen und der zweite Abschnitt schließt mit einer Erklärung der Begriffe „warme,“ „kalte Farben.“

Der „Dritte Abschnitt“ geht nunmehr zu der eigentlichen Entwickelung der Theorie der Farbenharmonie aus der Natur des Lichtes und der Farben über. Zuerst wird das „allgemeine Gesetz der Harmonie“ in prägnanter Weise hingestellt, dann eine Parallele zwischen den Farben und musikalischen Tönen gezogen und gezeigt, was die beiden Tongebiete Uebereinstimmendes und Verschiedenes haben; jeder Tonsphäre wird das Gebiet ihrer Wirksamkeit angewiesen, die Grenzen des durch Farben Darstellbaren und die Mittel zur Darstellung werden bestimmt. Der Verfasser verbreitet sich dann in einer Reihe von Paragraphen über das quantitative Verhältniß der Farben zu einander oder über den Farbenrhythmus; es werden Lehren gegeben, wie ein solcher Rhythmus jedem Gemüthstone, ja sogar dem Tempo desselben entsprechend veranschaulicht werden kann u. s. w. Dann findet die qualitative Verschiedenheit der Farben, „das eigentlich Expressive ihrer Natur,“ eine ausführliche Behandlung, woran sich die Charakteristik der einzelnen Farbentöne reiht, wobei vielfach Goethe's Auslassungen über die sittliche Wirkung der Farben zum Theil beipflichtend angeführt, zum Theil jedoch

Digitized by Google

auch wieder angegriffen und unter vollständiger Begründung verworfen werden. — Soweit die beiden Lieferungen, denen, außer jenen vorerwähnten Holzschnitten, noch drei Farbentafeln als erläuternde Beilagen dienen. Wird das Werk im Geiste dieser beiden ersten Lieferungen zu Ende geführt, so dürfte die bisher bestandene Lücke im Gebiete der Aesthetik ausgefüllt und der erste Schritt geschehen sein, um, wie der Verfasser am Schlusse des Vorwortes sagt „einen Zweig der Aesthetik zu der Geltung und Würdigung zu bringen, die ihm gleich Andern gebührt.“ Wir glauben daher Jedem, der Sinn für eine ästhetische Behandlung des Farbengebietes hat, das Buch als eine ebenso belehrende als interessante Lectüre empfehlen zu können.

Druck von A. Paul & Co. in Berlin, Kronenstraße 21.

Digitized by Google

Graf Bismarck.

Preußen, sagt man, ist die kleinste der Großmächte: woher also nimmt es den Muth, sich einen eigenen Weg zu bahnen, auf welchem es mit den anderen Großmächten zusammenstoßen muß? Aus welcher Quelle schöpft es die Berechtigung, eine Gährung in den Welttheil zu werfen, durch welche es selbst der Gefahr bedeutsamer Krisen ausgesetzt ist, während die anderen Großmächte über die Grundlagen ihrer Politik in Zweifel gesetzt werden — in einen Zweifel, den sie vergebens hinter erkünstelter Gleichgültigkeit zu verstecken oder durch problematische Proteste zu überwinden trachten? Wo hat Preußen die Kühnheit gelernt, eine Action zu beginnen, mit deren Hülfe es die anderen Reiche zwingt, ihre Handlungsweise von den Einflüssen und Bewegungen der kleinsten Großmacht abhängig zu machen?

Die Antwort liegt in der Verheißung, daß die Kleinsten die Größten sein sollen.

So oft das Geschick der Völker von einer neuen Wendung ergriffen wird, sind es die kleineren Mächte, welche sich der Ahnung des Umschwunges zuerst zugänglich erweisen. Große Reichskörper mit einer geschichtlichen Arbeit, die gleichsam innerhalb ihrer Grenzen Raum zur Entwickelung findet, mit ungeheuren Interessen, die eines des anderen bedürfen und eines dem anderen das Gleichgewicht halten, können manchen Stoß, manchen Anprall des neuen Geistes ertragen, ehe sie gründlich aufgerüttelt werden; ihr Schwerpunkt kann schwanken, ohne daß sie die Erschütterung für ernstlich nehmen, sie können noch lange mit einer gewissen stolzen Apathie in sich selber ruhen, ehe sie die Kraft der neuen drängenden Geschichtswogen anerkennen oder sich gar denselben hingeben.

In kleinen Mächten ist das Verständniß dessen, was geschieht und sich vorbereitet, schärfer, die Aufmerksamkeit ist rastloser und — was hauptsächlich betont werden muß — die Unzufriedenheit, welche der echte Sauerteig der Völkergeschichte ist, wirkt durchgreifender.

Soll denn also Preußen die kleinste der Großmächte sein, so ist es zugleich die bevorzugte Großmacht. Preußens wachsames Auge erspäht die Symptome des Werdenden zuerst. Seit dem Jahre 1840 lebt Preußen in einer ununterbrochenen Krisis, welche den modernen Fragen der inneren Verfassung und der auswärtigen Politik einen schärferen Ausdruck verleiht als dies in Frankreich oder selbst in England der Fall ist. Wenn Friedrich Wilhelm IV. die landständisch-königliche Verfassung nach mancherlei Versuchen durch Berufung des Allgemeinen Landtages vollendete und hiermit die eine

Digitized by Google

Seite jener constitutionellen Antithese, mit deren Erledigung die preußische Monarchie beschäftigt ist, in reiner Form fixirte, so was das etwas Größeres als der schaale Reformruf der constitutionellen Parteien in Frankreich. Wenn König Wilhelm seine vertrauende Großmuth dadurch kundthat, daß er die Männer der neuen Aera um sich berief, wenn unser König durch diesen Act souveräner Gnade der anderen Seite jener Antithese gestattete, sich rein und frei zu entwickeln, auf daß sie zeige, was in ihr sei, so war dies eine kühnere und folgenreichere Handlung, als alle die Einbringungen von Reform-Entwürfen, welche seit fünfundzwanzig Jahren dem englischen Parlament vor die Füße gelegt worden, um unter den lässigen oder erzürnten Tritten einer herrschenden Klasse zu verenden.

Auf dem Felde der auswärtigen Politik war Preußen zur Zeit des orientalischen Krieges der Richter der anderen Großmächte. Während Frankreich und England unter dem Vorgeben, die Kämpfer für Civilisation und Humanität zu sein, einen Sturm gegen Rußland erregten, während Oesterreich und Italien sich in diesen Taumel hineinreißen ließen, beobachtete Preußen eine unerschütterliche Ruhe. Preußen durchschaute die Lüge, welche in dem Schlachtrufe lag, daß „Rußland fallen solle." Preußen wußte, daß die Westmächte kein Mittel besaßen, um die orientalische Frage zu beantworten. Preußen ahnte, daß Rußland nach dem nutzlosen Sturmlauf der westlichen Phrase um so schneller wachsen, um so trotziger sich verschanzen, um so siegesgewisser den Verlegenheiten eines Welttheils, der durch die Schaam gelähmt werden mußte, gegenüberstehen würde. Preußen also, das kleine Preußen, ja die kleinste Großmacht wagte es, ruhig zu bleiben, während Erde und Meer in Aufruhr waren, und seine Ungestörtheit lieferte die treffendste Beurtheilung dessen, was Frankreich und England, was Oesterreich und Victor Emanuel thaten. Bei Gelegenheit des letzten dänischen Krieges und nach demselben versuchten es die westlichen Mächte, die beobachtende Politik Preußens nachzuahmen. Aber ihr Bestreben ist ihnen nicht gelungen.

Seit der Zeit des orientalischen Krieges stand Preußen den westlichen Mächten fremd gegenüber. Man nahm sogar eine Miene an, als dulde man die kleinste Großmacht nur im Rathe der Omnipotenten. Man sagte: Preußen hat sich selber bei Seite gestellt, also mögen die großen Evolutionen Europas ohne Preußen vor sich gehen. Man zuckte die Achseln, man affektirte eine mitleidige Miene; nur von Zeit zu Zeit trat bei meist geringfügigen Anlässen die geheime Scheu, die man vor Preußen empfand, in derben Ausfällen an's Tageslicht. Es war mithin schon ein stiller Kampf vorhanden, bei dem es für Preußen darauf ankam, entweder ein geduldetes Nichts zu sein, oder ein Großes, ein Entscheidendes, ein wahrhaft Providentielles zu werden.

Seit dem Zusammenbruch der neuen Aera war für das preußische Volk die Aufgabe, eine harmonisch wirkende Verfassungsform zu finden, unabwendbar geworden. Der schöne Bau, den Friedrich Wilhelm IV. mit Hülfe der landständischen Elemente hatte aufführen wollen, bot nicht mehr ein hinläng-

Digitized by Google

liches Dach, um die Bedürfnisse des Volkes zu decken oder seinen Aspirationen zu genügen. Die Verfassungsparagraphen aber, so sehr sie Alles, was in constitutioneller Doctrin in der Luft schwebte, zu condensiren strebten, mußten jeden ernsten Geist zurückstoßen und jedes reelle Interesse kalt lassen. Die beiden Seiten der Antithese rieben sich an einander auf, und die Gestaltung, welche die letztere ersetzen soll, existirte noch nicht.

In diesem Momente des Zweifels nach innen und nach außen ist Herr von Bismark an die Spitze der Geschäfte getreten. Der Mann wird durch die Epoche geehrt, in welcher er lebt und deren moralische Fäden er lenkt, gleichwie eine Epoche durch die Namen der Männer geschmückt wird, die ihr den Charakter verliehen haben. Auf dem Gebiete der Völkergeschichte giebt es keinen Zufall und wenn wir mit dem Aufsteigen einer Krisis auch einen Mann erscheinen sehen, der zu ihrer Leitung berufen wird, so mögen wir in Bescheidenheit die Hand des Schicksals, die den Mann und den Moment zusammengebracht hat, anerkennen; wir mögen sicher sein, daß der Mann dem Momente gewachsen ist.

Herr von Bismark hatte eine doppelte Mission. Er sollte im Innern des Staates, dem die constitutionellen Formen versagten, die Ordnung schützen; und er sollte dem Auslande zeigen, daß die Unbedeutendheit Preußens eine Illusion seiner Neider gewesen war.

Jede dieser Arbeiten war eine heroische. Man erwäge, wie tief bei uns der Verfassungskampf bereits an die Wurzeln des Staates gegriffen hatte. Es handelte sich ja in Wahrheit nicht um den Sinn einzelner streitiger Verfassungsparagraphen, sondern es handelte sich um die ganze Basis unseres Gesetzlebens. In dem Widerstreite des Jahres 1847, welches den Schlußstein in das landständische Gebäude hatte einfügen sehen, und des Jahres 1848, welches die Halme zu dem Strohdache der Constitution geliefert hatte, war Alles zerstört worden, was zum Material für einen festen Bau alsbald hätte benutzt werden können. Die gesammten Verhältnisse schwankten, die gesammten politischen Anschauungen waren von der Skepsis angezehrt, das gesammte Verfassungsleben mit all seinen Voraussetzungen stand in Frage. Ein staatsmännischer Geist, der ebenfalls schwankte, hätte den Verfall anwachsen lassen. Wenn sich Preußen nicht moralisch zersplitterte, wenn über dem sittlichen Chaos, das durch das Geschrei der constitutionellen Phraseurs nur noch wüster wurde, die Sonne der Ordnung ihre Strahlen bewahrte, wenn inmitten des unaufhaltsamen Versinkens der liberalen Körperschaften das Vertrauen in die Zukunft Preußens und in die Neuerschaffung eines Rechtszustandes nicht geschädigt wurde, so verdanken wir das der festen Hand des Herrn von Bismarck, die durch die Treue zum Könige gestählt ward und die in dieser Treue das Terrain unverletzt erhielt, auf welchem der neue Rechtszustand auferbaut werden soll.

Das Eine behalte man im Gedächtniß. Trotz des Geschreies, das über die „Reaction" des Herrn von Bismarck erhoben worden, kann das Bestreben des Ministers nicht auf die Rückführung des Alten sondern nur auf die Errichtung jenes Neuen gerichtet sein.

Digitized by Google

Und dasselbe gilt von der auswärtigen Politik. Preußen richtet sich empor. Preußen schreitet vorwärts. Kein Mensch wird behaupten dürfen, daß Preußen sich anmaßlich auf die Bahn gedrängt habe, welche zu einer Neuordnung der Macht in Europa führen muß. Nein, Preußen hat das Recht, nach dem vordersten Range auf dieser Bahn zu streben, durch die Strenggläubigkeit, mit der es unter Friedrich Wilhelm III. an den Verträgen festhielt, durch die heldenmäßige Demuth, mit welcher es selbst die nachtheiligen Consequenzen jener Verträge über sich ergehen ließ, verdient. Noch Friedrich Wilhelm IV. war bereit, den Ehrgeiz des Preußischen Volkes den alten Verträgen zum Opfer darzubringen. Den ersten Riß in die Verträge machte der italienische Krieg von 1859. Herr von Bismarck ward vom Könige mit der Führung der Geschäfte betraut, als die Folgen des italienischen Krieges sich in einer Zerrüttung der Beziehungen der europäischen Mächte offenbart hatten.

Damals keuchte und zuckte die Revolution über ihrer Beute in Italien, Oesterreich litt an einem unmuthigen Mißtrauen, welches durch das Experiment, in der constitutionellen Form einen Ersatz für den verlorenen inneren Halt zu suchen, nicht aufgeheitert werden konnte. Der deutsche Bund stand außerhalb der Geschichte. England wühlte in Italien, während es die Annexion Nizzas und Savoyens immer noch nicht verschmerzen konnte. Frankreich aber war beschämt, daß es in Italien nur die Anarchie erzielt hatte, und suchte in Mexiko, Hinter-Indien, Suez eine Linderung für seine Täuschungen. Die Revolution producirte nichts, die Grundlage der Verträge schützte keinen Thron vor dem Verderben.

Preußen griff in die Verwirrung mit dem dänischen Kriege hinein. Hierdurch formulirte es klar und unzweideutig die Frage, die im italienischen Kriege nur schüchtern aufgeworfen war. Europa gerieth in Aufregung, es griff unstät nach Zielen, die ihm zu hoch lagen, und es wich unmuthig vor Aufgaben zurück, die ihm zu schwer waren. Die europäischen Mächte waren plötzlich vor ein Dilemma gestellt, welches sie in dieser Schärfe nicht geahnt hatten, und je rathloser sie dasselbe anstarrten, desto ärgerlicher zürnten sie auf die „kleinste Großmacht," die nicht gezaudert hatte, den Schleier von dem Gebrechen Europas zu ziehen.

Das Entweder—Oder, vor dessen Angesicht Europa citirt war, lautete nämlich: Entweder die Verträge sind in voller Kraft, entweder sind sie wirklich die Grundveste, auf welcher noch heute das öffentliche Recht in Europa beruht; dann, ihr Mächte, greift zu Wehr und Waffen, um den Vertrag vom 8. Mai 1852 zu schützen. Oder die Verträge sind durchlöchert, Europas Nationen streben nach einer neuen Form der Existenz; dann, ihr Mächte, helft an einem Bau, der haltbarer sein muß, als der zerfallende.

Dies war das Dilemma. Europa sah es, jedoch Europa erwies sich zu schwach, sowohl dem Entweder zu gehorchen als auch auf die Stimme des Oder zu hören. Es betrat den Mittelweg der Conferenzen, welche zwar den Einbruch der tractatenmäßigen Basis anerkannten, aber auch davor zurückwichen, die Ruinen entschieden von der Stelle zu schaffen.

Digitized by Google

Preußen handelte, Preußen führte aus, was es begonnen hatte. Der londoner Maivertrag erlag dem wiener Frieden. Auch hier finden wir, daß dem Herrn von Bismarck dieselbe Mission vorbehalten ist, die er im Innern der preußischen Monarchie zu erfüllen hat. Er kann sich nicht zur Revolution bekennen, weil die Revolution nichts anderes ist, als eine endlose Kette von Qual, Verlegenheit, Mißtrauen, Anklage, Armuth, Lähmung: und er kann nicht das Alte wiederherstellen, weil es die Wiege von Zweideutigkeiten war. Auch hier muß sein Geist auf das Neue gewendet sein, welches wahrhaft conservativ ist, weil es die Revolutionssucht zu Boden streckt und für die Haltlosigkeit des alten Vertrages den Beweis liefert.

Preußen schafft rüstig an diesem Werke. Während aus dem Qualme des Aergers und des Zweifels, der über das westliche Europa gebreitet ist, Drohworte emportauchen, während Preußen einen halb widerwilligen Bundesgenossen, den das Dornenlager nationaler Schwierigkeiten tausendfach verletzt hat, an der Hand führen muß, läßt es sich durch Nichts beirren, da es weiß, daß die Schlußschöpfung die beste Rechtfertigung seiner Action liefern wird.

Zu Einem aber ist es fest entschlossen: — daß es mitten unter Protesten und Hindernissen nicht wanken will, — daß es nicht rasten will, als bis es die Position gewonnen, auf welcher es die Hände frei haben wird, um das zu creiren, was dem Norden am zuträglichsten und den Deutschen für ihre Machtstellung am heilsamsten ist.

Bei einem solchen Willen ist es klar, daß Preußen die gedrückten Politiker, von welchen es umstellt ist, mit jedem Schritte überraschen muß. Man legt veraltete oder kleinliche Maßstabe an die Handlungen Preußens und wundert sich dann, daß bei irgend einem Gährungsprozesse nicht dasjenige herauskommt, worauf man calculirt hatte.

Der Unverstand und die Eitelkeit, welche bloß in sich selber die Regel für die Beurtheilung des Bestehenden finden möchten, überstürzen sich in Räsonnements wider Herrn von Bismarck, die vor den Thatsachen flach niederfallen müssen. Die Trägheit, die sich nicht die Mühe geben will, den Character eines Staatsmannes eyrlich zu erkennen, schwingt die stumpfe Waffe der Redensart, welche den ungeschickten Fechter selber verletzt. Als Probe für eine Kritik der Bismarck'schen Politik vom unvollkommenen Standpunkte aus, der nur mit Widerwillen das Rechte ahnt, theilen wir hier einen Artikel der „Revue des deux mondes" mit. Er lautet in der Uebersetzung:

„Vor Kurzem pflegten alle correcten, in ihrer Weisheit aufgeblasenen, den alten Ueberlieferungen getreuen, auf feines Benehmen und Lebensweise sich brüstende Diplomaten in Europa bei dem Namen des Herrn von Bismarck zu lächeln und mit den Achseln zu zucken. Es war ein Tollkopf, ein Mann der Unvernunft, ein geschwätziger, prahlerischer Träumer, der seine Utopieen schon dadurch im Voraus abgenutzt hatte, daß er sie bei jeder Gelegenheit den ersten Besten vortrug, und dem man nicht die Ehre erwies, ihn für gefährlich zu halten, weil man ihn lächerlich fand. Wir möchten wohl wissen, ob es augenblicklich unter den eingebildeten und geschlagenen

Digitized by Google

Diplomaten der großen und kleineren Höfe irgend einen giebt, der da annehme, es lasse sich noch über Herrn von Bismarck spotten.

Herr von Bismarck hat den Erfolg für sich. Er hat den Sieg von Gastein erfochten, er eignet sich Lauenburg an, er hat Kiel unter dem Namen und Vorwand der phantastischen Bundesmarine, er hat Rendsburg, er hat Schleswig und die Militärstraßen in Holstein, er wird den Nord- und Ostsee-Kanal haben, er ist moralisch und beinahe materiell Herr der Herzogthümer. Die Convention von Gastein ist scheinbar bestimmt eine provisorische Lage zu ordnen, man kann sie in Wirklichkeit als die Feststellung des definitiven preußischen Uebergewichts in der Herzogthümerfrage betrachten. Oesterreich hat nachgegeben, Oesterreich giebt den Schutz der Mittelstaaten auf, eine große deutsche Ueberlieferung ist so zerstört. Der alte Bundestag wird bei Seite geschoben, er wird unter dem Doppeldruck Preußens und Oesterreichs die von Oesterreich an Preußen concedirte Feststellungen passiv eintragen, Preußen sieht die Erfüllung seines sehnlichsten Wunsches, es vergrößert sich durch ein Verfahren, das die Zukunft vorbedeutet, nach einer Methode, welche den Weg der zukünftigen Vergrößerung vorzeichnet.

Schenkt man auch in der jetzigen Saison der Politik geringe Aufmerksamkeit, so können doch diese deutschen Ereignisse nicht bloß mit Scherz behandelt werden. An der in Gastein entwickelten Komödie ist nicht das Stück selbst das Interessanteste, sondern die Lehre über die allgemeine Lage Europas. Das Stück ist allerdings curios gewesen, es ist von vorn herein und bis zu Ende wie ein Anachronismus erschienen. Nach vollendeter Thatsache wiederholt man ein in den letzten Jahren oft geäußertes Geständniß: „„wir dachten nicht, daß so etwas noch heut zu Tage möglich wäre!““ — ja es ist noch heut zu Tage möglich, und deshalb müßten wir uns mit unserer Epoche beschäftigen, die Escamotage der Herzogthümer erläutert uns manche geschichtliche Thatsache —, und flößt uns Nachsicht gegen unsere Eltern ein, welche die Theilung Polens zugelassen haben. Vor einigen Jahren dachte man nicht daran, daß Europa in Hinsicht der Grenzen der verschiedenen Staaten noch nicht festgestellt sei — sollte die Karte umgestaltet werden, so meinte man würde es unter dem Einfluß gewisser Bestrebungen der nationalen Unabhängigkeit und gewisser Prinzipien der politischen Einheit geschehen. Uns schien unser Jahrhundert der internationalen Politik sein Gepräge gegeben zu haben; die Bildung, Erweiterung oder Verkleinerung der Staaten schien uns eine Folge des Kampfes zwischen den alten und neuen Grundsätzen, zwischen den Ideen der Legitimität und Conservation, und denen der Freiheit und Nationalität, zwischen dem alten System und der Revolution sein zu müssen. Die conservativen Regierungen hatten die Fragen eben so wie die liberalen aufgestellt. Diese Regierungen hatten ihre Sache mit einer vorgeblichen Doctrin gehoben; sie nannten sich gegenüber der revolutionären Propoganda die heilige Allianz. Alle Ereignisse des Kampfes zwischen der Revolution und dem alten System seit 1815 mochten schmerzlich sein, allein haben den modernen Geist nicht so sehr überrascht als die jetzige Episode der Elbherzogthümer. Wenn in Folge der Congresse der heiligen Allianz

Digitized by Google

Oesterreich in Italien einfiel oder Frankreich in Spanien, so erblickte man darin die natürlichen Folgen des in Europa auszufechtenden, gewaltigen Duells. Die Contrerevolution mißbrauchte ihre Kräfte und beging ungerechte Usurpationen, allein man kannte doch seinen Feind und erwartete vom nächsten revolutionären Siege die Wiederausgleichung der Ungerechtigkeit. Was ein contrerevolutionärer Sieg in Betreff von Territorial-Festsetzungen vollzogen hatte, konnte ein revolutionärer zerstören. Die preußische Politik in den Herzogthümern hebt für uns diese Gewöhnung des Geistes auf! Das Spiel des Herrn von Bismark führt uns aus unserm Jahrhunderte heraus.

Wir erblicken nach allen Seiten hin nur eine Probe der politischen Geschichte des achzehnten Jahrhunderts. Kein Interesse hoher socialer oder politischer Doctrin, keine Rechtsmaxime ist vom Sieger vorgeschoben worden. Die preußische Regierung hat nur an ihr Interesse gedacht und so geringfügige und so rasch von ihm selbst verläugnete Vorwände angewendet, daß es den Sieg nur seiner Geschicklichkeit und der Ohnmacht der übrigen europäischen Staaten verdankt. Preußen sehnt sich nach einer Erweiterung seines Gebiets, Preußen, die kleinste und am wenigsten bevölkerte Großmacht, Preußen, das geographisch schlecht gebildet ist, will seine materiellen Hilfsmittel den Ansprüchen des Großstaats, welche sein Ehrgeiz und seine Geschichte ihm eingeflößt haben, gleichstellen. Es hat eine Gelegenheit gefunden, diese Richtung zu befriedigen; es hat sie mit eben so großer Fertigkeit als Gewandheit ergriffen. Es ist bei dieser Gelegenheit nicht einmal von den Interessen der deutschen Hegemonie die Rede, die mit einem Streben des germanischen Stammes nach Regierungseinheit vermischt werden könnten. Die Politik der Nationalität gilt nichts für das preußische Cabinet: es handelt sich bei ihm lediglich um die Entwickelung des Königreichs im alten Sinne des Worts. Die Politik von 1865 schließt sich unmittelbar derjenigen von 1765 an. Herr von Bismarck befolgt nur das Verfahren des diabolischen Friedrich II., er hat die Sache der Herzogthümer geführt, wie Friedrich den Raub Schlesiens und die Verschwörung gegen Polen. Man hat die alten Mittel angewendet, man hat in Klugheit, Keckheit, Dreistigkeit gewetteifert, man hat Verstellung und Täuschung als Kunst behandelt, die zur Ehre gereiche. Man hat Dänemark im Namen des deutschen Bundes angegriffen, man erntet die Resultate im Namen preußischer Interessen. Man hat die Successionsrechte des Königs von Dänemark auf die Herzogthümer bestritten, man hat die des Herzogs von Augustenburg vorgeschoben, man hat eine Conferenz der europäischen Mächte zu Zeugen genommen, welche Prinzipien des Staatsrechts man anwenden wolle, sobald aber der König von Dänemark der Provinzen, die er mit Unrecht besitzen sollte, beraubt war, erkannte man ihn als alleinigen legitimen Eigenthümer der Provinzen an, die man sich von ihm abtreten ließ. Von Rechten der Nationalität, vom Rechte der Herzogthümer sich über die Form ihrer Regierung, die Wahl ihres Souveräns, die Theilnahme an der Verwaltung ihrer Angelegenheiten auszusprechen ist keine Rede gewesen, von den Rechten des Bundes, diese Dinge zu ordnen, ist keine Rede gewesen. Einmal im Hause hat der Berliner Hof die Thüre

Digitized by Google

vor die Nase derer zugeschlagen, für welche er hereinzukommen angezeigt hatte und sich zu ihnen gewendet und gesagt: jagt mich einmal fort! Im Verlaufe dieser schönen Verhandlungen hat man übrigens die Annehmlichkeit gehabt, die dankbare Unterstützung Rußlands zu benutzen, die im eifrigen und ehrlichen Lord Russell personificirte englische zum Besten zu haben, einen unter der platonischen Liebe der Nationalitäten verborgenen Verdruß Frankreichs auszubeuten und das gedemüthigte Oesterreich zu zwingen. Der Ruhm ist eben so vollständig als der Erfolg und Herr von Bismarck darf die Schmähenden wie die Eifersüchtigen fragen, ob jemals ein Spiel besser gespielt worden ist.

Es ist schon viel, daß ein solches diplomatisches Kunststück in unserer Zeit hat ausgeführt werden können. Es wäre außerordentlich, es scheint uns unmöglich, daß dieses Ereigniß keine weiteren Folgen nach sich zöge. Wird diese Lösung der Angelegenheit der Herzogthümer in Deutschland nicht das öffentliche Gewissen erwecken, welches dort die Prinzipien und Tendenzen des modernen Geistes vertreten soll? Ist dieser Erfolg des preußischen Cabinets ein Deutscher? Verstehen die Patrioten jenseits des Rheins den Fortschritt der nationalen Sache und die Anbahnung der Einheit in solchem Sinne und willigen sie in eine Abdankung, bei welcher sie die Durchführung der nationalen Politik nach außen einem Cabinete übertragen, welches im Innern die Ausdehnung der liberalen Idee hemmt? Sind sie nicht verlegen, durch ihre unvorsichtige Agitation gegen Dänemark Herrn von Bismarck Gelegenheit zu einem solchen Erfolg und sich selbst solche Enttäuschung bereitet zu haben? Was wird gegenüber der neuen durch das Uebergewicht des preußischen Cabinets geschaffenen Lage aus dem deutschen Bunde? Können die Kleinstaaten sich noch immer von der Komödie narren lassen, die sie seit einigen Jahren gespielt haben? Männer von Geist und Einbildungskraft, Herr von Beust, Herr von der Pfordten hatten sich vorgestellt, sie könnten ein drittes Deutschland bilden, welches Preußen und Oesterreich mit sich abrechnen ließe. Jetzt sehen wir, was aus diesem dritten Deutschland wird, wenn Preußen und Oesterreich sich vertragen. Wo ist die Prahlerei, welche Herr von Beust bei der Londoner Conferenz zeigte? Er, der einen so naiven Stolz darin fand, dem Lord Russell, dem großen Minister eines großen Landes, Noten zukommen zu lassen, wird er die Kühnheit haben, Noten an Herrn von Bismarck ergehen zu lassen, gestützt auf sein kleines Sachsen, welches Preußen zerdrückt, wenn es die Kinnbacken schließt? Wir fragen noch einmal, regen diese Thatsachen, diese neuen Tage nichts im germanischen Gewissen auf? Reagirt Deutschland nicht gegen die Eingriffe des Berliner Hofs, oder wird es, durch die eben erlebte Täuschung niedergeschlagen, wie immer anderswo eine Zerstreuung suchen? Entsagt es der Ehre liberale Staatsmänner zu bilden, tröstet es sich durch die Hervorbringung von Turnlehrern oder Commentatoren? Soll man das alte Epigramm des Erasmus wieder anwenden? Die Deutschen gefallen sich in Körperwuchs und Kenntniß der Magie?

Wir Franzosen können die vollzogenen und vielleicht bevorstehenden

Digitized by Google

Ereignisse in Deutschland nicht mit leichtfertiger Gleichgültigkeit betrachten. Seit 1863 hat uns die besondere Gleichgültigkeit unserer Regierung in Bezug auf die dänische Frage verwundert. Es war, was man jetzt endlich finden muß, ein großer Irrthum, ein größeres Interesse Englands als Frankreichs an den Herzogthümern vorauszusetzen. Frankreich ist keine Insel, es kann keine Inselland-Politik haben und sich von Europa abschließen, wenn man seinen Rath in Europa verschmäht. Als Continentalmacht wird es wegen seiner Sicherheit von allen Bewegungen auf dem Festlande berührt. Es mag sie ignoriren oder unberücksichtigt lassen wollen, die Ereignisse der Continentalpolitik berühren es nothwendigerweise. Es ist vielleicht das erste Mal in unserer Geschichte, daß wir das Gleichgewicht im Norden haben erschüttern lassen, als ob wir kein Interesse an der Erhaltung der scandinavischen Monarchien hätten, welche immer die vorgerückten Posten Frankreichs gegen Deutschland wie gegen Rußland hin gewesen sind. Der für die dänische Monarchie bestimmte Schlag mußte auf unsere Interessen zurückwirken, weil er in Deutschland eine Veränderung der Lage und des Einflusses hervorrief. Von Franz I. bis Napoleon hat Frankreich niemals eine solche Veränderung erlebt, ohne davon berührt worden zu sein. Die in der Herzogthümersache angegebene deutsche Entwickelung vollzieht sich jetzt und wer ist an der neuen Lage mehr interessirt, England oder wir? Das Uebergewicht Preußens, welches die eigennützige Gefälligkeit Oesterreichs angenommen hat und die ohnmächtige Schäche der Mittelstaaten erduldet, ändert wesentlich unsere Beziehungen zu Deutschland. Der unruhige Geist des Herrn von Bismarck bietet uns keine vollständige Sicherheit, die politischen Bedürfnisse und Tendenzen Preußens lehren uns, daß ein Erfolg wie der eben errungene der Anfang irgend einer Sache ist. Die Bande, welche die Höfe von Petersburg, Berlin und Wien mit einander verknüpfen, bedürfen nicht erst einer Ausplauderei der Kanzleien — sie erscheinen in den Thatsachen, in der Nothwendigkeit der Dinge. Das alte Bündel ist wieder gebunden, die Convention von Gastein schnürt es noch enger zusammen. Welchen Preis erhält Oesterreich für seine Gefälligkeit? Man spricht schon von einer mit Preußens Zustimmung vom deutschen Bunde ertheilten Garantie für Oesterreichs deutsche und außerdeutsche Besitzungen. Eine solche wenn auch einen rein defensiven Charakter an sich tragende Maßnahme wäre von der republikanischen Regierung von 1848 nicht geduldet worden, sie wäre jetzt noch weniger zu dulden, denn sie würde Frankreich und die von uns beschützten Interessen beleidigen und bedrohen. Solche Annäherungen brauchen nicht in officiellen Aktenstücken niedergeschrieben zu sein, wenn wir uns damit beschäftigen sollen, genug, daß sie sich in den Thatsachen zeigen. Die Streitkräfte Frankreichs haben eine ganz andere Proportion zu Deutschland, wenn eine active und dauerhafte Allianz Preußens und Oesterreichs sich unter unseren Augen bildet und wenn der deutsche Bund von dieser Allianz fortgerissen und beherrscht werden soll. So bildet sich eine große Coalitionskraft und diese kann nur Frankreich bedrohen. Gleich zu Anfang der dänischen Sache hätte man solche Folgen vorhersehen und verhüten sollen, jetzt stellen sie sich uns

Digitized by Google

als Thatsachen hin. Da die deutschen Höfe die alte Politik machen, aus welcher alle moralischen Principien ausgeschlossen sind, und die nur Machtpläne durch Geschicklichkeit durchführt, so muß Frankreich entweder materielle Garantien gegen die Machtanhäufungen neben sich verlangen oder — was wir vorzögen — das Uebergewicht der liberalen und revolutionären Macht ihnen entgegenstellen, in Frankreich selbst die durch die Revolution von 1789 verheißenen Freiheiten verwirklichen, durch Vorbild und Propaganda muß es eine große und tiefe moralische Diversion bei den Staaten erzeugen, welche das gefährliche Spiel der Allianzen des alten Systems wieder aufnehmen."

So weit die französische Revue. Der Verfasser hat seinen Voreltern aus dem 18ten Jahrhundert allerdings vieles abzubitten, doch nicht das Vergehen, daß er klüger wäre als sie, sondern den Fehler, daß er nicht genug von ihnen gelernt hat. Das achtzehnte Jahrhundert war die Epoche der großen politischen Combinationen. Keinesfalls wird es für den Grafen Bismarck verletzend sein, wenn seine Thaten in das Jahrhundert eines Chatham, eines Fleury, eines Friedrich II. zurückdatirt werden. Noch heute folgt die große Politik dem geistigen Impuls, der von dem achtzehnten Säculum ausgegangen. Damals hatte das Bestreben der Mächte nur Ein Ziel: nämlich sich auf die Zeit der Revolution vorzubereiten, die allen Geistern von Sagacität gegenwärtig war, lange bevor sie ausbrach. Die unerhörte literarische Thätigkeit in der ersten Hälfte des Jahrhunderts hatte den Autoritätsglauben gestürzt; die englische Revolution von 1688 mit dem Gefolge einer politischen Schriftstellerei, deren Gebiet noch jetzt kaum durchforscht worden ist, hatte den Thronen eine Warnung ertheilt. Der Spanische Erbfolgekrieg, der Nordische Krieg, waren bereits Revolutionskämpfe, die mit einem Compromiß endeten. Dann schritt die politische und religiöse Skepsis immer wuchtiger vor. Europa erdröhnte.

Welches war die Aufgabe der Fürsten und Politiker in einer solchen Zeit? Sie mußten große Staatsräume schaffen, wo einerseits der Freiheitssinn, der nun einmal nicht ganz zu fesseln war, Platz zur Bethätigung fand, und wo andererseits Bollwerke aufgeführt werden konnten, stark genug, weitreichend genug, um den Uebermuth der revolutionären Wogen einzudämmen. Deshalb das Streben Frankreichs nach Arrondirung an der Deutschen Grenze, nach Herrschaft über Spanien, nach Hegemonie in Italien. Deshalb der Ehrgeiz Englands, die Meeresherrin zu werden. Deshalb der Riesenkampf Friedrichs des Großen. Deshalb die Axtschläge, die von Petersburg her tönten und das Entstehen eines neuen ungeheuren Baues ankündigten.

Die Revolution kam; ihre Fluth stieg, sie wollte selbst die Staatswerke, die im Blicke auf sie errichtet waren, wegschwemmen. Sie wogte über Europa, aber sie ward endlich zurückgestaut, und die Staatsbauten des achtzehnten Jahrhunderts tauchten wieder auf.

Was heute die Souveräne und Staatsmänner zu thun haben, ist zwar nicht dasselbe, was das achtzehnte Jahrhundert verrichtete, aber es ist die Fortsetzung dieses Werkes. Wie gesagt, die politischen Bauten des achtzehnten Jahrhunderts waren ja nicht blos dazu da, um die Revolution einzu-

Digitized by Google

pfählen, sondern auch um der freien Arbeit, die das berechtigte Kind der Revolution ist, ein möglichst geräumiges Terrain zu schaffen. Wir haben uns zu tummeln im Rückblick und im Vorblick auf die Revolution. Mit dem Wachsthum der Freiheit, deren Natur so viel vom Phrasenhaften und vom Explodirenden in sich hat, muß auch die Wucht der Staatsgewalt und das Machtgebiet des Staates wachsen. Ist dies nicht der Gedanke des Grafen Bismarck? Darf man einem solchen Gedanken, der oft und deutlich genug ausgesprochen ist, die Anschuldigung der Verstellung entgegenhalten? Kann man wider einen solchen Gedanken die Aengstlichkeit der kleinen deutschen Staaten in's Feld führen, die bei der Steigerung und Massenhaftigkeit der politischen Action des Schutzes bedürfen und dieses Schutzes theilhaftig werden sollen, indem Preußen ihre Souveränetäten unter der einen oder anderen Form dem Fittich seiner Machtsphäre anvertraut? Kann man die Auflösung, welche von einem echten Staatsmanne heraufbeschworen werden muß, damit ihr die haltbare Schöpfung folge, kann man sie hemmen, indem man an die Grundsätze von 1789 appellirt, welche die in Formelm gebrachte Auflösung sind? Kann man gegen das geschichtliche Tribunal, welches nach den Dictaten eines großen Machtgewissens richtet, die Sentimentalitäten der kleinstaatlichen Gewissen aufrufen, da ja selbst vor dem bürgerlichen Richter die untergeordneten Specialinteressen, die sich sämmtlich ein Specialgewissen schaffen, dem umfassenden Rechtsgewissen zu weichen gezwungen sind?

Die „moralische Diversion" der Grundsätze von 1789 hat ihre Eindrucksfähigkeit verloren, weil jene Grundsätze in der Gesetzgebung überall ihr Bett gefunden haben. Wenn man noch immer von der Gewalt und den Gefahren der Revolution spricht, so ist das nicht diejenige Revolution, welche sich mit den Interessen verschwistert, sondern die abstracte Revolution, die Phrasenrevolution, die als solche nach einer dämonischen Krone trachtet, die aber stets der positiven That weichen wird. Will der Westen mit Hülfe dieser Phrase einen Kampf gegen Preußen unternehmen, so wird er scheitern. Will der Westen jedoch unter Berufung auf die Verträge die Arbeit Preußens stören, so kommt er zu spät, denn er hat selber schon längst seine Ohnmacht und Widerwilligkeit bekannt, die Verträge zu wahren. Es bleibt für Europa nichts übrig, als in Aufrichtigkeit und Geduld die Aufgabe zu lösen, die ihm durch Preußens Action gestellt worden ist.

Digitized by Google

Das Duell.

(Fortsetzung).

Es ist in germanischen Landen (wenigstens nicht vor sykophantischer Einschmuggelung des römischen Rechts) gar kein Recht zu denken, es sei denn als Friedensschluß, also auf Grund des vorausgesetzten Rechts auf Krieg (als bellum oder duellum).

Dieses nothwendig vorausgesetzte Recht bestritt eben Palmerston, sich dennoch in der germanischen Floskel der Consequenz aus diesem Recht: „des Friedens" bedienend.

Als die geschilderte Freiheit nun größeren Peripherien verloren ging, auf kleinere sich zurückzog, da waren diejenigen der Adel, die das Fehderecht übten.

Nicht derjenige Adel war Adel, der sich in solchem Recht behauptete, sondern derjenige, der dieses Recht durchsetzte, war deshalb Adel! „Sei ein wahrer Edelmann und schlage dich nicht!" hat so nichts für sich als die ihm inwohnende Geschmacklosigkeit!

Wieder und wieder aber eroberten sich jene verkleinerten Peripherien im Laufe der Geschichte einen immer vergrößerten Radius: noch heute schlägt sich der Adel, der Offizier, der Gentleman, eben solche, die sich im latenten Adel wissen und erweisen, wenn auch der Staat sie äußerlich noch nicht in den Adel recipirte. — Dies selbst ist nur dadurch möglich, diese breit vergrößerte Freiheit, daß sich allerhand Zweikampf seit 1495 (ewiger Landfrieden Maximilian's), materielle Rechte, reale Zwecke fallen lassend, schließlich in das Duell idealisirte, und, mit richtiger Würdigung der staatlichen Obrigkeit, sich auf das eigene Gebiet zurückzog, das seiner Natur nach nichts gemein hat mit dem Staate, wohl aber Alles gemein hat mit der Kirche, denn es ist diese, welche dem Menschen nach seiner innerlichsten Persönlichkeit gerecht werden will.

Zu diesem eigenen, ausgesondertem, rein persönlichen Gebiet hat um deswillen auch jeder Nicht-Adelige Zutritt, da er, sich in das Adel-Bewußtsein stellend, genau so **Person** ist, wie jeder Hochbetitelte.

Diejenigen, die da behaupten, das Duell als Kasten-Ehre müsse stürzen und die gemeinsame Ehre dafür „nach Lage des verfassungsmäßigen Wahlgesetzes" (wie der Verfasser in jener Nr. 143 der N. P. Z. sagte) eingeführt werden, sind — insofern sie nicht Unwissende sind — Leute, die gegen besseres Wissen reden.

Es ist dasselbe Manöver, mit der die Straßburger zur Zeit der Revolution den Münster abtragen wollten, weil er höher sei als das bürgerliche Haus. Nicht das Standes-Recht ist der Aerger, denn es existirt für jeden Gentleman, sondern die hochgespannte, idealistische, das Fleisch verantwortlich

Digitized by Google

machende Ehre ist der Aerger, sie soll materiell auf das Niveau der staatsbürgerlichen Ehre herabgebracht werden.

Daß der Adel in England sich nicht mehr schlägt, wohl aber noch in Irland und ebenso noch dort in der Armee, ist keine Instanz gegen mich.

Er ist eben in seinem Bewußtsein nur noch ein mit aristokratisch-republikanischen Rechten ausgestatteter und sonstiger Proprietär.

Duell und deutsches Königthum gehören zusammen, wenigstens prinzipiell. Wo man aus dem deutschen Königthum mit Bewußtsein und prinzipiell in die Republik geht, muß das Duell in gleichem Maße schwinden.

In der aristokratischen Republik Englands hielt sich das Duell wunderbar lange, das macht, daß sie als Republik nicht rechtlich, sondern nur thatsächlich besteht. Die dort König genannte Person (thatsächlich gleichgültig, ob Mann, Frau oder Kind) kann jeden Tag die Donnerkeile ihres Veto und andere in die Hand nehmen. Aber während des tiefen politischen Schlafes jener Personen, die man dort König nennt, hat man nun seit einiger Zeit angefangen, den thatsächlichen Zustand als einen festen, rechtlichen, eisernen Bestand zu nehmen, allenfalls prinzipiell dafür zu kämpfen. — Dieser thatsächliche Zustand ist aber als rechtlicher genommen die Republik! —

Wo aber das Gemeinwesen nicht Republik naiv ist, sondern dem Königthum prinzipiell abgekämpftes höheres Gut, da kann das Duell nicht Sitte bleiben. Wer das nicht begriffen, hat von meinen Erörterungen nichts erfasset.

Das Christenthum, Königthum, Duell ist ohne Personalismus nicht zu denken, die Republik nicht mit Personalismus. — So liegt diese Kleinigkeit!

Der Republik ist das Oberste die res publica (der Mann in Nr. 143 hat völlig Recht), die allgemeine Sache, und diese ist eben weder ein König, noch schlagen sich die Sachen. Uns aber ist das Oberste, Gott, eine Person, nicht eine allgemeine Welt-Sachen-Substanz; sonst auch ist uns das Oberste der König und der lebendige Menschen-Geist und zwar das an ihnen, was die aus ihren Personen sprühende That ist, nicht die Intellectual-Gedanken, welche aus der Personen-That **sächlich** herausgestellt werden. So liegen für uns diese Kleinigkeiten.

Ob wohl bellum und duellum einige Verwandtschaft haben?

Wir haben darüber verhandelt gehabt.

Artikel III.

Der Artikel I hat uns in einer, Anmerkungs-Weise ihm angefügten historischen Skizze, gesagt, daß es sich heute nicht von Fehde oder gerichtlichem Zweikampfe, sondern vom Privat-Duell handele. Er hat uns auch sonst über den Geist belehrt, aus welchem das Duell stammt.

Nachdem Artikel II Identität und Differenz von bellum und duellum näher bezeichnete, suchte er anzudeuten, wie die Obrigkeiten Gottes, der Kirche, des Staats, und der individuellen Persönlichkeit in selbstständigen Sphären walten, in eigenthümlichen Grenzen und Ordnungen, so daß man

Digitized by Google

von dem Rechte Gottes, der Kirche, des Staats und der Menschen-Person sprechen kann.

Wie Gott einheitlich durch alle diese Sphären, sei es durch Gnade oder Wunder, hindurchschlagen kann und hindurchschlägt, so daß Gott, trotz der Freiheit in der Creatur, dennoch der führende König bleibt, darüber habe ich dieses Ortes nicht zu sprechen. Noch sagte uns der Artikel II, wie der individuellen Obrigkeit im Fehderecht ein Zuviel gegeben gewesen sei, welches sich von den Rechten des Individuum, zu Nutz und Frommen der Staatsobrigkeit, bis zu dem Rest abstoßen mußte, der dann im Duell auch verblieben ist.

Dieser Rest wird offenbar eine doppelte Beziehung haben müssen. Es hat ja die Ehre diese Beziehung der Person einmal auf sich selbst und sodann auf die Vielheit der Menschen (der Ruf). — Die Berechtigung, welche die individuelle Obrigkeit im Duell geltend macht, wird eine Berechtigung der Person im Verhältniß zu sich selbst und auch eine im Verhältniß zu coexistirenden vielen Personen sein.

In letzterer Beziehung hat sie sich mit Staat und Kirche auseinanderzusetzen, welche den Gemein-Existenzen der Vielen vorstehen. — Beide Beziehungen haben einen durchgängig verschiedenen Charakter: dort spricht und verfügt die individuelle Obrigkeit als abschließende Autorität und hier muß sie dennoch das schon Abgeschlossene zur Anerkennung und öffentlichen Geltung zu bringen suchen. Dort verfügt sie, hier stellt sie nur Ansprüche.

Und was sind die so verfehlten Experimente von Kirche und Staat Anderes gewesen, als daß jene Obrigkeit ruhig weiter verfügte, obschon diese Obrigkeiten ihre Ansprüche nicht anerkannten.

Es ist ein brennendes Interesse, zu erfahren, was in demjenigen, welches die individuelle Obrigkeit im Duell geltend macht, das so sehr Berechtigte sein soll, daß es sich gegen die Obrigkeiten des Staates und der Kirche aufrecht erhalten könne. Das ist denn dieselbe Frage mit: „welches Berechtigte der individuellen Person hatte Staat und Kirche in jenen Experimenten unbeachtet gelassen, so daß sie so lange, als die Personen noch keine depravirte waren, verfehlte sein mußten."

Da ist es uns denn lieb und theuer, daß wir zur Frage den seligen Stahl einführen können. Er ist es, der alle sittlichen Probleme in seltener Evidenz entrollt hat; er ist es, der eine Gott- und Welt-Anschauung in einer Weise vor uns hinbreitete, daß die hineingerufene Anfrage nach dem Duell die Antwort zurückschallen mußte: „ist cum grano salis berechtigt!" Und er ist es endlich, der das Duell absolut verwarf.

Aber nicht seine Idee, die sächliche Wahrheit in ihm, verwarf es nicht, sondern gegen seine eigene Wahrheit verwarf die irrende Person Stahl's (ein lieber anderweltiger Wille wurde hier Vater der Erkenntniß) das Duell und zwar in einer Weise, die den Beweis für uns übernimmt.

So restituire ich Stahl nur in sein Eigenthum, wenn ich ihn, der das Duell absolut verwarf, hier für das Duell eintreten lasse.

Unwiderleglich erkennt Stahl als letzten Grund des Personen-Rechts

Digitized by Google

das Ebenbild Gottes. Er sagt nun: die Persönlichkeit sei das Substrat des freien Handelns, sie sei aber nicht der ihm angewiesene Gegenstand. Deshalb dürfe das freie Handeln nie angehen gegen die Person und gegen die Rechte, in denen sie ihre Existenz hat. Diese Rechte: Integrität, Freiheit, Ehre, Rechtsfähigkeit, Schutz in erworbenen Rechten — sind so nicht veräußerlich, nicht verfügbar, die Person darf darüber nicht verfügen, weder bezüglich ihrer selbst, noch bezüglich Anderer: **deshalb** sei strafbar der auf Verlangen des Andern verübte Mord, deshalb sei unstatthaft (warum nicht auch strafbar?) das Fehderecht, das Duell, die Veräußerung allgemeiner Rechtsfähigkeit, die vertragsmäßige Sclaverei.

Allein weshalb folgert Stahl daraus nicht die noch größere Unstatthaftigkeit des Krieges? Denn das ist doch nichts Anderes, wenn man so sagen hört: das sei ein Anderes, die Obrigkeit rufe eben, man folge und schieße den Gegner getrost nieder. So gefaßt, ist nur die Pflicht meines Gehorsams in Rede, nicht aber das Recht auf Krieg, mit welchem Herr Frankreich gegen Herr England angeht.

Sodann ist die Persönlichkeit durchweg ja der Gegenstand, auf den das freie Handeln angewiesen ist beim Lehren, Erziehen, in der Heiligung, in dem speculativen Philosophiren u. s. f. — Doch Stahl will nur das zerstörerische Angehen contra die Person ausgeschlossen haben; allein da müßte ja rechtlich viel straffälliger sein, wer Böses lehrt, zum Bösen erzieht u. s. f., denn das tödtet die Persönlichkeit, ein Schuß in's Herz dagegen berührt die Persönlichkeit gänzlich und gar nicht.

Nun soll die Persönlichkeit das Substrat des freien Handelns sein, allein sie ist nicht dessen Substrat, sondern dessen Subject. Allerdings hat dieses Subject wieder ein Substrat und das ist der lebendige Leib, das Leben.

Die Föhre z. B. ist ein Subject, doch lebendig ist dieses Subject nur im Zusammenhang mit seinen weit auseinanderliegenden Bedingungen an Erde, Licht, Luft u. s. f. Die Persönlichkeit ist so ein Subject, das sich zum Leben auch Bedingungen fodert, die doch nicht verstreut hier und dort liegen, sondern die sie hübsch beisammen im Leibe bei sich führt; der Leib ist ihr Erdreich, Luft, Licht u. s. f., und mit der Persönlichkeit zusammen, nicht daß er sie für sich selbst hat, hat der Leib wieder seine Bedingungen in der Natur und dort verstreut. —

Es ist diese Zusammengehörigkeit, die es hervorbringt, daß wir „Ich" sagen, und wir meinen diese unsere Gesammt-Person von Geist und Leib. Wollen wir doch z. B. ausdrücken, weshalb das Thier rechtlos ist und wir es nicht sind, und wir sprechen behufs dessen von unserem Ich, unserer Persönlichkeit, so reden wir nicht von der Idee des Lebens, sondern von der Idee des Geistes, von der Persönlichkeit, die sich im belebten Leibe zurückgezogen hat auf ihre eigene Selbständigkeit.

Der scharfsichtige Stahl hat an dieser Stelle versäumt, eine Spaltung in dem Begriffe der Person zu machen, und hat so für das Ganze brandsprucht, was nur der aus dem Ganzen der Person ausgemarkten Persönlich-

Digitized by Google

keit zuerkannt werden sollte. Wenn wir hier den Stahl schliffen, so geschah es, wie man den Demant in seinem eigenen Staube schleift.

Ehre, Integrität u. s. f. sind unveräußerliche Rechte der Persönlichkeit, diese existirt eben in diesen Grundrechten; niemand darf sich zerstörerisch gegen sie als Object wenden, weder Kirche, noch Staat, weder das Individuum in der Beziehung auf sich, noch in der auf den Mitbürger. Mit der Ehre ist die Person selbst geraubt.

Ehre, Integrität u. s. f. sind aber nicht unveräußerliche Rechte des Leibes-Lebens, das Leibes-Leben besteht nicht in solchen Rechten, man kann daher von solcher Instanz aus nicht beweisen, daß man sich nicht gegen das Leibes-Leben richten dürfe.

Gegentheilig, wenn der Person unveräußerliche Rechte inwohnen, so wird daraus die Pflicht folgen, dieselben aufrecht zu halten mit Hingebung all der andern Werthe, über welche die Person noch verfügt und die just nicht unveräußerlich sind. Man soll überall an Unveräußerliches sein Leben daran setzen können, woraus folgt, daß dieses überall, wenigstens bei Christen, als im minderen und verfügbareren Werthe stehend gilt.

So hat Stahl (immer auf der Basis des sündig gestörten Weltzustandes) ganz Recht, wenn er den Krieg billigt, und in ihm heißt es par excellence: die Leben und Leiber verfügbar stellen!

In unserer Frage handelt es sich recht eigentlich von Rechten, welche der individuellen Obrigkeit (wie wir früher die Persönlichkeit nannten) unverfügbar sind und unveräußerlich.

An keiner Stelle lehrt das Christenthum und keines Ortes sagt Stahl, der treue Christ, daß das Substrat, welches dem Subject allen freien Handelns gelegt ist, daß also das Leben ein höheres oder eben so hohes Gut sei als jenes Subject selbst, also die Persönlichkeit. — Bekanntlich werden im Krieg oder Duell nicht die Persönlichkeiten, sondern nur deren Leiber getödtet.

Wäre das Substrat, wie bei Materialisten und Atheisten, selbst das Subject, dann wäre mit der getödteten Persönlichkeit eine Unsterblichkeit undenkbar. Der Kriegführende, der Duellant tritt hier — seine Verwandtschaft mit dem Christenthum zeigend, — auf Seiten des Christen, dagegen unter der Devise: „das Leben sei um des Lebens willen geheiligt!“ tritt der Materialist, Socialist, Atheist, Bourgeois und Liberalist auf Seiten Elihu-Burrit's und der Duellabschaffler.

Wäre das Substrat des Lebens selbst das Subject des freien Handelns, wäre es selbst die Persönlichkeit, wie würde das absolute Strafrecht denkbar sein? Wer würde die Persönlichkeit hinrichten? Und wieder gruppiren sich in dieser Frage, ihre Verwandtschaft erweisend, der Kriegführende, der Duellant und Christ zusammen gegen die schon beregten Denkweisen.

Des Liberalisten Höchstes ist der Staat als Schutz von Leib und Leben und Eigenthum! In dieser liberalistischen Welt der Oeffentlichkeit und Mündigkeit hat allerdings weder Christenthum noch deutsche Ehre Platz.

Dieselbe Bibel, die die Heiligkeit des Lebens lehrt, verausgabt das

Digitized by Google

Menschen-Leben splendide und mäht es, wie Gras, wenn das Leben, anstatt den höheren Obrigkeiten zu dienen, diese in sein eigenes Interesse herabzuziehen wagt. Die Bibel, Heiligkeit des Lebens lehrend, scheidet dennoch zwischen Vitalität und Geist so scharf, daß dieser frei werden kann unter Verröchelung von jener! In Gethsemane wagt das Leibes-Leben sich als Widerpart des Geistes-Lebens zu regen, unterwindet sich und auf Golgatha giebt es sich daran. —

Wo wollt ihr die Grenze ziehen, daß meiner Person Knecht und Dienstmann, das Leibes-Leben, sich zurückziehe von der Drangabe für seine Herren?

Wohl weiß ich, daß der Erlöser nicht bloß in diesem Conflict, der aus einer unternommenen Sache stammte, heldenhaft durchhielt: hier war unendlich mehr! Aber man soll mir auch das Christenthum nicht zu einem passiven Leiden und Sich-erwürgen-lassen erniedrigen, wonach weder die Geißel im Tempel schmeckte, noch auch die höchstgebenedeite Erlösungs-That, denn nichts, nichts war an ihr passiv, sondern Alles war an ihr potentia activa, denn der Heiland litt nicht sein Leiden, sondern Er that sein Leiden! Schon von Jenseits her war das Leiden sein Wille, war der Gegenstand, den Er auf Erden thun wollte.

Ein solches principielles Leiden gilt auch der Welt als das Höchste, aber euer gelegenheitliches Leiden öffnet der Welt nicht die Augen über einer höheren That, sondern nur über einer verächtlichen Marklosigkeit.

Und das will nicht sagen, als ob wir nicht heute noch die Welt durch Dulden und Tragen besiegen könnten, sondern es will nur sagen, daß Dulden und Tragen nur alsdann siegt, wenn es von den Schauenden gewußt wird als die Offenbarung einer höheren potentia activa. Sorget dafür, daß unser Leben in Staat und Gesellschaft ein christlicher Strom im christlichen Strombett ist, und wir werden Beleidigungen tragen können, denn die schauende Gemeinde weiß dann das Warum, das sie jetzt, wo solches Tragen nur ein gelegenheitliches ist, mit größerem Recht, in unserer gemeinen, unchristlichen Gesinnung sucht, denn plötzlich sagen: ich bin ein Christ! das ist nichts Anderes, als den Taufschein präsentiren.

Und nun einen Blick in Gottes Welt: Herculanum, Pompeji, Lissabon, Pest, Frost, Hitze, Untergang der Schiffe mit Mann und Maus, Tod der Kinder, neulich (war es in Chili?) die niedergebrannte Kirche mit Tausenden von Menschen. — — Ihr sprecht von Gerichten Gottes, das z. B. so in einem Schiffe gemeinsam trifft die Maus, den Säugling, den Verbrecher und den Missionär. Sonderbar, daß, wer just den Ort theilte, gerichtsreif war? Ich, äußerlich Frommer, kenne die besonderen Rathschlüsse Gottes weniger, ich sehe zunächst darin, daß Gott, der Persönlichkeit höchsten Werth gebend, dennoch einen viel geringeren darauf legt, welchen zeitweisen Bedingungen die Persönlichkeit verknüpft sei, ob sie in diesem irdischen Leibesleben wohne, oder in anderen Hütten, die Er für sie bereit hat.

Sicher ist das Leben ein geheiligtes, denn es stellt die Bedingungen dar, an welche Gott die zeitweise irdische Existenz der Persönlichkeit geknüpft hat. Niemand (es sei denn vor dem Maaße der religiös-ethischen

Digitized by Google

Strafgerichtsbarkeit) darf sagen: „dieses Zeitweise geht bis hieher und nicht weiter", niemand außer Gott darf sagen: „jetzt werde ich dich translociren, Persönlichkeit!" — Dies würde, der Persönlichkeit gegenüber, der Mord sein! —

Wieder muß sich der Verfasser für jenen der Nummer 143 u. ff. aussprechen, denn wollte er selbst nur einen Moment den christlichen Personalismus aufgeben, aufgeben die selbständige Person Gottes vor der Schöpfung, aufgeben die selbständige Persönlichkeit im menschlichen Leibe, sofort würde er — gleich der Majorität der zweiten Kammer — für die Republik gegen Königthum, Duell, aber auch gegen Krieg angehen.

Man bezichtige mich nicht der Unwissenheit darüber, daß just der Staat vorwiegend das Leben der Menschen zu schützen habe, wohingegen die Kirche vorwiegend das wahre, ewige Leben der Persönlichkeit in Hut nehme. Man würde damit Eulen nach Athen tragen! Eben deshalb habe ich stets, wo ich die mögliche Hülfe gegen Krieg und Duell beregte, den Staat abgelehnt und von dem Christenthum gesprochen; ja, wenn wir es hätten, das christliche Leben!

Aber der Staat, immerhin mit vorwiegendem Interesse am Schutz des Lebens seiner Bürger, hat dennoch eine solche allseitige Beziehung zu allen Interessen des Menschen, daß er auch kein vorwiegendes Interesse in seiner Isolirung, sondern es so angreifen muß, daß es die Richtung in all die anderen Interessen offen hält. Das ist ein großer Satz!

Muß auch der Staat darauf verzichten, den ganzen Wocken der Persönlichkeit auf die Weise seines Rechts abspinnen zu können, so muß er dafür in die Mächte hinwirken, die solches vermögen: diese das Persönliche umspannenden Mächte sind die des Gewissens und in thesi wenigstens die der Kirche! — Würde ich annehmen, er könne jenen Wocken rechtlich ausweisen (der Mann in No. 143 behält Recht), dann stünde ich bei Waldeck's republikanischem Rechtsstaat. Der Liberalismus weist wirklich die Persönlichkeit so rechtlich ab, aber auch er vermag es nur dadurch, daß er sie vorher zu dem leeren Rahmen des Kant'schen „sinnlich-vernünftigen Wesens" entleert hat.

Wovon wir so eben, überhaupt in der Duell-Frage, sprachen, es ist eben von der Revolution und von dem Kampfe unseres Jahrhunderts auf den Gebieten von Religion, Sitte, Recht!

Wir also befinden, daß auf dem Boden der sündigen Weltlage (auf der Gott sofort das Schlachten der Thiere und das Opfer gründete), das, obschon geheiligte, Leben dennoch in der Staffelung höchster Zwecke als ein nur relatives Mittel erscheint. Es konnte so in der That ohne Härte gesagt werden: lasset die Todten ihre Todten begraben! —

Der Werth des Lebens ist in christlicher Anschauung relativ gesetzt, der Werth der Persönlichkeit ist absolutirt. —

In der antiken Anschauung (die republikanische unserer 2ten Kammer) ist dagegen der Werth des Gesetzes und der Sache absolutirt.

Das Duell zeigt einen Exponenten der christlichen Anschauung. —

Digitized by Google

In ihm treten die Personen für die Unveräußerlichkeit und Unverfügbarkeit derjenigen Rechte ein, in denen die Person ihre Existenz hat.

Unveräußerliches unveräußerlich zu erhalten, ist ein Gottgebotenes! Das das Pathos in der Duell-Sitte! — Daß es sich bei der Welt-Lage nicht ohne Daransetzung des Lebens aufrechterhalten lasse: das die Tragik!

Die Daransetzung des eigenen Lebens gehört zum Duell-Geist, nicht daß es gegen das Leben des Anderen gehe. Dieses kommt nur in Betracht, weil ja der Andere seines Theils und von sich aus sein Leben daran setzen will. Herr v. Bismarck war ganz und gar nicht vampyrartig auf Herrn Virchow erpicht; er trat in die Sache kühl als von sich aus dazu verpflichtet. Das allgemeine Gut der schönen Sitte war dem Vaterlande zu erhalten, nicht Herr Virchow war die zu verspeisende Artischoke.

Das Duell entsteht, indem der qualificirte homo (vielleicht qualificirt geschichtlich durch Geburt oder Berufsstellung, aber wieder homo, weil er diese geschichtlich oder persönlich erworbene Qualification wieder zusammenfaßt als seine eigene Personen-Macht. Daß auch der Gentleman zugelassen bleibt, zeigt, daß wir mit: „qualificirter homo" richtig sprachen), es entsteht also, indem der qualificirte homo defensiv für die Unveräußerlichkeit seiner durch Andere veräußerten Person eintritt, oder es entsteht, indem man nicht dulden will, daß ein Anderer über die Grundrechte seiner Person verfügt. Beides kann sich beziehen auf den Formalismus der Grundrechte, oder auch auf deren Inhalt.

So läßt sich zum Beispiel Jemand von der Lust eines Anderen schlecht behandeln, obschon er doch den qualificirten homo beansprucht.

In diesem Falle handelt es sich von dem Formalismus, den wir eben beregten. Der, so sich par plaisir des Anderen schlecht behandeln ließ, zeigte, daß er die gottgebotene Unverfügbarkeit der Personen-Rechte gar nicht in dieser Verpflichtung aufgreift, vielmehr in stiller vertragsmäßiger Sclaverei den Anderen darüber verfügen läßt und in Summa vielleicht Conditor-Waaren dem Gott anvertrauten Gute seiner Persönlichkeit vorzieht.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Pfingstfest in Sommerfeld.

Eine Idylle.

(Fortsetzung.)

Tante Klara wohnte zwar für sich, besuchte uns aber täglich, sie konnte sich in den heimischen Verhältnissen nicht wieder zurecht finden, und grollte kindisch der ganzen Stadt, weil sie nicht für das angesehen ward, was sie

Digitized by Google

eben nicht mehr war. Sie suchte mich gleich sehr an sich zu ziehen, und ich hörte von ihr fortwährend hingeworfene Aeußerungen verletzten Stolzes, voll Bitterkeit und Verachtung gegen die Kleinlichkeit und Engherzigkeit unseres Umgangs.

Die Bitterkeit, welche sich auch meiner bemächtigt hatte seit dem Tode des Vaters, ward durch sie genährt, ich sah in allem eine Kränkung, eine vorsätzliche Zurücksetzung, sei es im Umgangsleben, sei es im Familienkreis. In meiner jungen Seele bäumte sich alles beständig gegen die gegebenen Verhältnisse; ich sehnte mich hinaus, ich wollte etwas lernen, etwas erstreben, ich wollte meiner Mutter das Leben noch angenehm und leicht machen.

„O, wenn ich doch ein Mann wäre!" seufzte ich so oft, und dann sagte die Mutter oft lächelnd: „dann hätte ich noch mehr Sorgen, der Christian wird mir schon schwer genug, und Du hilfst mir schon durch Deinen Fleiß."

Die Mutter hatte Recht; ich verdiente schon manches Geld, denn wir stickten für eine Tapisseriehandlung Berlins, wo die Tante Thekla verheirathet war, und uns diese Verbindung verschafft hatte. Diese Tante besuchte uns zuweilen und kränkte uns dann sämmtlich durch ihr hochmüthiges Wesen, durch die Verächtlichkeit, mit der sie alles betrachtete, was ihr sonst lieb und gewohnt gewesen war.

Sie konnte mich nicht leiden, denn ich opponirte ihr; so gut wie ich dem Räuber unseres Conversationslexikons eine Verwünschung zurückgelassen hatte, so gut suchte ich uns alle gegen sie zu vertreten, wenn sie alles tadelte, unser Essen, unsere Kleidung; wenn sie den höheren Stand ihres Gatten gegen den meines verstorbenen Vaters hervorhob, und sich mit den Rechten ihrer Stellung brüstete.

Sie wußte es, wie wir uns einschränkten, sie wußte es, wie die Mutter sich alles entsagte, um für ihre Kinder zu sorgen, und that so wenig zu ihrer Unterstützung; ja! ich erinnere mich noch lebhaft, in welche Empörung ich einst gerieth, als sie mir bei einem Besuche einen aufgezeichneten Kragen mitbrachte, mir, die ich mit Handarbeit meine Kleidung mir verdiente! es war ein kleiner, unbedeutender Zug, aber er zeichnete sie genau; wir konnten arbeiten, sie dagegen war vornehm und vor allem geistreich und schön.

Einmal sagte ich zu meinem älteren Bruder: „was nur die Tante denkt, ob sie von einem andern Stoff ist, als ihre Schwestern? aus besserem sicherlich nicht."

„Die schöne Tante wird wie die Venus aus dem Meerschaum entstanden sein!" entgegnete er mir; „übrigens magst Du sagen, was Du willst, die Tante ist doch eine liebenswürdige Frau!"

Nun schwieg ich wieder einmal und ärgerte mich im stillen auch noch über den Christian, weil er nach Art vieler Jünglinge für diese ältere Dame schwärmte, was ihr auch ganz wohlbehagte. Sie kokettirte mit ihm nach ihrer Gewohnheit, denn sie begehrte alle zu ihren Füßen liegen zu sehen, und alt und jung galt ihr gleich, wenn sie nur anerkannt wurde.

Digitized by Google

Zuweilen machte sie auch Versuche, mich zu gewinnen, es war ihr stets unangenehm, wenn sie nicht allen gefiel, dann redete sie mit mir über Tante Klara, und warf auch leise tadelnde Bemerkungen über die Mutter hin, die dann stets die kaum angesetzte Zuneigung verwischten; am meisten bestach sie mich einst durch eine Einladung nach Berlin, zusammen mit Christian. Wir verlebten dort einige herrliche Wochen, wurden von den Verwandten der Tante auf das Liebevollste aufgenommen, und ich lebte in unbeschreiblicher Wonne; eine ganze Welt neuer Lebenseindrücke that sich den Kleinstädtern auf. Alles mögliche wollte ich nun lernen, ich wollte eine Lehrerin werden, ein Institut gründen, und die Mutter und Schwestern sollten bei mir glücklich sein; solche Pläne trieben sich in meinem Kopfe herum. Ich lernte darauf für mich nach besten Kräften und brachte manches Stückwerk fertig; von einem geordneten Seminar für Lehrerinnen war noch nicht die Rede wie jetzt, und die glänzenden Erfolge waren auch nur in meinem Hirn. —

So vergingen mehrere Jahre in unserem kleinen Hause vor der Stadt mit dem Blumengärtchen davor, das wir so sorgsam pflegten, mit der Laube, in welcher wir so fleißig arbeiteten, da bekamen wir wieder einmal Besuch aus Berlin, was unsere Nachbarn stets in Erstaunen und Neugier brachte. Ein eleganter Reisewagen hielt vor unserer Thür, und heraus sprang die jüngste Berliner Nichte unserer Tante, welche mit ihrem Ehegemahl die Hochzeitsreise machte und bei uns vorsprach, indem sie einen Abstecher nach D. ohne ihn machte.

Sie war lebhaft und munter, wir liebten sie alle, denn sie war nicht vornehm und hochfahrend, sondern freundlich und lobte Alles vom kleinen Blumengarten bis zu dem ältesten Möbel in unseren einfachen Zimmern. Ihr Vater hatte schon allerhand Gutes für uns gethan und auch heute war sie ein Bote guter Nachrichten. Christian hatte ein Stipendium auf der Universität erhalten, Freitische und Wohnung. „Nicht wahr? Mamachen!“ fragte sie die Mutter, „da fallen Ihnen die Sorgensteine vom Herzen, und Sie werden so leicht, daß Sie mit mir tanzen möchten.“ Dabei drehte sie die stille Mutter im Kreise umher, bis sie lachend und atemlos in einen Armstuhl sank.

„Sehen Sie!“ plauderte sie fröhlich weiter, „ich habe noch viel mehr Erleichterung für Sie im Sinn, nicht genug, daß Ihnen nun der Christian nicht mehr auf der Tasche liegt, ich mache Ihnen das Herz noch leichter, und nehme Ihnen den Quälgeist hier, die Margarethe ab. Sehen Sie, die Mama in Berlin ist so einsam, wir unartigen Kinder sind alle auf und davon gegangen, nun müssen Sie ihr die Margarethe etwas lassen, und wenn Sie Sehnsucht bekommen, dann fahren Sie hin und sehen, wie es ihr geht.“

Die Mutter schwieg und schüttelte leise den Kopf.

„O, liebe gute Tante, Sie müssen es erlauben, ich darf nicht umsonst den Umweg über D. gemacht haben, man lacht mich aus an allen Orten, am meisten aber mein lieber Mann, wenn er nicht böse ist!“

Diese Zumuthung kam der Mutter ganz unerwartet, sie stand rathlos, zumal den Liebkosungen und dem Plaudern der jungen Frau gegenüber. Ich

Digitized by Google

sagte gar nichts, aber auf meinen Zügen stand ein volles Ja! geschrieben; nach Berlin hatte ich mich lange gesehnt, und das erstickende Gleichmaß der Tage eines Kleinstädter-Lebens hatte mich oft schwer gedrückt.

Endlich gab die Mutter ihre Einwilligung, da Alle dafür stimmten, besonders Tante Clara, welche eine günstige Wendung meines Geschicks darin erblickte. Die muntere Cousine hatte ihren Willen erreicht, und wollte bald wieder davon; mir hatte sie noch in's Ohr geflüstert, ich sollte auch hundert Thaler haben, wenn ich bei ihrer Mutter ein Jahr bliebe.

Von dem Augenblick begann auch das Ueberlegen, das Ordnen der Sachen für die Garderobe, ein Jeder wollte noch etwas beisteuern, um mich nach Kräften auszustatten, und doch wie kläglich war ich in Stand gesetzt für eine Hauptstadt! Tag für Tag regten sich unsere Hände, wir hatten nicht Zeit an etwas Anderes zu denken, als an die Vorbereitungen.

Bis auf die Mutter sahen wir Alle wie in eine zukünftige Märchenwelt, nur sie warf oft Bemerkungen hin, und ganz leise Ermahnungen, mich nicht vornehm zu dünken, in der vornehmen Welt, mich von dem Schein nicht blenden zu lassen. Sie wagte solche Bemerkungen nur ganz schüchtern, denn ich war ein junges keckes Ding, welches gern Ermahnungen von sich abschüttelte; ich hatte ja nach meiner Ansicht nur Gutes im Sinn, wollte Allen Freude machen, und ahnete nicht, wie viel Eitelkeit und Hochmuth unter diesen Beglückungsgedanken steckten.

Es war ein rauher, düsterer Novembertag, an welchem ich meinen ersten Schritt in die Welt thun sollte, und so muthig und hoffnungsvoll ich auch bis dahin gewesen, wie leicht mir die Trennung aus den bisherigen Verhältnissen schien, da fühlte ich erst, mit wie manchen Fäden ich innerlich gebunden war, sie hatten sich unbewußt inmitten des Heimwehs nach der Vergangenheit um mein Herz geschlungen; ich hatte auch keine Ahnung wie schwierig meine zukünftige Stellung als Verwandte und doch in abhängiger Lage war.

Es gab einen thränenreichen Abschied, die Mutter selbst fühlte einmal eine Regung von Neid auf die reichen Leute, welche ihre Kinder um sich behalten können. Sie war schon aus Dankbarkeit gezwungen, mich von sich zu geben, daß man so freundlich für den Christian sorgte.

Der Bürgermeister unseres Städtchens stand im stolzen Selbstbewußtsein seiner Stellung auf dem Posthof, er schien zu einer weiteren Reise gerüstet, und als ihn die Mutter bescheiden fragte, wohin er ginge, stellte sich heraus, er wollte ebenfalls nach Berlin reisen. Mit vielen Worten versprach er mich zu beschützen, und nahm dadurch meiner Mutter einen Stein vom Herzen, denn es war noch eine lange Schnellpostfahrt, wenn unsere Verbindungspost mich nach H. gebracht hatte, Tag und Nacht allein zu reisen war keine Kleinigkeit für ein unerfahrenes, blühendes junges Mädchen!

So blieben die Meinigen beruhigt zurück, denn ich fuhr ja ab unter dem Schutze des Stadtoberhauptes. Der Herr Bürgermeister übernahm auch noch die Besorgung des Einschreibens, als wir H. erreicht hatten, und dann theilte er mir mit, daß er so glücklich gewesen, noch einen Coupéplatz zu bekommen, und sich deshalb von mir trennen müßte; wenn mir aber irgend-

Digitized by Google

wie etwas Unangenehmes begegnete, sollte ich mich auf den Stationen an ihn wenden. Dies war der ritterliche Schutz, den er der Mutter so gewiß versprochen!

Etwas ängstlich und verlegen stieg ich in den Wagen, und barg mich anfangs ganz schüchtern in einer Ecke, ehe ich mit meinen Augen keck umher zu schauen wagte.

In dem Dämmerlicht eines Novembernachmittags bemerkte ich in meiner Reisegesellschaft drei Herren, welche sehr verschieden aussahen; der Herr gegenüber grüßte mich mit dreister zudringlicher Freundlichkeit, suchte mich in ein Gespräch zu ziehen, sagte mir die widerwärtigsten Schmeicheleien, wollte das Rauchen sein lassen, wenn ich es wünschte; solchen Augen gegenüber vergäße man alles andere, als hinein zu sehen; dagegen habe vorher eine alte, tiefäugige Dame auf meinem Platz gesessen, und habe das Rauchen nicht erlaubt, der habe er alles mögliche Aergerniß angethan, weil sie ihm versagt, eine Rauchwolke vor die häßlichen Züge des alten Weibes zu bringen.

Eben bemächtigte sich meiner ein unheimliches Gefühl von Hülfslosigkeit diesem Menschen gegenüber, als mein Nachbar plötzlich mit tiefer Stimme erregt sagte: „die Wahrheit ihrer letzten Aeußerung, junger Herr, kann ich bezeugen, die erste Bemerkung war überflüssig, und ich möchte Ihnen rathen dergleichen zu unterlassen, da ich hoffe, daß mir die Dame erlaubt, statt ihrer die Antworten auf dergleichen Aeußerungen zu geben." Er machte mir dabei eine halbe Verbeugung, die ich nur mit einem dankbaren, zutrauensvollen Blicke erwidern konnte.

Darauf waren wir Alle still, ich warf nur zuweilen einen neugierigen Seitenblick auf meinen Nachbar; der Vierte in unserem Bunde war gleich anfangs im Halbschlafe, und bald gänzlich in Schlummer versunken. In Pelze eingehüllt, als wollte er nach Kamschatka reisen, eine Hälfte des Gesichts mit Bart bedeckt, welcher damals noch selten getragen wurde, stellten sich des Nachbars wettergebräunte Züge noch rauher dar, daß ich unwillkürlich denken mußte: das ist wohl ein Hinterwäldler? Der berühmte Natty Bumgo aus Coopers Romanen stand im Geiste vor mir, die gewöhnliche Neugier in Bezug auf Mitreisende hatte sich noch gesteigert, als ich entschieden fand, daß ein Zug finsteren Grams deutlich auf seinen Zügen lag.

Eine ganze Welt romantischer Gedanken beschäftigte mich. Für die Welt hätte ich etwas von ihm wissen mögen, und nach einem Stündchen Geduld konnte ich Alles umsonst haben, was ich zu wissen wünschte.

Unser dreister Jüngling, welcher den Mund nicht wieder öffnete, sondern nur herausfordernde Blicke um sich geworfen, was ihm Niemand verbieten konnte, verließ uns auf der nächsten Station; der andere junge Mensch war noch in den Armen des Schlafes gefangen; da redete mich plötzlich mein Nachbar an, er mochte wohl denken, solch langes Schweigen möchte einem jungen Blut, wie mir, schwer ankommen, und senkte dabei ein paar schöne braune Augen auf mich, deren wohlwollendes Funkeln mich ganz warm um das Herz werden ließ. Er fragte mich herzlich und zutraulich,

Digitized by Google

brachte mich zum eifrigsten Mittheilen aller meiner Lebensverhältnisse, trotz des Ausdrucks geistiger Bedeutendheit, den ich bei jedem eingeworfenen Worte, ja bei jedem Blick empfing. Auf das Ausfragen verstand er sich, wie ein Advokat, und ehe es noch Abend wurde, hatte ich ihm Alles offenherzig mitgetheilt, was uns betraf, sogar die Affaire mit dem Conversations-Lexikon blieb ihm nicht verborgen.

Nachdem ich Alles erzählt, erschrak ich furchtbar. „Sie werden doch nicht davon Gebrauch machen, was ich Ihnen erzählt?" rief ich aus, „wie bin ich nur dazu gekommen?"

„Weil ich fragte und Sie mir mit unbefangenem Herzen antworteten," entgegnete er ruhig, „aber sind Sie ängstlich, ich mißbrauche nichts, was Sie mir sagten, es sei denn," fügte er lächelnd hinzu, „ich verriethe der Tante Thekla Ihre verwandtschaftlichen Gesinnungen!"

„Nein, das werden Sie nicht thun!" bat ich dringend, und fühlte ganz entschieden, wie unklug ich gewesen.

„Beruhigen Sie sich," erwiderte er freundlich, „ich werde Ihr Vertrauen nicht mißbrauchen, obgleich ich Ihrer Frau Tante einen Besuch machen werde. Doch nehmen Sie meinen Rath, kleines Fräulein, werden Sie etwas weniger vorschnell in den Mittheilungen Ihrer Gedankenwelt, immer sind Sie nicht so sicher vor Mißbrauch, als bei mir. Ich habe mit großem Interesse Alles gehört, was Sie mir da sagten, denn Ihre Familie ist mir nicht unbekannt. Besonders, wie Ihnen der Abschied dadurch erleichtert wurde, weil Sie glaubten etwas erwerben, und den Ihrigen damit Freude machen zu können, möge es Ihnen gelingen, ich habe sonst ähnlich gedacht, und nun ich am Ziel war, ist das Ziel ganz aus meinen Augen gerückt!" Seine Stimme bebte ein wenig, dann sagte er plötzlich scheinbar fröhlich: „Nun will ich Sie noch etwas fragen, für was hielten Sie mich dem Aussehen nach, als Sie mich zuerst so forschend betrachteten?"

Ohne mich zu besinnen fuhr die Wahrheit aus meinem Munde: „Für einen Hinterwäldler!"

Hierauf lachte er so herzlich, wie ich es von ihm nicht für möglich gehalten.

„Fast getroffen!" entgegnete er, „doch nicht ganz, morgen erzähle ich Ihnen vielleicht etwas von mir, wenn Sie geschlafen haben, sonst dünken ihnen meine Mittheilungen wie Gespenstergeschichten. Das Eine will ich Ihnen sagen, ich war zehn Jahre im Ausland, und als ich wieder komme, um Alles, was ich mühsam erworben, ihr zu Füßen zu legen, die ich unbeschreiblich liebte, die auch mich allein im Leben treu geliebt, da ist sie todt!" sagte er dumpf. „Sie können errathen, daß dies nur meine Mutter sein konnte," fuhr er lebhafter fort, „denn keine andere Liebe kommt der Mutterliebe gleich, keine andere hat Dauer außer ihr, keine andere trägt den Stempel der Göttlichkeit. Sie sind zwar noch in den Jahren, wo man Alles, was Liebe und Freundschaft betrifft, auch mit der Ewigkeit in Verbindung bringt!" dies fügte er mit einer gewissen Bitterkeit hinzu.

Ich wagte nicht zu antworten, und er fuhr fort: „So gewiß ich nun

Digitized by Google

den Tod meiner Mutter gleich bei dem Eintritt in's Land erfuhr, glauben Sie mir, ich bin ein solcher Thor, daß mich die Hoffnung immer noch begleitet, es sei ein falsches Gerücht, und ungeduldig thue ich schon oft die Frage, welche ich in Braunsfeld an den ersten Besten richten will: „Wie geht es der alten Pröpstin Rüdiger?“ und höre die Antwort: „Sie ist krank gewesen, aber in der Genesung!“ Sehen Sie, ich bin so offenherzig, wie Sie, Fräulein, zu mir waren, und ich bin eben auch erzürnt über mich selbst?“

Wir hatten im Laufe des Gesprächs nicht beachtet, daß unser Gefährte nicht mehr schlief, sondern aufmerksam zuhörte, und erschracken unwillkürlich, als er sich aufrichtete, meinem Nachbar die Hand reichte und mit bewegter Stimme sagte: „Täuschen Sie sich nicht mit trügerischer Hoffnung, die alte gute Frau lebt nicht mehr!“

„Kannten Sie dieselbe?“ fragte mit zitternder Stimme der Fremde.

„Gewiß!“ antwortete der junge Mann; „doch kannte ich sie nur ganz flüchtig, aber meine Schwester liebte sie sehr, sie war bei ihr in der letzten Krankheit, bis zu ihrem Tode; sie hat, glaube ich, Alles so geordnet, daß es bleiben kann, bis der Sohn einmal kommt, der schon lange im Ausland ist; und nach eben angehörtem Gespräche, sehe ich denselben vor mir!“

„Darin haben Sie leider Recht,“ entgegnete der Fremde, „ich brauche mich deshalb nicht vorzustellen, doch möcht' ich um Ihren Namen bitten, um Ihrer Schwester willen, welche, wie Sie sagten, bei meiner Mutter in den letzten Zeiten sich befand.“

„Mein Name ist Wendel?“ war die kurze Antwort.

„Verzeihen Sie,“ sagte Rüdiger, wie ich nun wußte, daß er hieß; „wenn ich augenblicklich nicht zum aussprechen fähig bin, morgen werden Sie mir sagen, wo sich Ihre Schwester jetzt befindet, und dann wird sich das Weitere finden. Für jetzt kommt die Nacht, wir wollen Alle zu ruhen versuchen, obgleich Sie schon vorher den Tag zur Nacht gemacht haben. Es scheint mir übrigens, als wären Sie gegen eine Novembernacht nicht genug geschützt, mein Fräulein, so wendete er sich darauf zu mir, und ich denke, Sie scheuen sich lieber nicht, einen Pelz von mir über sich zu legen, als daß Sie sich einer tüchtigen Erkältung aussetzen.“

Damit deckte er mich, ohne meine Antwort abzuwarten, mit einer schönen, weichen Pelzdecke zu, und wickelte mich so fest hinein, wie ein Wickelkind.

Vom ersten Augenblicke hatte ich ihm gegenüber die Empfindung von Respekt und freudigem Gehorsam, ich wagte deshalb auch nicht zu widerstreben, und fühlte bald, wie recht er hatte, ich war schon ein wenig erstarrt.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Diplomatische Revue.

Wochenschau.

Sollte man es glauben, daß die Diplomatie bis auf die Bonner Rauferei herabgekommen ist?

Die vielberufenen französisch-englischen Circularschreiben, die für die Höfe von Wien und Berlin nie eine Wirklichkeit besitzen werden, haben ihr Interesse verloren. Falls sie existiren, sind sie bloße Produkte jener Protestpolitik, die nie einen Erfolg erringen wird. Zur Strafe dafür will man, daß Preußen von Frankreich und England über das beste Proceßverfahren in die Schule genommen werde.

Was würde die öffentliche Meinung in Frankreich wohl sagen, wenn sich das Ausland in ein dort schwebendes Proceßverfahren über eine Schlägerei mischen wollte, bei welcher ein Ausländer das Leben verloren? Was würde die Presse in England sagen, wenn eine auswärtige Autorität das Verfahren, welches die englischen Gerichte in Betreff eines auf britischem Boden geschehenen Vorfalles beobachten, ein absprechendes Urtheil anmaßen oder gar eine Abänderung jenes auf bestehende Gesetze begründeten Verfahrens fordern wollte? Die Antwort, welche ein solcher Versuch bei dem französischen und englischen Volke fände, würde den Maßstab für das Ehrgefühl abgeben, welches jene Völker beseelt. Es ist zu hoffen, daß auch das preußische Volk gegenüber der im Auslande um sich greifenden Ott-Agitation ein Verständniß seiner Würde zeigen werde.

Wenn wir von einer Einmischung des Auslandes in diesem Falle sprechen, so meinen wir hiermit nicht, daß irgend eine fremde Regierung einen offiziellen Schritt gethan hat, um das preußische Gouvernement wegen des Verlaufes der Untersuchung und wegen der Grundsätze, welche die Behörden hierbei angewandt haben, zu interpelliren.

Daß der französische Minister der auswärtigen Angelegenheiten durch die Aufregung, die man in der Presse und in einzelnen Departements von Frankreich erzeugt hat, veranlaßt worden ist, die hiesige französische Gesandtschaft um einen Bericht über die thatsächlichen Verhältnisse anzugehen, ist begreiflich genug. Daß andererseits das hiesige Gouvernement, indem die französische Gesandtschaft dasselbe um seine Unterstützung in der Constatirung der Fakta ersuchte, die ihm zu Gebote stehenden thatsächlichen Aufklärungen gegeben hat, war ein Akt der Courtoisie, den jede Regierung von der andern erwarten kann. Falls man aber behaupten will, Herr Drouyn de Lhuys habe ein offizielles Aktenstück in dieser Sache erlassen, welches sich

Digitized by Google

in kritischen Bemerkungen oder in dringenden Anforderungen ergehe, so entbehrt dies Gerücht der Begründung. Es ist zwar in der Geschichte der Diplomatie vorgekommen, daß europäische Regierungen solche Beschwerdeschriften an den Bey von Tunis, den Kaiser von Marokko oder die hohe Pforte gerichtet haben. Und selbst wenn der Adressat ein Muselmann war, haben dergleichen Vorwürfe gewöhnlich die entsprechende Erwiderung gefunden. Doch daß zwischen Regierungen, welche auf gemeinsamer völkerrechtlicher Basis stehen und deren Beziehungen durch einen zum internationalen Gesetz erhobenen Takt geregelt werden, Anschuldigungen in Betreff ihres Gerichtsverfahrens ausgetauscht würden, das wäre allerdings etwas ganz Neues.

Die Gouvernements selber bleiben also außer dem Spiele. Was aber nicht ohne bedeutsames Interesse sein dürfte, ist die Haltung der Presse in England und Frankreich, welche den Ott'schen Fall mit allerhand Lügen ausstaffirt, um eine Anklage wider Preußen wegen Barbarei, Ungleichheit vor dem Gesetz, u. dgl. zu erheben.

Es ist allerdings ein Beweis großer Ungleichheit vor dem Gesetze, wenn man ein Mitglied der hohen Aristokratie des Landes als gemeinen Soldaten in einem Preußischen Regimente dienen sieht. Weder England, welches seine Soldaten unter den verlorenen Söhnen des Volkes wirbt, während es die käuflichen Offizierstellen ausschließlich dem Geldbesitzer vorbehält, — noch Frankreich, welches das System der Stellvertretung eingeführt, dürfte einen so eclatanten Fall von Ungleichheit aufführen können. Und was die Barbarei angeht, so ist es freilich eine Grausamkeit gegen die Phrase, daß man ihr nicht gleich den Kopf eines Preußischen Edelmannes, der zufällig in eine Rauferei verwickelt worden ist, zu Füßen legt, sondern das Resultat der gerichtlichen Ermittelungen abwartet.

Wir wollen nicht ohne Weiteres der Annahme derjenigen beitreten, welche behaupten, die mit so merkwürdiger Schnelligkeit und Uebereinstimmung verbreitete Ott-Agitation habe ihre Quelle und Ermuthigung in der Thätigkeit coburgisch-augustenburgischer Agenten; wir wollen vielmehr gerne zugeben, daß jene verläumderische, phrasenhafte und verbissene Bewegung aus einer Art von wühlerischer Abneigung gegen Preußen entspringt. Die Thätigkeit Preußens erregt den Neid fremder Nationen, seine kühne Unbefangenheit ist den Auswärtigen etwas Mißliebiges. Doch bei alledem muß es für uns erfreulich sein, daß man, um uns zu verläumden, nur die Rauferei von Bonn aufweisen kann, und wir müssen uns sagen, daß eine Agitation, welche sich solcher Querelen bedient, von vorn herein zur Niederlage bestimmt ist.

— Der deutschen Nordseezeitung wird aus Kiel vom 16. Septbr. über den dortigen Stimmungswechsel geschrieben:

„Mehr und mehr stellt sich die Thatsache heraus, daß die ruhige Würde, welche der Großherzog von Oldenburg der schleswig-holsteinischen Frage gegenüber beobachtet, unter unserer Bevölkerung eine immer größere Anerkennung findet. Dies zeigt sich am schlagendsten darin, daß die Prophezeihung so Mancher, die Anwesenheit des Großherzogs in Eutin werde nur dazu dienen, zu zeigen, daß der Großherzog „*isolirt*" inmitten der Hol-

Digitized by Google

steiner daſtehe, keineswegs in Erfüllung gegangen. Statt der Iſolirung zeigt ſich ein auffallender Zug der geachtetſten Männer nach Eutin, welche im Verein mit den großen Grundbeſitzern am dortigen Hofe erſcheinen, neben den Commandeurs der Truppen, manchen Beamten, Offizieren der Armee und Marine ꝛc. Dieſe Erſcheinung iſt gewiß doppelt bemerkenswerth, wenn man dabei einen Blick auf die Anſtrengungen wirft, welche andererſeits gemacht werden — Delegirtenverſammlungen, Rumpfparlamentsbeſchlüſſe, Geſchrei der rothen Clubs ſog. Schleswig-Holſtein-Vereine und wie dieſe Conventikel alle heißen mögen, welche unſer Vaterland ins Verderben zu ſtürzen drohen, um eine Ernüchterung des geſunden Sinnes unſeres Volkes zu verhindern. Auch dieſer letzte Verſuch ſcheiterte, die Ernüchterung iſt gefolgt. Die Erinnerung an das Wirken des Großherzogs in der ſchleswig-holſteiniſchen Frage von dem Tage an, wo er die Krone des Geſammtſtaates ablehnte, bis zu jenem berühmten Briefe an König Friedrich VII. und den Antrag beim Bunde von April 1863 auf Kriegserklärung gegen Dänemark, iſt wieder erwacht und durch Phraſen nicht mehr zu beſeitigen. Viele, welche damals, trotz däniſchen Polizeiregiments, die zahlreichen Dankadreſſen an den Großherzog unterzeichneten, begreifen jetzt kaum, wie ſie ſich zur Phraſe des Auguſtenburgerthums haben hinüberziehen laſſen können. Oft, ſehr oft hört man den Ausſpruch: „Hätten wir früher gewußt, daß der Großherzog von Oldenburg als berechtigter Prätendent auftreten würde, niemals hätten wir uns zu der ſog. Huldigung in Kiel hinreißen laſſen —; aber was war in jener Zeit zu thun? Ueberall wurde verſichert, der Großherzog werde niemals als Prätendent auftreten — wir aber bedurften eines Namens auf unſerem Banner."

Militairiſche Miscellen.

Oeſterreich.

Reduction der Armee in Venetien. Die zuletzt angeordnete Herabſetzung auf den vollſtändigen Friedensetat auch der in Italien ſtehenden Corps, des letzten Theiles der Armee, der noch etwas über die Minimalfriedensſtärke ſich erhob, iſt im Laufe des Sommers vollzogen worden; die Größe dieſer Reduction beläuft ſich auf mindeſtens 18,000 Mann, da dieſelbe ſich nicht auf die Infanterie beſchränkt, ſondern alle Waffen betroffen hat. Indem jedes Infanterie-Regiment in den drei erſten Bataillonen die Compagnieen auf je 54 Gemeine geſetzt hat und auch die Depotkörper auf einen noch geringeren Effectivſtand, als ſie bisher ſchon hatten, reducirt

Digitized by Google

worden sind, beträgt die Stärke der von der Infanterie entlassenen Mannschaften allein mindestens 15,000 Mann, so daß unter Hinzurechnung der Entlassungsquote der Jäger und der anderen Waffen die obengenannte Gesammtstärke sich als das Minimum ergiebt.

Im Zusammenhange mit der Reduction und ebenfalls der Absicht von Ersparnissen Rechnung tragend, stehen einige Aenderungen in der Ordre de Bataille und der Dislocation, indem die in kleinen Orten garnisonirenden Truppentheile soviel als möglich in die großen Städte und festen Plätze zusammengezogen sind, wo sie die disponiblen Kasernen einnehmen können.

Marineministerium. Durch Kaiserliche Ordre ist das Marineministerium als selbstständige Verwaltung aufgelöst und sein Departement als eine „Kriegs-Marine-Section" dem Kriegsministerium untergeordnet worden.

England.

Artillerie-Association. Als ein weiterer Ausbau der Volunteer-Institution und als eine Ergänzung zu der auf Hebung der Schießfertigkeit mit der Handfeuerwaffe hinstrebenden National Rifle-Association hat sich in diesem Sommer eine Artillerie-Association gebildet, welche dasselbe Ziel hinsichtlich der Gewandheit in der Behandlung des Geschützes verfolgt. Man ist bei der Gründung von der — nach den Eigenthümlichkeiten der englischen Wehrverhältnisse auch richtigen — Anschauung ausgegangen, daß man viel eher in die Lage kommen wird, aus den Volunteerkräften eine Verstärkung und Unterstützung an Artillerie-Mannschaften für die Bedienung von Küstenbatterieen und festen Seeplätzen zur Abwehr eines Bombardements heranziehen, als man die als Infanterie ausgebildeten Volunteer-Corps gegen eine factisch zur Ausführung gelangende Landung verwenden wird. Wie zur Belebung des allgemeinen Interesses an den kleinen Schießübungen für die jährlichen Wett- und Preisschießen ein Uebungsplatz (bei Wimbledon in der Nähe von London) hergestellt ist, und in dieser Beziehung nicht unbedeutende Fortschritte erreicht sind, so hat man jetzt auch einen Artillerieschießplatz bei Sheerneß eingerichtet und durch Aussetzung von Preisen ꝛc. das allgemeine Interesse für die Institution wach zu rufen gesucht. Das im vorigen Monat ausgeführte erste Experiment einer größeren Schießübung ist sehr günstig ausgefallen und verspricht der Stiftung eine Zukunft, die unter den eigenthümlichen Organisationsverhältnissen der englischen Reservestreitkräfte immerhin eine Beachtung verdient.

See-Artillerie. Zu den Versuchen mit neuen Geschützmodellen für die Flotte sind nun auch solche mit neuen Laffeten getreten, auf welche sich das Interesse der Admiralität richten mußte, sobald sich die Unbrauchbarkeit der alten, für kleinere Kaliber berechneten gegenüber der neuen Röhren so bedeutend stärkeren Gewichts (der 300 pf. von 12 tons = 240 Ctr.) herausstellte. Es sind deshalb zunächst Experimente an Bord der Panzerfre-

Digitized by Google

gatte „Research" mit einem hölzernen und einem eisernen neuen Modell angestellt worden, von denen das letztere sich namentlich dadurch viel besser bewährt hat, daß es durch seine Construction weniger Mannschaften zur Bedienung bedurfte, daß es auch ein Feuern bei unruhiger See gestattete, welches bei den bisherigen alten Laffeten fast ganz ausgeschlossen war, und daß es außerdem zu einer bisher noch nicht erreichten Beschleunigung des Breitseitenfeuers führte. — Das neue und bis jetzt stärkste Panzerschiff, der „Minotaur" soll ganz mit solchen Laffeten für seine 600 pfd. Geschütze ausgerüstet werden.

Versuche. Von neuen Versuchen ist die Prüfung zu erwähnen, welche vor Kurzem Seitens der Admiralität in Woolwich über das, zu Anfang d. J. angeregte Richardson'sche Project, die Heizung der Kessel von Dampfschiffen mit Petroleum zu bewirken, angestellt worden ist; abgesehen von den noch vorhandenen Mängeln in der mechanischen Construction der dazu nothwendigen Kessel ist das Experiment günstig ausgefallen.

Ebenso haben mehrere, und ebenfalls glückliche Versuche über die Erfindung eines Mr. Gale stattgefunden, durch ein sehr einfaches und nicht kostspieliges Verfahren auf mechanischem Wege das Pulver nach Wunsch und auf gewisse Zeit nicht explodirbar zu machen; es gelang ebensowohl, die Explosionskraft des Pulvers zu suspendiren, als dasselbe sofort wieder empfänglich zu machen; man hofft aus dieser Erfindung für die Aufbewahrung des Pulvers auf Schiffen große Vortheile ziehen zu können.

Frankreich.

Lager von Châlons. Im Lager von Châlons hat der commandirende Marschall Niel in diesem Sommer die schon im v. J. von seinem Vorgänger, Mac Mahon, in Praxis gesetzte Methode der Truppenausbildung ebenfalls adoptirt. Im Gegensatze zu der bisherigen französischen Schule, deren wesentliche Tendenz es war, die individuellen militärischen Eigenschaften des Soldaten zur höchsten Potenz zu entwickeln, hierüber die Schule des Truppenkörpers aber mehr in den Hintergrund zu stellen und die Handhabung der taktischen Form für die Handlung des Truppenkörpers wesentlich der momentanen Eingebung des Führers zu überlassen, ohne auf ihre systematische und den Kriegsverhältnissen entsprechende Einübung besonderen Werth zu legen — hat auch der Marschall Niel, nach dem bisherigen Verlaufe der Manoeuvres, sich die Aufgabe gestellt, die Erziehung und Verwerthung der ausgebildeten Truppe zum hauptsächlichen und wesentlichen Object der Uebung zu machen, und die möglichst vollkommene Leistung nicht des einzelnen Mannes, sondern der Truppe in der Hand des Führers, als das Resultat einer systematischen, taktischen Erziehung und Durchbildung Beider, als das zu erreichende Ziel hinzustellen. — Es gewinnt danach den Anschein, als ob hiermit ein wirklicher, auf die Dauer

Digitized by Google

berechneter Umschwung in den Anschauungen über die Truppenausbildung sich Bahn brechen wollte.

An die Uebungen der Cavallerie-Division von Luneville, die unlängst in das Lager gezogen ist, und deren eine Brigade aus zwei Cürassier-Regimentern besteht, knüpft sich der Gedanke, daß dabei ein, wenn auch nur kleiner, practischer Versuch angestellt werden soll, inwiefern eine Uniformirung der Cürassiere, aus schwerer, de réserve, in mittlere Cavallerie, de ligne, wohl ausführbar sein würde, da die Idee, die Cürassierwaffe als solche aufzugeben — so wenig sie den realen Verhältnissen der französischen Cavallerie entsprechen dürfte — von Neuem angeregt worden ist.

Fremdenlegion. Ein kaiserl. Decret vom Monat Juli hat angeordnet, daß jetzt auch das 6. Bataillon der Fremdenlegion aufgestellt wird, wonach dieselbe wieder die vor der Reduction vorhandene Stärke einer vollen Brigade von zwei Regimentern erreicht hat, neben denen für die Zeit der Occupation in Mexico zum speciellen Lokaldienst daselbst noch zwei Esc. Cavallerie organisirt sind.

Artilleristisches. Nach dem Systeme Parsons (in England Palliser) ist kürzlich ein Geschütz versucht worden, daß eine außerordentliche und für den Proceß seiner Herstellung gar nicht zu erwartende Dauerhaftigkeit bewiesen hat. Dasselbe war ursprünglich ein glattes eisernes 30pfd. Rohr, das man durch Einführung eines Cylinders in ein gezogenes Rohr gleichen Calibers umformte, bestimmt 90pfd. Geschosse zu schießen. Dasselbe hat bei den Versuchen 1000 Schuß mit 15 Pfund Pulverladung ausgehalten, ohne die mindeste Abnützung zu zeigen, — ein Resultat, das sich kaum bei einer Construction aus ganz homogenem Metall erwarten ließ.

Rußland.

Befestigungen von Warschau. Die schon während des letzten polnischen Aufstandes projectirte, aber bis jetzt ausgesetzte Verstärkung der Festungswerke von Warschau und Modlin, wodurch die Bedeutung der wichtigen Centralstellung am Bug und der Weichsel noch gesteigert würde, soll nun in Ausführung gebracht werden, und ist der Befehl zur Inangriffnahme der Arbeiten bereits gegeben.

Kaukasische Arbeiterbrigade. Zur Ausführung von Straßenarbeiten ist auch im Kaukasus aus bestraften Mannschaften eine Arbeiter-Brigade von 10 Compagnieen mit 4300 Mann formirt und der Hauptverwaltung der kaukasischen Armee untergeordnet worden.

Artillerie-Versuche. Von Seiten des russischen Kriegsministeriums haben in Petersburg in Gegenwart und unter der Leitung des Artillerie-Comités eine Reihe von vergleichenden Versuchen mit Hinterladungsgeschützen stattgefunden, bei denen zum Schluß nur drei Concurrenzmodelle übrig blieben. Es waren dies: ein von Krupp geliefertes (schon 1863 in Woolwich

Digitized by Google

verſucht), ein von Kreiner in Berlin geſtelltes, mit preußiſchem Verſchluß, und ein amerikaniſches, von Broadwell, deſſen Verſchluß durch einen in der Bohrung angebrachten, elaſtiſchen Stahlring, welcher nicht (wie bei Krupp) nach jedem Schuſſe entfernt zu werden braucht, ſondern Patrone und Projectil durchgehen läßt, und durch einen einfachen, leicht beweglichen Stahlkeil, bewirkt wird. Dieſes letztere Syſtem hat ſich am beſten bewährt, indem es nach 180 Schuß noch keine Spur von Gasentweichung zeigte, während das Kreiner'ſche Modell nach 47, das Krupp'ſche nach 95 Schuß nur ſchwer ſich öffnen ließ. Es iſt deshalb Befehl gegeben worden, die von der ruſſiſchen Regierung bereits angekauften 40 Krupp'ſchen Geſchütze auch noch nach dem Broadwellſyſtem umzugeſtalten.

Die Ruſſiſche Panzerflotte zählt augenblicklich: 16 fertige Fahrzeuge mit 121 Geſchützen und 4800 Pferdekraft.

2 Fregatten:	Sewaſtopol	28	Kan.	800 Pfdkr.
	Petropawlowsk	24	„	800 „
3 Batterieen:	Perwenec	16	„	300 „
	Nje-tronj-mjenja	17	„	450 „
	Kremlin	14	„	360 „
1 zweithürm.	Kuppelſch. Smerc	2	„	200 „
10 einthürmige	Monitors à	2	„	160 „

Im Bau begriffen ſind:

2 Corvetten, Pozarski und Minin à 8 Geſchütze,
4 dreithürmige Batterieen,
2 zweithürmige Schiffe.

Druck von A. Paul & Co. in Berlin, Kronenſtraße 21.

Digitized by Google

Ergebnisse preußischer Verwaltung.

Zwei Staatsmänner waren es, welche nach der Eroberung Schlesiens dem König Friedrich beistanden, um das gewonnene Land zu einem preußischen zu machen, der Staatsminister Graf von Hoym und der schlesische Justizminister, spätere Großkanzler von Carmer. Indem Graf Hoym, ein administratives Talent ersten Ranges, den Landmann von den drückendsten Hemmnissen der Leibeigenschaft befreite, indem er die Fabriken ermunterte und die Anlage neuer Betriebswerke durch Unterstützung aus Staatsmitteln beförderte, indem er allen Unterthanen den Recurs an die Einsicht und die Gerechtigkeit des Staates näher brachte, erweckte er in der Provinz jene Arbeitslust und jenes Vertrauen, welche die Grundlage einer guten Entwickelung sind. Bedeutend unterstützt wurde er hierbei durch die Verwaltungskunst des Herrn von Carmer, der, obwohl Jurist, sich in Schlesien den glänzendsten Anspruch auf Dankbarkeit durch sein finanzielles Genie erworben hat.

Schlesien hatte durch den siebenjährigen Krieg vor andern Provinzen der Monarchie gelitten. Die Brandschatzungen, Plünderungen und Verheerungen der Feinde, die unvermeidlichen Folgen des Krieges, nämlich der Mangel an arbeitenden Händen, hin und wieder auch ein, durch die beständigen Abwechselungen und Ungewißheiten eines langwierigen Kampfes erzeugter und genährter Hang zum Genuß, zum Luxus und unverhältnißmäßigen Aufwande hatten einen großen Theil der Grundbesitzer in eine Schuldenlast gestürzt, deren Zinsen aus dem Ertrage der Güter um so weniger aufgebracht werden konnten, da es den Meisten an Hülfsmitteln fehlte, die nöthigen Gebäude, Ackergeräthe und Viehstände herzustellen. So lange der Krieg dauerte, so lange die vielen Millionen geringhaltiger Münzsorten, welche durch die zahlreichen Heere überall in Schlesien verbreitet wurden, einen Ueberfluß an baarem Gelde und einen scheinbaren Reichthum schufen, so lange die übermäßig hohen Preise aller Erzeugnisse die Gutsbesitzer in den Stand setzten, ihre Zinsen ziemlich richtig abzutragen, und so lange die Unglücksfälle des Krieges den säumigen Zahlern zur Entschuldigung gereichten, — so lange konnte der Adel durch eine Art von Anstrengung seiner Schuldenlast noch die Spitze bieten, zumal da das schlesische Publikum von alten Zeiten her, wo die Landgüter mit eingetragenen Schulden nur bis zur Hälfte ihres Werthes unter der Garantie der Justiz-Collegien belastet werden durften, an den Gedanken gewöhnt war, daß gerichtliche Eintragung auf ein adliches Gut eine ganz vollkommene Sicherheit gewähre;

Digitized by Google

und da daſſelbe von einer, wenige Jahre vor dem Kriege ergangenen Verordnung, wodurch einem jeden ſein Gut, ſo hoch er wolle und könne, zu verſchulden erlaubt ſei, keine Notiz genommen hatte.

Aber mit dem Frieden und der Münzreduction verſchwanden jene eingebildeten Schätze; die geringhaltigen Münzſorten, die mit einem Male aus dem Umlauf gebracht wurden, konnten nicht ſo ſchnell, als es die Bedürfniſſn des Verkehrs erforderten, durch das neu ausgemünzte Courant erſetzt werden; die Producte fielen nach eben dem Verhältniſſe im Preiſe, wie die Zahl der Conſumenten ſich vermindert hatte und das Geld im Werthe geſtiegen war. Nun brachen unter dem Grundbeſitze verſchiedene große Bankerutte aus, wobei auch viele Hypotheken-Gläubiger, die ihr Geld weit über die Hälfte, ja über den ganzen Werth der Güter hinaus, hergeliehen hatten, leer ausgingen. Eine ſolche Begebenheit, daß auch gerichtlich eingetragene Hypotheken im Concurs verloren gehen könnten, war bisher in Schleſien etwas Unerhörtes geweſen. An die Stelle des ehemaligen übertriebenen Credits trat nun ein allgemeines und eben ſo übertriebenes Mißtrauen; es entſtand eine Stockung, ja beinahe ein gänzlicher Stillſtand in dem Verkehr zwiſchen Gutsbeſitzern und Capitaliſten, ſo wie dergleichen in der Handlungswelt bei dem unvermutheten Falle einiger großen Häuſer ſich zu ereignen pflegt. Hier aber mußte das Uebel um ſo unaufhaltſamer ſteigen, als durch den Mangel des Credits die Zahl der Bankerutte ſich vervielfältigte, und durch die Menge der zu gleicher Zeit zum gerichtlichen Verkaufe ausgeſtellten adligen Güter der Kaufwerth derſelben immer tiefer herab ſinken mußte.

Friedrich II. bemerkte dieſe traurigen Ereigniſſe und war ernſtlich darauf bedacht, dem Uebel zu ſteuern. Man machte zuerſt den Verſuch, dem Adel durch ein dreijähriges Moratorium, welches ihn gegen übereilte Aufkündigung ſchützen ſollte, zu helfen. Als aber dies Palliativmittel die Krankheit, wie gewöhnlich, nur verſchlimmerte, indem es den wenigen Reſt von Credit, welcher noch vorhanden war, völlig vernichtete: ſo unterredete ſich der König zu mehreren Malen mit dem ſchleſiſchen Juſtizminiſter v. Carmer über die Mittel, dem Grundbeſitze wieder aufzuhelfen, und äußerte ſeinen Entſchluß, mit einem Geſchenk von mehreren hundert tauſend Thalern zu Hülfe zu kommen. Der Miniſter dankte dem Monarchen für ſeine landesväterliche Abſicht, machte ihm aber zugleich einleuchtend, daß auch die größten Summen zwar hier und da einzelne Familen retten, nie aber den Grund des Uebels heben könnten, ſo lange nicht Mittel gefunden würden, den ganz vernichteten Realcredit des Adels wieder herzuſtellen.

Da der König ihm beipflichtete, ſo machte er demſelben zuerſt mündlich die Hauptideen ſeines Entwurfs zu einem landſchaftlichen Creditſyſtem bekannt. Friedrich hörte aufmerkſam und nachdenkend zu, äußerte aber, daß ihm dieſer ganze Plan in eine neue Welt verſetze, daß er ſich auf der Stelle keinen deutlichen Begriff von dem Zuſammenhange dieſer Einrichtung, und noch weniger von ihren Folgen machen könnte; daß er jedoch weiter darüber nachdenken wolle. Inzwiſchen wies er 300,000 Thlr. zur Unterſtützung des ſchleſiſchen Adels an, welche nach einem von ihm genehmigten Plane unter

Digitized by Google

verschiedene Gutsbesitzer, die durch ein solches Geschenk noch zu retten waren, vertheilt wurden.

Einige Zeit nachher verlangte der König von dem Herrn v. Carmer die umständliche schriftliche Vorlegung seines ganzen Planes. Diese wurde ihm im Sommer 1769 eingereicht; und als er wenige Tage darauf den Minister in Breslau sprach, hatte er sich mit allen dahin einschlagenden Ideen, die ihm vorhin so ganz fremd und neu gewesen waren, so vertraut gemacht, daß er Einwürfe und Zweifel dagegen vorbringen konnte, von welchen der Minister selbst, noch nach einer Erfahrung vieler Jahre versicherte, daß sie das Gründlichste enthielten, was sich jener Einrichtung entgegen setzen ließe.

Diese Bedenklichkeiten wurden indessen gehoben, und nun erfolgte die berühmte Cabinets-Ordre vom 29. August 1769, welche die Grundlage des Schlesischen und aller folgenden Creditsysteme enthält. Man machte darauf sogleich den Anfang mit den Versammlungen des Adels zur Uebernehmung der gemeinschaftlichen Gewährleistung für die Pfandbriefe, welche in den Augen des Publicums an die Stelle des verloren gegangenen bloß hypothekarischen Credites treten mußte, mit Entwerfung des Reglements, mit Abfassung richtiger und zuverlässiger Tax-Ordnungen und mit Ausfertigung der Pfandbriefe selbst, in welche die Hypothekenschulden umgeschrieben wurden.

Der Werth der adligen Güter in Schlesien betrug damals nach den in den Hypothekenbüchern angegebenen Einkaufs- und Erwerbungs-Preisen, etwas über 60 Millionen, worauf gegen 22 Millionen gerichtlich versicherte Schulden hafteten. Im Laufe der ersten zwei Jahrzehnte kamen ungefähr 14 Millionen Pfandbriefe in Umlauf; aber während desselben Zeitraumes stieg auch der Werth der Güter um mehr als das Doppelte jener 60 Millionen. Die Interessen, welche früher zu 6 Procent landüblich waren, wurden gleich bei Errichtung des Systems auf 5, und sechs Jahre hernach auf 4 und zwei Drittheil Procent herunter gesetzt. Im Jahre 1791 wurden sie bis zu 4 Procent vermindert.

Der Einfluß der Pfandbriefe auf das Wohl der Provinz übertraf alle Erwartung des Königs. Der Grundbesitzer, der sonst sechs, acht, zehn und mehr Procent Zinsen, Mäklergebühren u. s. w. hatte bezahlen müssen, und auf tausenderlei Art ein Raub des Wuchers geworden war, erhielt jetzt die Summen, die er zur Tilgung seiner Schulden und zur Aufnahme seiner Güter bedurfte, ohne sich in irgend eine Weitläuftigkeit zu setzen, gegen billige Interessen. Da die Landschaft nicht mehr als die Hälfte des Werths in Pfandbriefen bewilligte, und auf eine genaue richtige Verzinsung derselben zur Verfallzeit mit wohlthätiger Strenge bestand: so sahen sich auch diejenigen zu einer guten Wirthschaft genöthigt, die sonst durch Aufwand und Borgen ihr Verderben vorbereitet hatten. Bei Gelegenheit der in allen Gegenden der Provinz von aufgeklärten und erfahrenen Landwirthen aufgenommenen Gütertaxen verbreiteten sich richtige Wirthschaftskenntnisse, selbst in solchen Districten, wo auch in dieser Beziehung bisher Trägheit und Finsterniß regiert hatten; und mancher Gutsbesitzer ward mit der wahren Beschaffenheit seines Guts und mit den Wirthschaftsverbesserungen, die in dem

Digitized by Google

Erträge desselben anzubringen wären, erst durch die landschaftliche Taxe bekannt gemacht.

Die Capitalisten bekamen eine Gelegenheit ihre Gelder sicher unterzubringen, ohne Verlust und Concursprozesse besorgen zu dürfen. Und im Grunde war es für die Provinz so gut, als wenn 14 Millionen baares Geld in dieselbe gekommen wären, weil diese Summe in Pfandbriefen vorhanden war, deren man sich zu allen Zahlungen eben so sicher und mit noch größerer Bequemlichkeit als der klingenden Münze bedienen konnte. Diese vergrößerte Circulation brachte demnach in den Handel und in alle Geschäfte eben so sehr, als in den Landbau, ein neues Leben.

Ein zweiter Grund von der Erhöhung der Güterpreise war die Verbesserung des Ackerbaues selbst. Der Kartoffelbau ward unter Anderm nach dem siebenjährigen Kriege mit Ernst eingeführt.

Ein dritter Grund erwuchs aus den neuen Anlagen, die in vielen Gegenden Schlesiens seit dem siebenjährigen Kriege gemacht wurden. In Oberschlesien waren jährlich für viele tausend Thaler Holz in den Wäldern verfault, weil es an aller Gelegenheit fehlte, es zu versilbern. Dadurch, daß die Bartsch und andere kleine Flüsse schiff- und floßbar gemacht wurden, entstand auf einmal ein Absatz für diesen wichtigen Zweig des Güterertrags in den holzreichsten Gegenden. Mancher Edelmann kaufte damals ein Gut, schlug für etliche tausend Thaler Bau-, Nutz- und Brennholz aus seinen neuen Wäldern und verkaufte es dann wieder — oft noch für eine größere Summe, als er dafür gegeben hatte. Pottasch-Siedereien, Glashütten, Pechöfen, Colonien erhöheten den Ertrag mehrerer Güter außerordentlich.

Es darf also nicht befremden, wenn Güter, die bald nach dem siebenjährigen Kriege für 20,000 Thaler gekauft wurden, zwanzig oder fünfundzwanzig Jahre nach dem Friedensschluß mit 60 ja mit 80 tausend Thalern bezahlt wurden. Eine natürliche Folge von diesem erhöhten Ertrage der Landgüter war auch das verminderte Verhältniß der Steuern, womit sie belegt waren; denn die 40 Procent, welche Anfangs von den Rittergütern erhoben wurden, betrugen im Anfang des letzten Decenniums des vorigen Jahrhunderts nach dem Verhältniß des vergrößerten Gewinns und des Geldwerthes auf den wenigsten Gütern noch 25 und auf den meisten weit weniger als 18 Procent.

Unter der Verwaltung des Grafen Hoym wurden in Schlesien 210 Dörfer neu angelegt.

Außerdem, daß die Regierung für die Sicherheit, Gesundheit, Nahrung und Bequemlichkeit der Städtebewohner auf mancherlei Weise sorgte, daß vielerlei Vorkehrungen getroffen wurden, um massive Gebäude an die Stelle der hölzernen, und Ziegeldächer an die Stelle der Schindeldächer zu setzen; außerdem, daß unter dem preußischen Scepter mehrere Städte, deren Namen man kaum kannte, sich zu bedeutenden Rollen emporgeschwungen haben, wurden unter der Administration des Grafen Hoym ganz neu gebaut: Neustadt, Freiburg, Lüben, Herrnstadt, Freistadt, Wohlau. Es wurden größtentheils neu gebaut: Schweidnitz, Neiße, Ratibor, Jauer, Parchwitz, Pollwitz, Guhrau,

Digitized by Google

Löben, Gottesberg. Es wurden großentheils mit neuen Gebäuden versehen: Goldberg, Hahnau. Es wurden mit vielen Bauten, sonderlich Fabriken und öffentlichen Gebäuden verschönert: Brieg, Landshut, Schmiedeberg, Greifenberg, Neumark, Striegau, Reichenbach, Silberberg, Grünberg, Winzig, Oppeln, Löwenberg, und in der Grafschaft Glatz: Lewin, Mittelwalde.

Somit durfte bei dem Beginn der französischen Revolutionskriege die preußische Monarchie mit Stolz auf eine Provinz hinsehen, die in ihrem neuen Aufschwunge eine Schöpfung des preußischen Geistes zu nennen war. Es kamen dann die Kämpfe mit dem republikanischen Frankreich, die Unruhen in Polen, die nicht ohne Einfluß auf den Wohlstand Schlesiens blieben. Es kam später der Krieg mit Napoleon, in dessen Folge sich ein so harter finanzieller Druck auf den preußischen Staat lagerte. Aber der König bewahrte Schlesien, und als die Erhebung gegen den französischen Kaiser eintrat, bezahlte Schlesien den Tribut der Dankbarkeit an den König, indem von seiner Hauptstadt das Manifest, welches dem Kaiser den Untergang ankündigte, ausgehen konnte.

Das Duell.

(Fortsetzung).

Das Offiziercorps tritt zusammen, beseitigt solch ein Individuum sofort. — „„Anderen Falls, wir meinen, daß der Gehänselte fodert, so sagt er damit: mein Gegner konnte mich nur hänseln unter der Annahme, ich sei einer, der nicht wisse oder der zu feig sei, um — sei es auch mit Drangabe des Lebens — für die geheiligte Persönlichkeit einzutreten, die in den Rechten, in denen ihre Existenz besteht, potentia activa ist.““

„Das habe ich nicht sagen wollen!“ (Technisch: hatte nicht die Absicht, zu beleidigen!) „„Das ist was Anderes, Herr Kamerad, reichen sie mir ihre Hand!““

Später werde ich darauf zurückkommen (und dahin ist zu wirken, daß dem nicht so sei), wie heut zu Tage das ganze Duell, das ja Recht hat, den Formalismus an die Spitze zu stellen, fast nichts Anderes treibt, als diesen Formalismus, so daß es geschehen kann, daß ein Satan an Schlechtigkeit, ein Vieh an Dummheit, falls ihm Willens-Energie und Paragraphen-Geläufigkeit im äußerlichen Codex des Ehrengebrauches innewohnt und zu Gebote steht, sich im Kreise deutscher Ehren-Männer erhält, derweile ein lieber, edel-gesonnener, grundgescheuter Mensch aus diesem Kreise ausgestoßen wird, falls er nicht die Bewußtheit des Willens und der That zum Centrum seines Wesens machen kann.

Digitized by Google

Dies führt zu der tiefen Abneigung bürgerlicher, tüchtiger (wie Gneist sagt) Kreise gegen das Duell. Sie haben dabei den Eindruck, daß es sich dabei von einer willkürlichen Personen-Macht handele, die vor Recht und Wahrheit gehen solle. Das noli me tangere jenes Satans und Vieh's soll heiliger sein, als die Aufdeckung der Wahrheit, und die, so Gott anbeten, sollen ihn doch anbeten als die Wahrheit.

Ich habe überall die tiefste Sympathie mit dem, was die Gegner Berechtigtes haben, denn ich bekenne mich als Christen.

Ich glaube auch, daß Satan und Vieh der Einräumung genug enthält; auch betone ich nochmals, daß das Duell in demselben Grade würdiger und seltener werden würde, als der Formalismus sich mit dem gemäßen Inhalt, mit der gemäßen Sächlichkeit erfüllt. — Personen-Macht und sächlicher Inhalt der Person sind die beiden Pole, an denen die **wahre** Person gemessen wird; diese ist der Gegensatz der bloßen leeren Personen-Macht (der falschen Person), nicht aber deren Gegensatz jene volle Weise, die in ruhende Gedankenschöpfung, zum festen, stehenden Gesetz (Republik) ausgeschöpfte Person! Gott, die absolute Person, hat sich nicht erschöpft durch seine Schöpfung; auch die relative Person des Menschen bleibt unerschöpflich, setzt immer wieder aus ihrer That Neues, ist nicht abzuweisen auf eine bloße Regel, wie Judas dieselbe gegen Magdalena vertrat.

Wie der Alles setzende Punkt die Allmacht Gottes verbleibt, welche die Bewußtheit so mit sich führt, wie der Blitz das Feuer, so verbleibt das Centrum des Menschen sein bewußter Wille und seine That. In Gott ist die Allmacht nicht losgerissen von seiner Heiligkeit, im sündigen Menschen ist der das Neue setzende That-Wille trennbar und getrennt von ihr.

In dieser sündigen Weltlage kann es geschehen, daß jener Formalismus getrennt erscheint von seinem wahren Inhalte, daß der That-Wille nicht das Gute mit sich führt, daß der energische Character ein böser ist. Aber deshalb sollen wir nicht einer solchen Psychologie und Anthropologie zufallen, und es bleibt über allem Zweifel erhaben, daß der praktische Geist des Handelns höher steht als der theoretische, wie er als Gefühl und Intelligenz sich erweiset, und ich muß es aussprechen, daß der liebe, intellectuelle Wille zum Guten ein miserabler Bursche ist, wenn er aus dem Guten nicht mehr Kraft entnimmt, so daß er vor einem Satan und Vieh chamade schlägt; er war just gar kein intellectueller Wille, sondern wollende Intelligenz. In der Wechselbeziehung von Wollen und Wissen, hatte just das Wissen die Initiative, nicht das Wollen. Das aber ist der umgekehrte Formalismus, den das Christenthum sich fodert von der Herzensstellung.

Nach der christlichen und konservativen Anschauung kommt das Gute nicht aus der Intellingenz und dem Begriff. Wir lernen Liebe, Dankbarkeit, Aufopferung nicht aus dem richtigen Begriff. Der gegnerische Liberalismus lehrt umgekehrt, daß das Gute die executirte vorgängige Erkenntniß sei. Dem Christen gilt das Gute als Beschaffenheit des Willens, und was soll er so zu einem Guten sagen, das dem Willen so schwache

Digitized by Google

Beschaffenheit giebt, daß er dem Bösen nicht entgegentreten kann! Wir sprechen hier ja nicht von dem erzieherlichen Christenthum, sondern davon, ob das Welt-Leben ständisch das unchristliche Princip einführen könne, daß dem die Sieger-Palme gebühre, der nicht den That-Willen zu seinem Centrum macht, sondern Intelligenz und etwelche Gefälligkeit. — Wir haben bedingt und unter Schmerzen für jenen Formalismus, für den Satan und das Vieh plaidirt, denn das — wie sehr die innerlich Frommen auch derlei zu übersehen pflegen — ist doch klar in's Bewußtsein zu erheben, daß *dasjenige, was nur die Heiligung des Einzelnen beweist, unmöglich heutigen christlichen Staaten als Maaß des Rechts und der Sitte vorzusetzen ist*, und ferner, daß Gott die Welt nicht so *geordnet hat*, daß Alles bloß auf das sittliche Wollen der Menschen hinausgehe, nein, sie ist nicht bloß Forderung, sondern Gott sagt auch zum Menschen: „es sei dem Menschen Vieles gewährt, nicht bloß Speise und Trank, sondern auch Rechte seiner Persönlichkeit an sich oder im Berufe, ja, sogar meine an die Menschen Forderungstellenden Gebote, dieselben, durch welche ich die Menschen gegen die anderen Menschen schütze, sollen dem Menschen zur eigenen sittlichen **Macht** gegen die Anderen werden."

Schmerzlich genug, wenn durch die Sünde das, was dem sittlichen Willen als Macht gewährt ist, lediglich diesen Formalismus der Macht aufrecht erhält bei sittlich entleertem Willen.

Weil dem so ist, vindiciren wir dem Staat die Aufsicht darüber, daß die sündigen Ausnahmen nicht zur Regel werden, aber er wird weniger wirken durch das repressive Strafgesetz und mehr dadurch, daß er bestrebt ist, jenem leeren Formalismus mit dem *richtigen Inhalt* zu speisen.

Das Duell, indem es eine Wirksamkeit über das Ganze des Staates gewinnt, verfällt es den Maßnahmen des Staates, und ist die sittliche Staats-Person schon als solche verpflichtet, durch Gesetze dem Volke zu sagen, welchen Werth das Duell habe. Das lehnen wir nicht ab, das fodern wir, aber wir fodern auch, daß der Staat seine Stellung nehme unter wahrhafter Würdigung der Sphäre der individuellen Obrigkeit.

Und dafür vervollständigen wir noch jene Sätze, welche von den soi-disant innerlichen Frommen fast stets übersehen worden.

Es ist nicht so, daß man den nebeneinanderstehenden Individuen das Ebenbild Gottes vorhalten kann, sprechend: decke sich Jeder mit diesem Urbilde und Alles ist gemacht. Dann würde es nur Moral geben, Erfüllung der Individuen mit der der Persönlichkeit vorstehendem Urbilde.

Aber es giebt in der That noch außerdem Gewalt aller Art, Stürme, Vulcane und es giebt Elephanten und Tiger, und es giebt Güter aller Art und geschlechtliche Fortpflanzung und es giebt Gewalt u. s. f. Genug, es giebt noch das, was nicht aus Gottes heiligem Personen-Urbilde abfolgt, sondern aus Seiner künstlerischen freien Macht, aus Seinen Ideen einer Welt-Oekonomie. Gottes Urbild als heilige Person und Gottes Veranstaltung als Welt-Oekonomie sind, ohne sich zu widersprechen, *nie dasselbe*. Ja,

Digitized by Google

wenn Gott Selbst uns nun den rechten Rahmen Seiner Weltordnung hinstellen und ihn erhalten wollte, so daß wir nur die Aufgabe hätten, ihn durch sittliche Handlung zu erfüllen, so würde es nicht Staat und Recht, sondern nur moralisch erfüllende nebeneinandergestellte Einzel-Individuen geben. Aber wir selbst haben diese Weltordnung und ihre Räthsel in der selbst gebildeten Rechtsordnung aufzustellen, und nun stehen durch Fehler unserer Sündhaftigkeit die beiden Reiche, die in Gott einheitlich sind, dualistisch gegeneinander: das Reich, das Gott unmittelbar beherrscht durch seine Gebote, durch sein Ebenbild im Menschen und durch dessen Gewissen (Religion und Moral) und das Reich der menschlichen Obrigkeit (Recht und Staat). —

Im ersteren Reich wird nicht gezwungen, und so bleibt durch die Sünde die Moralität der Einzelnen zufällig; im letzteren Reich ist Zwang, aber durch die Sünde für festgesetzte Normen, welche nicht die wahre Weltordnung abspiegeln, das Räthsel falsch lösen, und weil gezwungen wird und der geheiligte Einzelwille (und diesen bezielt die Moral) nicht erzwingbar ist, so können die Rechts-Normen, ihrer Natur nach, gar nicht das positiv Moralische gebieten, sondern nur negativ, nicht: Du sollst Deinen Bruder lieben, aber wohl: Du sollst ihn nicht todtschlagen u. s. f. Es ist so nur Unverstand, zu meinen: dies oder das verstößt gegen die völlige Heiligung der Individuen, folglich soll der Staat es nicht dulden; oder: dies oder das muß gesetzlich unterdrückt werden, obschon es wesentlich in die Sphäre der Moral gehört, wie z. B. der Duellant für eine Schönheit und Durchdrungenheit persönlicher Sitte eintritt, welche nie bloß von den negativen Rechtsregeln gerichtet werden kann, da diese immer nur die Regel betreffen, nicht den concreten Fall, immer nur die Ordnung des Gemeinwesens, nicht die sittliche Vollkommenheit der Einzelnen; die Duellanten aber urgiren diese letztere und den höchst concreten Fall. Jener Dualismus aber bringt es hervor, daß das Recht zu dem ermächtigt, was die Moral verpönt, daß die Vernunft auch vis-a-vis dem unvernünftigen Recht Gehorsam gebietet. In dieser geschichtlichen Entwickelung der Potenzen von Staat, Recht, Moral, Religion, genügt es nun nicht, daß man mechanisch die wahre und höchste Forderung der Religion, wie eine Mauer, hineinbaue mit dem Befehle der Nachachtung. Es ist sehr wohlfeil, im Gemüthe zu erfassen, daß die eigene Ehre nichts Anderes sei, als zu leben zur Ehre Gottes, aber um deßhalb zu fodern, daß es als Recht und Moral keine eigene Personen-Ehre geben solle, daß heißt doch nur, daß man alles vorstehend Gesagte nicht begriffen habe. — Hengstenberg meint, es gäbe seltene bedingte Fälle, wo man stehlen dürfe, da war er der Einsicht in jenen Dualismus nahe. Hengstenberg motivirt: denn das Leben sei mehr, als die Speise! Um seinen Standpunkt aufrecht zu halten, müßte er weiter motiviren: und auch mehr als die Persönlichkeit und ihr Grundrecht, die Ehre! — Ferner bleibe erwogen: was nicht widerstreben kann, kann nicht stützen, und Gott will das Recht der Persönlichkeit, jenen Formalismus der Persönlichkeit, als einen Selbstzweck, er will nicht bloß den anderen Selbstzweck, daß die Person nach

Digitized by Google

dem Gebote sich pflichtmäßig selbst bestimme. Die Schöpfung der Persönlichkeit und ihre selbstzwecksliche Dotirung mit Rechten ist ein und derselbe ursprüngliche Act, denn das Christenthum fodert ein letztes freies Innerliche, das sich als Kind Gottes oder als Teufel hervorbilden könne.

Wie wäre sonst der Teufel selbst und die Teufelei auf Erden zu begreifen, wenn Gott nicht die Existenz der Persönlichkeit als Selbstzweck wollte? Er kann sie nicht verrichten, weil er nach seiner Ordnung die Freiheit auch als Selbstzweck **will**.

So ist also die Persönlichkeit ein Zweck für sich, der nicht mit der Moral dasselbe ist. Es ist wahrlich nicht, wie der Liberalismus will, Aufgabe des Staats, die Moral auszuschließen und nur freie Berechtigung zu geben, indem nach Bethmann-Hollweg das Moralische lediglich in's Belieben des Individuums gestellt wird. Wir überhaupt würden ja hier nie von Freiheit im liberalistischen Sinne sprechen, sondern von der Berechtigung als Personen-Macht über Andere, so daß wir z. B. Incest verbieten, Kriegs-Pflicht gebieten können, welches nie aus der liberalistischen Freiheit geschehen könnte, da sie aus der bloßen Freiheit eines Anderen nie folgen.

Aber eben so wenig darf im Leben des Staats und des Rechts, aus Liebe für moralische Gebote, die Personen-Macht, die Persönlichkeit als Selbstzweck gestrichen werden, weil sie in der That erst die Moral in dem Sinne möglich macht, daß die That wahrhaft dem Individuum gehöre, sei es nun für Gott, sei es für den Teufel, weshalb denn auch das Unkraut nicht ausgerauft werden soll. —

Kant freilich kannte die Personen-Macht nach Außen (subjectives Recht) nur als Freiheit und nur für den Zweck der Moral, was er so Moral nannte, daß heißt: daß unsere Vernunft in der Welt absolute Causalität haben könne, dafür bestehe die äußere Freiheit. Da das Duell nun unvernünftig ist, konnte sie nicht für das Duell geltend gemacht werden, wohl aber wurde es eine Pflicht: mich nicht zum Sklaven machen zu lassen, denn dann könnte ich ja keine Freiheit mehr geltend machen für die moralische Vernunft. Hätte man Kant gefragt: hat denn die menschliche Persönlichkeit als solche (also nicht bloß in Verpflichtung für die Moral) nicht auch ein Recht, also so, daß für dieses Recht erst Verpflichtungen erwachsen, in der Welt sich als Causalität geltend zu machen? hätte man ihn so gefragt, er würde es verneint haben müssen. Kant konnte wohl sagen: du sollst mich nicht zum Sklaven machen, er konnte aber nicht sagen: du darfst mich nicht zum Sklaven machen, denn alsdann hätte er der Person eine sittliche Macht über Andere geben müssen, aus der sie den Anderen sagen könne, was sie dürfen, was nicht, er hätte dann die Person selbst zu einer absoluten Causalität machen müssen; dies that nun zwar Fichte gründlich, aber Fichte kam auch nicht zu einem Personenrecht, das sittliche Macht über Andere habe, denn ihm fehlte Gott, durch den allein das ursprüngliche Recht der Person selbst doch wieder zu einem abgeleiteten, zu einem beauftragten Recht aus Gott, somit zur Verpflichtung aus Gott wurde. Wenn ich aber nicht sagen kann: „dieses Ursprungsrecht meiner

Digitized by Google

Person ist ein Befehl an mich aus Gott," dann auch kann ich es den Anderen nicht als eine sittliche Macht entgegen halten, der sie huldigen **sollen.** Das konnte Fichte nicht sagen, so blieb jedes Individuum in sich oberste Instanz und die oberste Frage blieb: willigen die Souveräne ein, machen sie Vertrag? — Kurz, dem Einwilligenden geschieht nie Unrecht! Die sich duelliren wollen, duelliren sich; wer ermordet zu sein wünscht, den kann man ermorden.

Fichte steht uns in gewisser Beziehung näher als Kant, da er der Person absolute Causalität giebt, und aus dem Recht der Person Pflichten ableitet, aber ihm ist dieses Recht kein (noblesse oblige) aus Gott unter Verpflichtung gegebenes, und kann so nicht zu einer sittlichen Macht über Andere werden, es kann nicht fodern, daß die Anderen aus dem, Verpflichtung in sich schließenden, göttlichen Adel dieses Rechts auch gegen den verpflichtet sind, der solches Recht aufrecht erhält.

Fichte konnte nicht sagen: es ist ein Gott und Alles von ihm, durch ihn, zu ihm; er ist Schöpfer der Weltordnung, welche besteht in Lebensverhältnissen, die das Postulat der sittlichen Gestaltung in sich tragen, und welche besteht, in Persönlichkeits-Existenzen mit sittlicher Macht.

Gott hat den Menschen selbst nun die Rechtsordnung aufgetragen, diese ist solche Veranstaltung. Das Gemeinwesen der Menschen und Völker, daß in ihr Gottes Weltordnung erhalten bleibt.

Diese Rechtsordnung muß so die sittliche Gestalt der Lebensverhältnisse und muß enthalten die Personen-Macht. — Alle Rechte müssen aus der Rechtsordnung kommen, weil dies aber auf Gottes Weltordnung ruht, so gewährt die Rechtsordnung die Rechte nicht bloß mit negativem Charakter (daß etwas nicht verboten, sondern erlaubt sei), auch nicht mit einem Charakter des Intransitiven (daß etwas frei im Individuum seinen Verlauf habe, aber nicht hinüber kann in die Anderen, so zum Beispiel, daß ich nicht sagen kann: du darfst nicht, denn ich bin rechtlich hier dein Wille! sondern, daß ich nur sagen kann: du sollst nicht, nach meinem Willen, übrigens bist du rechtlich dein eigener Wille!), sondern mit einem positiven und transitiven Charakter, als sittliche Macht über Andere. Denn wie auch die Rechtsordnung eine freie menschliche Ordnung ist, so bleibt sie doch eine befohlene, beauftragte von der Impositio eines Oberherrn, und so verbleibt dem Recht das Pathos eines religiösen Motiv's, nach welchem man, selbst bei Handhabung eines Rechts, das in der Rechtsordnung keine Pflicht hinter sich hat, also eines ursprünglichen Rechts, dennoch sich heilig verpflichtet weiß zur Aufrechterhaltung dieser Rechte und zu der Forderung, daß die Anderen auch gegen den Aufrechterhalter solchen Rechts, wegen dieser seiner sittlichen Macht, verpflichtet sein müssen. Dies konnte weder Kant, noch Fichte sagen, sie, die Koryphäen entgegengesetzter Richtungen des Liberalismus mußten das bekämpfen, weil sie damit ja auch den Boden des Christenthums und damit den des Duell-Geistes betreten haben würden; denn in dem l'honneur pour moi ist nur die letzte diesseitige Sanction aus dem Personen-Recht bezeichnet, es ist nicht die für immer mit aufgezogener Zug-

Digitized by Google

brücke liegende Burg. Wesentlich ist dem Duell-Geist (wir unterscheiden zwischen ihm und dem Duell, das bloß die empirische, heutige Gestalt des aus dem Duell-Geist stammenden Productes ist) jene sittliche Macht über Andere, jene innerste Erfahrung, daß das für sich selbst Behauptete rechtliches Machtgebot über Andere, eine Forderung an Andere, daß das für uns selbst vertretene Recht ein Darlehen, ein Gebot Gottes sei, und so gewinnt die Subjectivität im Duell-Geist ihre Objectivität, und das, was spröde in die Vereinzelung und Individualismus trieb, verbindet sich unter Gott zu einer Republik der Freien und Gleichen (wie auch Gneist, um den es schade ist, weiß) für Aufrechterhaltung einer schönen Welt voll Ehre. Man ist nicht verbunden (wie Gneist doch wissen sollte, zumal er es erlebte, als der v. Bis. den Dr. Virchow forderte) für Aufrechterhaltung einer Standes- und Particular-Ehre, sondern einer Ehre, die insofern allerdings auf den Höhen des Lebens liegt, als die Theilhaftigen eben nicht der homo ist, sondern der qualificirte homo. Das gehört immer zu dieser Ehre, daß die Person nicht bloß naiv ihre Rechte besitze, sondern sentimental auf dieses Recht mit Bewußtsein reflectirt und dessen Hoheit und Schöne zum Gesetz erhoben habe. Das kann freilich der homo schlechthin nicht leisten; auch verlangen wir eine allgemeine Ehre für den Bürger, und wir haben nichts gegen die Ehre, die unser Wahlgesetz bezeichnet, aber die Bewegung soll von dort aus in die Höhe gehen, nicht sollen die Höhen für diese Tiefen abgetragen werden. Es ist richtig, daß solcher Reflex und Spiegelung von der romantischen, deutschen Ehre gefordert wird, wie überhaupt vom Christenthum und seiner Romantik.

Denn erst durch diese Spiegelung gewinnt das Subject das Bewußtsein seiner und der Unendlichkeit überhaupt, ohne welche Christenthum nicht zu denken ist. Dieses ist, Gott sei Dank, ohne Sentimentalität nicht zu denken, obschon es in seinem höchsten Ausdrucke will, daß dieser höchste sentimentale Standpunkt in uns wieder zur Natur, naiv und zur Gewohnheit werden soll: wir sollen nicht Kinder sein, sondern wieder zum Kind werden. — Es ist so in der romantischen deutschen Ehre die Vorstellung von uns selbst, das Scheinen in uns selbst sein tiefstes Moment, und es liegt nahe, daß die sittliche Personenmacht über Andere fordern mußte, daß auch die Andern so in sich scheinen sollten, auch, daß man fragte: gebe ich auch dem Andern, in dessen Forderung an mich, solch' ein Scheinen? — So bekommt die Ehre ihre Beziehung auf das Urtheil Anderer über mich, und wird so Kitt für ein verbundenes Reich; aber freilich kann, Dank jenem Formalismus, die Sache dahin ausarten, daß nicht einmal darnach gefragt wird, welchen Werth Andere mir beimessen, sondern nur: ob sie — noli me tangere — wagen, das abschätzige Urtheil gegen mich, auch nur durch ein Lächeln, zu äußern. Dies jedoch ist nur Entartung in einen banausischen Comment.

Genug, wir sehen nun aus dem Duell-Geist ein sittliches Reich der Ehre entstehen, in welchem Jeder für die Herrlichkeit dieses Striches eintritt, jeder die Reinheit des Andern für die Schönheit des Ganzen

Digitized by Google

überwacht, in welchem Jeder dem Anderen zur Ehren-Hülfe verpflichtet ist, weil Jeder vom Andrn Ehre fordern soll und darf.

Und wir können uns nicht entbrechen, darauf hinzuweisen, wie dieses persönliche, sittliche Ehren-Reich der Form nach die Gestalt zeigt, welche die christliche Welt haben soll, und welche sie nicht hat. In diesem Reiche trachtet man zuerst nach der Herrlichkeit der Ehre und all Anderes mag dann zufallen. In diesem Reiche ist die brüderliche Kameradschaft darauf gegründet, daß Einer den Anderen in seinem Ehren-Heil überwacht, je nachdem, auch väterlich führt. In diesem Reiche ist, wenn auch nicht materiell der Christ, doch materiell der Ehren-Mann das Substantiv und Assessor, Referendar, Fürst, Graf, Edelmann, Lieutenant, Major, General sind nur ein Eigenschaftswort, derweilen in den christlichen Worten Schuster, Schneider, General das Substantiv sind und ein Christ — — vielleicht ein Eigenschaftswort.

Daß man nicht sehen will! Man fülle diese Form mit immer christlicheren Inhalt; aber man wolle nicht die formale Personen-Macht ertödten, die in der Sphäre des Staates und Rechts ein Grund-Berechtigtes ist. Die ideellen und empirischen Mächte gehen geschichtlich immer mitsammen, wenn auch nicht immer parallel. In Preußen hat jenes sittliche Reich der Ehre erst rechtliche Anerkennung und Geltung gefunden 1726 durch Friedrich Wilhelm I. und zwar zunächst nur particularistisch auf des Basis des Adels für den Officier. Friedrich Wilhelm I. gab die Kriegs-Artikel für die Soldaten, für die Officiere aber gleichsam mit character indelebilis ein besonderes Reglement.

Hier liegt der Ursprung von der Opposition des Liberalismus gegen die Reorganisation. Diesen Geist, der durch Aufnahme des Gentleman doch nicht mehr character indelebilis hat, will man unter dessen Vorwand unter die Füße treten, und man urtheilt, daß die Landwehr gehorener Gegner jenes Geistes sei. Wahrheitsgemäß lebt in der Armee selbst der stärkste Gegner jenes Ehren-Geistes und zwar als Liebe von Leben und Fleisch, als Genußsucht und ferner institutionell als bureaukratische Strömung. Wollte man z. B. in die Hand des Regiments die geheime Conduite legen, wollte man Sprung-Avancement nicht eine sehr seltene Ausnahme sein lassen, wollte man die Wahl der Offiziere zur Form herabsinken und der Ehrenrath nicht mehr wählen, sondern vom Patent abhängen lassen, wollte man durch verschiedenes Rechtsverfahren verschiedene Ehren für Subaltern- und Stabs-Offiziere schaffen, wollte man gar zum Bewegungsmotiv machen: „bemühen sie sich auch ferner, die Zufriedenheit der Herren Vorgesetzten zu erreichen!“ so würde das durch **Depravation** der Charactere (Folge würde sein, daß nicht mehr Ehre, sondern Wuth nach Avancement das Ziel werden würde) dem Herren Schulze-Delitzsch und Waldeck besser in die Hände arbeiten, als alle Experimente von Kirche und staatlicher Gesetzgebung. Machet die Menschen zu wahren Christen allzumat, und ihr habt kein Duell; machet sie niedrig und gemein, und ihr habt auch kein Duell!

Friedrich Wilhelm I. führte den Königsrock, die Standarte der für

Digitized by Google

König (als Kriegsherrn) bis mit dem Fähnrich gleichen Ehre ein, und im richtigen Zusammenhang damit, fragte er weniger bei den Offizieren nach Wissenschaft als nach Characterbildung. Er schaffte selbst die Gradabzeichen ab, um nur immer an diese Gleichheit zu erinnern; er selbst kleidete sich nur als Offizier. So schaffte er den esprit de Corps, eine Disciplin von Innen heraus aus Ehre, die unendlich mehr schaffte, als Strafe und Gesetz und als: Vorgesetzten-Zufriedenheit zum motio des Handelns! — Nun wurden gemeinsame, ehrenwerthe Maximen geheiligter Codex; nun entstand männlicher Freimuth, edele Sitte des Umgangs, echte Kameradschaft. — Hiermit habe ich von dem von allen Seiten her bedrohten Gut gesprochen, daß man den specifischen preußischen Offizier nenne, gänzlich ein anderes Ding als Offizier anderer Armee.

Gott und die Völker.

Eine philosophische Ergründung des Gottesbegriffs im Orient ist vielfach versucht worden, und man kann es nur als Mangel an Kenntnissen bezeichnen, oder in der Wissenschaft übel angebrachte Vornehmthuerei ansehen, wenn man überhaupt im Orient keine philosophische Kraft und Energie sucht und findet. Wohl der älteste Versuch wurde in China am Lao-tsen gemacht ums Jahr 600, dessen Anhänge noch heute bestehen. Er nannte das höchste Wesen Tao, das heißt Weg (nicht, wie man nach Abel Rémusats Vorgange glaubte, Logos, Vernunft im Israelitischen und Philonischen Sinne) und sagt von ihm aus, daß er durch keine Kategorie positiv bestimmbar sei, sondern nur durch Negation. Demnach ist er körper- und farblos, zeit- und raumlos, dem gewöhnlichen Verstande höchstens begreiflich zu machen in der Benennung: Mutter des Weltalls. Als Offenbarung des Tao, sowie als Mittel, in seinem Besitz zu kommen, ist die Tugend anzusehen. Dies sind die Grundzüge der Lao-tseuschen Philosophie.

Die Lehre des Kon-fu-tse indentifizirt die Gottheit mit dem Himmel und schaut in ihm das bloße Prinzip der Weltbewegung, des Maßes und der Ordnung an und erinnert in manchen richtigen Aeußerungen lebhaft an die Jacob Böhmesche Theosophie und Schellingsche Philosophie.

Unabhängig von der chinesischen Spekulation über die Gottheit entwickelte sich die indische. Sie brachte jenen farbenglühenden, düstern gigantischen Zug mit und ließ die Gottheit unbekümmert um die Welt in sich selbst verschlossen sein, absolut indifferent, selbstgenugsam und selig in der Passivität, nachdem

Digitized by Google

durch den einzigen Weg des Denkens sie die Welt oder den Kerker, in den die in Menschenleibern gefangene Geisterwelt gefesselt ist, aus sich herausgelassen. Diese Lehre von Gott ist die wesentliche der indischen Philosophie, allein der scharfsinnige gelenke Geist der Indier hat sich in den Hervorbringungen noch anderer Anschauungen von Gott abgemüht, die wir mitzutheilen uns nicht erlauben können.

Die persische Anschauung ist wie die jüdische eine streng realistische von Gott und unterscheidet sich von dieser nur dadurch, daß sie den im jüdischen Satan gefangen gehaltenen Begriff des Bösen bis zur selbstständigen Negation in krasser Weise emporhebt und dadurch die Einheit des Gottesbegriffs schwächt. Die Kirche mußte gegen diese persische Gottesidee in erster Zeit vielfach kämpfen, da sie im pittoresken Gewande phantasiereiche Religionsdichtung, verbrämt mit speculativem Flosselschmuck in vielen Gnostikern auftrat und die Lehre von der göttlichen Person Christi in ihrer christlichen Fassung bedrohte.

Wir könnten hier nun noch die ägyptischen und phönicischen Lehren von Gott anzuführen uns bewogen fühlen, allein die historische Tradition darüber ist durch neuplatonische Einflüsse zu sehr getrübt und die Forschung in den mühseligen Trümmern dieser Länder noch lange nicht auf dem Punkte, daß man Sicheres bestimmen könnte.

Jedenfalls sicherer, klarer, als von allen morgenländischen Religionsbestrebungen, liegen uns die griechischen Versuche vor, einen Religionsglauben zu finden und zwar in der Form des Volksglaubens und der philosophischen erstebten Ueberzeugung. Die Dichter erbauten in ihrem heißen Drange ihrer Phantasie den Olymp, bevölkerten ihn, wie die ganze Natur mit einem großen Göttergeschlechte, aber an die Spitze desselben stellten sie Einen, der die Götter, wie die Götter die Menschen, überragt, der Menschen Schicksale austheilte, den Guten seinen Segen, den Bösen seinen Fluch gab. So steht Zeus als volle Persönlichkeit da im griechischen Volksglauben, allein der heitere Leichtsinn des Griechen ließ ihn doch zu viel Liebesabenteuer bestehen und Ungerechtigkeiten begehen, wodurch die Idee der Gottheit als einer rein ethischen Persönlichkeit in Wahrheit carrikirt wurde. So war die Gottesidee der Griechen von vornherein völlig ungesund und hinfällig, weil aus Widersprüchen zusammengesetzt. Zeus war und sollte sein der ewige, und doch war er eine werdende, durch menschliche Leidenschaft sittlicher Auflösung nahe Person, nicht aber der schlechthin seiende, durch Nichts außer ihm Bestimmbare. Dieser in der ethischen Oberflächkeit des Griechenthums begründete Widerspruch wurde Männern voll Geist bald bemerklich. Sie gingen daher, um den Begriff der Gottheit zu constituiren, nicht mehr von der Forderung des Gefühls aus, ein schlechthin ethisches Prinzip zu haben, oder eine Person, sondern von der Forderung des Verstandes, ein schlechthin physikalisches Prinzip zu setzen, oder ein Prinzip der Weltbewegung, und gelangten so zur Idee der Gottheit, die freilich anders aussah, als die im Volksglauben gebildete, aber durch Umdeutung ins Symbol mit ihr ausgeglichen wurde.

Digitized by Google

So entstand die den Anfängen des Volksglaubens bald parallel gehende Gottesanschauung der „Denkenden“ und die Geschichte hat uns ja gelehrt, daß diese Richtung die Volksreligion in sich aufhob. Wie erklärlich und bekannt mußte sie aber zum Pantheismus führen, oder zur Identificirung der Gottheit und der Welt, der ethische Begriff der ersteren erblassen und schwinden und das Volk konnte, während die Philosophen vornehm lächelten und in ihrer Errungenschaft behaglich sich fühlten, zusehen, wie es und in welcher Gestalt es die Gottheit verehren sollte.

Diese Zerklüftung, dieser Zwiespalt zwischen Denkenden und Glaubenden traf das Christenthum bei seinem Eintritt in die Welt an und das ungewisse, rathlos schwankende Volk flüchtete mit Freuden hinein in seine Hallen, wo Gott als liebender Vater ihm entgegentrat und segnend seine Hände ausbreitete. Die Philosophie sah hierdurch sich eingeengt und befeindet und bot daher alle Mittel auf, das Christenthum darnieder zu demonstriren. Diese Polemik reizte die Christen zur Abwehr und bewirkte jene Aversion gegen die Philosophie, die in letzterer nur ein Mittel des Teufels sah, die Gemüther der Heiligen mit List und Trug zu berücken. Trotzdem aber war das Erbe, das dies hellenische Alterthum der Nachwelt hinterlassen, doch zu groß und herrlich, als daß nicht einzelne Väter, zumal diejenigen, die selbst früher Philosophen oder Rhetoren gewesen und eingehendere Kenntnisse besaßen, das Verlangen gespürt haben sollten, es hinüber in den Bereich des kirchlichen Glaubens zu ziehen und ihm dienstbar zu machen. Versuche wurden gemacht in älterer Zeit, ganz besonders aber im Mittelalter, seitdem die platonischen und aristotelischen Studien in Aufnahme gekommen waren, allein die Philosophie diente nur zu sehr als Magd.

Mehr zu ihrem Rechte kam sie nur durch Scotus Erigena, ein Mann von großem Scharfsinn, der in seinem Systeme den Versuch machte, Philosophie und Theologie völlig zu verbinden und zu verschmelzen. Er faßte Creatur und Gott zusammen unter dem Begriff natura und bestimmte zwischen Pantheismus und Theismus schwebend in lichtvoller, scharfsinniger Weise ihr beiderseitiges Verhältniß, wesentlich die Schelling-Hegelsche Philosophie enthaltend. Sein Versuch ist spurlos in der Theologen-Welt des Mittelalters vorübergegangen. Seine Nachfolger durchdrangen mit philosophischer Dialektik die kirchlichen Dogmen, stumpften sich in Subtilitäten ab und vergeudeten so ihren Scharfsinn.

Dieser scholastischen Strömung folgte eine andere, die einfach im Gemüthe, im stillen Kämmerlein die Geheimnisse der Gottheit zu erforschen suchte. Sie stürzte sich mit dem innigen Drange einer alles vergessenden Liebe in den Ungrund der Gottheit hinein und opponirte eifrig allen denen, die behaupteten, Gott könne nur hinter Spitzbogenfenstern und unter Kreuzgewölben verehrt werden und wies auf die Natur als eine Handschrift Gottes. Durch diese Opposition gegen scholastisches Kirchenthum und diese freiwillige Anschließung an die Natur a's von Gott gestellte Lehrmeisterin, trat aber die Mystik in pantheistische Bahn, jedoch nicht in stolscher Weise, daß

Digitized by Google

sie die Gottheit aus dem Jenseits heraus zog in die Sphäre der Welt hereinriß und begrub, sondern in dem Reiche der menschlichen Geister verschlang.

So wogten die scholastische und mystische Richtung neben- und durcheinander bis zur Zeit der Reformation, unabhängig von aller Tradition und mittelalterlicher Dogmenfortbildung, als deren alleinige Quelle und Autorität die Bibel bestimmt wurde. Dadurch war die Entwickelung aller Kirchenlehre auf einen bestimmten Punkt und Bezirk gewiesen, allein bald dieselbe Erscheinung des Mittelalters herbeigeführt, die die Reformation bekämpft hatte, nämlich die Entstehung einer scholastischen Theologie, die, die Erscheinung des Pietismus nach sich zog, wie die Scholastik im Mittelalter die der Mystik. Zu derselben Zeit erhob sich mit neuer Kraft und selbstständig die Restauration philosophischer Wissenschaft in wenigstens freundlicher, vielfach sehr vertrauter Verbindung mit der Theologie. Allein sehr bald wandte sich die Philosophie ab und kehrte sogar den Spieß gegen den einstigen Waffengefährten. Von der Vernichtung des einen Dogma schob sie zu der aller auf der schiefen Ebene des reinsten Skepticismus hinunter und verkündigte vom Blutgerüste, wo tausende edler Männer und eine Herrscherfamilie ermordet worden, daß die Vernunft Gott sei.

Jedoch so entartet die Philosophie im Auslande sich gebärdete, so nüchtern und ihres Berufs besser bewußt wurde sie in Deutschland.

Hier trat, ein ernster Weiser, Kant auf und bestimmte genau abmessend die Grenzen der reinen Vernunft und machte deren Unzulänglichkeit in der Beurtheilung und Erkenntniß metaphysischer Objecte klar. Somit untergrub er die kirchliche Lehre von Gott und konnte den Glauben an ihn nur als ein Postulat der praktischen Vernunft retten.

Dadurch aber, daß die Gottesidee so als etwas Subjectives hingestellt wird, wird über die Art, wie er denn eigentlich zu denken sei, gar nichts gesagt und die Entscheidung wie bei Xenophanes ganz dem Subject überlassen, der praktischen Religionsübung aber der Nerv durchgeschnitten. Aufangs auf diesem Boden Kants stehend, später aber selbstständiger hat Fichte fast ganz wie Spinoza seinen Pantheismus aufgebaut, nur mit einer mehr idealistischen Färbung. Die Gottheit ist ihm nicht ein Seiendes, sondern wie bei allen Pantheisten natürlicherweise ein Werdendes und zwar Werden einer sittlichen Weltordnung durch das Denken und Darstellen der geistigen Wesen. Dem Ich nämlich steht ein Nicht-Ich gegenüber, das durch das Ich oder das Denken und Wollen vermindert werden muß, wodurch eine Kette immer bessern Seins-Darstellungen, d. h. die sittliche Weltordnung herbeigeführt wird. Ihm folgend hat Schelling seine Philosophie auf dem Grundsatze erbaut, daß Vollkommenes nur aus Unvollkommenem hervorgehen, also Vollkommenes nur *werden*, nicht *sein* könne, daher auch Gott nicht als absolutes *Sein*, sondern nur als *Werden* denkbar sei. Als Vollender dieses modernen Pantheismus steht endlich Hegel da, da sich von seinen Vorgängern nur dadurch unterscheidet, daß er das Denken als einzigen Modus der Seins-Darstellung gelten läßt und das Leben der Natur, die Menschenwelt als den Prozeß denkt, durch den das an sich Unpersönliche, Bestimmungslose,

Digitized by Google

sich persönlich, bestimmt, darstellt. Das ist der Grundzug des Hegel'schen Systems, dessen Anhänger bald sich in eine Rechte und Linke theilen. Letztere ist in Feuerbach völlig verwildert, erstere bald im Sande verlaufen, nachdem sie Anlauf genug genommen, mit der Theologie einen freundlichen Bund einzugehen.

Diesen Hauptvertretern des Pantheismus gegenüber haben Fries, Jakobi, Herder, Herbart, Baader philosophirt und den kirchlichen Theismus zu vertreten gesucht, mehr oder weniger modifizirt. Jedenfalls bleibt, wie schon bemerkt, der Grundfehler des Pantheismus, daß er die Gottesidee physikalisch faßt und die ethische Fassung entweder gar nicht, oder aber nur in einem Anhange unterzubringen weiß. Der Pantheismus resultirt aus so alleiniger Betrachtung der Natur, wie der Materialismus aus der alleinigen Betrachtung der Gehirntheile; denn für den Mediziner ist alles, was er nicht mit dem Messer zerschneiden und mit dem Mikroskop begucken kann, gar nicht da: so bleibt auch für den, der die Natur allein betrachtet und das Maß und die Gesetzmäßigkeit derselben bewundert, der Gedanke an eine Gottheit als ethisches Princip, als sittliche Person ganz und gar fern: denn die Natur bringt uns keine Personen entgegen. Es liegt also im Pantheismus eine große Einseitigkeit, die auch mit den gelehrtesten, dünkelhaftesten Redensarten nicht verdeckt werden kann, und diese Einseitigkeit hindert deren Brauchbarkeit.

Was in aller Welt fängt ein Mensch mit einem solchem Gottesbegriffe an! Für Doctrinäre, aber auch nur für solche ist er: denn sie alle sind einseitige Menschen, aber eine allgemeinere Bedeutsamkeit wird und kann er nie erlangen, weil er die Menschen läßt, wie sie sind, weil er den Menschen nichts giebt. Die Philosophie, wenn sie den Begriff der Gottheit bestimmt, bestimmt ihn bloß aus der Vernunft heraus, entwickelt ihn nur aus Einem Vermögen des Geistes und läßt dasjenige Vermögen, aus dem nach ziemlich allgemeinen Urtheil und erst auch nach der Erfahrung das Gottesbewußtsein, der Religionssinn ersteht, nämlich das Gefühl, völlig unbeachtet in einer übermüthigen Weise. Ist aber das Gefühl, mehr oder minder mit Vernunft verbunden, die Hauptquelle religiöser Bewegung, so ist auch klar, daß das einseitig von der Vernunft allein entworfene Gottesbild nicht schlechthin acceptabel ist. Sie führt uns auf dem Wege des Causalitätsbegriffs zum Begriff der Gottheit als Weltprinzips, aber bei solcher dürrer Ueberlegung wird kein warmes Herz sich zufrieden geben. Es will einen liebenden Vater haben, einen treuen Herrn, auf den es all sein Denken und Wollen bezieht, und unter dessen Fürsorge, von dem es bewacht, Ruhe und Frieden genießt. Solch eine Fassung hat Leben, hat Kraft, nicht aber jene trübselige, schematische; sie gründet allein wahrhaft den Drang nach Tugend, nach Besserung, den Drang nach sittlicher Gemeinschaft. So zersplittert überhaupt die pantheistische Fassung die edelsten Triebe des menschlichen Herzens und schafft ihnen kein Recht. Die Menschen sind ihr nur Personificationen, nur, wie die Feldblumen, vorübergehende Erscheinungen, die veraltet hinwelken und wieder den Boden für neu aufblühende und hinwel-

Digitized by Google

kende Erscheinungen dünken, ein Prozeß, der sich in schwindelnder Schnelligkeit und eintöniger Gleichmäßigkeit abspinnt. Wollen wir sehen, welche jammervolle Lebensgestaltung eine solche Theorie hervorbringt, wo ihr Platz gegönnt ist, so dürfen wir nur nach Indien hinzusehen, nach dem Volke, das die Rolle des Tragikers in dem Theater der Weltgeschichte spielt. Darum mögen wir uns ruhig zufrieden stellen in den Hallen des Christenthums, wo der Verständige die Geheimnisse nicht ausdenkt, in die er und die Welt gehüllt ist, aber doch jede alte Mutter vom Lande Frieden und Seligkeit findet mit den Millionen, die diesen Glauben bekennen, bekannten und hinübergegangen sind.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Pfingstfest in Sommerfeld.

Eine Idylle.

(Fortsetzung.)

Schlafen konnte ich lange nicht, denn meine Gedanken suchten in meinem Gedächtniß, um die Verbindungsglieder zu dem, was ich gehört, zu finden. Die Namen Rüdiger und Wendel waren mir nicht ganz fremd, bekannt mußte der Fremde den Meinigen sein, denn er wollte die Tante Thekla besuchen, und seine Rücksicht gegen mich entstand augenscheinlich, als ich ihm gleich unbefangen meinen Namen gesagt hatte.

Die beiden Herren, anscheinend vorher ganz fremd, hatten nun eine bestimmte Beziehung, und ich fühlte mit dunklem Vorgefühl, auch ich gehörte in eine Lebensbeziehung, welche sich eben zu bilden begann. Bald tauchte denn auch in meinem Sinn eine Geschichte auf, welche bei uns zuweilen besprochen war, obgleich ich mit halbem Ohr zugehört hatte, wie man es in der Jugend meist thut und wenn man selbst ganz unbetheiligt ist. Ich wußte nun dieses: mein Nachbar war einst länger in D. und kannte meine Mutter und Tanten, als sie noch jung waren, später war er verlobt, aber seine demagogischen Umtriebe verhinderten, daß er eine Anstellung bekam, und brachten ihn auf die Festung.

Seine Mutter und seine Braut besuchten ihn daselbst öfter, doch als er nach seiner Freilassung nach Amerika ging, war die Verlobung gelöst, heftige Scenen hatten sich zugetragen, da er sehr leidenschaftlich war. Seine Mutter blieb auch später mit der früheren Braut Ihres Sohnes in Verbindung. Ich erinnerte mich, daß man stets mit Theilnahme von Anna Wendel gesprochen habe, und von ihrem Bräutigam mit Entrüstung als einem rohen,

Digitized by Google

rücksichtslosen Menschen, und diese frühere Auffassung von demjenigen, der nun bei mir saß, konnte ich nicht reimen mit dem guten Ausdruck seiner Augen, dem freundlichen schützenden Benehmen gegen ein fremdes Mädchen.

Seit meines Vaters Tode hatte mich Niemand so behandelt, Niemand so väterlich mich berücksichtigt und beschützt. Welch schönen Contrast bildete sein Benehmen gegen die Rücksichtslosigkeit meines heimathlichen Begleiters! Ich konnte lange nicht schlafen, aber endlich siegte die jugendliche Müdigkeit über das ungewöhnte Schaukeln und Stoßen des Wagens, gegen die wellenartige Bewegung meiner Gedanken, welche eine Erinnerung nach der andern auf das Land der Begriffe spülten, Alles wurde traumartig und erst die Strahlen der Morgensonne weckten mich, und wie sie mir meine Umgebung, meine Reisegefährten im hellen Tageslicht zeigten, so kehrte auch allmälig die Klarheit des Bewußtseins zurück, und ich war begierig wieder in der Geschichte weiter zu lesen, von der ich gleichsam die ersten Seiten durchblättert hatte.

Die beiden Herren waren in lebhaftem, im flüsternden Tone geführten Gespräche, mein Nachbar schrieb zwischendurch allerhand in seine Schreibtafel, und sah recht niedergeschlagen aus. Sobald er merkte, daß ich erwacht, begrüßte er mich herzlich, auch der andere Reisegefährte gab sein ganz gleichgültiges Wesen auf, und richtete einige Fragen an mich.

Als länger Station gemacht wurde, gingen wir zusammen in das wohlgewärmte Passagierzimmer, und bei dem Kaffeetrinken saßen wir drei so vertraut beisammen, daß der Herr Bürgermeister aus dem Coupé spöttisch meinte, ich hätte ihn wohl nicht vermißt.

Bis zum Nachmittag hatten wir noch Aussicht zusammen zu bleiben, die Reisen mit der Post machten mehr, daß man sich näher kam, als die Eisenbahnfahrten. Nachdem wir wieder eingestiegen waren, saßen wir zusammen, wie alte Bekannte, und sprachen gleich herzlich miteinander.

Noch muß ich erwähnen, daß ich bei dem Einsteigen so ungeschickt war, eine Scheibe im Fenster einzustoßen, so daß ein unangenehmes Luftloch für den Zugwind blieb, da ein ganzes Dreieck herausfiel, und nicht Zeit zum Ausbessern blieb. Stillschweigend setzte sich nun der jüngere Begleiter, der ein Mann von wenig Worten, aber guten Thaten war, vor den kalten Zugwind, und behielt unverwandt dieselbe Stellung, selbst als der scharfe Schneewind mit seinem Stöbern ihn durchkältete, dies schien ihm so natürlich, daß er, als am nächsten Haltepunkt das Loch mit Papier eilig zugeklebt ward, auf meinen herzlichen Dank nur die wenigen Worte erwiderte: „O, ich bitte, das that ich gern!"

Der andere Nachbar sprach sehr ernst über das Lebensereigniß, welches ihm nun unzweifelhaft war, es schien ihm Bedürfniß zu sein.

Ich wollte ihn gern trösten, und konnte doch nicht viel sagen, die ganze Unerfahrenheit der Jugend wurde mir klar, als ich mit Jemand sprechen wollte, der so viel erfahren hatte.

„Gewiß bleibt Ihnen doch noch etwas, was Sie lieb haben können?" fragte ich, „irgend eine Lebensbeziehung müssen Sie doch noch haben; und

Digitized by Google

die Mutter blieb Ihnen doch nicht zeitlebens. Die Eltern müssen ja doch ihren Kindern voran gehen, und Sie hätten gewiß Ihrer lieben Mutter den Schmerz nicht gewünscht, Sie eher zu verlieren."

„Nein! da haben Sie recht, den Schmerz hätte ich ihr nicht noch bereiten mögen, ich habe ihr ohnehin viel Kummer gemacht, aber Liebesbeziehungen, nähere Lebensanforderungen habe ich eigentlich nicht. Ich will nun ruhig mein einsames Leben fortführen, mich im Vaterland festsetzen und abwarten, wohin vielleicht der Steuermann dort oben mein Lebensschiff lenkt, ich habe ohnehin das Steuer selbst zu viel geführt, viel Ziele erreichen wollen, und habe fast überall Schiffbruch gelitten.

Ich gehe nun zuerst nach Berlin, nachdem ich noch einen kleinen Abstecher gemacht habe. Ihre Schwester wird mir hoffentlich nicht verfagen, sie zu sehen. Wollen Sie ihr mittheilen, daß ich Sie besuchen werde, meiner Mutter wegen, von der sie mir am besten Mittheilungen machen kann. Es ist ziemlich lange, daß wir uns nicht sahen, fuhr er mit einem eigenthümlichen Lächeln fort, wollen Sie ihr sagen, daß ich wüßte, wir wären uns fast fremd geworden, doch fürchte ich nicht ganz." So richtete er sich hauptsächlich an den jungen Wendel.

„Gewiß!" entgegnete Jener, „will ich gern jede Bestellung ausrichten."

„Wo lebte Ihr Fräulein Schwester die letzten Jahre?" fragte darauf Rüdiger wieder kurz und Jener erwiderte, während ich still zuhörte, denn ich begann wieder einen neuen Faden an einem unsichtbaren Gewebe herauszufühlen.

„Meine Schwester lebte mit mir zusammen, unsere Eltern starben rasch hintereinander, wir Beide waren auf uns gegenseitig angewiesen, und meine Schwester vertrat als verhältnißmäßig viel älter, die Stelle der Eltern. Sie lebt nur für mich," erzählte er warm, „sie hat mir viele Opfer gebracht, hat mehrmals den Wohnort gewechselt, um mich auf Schule und Universität zu begleiten: in letzter Zeit, wo ich meines Faches wegen weitere Reisen machte, längeren Aufenthalt an verschiedenen Orten hatte, um an Bauten mitzuleiten, hat sie mehr nach eigenem Hange gelebt, und war viel bei Ihrer Frau Mutter; sie sagte mir, alte Beziehungen knüpften sie fest an dieselbe, und sie hat ihr viel Treue bewiesen. Sie ist ein Wesen, was sich am wohlsten zu fühlen scheint, wenn sie sich in anderen vergißt."

„Leben Sie in guten Verhältnissen?" fragte Rüdiger mit eigenthümlicher Geradheit, und dem jungen Manne stieg dabei das Blut zu Kopf bis über die Stirn, dann schien er eine unfreundliche Antwort zu unterdrücken und sagte rasch: „wir haben nie Mangel gehabt, und so wahr mir Gott hilft, meine Schwester wird niemals Nahrungssorgen kennen lernen."

Beide schwiegen lange, ein oberflächliches Gespräch ließ sich schwer finden, bis Rüdiger zu mir lächelnd sagte: „Sie meinten gestern, ich sei ein Hinterwäldler? Einen amerikanischen Farmer, Steppenjäger, Fischer, nur keinen Sclavenhalter, sehen Sie wirlich in mir; ich kann trotz Cooper berichten aus den Hinterwäldern, von Ansiedelungen und Indianerstämmen," und damit fing er an, uns zu erzählen, daß uns die Zeit schnell genug ver-

Digitized by Google

ging, und ich nahe den Thoren Berlins war, ehe ich mich noch recht besann, daß nun das neue Leben beginnen sollte; mir schien, als müsse es immer so bleiben, und ich im Postwagen durch das Leben fahren."

Eine Station vor Berlin trennte sich mein Nachbar von uns, und nahm sehr herzlich Abschied: „Wir sehen uns bald!" sagte er bestimmt zu mir, „und behalten Sie mir Ihre Zutraulichkeit," setzte er lächelnd hinzu, „sonst halten Sie Maaß damit; wenn wir uns wieder sehen, sind Sie schon eingelebt. Gott segne Sie und alle die guten, wohlgemeinten Worte, welche Sie mir sagten. Vergessen Sie den Hinterwäldler nicht!" Dem jungen Manne sagte er schnell lebewohl, bat ihn, die Bestellung nicht zu vergessen, und fügte hinzu: „wir werden uns wohl noch oft begegnen, so Gott will, doch ich sagte ja, ich wollte nicht mehr Steuermann sein; das Schiffchen ist ganz anders, als ich meinte zu Lande getrieben." Damit verschwand er, und wir blieben allein.

Unsere Unterhaltung war ziemlich einsilbig. Mein Gefährte ließ sich nicht so leicht auf Mittheilungen ein, als ich dem Herrn Rüdiger gegenüber gethan hatte; doch fühlte ich mich wohl in seiner stillen Nähe. Er sah mich zuweilen warm und herzlich an, und sprach auch 'mal eine einzelne Bemerkung als: „Ja! da waren wir drei Waisenkinder zusammen; Sie sind aber doch glücklich, Sie haben eine Mutter!" dies sagte er so eigenthümlich innig, daß mir die Sehnsucht nach meiner Mutter, trotz Berlin und seinen Herrlichkeiten, recht im Herzen aufstieg, und mir Thränen die Augen trübten, als ich antwortete: „Ja! und welch eine Mutter! sie ist klug und sanft, und schönere braune Augen, als meine Mutter hat, kann es gar nicht geben." Dann fuhr ich fort und fragte: „Ich kann den Herrn Rüdiger nicht begreifen, daß er nicht gleich nach Berlin ging und Ihr Fräulein Schwester aufsuchte; dies war doch das Nächste."

„Ich begreife dies wohl," entgegnete er ruhig, „das sind so Verhältnisse, auch mochte er wohl erst nach der Heimath gehen, und ich meine, er besucht uns vielleicht gar nicht. Ganz verstehe ich meine Schwester auch nicht, weshalb sie zu der alten Frau ging, es war ein auffälliger Schritt, und kann unter den jetzigen Verhältnissen nicht anders gedeutet werden. Ich will es Ihnen nur ohne Umschweife sagen, jener Herr war einst der Verlobte meiner Schwester, was Sie vielleicht schon gedacht haben, jedenfalls erfahren werden. Aus dem früheren Gespräch erfuhr ich den Namen ihrer Frau Tante, dort ist meine Schwester bekannt, und Sie werden dieselbe wahrscheinlich zu sehen bekommen. Ich freue mich, fügte er herzlich hinzu, daß ich Sie dann auch noch öfter begrüßen kann; ich wünschte wohl, Sie könnten meine Schwester recht lieb haben, sie ist so sehr gut!"

So hatte ich denn Aussicht, meine Reisegefährten beide wiederzusehen, und konnte mich deshalb ganz ungehindert dem fröhlichen Empfange auf dem Posthofe hingeben; dort entfernte sich mein Begleiter mit einem stummen, eiligen Gruß, und drei Vettern umstürmten mich mit hülfreichen Anerbietungen, einer war der Sohn meiner Tante, die zwei anderen Söhne von deren Schwägerin, meiner künftigen Principalin. Sie führten mich im Jubel

Digitized by Google

nach Haus, wo ich herzlich begrüßt wurde. Tante Emma war eine kugelrunde Frau mit schwarzen muntern Augen, der Oheim hatte etwas Formelles, und wir begrüßten uns nur von fern. Tante Emma aber rief, nachdem sie mich herzlich umarmt hatte: „nun, so gebt Euch doch einen Kuß, das kann Dir von dem alten Onkel nicht schaden!“ —

Meine Stellung wurde eine sehr angenehme, und kleine Unterdrückungen von Seiten der Tante Thekla brachten nur das Gegentheil hervor, denn zwischen den beiden Schwägerinnen gab es stets etwas Eifersucht, und je mehr mir Tante Thekla eine Stelle unten anweisen wollte, jemehr suchte mich Tante Emma zu heben; ich lebte munter und vergnügt, bekam allerlei Geschenke, selbst der Onkel bezeigte mir eine sichtliche Zuneigung, weil ich immer eine fröhliche Gesellschaft war, wenn derselbe vom Comptoir ermüdet heimkehrte. Beide Brüder wohnten in einem Hause, weshalb die Tante Thekla oft Gelegenheit hatte, sich, wie es nun einmal ihre Art war, maßgebend in mein Thun zu mischen; doch schien sie mir dort viel angenehmer, weil ich des Schutzes der Uebrigen gewiß war. Meine Begegnung mit dem Herrn Rüdiger interessirte sie sehr, sie deutete mir auch an, daß er sich einst um ihre Hand beworben habe, und jedenfalls hatte sie für ihn das Interesse, welches Frauen auch für diejenigen behalten, denen sie ihre Liebe nicht schenkten.

In einem kleinen Damenthee sah ich endlich die ersehnte Anna Wendel, zu meiner Freude begrüßte sie mich mit besonderer Theilnahme, ja sie betrachtete mich im Stillen immerfort. Die Tante brachte mich auf meine Herreise; ich gerieth dabei sehr ins Plaudern, und je mehr sich Anna leicht vorbeugte, die Arbeit ruhen ließ, die kleinen schlanken Hände zusammenpreßte, und mit augenscheinlichem Interesse zuhörte, je ausführlicher theilte ich Alles mit. Wie eigenthümlich mußte es sein, von ihrem Verlobten sprechen zu hören und keine Beziehung mehr zu ihm zu haben, und doch sah man ihr an, daß diese Beziehung innerlich noch fortbestand, allmälig zog ein feines Roth über ihre feinen, bleichen Züge, ihre sanften, braunen Augen glänzten schimmernd; ihre Gestalt war klein und ein wenig nach vorn geneigt, gleich einer Pflanze, welcher eine Stütze fehlt. Das hellbraune Haar trug sie einfach zurückgestrichen, fast in kindlicher Weise, ihre ganze Erscheinung war in diesem Augenblick so jugendlich und von so feinem Liebreiz, daß ich nicht daran zweifelte, wenn er sie sähe, es müsse die alte Liebe ganz wieder da sein und noch Alles gut werden!

Der Onkel hatte mir auch in anerkennender Weise von ihr gesprochen, wie sie alle Achtung verdiente, da sie sich wacker und mit Selbstverleugnung durchgekämpft habe.

Mit leise bebender Stimme sagte sie zu mir am Schluß meiner Mittheilungen: „o, wie schrecklich muß es ihm gewesen sein, den Tod seiner Mutter auf diese Weise zu erfahren, er hatte eine große Liebe zu ihr!“

Die Tante warf darauf ein, daß er diese Liebe nicht immer bewiesen hätte, und Anna nahm die Partei des früheren Bräutigams mit solcher

Digitized by Google

Lebendigkeit, daß ich mir wieder sagte: sie liebt ihn und er wird sie wieder lieben! —

Als ich in der nächsten Zeit mit eiligem Schritt durch die Straßen eilte, denn vor Weihnachten ist man immer eilig, da rief mich eine Stimme an: „Wohin so eilig? Ei, haben Sie den Berliner Schritt gelernt!"

Es war Rüdiger, der aber nicht halb mehr so wild aussah, sondern ganz den Eindruck eines feinen Fremden machte.

Ich grüßte ihn herzlich und sagte ihm, daß ich Weihnachtseinkäufe machte und Eile hätte.

„Ja! ich auch!" entgegnete er, „muß mich aber eines Auftrags entledigen; der Weihnachtsmann hat mir gesagt, er habe auf einer Versteigerung sehr billig ein Conversationslexikon bekommen, und da er es nicht überall umherschleppen wollte, ließ er es bei mir stehen, und gab mir die Adresse an Ihre Frau Mutter, nun habe ich ein schlechtes Gedächtniß und wollte mir dasselbe von Ihnen berichtigen lassen."

Halb verlegen stand ich still. Ich freute mich, aber ich war auch stolz, und es war mir peinlich, etwas von ihm anzunehmen; er mochte mir's ansehen und sagte: „Seien Sie nicht komisch, und lassen Sie mir armen Mann den Spaß!"

Da ich wieder ein frohes Gesicht machte, und ihm die Adresse sagte, drückte er mir ein Goldstück in die Hand und sagte: für dies Goldstück beauftragt Sie der Weihnachtsmann, den Geschwistern allerhand zu kaufen, er selbst wäre gar zu sehr beschäftigt; und als ich wieder zögerte, zeigte er lächelnd auf eine kleine, schmale Börse in meiner Hand und sagte: „Sie haben den Beutel und hier ist das Geld. Auf Wiedersehen, ich mache heute Visiten."

Ich stand bestürzt, als erlebte ich ein Feenmärchen.

Den andern Gefährten von der Postreise sollte ich auch bald wiedersehen, und da sich natürlich eine größere Vertrautheit einstellte, als mit andern fremden, jungen Leuten, erfuhr ich von ihm, Rüdiger sei bei seiner Schwester gewesen. Anfangs hatte eine fatale Steifheit geherrscht; dann bot Rüdiger plötzlich Anna an, sie wollten Freunde werden, schon um des Jungen willen! hätte er gesagt, auf den Bruder deutend, lassen Sie mir einen Theil der Sorgen, die Sie für ihn haben, lassen Sie ihn mein Kind sein!

Anna hatte gezögert; ja der Bruder hatte nicht recht verstanden, warum sie nicht die Vergangenheit für vergessen erklären könnte, sie hatte endlich nur gesagt: „ich will es versuchen!" und Rüdiger habe entschieden etwas verletzt ausgesehen.

Draußen hatte er zu Wendel gesagt: „Ja! da habe ich in meinem raschen Wesen wieder einen Mißgriff gethan, sie war verletzt, ich lerne es also nie sie richtig zu behandeln!"

Ich glaubte Anna zu verstehen und sagte es auch zu ihrem Bruder: „Es ist ein schwierig Ding, einen Freund zu bekommen, wenn die alte Liebe noch lebt." Darauf wollte er ruhig eingehend sprechen, mich überkam ein

Digitized by Google

wunderliches Gefühl mit ihm von dergleichen zu reden, und zog mich zu den Uebrigen zurück.

Rüdiger kam oft in unser Haus; er war ein interessanter Mann, und ich erfuhr, daß er unter den Naturforschern ein wahres Licht sei; aus der freiwilligen Verbannung hatte er fortwährend Sendungen gemacht; dazu war er auch mit entgegengesetzten Grundsätzen wiedergekehrt, und der Demagog von guten Gesinnungen ganz und gar überwachsen.

Man empfing ihn immer gern, und im Serlofchen Hause ward er bald oft gesehen, oben und unten, doch nahm die Tante Thekla als geistreiche, viel belesene Frau gleich an, er müsse sich am liebsten mit ihr unterhalten, und seine Zuneigung zu mir ließ die alte Gereiztheit oft aufkommen.

Er sorgte für gute Lektüre, ordnete mir meinen Lehrcursus und nahm immer an, ich müßte mich für alles Wissenswerthe interessiren. Einmal brachte er mir ein Buch über Baukunst mit einem komischen Lächeln, was ich nachher wohl begriff, wie überhaupt später seine Liebe zu mir, besonders aus Interesse für einen Dritten hervorging.

Da fuhr die Tante auf und sagte: „Wie können Sie nur denken, das Kind könnte dafür Interesse haben!"

„Ich meine, sie hat es schon, und vielleicht kann unser junger baubeflissener Freund einige Erläuterungen geben!"

„Dann wollen wir aber alle davon lernen," fiel sie schnell ein, „ich interessire mich sehr für dergleichen!" Eifrig nahm sie nun das Buch, und zog den guten Mann wider seinen Willen in ein Gespräch darüber.

Zufällig hörte ich später, als ich am Theetisch im Nebenzimmer beschäftigt war, wie die Tante Thekla zu ihrer Schwägerin bemerkte:

„Die Männer sind sich doch alle gleich, alles Geistreiche, Gediegene, Bedeutende ist ihnen nichts, wenn sie ein bischen Jugend haben können; dies sehe ich recht an dem Effekt, den Margarethe macht, alle sind vernarrt in sie, unsere Männer und unsere Söhne, der Rüdiger behandelt sie höchst verbindlich und überschüttet sie mit Aufmerksamkeiten. Wenn er dem armen Ding nur nichts in den Kopf setzt. Sie ist blos jung, weiter hat sie nichts!"

Ja! weiter hatte ich auch nicht viel, die Tante hatte ganz recht, aber damals habe ich mich schwer über die Aeußerung geärgert.

Mein Bruder Christian blieb der Schützling der Tante, sie sprach mit ihm viel über Theologie, und bildete und erzog ihn nach ihrer Meinung. Den jungen Wendel, welcher auch manchen Abend der Woche bei uns erschien und mit meinem Bruder innig befreundet war, liebte sie weniger, denn er zeigte in seiner stillen Weise eine Anhänglichkeit an mich, die sie eben auch unter die männliche Schwäche, von Jugend bestrickt zu werden, rechnete.

Weihnachten konnte ich nicht nach Hause reisen, und bis dahin hatte sich das Heimweh so gesteigert, daß ich am heiligen Abend einen Anfall von Weinen bekam, den ich vergebens zu unterdrücken strebte, und der daher dem ganzen Hause kund ward. Von allen Seiten redete man mir zu, Tante

Digitized by Google

Emma war sogar hart gegen mich, denn traurig, war ich im Hause überflüssig. Ich fühlte mich gar zu unglücklich. Der innere Jammer war hauptsächlich dadurch hervorgebrochen, daß die verheiratheten Kinder kamen, überall Freude und Wonne des Wiedersehens war. Ich war einsam, ich konnte nicht zu meiner Mutter, und all die Freude sehen, die meine Bescheerungskiste angerichtet hatte. Mühsam raffte ich mich zusammen als der Abend immer dunker wurde, und in dem freudebewegten Hause ging ich mit rothgeweinten Augen umher; sobald mir Jemand zuredete, brachen die Thränen von Neuem los, Alles reizte, Alles erbitterte mich.

Einige Freunde waren eingeladen, den Weihnachtsbaum bei uns brennen zu sehen, auch Rüdiger und Anna Wendel nebst ihrem Bruder. Tante Thekla hatte durchgesetzt, daß beide Theile eingeladen wurden, obgleich die Uebrigen dies unzart fanden. Augenscheinlich waren sie überrascht, sich hier zu begegnen, sie konnten den rechten Ton gegen einander nicht finden, und Herr Rüdiger beschäftigte sich sehr bald ausschließlich mit mir. Er mochte wohl die Thränenspuren auf meinen Zügen bemerken, fragte aber nicht danach, sondern ergriff das beste Mittel gegen eigenen Schmerz, daß er mich anregte zur Theilnahme für Andere.

Mit gewohnter Offenheit sprach er zu mir, wie schwer ihm das Herz sei, er habe sich drüben so sehr auf die Weihnacht bei seiner Mutter gefreut. „Nun feiert sie zwar ein schöneres Weihnachten droben, wo wir dereinst auch mit Theil nehmen werden", bemerkte er erregt. „Doch ich will nicht weinen um die Todte, sie ist zu ihrer Ruhe gekommen! Wir wollen froh sein. Das sind keine rechten Weihnachtsgedanken, und auch Sie haben dem bösen Geist des Auflehnens gegen Gottes Willen schon einen Tribut gezahlt, fuhr er fort, „die Mutter würde sich nicht freuen über die rothen Augen."

Vergebens suchte ich helle Augen zu machen, und als der Bescheerungssaal geöffnet ward, blendete mich der Schimmer fast zu Thränen, und beinahe hätte der Strom von Neuem den Damm durchbrochen, denn Freudenthränen drangen mir in's Auge, als ich die reiche Bescheerung erblickte. Man hatte mich reichlich bedacht, auf das Zarteste meinen Wünschen und meinem Bedürfniß Genüge gethan; ich stürzte von Einem zum Andern, auch zu Anna Wendel, welche aber heute kühl und zurückhaltend war. Ich konnte nicht ahnen, was ich gegen sie verbrochen hatte.

Als ich ihr mittheilte, wie sehr sich Herr Rüdiger über eine Börse gefreut, die ich ihm gearbeitet hatte, und hinzufügte: O, wir sind so gute Freunde geworden, seit wir zusammen reisten! da entgegnete sie kühl: Es scheint mir so! und wendete sich zu den Uebrigen.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Diplomatische Revue.

Wochenschau.

Man discutirt die Frage, welchen Einfluß die Verfassungskrisis in Oestreich auf den Gang der auswärtigen Politik in Europa haben werde. Das Eine ist klar, daß die Betheuerung Franz Josephs, er wolle den Frieden und er bedürfe des Friedens zur Ordnung des Kaiserstaates, aufrichtig gemeint ist. Oestreich will auf einige Zeit von dem Kampfplatze der europäischen Verwickelungen zurücktreten, um sich dem Ausbau der inneren Verfassung und der Hebung seiner Finanzen widmen zu können. — Damit es dieses Ziel vollständig erreiche, muß es schlichtend, lösend oder sich ablösend an zwei Punkten wirken, durch die es noch mit dem allgemein europäischen Verhängniß in Connex steht, nämlich in Holstein und in Venedig. Freilich scheint der Wiener Hof mit der Meinung umzugehen, als ob er sich mit jenen beiden Punkten abfinden könne, indem er an Elbe und Adria möglichst wenig thue und die Dinge dort im alltäglichen Geleise erhalte. In Holstein hofft man während unbestimmter Zeit herzoglich, und in Venetien während ebenso unbestimmter Zeit kriegsrechtlich regieren zu können. Dieser Plan wäre löblich und weise, wenn nicht andere Gewalten vorhanden wären, denen die Passivität zuwider ist, denen das Warten nicht gefällt und die auf ein greifliches Ergebniß drängen. Der Stillstand der Dinge in den Herzogthümern paßt nicht zu den Berechnungen der augustenburgischen, der mittelstaatlichen und der demokratischen Agitation; er kann kaum den Interessen Preußens entsprechen; und auch die westmächtlichen Cabinete rümpfen darüber die Nase. Oestreich hat so ziemlich die Unzufriedenheit von ganz Europa gegen sich, falls es in Holstein der Passivität fröhnen will. Wem soll es also zu Gefallen leben? Dem Augustenburger? Dann baut es ein Kartenhaus. Den Mittelstaaten? Dann stützt es sich auf ein geknicktes Rohr. Den Westmächten? Dann wird es zum Werkzeuge auswärtiger Intriguen.

Daher bleibt wohl die Eventalität übrig, daß Oesterreich am Ende sich veranlaßt sieht, die im Wiener Frieden stipulirte Dispositionsbefugniß in Betreff der Herzogthümer auf Preußen zu übertragen.

Nun wäre noch die venetianische Verlegenheit zu heilen. Nach unserer Ueberzeugung ist der Verkauf, die Abtretung, die Hingabe Venetiens an ein abenteuerliches imaginäres Italien keine Lösung dieser Schwierigkeit. Vielmehr kommt es für Oestreich darauf an, sich moralisch in eine Position zu bringen, daß es den unausbleiblichen Sturmangriff, den die Revolution am

Digitized by Google

Po und Mincio wagen wird, zu überstehen. Mehr als diese Andeutung können wir nicht machen. Es ist nicht unseres Amtes, den Oestreichern Rath zu geben.

Jedenfalls ist Oestreich zunächst aus dem Calcül der großen Politik herauszulassen. Der Boden des Kaiserstaates wird durch Erinnerungen, Leidenschaften, Projecte fürchterlich aufgewühlt und zerrissen werden. Wo Alles erwacht, ja zum Zwecke der gründlichen Friedensgewinnung aufgeweckt werden muß, da wird der Kossuthianismus — wenn auch nur für kurze Zeit — ebenfalls eine Resurrection erleben. Bei dem Ausscheiden Oestreichs fällt die Wucht der europäischen Aufgaben auf Preußen. Und hiermit tritt die Frage der Allianzen in den Vordergrund.

Miscellen.

Reichsfestungen und Reichsfinanzen.

Kiel soll ein Bundeshafen werden, und eine Reichsflotte bittet auch wieder um unsere geneigte Aufmerksamkeit. Die heutige Politik der Mittelstaaten und die Haltung des von den letzteren in Beschlag genommenen Bundes, läßt uns für den Werdeproceß der Reichsflotte und für ihre Unterhaltung nicht viel hoffen. Im Gegentheil, wir fürchten fast, daß unter der Aegide des Bundes es mit Hafen und Flotte ähnlich kommen würde, wie es den Reichsfestungen zu den Zeiten des deutschen Reichstages ging.

Im Jahre 1737 kamen vor dem Reichstage zu Regensburg die Bundesfestungen zur Sprache.

Da Frankreich in dem vorhergegangenen Krieg die Reichsfestungen Kehl und Philippsburg durch Gewalt der Waffen unter seine Botmäßigkeit gebracht, so hatte das ganze Reich darauf gedrungen, daß dieselben, sobald ein Friede erfolge, wieder zurückgegeben werden müßten. Vermöge der, den dritten October, im Jahr 1735, zwischen dem Kaiser und Frankreich geschlossenen Friedens-Präliminarien erbot Frankreich sich, gedachte Festungen wieder abzutreten; und nun stritt man sich gleich um die Frage, wer dieselben besetzen und unterhalten sollte. Man sollte denken, die Antwort hierauf wäre leicht zu finden gewesen, daß nämlich Festungen, an welchen das ganze Reich Theil hat, auch vom ganzen Reich versorgt werden müßten. Allein da vor dem Krieg andere Kreise, außer dem Fränkischen und Schwäbischen, sich um diese Festungen nicht viel bekümmerten, so wollten sie auch nach dem Krieg sich nicht gern solche Last aufbürden lassen.

Digitized by Google

Im Jahr 1737, da Frankreich in der That Philippsburg und Kehl wieder geräumt, kam die Versorgungssache dieser beiden Oerter in reichstägliche Discussion. Der Herzog von Würtenberg hatte zwar zur Besitznehmung derselben zwei Bataillone hergegeben, welche auch nebst der andern Besatzung, dem Kaiser und dem Reich, und die in Philippsburg noch besonders dem Bischof und dem Dom-Capitel zu Speyer den Eid der Treue ablegten. Nun aber ließ er bei dem Reich anfragen, ob er die Truppen auf Reichs-Unkosten darin so lange stehen lassen sollte, bis wegen der beständigen Versorgung beider Festungen ein allgemeiner Schluß zu Stande kommen würde. Er that dieses durch seinen Legations-Rath, den Baron von Montolinu, der aber bald von Regensburg wieder abreiste, weil ihm von Reichs wegen zu verstehen gegeben worden, er möchte sich, da schon ein ordentlicher Würtenbergischer Gesandter zu Regensburg wäre, nicht lange da aufhalten, damit dem Reich keine Unkosten verursacht würden. Der Interims-Commandant zu Kehl, der Landgraf von Fürstenburg, schrieb auch an den Reichs-Tag, daß die Franzosen in dieser Festung zwar ein und anders, wo es die höchste Noth erfordert, ausgebessert; es sei aber durch den Rhein alles wieder weggerissen und dadurch der Schade nur größer gemacht worden. Man müßte also nothwendig eine Verbesserung vornehmen. Zudem sei auch an Mehl und Früchten, an Holz und Licht und Bettwerk, ein großer Mangel vorhanden. Von Philippsburg liefen ebenfalls dergleichen Klagen ein. — Der Kaiser ermangelte nicht, die Sache bei dem Reich auf das Eifrigste zu treiben. Er verlangte daher durch ein Commissions-Decret unterm sechs und zwanzigsten Februar wenigstens vorläufig acht Römer-Monate, zur nöthigen Ausbesserung und Versorgung beider Festungen, sowie zur Bezahlung der von dem Herzog von Würtenberg größten Theils hergegebenen Mannschaft auf das Schleunigste zu verwilligen. Indem man hierüber zu berathschlagen anfing, meldeten sich auch die Fürsten und Stände des Ober-Rheinischen Kreises, in einem, unterm neunzehnten März an den Reichs-Tag abgelassenen Schreiben und stellten vor, daß man, bei Berathschlagung wegen Philippsburg und Kehl, auch der Festung Mainz nicht vergessen müßte, dieweil dem Ober-Rheinischen Kreis nicht zugemuthet werden könnte, dieselbe allein auf seine Unkosten zu besetzen und zu versorgen. Es verhoffte ohnehin der Kreis, daß man ihm, wegen der fünfhundert Mann Besatzung, die er seit dem Badenschen Frieden beständig zu Mainz gehalten, eine Vergütung thun würde.

In eben diesem Monat berichtete auch der zu Kehl befindliche Vice-Commandant, Kornberg, daß die Franzosen zu Straßburg das kleine Fort Espill, dem letzten Frieden zuwider, repariren ließen, wodurch dann der Rhein-Strom sehr gegen die Festung Kehl geleitet würde. Er habe deswegen dem General Roth zu Breisach, und dem Obrist-Lieutenant von Lüttich, Nachricht ertheilt und sie ersucht, selbst nach Kehl zu kommen und alles in Augenschein zu nehmen. Der Vice-Commandant überschickte auch wegen des vorgenommenen Rheinbaues dem in Elsaß das Commando führenden Marschall du Bourg eine Protestation, der aber zur Antwort gab: welle

Digitized by Google

man Kaiserlicher Seits nicht zugeben, daß das Fort Espill gebauet würde, so könnte auch die Brücke bei Kehl nicht stehen bleiben, sondern müßte entweder ober- oder unterhalb der Festung angelegt werden.

Im Monat Mai wurde hierauf dem Herzog Carl Rudolph, Administrator von Würtemberg, von dem Kaiser aufgetragen, auf die Art, wie sich der verstorbene Herzog Carl Alexander schon dazu verstanden hatte, noch mehrere Punkte mit dem Marschall du Bourg auszumachen und die Ober-Aufsicht über Philippsburg und Kehl über sich zu nehmen. Jene Punkte betrafen vornehmlich die vollkommene Schleifung der von Frankreich zu Anfang des Krieges diesseits des Rheins neu angelegten Schanzen und Festungswerke, so wie die Zurückgebung der von Philippsburg nach Straßburg gebrachten Artillerie, und anderer Geräthschaften. Der Herzog Carl Rudolph ließ sich auch, unerachtet seines hohen Alters und der Beschäftigungen, die ihm die Würtenbergische Landes-Administration verursachte, bereit finden, den Kaiserlichen Befehlen sich zu unterziehen. Er traf mit dem Marschall von Bourg den Vergleich dahin, daß die ungefähr auf fünf und dreißig Kanonen sich erstreckende Artillerie und andere Geräthschaften, welche Frankreich bisher deswegen zurück behalten, weil das bei der Eroberung von Philippsburg verfertigte Inventar nicht zu Handen zu bringen gewesen, vollkommen wieder von Straßburg nach Philippsburg geliefert werden sollten. Weil aber dies auf Unkosten des Reichs geschehen, und über dieses sonderlich in den Pulver-Magazinen zu Philippsburg eine höchstnöthige Reparation ohne Anstand vorgenommen werden mußte, so wurden hiezu schon dem Herzog Carl Alexander, aus der Reichs-Operations-Cassa, sechs tausend Gulden ausgezahlet.

Am dreizehnten Mai wurde die Sache, wegen Reparirung und Versorgung der Reichsfestungen und wegen Vergütung der von dem Herzog von Würtemberg deswegen aufgewandten Unkosten, bei dem Reichs-Tag wieder in Vorschlag gebracht. Weil aber die Gesandten theils abwesend, theils nicht mit genugsamen Instructionen versehen waren, so konnte weiter kein Schluß gemacht werden.

Im Juli berichtete der Oberst Kästner, als Interims-Commandant in Philippsburg, an das gesammte Reich, wie das von dem Cardinal und Bischof zu Speyer eingenommene Commissariat-Quartier und andere Gebäude, noch nicht wieder geräumt worden wären. Außerdem überschickte derselbe ein Verzeichniß, was an Gewehr, Munition und Artillerie-Zeug noch wirklich zu Mainz, Frankfurt und Bruchsal sich befände, mit der Anfrage, woher die Kosten zu nehmen, um dies alles wieder nach Philippsburg zu bringen. Weil auch zur Zeit bei der dortigen Besatzung, die aus drei hundert und neunzig Mann Kaiserlicher, hundert und vierzig Fränkischer, und vierhundert Mann Würtenbergischer Truppen bestände, kein Auditeur, den man doch nöthig brauchte, vorhanden war, so empfahl er den früheren daselbst gestandenen Lieutenant und Auditeur, Wurfbein, mit Bitte, ihm eine monatliche Zulage von Reichswegen angedeihen zu lassen.

Wegen Kehl fragte der Oberst Kornberg an, da sich bei gedachter

Digitized by Google

Festung eine Zigeuner-Rotte zusammen geschlagen, welche, die Kinder mitgerechnet, über zweihundert Köpfe stark wäre, ob er nicht ausfallen, und solche Leute, gegen nöthigen Unterhalt zur Festungs-Reparation gebrauchen dürfte. Zugleich aber erwartete er Befehl, was mit den Weibern und Kindern anzufangen.

Wie nothwendig es sei, sich der Reichs-Festungen bei Zeiten und rechtschaffen anzunehmen, das stellte der Kaiserliche Ingenieur-Obrist-Lieutenant und Chur-Mainzische Festungs-Director, von Lüttich, in einem von Philippsburg unterm achten Juli an den Reichs-Tag abgesandten Schreiben für.

Der Reichs-Tag aber verstand sich nur zur Bewilligung einer unzulänglichen Summe, um einige Reparaturen an den Festungen vorzunehmen. Im Uebrigen geht der Zustand der Reichsfinanzen aus den Rechnungen hervor, die noch in der Session 1737 eingesandt wurden und auch diesmal unbezahlt blieben.

So hielt im April der General-Feld-Zeugmeister Heinrich Philipp Hölzel von Sternstein an, daß ihm, wie dem Baron von Wuttgenau, wegen eines außerordentlichen Commando eine Ersetzung seiner Unkosten von Reichs wegen geschehen möchte.

Ost-Friesland bat auf einige Jahre um eine Befreiung von allen Anlagen, weil es nicht nur durch die innerliche Unruhen, sondern auch durch Mißwachs, ingleichen durch eine Viehseuche und durch einen zu Anfang dieses Jahres erlittenen Wasserschaden, der sich auf etliche hundert tausend belaufe, in sehr schlechte Umstände wäre versetzt worden.

Das Hoch-Stift Lüttich ließ den Reichs-Ständen ein gedrucktes Memorial, nebst vielen Beilagen austheilen, worin es vorstellte, wie es außer denen, im Jahr 1735 verwilligten sechszig Römer-Monaten und der übrigen geleisteten Reichs-Ständlichen Schuldigkeit, in jenem und folgendem Jahr sehr schwere Winter-Quartiere, von den Kaiserl. und Dänischen Truppen ertragen hätte. Weil es nun dabei einen auf etliche Tonnen Goldes sich belaufenden Aufwand gemacht und dabei noch so vielen Schaden erlitten hätte, daß daraus leicht der völlige Ruin des Fürstenthums Lüttich folgen könnte, so bäte es um eine Reichs-Constitutions-mäßige Schadloshaltung und Vergütung, oder daß zu solchem Ende, wegen Befreiung auf eine Zeit lang von allen ordentlichen und außerordentlichen Kreis-Anlagen, ein Reichs-Gutachten an den Kaiser möchte gestellt werden.

Der Johanniter-Maltheser-Orden hatte schon im vorhergegangenen Jahr um einen Nachlaß an den Römer-Monaten angehalten. In diesem Jahr aber beschwerte sich der Groß-Prior des gedachten Ordens, Freiherr von Gymnich, aufs Neue wider Würtenberg und die Unter-Oesterreichischen Stände, wegen einer erlittenen militärischen Execution, da von den bei Billingen gelegenen vier schlechten Johannitermeisterlichen Dörfern, eine Summa von vier tausend zweihundert und zwei und achtzig Gulden, nebst vier hundert und vier Gulden, und zwei und funfzig Kreuzern, Executionskosten erpreßt, die Unterthanen zur Abführung ihrer Reichs- und Kreis-Gebühren vollkommen unvermögend gemacht worden seien. Wie er nun deswegen das

Digitized by Google

nöthige selbst an den Kaiser berichtet, so ersuchte er den Reichs-Convent, zu des äußerst bedrängten, ausgeschöpft und durch die im Röm. Reich erfolgte Religions-Aenderung, sowohl im geist- als weltlichen sehr verarmten Johanniter-Meisterthums, und dessen Ober-Meisters, als eines fundbarlich unmittelbaren freien Reichs-Mitglieds, Erhaltung, auch Abwendung fernerer schädlicher Folgen, bei dem Kaiser, durch ein Reichs-Gutachten, die den Reichs-Schlüssen und Friedens-Beschwerden auch Gesetzen gemäße Hülfe, Rettung, Gerechtigkeit und Schutz, auf das beste zu befördern.

Der Landgraf von Hessen-Darmstadt hielt auch darum an, daß ihm möchte erlaubt sein, von den in den Jahren 1734 und 35 verwilligten Römer-Monaten, den Schaden, den er erlitten, und den Vorschuß, den er gethan, abzuziehen.

Das Hochfürstliche Stift Eichstädt sandte eine gedruckte Rechnung ein, daß die von ihm, in dem letzten Feldzug, zum Behuf der Kaiserl. Armee gethane Heu- und Stroh-Lieferung, seinen Antheil an den im Jahr siebenzehn hundert und fünf und dreißig verwilligten sechszig Römer-Monaten weit übersteige. Denn die sechszig Römer-Monate machen funfzehn tausend drei hundert und sechszig Gulden, die Lieferung hingegen zwanzig tausend zwei hundert und sechs und sechszig Gulden ein und vierzig Kreuzer und einen fünftel Pfennig aus. Da nun der Ueberschuß vier tausend neun hundert und sechs Gulden, nebst den übrigen Kreuzern beträgt, so bat sich Eichstädt dafür entweder eine Vergütung, oder die Ermächtigung aus, an den künftigen Reichs-Anlagen den Ueberschuß abziehen zu dürfen.

Der Ober Rheinische Kreis begehrte gleichfalls, nur für die Heu- und Stroh-Lieferungen, ohne die Geld-Auslagen und die den Kaiserl. Völkern gelieferte Naturalien dazu zu rechnen, entweder einen Ersatz von fünf und achtzig tausend und vier Gulden, oder einen so hoch sich belaufenden Nachlaß an den sechszig Römer-Monaten.

Der Schwäbische Kreis verlangte auch eine Schadloshaltung von sechs hundert und neun und sechszig tausend Gulden und sieben und zwanzig Kreuzern, die er im französischen Krieg vorgeschossen.

Chur-Baiern wollte wegen der erlittenen Durchzüge sich ebenfalls schadlos stellen.

Es kam also nicht einmal das Geld zur Regierung der Reichsfestungen ordentlich ein.

Ein Epigramm auf dem Schaffot.

Man bewundert oft die epigrammatischen Redewendungen, welche Shakespeare seinen Helden selbst in Augenblicken, wo sie ganz vom Gefühl hingerissen sind also an den Eindruck von Antithesen nicht denken können, in den Mund legt. Doch ist dieser epigrammatische Anflug nicht eine Eigenthümlichkeit Shakespeare's, sondern eine charakteristische Eigenschaft seiner Zeit. Auch die prosaischen Erzeugnisse der englischen Literatur aus jener

Digitized by Google

Epoche ſind, ganz im Contraſte zu den gleichzeitigen Schriften der Deutſchen, meiſt in kurzen, bündigen, pointirten Sätzen verfaßt, deren Sinn uns mit einer formſchönen Reſolutheit entgegentritt. Bacons gerichtliche Reden — ſelbſt wenn ſie wegen Hochverraths auf Todesſtrafe antragen — laſſen ebenfalls den Shakeſpeare'ſchen Humor durchblicken, der aus der Verbindung der Spitzfindigkeit mit dem Pathos entſteht.

Wir finden in einem alten engliſchen Buche die Rede, die Mr. Cuffe, der Secretair des Grafen Eſſex, der mit ſeinem Herrn hingerichtet wurde, auf dem Schaffot gehalten hat. Sie lautete:

„Ich bin hier verurtheilt zu ſterben wegen einer Handlung, die ich nie beabſichtigte, und wegen einer Abſicht, die ich nie ausführte. Die Gerechtigkeit will ihren Lauf haben; die Ankläger fordern Gehör; die Macht bedarf des Sieges. Leute, die etwas gelernt haben und den Degen führen können — obwohl Wiſſen und Muth über Allem ſtehen ſollten — müſſen in England ſterben wie Hunde, und an dem Galgen verenden. Hierüber mißmuthig zu ſein, wäre Thorheit; dagegen zu ſtreiten, wäre Zeitverſchwendung; es zu ändern, wäre unmöglich; aber es zu erdulden iſt mannhaft, und es zu verachten iſt hochherzig. Die Königin zürnt, die Richter ſinnen auf Strafen, der Tod iſt ſchrecklich. Aber ich bitte die Königin um Verzeihung, ich vergebe den Richtern und der Welt, wie auch ich Vergebung hoffe. Und ich heiße den Tod willkommen.“

Druck von A. Paul & Co. in Berlin, Kronenſtraße 21.

Digitized by Google

Berliner Revue.

Social-politische Wochenschrift.

Redigirt

von

J. von Moerner.

Dreiundvierzigster Band.

Viertes Quartal.

Berlin, 1865.

Druck und Verlag von A. Paul (Firma: A. Paul & Co.)

Kronenstr. 21.

Digitized by Google

Digitized by Google

Inhalts-Verzeichniß.

Seite.

Wochenschau 1. 36. 289. 353
Ein Gedicht ohne Ueberschrift . . . 5
Eine zeitgemäße Reminiscenz . . . 9
Das Duell 12. 40. 68. 107. 136. 164. 202. 228
Ein Pfingstfest in Sommerfeld 19. 50. 79. 141
Der Abgeordnetentag in Frankfurt a. M. 33
Schleswigsche Verwaltungsfragen 47. 74. 101. 132
Verirrungen der demokratischen Abgeordneten 65
Artikel 83 der Verfassungs-Urkunde . 97
Die Pflichten der Staatsregierung gegenüber den Fractionen des Abgeordnetenhauses 129
Die jüngste Versammlung des National-Vereins 161
Sachsen und Preußen 170
Der Lauenburgische Receß von 1702 . 173
Der dem allgemeinen Landtage alljährlich vorzulegende Etat 193
Ueber die Theilnahme der Geistlichkeit an der Politik in den Herzogthümern 197
Reactionäre Fortschritte und revolutionäre Nachklänge 208. 231. 265. 293. 332. 355. 398
Die Artikel 54 und 108 der Verfassungsurkunde 225
Der Theatinerorden 257
Hupfeld und seine Gegner 263
Warschau's Sonne im Untergange 270. 301. 325. 362. 402
Die Grundsteuerregulirung und die dadurch entstandenen Kosten 321
Jul 385
Der Herzog de la Rochefoucauld und sein Buch der „Maximen". . . . 391

Seite.

Diplomatische Revüe.

Wochenschau 85. 113. 147. 175. 212. 238. 337. 413

Literarisches.

Friedrich der Große 87
Sendschreiben an Se. Durchlaucht den Prinzen Friedrich von Augustenburg 243
Mein Lebensmorgen 273
Eine Kunstlehre 339
Neue Gedichte von George Heseliel . 367

Miscellen.

Die Polinnen und der Luxus . . . 28
Ein neues Trinklied. 31
Die Festlichkeiten bei der Taufe des Markgrafen Sigismund in Berlin im December 1592 120
St. Georg und sein Kampf mit dem Drachen 184
Die Königliche Orangerie in Potsdam 218
Lehlingen 275
Der Tod auf dem Schlachtfelde . . 276

Correspondenzen.

Berlin 57. 94. 123. 150. 179. 215. 244. 279. 344. 346. 372. 373
Schleswig 127. 153. 282
Frankfurt a. M. 181
Breslau 247

Militairische Revue.

Der letzte amerikanische Krieg 60. 155. 186. 220. 249. 282. 307. 348. 375

Digitized by Google

Digitized by Google

Wochenschau.

Die mitteldeutschen und kleindeutschen Liberalen, welche in den letzten Tagen den Absagebrief von Seiten der preußischen Fortschrittspartei erhalten haben, werden sich für die Derbheiten, die ihnen die Herren Twesten, Mommsen und Jung schrieben, gar wenig durch die Versicherung unserer Abgeordneten getröstet fühlen, daß die letzteren auch fernerhin entschlossen seien, in der inneren Verfassungsfrage ihren Muth gegen die Preußische Regierung zu bethätigen. Nur in Einem Punkte verlangen die Mitteldeutschen Liberalen von den unsrigen die Bewährung muthiger Gesinnung. Der Preußische Fortschrittler soll sein Deutschthum dadurch beweisen, daß er dem Plane, die Preußische Monarchie zum Range eines Deutschen Mittelstaates herabzudrücken, seinen Beistand leihet. Denn hierauf spitzt sich die deutsche Frage zu: entweder es gelingt, den Staat der Hohenzollern, wenn auch nicht seinem Umfange, so doch seiner moralischen Haltung nach zu einer geknickten, ehrgeizlosen, bescheidenen Existenz zu machen, die neben anderen ähnlichen Existenzen die Unterlage für die über allen gleichmäßig schwebende Idee der Deutschen Einheit und Deutschen Schwäche bildet: — oder die Mittelstaaten werden unwiderruflich in den Bereich der Preußischen Machtsphäre gezogen. Deshalb die Furcht der reindeutschen Liberalen, sobald Preußen handelt. Preußen ist ihr Feind, wenn es einen selbstständigen Willen hat. In dem Augenblick nun, wo die Preußischen Liberalen sich weigern, dem Chorus der mitteldeutschen Schwärmer zum Zwecke der Schwächung und Verdächtigung des Preußischen Willens beizustimmen, in demselben Moment verlieren unsere bis dahin so herrlichen, so allverehrten, so volksthümlichen, so beredten Abgeordneten jeden Werth für ihre mitteldeutschen Collegen.

Was machen sich die Herren Metz und Bennigsen daraus, ob die Herren Twesten und Jung im Schooße des Preußischen Landtages das Geschäft des Liberalismus fortsetzen? In ihrer Eigenschaft als constitutionelle Phraseurs sind die Twestens, Jungs, Mommsens ja gerade die Concurrenten der kleinstaatlichen Kammerhelden.

Ehe Preußen constitutionell wurde, hatten die süddeutschen und mitteldeutschen Kammern den ganzen Acker der constitutionellen Redensarten, Budgetstreite, Ministerinterpellationen, Bürgerkronen und Dulderschaften allein gepachtet. So ein Welcker oder Jordan fühlte sich unendlich erhaben über die Preußischen Politiker, denn seine gewaltige Stimme ertönte im Namen der Völkerfreiheit, während der Preußische Liberale nur eine Faust in der Tasche machen durfte.

Digitized by Google

Doch seitdem auch in Preußen eine Tribüne erbauet ist, muß die Stimme der kleinstaatlichen Kammeroratoren hinter derjenigen der Preußischen Wortemacher verhallen. Von dem Rednerpulte auf dem Dönhofsplatze dröhnt es stärker herab, als von der versteckten Tribüne in Carlsruhe, München oder Darmstadt. Der Zeitungsmarkt ist von der aus Berlin kommenden Waare bereits überfüllt, und da die Spalten der Blätter nicht ins Unendliche ausgedehnt werden können, so bleibt für die hübschen wohlgemeinten Sächelchen aus den Mittelstaaten kein Platz übrig.

Kurz, der kleine Handwerker der Mittelstaaten ist von dem Phrasenfabrikanten Preußens überholt. Ersterer sitzt am einsamen Webestuhl, Letzterer betreibt das Geschäft mit Dampf. Glaubt man etwa nicht, daß so etwas kränken muß? Und wenn die Kerste und Tweſtens ihren süddeutschen Collegen zurufen: Wartet nur, Kinder, bis nach Weihnachten, wo wir der Welt etwas Prächtiges vorführen werden, — dann knirschen die Süddeutschen Redner mit den Zähnen, weil sie gänzlich vom Markte verdrängt zu werden fürchten.

Ja, wenn noch zu hoffen wäre, daß Preußen durch die Offenhaltung des inneren Conflikes geschwächt werde. In diesem Falle würden die Süddeutschen es unseren Abgeordneten schon verzeihen, daß sie eine Zeitlang den constitutionellen Bazar allein inne haben. Aber so sehr die Kleinstaatlichen in anderer Hinsicht den abenteuerlichsten Illusionen fröhnen mögen, so haben sie doch für die eine Thatsache einen richtigen Fühler, daß unsere Conflikt-Reisenden nicht eine einzige der Institutionen, auf denen Preußens Größe beruht, werden bankerott machen können. Der Herr Tweſten, der in der Deutschen Sache eine so große Scheu vor „ohnmächtigen Resolutionen“ hegt, hat vielleicht noch nicht die Nutzanwendung dieses Bekenntnisses auf seine und seiner Genossen Kammerwirksamkeit gezogen; aber die „sich vollendenden Thatsachen“ werden die Schlußfolgerung schon klar legen und ihn nebst der ganzen Majorität unseres Abgeordnetenhauses überzeugen, daß ihm in der Preußischen Verfassungsfrage ebenfalls nur das übrig bleibt, wovor ihn in der deutschen und schleswig-holsteinischen Frage ein so großer Abscheu ergriffen hat: nämlich die Phrase und die „ohnmächtige Resolution.“

Das wird die Zukunft lehren. Für die Gegenwart berührt uns das Factum am nächsten, daß der die Lösung befördernde Gegensatz zwischen preußischer und mittelstaatlicher Politik nunmehr vollendet worden ist, indem selbst der preußische Liberalismus sich von dem mittelstaatlichen losgesagt hat.

Den Resolutionen, die auf dem Abgeordnetentage zu Frankfurt gefaßt worden sind, sieht man den Aerger über dies Ereigniß in jeder Zeile an. Sie sind eine Empörung mit gebundenen Händen und entfesseltem Munde. Sie verkündigen die Anarchie, indem sie für die deutschen Staaten die Atomlehre des Selbstbestimmungsrechtes predigen und jegliche Gewalt, durch welche die sich selbst bestimmenden Atome in eine neue Ordnung der Dinge gepackt werden könnten, verketzern.

Die Selbstbestimmungspolitik ist für die Kleinen ein Ausdruck rebellischer Verzweiflung, die sich in das Gewand der Keckheit kleidet. Sie ist

Digitized by Google

die Emancipationslehre, die sich immer und immer wieder an bestehenden Rechten, Gebräuchen, Kräften, den Kopf einrennen muß. Nur derjenige kann seines Glückes Schmied sein, der über einen tüchtigen Amboß und einen wuchtigen Hammer gebietet. Und nur dieser kann auch die Heilsbotschaft der Freiheit mit geziemendem Nachdrucke kundthun, denn er besitzt die Werkzeuge, mit denen er den „Befreiten" das richtige Gepräge aufzudrücken vermag.

Einer mächtigen Monarchie steht es wohl an, wenn sie zu den Kleinen sagt: „Rührt euch!" Sie wird die Ordnung finden und auferlegen, da sie ja schon vorher vermöge ihrer auswärtigen Politik weithin die Kreise gezogen, welche die „sich Rührenden" trotz alles Selbstbestimmungsrechtes nicht überschreiten können.

Und hier bietet sich uns der Uebergang zu der Betrachtung der Situation Oesterreichs.

Der Kaiser hat seinen Völkern das Rührt euch zugerufen. Aber wir sagen hier gleich, daß diese That Franz Josephs resultatlos verpuffen wird, wenn ihr nicht eine große auswärtige Politik zu Hilfe kommt.

Oesterreich ist heute noch kein neutralisirter Staat, der sich aus der auswärtigen Politik zurückziehen kann. Wer den Titel Kaiser führt, der muß seinen Scepter über die Lande leuchten lassen, er darf nicht nach außen hin abdanken, er darf nicht um sein Reich Dämme ziehen, durch welche die Geschichtsströmungen abgehalten und die Völkerströme im Innern seicht gelegt werden sollen, sondern er muß beweisen, daß er inmitten jener Strömungen die Initiative zu ergreifen und dieselben durch die eigenen Völkerströme zu stärken, zu beherrschen, zu färben verstehe. Kaiserthum und Initiative nach außen sind zwei Worte für dieselbe Sache. Ohne Zweifel war es die Theilnahme am dänischen Kriege, durch welche Oesterreich in seine jetzige Verfassungskrise gestürzt ist. Was demnach die auswärtige Politik begonnen hat, kann nur durch die auswärtige Politik vollendet werden.

Ist Oesterreich die geschichtlichen Engagements, die es durch die Allianz mit Preußen übernahm, nur deshalb eingegangen, um sie gleich hinterher voll Schrecken wieder zu durchschneiden, dann drückt es jene Allianz, welche bestimmt ist, als Gährungsstoff in unserem Welttheile zu wirken, auf den Werth eines ephemeren Phänomens herunter.

Vergegenwärtigen wir uns das Ergebniß für den Fall, daß Oesterreich sich auf seine inneren Verfassungsarbeiten zu beschränken sucht. Dann sehen wir nur zwei mögliche Consequenzen: entweder absolute Stagnation oder Bürgerkrieg.

Die Fragen, mit denen die Landtage Oesterreichs beschäftigt werden sollen, sind abstrakt und unfruchtbar. Nichts Unheimlicheres, als wenn Völkern, denen das gemeinsame Band und der Stolz nach Außen abhanden gekommen, sich über eine Gesammtverfassung vereinbaren sollen. Wir haben dann die constitutionelle Phrase in ihrer verderblichsten Nichtigkeit vor uns.

Entweder also, die Ungarn, die Czechen, die Deutschen, die Galizier, die Croaten, nachdem sie an der unseligen Verfassungsphrase bis zur Er-

Digitized by Google

schöpfung gearbeitet haben, setzen sich jedes abseits auf den Schmollstuhl, suchen sich, so gut es geht, unter dem einförmigen schwülen Kaiserhimmel, dessen Sonne nicht mehr wärmt, einzurichten: die Wasser verlaufen sich, das Mühlrad steht stille. Dann sehen wir die österreichische Monarchie als constituirte Unbedeutendheit vor uns.

Oder aber, die abstracte ziellose Arbeit erhitzt die Gemüther; die Mühlsteine, zwischen denen kein Mehl ist und die gleichwohl zu schwirren fortfahren, fangen an, Funken zu sprühen. Dann sehen wir bei zischenden Gewässern und sausenden Rädern den Kampf erzürnter Völker vor uns.

Diese Gefahr kann nur verhindert werden, wenn der Kaiser Mehl zuführt, und dies Mehl kann er nur von außen holen. Gerade jetzt bei der inneren Krisis muß Oesterreich eine brave auswärtige Politik erhalten. An zwei Punkten mag der Kaiserstaat seine Lebens- und Fortschrittskraft beweisen: an der unteren Donau und am Po. Verschließt er sich gegen Italien und gegen den Orient, so büßt er seinen Horizont ein.

Die venetianische Frage wird gelöst werden, so gut wie die holsteinische; sie wird binnen weniger Monate gelöst werden. Vergebens, daß der wiener Hof darauf rechnet, durch die bloße Theorie des Druckes die Revolution in Italien zu ödten. Geschieht eine Eruption in Venetien, so wird Oesterreich ihr nicht allein gegenüberstehen; Victor Emanuel wird, er mag wollen oder nicht, in die Entwickelung hineingerissen werden, und Napoleon, der es unter keinen Umständen dulden kann, daß seine Schöpfung in Italien unterliege, wird sich einmischen. Es gilt hier für Oesterreich ein kühnes Durchkreuzen dieses voraussichtlichen Verlaufes der Dinge. Kurz, Oesterreich muß sich des Gedankens der italienischen Einheit bemächtigen. Viktor Emanuel ist auf dem Felde der italienischen Frage ein Stümper und ein Vasall; Franz Joseph kann ihn überholen. Vermag er das nicht, so ist Venedig verloren, denn dann wird der Gedanke der italienischen Einheit mächtiger sein als der eingeschüchterte Gedanke des österreichischen Kaiserthums.

Was die Geschichtsarbeit an der untern Donau betrifft, so können die dreieinigen Magyaren nicht erwarten, daß der Kaiser sie als constitutionelle Faullenzer privilegire. Möge der Kaiser ihnen an ihrem Flusse etwas zu thun geben, das ersprießlicher ist als Wahlreden, Diatriben über die alte Verfassung Ungarns und Zänkereien mit den Kroaten. Ein Schritt in die dissoluten Donaufürstenthümer, und die Diplomatie des Wiener Hofes kann sich der Cooperation Rußlands versichern.

Großes hängt von dem Entschlusse des Kaisers ab. Für uns Preußen kommt es darauf an, bald zu erfahren, wie weit die Elasticität des Kaiserstaates reiche.

Digitized by Google

Ein Gedicht ohne Ueberschrift.

1.

Die Preußische Flagge, sie flattert stolz
An den blühenden Ufern der Eider,
Und das Preußische Heer ist von kernigem Holz
Trotz aller Philister und Neider.

Doch werden denn nicht die Rechte verletzt,
Die dessern des Herzogs Friedrich?
Ach! seine Aktien stehen jetzt —
Ich fürchte — ein bischen niedrig!

Der gebaut auf Pöbel und Fortschrittstrug,
Er wird sich vergebens stemmen;
Er wird den weltgeschichtlichen Flug
Des Preußischen Adlers nicht hemmen.

Kein demokratischer Musterstaat
Nimmt Platz an den Ufern der Eider,
Und nimmer gelangt zur Regierung der Rath
Der Handschuhmacher und Schneider.

Doch hat am Ende der Roon ein Herz
Und fühlt ein menschliches Rühren,
Und läßt den Friedrich für seinen Schmerz
Zum Obersten avanciren.

Und dann beruhigen nach und nach
Sich auch die Mittelstaaten
Und schlafen aus am Bundestag
Von ihren Heldenthaten.

Doch reicher um einen Brillanten blitzt
Die Krone Friedrichs des Großen;
Kein Protestiren, kein Murren nützt,
Kein Sächsisches Erboßen.

Es giebt ein Rad, und das hält auf
Kein Mensch im Weitergleiten,
Und auch kein Beust hemmt seinen Lauf —
Das ist das Rad der Zeiten! —.

Digitized by Google

2.

Und ſchon beinah verſchwand ein Jahr,
Seit Obiges wurde geſchrieben;
Doch iſt es beim Alten ganz und gar
Noch jenſeits der Elbe geblieben.

Ach! düſter und düſternbrooke wetzt
Noch immer den Schnabel der Friedrich;
Auch ſtehen ſeine Aktien jetzt
Noch immer ein bischen niedrig.

Und grollend blinzelt er über das Meer,
Das blaue, mit Segeln bedeckte:
Ach! wenn ich doch endlich Herzog wär'
Und die Süße des Herrſchens ſchmeckte!

Und düſter blickt er ſich plötzlich um
Nach Samwer und ſeinem Francke;
Die ſtehen ſo unbezahlt und ſtumm
Zwei Seelen und — kein Gedanke!

Der Herzog ſeufzt: es ſuchen mich
Die Preußen zu überliſten,
Zu morden durch Langeweile und ſich
Hier langſam einzuniſten!

Ach! dieſe Preußen! ſie drängeln frech
Mich von des Thrones Stufen!
Wer rief ſie aus ihren Marken weg,
Ich habe ſie nicht gerufen!

Und verlaſſen hat mich der Bundestag
Trotz Beuſt und dem großen Pfordten;
Sie führten umſonſt ſo manchen Schlag
Für mich mit kräftigen Worten.

Sie haben umſonſt ſich angeſtrengt,
Verſammelt und ſich berochen,
Sie haben vergebens gehetzt und gedrängt,
Vergebens zum Volke geſprochen!

Ja, ſelber der Nationalverein,
Und der Sechsunddreißiger Ausſchuß —
Es wird ſo dürftig — Sie müſſen verzeih'n!
Allmählig ihr Caſſenausfluß!

So klagte der Herzog, vor Kummer gebeugt,
Der Dulder, der Sorgenkranke;

Digitized by Google

Doch Sammer hat ſeine Sorgen verſcheucht,
Und getröſtet hat ihn der Francke.

Und er lächelt heiter durch Thränen vor:
O, mein getreueſter Sammer!
Dein Wort, es kräftigt mir Herz und Ohr
Wie Balſam und ſtärkender Kampfer!

Ja harren will ich bis in den Tod
Bei meines Rechts Standarten!
Und ob das Schickſal grollt und droht,
Ich werde dennoch — warten!

3.

Und immer vernehmlicher ſchnarcht der Bund,
Der, verſunken in Ferien und Kleinheit,
Bewacht als vielköpfiger Höllenhund
Die Pforten der deutſchen Einheit.

Vergebens zupft ihn der große Beuſt
An ſeinen verſchlafenen Ohren;
Die Weisheit, die ſeinem Mund entfleußt,
Iſt gänzlich an ihn verloren!

Vergebens, daß Mancher ſich heiſer ſchreit;
So haben wir nicht gewettet!
Das Capitol wird in unſerer Zeit
Nicht mehr von den Gänſen gerettet!

Vergebens gefällt ſich der Fortſchrittsmann
In übernatürlichem Schwatzen;
Und ſelbſt der claſſiſche Kappelmann
Verbrennt ſich vergebens die Tatzen.

Und groß iſt der claſſiſche Kappelmann!
Seine kräftigen Worte und Trümpfe
Sie kommen mit großem Gerappel an;
Auch macht er recht gute Strümpfe.

Es fördert im Stillen der Salzburger Tag
Das Werk, das faſt gelungen,
Und klug zertheilet der Vertrag
Das Land, das meerumſchlungen.

Es theilen die Mitbeſitzer ſich jetzt
Proviſoriſch im frohen Beſitze;
Doch ſpäter wird an die Stelle geſetzt
Durchgängig die Preußiſche Spitze.

Digitized by Google

All' dieſe Concreta ſcheinen jedoch
Den Herzog nicht weiter zu rühren;
Gutgläubig hofft er jetzt immer noch
Die Herrſchaft zu uſucapiren.

Er harrt noch immer der Appellation,
Der Preußiſchen, an ſein Herze.
Der Arme! er erntet nur Spott und Hohn
Und gemüthlos witzelnde Scherze.

Ihr habt wohl mal aus alter Zeit
Von einer Charybdis geleſen!
Wer wird den Angeſtammten heut
Aus ſeiner Scylla erlöſen?

Was wird aus unſrem Friederich
Und ſeinem Uſucapiren?
Wird er noch immer nicht mit ſich
Geduld und Hoffnung verlieren?

Das nicht! doch wird er jetzt wohl bald
Vor Langeweile erfrieren.
Wo nicht, ſo muß man wohl mit Gewalt
Ihn über die Grenze ſpediren.

Was wird dann aber aus Friederich?
Wie wird er ſich alimentiren?
Zeigt gar keine andere Rettung ſich,
So muß er die Times redigiren.

Die treffliche Times, die immer noch
In deutſchen Verhältniſſen fremd iſt,
Und der als der weite germaniſche Rock
Stets näher das engliſche Hemd iſt.

Zwar konnte ſie ihm mit Schiffen nicht
Aufwarten und Reitern und Roſſen;
Doch mit manchem Zeitungsartikelgericht
Verſah ſie den Bundesgenoſſen.

Und bedienen kann dieſer ſich ja dabei
A's ſeines Adjutanten
Des Redacteurs, des großen May,
Und anderer guter Bekannten!

Doch zum Regieren taugt er nicht,
Noch weniger zum Soldaten;

Digitized by Google

Er leidet ja an der moralischen Gicht,
Auch ist er kein Freund von Thaten. — —

Und die ihr auf die Moral euch freut,
Ich will sie euch anvertrauen:
Zu sicher soll keiner mehr auf die Zeit
Und den Nationalverein bauen!

Eine zeitgemäße Reminiscenz.

Sächsische Zeitungen — vielleicht auch sächsische Diplomaten — rufen nach napoleonischer Bundesgenossenschaft, nach französischer Hilfe. Da ist es wohl an der Zeit, unsere Nachbaren an die Wohlthaten zu erinnern, die ihnen im Jahre 1813 aus der Allianz mit Frankreich erwuchsen. Wir lassen ein sächsisches Organ sprechen, nämlich die „Erinnerungsblätter für gebildete Leser aus allen Ständen", welche zu Zwickau erschienen sind. Die Nummern 17 und 18 vom 1. und 8. Mai 1814 bringen einen Artikel „über das Betragen der Franzosen bei ihrer letzten Anwesenheit in Sachsen" und mit dem Motto „manet alta mente repostum", aus welchem wir hier einen wörtlichen Abdruck geben. In diesem Artikel heißt es:

„Wenn man auch schon nachsichtig gegen die Vergehungen der Krieger ist, welche sie gleich nach einer Schlacht, bei erhitztem Gemüthe, bei wild wallendem Blute begehen, so wird man doch nie diejenigen, welche von ihnen zur Zeit der Ruhe und des Stillestandes verübt werden, beschönigen wollen.

Und in dieser Zeitepoche fielen just die meisten und gröbsten Ausschweifungen der Franzosen vor, wodurch sie die Gemüther der Einwohner erbitterten und die Verwünschungen der Gegenwart und Spatwelt auf sich luden.

Gegenwärtiges ganz kurze, keineswegs übertriebene, mit galligen Farben aufgetragene Gemälde (wozu die Thatbeweise jederzeit mit Ort und Namenangabe geliefert werden können) mag das Betragen jenes Volkes, welches Glück und Segen über uns zu verbreiten log, darstellen.

Daß es Ausnahmen unter ihnen gab, und daß mehrere ihrer Offiziers, edle, wohlgesinnte Männer, diese Ausschweifungen verabscheuten, versteht sich von selbst, — nur von der Mehrzahl ist hier die Rede. Die nutzlose Zerstörung der Dresdner Brücke kann als die Aera der Verwüstungsgräule für Sachsen angenommen werden.

Eine Stadt und einige hundert Dörfer, größtentheils durch die Franzosen vernichtet, liegen in Schutt und Asche. Lasse man auch diese nutz-

Digitized by Google

losen Verwüstungen nicht immer aus Bosheit geschehen sein, so wurden sie doch theils durch ganz unverzeihliche Fahrläßigkeit, theils durch Leckerei (indem die fremden Gäste beim Honigsuchen, um die Bienen durch Rauch zu vertreiben, mit brennenden Kienscheiden den niedrigen Strohdächern zu nahe kamen, wodurch selbige Feuer fingen, welches von den Wegeilenden nicht getilgt wurde) veranlaßt.

Zwar nicht mit so starkem Appetit, wie des Nordens rauher Sohn begabt, mehr an feinere, leichtere Speisen gewöhnt, verlangten sie eine schmackhaftere, leckere Zubereitung derselben, sie, welche doch größtentheils Bürger und Bauernsöhne aus Frankreich sich hätten erinnern sollen, daß selbst in ihrem von der Natur weit begünstigteren Vaterlande, Ueberfluß, Nettigkeit und Sauberkeit, vorzüglich in Bretagne nicht überall anzutreffen sind, ja daß selbst das südliche Frankreich, jenem lieblichen Gemälde unsers Thümmels nicht allemal entspricht, und forderten in einem, vom Weinbaue entblößten Lande (das meißner, naumburger und gubner Gewächs kann hier wegen des spärlichen Ertrags nicht in Anschlag gebracht werden) Libers köstliche Gaben nicht selten mit wildem Ungestüm. Unter dem Vorwande Lebensmittel aufzusuchen, wurde schonungslos geplündert, und die vollgestopften Tornister der Flüchtlinge hätten wohl dem Ununterrichteten überreden können, daß sie gleich tatarischen Horden (welche, wenn sie beutelleer aus einem Kriegszuge zurückkehren, ihre Weiber mit Vorwürfen überhäufen) nicht aus einem freundlich verbündeten Lande, sondern von des Feindes Hof und Heerd zurückkehrten. Wehe denen, welche sich den Plünderern widersetzen wollten, denn übermannt, strafte nur zu bald ein tödtliches Blei die Kühnheit, für das Eigenthum Zunge oder Faust erhoben zu haben. Es ist zwar nicht zu läugnen, daß hier und da der Mörder eines wehrlosen Bauers mit dem Tode bestraft wurde, und jedoch meistens trat das:

Dat veniam corvis, vexat censura columbas

auch hier an seine Stelle.

Allein nicht nur Lebensmittel (wo selbst bei großem Hunger die gewiß nicht milde peinliche Halsgerichts-Ordnung die Strafe gemildert wissen will) nicht blos werthvolle Sachen, deren Wegnahme der Geiz und die Habsucht der gemeinen Seelen noch beschwichtigen könnte, nein! auch andere Gegenstände, welche gänzlich nutzlich für die Entnehmer waren, und die sie nicht einmal mit sich schleppen konnten, wurden von ihnen vernichtet, so, daß nur eine absichtsvolle, planmäßig entworfene Zerstörungswuth und ein Mißgönnen der Wohlhabenheit Anderer aus ihrem Benehmen hervorleuchtete. Alle Geräthschaften, alles Hausgeräth wurde zerschlagen und zerbrochen, Betten aufgeschnitten und die Federn den Winden Preis gegeben, Stühle, Sopha's, Wanduhren, Spiegel und dergl., sowie alles aufgefundene Ackergeräthe zerhauen, zerschlagen und zertrümmert und ihre eigene kranke, oder schwer verwundete Landsleute in den Lazarethen bestohlen und geplündert. So weit war bei ihnen die Menschheit entartet! Ja, selbst die Todten in den Gräbern hatten vor ihnen keine Ruhe, und wenn gleich so Mancher über diesen Gegenstand philosophisch genug denken mag:

Digitized by Google

Ὅταν ἀποθνήσκω, κείσομαι ὥστε λίθος

so ist es doch immer empörend, selbst diese Ruhestätten geschändet zu sehen. Geöffnet wurden von ihnen die Grüfte, die Todten herausgeworfen, ihrer Hütten beraubt, Bildsäulen zerschlagen, alles Metall, dessen man sich nicht bemeistern konnte, zerbrochen oder verbogen, Ziegeldächer zertrümmert und was im Holzwerke bestand, abgetragen. Auf diese Weise sind die schönen Kirchhöfe zu Bautzen und Görlitz nebst den Denkmälern der alten, mittlern und neuern Zeit verwüstet worden.

Durch das Bivouakiren, wodurch ungesehen und unbestraft sich so Manches rauben und verwüsten läßt, und welches den verschrieenen 30jährigen Krieg (in welchem es noch nicht an der Tagesordnung war) noch zu einer Anstalt der Humanität stempelt, wurden Ceres reifende Geschenke schonungslos abgehauen und zur Dachung der Hütten gebraucht, die schönsten Alleen von Nutzholz oder Fruchtbäumen, wenn gleich Stöße von Brennholz ganz in der Nähe lagen (denn, daß man hier wie mit dem hungernden Diagoras von Matos verfahren wollte, welcher sein Mittagsessen aus Holzmangel an einem Bilde des Herkules kochte und dieserwegen zum Gottesläugner machte, wäre wohl etwas zu hart) wurden gefällt, zur Hälfte verbrannt und diejenigen Wohnungen, welche das Feuer verschont hatte, abgedeckt, Fensterladen und Thüren ausgehoben und für das Lager verwendet, oder absichtlich zerschlagen. Zwar kann man nicht in Abrede stellen, daß auch hier einige französische Generale treffliche Beispiele von Mannszucht gaben, indem sie an einigen Orten vor Lustgärten unaufgefordert Wachen stellten, und nur unter Aufsicht der Unteroffiziere ihren Untergebenen den Zutritt erlaubten. Ja in mehreren kleinen Lagern herrschte eine so musterhafte Ordnung, daß Keiner ohne besondere Erlaubniß seiner Obern selbige, um in die nahen Städte zu geben, verlassen durfte, und nur von äußerst wenigen Ausschweifungen (unvermeidlich bei einer Menschenmenge von verschiedenen Temperamenten und Gesinnungen!) hörte man in dieser Gegend.

Auch jene Worte aus des verewigten Schiller's Reiterliede:

„Er wirbt nicht lange, er zeiget kein Gold
im Sturm erringt er den Minnesold."

wurden von diesen Satelliten oft nur zu buchstäblich in Ausführung gebracht. Ihren sinnlichen Gelüsten, öfters noch vom übermäßigem Genuß geistiger Getränke erhöht, war kein Alter, keine Bande heilig, und durch Habsucht und Wollust uneinig, opferten sie sich öfters wechselseitig mit Thubalkains erfundenen Werkzeugen.

Ein solches Betragen, eine solche Behandlung in einem befreundeten Lande, dessen Einwohner durch ihre Güte und Herzlichkeit bekannt sind, und dessen Herrscher mit der ungetheiltesten Theilnahme, festesten Unerschütterlichkeit und Redlichkeit an Frankreichs Kaiser hing, mußte nothwendig alle Gemüther gegen sie einnehmen, alle ihre Anhänger verscheuchen, und trägt gewiß das Meiste zur Entschuldigung jenes Uebertritts der Streiter dieser Nation in der Leipziger Völkerschlacht, vielleicht außer bei den Parthern und Medern beispiellos in der Geschichte — dieser Streiter (welche

Digitized by Google

ihre Mitbrüder von ihren Waffengefährten, für deren Vortheil sie bluteten, nicht nur stolz behandelt, sondern zum Dank dafür selbst ihre Laren entweiht, ihre Fluren verwüstet und ihre Wohnungen niedergebrannt und so unverantwortlich gemißhandelt sahen) bei.

So war Sachsen noch nie von seinen Feinden den Schweden im nordischen, so nicht von den Preußen im siebenjährigen Kriege, als jetzt von seinen Bundesgenossen, behandelt worden.

Achtungswerthe französische Offiziere fühlten sehr wohl diese unwürdige Behandlung, ohne daß es in ihrer Macht stand, sie ändern zu können.

So verändert von jenen alten Franzosen, welche durch eine gewisse Humanität und durch freundlich kameradschaftliche Behandlung, Schonung und Edelsinn über die Herzen, sowie durch ihre hohe Disciplin über die gegen sie stehenden Heere siegten, waren die Franzosen vorigen Jahres!

Nur durch Einführung einer strengen Disciplin machte Iphikrates die Athener, und Marius die Römer siegen. Wo diese fehlt, mangelt der Sieg."

Das Duell.

(Fortsetzung.)

Also doch, „gemeinsame, ehrenwerthe Maximen;" ich habe absichtlich die Frage überall so weit geführt, daß ersichtlich wird, wie das formale Ehrenprincip überall zur Inhalts-Aufnahme befähigt ist In seiner höchsten Instanz, wo es die sittliche Personen-Macht als Gott-verliehenes Recht und Selbstzweck weiß und als sittliche Macht über Andere, liegt es offen für den höchsten christlichen Inhalt da. Da aber das Princip der Ehre und der Personen-Macht über Andere in seinem letzten hüpfenden Punkte ein Formal-Princip ist, so führt es nicht aus sich selbst einen bestimmten, nothwendigen Inhalt mit sich. Weil nicht nothwendig bestimmt, so ist es ein Princip der Freiheit, der That, der Geschichte! Die freie Person in ihrer geschichtlichen Thaten-Entwickelung erfüllte es mit immer neuem Inhalt, vom Heiligen herab bis zum Inhalt des grimassirenden Aberwitzes. Das Ehren-Princip ist so — entgegenstehend dem Princip des Liberalismus — ein gesundes Princip, denn es gestattet That und Geschichte. Wie der Liberalismus sein Princip der Freiheit faßt, nicht als Personen-Macht über Andere, sondern als Ausschöpfung dessen, was mit Nothwendigkeit aus der Vernunft folgt, und schon in ihr enthalten ist, so läßt dieses keine That, kein Neues, keine Mannigfaltigkeit zu. Während das Ehren-Princip, in welchem das Duell wurzelt, eine Mannigfaltigkeits-Ehre, all und **jeder Berufe gestattet,** bringt es der Liberalismus nur zu jener gemeinsamen

Digitized by Google

staatsbürgerlichen Ehre, welche die Criterien des Wahlgesetzes umfassen. —

Halten wir nun Rückschau über diesen unseren Artikel, so haben wir in ihm gesagt, worin Staat und Kirche sich in ihren Experimenten gegen das Duell verfehlten, und was es ist, was die individuelle Obrigkeit im Duell gegen die Obrigkeiten von Staat und Kirche aufrecht erhält. Die individuelle Obrigkeit behauptet gegen die Kirche, daß die Basis der christlichen Welt fehle und darum das Dulden und Tragen nicht als principielles, sondern nur als gelegenheitliches Leiden erscheine, daß ferner auch die geordnete christliche Instanz fehle, an die man sich als an eine verständnißvolle in Sachen der Ehre wenden könne; sie behauptet ferner gegen die Kirche, daß ihr überhaupt das Verständniß für Ehre abgehe, weil sie wohl ihr Verhältniß zur *sündigen* Welt, noch nicht aber das zur *berechtigten* Welt (Staat und Recht) zur Klarheit erhoben habe, weil sie noch immer nicht die Person als *Selbstzweck* begriffen habe, weil sie wohl das reine persönliche Urbild in der Heiligung hochhalte, aber mit Unterdrückung der Ermäßigungen, die aus Gottes Weltordnung insofern stammen, als die Menschen Beruf haben, diese selbstständig in der Rechts-Ordnung darzustellen, und diese nun hinfällig darstellen, da die Menschheit, die sündige, außerhalb Gottes ist. Wir möchten sagen, die Kirche erfaßt den Menschen zwar nie im Natur-Stande, wie der Liberalismus, dennoch aber nicht im geschichtlichen Stande, sondern pure im Religionsstande.

Gegen den Staat wendet die individuelle Obrigkeit im Duell ein, daß just er, der, sich aussondernd von der Kirche, sich als Volks-Person in das Princip der Personen-Macht über Andere, in das des subjectiven Rechts stelle, gänzlich gar nicht den Fehler machen dürfe, dasselbe Princip in der Einzel-Person radical zu vernichten, von welchem er selbst, als Collectiv-Person, lebe. Der Staat cultivirt nun mehr als das subjective Recht, schon vor Allem nach Gottes Weltordnung die sächlichen Lebensverhältnisse des Volks. Die individuelle Obrigkeit, gern einräumend, daß der Staat dem Duellanten einzureden habe, findet doch einen Capital-Fehler gegen die Gerechtigkeit in der Rechtsordnung, wenn in dieser für sein unveräußerliches Recht auf Ehre gar keine, auch nicht eine richtig eingeschränkte Stelle ist. — Ferner urgirt die individuelle Obrigkeit gegen den Staat die Unmöglichkeit, daß er (5 Thaler für die Ohrfeige) je die den Frieden austragende oberste Instanz sein könne, da die Ehre, nächst einer Beziehung des Rechts, *noch eine moralische und religiöse Beziehung habe*, also die volle concrete Person, die Individualität und der individuelle Fall beregt sei, wohingegen der Staat, insofern er *mit Recht und Gesetz* entgegentrete, immer nur in allgemeiner Regel und nur negativ sprechen könne.

Der Staat, insoweit er als Recht lebt, ist von Natur incompetent in Ehren-Fragen.

Dürfen wir nun hoffen, den Leser überzeugt zu haben? Auch nicht entfernt! Unsere Bildung geht mehr und mehr von der Tiefe fort in die publicistische Breite auseinander. Aber die geräumige Oberfläche wird beherrscht von der raumlosen Tiefe des Geistes. Dort wo die Beherrschung

Digitized by Google

der Fragen liegt, liegt auch der Friede. Unsere Zeit wird immer friedloser, jemehr sie auf der Fläche bleiben und diese aus der Fläche, statt aus der Tiefe verstehen will. Schon wird es ein Haupterforderniß des Lesers, nicht daß die Sache klar hingestellt sei, sondern daß sie ihm mühelos klar sein müsse. Der Leser will sich nur schnell und in neuen Wendungen in dem bestätigt sehen, was er schon mitbringt. Man rühmt dann die Klarheit gewisser Schriftsteller, z. B. des Stahl, der mir persönlich klagte, daß Niemand ihn verstehe und keiner, ihn zu verstehen, sich kümmere. Man meint bei solchem Rühmen auch in der That nicht den verstandenen Stahl, sondern man will damit nur gedankt haben, daß Stahl in der gerühmten Rede den unverstandenen Stahl gestattete. Der aber war überall gestattet, wo Gegenstand und Zweck der Rede gar nicht auf die Tiefe führen konnte, bei welcher der eigentliche Stahl erst anhebt.

Wo der aber anhebt, da geht man nicht hin, denn da beginnt sofort eine erstaunliche Unverständlichkeit, will nur sagen: „die Mühe und Arbeit des Lesers, die Bewegung in die Tiefe!" Das aber verbittet man sich. Die Geistlichkeit, die hier zumeist eine Ausnahme machen sollte, macht sie in seltensten Fällen und nur da, wo man von Philosophie herkommt. Denn hier genügt man sich an Wiederholung des Schul-Krams, dort wieder bedarf man nicht der Erforschung der Probleme, denn man hat's ja, man hat ja die Wahrheit, nur man erkennt so andere Standpunkte gar nicht an, braucht sie so nicht zu prüfen nnd liese auch die ganze Welt den anderen Standpunkten nach; anderwärts wieder begnügt man sich ausdrücklich mit dem Fang einzelner Seelen und wären es die augenfälligst schwachsinnigen, und schließlich, indem man nicht darauf hinblickt, wie das Wort, das man lehrt, die Erscheinungen erkläre, sondern nur, wie die Lehre in sich verbinde, verliert man jeden Sinn für Wirkliches, Vorhandenes, verschimpft sich das schöne Organon und kann nicht mehr denken, nicht mehr den Objecten der Wirklichkeit mit thätiger Betrachtung folgen, sondern ergeht sich in Krims-Krams subjectivistischer Annahmen, die einen anderen Boden nicht haben als die willkürliche Voraussetzung des Individuums, womit alle Uebereinstimmung, aller Friede unmöglich gemacht ist! —

Bei solcher Beschaffenheit des lesenden Publikums, summarisch zu reden, auch des geistlichen, will ich des Verständnisses mich nicht zu früh versichert halten, und lieber an dieser Stelle breit werden als unverstanden bleiben.

Wenn wir vom subjectiven Recht sprachen, so sprachen wir eben nicht vom Recht als der objectiv-sittlichen Lebensgestaltung. Dieses letztere Recht ist es, welches durch Institute den menschlichen Lebensverhältnissen die bestimmte Gestaltung giebt, auch den Individuen und Genossen sagt: das ist die Sphäre eures Seins, eures Handelns!

Diesem objectiv-sittlichen Recht steht nicht das Urbild Gottes, nicht die Idee der vollendeten Persönlichkeit vor, sondern — wie Stahl sagt — die Idee des vollendeten Gemeinzustandes, des Baues der geselligen Verhältnisse, der göttliche Plan der Welt, die weltökonomischen Ideen.

Dem Vermögen, der Ehe, dem elterlichen Verhältnisse, den Ständen

Digitized by Google

u. s. f., wohnt auf natürlicher (nicht ewiger) Basis eine solche ethische Idee inne.

Vom subjectiven Recht sprechend, sprachen wir eben nicht von diesem objectiv-sittlichen (und wir dürfen sagen: „nicht ewigen" Recht; im Himmel freiet man nicht), sondern sprachen wie Genesis I. 26 davon, wie dem Menschen jene Sphäre, welche das objective Recht ihm anweiset als die seines Seins und Handelns, nunmehr zur Berechtigung, zu seiner eigenen, ihm selbst innewohnenden sittlichen Macht gegen die Anderen wird.

Wie Stahl sagt: im subjectiven Recht sind die Anderen uns so gebunden, daß unsere Persönlichkeit selbst die Ursache dieses Bandes ist. — Nicht so, daß die Anderen sich gegen uns gebunden wissen um Gottes, oder ihres Gewissens, oder um der Rechtsordnung willen, welche diese Bindung zu uns gebietet, sondern so, daß sie sich gebunden wissen aus der Ursache unserer selbstzwecklichen Person. — Nach dem objectiv-sittlichen Rechte stehen die Menschen sittlich geschützt in einer Sphäre ihres Seins, Handelns und ihrer Befriedigung. Aber wie sie da stehen, stehen sie als Persönlichkeiten da, also als etwas, das zur Ewigkeit versehen ist von Gott. So ergreifen sie diese ihre eigene Sphäre, um nochmals mit Stahl zu reden, kraft der Persönlichkeit, welche ja Concentrirung (Rückbeziehung) auf sich und Selbstursächlichkeit ist.

Daher denn auch die Persönlichkeit im subjectiven Recht verlangt, daß der Andere ihr Recht respectire nicht um Gottes u. s. f. willen, sondern aus Ursache der eigenen Person, weil diese just sittliche Macht über Andere ist.

An dieser Stelle müßte doch ein Verständniß hereinleuchten nicht vom Rechte des Duells, aber doch über die Stellung der Personen zu einander, die dann das Duell, bei mangelnder Autorität für eine Schlichtung entstehender Conflikte, ganz nahe nebenhin legt.

Man bringe sich das, was unter subjectivem Recht gemeint ist, noch so vor die Anschauung: es sei in des Waldes tiefsten Gründen eine recht schwuchtlümmelige Existenz vor uns hingestellt, die so etwas wie von unserer Börse sagt. Offenbar werden wir die physische Macht dieser Existenz als deren eigene Macht respectiren, nicht um Gottes, unseres Gewissens u. s. f. willen.

War jener Schwuchtlümmel in seinen Knochen auf physischem Erdboden, so existirt auf sittlichem Erdboden der Mensch in seinen Rechten, und wenn man an diese anprallt und respectirt dabei die eigene sittliche Macht dieses Menschen, so wird man ihn respectirt haben in dem subjectiven Recht seiner Persönlichkeit. Auch wird man nach dem bisher Gesagten keine Sorge tragen dürfen über Willkür und Unbemessenheit etwaniger subjectivistischer Prätensionen, da es ja das objectiv-sittliche Recht war, was den Inhalt des Rechts feststellte, diesen Inhalt aus den göttlichen Geboten und den weltökonomischen Ideen entnehmend.

Das ist richtig, daß, wie jenes Schwuchtlümmels physische Macht nicht aus einer vorgängigen Pflicht stammt, so kommt auch nicht Ursprüngliches;

Digitized by Google

aber auch die Pflichten sind ein Ursprüngliches, und beide widersprechen sich nicht, weil sie gemeinsam hervorspringen aus der Berufung Gottes, wodurch eben der Inhalt jener weltökonomischen Ideen zu Berufen wird. Die irdischen Güter enthalten in sich die ethische Berufung zum Eigenthum; die geschlechtliche Beziehung enthält die ethische Berufung zur Ehe. In der Hand der Formgebenden Geschichte bildet sich ein System von Berufen auf der allgemeinen Grundlage jener den weltökonomischen Ideen innewohnenden Berufung.

Sind nun aber die Rechte und die Pflichten ursprünglicher Inhalt des Rechts, und sollen in den Berufen beide geeint sein, so sind sie es darum auf diesem unseren Boden der Sünde noch nicht, aber um deswillen darf man weder einseitig die Berechtigung, noch auch die Verpflichtung, etwa je nach Bedürfniß ertödten, denn beide sind Ursprüngliches, ein göttlicher Zweck für sich. Wie Stahl sagt: wo auch der Mensch schon aufgehört hat, das Sittliche zu wollen, so ist er doch noch berechtigt, übt noch sittliche Macht über Andere.

Wir erinnern an unseren Satan, unser Vieh, an das, was wir über den Formalismus am Ehren-Begriff sagten. Wir erinnern an unser Polemisches gegen die liberalistische Kantische Anschauung, der das subjective Recht nicht als sittliche Macht über Andere, sondern als äußere Freiheit gewinnt, die nur Mittel für die Moral, für die innere Freiheit ist, so daß Alles nur zum Zweck für die Moral besteht; selbstredend muß dann auch die Gottes-Person nur als im Dienst für die Moral auftreten, und die Menschen-Person verdichtet sich unmöglich so zu einem Selbständigen, das etwa zu Duell aufeinanderstoßen könnte.

Alles nun, was Gott geschaffen, mündet schließlich in's Unendliche, und so können wir auch allen Gegensatz von Pflicht und Recht aufheben und jede Verpflichtung zu unserem Recht erheben. Das, was mich beschränkt, was mir als Gebot auferlegt ist, kann ich als mein eigenstes Recht empfinden. Ich kann die objectiv mir zustehende Strafe als mein subjectives Recht fordern; aber das ist nicht baares subjectives Recht, in welchem mein Ich als Grund und Zweck erscheint, sondern das ist Erklimmung der Himmelsleiter mittelst und in der Form des subjectiven Rechts. —

Gott im Gewissen und Dekalog ist eben das wahre Wesen des Menschen, Gott als ethisches Gesetz im Weltplan, in seinen weltökonomischen Ideen ist eben in Einheit mit dem Gott im Gewissen und Dekalog, und so kann es und soll es geschehen, daß wir das, was als unser Gesetz über uns steht, auch zu unserem Eigensten, zu unserem Recht machen.

Das ist es denn auch, weshalb der Verfasser und der im Duell-Geist Lebende das Recht der Persönlichkeit, das selbst ein Zweck und wesentlichste Ordnung Gottes ist, so brünstig vertheidigt, als sei es sein eigenes Recht. Ich erinnere an jenes Polemische gegen Fichte, wo ich von dem religiösen Motiv sprach, aus welchem das subjective Recht das Pathos gewinne, aus der Imposition eines Oberherren zu stammen, obschon in diesem Recht der Mensch zunächst als dessen Urgrund und Zweck erscheint.

Digitized by Google

Aber freilich können die Rechte des Volkes nicht bemessen sein nach einer Erhebung des ganzen Menschen, welche nur wenige Einzelne vermögen.

Der Charakter dieser Erhebung besteht aber doch darin, daß man sich nicht gesetzlich mit Legalität begnüge, sondern daß man den Beweggrund zu diesen Verpflichtungen mitergreife, daß man hinausgehe über die Rechtspflicht in die moralische Verpflichtung, und diese selbst wieder nicht als aufgelegtes Sollen, sondern als zur eigenen religiös-sittlichen Existenz-Macht gehörend, als eigenes Recht ergreife.

Und damit sieht sich der Leser abermals vor diejenigen hingestellt, die im Duell-Geist und als deutsche Ehrenmänner leben, wenigstens was die Form dieses Lebens betrifft.

Dadurch ist das Duell-Thema ein so verzwicktes, daß es mit dem einen Fuß in der Rechts-Sphäre, mit dem anderen im religiös-sittlichen Gebiete steht.

Die Männer deutscher Ehre sind eben Menschen von Qualität, die in einer höheren Form leben, als die übrigen Volksgenossen, in einer religiös-moralischen Form, die eben deshalb nicht ins formelle Recht zu bringen ist. Der Staat als lediges Recht ist inkommensorabel für die Frage dieser qualificirten Ehre.

Der Mann deutscher Ehre geht nicht blos auf die Conformität seiner Handlung mit einem Gebot, was die Rechtspflicht nur bezielt, sondern will er zur Darstellung bringen, daß er frei aus den Beweggründen heraus sich von Innen bestimme, und daß eben diese Beweggründe ihm wieder nicht Gesetz, sondern sein sittliches Fleisch und Blut, seine sittliche Existenz macht, sein Recht sind.

Dies das religiös-sittliche Form-Moment der Ehre. Hier liegt das l'honneur pour moi, hier liegt es, daß möglicherweise die Ehrengerichte sich für incompetent erklären, denn hier liegt die mögliche Undurchsichtigkeit, Unerkennbarkeit des frei individualisirten einzelnen Falls. Wohingegen die Rechtspflicht überall schon durch die Gemein-Gesetzgebung individualisirt ist in erkennbaren Merkmalen und der einzelne Fall subsumirt werden kann.

Aber die Männer deutscher Ehre bilden Genossenschaft; sie wissen überhaupt die Ehre als ein die Persönlichkeit konstituirendes, unveräußerliches Moment. Die National-Kokarde wird zu- wird abgesprochen: der Staat erkennt das Recht auf Ehre an! Aber diese qualificirte Ehre, die er selbst auch will und gut gebrauchen kann, weiß er nicht rechtlich zu befassen.

Hat sie nun im Tiefsten nicht erkennbare Merkmale, so doch auf ihrer Fläche. Wo erkennbare Merkmale sich zeigen, ist aus ihnen ein Bau zur Genossenschaft möglich; wo aber gemeinsamer objectiver Bau, wo eine dauernde, feste Gestalt hintritt, welche dem Individuum nicht zum Belieben übergeben ist, sondern welche als eiserner Bestand zu erhalten ist, da auch ist Recht und Rechtspflicht und Legalität eingetreten. Die Ehren-Pflicht steht mit dem einen Fuße im Recht und der Rechtspflicht.

Diese aber ist ihrem Begriff nach nicht frei, sondern eiserner undispensabeler Bestand. Nicht ist, wie der Liberalismus lehrt, die Erzwingbarkeit

Digitized by Google

das Wesen der Rechtspflicht; aber weil der Bau aufrecht erhalten werden muß, denn der Bau ist ja nichts weiter, als der Bestand dieser hingezeichneten Figur, so muß für ihn gezwungen werden können.

Nur so entsteht bellum und duellum. Es fehlt die Autorität, welche den Zwang ausüben könne für Erhaltung des von der Rechtspflicht aufgeführten gemeinsamen Baues.

Herr Preußen, Herr Frankreich u. s. f. haben sich untereinander Beziehungen aufgebauet für ihre ehrenhafte Coexistenz mitsammen. — Man nennt diese Beziehungen das Völkerrecht. Preußen z. B. hat zu respectiren das Recht des Herrn Frankreich, daß dessen Gesandte in Berlin nicht beim Herrn Preußen, sondern dennoch beim Herrn Frankreich wohne (die Exterritorialität).

Preußen aber respectirt diese Rechtspflicht nicht. Frankreich beginnt den rechtmäßigen Krieg, das heißt, es übernimmt für Aufrechthaltung der Rechtspflicht den Zwang von Rechtswegen, nur mit der thatsächlichen Unsicherheit, ob das Recht siegen werde.

Es fehlte an einer austragenden Instanz.

Es haben nun die Männer deutscher Ehre ihre Gesandten bei einander accreditirt gemäß der untereinander geltenden Rechte. Wird die Personenrechtliche Rechtspflicht nicht respectirt, so tritt man mit factisch zweifelhaftem Erfolg den Versuch an, durch Zwang von Rechtswegen den Anderen zur Erfüllung der Rechtspflicht zu nöthigen. — Es fehlte an einer austragenden Instanz. —

Es will das Duell erst begriffen, erst erfaßt sein, bevor man es als Nürnberger henken kann.

Aber, sagt man uns, was kümmert uns die Haarspalterei, ob das Recht aus der Pflicht, die Pflicht aus dem Rechte, ob beide aus der Rechts-Ordnung, diese aus der Weltordnung, oder wo anders herkomme? Ob das Recht äußere Freiheit zum Zweck der inneren Freiheit, ob sittliche Macht der Perso über Andere sei.

Recht so, was kümmern euch die Gründe, aus welcher die Revolution und der Abfall stammt, was kümmern euch die bewegenden Mächte umher, obschon ihr vielleicht den Beruf habt, nicht ins Wasser zu schlagen, sondern auf die von Gott sich entfernende heutige Zeit. Glaubt ihr sie treffen zu können, wenn ihr sie in ihrer Begründung nicht kennt? Wer sich da näher informiren will, den verweisen wir auf Stahl's Rechtsphilosophie, 3. Auflage, Seite 125 bis 139 des 1. Bandes, und 2. Band Seite 191 bis 217 und Seite 279 und folgende. —

Wir schließen nun diesen Artikel mit einigen Abrunoungen für den Frager. — Ehrenwerthe Maximen und dennoch Satan und Vieh? —

Diese Frage würde dieselbe sein mit der nach dem gegenwärtigen Inhalt, welchen geschichtlich das Ehrenprincip in diesem oder jenem Stande aufgenommen habe?

Z. B. die ehrenwerthe Maxime, nie einem Kameraden eine Spiel-Schuld länger zu schulden. Das kann nur ein Satan stricte üben, und dennoch bei

Digitized by Google

Geld-Fülle die Schuster-Rechnung nicht bezahlen wollen, und doch ist der Schuster in furchtbarster Noth und hat neun Kinder. Zum Beispiel die ehrenwerthe Maxime, gegen die Damen der zarte und dienstwillige Ritter zu sein, und Herr Satan ist es und gleichzeitig ist er gegen ein wohlgezogenstes Mädchen ganz unteren Standes eine Pest-Beule unzüchtigen und rohen Benehmens. Warum nicht? gehört sie zu den Damen? u. s. f.

Wir sagen ja nicht entfernt, daß Herr Satan, treibt er das und tausend Anderes zu öffentlich, nicht auf Reaction stoßen werde; aber das ist mehr zufällig; gegen den eigentlichen Canon, dergestalt, daß er leicht zu greifen wäre, hat er nicht verstoßen.

An jeder Stelle betonen wir: man fülle den Formalismus mit ächtem Inhalte und sorge für richtige Ehrbegriffe!*)

Wenn wir früher die demonstrative Natur der Duell-Anstrebung in's Licht stellten, so meinen wir dieselbe hier nicht verdunkelt zu haben. Es bleibt auch in diesem Artikel dabei, daß der Duellant nur zeigen will, daß er jener hohe Geist sei, der Leib und Gut für die Ehre hingebe. Im sittlichen Reich der Ehrenmänner brennt man gegeneinander, das zur Evidenz zu bringen, ja, einer legt seine Macht auf den Anderen, daß auch der Andere das bewähren müsse. — Der ganze Umzang nimmt seine Formen, leider auch oft seinen Inhalt, von dieser gegenseitigen Demonstration.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Pfingstfest in Sommerfeld.

Eine Idylle.

(Fortsetzung.)

Eine Hauptüberraschung kam noch in einem großen Korbe, der plötzlich in's Zimmer geschoben ward, auf welchem ein Gedicht vom Weihnachtsmann lag, worin derselbe ankündigte, daß er in diesem Korbe für die Anwesenden etwas sendete, und sogar an Jeden selbst geschrieben hätte.

Christian ward erkoren, die Gaben des Weihnachtsmannes auszutheilen, und bald merkten wir wohl, wer hinter dem Weihnachtsmann steckte. Da kamen lauter ausländische Dinge: Stroharbeiten der Indianer, schöne Käst-

*) Sollte man mich ernstlich fragen: wie das zu machen sei? Nie allein von Oben herab, oder von Unten herauf. Das Leben ist die gleichzeitige Action von diesen beiden Polen her. Wozu hat man das Cadetten-Corps, die Kriegs-Academien? Freilich gebe man „die Furcht vor dem Geist" auf und bekämpfe die Gefahr „falschen Interesses" nicht durch Heranbildung eines „interessenlosen Geistes." — Etwas gehört in Selecta, Prima und Secunda des Cadetten-Corps, nicht Logik. — Man lehre positiv und direct: was Adel und Offizier sei! gehe nicht scheu darum herum mit dem Erfolg, daß regelmäßig die Kameraderie der Cadetten sich selbst darüber eine Lehre, und zwar eine unsinnige bildet. Aber was ge-

Digitized by Google

chen und Holzschnitzeleien, Rauchapparate für die Herren, Messer, Scheeren und dergl.; es gab lauter Freude und Ueberraschung und der Geber wollte durchaus nichts davon wissen.

Er saß auf einem großen Lehnstuhl in der einen Fensternische, und ich meinte zu bemerken, wie er die ganze Zeit über Anna betrachtete; ob er wohl lauschte nach Zeichen von längst vergangenen Zeiten? auch sie war bedacht.

Warum er sich nach seinem Erscheinen noch einmal schnell entfernt hatte, ward mir nun klar. Mich dünkte, ihr Kästchen sei am werthvollsten und mit besonderer Mühe sorgfältig verpackt. Sie hielt es lange stillschweigend in den Händen, wie sie überhaupt heute gespannt war. Rüdiger nahte sich ihr plötzlich, ergriff das Kästchen und fragte: „darf ich es wegsetzen? es wird Ihnen schwer werden." Dann setzte er rasch hinzu: „oder ist Ihnen die Gabe des Weihnachtsmannes unangenehm?"

„O nein!" sagte sie rasch, „ich freue mich darüber."

„Dann ist es gut!" entgegnete er so herzlich, daß ich fast mit Anna zürnte, daß sie keinen freundlichen Blick für ihn hatte, den er augenscheinlich suchte.

Später saßen die Herren zusammen, doch konnten wir ihr Gespräch vernehmen, und ich lauschte den Worten Rüdiger's, welche fast einem Vortrag glichen. Er sprach über die Demagogie, über die Studentenverbindungen, und lachte über das Feuer, welches ihn damals beseelt hatte. „Ich war gar nicht mehr jung, als ich mich noch zu vielen Dingen hinreißen ließ," erzählte er, „aber ich war wie verblendet von einem falschen Lichtschein, fünf Jahre Festung hatten mich nicht vernünftiger, nur gereizt und bitter gemacht. Dann ging ich hinüber nach der neuen Welt, wo jeder von uns den Belag für die Richtigkeit seiner Ansichten zu finden hoffte und da wurde ich nach und nach vernünftig, und lernte mich freuen, daß ich nicht im Stande gewesen, alle daheim zu überzeugen; es war eine sehr bittere Erfahrung, seine besten Kräfte in Täuschung verzeudet zu haben; ich bin zwar noch nicht steinalt, aber die Jugend muß nun anders werden, sonst steht es schlecht um unser Vaterland. Das zog mich auch herüber, nächst der Sehnsucht nach meiner Mutter, ich wollte das Unkraut vertilgen helfen, was ich selbst mit ausgesäet hatte, und Gott wird mir beistehen!"

Anna hatte mit steigender Unruhe zugehört, und folgte den Worten des Redenden, der recht gut von seinem Sitz aus ihr Gesicht sehen und beobachten konnte.

---

lehrt wird, das überwache man strenge. — Man lehre überhaupt, auch auf Gymnasien und Universitäten, was Liberalismus, was Conservativismus sei, in welchen Punkten die christliche Gott- und Welt-Anschauung differire von allen anderen. — Man lege ferner die Regimenter in die rechten Hände, auch die Bataillone. Gut zu drillen ist conditio sine qua non; doch sie genüge nicht. Man verwende die sogenannten Liebes-Male zu Erörterungen, die den innern Menschen vertiefen und ordnen, nicht blos zur Orientirung in den Welt- oder in den Objekten des Handwerks. Man fürchte nicht das „Geistreich-Werden und Raisonniren." Man bringe den Offizier dahin, daß er mit Bewußtsein darauf verzichte, seinen individuellen Geist zum Willen zu machen, nicht dahin, daß er keinen bewußten individuellen Geist habe. Der Wille: keinen Willen geltend zu machen, ist zu erzielen, nicht der Wille, keinen zu haben, denn das das ist nur, wie Waldeck richtig sagt, Sache des Lakaien. Und der Adel? wenn er noch was ist, so sorge er für sich!

Digitized by Google

Nachdem die Herren länger hin und her geredet hatten, immer von Rüdiger's geistreichen Antworten geschlagen, wenn sie ihm Einreden machten, da nahte er sich allmälig Anna's Winkel, setzte sich zu ihr, obgleich man an ihr ein unwillkürliches Zurückweichen bemerken konnte und sagte bewegt: „Sie haben gehört, was wir vorhin erörtert haben? und Sie wissen nun, daß ich als ein Anderer zurückgekehrt bin. Ich bedarf es für mein Gewissen, Ihnen zu sagen, daß Sie früher fast in allem Recht hatten, ich ahndete es schon damals, aber es reizte mich, daß Sie es sagten, und meine Verblendung ist auch in anderen Dingen groß gewesen. Ich will meine damalige Reizbarkeit nicht in Anschlag bringen, ich war sehr roh und mußte Sie tief verletzen. Mit dem Bewußtsein tiefer Verschuldung gegen Sie kehrte ich in mein Vaterland heim; Sie haben feurige Kohlen auf mein Haupt gesammelt, daß Sie meiner Mutter eine Tochter blieben. Ich habe nur, wie ein armer Mann, ein Gotteslohn, was ich Ihnen wünschen kann."

Fast den Athem hielt ich zurück, um das sich vereinzelt glaubende Paar nicht zu unterbrechen. Nach meinem Empfinden mußte nun eine weitere Erklärung erfolgen, sie mußten sich versöhnen und in die alten Verhältnisse treten.

Da hatte ich mich aber verrechnet, meine Augen leuchteten umsonst in der Vorfreude, denn eine kühle Entgegnung kam allmälig von Anna's Lippen: „Mühen Sie sich nicht damit, daß Sie sich mir verschuldet wähnen, ich blieb bei Ihrer Frau Mutter nur aus persönlicher Zuneigung; glauben Sie mir verpflichtet zu sein, danken Sie mir damit, daß Sie alle Dankbarkeit ruhen lassen."

Sie schwieg, mit dem Ausdruck, der zu sagen schien, was können wir Beide noch mit einander zu verkehren haben?

Ueber Rüdiger's Gesicht zog es, wie eine Wetterwolke, er stand schnell auf, und wendete sich mit halbem Gruße ab, bald entfernte er sich ganz, uns Andern gegenüber nochmals jede Beziehung zum Korbe des Weihnachtsmannes ableugnend. Wir Uebrigen blieben noch ein wenig zusammen, und saßen in verschiedenen kleinen Gruppen. Herr Wendel gesellte sich zu mir, und bemerkte gegen mich: „es ist doch besser, wenn Herr Rüdiger und meine Schwester sich nicht zu oft begegnen, sie sind natürlicherweise nicht unbefangen gegen einander, es drückt auf den ganzen Kreis, da sie sich weder ganz fremd, noch Freunde werden können. Ich hoffte eigentlich, es würde noch einmal alles gut zwischen beiden; ich hege eine warme Freundschaft für den Herrn Rüdiger, er steht mir helfend und rathend zur Seite, wie ich dessen so nöthig hatte."

„O, und gegen mich ist er so gut;" war es mir Bedürfniß zu bemerken, „ich hoffte auch, sie würden beide noch glücklich, aber es scheint mir nicht so, nach allem, was ich sehe, aber es liegt an Ihrer Schwester."

„Meine Schwester ist auch in einer schwierigen Lage, um sich taktvoll hindurch zu winden. Wer weiß denn, ob sie glaubt, daß Rüdiger sie wieder liebt, wir wissen es ja selbst nicht einmal. Ich meine, Anna ist eifersüchtig auf Sie!" Dabei sah er mich fast fragend an, und mein ungeheucheltes

Digitized by Google

Erstaunen schien so genügend aus meinen Augen zu sprechen, daß er selbst gleich bemerkte: „nun, ich glaube es auch nicht! aber Sie geben dem andern Reisegefährten sichtlich den Vorzug; ich habe nichts zu Weihnachten bekommen, wie er!"

Sprach er im Scherz oder im Ernst, aber er machte ein ganz wehmüthiges Gesicht und mir schien, als habe ich Unrecht gethan, obgleich es sich gar nicht einmal geschickt hätte.

„Wenn wir wieder Weihnachten feiern, dann schenken Sie mir auch etwas", sagte er herzlich, „soll ich dann einen Wunschzettel schreiben?"

Komische Frage, die mich verlegen machte, ich wußte damals nicht weshalb, aber arbeiten wollte ich ihm etwas, hatte er sich doch für mich damals einer Erkältung ausgesetzt.

Von jenem Weihnachtsabend an, sahen wir Anna weniger; den Herrn Rüdiger beinahe täglich. Die Winterabende vereinigten stets beide Familien, es ward vorgelesen, und Rüdiger belebte mit seinem Wissen die Unterhaltung jederzeit.

Friedrich Wendel stellte sich ebenfalls häufig ein, er gab Unterricht in der Baukunst und machte die Sache sehr anziehend; er gab sich sehr viele Mühe und Rüdiger rieth ihm, die Manuscripte aufzubewahren, es lasse sich ein Buch daraus machen.

Leider machte ich aber die Erfahrung, daß die Tante Thekla ihren Zweck bei Rüdiger erreicht hatte; sie war seine Freundin geworden, und ließ uns durch Andeutungen spüren, er wäre gegen sie vertraut, bespreche seine Verhältnisse mit ihr, kurz, öffnete ihr sein Herz, während er gegen mich viel schweigsamer wurde, und ich in ohnmächtigem Aerger ihre Ueberlegenheit anerkennen mußte.

Er war ein Mann, wie alle andern; ihr augenscheinliches Interesse für ihn schmeichelte ihm doch, und er verfiel so gut, wie die Meisten, in eine Zutraulichkeit, ohne es zu wollen; er ließ sich vieles abfragen, ohne es zu wissen, daß sie ihn beherrschte.

Von Anfang hatte ich gespürt, die Tante war nicht für Anna eingenommen. Obgleich sie äußerst freundlich gegen dieselbe war, in ihrem Lobe sich oft überschwenglich erging, so konnte sie auch durch kleine Aeußerungen eine Widerwilligkeit durchblicken lassen, die ich gleich fühlte, da ich für Anna eine tiefe Verehrung hegte. Ich war überzeugt, die Tante wußte, wie es um Rüdiger's Gesinnungen stand; und sie bestärkte ihn in der Ansicht, Anna hege nichts von den alten Gesinnungen für ihn. Die Tante wollte die Eroberung behalten, sie stellte ihre Gesinnungen in ein so großartiges Licht, daß man staunen konnte über solche Seelengröße, wenn sie es nur nicht selbst gesagt hätte. Doch Rüdiger schien es zu glauben.

„Sie liebt ihn nicht und hat ihn nie geliebt!" sagte sie einmal bestimmt, als wieder über Anna und ihren alten Verehrer debattirt wurde; „überdies was einmal gebrochen war, kann nie wieder etwas ganzes und dauerhaftes werden. Wer könnte denn vergessen, daß man sich lange gegen-

Digitized by Google

seitig gegrollt? Ich weiß überhaupt nicht, wie man an etwas so ungewöhnliches und gefühlwidriges so oft denken und davon sprechen kann!"

„Doch ist die Liebe auch sonst nicht so warm, sobald man sich aber etwas zu vergeben hatte, und in Liebe auch des Andern Sünde trug, dann gewiß!" fiel Tante Emma ein, die sonst bei geistreichen Dingen sich nie einmischte, aber hier auf ihrem Gebiete war.

Die Tante Emma war eine fromme Frau, während die arme Tante Thekla von der neuen geistreichen Freisinnigkeit angesteckt war. „Dem lieben Gott ist ein Mensch, der seine Sünden einsieht, besser, als einer, der sich einbildet, eine Sünde gethan zu haben", setzte sie noch hinzu.

„Du mengst Dinge zusammen, die nicht unter einander gehören", warf ihr Thekla ein. „Wo einmal jene hohe, herrliche Liebe erlosch, kann keine Gewalt sie wieder entzünden, jene unbegrenzte Innigkeit kehrt nicht wieder, wo sie getrübt wurde. Der Mensch ist dann in seinem Höchsten und Heiligsten verletzt durch die nackte Gewöhnlichkeit. Er flüchtet sich in sich selbst, oder begegnet ihm ein Wesen, was ihn verstehen kann, dann tauschen sie sich aus über die getrübte Welt ihrer Ideale."

Mich schwindelt! hätte ich rufen mögen, als sie uns eben auf die Höhen dieses Idealismus führte, und dann mußte ich unwillkürlich an den Onkel denken, ob er mit ihr in diese Welt steigen könne! oder ob sie zu jenen Seelen gehöre, welche nach ihrer Aussage vergebens nach Verständniß schmachten! — Ganz zufällig trafen die Vielbesprochenen eines Tages bei der Tante Emma zusammen; Tante Thekla war ausgebeten.

Rüdiger trat im Dämmerlicht ein, und ohne Anna zu erkennen, rief er: „Nun bin ich ansäßig im lieben Preußenland! ehrsamer Kossather auf Sommerfeld; halte ein Pferd und zwei Kühe und wirthschafte nun selbst!" indem fügte er hinzu: „man sagte mir nicht, daß Besuch hier sei, sonst hätte ich nicht gestört!" Noch ehe er etwas weiter sagen konnte, trat Anna hervor und äußerte schnell: „ich wollte schon eher gehen, und möchte mich nun empfehlen." Damit grüßte sie und wollte das Zimmer verlassen, als ihr Rüdiger in den Weg trat, und mit bewegter Stimme sagte: „Soll ich glauben, daß ich Sie sogleich verscheuche? Bitte, bleiben Sie noch hier! Sie können Alles hören, was ich zu erzählen habe."

„Ich meine auch, Anna! Sie hätten noch bleiben wollen!" hielt ihr Tante Emma vor, und freute sich fest an Anna's Verlegenheit.

Genug! sie blieb und Rüdiger sagte zu meiner Verwunderung im Scherz: „ich müßte ja sonst denken, Sie würdigten mich nicht mehr eines Blickes."

„Margarethe, besorge uns bald den Thee!" bemerkte Tante Emma sehr weise, um das Zusammensein gemüthlicher zu machen. Nachdem der rauchende Kessel alle vereinigt, fragte Tante Emma nach allem Näheren seines Kaufes. „O wie schön, dann sehen wir uns im Sommer, aber bitte, welches Haus ist es?"

„Jenes Bauernhaus am Ausfluß des Sees mit der kleinen Brücke vor der Thür, ich muß es erst ausbauen, und rechne sehr auf Ihren Rath, kleines Fräulein, so wendete er sich zu mir, Sie müssen mir Ihre Kenntnisse

Digitized by Google

in der Baukunst nun in der Praxis beweisen; o, das wird so lustig werden, wenn wir zusammen berathen. Einen Baugeist hoffe ich noch zu engagiren, denn wie mir Jemand zugeflüstert, soll unser lieber Freund, Herr Friedrich Wendel sein erstes Bauunternehmen an der Schule in Sommerfeld machen, dann muß er mir in den freien Stunden helfen; will er das thun, dann wohnen wir in dem kleinen Hause daneben, welches künftig mein Majordomus bewohnen soll. O welch ein Plaisir, ein Stückchen Erde sein eigen zu nennen!" rief er freudig, und sah sich im Kreise um, als müßten wir uns mit ihm freuen.

„Kleine, Sie sind jetzt stets recht förmlich zu mir, sagte er d'rauf, und beugte sich zu mir. Habe ich etwas verbrochen? oder hat man mich schlecht gemacht?"

„Ich meine nicht verändert zu sein;" entgegnete ich verlegen, denn es war eine Lüge.

„Nun, mag es sein, wie es will, wenn wir das Haus zusammen bauen, dann werden wir schon wieder gut werden. Es wird die Stadtluft sein, vermuthe ich; mir waren ihre Wirkungen schon öfter fühlbar, setzte er hinzu, und sein Blick ruhte auf Anna, „die Stadtluft macht Alles trübe, und man kann nichts deutlich erkennen, was man klar sehen möchte."

„Gedenken Sie das Haus abzureißen?" fragte plötzlich Anna und erröthete tief, als sie sich an ihn wendete.

„Nein! es soll, so viel es geht, bleiben, wie es ist," antwortete er, sichtlich erfreut, daß sie ihn fragte; „nur aus zwei Stock wird eins gemacht, es ist zu niedrig, und ich ziehe die einstöckigen Häuser allen anderen vor."

„Es freut mich!" warf ihm Anna ein, „daß es nicht ganz verändert wird, es gehörte meinem Großvater und ich bin als Kind noch dort gewesen; im letzten Jahre sah ich es von Außen an, denn es war schon lange in fremden Händen."

„Sie werden es nicht viel anders finden," beruhigte er, „wenn Sie mir einmal die Freude machen wollten, es anzusehen" —

„Sie sollten uns im Sommer besuchen;" unterbrach ihn die Tante, sich an Anna wendend, „Onkel Serlo besaß in Sommerfeld ein großes Gut, wo die Familie den Sommer zubrachte."

„Ja! dann könnten Sie selbst den Bau verfolgen, und angeben, daß nichts zerstört wird, was ihnen liebe Erinnerungen enthält!" fiel Rüdiger eifrig ein, worauf Anna indeß rasch entgegnete:

„Nein! nein! ich kann diesen Sommer nicht kommen!" Dann richtete sie sich an Rüdiger, sah ihn jedoch nicht an: „verzeihen Sie, daß ich es wagte, eine solche Bemerkung zu machen, es war eine Schwäche!"

„Sie wollen es aber einmal sehen, wenn es fertig ist?" drängte Rüdiger. Sie aber entgegnete kurz: „ich glaube schwerlich, Friedrich wird mir genau beschreiben, was er gebaut hat!"

Als eben eine unerquickliche Pause eintrat, kam der Bruder, um Anna abzuholen; der Plan ward ihm noch mitgetheilt, aber er hatte wenig Zeit.

Wir Andern plauderten dann noch viel von unseren Sommerplänen,

Digitized by Google

auch Christian sollte in Sommerfeld seine erste Predigt halten. Rüdiger suchte durch eisriges Reden seine Zerstreutheit zu bemänteln.

„Leider bin ich als Kossäth nicht Patronatsherr, bemerkte er, aber könnte der Herr Serlo nicht den Neffen als Pastor hinbringen?"

„Sie bauen aber heute nicht blos Bauernhäuser, sondern auch Luftschlösser, möchte mal all' Ihre Baupläne kennen!" warf Tante Emma ein.

„Ich habe mein Lebtag gern gebaut," war Rüdigers Antwort, „war ich verstimmt, baute ich mir in Gedanken ein Haus und dann wurde ich vergnügt."

„Wohnten Sie auch in dem Hause allein?" fragte die Tante und erschrak über ihre eigene Bemerkung.

„Nicht immer;" entgegnete er kurz, und dann sagte er lächelnd, „auch jetzt denke ich bei meinem Bau, daß ich Sie sämmtlich zu einer fête champêtre einladen will, und die Kleine hier thut mir den Gefallen und ist die Wirthin!"

Somit schnitt er jede weitere Bemerkung ab, und begab sich bald heim. — „Daß auch der Bruder kommen mußte!" sagte die Tante als er hinaus war, und legte ihre fetten Händchen nachdenklich zusammen, ich sah schon in Gedanken, wie er sie nach Haus begleitete, und was dachte ich nicht Alles! Ja! der Mensch denkt und Gott lenkt!"

„Man kann auch anders sagen," fiel Christian ein, „der Mensch lenkt und Gott denkt! ich finde, Alle kümmern sich nur zu sehr um die Leiden, lenken und ordnen, und der Gott im Himmel hat eben seine eigenen Gedanken, wie das Alles kommen soll!"

„Ganz recht! alter Junge!" entgegnete ihm die Tante, „das war eine schöne, geistreiche Bemerkung; wir wollen's dem lieben Gott überlassen, der es doch zuletzt am besten weiß und macht! Aber es bleibt doch wunderlich, daß er gerade jenes Haus kaufen mußte, welches eine Beziehung zu ihr hatte, ich sah ihm an, er hatte es ebenfalls gewußt!"

Herr Rüdiger und sein Baufführer begaben sich schon Ende Winters nach Sommerfeld hinaus; und mit Ungeduld warteten wir Uebrigen, daß wir der Stadt entfliehen konnten. Gerade wie noch jetzt, begrüßten wir im Frühjahr Sommerfeld als einen Ort der Erquickung. Den Winter über hatte ich fleißig alle Gelegenheit benutzt, wo ich etwas lernen konnte, Tante Emma hatte mir gütig Zeit dazu gelassen. - Daß ich etwas angegriffen war, und mit Entzücken dem Landleben entgegensah, war also natürlich.

Nachdem Alles eingeräumt war, setzte ich mich auf einer Bank nieder, unter dem hohen Balkon, wo man den Blick über die prachtvollen Baumgruppen des Parks schweifen lassen kann, ließ die Hände im Schooß ruhen, und genoß die ganze Herrlichkeit der Natur mit vollen Zügen; an Einzelnem konnte ich mich nicht freuen, jeder Athemzug brachte Erquickung, jeder Blick entzückte von den herrlichen Laubkronen, bis zu den herrlichen Blumengruppen, dem blühenden Gräschen, welches sich im Winde bewegte, der Gänseblumen, welche ihr Gesichtchen gen Himmel richteten, gleich einem nie-

Digitized by Google

vergefallenen Stern. Das Ohr lauschte dem leisen Rauschen in den Zweigen, dem Summen der geschäftigen Insecten, dem Plätschern des Springbrunnens.

Da trat Tante Emma aus dem Hause, sie mußte mir die Freude ansehen, denn sie beugte sich über mich, küßte mich herzlich und sagte: „Ja! so Gott will, werden wir einen schönen Sommer zusammen haben, mein Mädchen!“ und wie ich sie da umschlang und ihre Liebkosung erwiederte, fühlte ich so recht, wie innig lieb ich sie hatte.

„Wollen wir einen kleinen Weg machen?“ schlug die Tante vor. Schnell holte ich mir meinen Hut, wir durchgingen den Park und traten durch die große Allee hinaus in das Dorf; das Stadtleben schien schon weit hinter mir zu liegen, so erquicklich war die dörfliche Ruhe, die Sicherheit vor allen Anforderungen großstädtischer Sitten.

„Wir müssen unseren Freund Rüdiger bei seinem Hausbau überraschen,“ gab nun die Tante den Weg weiter an, und bald standen wir vor unserem jetzigen Sommerfeld, und ich kann gar nicht sagen, wie sehr es mir gefiel, obgleich ein buntes Durcheinander sich den Blicken darbot.

Zugeschnittene Balken, Treppenaufsätze, Bretter zu den Fußböden bedeckten den Hof, im Garten nebenan sah man aufgegrabene Beete, Zurüstungen zu Lauben, neue Bänke, Bäume und Sträuche an der Erde liegend, deren Wurzeln nach Erdreich schmachteten, alles wie es Rüdiger bezeichnete, als er uns zurief: „Sie wagen sich zu früh in dieses Chaos, ehe sich die Schöpfung gebildet hat. Doch willkommen! hier ist ein Plätzchen für Sie,“ dabei führte er uns vor die Thür des Wirthschaftshauses, wo jetzt der Christoph Abends sitzt, auf dieselbe Bank, und aus der Thür des Neubaues trat Friedrich Wendel, bestaubt und beschmutzt, aber strahlend vor Freude, daß wir schon heute gekommen. Hier in seinem Elemente war er ein ganz anderer, ich mußte ihn fast verwundert ansehen. Mit Sicherheit bewegte er sich, genirte sich nicht wegen seines Anzugs, während er in Berlin stets steif und ungeschickt gewesen, leicht Stühle umwarf, regelmäßig die Füße in den Teppich verwickelte, so daß man neben ihm nie aus der Angst kam vor der Folgen recht schrecklicher Zerstörungen, die er mit einer ungeschickten Wendung hervorbringen konnte.

Kaum hatten wir den Wunsch geäußert, den Neubau zu besehen, und Rüdiger sich mit Tante Emma erhoben hatte, so faßte Wendel auch unbefangen meine Hand, um mich zu führen. Tante Emma seufzte, als sie sah, daß nur eine Leiter in den Dachstuhl führte und blieb unten; wir beiden aber kletterten eben hinauf, ich sprang, von meinem Führer ermuthigt, von einer Balkenlage zur andern, wenn er meine Hand kräftig mit der Seinen faßte.

Dann standen wir lange am Giebelfenster mit der schönen Aussicht nach dem See, und schauten uns zwischendurch fröhlich in die Augen, welche das beiderseitige Verständniß des Schönen aussprachen, während wir still waren. „Wie freut mich, daß Sie alles gut finden, wie es eingerichtet ist,“ sagte Friedrich herzlich, als wir mit besehen fertig waren, ich hoffe, Sie

Digitized by Google

kommen noch öfter, nach dem Bau zu sehen; Herr Rüdiger rechnet ja auf Ihren guten Rath, setzte er lächelnd hinzu."

Auch Rüdiger bat um baldigen Besuch, die Tante um eine Gegenvisite, auch sollten die beiden Herren ein für allemal jeden Sonntag bei uns auf dem Schlosse essen.

So gern vertiefe ich mich im Geiste in jenen schönen Sommer; nichts störte meine Freude, nur die Mutter fehlte mir und die Schwestern, doch versprach mir die Tante, sie sollten auch im Spätsommer kommen, wenn sie sich zur Reise entschließen könnten.

Die Bauinspectionen wurden fortan recht häufig gehalten, ja! wir nahmen oft das Strickzeug mit, und besonders bei der Gartenanlage gab es viel zu überlegen. Oft war ich sehr auf meinen Kopf bestehend, und hatte doch damals nichts daran zu theilen, aber man hatte mich verwöhnt; zuweilen brachte mich Friedrich zur Vernunft, indem er mir zurief: „dachte ich doch nicht, daß Sie solch ein Eigensinn wären!"

Weite Morgenspaziergänge machte ich auch, auf denen sich Rüdiger häufig zu mir gesellte, und mir durch seine lehrreiche Weise alles doppelt schön und unterhaltend machte; ich verehrte ihn tief, und staunte sein Wissen an, obgleich ich doch nicht einmal in meinem Gehirn den Umfang desselben fassen konnte.

Tante Emma bekam zuweilen Beängstigungen, ob sich auch mein unbefangener Verkehr mit ihm schickte, sie meinte, er sei doch eigentlich nicht so alt, als er aussähe, es wäre schon manches vorgekommen in der Welt, bis sie dann wieder nachgab, und mir nur ans Herz legte, nicht allzu kindlich und unbefangen gegen ihn zu sein.

Eine Freundin fand ich auch in der Tochter des Pfarrers; es war eine liebliche, sanfte Erscheinung, und als sie oft bei uns war, auch wenn wir Besuch aus Berlin hatten, so bot sich für Tante Thekla abermals Gelegenheit, den siegenden Eindruck der Jugend zu beobachten; sie machte derselben ihren jungen Verehrer, meinen Bruder Christian abwendig, der ein fleißiger Gast in Sommerfeld und als Theologe auch im Pfarrhaus gern gesehen war. Bei den Spaziergängen, welche wir gewöhnlich am Nachmittag des Sonntags unternahmen, gesellte sich mein Bruder zu Marianne und sein Freund Friedrich zu mir, so trennte die Liebe die Freundschaften, sie wollte Alleinherrscherin sein, und gepriesen ward von den jungen Rittern jede Pfütze, jeder Graben, wo sich Gelegenheit zu hülfreicher Hand bot, auf jedem schmalen Rain wurden wir als kleine Kinder behandelt, welche der Führung bedurften. — Der Onkel gab nicht nach, Christian mußte sich entschließen, in Sommerfeld zu predigen, ich hatte eine unbestimmte Aengstlichkeit, ehe es so weit kam, und betete eifrig, daß der liebe Gott helfen möge. Christian war in letzter Zeit sehr erregt, die Liebe zu der lieblichen Pfarrerstochter bewegte sein Herz, er kämpfte gegen die Leidenschaft, daß sie nicht zu früh den Damm durchbrechen sollte; nun sollte er zum erstenmale predigen vor ihr, an deren Wohlgefallen ihm so viel lag? und wieder, wie demüthigend war das Gefühl, daß dergleichen Eindrücke Einfluß auf ihn

Digitized by Google

haben könnten! Ich sah mit Angst und Schrecken dem Sonntage entgegen, und bat heimlich den Pastor, sich fertig zu halten, wenn meinem Bruder etwa unmöglich sei, zu predigen.

(Fortsetzung folgt).

Miscellen.

Die Polinnen und der Luxus.

Eine polnische Dame, die an einen Russen verheirathet ist, bringt gegenwärtig die weibliche Welt in Biarritz in Aufregung. Sie erscheint dort täglich nicht blos in zwei verschiedenen Anzügen, was unter den Damen keine besondere Leistung sein würde, sondern sie trägt auch keinen Anzug zweimal, so daß jeder Tag in der That zwei neue Kleider bringt. Als wir diese Notiz zuerst in den Zeitungen lasen, hatte die edle Polin bereits die Grenze des ersten Schocks neuer Kleider überwunden; am Schluß der Saison wird sie wohl die Hundert erreicht haben. Die Dame schreibt sich offenbar eine weltgeschichtliche Mission bei; in unserer Epoche des Luxus erklimmt sie mit Hülfe von Kammerjungfern, Schneiderinnen und Spitzenklöpplerinnen den Gipfel, wo sie hundert vielgefärbte Roben als Fahne und Siegeszeichen aufpflanzt. Sie ist eine Heldin und Märtyrerin, insofern sie gleichsam nur noch als körperlicher Tragepfeiler für eine Idee dient und zwar für die Idee, an welcher sich bisher Zeitungsschreiber, Abgeordnete und königliche Commissionen vergebens abgearbeitet haben — an der Idee des heiligen Arbeiterhums.

Betrachten wir unbefangen die Gegenstände mit denen Luxus getrieben wird, so sind sie insgesammt die Erzeugnisse einer Sorte von Arbeit, welche, weil sie ihrer Bestimmung nach unproductiv ist, die Arbeit in abstracto, also die eigentlich heilige Arbeit genannt werden kann. Der Handarbeiter, der ein seidenes Kleid webt, einen Shawl wirkt, die Ringe einer goldenen Kette zusammenfügt, eine Brosche polirt, einen Stein schleift, ist eben so unproductiv, wie der literarische Arbeiter, der einen Leitartikel oder ein Feuilleton schreibt. Beider Producte sind nur auf die Erregung eines augenblicklichen Wohlgefallens, auf die Befriedigung von Neugier, Eitelkeit berechnet. Der Luxusarbeiter ist zugleich Chanze-Arbeiter, eine eigentliche

Digitized by Google

Nothwendigkeit für den Consum seiner Artikel liegt nicht vor. Er sagt: hier ist mein Werk, nun seht, was ihr damit macht. Aber schon dadurch, daß er Luxusartikel liefert, übt er eine Pression auf die Gesellschaft aus, einen Druck, der nicht eher ruht, als bis er die Individuen gefunden hat, welche sich zu der Rolle von Tragestöcken, von Aushängeständen für seine Artikel hergeben. Je mehr solcher Tragestöcke der Arbeiter findet, desto stärker wächst die Herrschaft, die er auf die Menschen ausübt. Nachahmungssucht, Neid, Vornehmthuerei stellen sich bald in den Dienst des unproductiven Arbeiters und verschaffen seinen Producten einen immer weiteren Markt. Der Luxus kommt daher nicht von oben, sondern von unten, er ist eine Offenbarung der Dictatur, welche die Masse auf die Personen ausübt. In Staaten, wo es den Charaktereu noch erlaubt ist sich unabhängig zu entfalten, also in guten Monarchieen und guten Republiken, wird der Luxus nie aufkommen können; erst in Staaten, die sich auflösen, d. h. in imperialistischen Demokratieen und demokratischen Imperien wird der Luxus sich Bahn brechen. Denn der Luxus ist eine Offenbarung der in die oberen Schichten dringenden proletarischen Gesinnung und proletarischen Arbeit. Das unproductive Proletariat schafft sich oben ein götzenhaftes Gegenbild, das es mit Tand behängt, ein vornehmes Proletariat, verschuldet, oberflächlich, genußsüchtig, nur von einer Stunde zur anderen lebend und von einer Stunde zur anderen das Kleid wechselnd. Das ist der Ursprung und die Definition des Luxus.

Gleichwohl gehört Heldenmuth dazu, die Repräsentation des Luxus — des Gottes unserer Zeit — zu übernehmen. Immer besitzen die Damen den äußersten Heldenmuth, und unter den Damen sind wiederum die vornehmen Polinnen die kühnsten.

Dies erinnert uns an die Schilderung, die ein reisender Liefländer vor siebzig Jahren von dem Wetteifer, welchen vornehme Warschauerinnen im Spazierenfahren gegen die Männer entwickelten, mittheilt.

„Spazierfahrten," schreibt dieser Reisende im Jahre 1793, „gehören zu den Erholungen der großen Welt in Warschau. Wer an anderen Orten Wagen und Pferde für seine Bequemlichkeitee hält, fährt auch mit denselben spazieren; aber hier bedarf es zu diesem Behufe noch eines eigenen Fuhrwerks und eigener Pferde. Der Prinz Joseph Poniatowski, den man als vortrefflichen Tänzer kennt, ist ein eben so vortrefflicher Reiter und Fuhrmann. Er war einer der ersten, der die leichten, offenen hochhangenden Wagen (in Deutschland Whisky, hier Kabriolets genant) in Warschau zur Mode machte. Anfangs legte er vier Pferde davor, nach der Zeit acht, wovon er jedesmal vier nebeneinanderspannte, die er sämmtlich vom Wagen herab und stehend regierte, was einen überaus malerischen Anblick gab, und den Zuschauer in die Zeiten der alten Wagenrenner zurückversetzte. Seine Pferde waren immer die ausgesuchtesten, voll Feuer, groß und stark; aber er wußte sie meisterhaft zu behandeln, und diese stolzen Thiere standen und gingen, sprangen und sprengten, wie seine Hand und Zunge es wollte. Man verlor Hören und Sehen, wenn er eine der langen und breiten Straßen herauf-

Digitized by Google

flog und sich im Sprunge durch die übrigen Wagen, die ihm begegneten, durchwand. Gewöhnlich hatte er zwei seiner Freunde neben sich, und er stand in ihrer Mitte. Wielohurski, sein Waffenbruder, mit dem er gegen die Türken gefochten hatte, war sein beständiger Begleiter, und nach ihm sah man ihn am häufigsten mit Kosciusko fahren. Diese für die Polen so höchst anziehende Gruppe, konnte, ihre Umgebungen dazu gerechnet, nicht anders, als alle Augen auf sich ziehen. Aus Bewunderung und Wohlgefallen ward Trieb, ihnen nachzuahmen, und es dauerte nicht vier Wochen, so war Warschau mit Kabrioletten zu drei Personen überschwemmt. Wer nicht reich oder nicht stark genug war, acht Pferde zu halten und zu lenken, begnügte sich mit vieren oder zwei; wem die großen fürchterlich waren, der hielt sich kleine; genug, man mußte ein Kabriolet haben und es selbst fahren, wenn man auch übrigens dem ersten Muster nicht gleich kommen konnte.

Die Wagengesellschaft der drei berühmten Männer kam besonders den Weibern so schön vor, daß sie nicht versäumen konnten, ähnliche zu bilden. Sechs der reizendsten Eleganten von Warschau hatten in kurzer Zeit zwei Whiskys für sich fertig, und glänzten damit auf allen Straßen. Sie traten sehr bald in Unterhandlung mit den drei Männern, die ihnen die Aufmerksamkeit des Publikums immer noch viel zu sehr an sich zogen; und, ehe man es sich versah, standen diese drei Kabriolette in Bündniß, und das eine ließ ohne die beiden andern sich nicht mehr sehen. Die Weiber überlisteten dabei den Führer des männlichen Kabriolets so sehr, daß er sich gefallen ließ, jedes Mal hinter den beiden weiblichen zu fahren. So nahmen diese, auf eine recht gottlose Weise, die Blüthe der Neugier und Aufmerksamkeit jedesmal vorweg. Indessen ist gewiß, daß diese schönen Weiber, mit ihren kleinen tartarischen Pferden, die sie ebenfalls selbst lenkten, an Schnelligkeit und Verwegenheit dem Prinzen und seinen Freunden nichts nachgaben.

Zwar dauerte diese Verbindung nur wenig Tage, und sie scheint durch den Umstand, daß sechs Weiber, aber nur drei Männer, daran Theil nahmen, eben so kräftig untergraben worden zu sein, als durch die natürliche Unbeständigkeit und Wechselsucht der Weiber; indessen wirkte das Beispiel derselben fort, und man sah noch lange drei, vier, sechs Kabriolette hintereinander, die theils in der Stadt spazieren fuhren, theils Ausflüchte nach den Lustörtern um Warschau machten. Um das Mißverhältniß zwischen der Zahl der Männer und Weiber nicht wieder so merklich zu machen, ward es Mode, daß jedes Mal ein Mann zwischen zwei Weibern saß und sie fuhr. So war alles mehr in Ordnung und man blieb mehr der Gewohnheit treu, nach welcher hier, auch außerhalb dem Kabriolet, oft zwei Weiber mit einem Manne zufrieden scheinen, und ein Mann mit zwei Weibern zufrieden ist.

In Kurzem war auch das Publikum der Wechsler und Kaufleute mit diesen Kabrioletten versehen; aber ihre Weiber verriethen nie stärker ihren bürgerlichen Ursprung und ihren Mangel an adeligen Talenten. Sie ließen sich entweder von ihren Freunden, oder Brüdern und Verwandten, oder gar, gegen alle Sitte, von ihren Kutschern, die auf dem Sattelpferde saßen, herumfahren, und keine wagte, die Zügel selbst in die Hand zu nehmen, wo-

Digitized by Google

für sie auch von Kennern und Kennerinnen argen Spott zu erdulden hatten. Gleich nach dieser Klasse erschienen auch die Mädchen, die zu keiner Klasse gehören, zu Dreien in Whiskys, welche die große Welt abgelegt und die Lohnkutscher zum Vermiethen angekauft hatten. Nun waren sie nichts Außerordentliches mehr, aber sie blieben zu Spazierfahrten, wie die gewöhnlichen Wagen zu Besuchen und Geschäften, in der Mode."

Ein neues Trinklied.

Die deutschen Schulmeister haben von Alters her den guten Ruf, daß sie, wenn da, wo „man einen Guten schenkt", ihre offizielle Gravität erst einmal glücklich überwunden ist, die fröhlichsten Kumpane der Welt werden. Das haben sie kürzlich wieder in Heidelberg, in der „Versammlung deutscher Philologen" und an einem Trinkliede Victor Scheffel's bewiesen, das sie mit reinstem Enthusiasmus aufnahmen. Es lohnte sich des Beifalls auch, denn es sprach, wie nachfolgende Probe zeigt, in allen möglichen und unmöglichen Sprachen. „Das große Faß zu Heidelberg" — so ist sein Titel — führt in 11 Strophen mit humoristischer Gelehrsamkeit die verschiedenen Nothbehelfe der alten Völker auf, um ihren Wein zu verwahren, bis endlich die Germanen das echte Faß erfanden. Die Aegypter sogen „des Palmsafts heilige Fluth aus dicken Nilkanoben"; den Assyrern „verschimmelte ihr Dattelwein in Keilschriftthoncylindern"; der weise Salomo füllte seinen Engeddi-Wein in „Geißbockschläuche", die ihm ein „rohes Bouquet" gaben"; der vorgeschichtliche Europäer trug seinen Meth „in einem schmalen Legel", die Kelten und die Kimmerier hatten „nur Bütte, Pott (Anspielung auf den Hallenser Dichter der Kelten und Zigeuner) und Pottich"; Alt-Hellas hatte die Faßform früh, pflag aber „statt Weins Philosophie in hohlen Tonnen", und das Vasum der Römer war von Thon und, ungeschickter Weise, „spitz nach unten". Aber

Das echte Faß zeigt Deutschen Schwung,
Es gingen die Germanen
Schon auf die Völkerwanderung
Mit Trinkglas, Faß und Hahnen.

Dietrich von Bern rief oftmals froh
Im Keller seines Schlosses:
„Thata liubo fat, thata mikilo
Du liebes Faß, du großes!"
Und oft sah ihn der Gothen Heer
Vergnügt dem Reichsschenk winken:
„Schafft eine Maß zu trinken her!
Skapia maziaia drinkan!"

Digitized by Google

Des Rothbarts Kaiſermacht empfing
Den Reichstag gern beim Faſſe,
Und ſang, wenn's auf die Neige ging,
In althochdeutſchem Baſſe:
„Iz rinnet nicht ein tropha mêr,
Der win iſt vortgehupfit . . .
Du wê min grôzaz vaz ſtât lêr,
Sie hânt mirz ûz geſupfit! . . .“

Schließlich feiert das große Heidelberger Faß, welchem dieſes Lied in den Mund, oder Spund, gelegt iſt, ſeine Schöpfung durch einen edeln Pfälzer Kurfürſten, und bedauert nur daß es — gänzlich leer getrunken iſt.

(Berl. Ref.)

Druck von A. Paul & Co. in Berlin, Kronenſtraße 21

Digitized by Google

Der Abgeordneten-Tag in Frankfurt a. M.

Der nach Frankfurt a. M. kürzlich einberufene Abgeordneten-Tag, hat banquerott gemacht, ein Ereigniß, welches wir zu den hoffnungsreichsten der Neuzeit rechnen, nicht weil wir dem ganzen Experimente, auch wenn es gelungen wäre, irgend eine Tragweite, seinen Beschlüssen nach, beigelegt haben würden, sondern weil wir in dem Verlaufe den Beweis erblicken, daß in den deutschen Ländern die Souveränetät des regierenden Fürstenhauses noch immer die Macht ist, an welcher sich die Demokratie bricht.

Das ganze Unternehmen war, freilich wohl gegen den Willen der Faiseurs, eine Probe in wie weit die Demokratie ihrer Herrschaft gewiß sei und diese Probe ist zu Ungunsten derselben ausgefallen.

Den Beweis für diese unsere Behauptung liefern sowohl die Erschienenen als die Ausgebliebenen.

Die preußischen Abgeordneten der democratischen Partei, und andere wurden überhaupt nicht erwartet, sind ausgeblieben und haben diesen ihren Entschluß durch veröffentlichte Absagebriefe motivirt.

Der Kern dieser Erklärungen beruht in dem Geständniß, daß die Theilnahme an einer Versammlung unmöglich sei, von welcher vorausgesehen werde, daß sie in ihren Beschlüssen der Machtstellung der preußischen Monarchie zu nahe treten werde.

Wir gehören nicht zu denen, welche den Verfassern dieser Absagebriefe um deshalb irgend ein Verdienst beilegen könnten; dieselben Personen, welche jene öffentlichen Erklärungen erließen, versichern uno tenore, daß sie in ihrer Opposition gegen die innere Entwickelung unseres Vaterlandes um so eifriger verharren würden; wir müssen hiernach die Gründe der Nichtbetheiligung am Frankfurter Abgeordnetentage außerhalb des politischen Systems der heimbleibenden Abgeordneten suchen. Und in der That sind diese Motive denn auch mit Leichtigkeit zu erkennen. Diese Politiker sind von dem Bewußtsein geleitet worden, daß ihre Betheiligung an den in Frankfurt zu gewärtigenden Beschlüssen, sie auch für die Zwecke der inneren Action gänzlich discreditirt haben würde.

Es ist hiernach von besonderem Interesse zu forschen, weshalb gerade die in Frankfurt zu gewärtigenden Beschlüsse von der preußischen Democratie gefürchtet wurden, und da ist denn die Antwort nur dahin zu ertheilen, weil diese Beschlüsse das specifische Preußenthum verletzt haben würden. Fragen wir weiter, worin dieses specifische Preußenthum bestehe, so lautet der Bescheid, in der Begeisterung für die Größe und Macht des preußischen Vater-

Digitized by Google

landes, welche ihren Culminations-Punkt in der Liebe zu dem im Hohenzollernschen Geschlechte erblichen Königthume findet. Es ist die Macht der Souveränetät, welche allein unser Vaterland zusammenhält. Die Bestandtheile, aus welchen dieses unser Vaterland gebildet wird, die Schicksale durch welche diese Bestandtheile zu dem gemeinsamen Vaterlande zusammengefügt worden sind, sind bekannt genug und wenn alle diese Momente dazu angethan sind, viel eher ein Zerfahren als eine Gemeinsamkeit zu erwecken, diese Gemeinsamkeit aber doch vom preußischen Volke unter allen Umständen zähe, ja begeistert aufrecht erhalten wird, so liegt das Band außerhalb der historischen Entwickelung, es liegt außerhalb der, überdem gar nicht gemeinschaftlichen Interessen, es liegt allein in dem gemeinschaftlichen Fürstenhause.

Auf dieses Moment ausschließlich ist denn auch das jetzt das preußische Volk durchdringende Gefühl zurückzuführen, die Elbherzogthümer dem preußischen Vaterlande zu gewinnen. Nicht das Begehren nach einer Vergrößerung, nicht die Vortheile des Handels und Wandels, überhaupt nicht Aussicht auf irdischen Gewinn, verlangen die Annexion, sie wird von dem Volke erhofft, weil die Armee des Königs in den Herzogthümern siegreich gewesen ist und weil jetzt ein Zurückweichen als eine Beeinträchtigung der preußischen Machtstellung betrachtet wird. Auf dieses Gefühl ist auch der Drang nach einer Flotte zurückzuführen. Die Ereignisse der letzten zwanzig Jahre haben bewiesen, daß Preußen seine Machtstellung zur See bisher nicht behaupten konnte; daß aber auch dies für die Folge möglich sei, verlangt das preußische Volk; für eine sogenannte deutsche Flotte, begeistert sich unter Hunderten nicht Einer, wie die Erfahrung bereits sattsam bewiesen hat.

Indem also die democratischen preußischen Abgeordneten von der Frankfurter Versammlung fern blieben, gaben sie den Beweis, daß sie die Stimmung des preußischen Volkes richtig erkannten; sie wußten, daß dieses die Souveränetät des preußischen Königshauses und das in derselben wurzelnde Preußenthum höher halte, als die vermeintliche deutsche Nationalität und sie folgerten hieraus, daß sie im eigenen Interesse, diesem Gefühle Rechnung tragen mußten. Auf eine wirkliche Umkehr der Democratie ist trotz der nach Frankfurt gerichteten Absagebriefe, zur Zeit noch nicht zu rechnen.

Die democratischen Abgeordneten werden fortfahren, die Kosten der Armee-Organisation zu verweigern und sie begehen hiermit ein größeres Unrecht gegen die preußische Machtstellung, als wenn sie dem Erbprinzen von Augustenburg in Frankfurt den meerumschlungenen Thron votirt hätten.

Gleichwohl berechtigt die Enthaltung von den Frankfurter Umtrieben auch in dieser Beziehung zu Hoffnungen. Die Abgeordneten werden ihre Opposition im Inneren aufgeben, oder, was wahrscheinlicher, ihrer Seits vom preußischen Volke aufgegeben werden, sobald diesem die entschiedene handgreifliche Erkenntniß kommt, daß die Wege, welche jetzt die preußische Democratie wandelt, zu einem Ende führe, welches die preußische Machtstellung beeinträchtigt.

Diese Erkenntniß zu gewinnen, ist aber nicht so leicht, wie sich jetzt

Digitized by Google

dieselbe für die auswärtige Politik von selbst ergiebt. Für die letztere gehört gerade kein großer Scharfsinn dazu, zu entscheiden, wo die größere Macht sich bewähre, ob wenn die preußischen Truppen in Schleswig verbleiben, ob wenn sie herausgezogen werden; für die inneren Fragen dagegen fehlt es an einem solchen handgreiflichen Beweise.

Auch die fortgeschrittensten Democraten haben sich wohl gehütet, ihren Widerspruch gegen die Armeeorganisation damit zu begründen, daß es darauf ankomme die Wehrkraft Preußens zu schwächen, etwa der sächsischen unterzuordnen; im Gegentheile sie behaupten stets, daß das Volk in Waffen noch unbesiegbarer sein werde, als das berühmte tapfere Leib-Regiment.

Im Jahre 1848 und 1849 kam der Umschwung gegen die innere Democratie sofort, als der persönlichen Souveränetät zu nahe getreten ward; wir sind weit davon entfernt, ein gleiches Mittel jetzt wieder zu wünschen; wir wollen aber doch hier andeuten, daß, wenn im Innern nicht bald das Volk von dem Bewußtsein der preußischen Machtstellung ergriffen wird, die Souveränetät sich kaum der Pflicht wird entziehen können und dürfen, ihrer Seits dieses Bewußtsein wach zu rufen.

Haben wir sonach ausgehend von den Absagebriefen der preußischen Democraten, die öffentliche Stimmung innerhalb Preußens skizzirt, so haben wir in Kürze auch noch für die andern deutschen Staaten, deren Abgeordneten dort erschienen waren, Hoffnungen zu schöpfen.

Es hat sich dort nicht im entferntesten um ein allgemeines Deutschland gehandelt, sondern um eine Frontstellung gegen Preußen. Wir freuen uns aufrichtig dieses Ergebnisses; es giebt uns den Beweis, daß auch in diesen deutschen Fürstenthümern die Souveränetät höher wiegt, als die Nationalität. Worin ist sonst der Grund zu suchen, daß Nassau, Darmstadt und Andere so sehr abgeneigt sind, dem Preußenthum zu huldigen? Es sind Staaten, die zumeist jeder historischen Begründung für ihren jetzigen Bestand entbehren und die doch für die Selbstständigkeit ihres Staates und Staatleins fürchten; das zusammenhaltende Band ist im regierenden Fürstenhause zu suchen. Wenn Baiern die Trias-Idee colportirt, so ist das Motiv in dem Wunsche zu suchen, dem dortigen Königshause eine der preußischen Machtstellung sich wenigstens annähernde Position zu verschaffen.

Andere mittlere und kleinere deutsche Staaten haben freilich auch gar keine oder doch nur sehr wenige Abgeordnete geliefert. Je näher der preußischen Grenze um so geringer die Betheiligung, weil man das eigene Fürstenhaus im Land zu sehr liebt, um es zu compromittiren, eine Rücksicht, welche die Abgeordneten der süddeutschen Staaten nicht zu nehmen hatten.

Und unter diesen Abgeordneten, den erschienenen, wie den ablehnenden, fällt uns die schleswig-holsteinische Gruppe in die Augen. Diese armen Deputirten suchen noch einen Landesherrn und sie sind so eifrig in diesem Drange, daß sie ihn sogar durch Vermittelung des Frankfurter Abgeordneten-Tages in Kiel zu finden vermeinen. Die in's Auge gefaßte fürstliche Persönlichkeit hat sich bisher weder auf dem Schlachtfelde noch im Cabinet besonders bemerklich gemacht, und wenn gleichwohl die Anhänger nicht fehlen,

Digitized by Google

so ist es eben der Drang nach einer abgesonderten, personificirten Souveränetät, welcher die augustenburgische Partei zusammenhält.

Endlich haben wir noch der ausgebliebenen österreichischen Abgeordneten zu gedenken. Sie sind weggeblieben weil sie den sonst üblichen Kaufschilling nicht bieten konnten. Die ganze deutsche Politik Oesterreichs hat nur zu oft in einem Preisgeben Preußens gegipfelt. Die österreichische Suprematie ist den mittleren und kleinen deutschen Staaten in des Herzens-Grunde ebenso zuwider, als die preußische; die letztere wird aber als die aggressivere mehr gefürchtet. Die jetzige Lage Oesterreichs ist am wenigsten dazu angethan, sich an Bestrebungen zu betheiligen, welche gegen die preußische Souveränetät gerichtet sind. Gerade in Oesterreich ruht die ganze Zukunft zur Stunde auf dem souveränen Kaiser; es wäre von österreichischen Abgeordneten frevelhaft gewesen dieses Princip in dem mächtigen deutschen Bundesgenossen zu verletzen.

So schöpfen wir denn aus dem Frankfurter Abgeordnetentage und diesen begleitenden Vorgängen die tröstliche Zuversicht, daß in allen Theilen Deutschlands das Princip der Souveränetät des regierenden Fürstenhauses noch ungeschwächt geschätzt und gewürdigt wird, daß daher auch die Democraten noch fern von dem Ziele sind, unter der Firma deutscher Nationalität die Revolution einzuführen.

Mit Zuversicht erwarten wir hiernach den Zeitpunkt, wo in den deutschen Völkern dieses Gefühl und Bewußtsein, sich nicht blos nach außen hin geltend macht, sondern die Umsturzpartei auch von ihrer Action im Innern ausschließt.

Wollen die Twesten und Consorten preußisch fühlen, so mögen sie nicht nur vom Frankfurter, sondern auch vom Berliner Abgeordnetentage fern bleiben.

Das preußische Volk aber ermanne sich und stoße von sich, alle die, welche mit dem Preußenthum nach außen hin coquettiren, dasselbe aber in Fragen der inneren Verwaltung unter die Füße treten.

Wochenschau.

Die Reise des Grafen Bismarck nach Frankreich hat während der vergangenen Woche die Politiker lebhaft beschäftigt. Indem der Graf dem Kaiser der Franzosen gegenüber das Selbstbestimmungsrecht Deutschlands repräsentirte, welches unabhängig von dem Einspruche des Auslandes die schleswig-holsteinische Frage als eine innere Angelegenheit der deutschen Nation regeln wird, mußte gerade an diesem stolzen Verhalten der deutschen Groß-

Digitized by Google

macht der europäische Charakter der Krisis, in die wir eingetreten sind, desto deutlicher zu Tage kommen. Beide Westmächte wissen recht wohl, daß ihr Ansehen als Führer unseres Welttheils auf dem Spiele steht, wenn es der deutschen Nation gelingt, ungestört und mit Ausschließung fremden Einflusses den Gang der Dinge in Schleswig-Holstein den Interessen deutscher Macht und deutscher Sicherheit anzupassen. Die in den Herzogthümern eröffnete Bresche bedroht die Position Frankreichs und Englands. Mit Hilfe der Frage der Herzogthümer müssen die Westmächte ein examen rigorosum bestehen, in welchem sie sich darüber auszuweisen haben, ob sie noch die Fäden der Ereignisse beherrschen können. Besonders Frankreich fühlt sich beunruhigt und ist bestrebt, das Zuschauerthum, auf das es eingeschränkt worden, als ein Werk kluger Berechnung, welche nur die Kräfte des Kaiserthums für den Moment des Handelns sammeln wolle, darzustellen.

Napoleon kann sein Ziel, die Befestigung der kaiserlichen Dynastie, nur durch eine große auswärtige Politik erreichen. Frankreich steht seit 1789 unter dem Gesetze des Wechsels. Diesem Gesetze gemäß würde auf den Kaiser Napoleon III. ein orleanistischer Bürgerpräsident, auf diesen die rothe Republik und auf diese wiederum ein bonapartistischer Soldatenpräsident folgen, um sodann aufs Neue einem Orleans-Prätendenten Platz zu machen. Innerhalb eines solchen Kreislaufes wird sich die französische Geschichte abwickeln, wenn es dem jetzigen Kaiser nicht möglich ist, das Princip der Abwechselung, welchem Frankreich anheimgefallen, zu überwinden. Für ihn, für seine Armee, für seine Familie besteht daher das Bedürfniß der auswärtigen Action, welche der kaiserlichen Dynastie Glanz und Dauer zu verleihen hätte; und da keine europäische Macht mit Sicherheit agiren kann, wenn es ihr nicht gelingt, einen Bundesgenossen mit sich zu reißen, der ihr als Deckung dient, so muß Napoleon's ganzes Streben dahin gerichtet sein, daß er eine gute, starke, zuverlässige Allianz errichte. Seit fünf Jahren sucht er nach einem Bundesgenossen, ohne die sehnlich erwünschte Entdeckung zu machen. Italien kann kein politischer Freund heißen, es ist vielmehr nur ein diplomatischer Supplikant. Der Austausch von Höflichkeiten mit Spanien ist ein hübsches Schauspiel aber keine Basis für historische Thaten. England liefert nichts als schmeichelnde Worte, hinter denen sich aber kaum das schadenfrohe Behagen verstecken kann, den Nachbar in eine Falle gehen zu sehen.

Deshalb würde es uns nicht in Verwunderung setzen, wenn Napoleon seine Augen auf Preußen richtete. Aber es ergiebt sich auch aus den obigen Erwägungen, daß das Bedürfniß Frankreichs, eine Verbindung mit Preußen zu schließen, stärker sei, als das Bedürfniß Preußens, mit Frankreich ein Engagement einzugehen: es ergiebt sich, daß der erste Schritt von Seiten Frankreichs geschehen müßte, daß Preußen keineswegs Veranlassung hat, seinerseits Opfer anzubieten, daß also sämmtliche Gerüchte, wonach Graf Bismarck mit mancherlei Offerten in Frankreich erschienen wäre, aus Combinationen entspringen, denen das richtige Verständniß der Thatsachen mangelt.

Offenbar horcht Oesterreich mit einer gewissen Beklemmung nach dem hin, was in Frankreich gesprochen wird. Aber es liegt für den Wiener Hof

Digitized by Google

keine Ursache zu Besorgnissen vor, sobald Oesterreich es mit der preußischen Allianz ernst und ehrlich meint. Oesterreich muß sich Preußens versichern; es kann jedoch nur dann der preußischen Bundesgenossenschaft sicher sein, wenn es ohne Neid, ohne reservatio mentalis der norddeutschen Großmacht diejenige Sphäre der Bethätigung einräumt, welche dem preußischen Staate gebührt. Oesterreich besitzt kein Mittel, um die Frage der Herzogthümer zu lösen. Von dem Augenblicke an, wo die Aufgabe, ein Definitivum in Schleswig-Holstein zu schaffen, eine dringende wird, ist die Gegenwart österreichischer Truppen dort eine Anomalie und ein Hinderniß. Zu einer ehrlichen Allianz gehört es, daß ein Bundesgenosse dem anderen in Sachen, die Einer am besten allein ausführt, vollkommen freie Hand läßt. Ueberdies verewigt Oesterreich die Schwankungen in Deutschland, so lange es den Mittelstaaten mit Hoffnungen schmeichelt, die gleichwohl nie erfüllt werden können. Oesterreich schwächt seine Flanke, indem es den Spaltungen in Deutschland Vorschub leistet. Es trägt aber zu seiner eigenen Kräftigung bei, wenn es dem preußischen Monarchen anheimstellt, die Kräfte Deutschlands vor Zersplitterung zu wahren.

Mit einem geordneten, einheitlich gelenkten Deutschland neben sich —, an seinen nördlichen und westlichen Grenzen von Mähren bis Tirol gedeckt —, würde Oesterreich stark genug sein, um seine Position südlich der Alpen zu befestigen. Die Hebung der österreichischen Finanzen hängt davon ab, daß der Kaiser bei seinen Unterthanen das Vertrauen in den Bestand des Reiches erwecke, und wiederum hängt der Bestand des Reiches davon ab, daß der Kaiser für immer und in allen Provinzen mit der Politik des Druckes breche. An die nachhaltige Wirkung des Druckes glaubt kein wahrer Politiker mehr. Venetien nur durch Kriegsgerichte beherrschen zu wollen, hieße eingestehen, daß die Provinz bereits moralisch verloren sei. Die Aufgabe für den Staatsmann besteht darin, die Völker mit demjenigen Zügel zu lenken, den sie sich selber auswählen. Das Regieren hat heutzutage viel vom Werben an sich; wer am galantesten um die Braut wirbt, der führt sie heim; der Zügel, den die Völker Italiens erkoren haben, ist der italienische Einheitsgedanke: dieses Zügels muß sich der Kaiser Franz Joseph bemächtigen, um Venetien zu behaupten. Wir sehen kein Hinderniß, warum der Kaiser von Oesterreich nicht dem Könige von Italien anbieten sollte, daß auch er, der Kaiser, das italienische Parlament beschicken, daß er den Bewohnern Venetiens gestatten wolle, Abgeordnete in das Einheits-Parlament zu senden. Ja, noch mehr, warum sollte nicht Franz Joseph seine guten Dienste offeriren, damit auch der heilige Vater sich in Betreff der Bewohner Roms und des Kirchenstaates zu einer gleichen Maaßregel verstehe? Und hierbei dürfte Franz Joseph nicht einmal stehen bleiben, er dürfte dem Könige Victor Emanuel kein Schlupfloch offen lassen, durch welches dieser sich den Verhandlungen über das Anerbieten Oesterreichs zu entziehen vermöchte. Franz Joseph müßte also in demselben Momente die Errichtung eines italienischen Zollvereins, einer italienischen Flotte, einer italienischen Bundesarmee, in welche die Söhne Venetiens einzutreten hätten, beantragen.

Digitized by Google

Es giebt jetzt drei Souveränetäten in Italien, die sämmtlich gelähmt, vom Zweifel an sich selber zernagt sind: die des Kaisers Franz Joseph, die des Königs Victor Emmanuel, die des heiligen Vaters. Franz Joseph kann sich in Italien nicht rühren, Victor Emanuel weiß nicht ob er wachsen oder einschrumpfen soll, der Papst lebt im permanenten Martyrium. Alle drei Souveränetäten bestehen nur der Form nach, sie sind unfruchtbar, zehren vom Capital und nähern sich daher der geistigen und materiellen Verarmung. Franz Joseph würde seiner Souveränetät in Venetien einen neuen Schwung ertheilen, er würde sie zu einer Quelle der Macht, des Reichthums, der glorreichen Initiative machen, wenn er voll kühnen Edelmuths den venetianischen Kerker aufschlösse.

Entweder würde der vom Kaiser gegebene Impuls wirklich dahin führen, daß das italienische Einheitswerk aus dem Abgrunde der Stümperhaftigkeit und des Jammers, in dem es jetzt schmachtet, errettet würde: — in diesem Falle hätte Franz Joseph für sich und den Papst den Einfluß auf das Schicksal Italiens wiedergewonnen. Denn der Papst und der Kaiser als Mitsouveräne neben Victor Emanuel würden zu jeder allgemeinen italienischen Maaßregel ihre Beistimmung zu geben haben.

Oder der durch das Parteiwesen ermattete Victor Emanuel wäre zu schlaff, um auf den kaiserlichen Vorschlag einzugehen, dann würde Franz Josephs Initiative sogar als bloße Phrase außerordentliche Dienste leisten; der König Victor Emanuel wäre aus dem Sattel gehoben, das Schwert der Aggression wäre ihm entrissen, den liberalisirenden Mächten wäre der Vorwand genommen, gegen Oesterreich zu predigen, und bei etwa ausbrechendem Kriege würde Franz Joseph eine uneinnehmbare moralische Position im Besitze haben.

Was wir hier aufzeichneten, halten wir für das einzige Mittel, durch welches der Kaiser Franz Joseph seine venetianische Provinz behaupten kann. In der schwülen, lässigen, düsteren Luft, welche über Europa lagert, bereiten sich Blitze und Donnerschläge vor, die unerwartet auf die Trägen herabfahren können. Für einen Beherrscher von Völkern ziemt es, die Blitzstrahlen in die Hand zu nehmen und die Rolle des Jupiter tonans zu spielen, statt daß er, wenn das Gewitter ihn überrascht, den Kopf niederbeugt und über die diabolischen Leidenschaften klagt, die sich am Heiligsten vergreifen. Heilig ist der Monarch, der die Ereignisse controlirt und den Geschichtsstoff in Formen bringt. Die Politik des Druckes ist nichts Heiliges, sie ist nicht conservativ und darum bleibt sie wirkungslos, ja, sie ist noch schlimmer als ohnmächtig — sie ist langweilig.

Digitized by Google

Das Duell.

(Fortsetzung.)

So dürfte im Gespräch nie ein Schein verbleiben, als ob Einer einer eigennützigen Absicht fähig gewesen sei u. s. f. —

Alles ist Selbstdisciplin und Disciplin Anderer.

Aber wo bleibt, daß der Duell-Geist diese Welt (Don Quixote?) auferbauen will zu einem bewaffneten positiven Frieden, so daß auf ihr alles inhaltlich Wahrhaftige, Gute und Schöne herrsche?

Diese Frage ist dieselbe nach dem geheiligten Inhalte, den das Duell-Prinzip seiner Natur nach aufnehmen müsse.

Da haben wir nun das „könne" substituirt gehabt für das „müsse"! Aber wir können getrost noch, allerdings das „müsse" streichend, dem „könne" noch ein „solle" hinzufügen.

So konnte Adam gut sein und sollte es, aber freilich mußte er es nicht, und — — wir sitzen mitten im Erfolge!

Auch beim Duell sitzen wir mitten darinnen; aus dem hüpfenden Punkte selbst, aus welchem der Duell-Geist sich ergießt, folgt nicht das Schlechte und nicht das Gute. Das folgt Beides aus dem Geist der Zeiten, an den er anknüpft. So haben wir in der Geschichte nachzusehen, und da werden wir erkennen, daß wir ihm jene Höhe beimessen konnten, wie wir es thaten, werden dann aber auch erkennen, wie er einschrumpfen konnte zu einem kleineren, ja, theilweise falschen Inhalte.

Artikel IV.

Nun denn, zur Sache! gemäß der Schlußverheißung des 3. Artikels. Unser zweiter Artikel belehrte uns darüber, wie die Ehre unserer Altvordern eigentlich in dem unveräußerlichen Grundrecht der Rechtsfähigkeit bestand! Ein Subject, das nicht der Waffen fähig ist, kann nicht des Rechts fähig sein, denn die in Waffen ihre Selbstständigkeit aufrechthaltende Person, das ist die Rechts-Person. Friedens-Schluß auf Basis von Kriegsfähigkeit (denn der Krieg brauchte ja nicht wirklich geführt zu werden), giebt und macht die positiven Rechte.

So ist noch heute das Gespräch der im Duell-Geist lebenden Personen ein laufender Friedensschluß auf dem sorgfältig cassirten, im Hintergrunde schlummernden Kriegsrecht. So duelliren sich auch die im korrecten Duell-Geist lebenden Personen am allerwenigsten, denn das noli me tangere beherrscht wie ein rother Faden ihre Sitte und ihre Worte.

Sprachen wir von jenen Altvorderen, so von einer Zeit der Gemein-Ehre und Gemeinfreiheit, die man scherzhafter Weise durch die allgemeine Dienstpflicht wiedergewonnen meint, auch wohl durch den Uhrwähler.

Digitized by Google

Man übersieht dabei, daß die allgemeine Dienstpflicht gegentheilig besagt: keine Person hat aus ihr selbst Waffen, sondern nur durch und für den Staat. — Hier also taucht gegentheilig der antike Staat wieder auf. Er allein ist das Ehre habende Subject, die Person in Waffen ist nur sein Prädikat, und sich am Staats-Subject als Prädicat zu begreifen: das die virtus!

Es ist das Unglück der liberalistischen Stichwörter, die ja nur für den gedankenlosen Haufen berechnet sind, daß sie, näher untersucht, überall in ihr Gegentheil zerfließen.

In jener Zeit wailand war das Recht zur Waffe bei den Freien allgemein, nicht specieller Beruf.

Aber bald benöthigte man gleichsam des Militairs. Größere Gefolgschaften bildeten sich aus jüngeren Söhnen; es kommt dem Allod gegenüber das Feudum auf; das Waffenrecht wird zum Dienst, zum Beruf. Seit Heinrich I. Reiter-Dienst. —

Als Dienstmannen traten auch Unadelige und Unfreie ein.

Gegen diese geschlossenen Macht-Complexe kann sich meist der früher Freie nicht mehr halten. „Mächtigerer mit deinem Gefolge, übernimm du den Schutz meiner Person, meiner Habe; ich will in deinem Gefolge erscheinen; wenn der allgemeine Heeresbann ergeht, stelle für mich den Mann!" Große Umbildung! Der Geburts-Stand erliegt zu großem Theile dem Berufs-Stande. Um Beruf und Dienst bereichert und durch sie modificirt, übernimmt nun der Berufs-Stand die alt-adelige Idee des Rechts, der Ehre und Freiheit.

Das Christenthum, das Recht der Subjectivität bringend, das Recht selbst des einzelnen sündigen Menschen, für den Gott vom Himmel kam, bestätigte das Bewußtsein unveräußerlicher Rechte, und goß seinen Sinn in die Auffassung von Beruf und Dienst.

„Nicht die Geburt als solche bestimmt den Werth des Menschen, sondern der sittliche Beruf, dem sie sich vermählt!"

So wurde der sittliche Beruf das, was die Weihe gab, und von nun an verpflichtete der Adel (noblesse oblige); und umgekehrt gab der sittliche Beruf die Adels-Weihe. Es kann nicht befremden, daß später der geistliche Churfürst, vielleicht ein Stellmacher-Sohn, dem weltlichen vorantrat. Der geistliche Beruf der höchste sittliche! —

So erstand das Ritterwesen, und da der Beruf bald erblich wurde, ein neuer, der heutige Adel; nach seinem Ursprunge mehr aus Dienstmannen (Ministerialen) als aus altem vollfreien Adel bestehend, und nach seiner Bedeutung „den sittlichen Ideen, dem sittlichen Berufe verknüpft," dem er diente.

Das Ritterwesen leistete Schwüre, religiösen und sittlichen Inhalts, und war so Ordens-Innung.

Mit dem Schwur diente es dem Kreuze; man brach gen Jerusalem auf; mit dem Schwur diente es der christlichen Sittlichkeit: jeder mußte sein Leben dransetzen gegen jeden Unterdrücker des Rechts.

Digitized by Google

Die Consequenz der Ausbildung des der Ehre nunmehr sittlich zu Grunde gelegten Inhalts, mußte zu der ritterlichen Devise führen:

A Dieu mon ame;
Ma vie au roi,
Mon coeur aux dames,
L'honneur pour moi!

Den Damen stand das Urbild der Mutter Maria vor! —

Wir waren vollberechtigt, wenn wir in den früheren Artikeln den Duell-Geist nach unseren Definitionen in jener sittlichen Höhe ergriffen, und als man ihn — gereizt durch seine Ausartung — travestiren wollte in Don Quixote, mußte man es dennoch auf dieser sittlichen Basis thun.*)

Wenn nun so der im bewaffneten Frieden lebende Duell-Geist seine Helden für jeden höheren religiös-sittlichen Inhalt in den Kampf treten ließ, so bleibt doch ein charakteristisches Merkmal dabei, ohne welches nichts richtig und zutreffend aufgefaßt wird.

Ja, man kämpfte nun für diejenigen Sachen, für diejenigen substanziellen und objectiven Ideen, welche die auf Religion ruhende Ethik normirte, aber in letzter Instanz war es dabei dem Kämpfenden nicht um diese Objectivitäten, sondern um die Ehre zu thun, die der Kampf für die Objecte, dem Individuum verlieh.

Man kämpfte gränzenlos treu für Treue, doch nicht für diese Treue, sondern für die Ehre, die der Kampf für die Treue dem Individuum gab.

Diese auf den Persönlichkeits-Werth gehende demonstrative Natur aller That, diese Spitze der Subjectivität, der germanische Genius verblieb dem kämpfenden Deutschen zu aller Zeit und bestätigte und verklärte sich im Christenthum.

Es ist von hieraus leicht verständlich, wie das heutige Duell ausgesprochen gänzlich gar kein anderes Motiv kennt, als diese demonstrative, sich in sich spiegelnde **Ehre**, denn mehr und mehr übernahm Staat und Polizei die Sächlichkeiten, für welche die individuelle Obrigkeit eintreten könnte, und es verblieb ihr nur (und auch das fälschlich angefochten) nackt sie selbst. —

Daß die Ehre und nichts als sie Motiv des Zweikampfs sei, macht diesen erst **zum Duell.** Dies ist für das Duell Begriff-konstituirend. — Nicht der Zweikampf, nicht Secundanten u. s. f. machen das Duell, sondern das, wofür gekämpft wird, die Ehre macht erst das Duell.

Der Morgenländer duellirt sich mit Gründen und dem weisesten Wort; dieser Sächlichkeit des Gedankens gebührt der Sieg. Ein Aehnliches beherrscht den Griechen, und der im Gespräch handgreiflich behandelte Themistokles konnte sagen: „schlage mich, aber giebt mir deine Gründe!" Dem Italiener, zumal Etruskischen und Venetianischen Blutes ist noch heute das:

*) Wir verweisen auf unsere Skizze zum Duell, Berliner Revue 7. Band, 4. Quartal 1856. Dort haben wir auch näher definirt den Begriff des Duells und der Ehre, und die edelen Sitten am Duell hervorgehoben.

Digitized by Google

„bendetto!“*) eine höchste Instanz. Bei uns versucht der Liberalismus durch Depravirung des Charakters, durch Begünstigung der Intellectualität, ähnliche Werthe in Credit zu bringen; aber unsere germanische Unterlage, auf der das Pfropfreis Christi eben um deshalb so leicht und gesund gedieh, wird uns dagegen schützen; denn wir setzen den innerlichsten Charakter gegen den Charakter, Personen-Macht gegen Personen-Macht, und wer sich in ihr noch nicht bewährt hat und nicht bewähren will, der ist uns auch noch nicht bewährt.

Ich möchte fast bitten, einmal den Cid lediglich auf die Frage nach Charakteristik des Duell-Geistes zu lesen.

„An dem Rand der Silberquelle,
Als der König ausgesprochen,
Nahm der Cid also das Wort:“

„Also nehm ich's gegen Alle
Auf, zu Roß und auch zu Fuße;
Nur behaupt' ich, jedes Weibes
Fehler ist des Mannes Schuld.“

„Muß der Kirche, muß dem Staate
Kinder geben, die mir gleichen;
Dies ist mein Gesetz der Ehre,
Das Vermählung mir gebeut.“

„Ungern nehm ich Don Garcia
Jetzt gefangen. Für die Ehre,
Und doch muß ich's für die Ehre,
Für den Dienst muß ich es thun,
Muß ihn nehmen oder sterben
Als ein Kriegsmann.“

Aber dem Dienstherren sagt dann der Cid nicht schlecht, auf welch ein niedriges Beginnen er aus sei. —

Man sieht, daß sich hier jeder religiöse oder sittliche Inhalt zur persönlichen Ehre zusammengreift. Das will nichts Anderes sagen, als: „ich bin keine intellectuelle, Gefühls- oder sonstige Halbheit, sondern das innerste Centrum desjenigen Geistes, der einst selig werden will, das sacrosancte Lager der Persönlichkeit selbst, das deshalb gern Leben und Gut dafür fallen läßt, ist bei dem engagirt, was ich vertrete.“

So ist dieser Duell-Geist nicht der Geist des negativen Friedens (des nicht-Krieges), sondern der des positiven Friedens, der ja nichts Anderes ist als die hohe Gleichgewichts-Spannung, in welcher das Heilige, Gute, Ge-

*) Neun Monate suchten wir vergebens zu Venedig einer Schlägerei ansichtig zu werden. Die Gondoliere stießen zornentbrannt vom Ufer ab, und nun begann zwischen dem Manne auf dem Lande und dem auf dem Wasser ein blühendes Schelten und Schimpfen. Das war so der beständige Verlauf.

Digitized by Google

rechte, Wahre, Schöne sich auf Erden erhebt über der niedergetretenen Schlange. Wo ein Unheiliges, Böses, Ungerechtes, Unwahres, Häßliches sein Haupt erheben will — — —, sprengt Don-Quixote sofort mit der Lanze an, derweile der Sancho-Panza unserer Zeit, auf seine Käse zeigend: „Herr, was beginnt ihr," ausruft, „bedenkt doch Mündlichkeit und Oeffentlichkeit!"

Und Gott sei Dank, wurde sie auch unter Gottes Leitung von den sich entwickelnden Zeiten bedacht; man ließ diese höchsten Interessen nicht in der Hand der Zufälligkeit und Willkürlichkeit beliegen, und so lange sie blos dem Individuum anvertraut waren, lagen sie daselbst, sondern man nahm sie aus der Hand der Individuen und legte sie in die der Institutionen. — Es beginnen mehr und mehr die Zeiten der großen Institutionen und der kleinen, ja verkommenen Personen.

Man verdächtige uns doch nicht, als ob wir nicht das Institutionelle hochhielten, derweile man z. B. Stahl so bezeichnen könnte: er ist ein Institutioneller, doch so, daß dabei der die Institution setzende Punkt, die Person nicht ärmer, sondern um so viel reicher und wahrer werde.

Wir plaidiren nicht gegen die Institutionen, indem wir für das Duell plaidiren; wir wollen nur nicht die Person durch die Institutionen ertödtet, sondern nur sie um sie bereichert sehen.

Wir läugnen jeden Fortschritt, wo die Institutionen auf Kosten der Personen, oder auch wo diese auf Kosten der Institutionen wachsen. Das ist unsere Stellung!

Wir waren dort stehen geblieben, wo die germanischen Völker sich nun nach den sittlichen Berufen gruppirten. Diese Gruppen schlugen Wurzeln perennirten, wurden neuerdings erblich. Da stand das herrliche Gefäß, doch sein Inhalt ging in Gährung über, ward faul. Man sah sich nach Eindämmung des Fehde-Rechts und des Zweikampfes als gerichtlichen Beweismittels um (wir verweisen auf die geschichtliche Skizze in einer Anmerkung des 1. Artikels).

Das Fehde-Recht ist 1495 besiegt durch staatliche Institution. Mit dem 16. Jahrhundert war wenigstens in der Idee der Zweikampf als Beweismittel gestürzt; doch schleppte er sich noch in einzelnen Städten (z. B. Nürnberg) bis in das 17. Jahrhundert fort, nachdem er schon den Kampf um Unpersönliches (Schuldsachen u. s. f.) hatte fallen lassen und nur noch für rein-Persönliches (Ehren-Sachen) in die richterlichen Schranken trat.

Herrschaft der Ideen römischen Rechts und die Reformation mit ihren Landeshoheiten waren inmitten getreten. Ersichtlich zeigen diese Zweikämpfe als richterliches Beweis-Mittel, nachdem sie nicht mehr für reale Objecte gestritten wurden, sondern pure um Ehre, den Uebergang zum heutigen Privat-Duell.

Es etablirten sich die allergnädigsten Landesherren und sie schlachteten Alles hin, was der Etablirung ihrer zu stabilirenden Souveränetät im Wege

Digitized by Google

stand. Das Evangelium stürzte das theokratische Princip; aber das der Kirche Entwundene fand man gut, pro domo in politicis zu üben. Noch Friedrich Wilhelm I. faßte sich als Statthalter Gottes auf, direct von Gottes Gnaden für seine Lande bestallt.

Er versuchte so in Familie und Staat den Glauben und die göttlichen Gebote wie ein Recht und Gesetzbuch zu handhaben; bestens theokratisch!

Die Begriffe in Kirche und Staat taumelten noch und suchten sich zu finden. Das römische Recht leistete dem aufsteigenden ancien regime die erklecklichsten Dienste.

Landvolk und Städte gingen dem aufkeimenden Absolutismus zur Hand, um nur des Adels ledig zu werden, der die zur Grimasse ausgeartete Idee von dem Werthe der „ständischen, sittlichen Berufe auf der Basis der Personen-Selbstständigkeit" hauptsächlich stützte.

Städte und Landvolk wollten lieber das undeutsche römische Recht, lieber den undeutschen Absolutismus entragen, als jene Grimasse. Sie meinten: nun, so geben wir lieber alles öffentliche Recht daran und ziehen uns schneckenhaft in's Haus. Meinetwegen absoluter und römischer Staat, regiere Du, wir werden dem tiefen Gedanken des Nutzens im Ackerbau, Handel und Gewerbe nachdenken und werden dabei religiös und ethisch und wissenschaftlich tief, tief speculiren mit deutscher Personen-Wucht.

Da nun sprach der aus der Oeffentlichkeit und Mündlichkeit, aber der Schwert-gestützte, blutig verdrängte Adel, als er sich auf sein eigen Haus zurückgedrängt sah: „bis hierher und nicht weiter! mir ist nichts geblieben als das nackte Recht der Person und diese bleibt germanisch-christlich und läßt sich nicht als Sache für die Sachen ausschlachten! Wir retten den letzten Rest deutscher Eigenthümlichkeit, auf der das Pfropfreis Christi so leicht und so tief einwächst!"*)

*) Keine deutsche, romantische Ehre, sondern Oeffentlichkeit und Mündlichkeit, sagte der theure Quistorp. — Just Oeffentlichkeit und Mündlichkeit ist der Lebens-Athem deutscher Ehre, und just das römische Recht und der von der Kirche in's weltliche Gebiet herübergenommene Inquisitions-Prozeß ertödteten das deutsche Wesen durch Erstickung der Oeffentlichkeit und Mündlichkeit. Aus dem gerichtlichen Zweikampf erstand das englische Geschworenengericht. Nur, wie er sagte, um ruhig frühstücken zu können, schoß sich noch im vorigen Jahrhundert ein Lord-Oberrichter mit all' seinen Geschworenen der Reihe nach. — Die Oeffentlichkeit und Mündlichkeit führt nur, wenn sie just die liberalistische ist, auf die sich Quistorp beruft, vom Duell fort.

Als Maximilian I. (später noch Max II) das Fehde-Recht stürzt hatte, und der Boden für das Privat-Duell bereitet war, führten beide bei den Soldtruppen das Landesknecht-Recht und das deutsche Reuter- und Ritterrecht ein. Das heißt, das deutsche Bewußtsein öffentlichen und mündlichen Rechts flüchtete sich — und zwar jemehr es sonst im Staate durch die sich bildenden Landeshoheiten ver-geheimnißt wurde — in die Waffen. Dort erhielt sich der Grundsatz, daß die Gemeinde das Urtheil fällen, daß Jeder nur von den Pairs (Pares), von seines Gleichen gerichtet werden müsse. Letzterer Gedanke trat namentlich im Spieß-Recht hervor. Bei diesem trat auch die höchste Achtung der Persönlichkeit dadurch in's Licht, daß der Malefiz-Verbrecher nicht einmal gefesselt vorgeführt werden durfte, daß er endlich die Execution eigentlich selbst vollzog, indem er sich selbst in die ihn umstarrenden Spieße stürzte.

Noch heute sind die deutschen Heere (der Liberalismus will durchaus die Militairgerichtsbarkeit abschaffen und seine Sorte von Oeffentlichkeit und Mündlichkeit der altdeutschen substituiren) Bewahrer altgermanischen Verfahrens. Im Recht der Landesknechte findet sich das Anklageverfahren (nicht das aus der Kirche gekommene Inquisitionsverfahren, das nicht Ueberführung, sondern Eingeständniß bezielt), Oeffentlichkeit, Mündlichkeit, Standesgenossen als Richter, Prozeßleitung durch einen Rechtsverständigen und sein bloßer gut-

Digitized by Google

Dies der Ursprung des Privat-Duells; daher der zunächst particularistische Standes-Charakter dieses Duells; aber dieser Charakter ist just der der gesammten Nation.

Es ist, als ob man dem Leibe Glieder abtrennt; das Leben zieht sich zurück in die edelsten, sensibelsten Theile! —

Nur zu leicht ging der Nation das Verständniß für ihr Eigenstes verloren, und als man seit 1789 wieder nach öffentlichen Rechten schrie, forderte man sie nicht nach Sinn und Weise des Eigensten, sondern nach Sinn und Geiste contra das Eigenste, denn dieses, wie es der mannliche Adel rettete und bewahrte, trocknete, in seiner Isolirung von der übrigen Nation, aus, verlor seine eigenen Zusammenhänge mit germanischem und christlichem Bewußtsein, wurde der Nation zu einem nicht in Cours stehenden fremden Schaustück und jemehr dieses sich putzte, blinkte und sich facettirte, je verhaßter wurde es, und blieb noch verhaßt, als jede Veranlassung längst fehlte. Dies die Erklärung zu manchen Erscheinungen bei uns seit 1848. — So wuchsen denn unter dem ancien regime die Institutionen und die Personen wurden kleiner und kleiner. Das Spießbürgerthum und der Staats-Philister und der bei lebendigem Leibe verstorbene Bureaukrat erwuchs. —

---

achtlicher Rath an die Richter, dann auch Staatsanwaltschaft und Vertheidigung des Angeklagten.

Bei dem 1570 gegebenen adeligen Reuter-Recht sind die Knechte noch in besonderen Schutz gestellt gegen die Herren und Junker; die Knechte blieben hier von der richterlichen Gemeinde ausgeschlossen, denn die Ritter, gleichviel ob Fürsten, Grafen, Freiherren oder unbetitelter Adel, waren völlig Gleiche unter sich. Hier herrschte zwar völlige Mündlichkeit, aber die beregte eingeschränkte Oeffentlichkeit. Die Ritter hatten keinen rechtskundigen Schultheißen zur Leitung des Processes. Die Ritter schworen nicht, ritterlicher Handschlag genügte. Bei ihnen galt nicht Verkündigung des Urtheils auf der Stelle, vielmehr konnte der Feld-Oberst in Malefiz- und Ehrensachen den Spruch mildern.

In diesen und solchen Beziehungen deutschen Rechts liegt es, daß der König noch besonders verpflichtet als Kriegs-Herr, was der Liberalismus für eine neue Erfindung hielt.

Durch den Adel und die Waffe ist der deutschen Nation zur Zeit der Heranbildung des dienerlichen Absolutismus die deutsche Mannesehre, der Freimuth der nichts fürchtenden Persönlichkeit und die Erinnerung bewahrt geblieben an ein Leben, welches das öffentliche und das dreiste flammende Wahrheits-Wort nicht zu scheuen hat.

Durch den Adel und die Waffe sagten wir, doch sollen wir zur Ergänzung hinzufügen: und durch die Studentenschaften. Schon seit dem 14. Jahrhundert, freilich oft nur als eine Correctur für den jugendlich-ungelenken Dialog, wollten die Studenten nicht auf germanische Ehre verzichten. Sie blieben eine beständige Erinnerung daran, daß es sich um ein nationales Gut handele, denn sie traten aus allen Ständen des Volkes herzu. Das Studententhum hat den Liberalismus beständig der Lüge geziehen, wenn dieser lehrte, daß es sich von particularistischer, exclusiver Ehre handele. Aber so ein armer Liberaler hat so wenig Ressourcen im Kampfe, daß er immer wieder seine fadenscheinigen Gründe in's Gefecht führt, obschon die umgebenden Thatsachen ihn der Lüge zeihen.

Die Standes-Vorrechte, die particularistische Ehre soll das Duell erhalten und schüren, und derweile haben die Duelle in Frankreich gerade seit 1830 zugenommen und derweile ist in Louisiana das Duell häufiger als bei uns! — — In Frankreich schlagen sich schon Unteroffiziere und Gesellen. Man denke nur an die scheußlichen Vorgänge unter Napoleon III. zwischen dem Literaten de Pène und den Offizieren Courtiel und Hyène — Da ist der code d'honneur verdrängt vom imperialistischen code militaire. —

Das sind keine Duelle mehr, sondern Zweikämpfe mit dem Motiv von Rache und Haß. Man verlösche das Motiv der Ehre, und wo der Character-Formalismus nicht liberalistisch und materialistisch depravirt ist, da werden unsäglich schlimmere Zweikämpfe für Rache und Haß, wie die Pilze emporschießen.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Schleswig'sche Verwaltungsfragen.

I.

Die nordfriesischen Inseln und Halligen, Seegaten und Watten, Dünen und Marschen. — Was sie sind und was sie werden können.

Der südöstliche Winkel der Nordsee ist eine von Seearmen und Seegaten durchschnittene Wattenfläche, die sich zur Zeit der Ebbe mit ihren grauen Klei- oder Thonmassen kaum ein paar Fuß über die Meeresfläche erhebt, während das Ganze durch die Fluth in eine Wasserwüste verwandelt wird, deren Oberfläche von breiteren und schmäleren Streifen und Schlangenlinien durchzogen wird, auf welchen der lebhaftere Wellenschlag und die stärkere Strömung das Dasein jener Wasserstraßen bezeichnen.

Aus den grauen Watten erheben sich die kleineren Marsch- und die größeren Geestinseln als Oogen (Augen) des Meeres, wie viele dieser Inseln von den alten Friesen genannt wurden. Die friesische Inselgruppe hat als solche Oogen aufzuweisen: Norder- und Süderoog, Wangeroog, Spickeroog u. a. Aber viele Oogen sind in schweren Herbst- und Winterstürmen, in „Himmelswettern" — wie die Friesen sagen — geschlossen und zugedrückt worden, wie die Augen eines Gestorbenen. Sie blicken nicht mehr aus der Fluth hervor und existiren nur noch als erstorbene, jeglicher Vegetation beraubte Wattengründe, als Sand- und Schlammbänke. Die noch offen stehenden Oogen aber blicken traurig nach oben und um sich herum. Ihr matter Blick spricht die Bitte aus: Hütet und wachet über uns, ihr Menschenkinder, daß die grollende Nordsee sich nicht auch über uns schließe.

Nicht mit Unrecht nennen friesische Schriftsteller die Nordsee eine Mordsee. Die sämmtlichen Oogen des friesischen Archipels sind Trümmer eines untergegangenen Festlandes, und auf jeder Insel und Hallig weiß man von der ehemaligen Größe und Herrlichkeit des alten in jeglicher Vereinigung vereinten Nordfrieslands zu erzählen.

Als Ganzes betrachtet stellt die nordfriesische Inselgruppe in ihrer gegenwärtigen Gestalt ein Bild der Zerstörung und Verwüstung dar, und jede größere und kleinere Insel ist wiederum ein Bild des Ganzen, ein zebröckelnder Brocken.

Einige dieser Eilande sind nach und nach von der unabläßig an ihren Rändern nagenden Fluth zerstört und zerbröckelt worden; andere haben in einer einzigen Nacht mehr als drei Viertel ihres Areals verloren. Die angeschwollene und aufgeregte See durchbrach die Deiche und verwandelte die Köge in Seen, daß Fluth- und Ebbstrom ein- und auszogen, wodurch die Grasnarbe abgenagt und der Marschboden in rohes Watt verwandelt wurde.

Also eroberte die See mit ihren kurzen Miniwellen und ihren langen und hohen Wogenbergen wieder, was die Hand der Menschen in langem

Digitized by Google

Kampfe ihr abgerungen hatte, und es fehlte an Händen und Kräften, um durch neue Deichbauten wiederum einen Kampf mit der See zu beginnen.

Hier und da wurden auch die Watten weggespült, daß der alte Seeboden wieder zum Vorschein kam. Wo vor wenig Jahren der Pflüger Furchen zog und wohlgenährte Rinder grasten, sonnte sich der Seehund auf der Sand- und Schlammbank. Wo die alten Klei- und Moorschichten abgenagt waren, wühlten Sturm und Strom ein Bette für die neugebildeten Wattstraßen und Seegaten.

Wie das Land zerstückelt ward, so ward die friesische Nation zersplittert; wie die Nation, so die Sprache der Nordfriesen, die gegenwärtig fast so viele Mundarten als Inseln aufzuweisen hat. (Vgl. meine Schrift: die nordfriesische Sprache, Kiel 1862, Vorwort p. VII.)

Das ganze nordfriesische Land würde schon längst nicht mehr gewesen sein, wenn nicht vom zerstörenden Elemente selber gebildete Wogenbrecher die Zerstörungen der Nordsee aufgehalten hätten. Diese Wogenbrecher sind die Sandbänke oder Außengründe, mit welchen die Küste Nordfrieslands umgürtet ist. So schrecklich diese Gründe für den Seefahrer sind, so wohlthätig sind sie für den nordfriesischen Archipel und die hinter demselben liegenden reichen Marschen des schleswigschen Festlandes.

Eine andere natürliche Schutzwehr bilden die Dünen auf den nordfriesischen Außeninseln Amrum, Sylt und Röm. Diese Dünen sind Hügel und Hügelreihen aus Meeressand. Der von der See an den Strand geworfene Sand wird von der Sonne getrocknet und von den Stürmen landeinwärts getrieben und zusammengeweht. An verschiedenen Stellen ist der Dünen- oder Flugsand sehr verderblich geworden, indem er ganze Feldmarken und Ortschaften verödet hat.

Wasser- und Sandfluthen haben das Angesicht Nordfrieslands so verändert und verwittert, daß von der Herrlichkeit des alten Landes nur noch schwache Spuren übrig geblieben sind.

Es hilft nichts, Nordfrieslands Zersplitterung und Verwüstung zu beklagen und zu bejammern; aber jeder Inselfriese vornehmlich sollte auf Mittel und Wege sinnen, daß das alte Land wieder in seiner alten Herrlichkeit aus den Fluthen auferstehe, sollte an der Erfüllung der alten Prophezeihung arbeiten, nach welcher Neu-Rungholts Kirchenglocken die Auferstehung des versunkenen Landes mit hellem Klang verkünden werden. Und gerade jetzt möchte die Zeit herbeigekommen sein, in welcher eine thatkräftige deutsche Macht ihre Aufmerksamkeit ganz besonders auf Nordfriesland hinlenkte und in dessen wie im eignen und im Interesse Deutschlands überhaupt die Vortheile benutzte, welche die natürliche Lage und Beschaffenheit unserer Inseln und Seegaten darbieten.

Von Skagen bis zur Elbe giebt es längs der ganzen Küste Jütlands und Schleswig-Holsteins nur ein paar sichere und zugleich leicht zugängliche Häfen, die sowohl als Stationen für die Marine, wie für die Kauffahrtheifahrt Preußens und Norddeutschlands zu benutzen sind, und diese Häfen befinden sich gerade zwischen den nordfriesischen Außeninseln. Solche Häfen

Digitized by Google

sind die von der Natur an diesen Inseln und Inselrändern gebildeten Baien, die mit den großen Seegaten in unmittelbarer Verbindung stehen.

Der beste dieser Häfen ist der Lister Hafen an der Nordspitze der Insel Sylt. Derselbe ist geräumig und tief, gewährt Schutz gegen Sturm und Wogendrang und kann mit verhältnißmäßig geringen Kosten auch für größere Kriegsschiffe zugänglich gemacht werden. Nächst diesem ist der Aarumer Hafen an der Südostspitze Aarums der wichtigste unter den nordfriesischen Häfen. Von den übrigen Rheden und Häfen unseres Landes mögen noch der Römöer Hafen an der Südostseite Röms und der Wycker Hafen an der Südostspitze Föhrs erwähnt werden.

Indem wir einen Versuch machen, zu entwickeln, was die nordfriesischen Häfen und Rheden, die Seegaten und Watten für Nordfriesland und unsere Herzogthümer, wie für Preußen und das gesammte Deutschland werden können, dürfte es angemessen sein, einige Hauptmomente aus der Culturgeschichte der Uthlandsfriesen hervorzuheben, um dadurch nachzuweisen, welche Vortheile zu erzielen sind, wenn das Streben eines solchen Volksstammes begünstigt und mit umsichtiger Leitung kräftig unterstützt wird.

Die Bewohner der nordfriesischen Außeninseln sind geborne Seeleute. Fisch- und Austernfang, Küsten- und Kauffahrteifahrt sind unsere wichtigsten Erwerbsquellen.

Als die Holländer und Engländer in der letzten Hälfte des 16. Jahrhunderts das nördliche Eismeer genauer kennen gelernt hatten, entwickelte sich bald ein reges Leben und Streben in den von Eisfeldern umgürteten und durch Eisfelder begrenzten Baien und Wasserstraßen des nördlichen Polarmeers. Man hatte nämlich entdeckt, daß grade die kältesten Gegenden des hohen Nordens an Walfischen, Walrossen und Seehunden unermeßlich reich waren. Bald fehlte es den Engländern und Holländern an Mannschaften für ihre Schiffe, die alljährlich für die Fahrt nach Grönland und Spitzbergen ausgerüstet wurden. Da kam es namentlich den Holländern sehr zu statten, daß die abgehärteten und seegewohnten Männer und Jünglinge der nordfriesischen Außeninseln sich bereit finden ließen, auf ihren Schiffen Dienste zu nehmen, um an den grönländischen Küsten im Großen zu üben, was sie bisher an den heimathlichen Küsten getrieben hatten, Fischfang und Robbenschlag.

Die erste Hälfte des 17. Jahrhunderts war für die nordfriesischen Insulaner eine recht schwere Zeit. Nordstrand war verödet; die Halligbewohner waren seit der Fluth von 1634 verarmt; die Außeninseln Sylt, Föhr und Amrum hatten nicht minder durch die Fluthen sehr gelitten; in dem Kriege zwischen Schweden und Dänemark waren die Insulaner vielfältig belästigt und geplündert worden: da stand die Hülfe in der Gestalt holländischer Werber für die Grönlandsflotte vor der Thür. Holland war schon manchem Inselfriesen ein Zufluchtsort geworden, wenn Dänemark Miene gemacht hatte, auf den frisischen Eilanden Mannschaften für seine Flotte auszuheben. Kein Wunder, daß man gern in die Dienste der

Digitized by Google

reichen Holländer trat, welche ganz anders bezahlten, als der Däne den Dienst auf seiner Kriegesflotte vergalt. Dazu kam die Verwandtschaft mit den Niederländern hinsichtlich der Abstammung, der Sprache, der Sitten und der ganzen Lebensweise. Die Zahl der Inselfriesen, die in der letzten Hälfte des 17. Jahrhunderts sich der Grönlandsfahrt zuwendeten, belief sich auf ca. 4000 Mann, die nicht blos als Speckschneider, Harpuniere und Matrosen, sondern auch Befehlshaber oder Commandeure auf den Grönlandsflotten dienten. Am Schluß des 17. und Anfang des 18. Jahrhunderts waren auf Sylt, Föhr und Amrum 80 Commandeure, und von Föhr aus allein gingen 1500 Mann auf drn Walfischfang. Der föhringer Commandeur Matthias Paters, gestorben 1706, zeichnete sich vor vielen Grönlandsfahrern damaliger Zeit durch seine Tüchtigkeit besonders aus. Er fing im Ganzen 373 Walfische und wurde von seinen Landsleuten „der glückliche Mathias" genannt.

Die Grönlandsfahrt und der Verkehr mit Holland äußerte einen bedeutenden Einfluß auf die Inselfriesen und gab dem Leben mit seinen Erscheinungen ein besonderes Gepräge. Die Häuser und Wohnzimmer auf unsern Inseln wurden nach holländischer Weise eingerichtet; die Männer kleideten sich wie die holländischen Seefahrer und brachten ihren Frauen holländische Kleiderstoffe und Geräthe mit, wenn sie von ihren Fahrten heimkehrten. Man gab den neugebornen Kindern häufig holländische Taufnamen, und die Erwachsenen veränderten ihren ehrlichen friesischen Tauf- und Stammnamen, um ihn den Holländern mundgerecht zu machen.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Pfingstfest in Sommerfeld.

Eine Idylle.

(Fortsetzung.)

Wir hatten uns am bestimmten Sonntag sämmtlich zur Kirche begeben, saßen in langer, bunter Reihe im Kirchensitz des Schlosses. Marianne Vogel erschien wirklich mit ihrer Mutter im Pfarrstuhl, ihr Gebet währte ungewöhnlich lange, sie schloß gewiß den Prediger heute mit ein. Wie mochte sie ihn nennen, wenn sie mit Gott von ihm redete?

Mein Herz schlug, als müßte ich selbst nach Beendigung des Liedes die Kanzel betreten, dagegen blickte Marianne getrost und klar mit ihren hellen, blauen Augen auf den Jüngling, als er vor dem Altar stand, und die Liturgie vollendete. Er laß sie mit schöner klarer Stimme, dann wurde das Lied gesungen; der letzte Vers kam; wir sangen bis zur letzten Zeile, der Kantor

Digitized by Google

ließ die Orgel in längerem Nachhall verklingen, athemlos schaute jeder auf, denn die Kanzel blieb leer.

Endlich trat der Pastor mit langsamen Schritten aus der Sacristei, und predigte nach gewohnter Weise. Wir sahen uns erschreckt an, mich hielt keine Gewalt noch Rücksicht, die Letzte auf der Bank stand ich auf, und in einem Nu war ich vor der Thür, eilte nach der Sacristei, fand jedoch den Bruder nicht; als ich mich aber wendete, erblickte ich seine dunkle Gestalt im Feld, an einem Baume lehnend. Wie ein Pfeil schoß ich auf ihn zu, und schlang meinen Arm um ihn. „Mein Gott! Christian, du bist krank!“ rief ich sein todes bleiches Gesicht betrachtend.

„Nein ich bin nicht krank, entgegnete er, aber ich kann nicht Geistlicher werden!“ er machte einen Schritt vorwärts, und sacht zog ich ihn weiter, allmählig nach dem Parke.

„Nimm mir den Talar ab, sagte er plötzlich, ich muß sogleich nach der Stadt!“

„Ich laß Dich nicht gehen,“ entgegnete ich, „du mußt mit ins Schloß, dein Aussehen läßt jedem die Gewißheit, daß du krank bist, und es ist auch wahr!“

Er mußte mir folgen, und gestand endlich auch, daß er Kopfweh habe. Unbemerkt, da fast alles in der Kirche war, gelangten wir ins Schloß; ich nahm ihm den Talar ab, und warf einen wehmüthigen Blick darauf, denn er war ihm heute morgen von der Tante beschceert worden, und wie hatte sich alles gestaltet!

Mir schwindelte auch mein Kopf, ich mochte ihn aber nichts fragen. Als die Andern aus der Kirche kamen, sagte ich ihnen, Christian liege in seinem Zimmer mit starkem Kopfweh, und konnte glücklich dem vielseitigen Gerede entgehen, indem ich vorgab, ihn nicht verlassen zu können. Nur Friedrich Wendel theilte meine Pflege; wir hörten zusammen Christians Selbstanklage, nicht würdig zum Predigtamt zu sein, und wie es ihn mit Gewalt zurückgehalten, als er die Treppe zur Kanzel besteigen wollte.

Recht herzlich sprach der Pastor zu ihm, als er noch am Vormittag ihn besuchte. Er redete ihm kräftig zu, tadelte seine Feigheit und hielt ihm das Wort Gottes vor: wenn ich schwach bin, so bin ich stark! auch belehrte er uns alle, wie oft plötzlich ein Gefühl der tiefsten Zerknirschung über Jemand komme, während bei Andern wieder die Ueberzeugung ihrer eigenen Schwäche erst allmählig einträte. Christian würde noch Gott danken, daß er die Höllenfahrt der Selbsterkenntniß durchgemacht, ehe er andere zur Buße rufen solle. „Er muß nur nicht an Gottes Macht verzweifeln, noch drum sorgen, er soll kühn auf Gott vertrauen, und sich vor Ihm demüthigen, nicht durch falsche Schaam vor Menschen niederbeugen lassen!“ so schloß er.

Die Worte des Pastors hatten mich ebenfalls aufgerichtet, denn meine Ruhe und Festigkeit war nur Schein. Im Innern schämte ich mich furchtbar, und nach meiner Empfindung durfte Christian nie wieder eine Kanzel betreten. Christian blieb natürlich auf seinem Zimmer, aber auch ohne ihn blieb

Digitized by Google

unser Mittagstisch verstimmt, und Rüdiger, welcher verreist war, fehlte recht sichtlich.

Ich zog mich bald zu meinen Bruder zurück. Wir fühlten uns heute so recht zusammengehörig. Im Winter waren wir uns oft aus dem Wege gegangen, auch weil er die Tante Thekla liebte, gegen welche ich die Bitterkeit nie ganz überwinden konnte. Gegen Abend beredete ich Christian, ein wenig mit mir in den Park zu gehen. Die Uebrigen sind nach dem See spazieren gegangen, und wir gehn durch die Allee nach dem Dorf, und dann in den Theil des Parks, der wenig besucht wird!" schlug ich ihm vor, und freute mich wie ihm die Kühle des Abends gut thun würde. Draußen ward er auch sichtlich erleichtert; das schreckliche Ereigniß lag nun schon ein wenig hinter uns, und als wir nun ruhiger davon redeten, warf er sogar die Frage auf: „ob ich wohl noch einmal predigen kann?"

Als wir aber recht gemüthlich plauderten, kam eine helle, schlanke Gestalt den Weg vom Dorfe auf uns zu, an Ausweichen war nicht zu denken, mein Bruder stieß nur den leisen Ruf aus: „Es ist Marianne!" und bald stand diejenige vor uns, die er am liebsten lange gemieden hätte.

Uns beiden fehlte das erste Wort der Begrüßung, aber sie wußte das Rechte zu finden, wie sie ja immer besser war, als wir alle. Sie reichte uns beiden die Hand, dann sagte sie zu meinem Bruder: „Wie sehr haben wir Sie heut bedauert!"

„Ich danke Ihnen, sagte Christian bewegt, für Ihre Theilnahme, also verachten Sie mich nicht ganz?"

„Wie sollte ich Sie verachten? fragte sie erstaunt, ich weiß ja, daß es sehr verschiedene Wege sind, auf denen Gott die Menschenherzen zu sich zieht, und sie lehrt, wie klein sie sind, ohne Seine Hülfe!" Ein prophetisches Gefühl, in dem ich sonst nicht stark bin, durchzuckte mich. Ich fühlte entschieden, die Beiden mußten allein sein, und gab vor, die Schlüssel vergessen zu haben. Ich wollte zurückgehen, die Beiden möchten auf einer nahen Bank auf mich warten. Nach längerer Zeit kehrte ich erst zurück, und sah beide Hand in Hand, doch zog Marianne die Ihrige zurück, stand auf und ging mir entgegen.

„Da ich Dich schon hier fand, habe ich nicht nöthig ins Schloß zu kommen", sagte sie freundlich: „Begleite mich mit Deinem Bruder noch ein Stück Wegs." Wir gingen fast bis zum Pfarrhaus mit, und Christian versprach morgen seinen Besuch mit freudig klingender Stimme; ich sah staunend und stumm die Metamorphose mit an.

Auf dem Rückweg sagte er: „Gnädig und barmherzig ist der Herr, geduldig und von großer Güte! Denke dir, Marianne liebt mich armen, armseligen Menschen, sie hat es mir gesagt! o! ich will sie mein Lebtag auf Händen tragen, daß sie es mir gerade heute gesagt hat!"

Als ich mich natürlich freute, sagte er aber, doch darf es niemand wissen, sie sagte es mir, weil ich so unglücklich war, da konnten wir uns beide nicht verstellen. „Nächsten Sonntag predige ich!" Ich sah ihn erstaunt und verwundert an, und ebenso waren alle Uebrigen überrascht, als sie es später erfuhren, blos nicht die Predigerfamilie. Der Onkel meinte: Mich kriegt

Digitized by Google

diesmal kein Mensch in die Kirche, obgleich Christian ganz recht thut, denn wenn ein Ziegeldecker vom Dache fällt, muß er auch gleich wieder die Bretter hinauf, wenn es irgend geht, sonst thut er es sein Lebtag nicht wieder." Aber Tante Emma ging mit mir, obgleich uns vorkam, es müsse uns jeder Stein ansehen. Heute erschien Christian wirklich und erbaute uns alle, war es doch, als seien Jahre, nicht Tage über ihn weggezogen. Ihr wißt alle, daß wir ihn nur noch wenige Jahre hatten, aber daß er als ein schnell geförderter Christ uns allen ein erbauliches Beispiel hinterließ, zur Nachfolge auf dem Weg zum Himmel. Diese Angelegenheit hatte uns bald aus unserer idyllischen Ruhe gerissen. Nicht blos Christian erlebte tiefe Erschütterungen in seinem Gemüth, sondern wir andern ebenfalls. Friedrich Wendel hatte ihm in seiner Noth treulich als ein Freund beigestanden, er mußte nun auch das Glück erfahren, welches ihm gerade durch diese schwere Zeit erblüht war. Unsere Gespräche nahmen nun eine andere Wendung, wir tauschten unsere Ansichten über Religion aus, wir bewunderten Mariannen, wie sie zu lieben verstand; wie sie zur rechten Zeit ihn mit ihrer Liebe getröstet und gehoben hatte, wo manche andere sich verletzt würde abgewendet haben, wenn der Gegenstand ihrer Liebe sich also blamirt hätte.

So waren wir wieder recht glücklich in Sommerfeld.

Ehe noch meine Tante nach Stadtgewohnheit spät aus dem Bette stieg, war ich längst des Morgens mit hinaus in den Park geeilt, ich scheute nicht die allzu frische Luft, nicht den Thau, welcher nasse Füße machte, frisch und lustig eilte ich dahin; öfters um die Wette mit der Lerche singend, welche jubelnd in die Höhe stieg. Ich war sehr glücklich! Frühlingsleben und Frühlingsfreude wogte in mir, und ich wußte oft nicht, wie ich all die Freude von mir geben sollte. Nach dem Spaziergange sprach ich bei dem Bau vor, welcher munter vorwärts ging; denn Rüdiger trieb mit krankhafter Ungeduld auf die Vollendung. Wir beiden andern dagegen sahen mit Leid, wie es mehr und mehr fertig wurde.

Wir verloren damit die Gelegenheit uns täglich zu sehen und aus unseren Blicken täglich zu lesen, wie lieb wir einander hatten. Ganz verborgen trugen wir das Geheimniß unserer Liebe, die noch keiner wissen sollte, und doch keinem verborgen war. Christian hatte den Vermittler gemacht und ohne daß noch ein Wort von gegenseitiger Liebe gewechselt war, wußten wir es, und deshalb war mir so frühlingswonnig, so jubelnd und seelig im Herzen und ihm leuchtete die innige Freude aus dem ruhigen Auge. —

Hat dies Haus also Herrn Wendels Großeltern gehört? fragte ich einst Rüdiger, als wir im Lindengange auf und niedergingen, und das freundliche Gebäude musterten.

„Gewiß!" entgegnete Rüdiger, „und deshalb kam ich darauf, es an mich zu bringen, als ich zufällig hörte, es stände auf den Verkauf."

Schweigend gingen wir darauf auf und nieder; ich sah an seinem Gesicht daß er im Nachsinnen verloren war, und wußte, daß er dann nicht liebte, angeredet zu werden, so angenehm ihm die stille Nähe eines Menschen war.

Sein Auge ruhte unverwandt auf dem Giebel, dessen frisch angestrichenes

Digitized by Google

Gebälk freundlich aus den Weinranken, welche sich wieder an ihm aufgezogen hatten, hervorsahen; die Fenster der Giebelstube öffneten sich nach dem Garten.

„Ich konnte mich bei Ankauf dieses kleinen Besitzthums nicht von gewissen Nebengedanken losmachen", sagte er, fast wie zu sich selbst redend, „ich glaubte, sie sollte ihre Freude daran haben, und hier wohnen, wo sie als Kind so gern war, wo sie in jener Giebelstube wohnte, und sich an dem Weingeranke freute, welches neugierig das Stübchen beschattete, Sie erzählte so gern davon, und wenn ich zu den Giebelfenstern auf sehe, dann meine ich das Kindergesicht mit den lieben Augen, welche noch dieselben sind, müßte herausseh'n und mich grüßen."

„Sie wissen ja doch, wen ich meine?" so wendete er sich plötzlich fragend zu mir. „Ich habe ja mit Freude gesehen, daß Sie eine Zuneigung zu ihr faßten, noch ehe andere Interessen diese hervorriefen. Fürchten Sie nicht, daß ich so roh bin, weiter davon zu sprechen," fügte er hinzu, da mein Gesicht erglühte, „ich mußte ihnen aber doch einmal sagen, daß ich jetzt ein doppeltes Interesse für Sie habe, denn ich halte Friedrich wie meinen Sohn, und sehe in ihm meines Lebens Zukunft; meine eigenen Hoffnungen sind verblüht. Ich war thöricht genug, noch einmal an eine frohe Zeit für mich zu glauben; das ist nun aus!"

Er schien hiermit das Gespräch abbrechen zu wollen; ich setzte es aber muthig fort. War doch nun die Gelegenheit gekommen, wo ich offen zu ihm reden konnte.

„Warum sollte denn alles für Sie vorüber sein?" fragte ich ihn bewegt, „wie glücklich würde Anna hier sein! könnten Sie sich denn nicht entschließen, ein gutes Wort zu geben, worauf sie sicherlich wartet?"

„Sie wartet nicht darauf!" war seine kurze Antwort, „denn sie liebt mich nicht und hat mich nie geliebt!"

„Sie müssen ganz verblendet gewesen sein," drängte ich ihn wieder; „man sah es ja an jedem Blick, an der Spannung, mit welcher sie jedem Worte folgte, welches Sie sagten. Wie zitterte ihre feine Hand, wenn man Ihren Schritt von Ferne hörte! es muß sehr schwer für Anna gewesen sein, auf das Wort zur Versöhnung zu warten und nichts zu hören!"

„Ei! dachte ich doch nicht, daß Sie so scharf beobachten könnten, Kleine!" warf er halb spöttisch ein; „haben Sie denn auch bemerkt, wie sie allmählig anders wurde. Die kleine, zarte Person schien ja wie geharnischt; und selbst von Ihnen zog sie die Zuneigung etwas ab, blos deshalb — weil Sie mir lieb waren. Mir machte es zuweilen den Eindruck, als haßte sie mich!"

„Doch wozu vertiefen wir uns unnütz, es ist vorbei, Ihre Tante Thekla hatte mir schon einmal vor langen Jahren die Wahrheit gesagt und ich will gestehen, daß deren Aeußerungen damals viel zur Entscheidung beitrugen. Sie hat mich auch diesmal richtig berathen, als ich vor Unruhe und Zweifel mir nicht zu helfen wußte. Sie hatte damals Recht und auch jetzt, wenn sie sagt: Anna liebe mich nicht! denn sehen Sie," setzte er mit funkelndem Auge hinzu, „ich kann eine gewöhnliche Liebe nicht gebrauchen.

Digitized by Google

Liebe, welche mich glücklich machen soll, muß ganz sein. Es muß eine zuvorversehene Harmonie sein; Anna mußte mich geliebt haben, wie ich bin, wie sich selbst, ja mehr denn sich selbst; die Liebe muß stark sein, wie der Tod; muß alles ertragen können, alles aushalten; ich müßte ein solches Vertrauen zu ihrer Liebe haben, daß sie sich nicht vor mir scheute, und wenn ich eine Todsünde begangen hätte. So wie die Marianne den Christian liebt, das nenne ich Liebe, wenn's auch nicht gerade meine Art wäre, wie die Marianne ist. Sie hat mir zu viel Heiligenschein, von dem sie freilich nichts weiß, und der sie desto schöner umleuchtet. Das war aber rechte Liebe, wie sie sich überwand und ihm sagte, wie sehr sie ihn liebte; wo andere sich abgewendet hätten, und ihm doch Trost so nöthig war. Durch Ehre und durch Schande, durch böse Gerüchte und durch gute Gerüchte muß wirkliche Liebe nicht beirrt werden. Ich glaubte einst, so liebte mich Anna, ja! dieser Glaube kam immer wieder während der langen Abwesenheit, so sehr ich ihn auch bekämpfte. Je mehr ich einsah, daß sie damals in Vielem recht hatte, je mehr schwand der Zweifel; dann als ich zurückkam, von ihr hörte, wie sie meine Mutter gepflegt, da kam es über mich wie Frühlingswehen, ich meinte, alles sei Irrthum, Mißverständniß, alles könnte noch gut werden, und die langen einsamen Jahre wären nur eine heilsame Zucht für mich gewesen; nun würde ich sie glücklicher machen können, als sonst, weil ich viel Unreifes von mir geworfen hatte. Das träumte ich alles damals im Postwagen, als der erste Schnee gegen die Fenster flog und der liebe Gott dem Friedrich sein Glück im Schlafe zugeführt hatte.

Darauf ging ich zu ihr, sie hatte mir ja den Weg gebahnt, aber sie wies mich ab, als ich ihr meine Freundschaft anbot; sie ließ mich fühlen, wie ich thöricht, jugendlich war. Das war bitter, Margarethe, und kaum erlaubte sie mir, den Friedrich etwas unter meine Obhut zu nehmen, so dringend nöthig es auch war, daß er einen männlichen Führer bekam. Sie hat ihre Aufgabe musterhaft gelöst, ich muß sie bewundern; doch alles Weiberregiment hat seine Grenzen, und ich kam zur rechten Zeit. Es ist hübsch von dem Jungen, daß er das Wort nicht bricht, welches er seiner Schwester gegeben, sich nicht zu verloben, bis er der Braut eine Zukunft bieten könnte; ich freue mich an Euch beiden." Dabei legte er mir die Hand auf die Schulter, und sah mich unbeschreiblich freundlich und wehmüthig an: „wenn es auch noch nicht Zeit ist, Sie könnten mich doch einmal „Onkel" nennen," bat er schmeichelnd, und meinem Gefühle folgend, sagte ich zu ihm: „Lieber Onkel, Sie könnten doch auch noch glücklich werden!"

„Nichts! nichts mit solchen Vorspiegelungen!" rief er heftig, „greift man zu früh nach einer Frucht, dann ist sie unreif, und kommt man zu spät, findet man sie welk. Lassen wir das!"

„Die welke Frucht hat aber einen reifen Kern!" entgegnete ich ihm keck, so daß er unwillkürlich lachte und ausrief: „Sie muß doch das letzte Wort haben, o armer Friedrich!"

Drauf wendeten wir uns zum Hofe, wo Friedrich schon lange den Schluß unseres Gesprächs herbei gewünscht hatte. Doch benutzte ich schnell

Digitized by Google

die kurze Zeit, bittend zu fragen: „wenn ich doch einmal wüßte, wie das alles so kam!“

„Als wenn Ihnen das die geschwätzigen Frauen nicht längst mittgetheilt hätten!“ entgegnete er scherzend.

„Doch anders, als wenn ich es von Ihnen selbst höre,“ war meine Antwort, und er entgegnete darauf leise: „wenn Sie wieder kommen, kleine Nichte, dann erzähle ich Ihnen ein Märchen aus alten Zeiten, aber nur einmal reden wir davon, damit Sie sich warnen lassen, denn Sie sind jung und keck und trauen sich selbst!“

„O, lieber Onkel,“ versetzte ich schmeichelnd, „ich traue auf den lieben Gott, und wenn er will, werden Sie ihm auch wohl nicht stark genug sein, auf Ihrem Kopf zu bestehen.“

„Fast auch eine Predigerin, wie Marianne,“ meinte er, „aber es geht noch nicht so gut.“

Als ich am andern Tage nicht verfehlte, den neuen Onkel zum Morgenspaziergange zu holen, war Friedrich nicht bei dem Bau, und wir gingen rasch hinaus über die kleine Wiese nach der Haide zu, wo die Bienchen lustig summten, und der Duft des Nadelholzes herzerquickend herüberwehte. Kaum waren wir vor das Dorf gelangt, so begann er auch anscheinend ruhig zu sprechen, ich versprach Ihnen gestern, eine Geschichte zu erzählen und damit wir es nicht anderweit verplaudern, so will ich sogleich beginnen:

„Sie wissen, ich bin der Sohn eines Predigers, hatte mich mit ganzer Seele den Naturwissenschaften gewidmet, und versuchte in der Universitätsstadt, welche einige Stunden von Ihrer jetzigen Heimath entfernt ist, die Laufbahn eines Professors zu betreten. Meine Excursionen führten mich häufig nach D. und dort lernte ich unter andern auch die Familie Ihrer Mutter kennen. Ihre Tante Thekla bezauberte mich damals vollständig.“

„O, nicht blos damals,“ unterbrach ich ihn, „die Bezauberung währt noch fort!“

„Doch nicht!“ fiel er mir ein, „sie bezaubert mich nicht mehr, aber sie ist eine verständige Frau, und macht mir klar, daß ich noch zuweilen an jugendlichen Phantasien leide, das ist alles! Sie müssen mich aber nicht oft unterbrechen, sonst erfahren Sie das Ende nicht. Also die Tante bezauberte mich, ich aber sie nicht. Sie hatte, Gott weiß wie, Ihren Onkel Serlo kennen lernen, und ich liebte hoffnungslos. Doch verstand sie mir das Nein so sanft beizubringen, daß wir wenigstens gute Freunde blieben, und noch sind bis auf den heutigen Tag.“

„Die Versicherung dieser Freundschaft verletzte mich innerlich, doch war ich klug und sagte nichts wieder, nahm mir aber vor, alles zu thun, um den Plan der Tante, ihn von Anna getrennt zu halten, zu durchkreuzen.“

„Bald aber,“ fuhr er fort, „heilte diese Wunde, denn ich lernte Anna kennen, deren Vater die Gerichtscommission in D. bekam. Ein Freund von mir ward ihm als Hülfsarbeiter gesetzt, und durch ihn bekam ich Eingang in dem Hause. Sie war einziges Kind aus erster Ehe, und da die zweite Mutter kränklich war, stand sie dem Hauswesen kräftig vor. So wurde

Digitized by Google

ihre Selbstständigkeit und Energie von früh auf geübt, und der Eindruck ihrer zarten Jungfräulichkeit wurde noch verschönert durch den Anstrich freundlichen Wesens. Wie ruhig leitete sie die Häuslichkeit, wie allerliebst hegte und pflegte sie den jüngeren Bruder unseren jungen Freund Friedrich!"

„Mein Freund, Referendar Keller, widerstand diesem Zauber ebensowenig wie ich, zumal er so vielfach Gelegenheit hatte, sie zu sehen. Wir gestanden uns unsere beiderseitige Neigung zu Anna, gelobten uns: die Liebe solle die Freundschaft nicht stören, wir wollten sie beide umwerben; aber keiner dürfe sie drängen. Keiner sollte eher reden, als bis er eine Häuslichkeit zu bieten hätte; wer dies zuerst erlangte, dem rollte der Würfel des Schicksals die Bevorzugung der ersten Frage zu. So stand die Sache längere Zeit; ich umwarb sie stürmisch nach meiner Natur, mein Freund umgab sie mit allen Reizen einer innigen stillen Zuneigung."

(Fortsetzung folgt).

Correspondenzen.

Berlin, den 12. October. Berlin rüstet sich zu dem Eintritt in den Winter; eigentliche Freuden des Herbstes kennen wir nicht. Die Existenz des Wollank'schen Weinberges fällt bereits den Forschungen des Vereins für Berliner Alterthümer anheim, von Ausübung der Jagd, die einst dem Gouverneur Berlins auf dem Köpenicker Felde zustand, ist keine Rede mehr, die Bäume des Thiergartens entblättern sich je mehr und mehr, die Sommertheater sind geschlossen; genug wir haben keinen anderen herbstlichen Genuß, als den, welche dicke Staubwolken dem echten Berliner gewähren. Von einer Besprengung der öffentlichen Straßen und Wege ist keine Rede mehr, einer Schneedecke sehen wir erst entgegen, und somit sind wir in die Lage versetzt, uns innerhalb der Häuslichkeit ganz den Sorgen und Vorbereitungen zu widmen, welche der herannahende Winter erfordert. Die Möbelwagen, welche noch bis vor wenigen Tagen die Straßen versperrten, um den vierteljährlichen Umzug zu fördern, machen dem Fuhrwerke Platz, welches den Haushaltungen das winterliche Feuerungsmaterial zuführt. Der Preis desselben ist auch in diesem Jahre abermals gestiegen; hieran sind wir so sehr gewöhnt, daß wir uns nur noch für den Grund interessiren, der für die jedesmalige Steigerung angegeben wird. In diesem Jahre ist es die große Trockenheit, welche dem Wassertransport hinderlich gewesen sein soll. Wir

Digitized by Google

haben in dieser Beziehung schon Vieles durchgemacht; polnischer Aufstand, Raupenfraß, Eisenbahntarif: Alles wirkt abwechselnd zur Steigerung, und wir haben darauf verzichtet, daß jemals ein Ereigniß eintreten möchte, welches einen Abschlag herbeiführen sollte. Wer nach Berlin zieht, muß gleich Dem, welcher in die Hölle Dante's tritt, manche Hoffnung hinter sich lassen. Ermäßigte Miethen, verminderte Communalsteuern, billigere Holzpreise, größeres Brod, mit oder ohne Mahlsteuer, alles dies sind kindische Phantasien, welchen sich ein erwachsener Berliner nicht hingiebt, selbst dann nicht, wenn er sonst Unglaubliches erlebt. Zu diesen Unglaublichkeiten rechnen wir die jetzt nicht mehr zu bestreitende Thatsache, daß die Stadtmauer wirklich an einzelnen Stellen niedergelegt wird, sowie, daß das erste Loch zu Ehren der Pferdebahn gebrochen ward.

Im Uebrigen wüßten wir dieser letzteren eben nichts besonders Schmeichelhaftes nachzurühmen. Wir kennen kein Unternehmen, in dessen Beurtheilung die Berliner Presse so einstimmig gewesen wäre, als in dem Votum gegen diese Bahn. Auch wir haben wiederholt unsere Bedenken nicht zurückgehalten, wir kommen aber heute nochmals in ernstester Weise auf diese ganze Angelegenheit zurück, weil vielfach von der Concessionsertheilung für eine zweite derartige Bahn die Rede ist.

Wir beklagen die Existenz der jetzt bereits vorhandenen Bahn, wir erkennen indessen billiger Weise an, daß möglicher Weise die schweren Bedenken gegen die Ertheilung der Concession erst dann in die Oeffentlichkeit traten, als es zu spät war. Auch die beste, einsichtigste Behörde kann einmal fehlgreifen, wir verlangen aber, daß dieselbe durch die Erfahrung gewitzigt werde. Das Ergebniß dieser läuft denn aber doch darauf hinaus, daß die Gestattung der Bahn innerhalb der Stadt zu den erheblichsten Mißständen bereits geführt hat. Die localen Berichte haben wiederholte Unglücksfälle constatirt und wenn bei diesen ein directes Verschulden der Bahnbeamten auch nicht sich ergeben hat, so würden sie doch nicht eingetreten sein, wenn diese unlenksamen Ungethüme von Wagen die Straßen nicht durchrollten. Ueberdem frage man die Bewohner der angrenzenden Stadttheile, ganz besonders der Dorotheenstraße, welchen Störungen und Belästigungen sie ausgesetzt sind. Hiergegen wissen wir, nachdem die Concession einmal ertheilt und das Geleis gelegt ist, nur die eine Abhülfe, daß den Unternehmern aufgegeben wird, die Straßen in so langsamem Tempo zu passiren, daß der Eisenbahnwagen durch sich selbst, d. h. durch Verhalten der Pferde und durch Bremsen, sofort zum Stillstande gebracht werden kann. Die Bewegung wird allerdings dann im langsamsten Schritte erfolgen müssen, wer rascher befördert sein will, verlasse sich auf seine eigenen Füße und steige erst vor dem Brandenburger Thore ein.

Jedenfalls erwarten wir aber, daß eine zweite Concession nicht ertheilt werde, und hier möchten wir einige Andeutungen nicht zurückhalten, von denen wir selbst zugeben, daß sie über die specielle Frage hinausreichen.

Die städtischen Behörden, ganz besonders die Stadtverordneten, haben sehr entschieden und, wie uns dünkt, mit den besten Gründen, Einspruch er-

Digitized by Google

hoben. Wir wissen, daß die Staatsbehörde bei der Concessionsertheilung die städtischen Behörden nicht zu fragen hat, wir wissen aber auch, daß die Natur der Sache diese recht eigentlich zu einer solchen stempelt, welche für das städtische Leben von großem Interesse ist. Wenn die Berliner Stadtverordneten-Versammlung sonst nur zu geneigt ist, über ihr Ressort hinaus, sich auf politischem Gebiete zu bewegen, da sollte es vorzugsweise gern gesehen und gefördert werden, wenn sie eine Angelegenheit von rein städtischem Interesse mit ihrem Votum begleitet, selbst wenn das Gesetz eine Zustimmung der städtischen Behörden nicht bedingt.

Hiermit in nahem Zusammenhange steht eine andere Erwägung. Die städtische Verwaltung Berlins ist in einzelnen Fällen bereits zwangsweise und mit Recht angehalten worden, für die Gefahrlosigkeit des öffentlichen Straßenverkehrs Sorge zu tragen. Wie will dieselbe Behörde, welche die Dorotheenstraße mit der Pferdebahn beglückt hat, einen Zwang ausüben, daß die gefährliche Einfahrt zur Neuen Wilhelmsstraße verbreitert werde?

Endlich möchten wir noch im Allgemeinen auf das Recht der Concessionsertheilung die Aufmerksamkeit hinlenken. Es ist dies ein Recht, dessen die Staatsbehörde für einzelne Gewerbe, für besondere Unternehmungen nicht entbehren kann, am allerwenigsten in einer Stadt so groß wie Berlin. Es ist aber ein Recht, welches vielen Anfechtungen ausgesetzt bleibt, ganz besonders in einer Zeit, welche nur zu geneigt ist, die Ungebundenheit den obrigkeitlichen Anordnungen entgegen zu stellen. Der sicherste Schutz für dieses Recht wird ein weiser Gebrauch desselben sein.

Wir erinnern daran, daß die Hinckeldey'sche Verwaltung vielfach getadelt ward, weil sie das ihr zustehende Recht der Concessionsertheilung von persönlicher Gunst oder Ungunst, namentlich auf politischem Gebiete, abhängig machen sollte. Die neue Aera hatte nichts Eiligeres zu thun, als die staatliche Behörde eines großes Theiles der Berechtigung zur Concessionsertheilung zu entkleiden. In Folge hiervon herrscht jetzt in Berlin beispielsweise völlige Freiheit für das Vermiethen möblirter Wohnungen und die Polizeibehörde sieht sich hierdurch eines wesentlichen Mittels beraubt, zur Controllirung mannigfacher Auswüchse des Lebens einer großen Stadt. Sollte also wirklich dem ersten nicht gelungenen Unternehmen, noch ein zweites auf Grund einer obrigkeitlichen Concession folgen, so möchte hiermit im Allgemeinen dem polizeilichen Rechte, den Straßenverkehr zu reguliren, gerade nicht besonderer Applaus zugeführt werden.

Wir bitten unsere Leser um Entschuldigung, daß wir von der Pferde-Eisenbahn bis zu diesen erheblichen Fragen der inneren Verwaltung abgeschweift sind, wir halten uns aber für verpflichtet, ganz besonders im Interesse der Staatsbehörde selbst, dagegen zu warnen, daß dem einen Fehlgriffe nicht ein weiterer folge.

Auch das Fahrwesen der Omnibus soll einer Reform entgegengeführt werden; es bildet sich eine Commandit-Gesellschaft zu diesem Zwecke. Irren wir nicht, begegnen uns bei dem desfallsigen Projecte dieselben Personen, welche der Geburt der Pferde-Eisenbahn assistirten; wir hoffen, daß es nicht

Digitized by Google

etwa in der Absicht liegt, den Eisenbahn-Pferden eine Altersversorgung oder eine winterliche Beschäftigung vor den Omnibuswagen zu verschaffen. Wohin die Monopolisirung des öffentlichen Fuhrwerks führt, sahen wir in Paris. Wir möchten nicht die dortigen Zustände nach Berlin verpflanzt wissen.

Militärische Revue.

Der letzte amerikanische Krieg.*)

Neue Folge.

I.

Während der bisher beschriebenen Vorgänge hatte sich am Potomac Nichts gerührt, mit einer einzigen, unten erwähnten Ausnahme, obwohl ein ungewöhnlich schöner und anhaltender indianischer Sommer auf den Hochsommer folgte. Bis Munsons Hill, fast vor die Thore Alexandrias, streiften ungestraft die kühnen Reiter der confederirten Armee.

Diese Ruhe wurde, wie gesagt, nur ein einziges Mal unterbrochen, und zwar durch die Schlacht von Leesburg, eine Episode, die zwar keinen militairischen Nutzen, aber durch die von den Confederationstruppen bewiesene Bravheit, einen nicht zu unterschätzenden Werth hatte. Der federirte General Stone kommandirte am obern Potomac und war durch mangelhaftes Nachrichtswesen der irrigen Ansicht geworden, daß die auf dem südlichen Potomac-Ufer liegende Stadt Leesburg schwach besetzt sei, in Folge dessen befahl er dem Oberst Baker mit einer starken Abtheilung aller drei Waffen, Sonntag den 20. Oktober 1861, auf zwei Fähren, die anderthalb Meilen von einander entfernt waren, überzugehn und Leesburg zu nehmen.

Dies Detachement war 7000 Mann stark.

Die Confederirten hatten in dieser Zeit Leesburg besetzt durch die Brigade Evans, deren Leistungen uns bereits von dem Schlachtfelde vom Bull run bekannt sind, diese Brigade bestand aus dem 8ten und 13ten Virginia-Regiment, und dem 17ten und 18ten Mississippi-Regimentern Infanterie, Stuarts Cavallerie und Hemptons Batterie, das Ganze 5700 Mann stark.

Auf die Kunde von der Annäherung des Feindes in so bedeutender Ueberzahl hatte die Brigade Evans am Goose Creek eine feste Stellung bezogen.

Der Oberstlieutenant Jenifer hielt mit einer Compagnie des Mississippi-Regiments 18 den ersten Anlauf ab, bald darauf verstärkte ihn das 8te

*) Wir glauben den Wünschen unserer Leser zu entsprechen, wenn wir hiermit die vor längerer Zeit unterbrochene Abhandlung über den Amerikanischen Krieg fortsetzen.
Die Red.

Digitized by Google

Virginia-Regiment, Oberst Hunton, und ein hitziges Gefecht fand in dem, Leesburg vorliegenden Walde statt.

Da Evans bald merkte, welche Uebermacht in seiner Front stand und wie sie noch immer sich vermehrte, so kommandirte er um halb 3 Uhr Nachmittag den Oberst Burt mit dem Rest des Mississippi-Regimentes in die linke Flanke der Angreifenden, indeß Hunter und Jenifer seine Front beschäftigten.

Burt fand aber bald, daß er in ein Wespennest geschlagen habe, denn er stieß auf bedeutende noch ganz intacte Infanteriemassen der Federirten, die ihn mit einem furchtbaren Feuer empfingen, so daß sein Angriff zum Stehen kam, und seine Leute sich auch auf Feuern einließen. General Evans sah, daß hier keine Zeit zu verlieren sei und warf sein letztes frisches Regiment, Oberst Featherston, 17. Mississippi, an diesen Punct. Diese brave Truppe eilte im Laufschritt davon, und kam in zwanzig Minuten an Ort und Stelle. Nun folgte ein Angriff dem andern, keine Parthei wollte weichen und fast zwei Stunden wurde hier ein mörderisches Feuergefecht geführt.

Noch hatten die Confederirten einen Theil des 13. Virginia-Regiments und sechs Geschütze in Reserve, ihre Leute fochten wie Verzweifelte; jedesmal, ehe sie eine Salve gaben, ließen ihre Regimenter den trotzigen weitschallenden Kriegsruf hören, dann erst prasselte die Salve, dann, nachdem sie wieder geladen hatten, schallten wieder die dämonisch wilden Töne hinüber, und wieder sausten die bleiernen Boten daher.

Die Federirten begannen den Rückzug, da sie einsehen mußten, daß an die Eroberung von Leesburg nicht zu denken sei, noch war derselbe geordnet, da trafen vier Kugeln zugleich den Befehlshaber der Federirten, den Oberst Baker, und streckten ihn leblos nieder.

Um seinen entseelten Körper brach ein grimmiger Kampf, Mann gegen Mann, los. Mit Blitzesschnelle lief die Unglücksnachricht im federirten Heere von Mund zu Mund und schneller und schneller wurde das Tempo der Zurückmarschirenden.

In diesem kritischen Augenblicke kamen die sechs Geschütze und 800 Mann der frischen Reserve vom 13. Virginia-Regiment heran, und dies entschied den Tag für die Confederirten.

Nun begann eine furchtbare Scene, man denke sich eine Armee von 7000 Mann, die über zwei Fähren, anderthalb Meilen von einander, einen tiefen und reißenden Strom, wie den obern Potomac, gekreuzt hat; diese Armee geschlagen, und von einem erbitterten Feinde verfolgt, demselben Strome in wahnsinniger Flucht zustürzend!

Indeß die Federirten sich mühten, den Strom zu überschreiten, erschienen in ihrem Rücken die andrängenden Confederirten, und schossen alles nieder, was Waffen trug. Bei den Flüchtigen rissen alle Bande der Ehre und Manneszucht.

Der federirte Oberst und Commandeur Devins des 15. Massachusets-Regiments verließ seine Leute und schwamm mit seinem Pferde über den Strom. Hunderte stürzten sich in den Strom, um ihn zu durchschwimmen, aber die weitreichenden Witworth-Gewehre der Virginia Schützen fan-

Digitized by Google

den ihr Opfer auch in den Wellen. Aus den Spalten der überhängenden Felsen des Südufers zuckte der Tod in hundert Strahlen, hier hatten die confederirten Scharfschützen sich eingenistet. Ringsum klang der Todesschrei der Getroffenen, sah man die zuckenden Glieder der Ertrinkenden!

Der Beschluß dieses Trauerspiels war das Schrecklichste, was man sich denken kann; das große Fährboot der nördlichen Fähre stieß vom Lande ab, und wandte sich überfüllt, mit fliehenden Federirten, dem nördlichen Ufer zu.

In diesem Augenblick erreichten zwei Haubitzen der verfolgenden Confederirten den südlichen Uferrand — ein doppelter Knall und an Stelle des Fährbootes ist ein Augenblick lang eine schreckliche, zuckende, schreiende Masse getreten — gurgelnd schließt sich der Strom über seinen Opfern! — — —

Von Entsetzen ergriffen, ergab sich, was noch auf virginischem Ufer war, auf Gnade und Ungnade. —

Die federirten Regimenter, welche am meisten in dieser Affaire gelitten, waren aus New-York, Massachusets und Pensylvania, und hatten dieselben ein Beispiel schmählicher Feigheit gegeben, dem von Bull run oder Manassas ganz entsprechend. Nur ein einziger Strahl des Ruhmes persönlicher Tapferkeit glänzte in diesem düstern und blutigen Bilde: der Fall ihres entschlossenen und männlichen Führers, des Oberst Baker, der seinen Tod fand bei dem vergeblichen Bemühen, seine erschütterten Mannschaften zu ordnen.

Der Verlust der Confederirten bestand in 153 Todten und Verwundeten.

Die Federirten hatten, wie die Angreifer gewöhnlich, schwerere Verluste, 1300 Todte und Verwundete, 710 Gefangene, 2000 Stück Gewehre und 3 Geschütze zu beklagen.

Mit dieser glänzenden Waffenthat der Confederirten schloß das Jahr 1861 in seinen kriegerischen Ereignissen auf diesem Kriegstheater ab, und wir wenden uns nun zu dem Haupttheil des Ohio-Gebietes: den Staaten Kentucky und Teneſſee:

Wer, kurz vor Ausbruch jenes Krieges, in einer Gesellschaft von Südstaatenmännern, es gewagt hätte zu behaupten, daß Kentucky mit dem Norden gehen würde, der wäre als ein Narr oder Verräther erklärt worden. Denn dieser Staat, zum größten Theile bevölkert durch Abkömmlinge der geflüchteten Cavaliere des ermodeten Königs Karl I. von England, hing durch ritterlichen Sinn, Lebensweise, staatliche und ökonomische Einrichtungen so fest mit Teneſſee und Virginien zusammen, die einst die Blüthe ihrer Jugend ihm hingegeben, daß eine Trennung eben unmöglich schien.

Dennoch trat diese ein, und die Thatsachen, welche folgen, mögen zugleich diesen Widerspruch auflösen. Dazu müssen wir einen Augenblick bei der Geschichte von Kentucky verweilen.

Noch ehe der Fuß eines Europäers jemals das amerikanische Festland betreten, hatte Kentucky schon seine Geschichte und einen Namen. Es hieß: „das düstere und blutige Land!" Kein Stamm der Indianer bewohnte es,

Digitized by Google

da es seit Jahrhunderten die Arena bildete für die verheerenden Kämpfe, welche die Indianer des Nordens gegen die Indianer des Südens führten!

Als, kurz nach der Losreißung der amerikanischen Freistaaten vom Königreich Großbritannien, das Land, das so oft schon Schauplatz blutiger Scenen, von Carolina's und Virginien's kühnen Abenteurern durchzogen wurde, und den sich jetzt dort angesiedelten Indianern zwei Drittel des Bodens entrissen wurden, da gab es wahrlich Veranlassung genug, den Namen: „düsteres und blutiges Land" beizubehalten!

Und als nun die Krone von England während des Unabhängigkeitskrieges die wilden Indianerhorden des Westens gegen ihre ehemaligen Unterthanen hetzte, da war es wieder das „düstere und blutige Land" wie vor fünfhundert Jahren!

Endlich warf der amerikanische General Wayne diese wilden Gegner zu Boden und bändigte sie für lange Zeit, im Frieden zu Jay 1795.

Diese Kämpfe schlugen die Kentuckier aber nicht nur für sich und ihr Land, sondern ebensowohl für die Sicherheit und das Gedeihen ihres Nachbarstaates Ohio, dessen Bevölkerung damals nicht im Stande war sich zu schützen.

Wie die Söhne diese Schuld der Dankbarkeit für die Väter bezahlt haben? Seht Euch die rauchenden Ruinen an, welche den Marsch der Ohio-Regimenter in Kentucky bezeichnen!

Und wieder im Jahre 1812 ergriff Kentucky die Waffen für seine schwachen Schwestern Ohio und Michigan, trieb die Wilden und deren Alliirte, die Engländer, durch ganz Michigan, über das blutige Schlachtfeld von Raisin hinein bis nach Canada.

Dieselbe Bevölkerung, welche einst den Waffen und der ritterlichen Großmuth und Aufopferung Kentucky's ihr Dasein verdankt, macht jetzt aus Kentucky das „düstere und blutige Land" eines Bürgerkrieges!

Was nun den Anschluß Kentucky's an die Federation betrifft, so ist es die alte Geschichte, daß eine conservative Partei stets dazu geneigt ist, die Hände in den Schooß zu legen; dies geschah auch hier!*)

Es wurden zur Vertretung des Landes in Washington drei enragirte Freunde der Lincoln'schen Politik, vermöge vielfacher und nicht immer ganz „klarer" Wahlumtriebe, dort hingesendet. In der Folge wurde dann von deren Anhängern eine Anzahl von einander widersprechenden Resolutionen gefaßt, die einen wahren politischen Compot bildeten, und den unsinnigen Zweck erfüllen sollten, allen Parteien gerecht zu werden.

Der Name „Für: Sclaverei und Union-Resolutionen" ist schon classisch genug.

Bei dieser Gelegenheit organisirte die folgsame Landesvertretung eine Landwehr, die aus den gediegensten Elementen der Bevölkerung bestand und

*) tout comme chez nous.

Digitized by Google

unter die Befehle eines anerkannt tüchtigen Soldaten, des General Buckner, geſtellt wurde.

Bald aber ſtellte ſich heraus, daß die republikaniſche Partei auch hier, wie anderwärts ſchon oft, gerade das Gegentheil von dem erreicht, was ihre Maßregel bezweckt hatte.

Dieſe „state guards“ aus den gebildeten Männern des Staates beſtehend, war zwar durchaus gewillt, ſich den Anordnungen des jeweiligen Gouverneurs von Kentucky, Mr. Magoffin, zu fügen, wollte aber keineswegs ſich als Janitſchar Sultan Abrahams gegen ihre Brüder und Geſinnungsgenoſſen verwerthen laſſen, ſondern berief ſich auf ihr Verfaſſungsrecht, nur innerhalb der Grenzen Kentucky's zu fechten.

Daher mußte die republikaniſche Legislatur ſchleunigſt die „state guards“ auflöſen und entwaffnen und aus den untern Schichten der Bevölkerung eine Volkswehr errichten, der man den Namen „home guards“ gab, und die man für ein williges Werkzeug anſehen konnte.

Indeſſen der Gouverneur Magoffin, auf die Conſtitution Washington's ſich ſtützend, dem Präſident Lincoln jede Unterſtützung verweigerte, harrte die republikaniſche Partei einer Gelegenheit ihn zu ſtürzen, und erklärte in der Legislatur, daß eine bewaffnete Neutralität für Kentucky um ſo mehr zu empfehlen ſei, als dieſe den Handel mit beiden Parteien nicht ausſchließen und ſo alle Börſen der Kentuckier mit Gold füllen würde!

Die Gewichtigkeit dieſes Grundes bei einem amerikaniſchen Publikum iſt leicht denkbar!

Trotz alledem entſtanden augenblicklich nach der Kriegserklärung Lincolns in allen Diſtricten Kentuckys Freiwilligen-Compagnien, welche zu den Fahnen der Confederation eilten. An ihrer Tête ſtand General Buckner, der ſeine Entlaſſung nachgeſucht und erhalten hatte, und ſofort in der confederirten Armee als Brigade-General angeſtellt worden war.

Von Seiten der republikaniſchen Partei wurden dieſe Vorgänge nicht nur tolerirt, ſondern ſogar begünſtigt, da auf dieſe Weiſe die oppoſitionellen Stimmen gegen ihre Gelüſte ſich im Lande immer mehr und mehr verringerten.

Druck von A. Pauli & Co. in Berlin, Kronenſtraße 21.

Digitized by Google

Verirrungen der demokratischen Abgeordneten.

Wir haben in unserem letzten Artikel hervorgehoben, wie fast sämmtliche nach Frankfurt geladene preußische Abgeordnete den Ruf abgelehnt haben. — Dies geschah, wie die Mehrzahl ausdrücklich erklärt hat, lediglich nur deshalb, um sich nicht an Berathungen und Beschlüssen zu betheiligen, die im Widerspruche mit dem preußischen Nationalgefühl gestanden haben würden. Kein Einziger hat sich dazu bekannt, daß er auch die Frage sich vorgelegt habe, ob er als preußischer Abgeordneter überhaupt berechtigt sei, in Frankfurt zu erscheinen. Dies führt uns zu der beispiellosen Ueberhebung und Verblendung, von welcher die meisten Abgeordneten der demokratischen und liberalen Partei getragen werden, eine Verblendung, welche diese Herren sogar in Conflict mit den Bestimmungen der Verfassungsurkunde bringt, ohne daß ihr sonst in dieser Beziehung gegen die vermeintlichen Verstöße Dritter so leicht erregbares Gewissen, sich irgend zu regen schiene.

Die preußischen Abgeordneten sind gewählt ausschließlich für preußische Berathungen, betheiligen sie sich an Fragen, die außerhalb dieser Sphäre liegen, so dürfen sie ihre Eigenschaft als Abgeordnete gar nicht zur Geltung bringen. Folgen sie also einem solchen Rufe, der an sie als Abgeordnete ergeht, so begehen sie einen Mißbrauch ihres Mandats. Es tritt hinzu, daß nach den Bestimmungen der Verfassungsurkunde nur der König einen Ruf erlassen kann, der den Abgeordneten als solchen zur Activität auffordert, und selbst ein solcher königlicher Ruf wird sich darauf zu beschränken haben, für preußische Angelegenheiten die Thätigkeit zu verlangen.

Es folgt dies einfach daraus, daß die preußische Verfassungsurkunde eben nur für Preußen gegeben worden ist.

Wie die Abgeordneten anderer deutschen Staaten sich berechtigt halten können, in Fragen, die sich außerhalb ihres Vaterlandes erörtern und bewegen, Beschlüsse zu fassen, überlassen wir billig diesen selbst und ihren Regierungen, für Preußen halten wir aber den Grundsatz fest, daß wir preußische Abgeordnete nur kennen, in so fern dieselben vom Könige zur Erörterung preußischer Fragen berufen sind.

Mit Erstaunen finden wir daher auch in dem neusten, vor wenigen Monaten erschienenen königlich preußischen Staatskalender für das Jahr 1865 mitten in den Reihen der stehenden Behörden das Verzeichniß der Mitglieder der Häuser des Landtags eingefügt.

Schon um der Druckkosten willen möchte dieses Verzeichniß in Zukunft wegzulassen sein. Eine kurze königliche Verordnung, durch welche das Ab-

Digitized by Google

geordnetenhaus aufgelöst wird, macht dieses lediglich zu einer historischen Reminiscenz. Eben so wenig können wir begreifen, mit welchem Rechte oder zu welchem Zwecke sogar die Präsidien beider Häuser aufgeführt werden, während doch die Verfassungsurkunde im Artikel 78 ausdrücklich bestimmt, daß jede Kammer ihren Präsidenten, ihre Vice-Präsidenten und Schriftführer selbst wählt, also die erfolgte Wahl ihr einziger Rechtstitel ist und eine solche Wahl den vorherigen Zusammentritt der Kammer, welcher wiederum nur kraft königlichen Befehls erfolgen kann, bedingt.

Wäre Herr Grabow nicht durch Krankheit behindert gewesen, der gastlichen Einladung des Herrn Classen-Kappelmann nachzukommen, so würde er bei diesem nicht als Präsident, nicht einmal als Abgeordneter, sondern lediglich als der Bürgermeister zu Prenzlow zu erscheinen berechtigt gewesen sein.

Will der preußische Staatskalender durchaus des allgemeinen Landtags gedenken, so ist es allein correct, die erblichen resp. lebenslänglichen Mitglieder des Herrenhauses aufzuführen und alsdann diejenigen Corporationen zu benennen, welchen das Präsentationsrecht eines Mitgliedes beigelegt ist. In dieser Weise würde sich auch ergeben, welche Corporationen, wie beispielsweise die Stadt Berlin, zur Zeit von dieser Wahl gar keinen oder nicht den genügenden Gebrauch gemacht haben.

In Beziehung auf das Abgeordnetenhaus genügt die historische Notiz, daß dasselbe aus 352 gewählten Mitgliedern bestehe, und dieser Notiz möge sich denn das ein für allemal feststehende Bureau des Hauses, welches bekanntlich von der Staatsregierung ernannt wird, anschließen.

Diese Auffassung führt uns auf das Bedenken, ob die Abgeordneten als solche überhaupt berechtigt sind, vor ihren Wählern zu erscheinen und diesen Rechenschafts-Berichte abzustatten..

Abgeordnete als solche existiren überhaupt nur als zur Thätigkeit berufen, so lange die für den Zusammentritt des Landtages ergangene Allerhöchste Einberufung nicht wieder außer Kraft getreten ist. Außerhalb des hiernach durch den königlichen Befehl begrenzten Zeitraums haben die Abgeordneten zu einer besondern Thätigkeit kein Recht. Aber auch während der Dauer des Landtages ist diesem für seine Existenz eine besondere Stadt, ja eine besondere Räumlichkeit angewiesen, und wir müssen es für incorrect und gegen den Sinn der Verfassungsurkunde verstoßend erachten, wenn die Abgeordneten während oder außerhalb der Session sogenannte Rechenschaftsberichte erstatten oder gar in Debatten über ihre Ansichten mit Personen eintreten, die Abgeordnete nicht sind.

Abgesehen von der mangelnden Competenz verstößt aber ein solches Verfahren gegen die ausdrückliche Vorschrift der Verfassungsurkunde im Art. 83, nach welcher die Mitglieder beider Kammern nach ihrer freien Ueberzeugung stimmen und an Aufträge und Instructionen nicht gebunden sind.

Ueberhaupt giebt es kaum einen Artikel der Verfassungsurkunde, gegen welchen mehr verstoßen wird, als gegen den eben citirten.

Hier heißt es recht eigentlich:

„peccatur intra et extra",

Digitized by Google

d. h. es wird gegen diese Bestimmung gefehlt innerhalb und außerhalb des Abgeordnetenhauses.

Wir haben dagegen kein Bedenken, daß eine Wahlversammlung ihren Abgeordneten nicht im Sacke kaufen will, daß man also sich mit dem Candidaten vor der Wahl über dessen politisches Glaubensbekenntniß ins Klare stellt. Sobald aber die Wahl erfolgt ist, hat keine Versammlung das Recht, noch ferner einen Einfluß auf dessen Meinungen und Abstimmungen zu versuchen und der Abgeordnete selbst die entschiedene Pflicht, sich solchem Ansinnen zu entziehen.

Statt dessen lautet das Feldgeschrei der liberalen und demokratischen Partei, die sich doch für die wahren ja einzigen Hüter der Verfassung ausgeben, daß die Thätigkeit des Abgeordneten eine gedeihliche nicht sein kann, wenn er nicht in fortwährendem Zusammenhange mit seinen Wählern bleibe, wenn er nicht von deren Zustimmung getragen werde, und so sehen wir denn ganz besonders in Berlin eine fortlaufende Reihe von Versammlungen, in welchen der Abgeordnete ad articulos vernommen, ihm Beifall oder Tadel gespendet wird und die gar keinen Sinn haben würden, wenn es nicht darauf abgesehen wäre, die freie Ueberzeugung des Abgeordneten, die er allein aus sich schöpfen sollte, zu stärken oder zu beugen.

Ja wenn der Abgeordnete einmal gegen die Ansichten der Mehrheit solcher Controllversammlungen verstoßen sollte, es würde das Ende sein, daß ihm das Ansinnen gestellt würde, das Mandat niederzulegen.

Um eben diesen Verirrungen die Krone aufzusetzen, kommt der Abgeordnete selbst dem souverainen Volke auf halbem Wege entgegen; er giebt ein exposé über seine Berliner Heldenthaten und erklärt hierbei, daß wenn ihm die Zustimmung der Versammlung entgehen sollte, er bereit sei, das Mandat niederzulegen. Er ist also bereit, auf Commando der Wähler, wenigstens sich selbst aufzulösen, und doch bestimmt Artikel 51 der Verfassung ausdrücklich, daß das Recht der Auflösung allein dem Könige zustehe.

Wir geben gern zu, daß die Stellung eines Abgeordneten noch keine Zwangsarbeit ist, daß es also dem einzelnen gestattet sein muß, sein Mandat niederzulegen, wenn er diesen Schritt aber auf die Ansicht einer beliebigen Versammlung zurückführt, so verletzt er Artikel 51 wie 83 der Verfassung.

Am auffallendsten wird übrigens dem Artikel 83 Hohn gesprochen durch die jetzt beliebten Fractionsversammlungen.

Wenn sich politische Sinnesgenossen zusammenthun, um ihre Ideen auszutauschen, so ist hiergegen nichts zu sagen, wenn wir aber täglich während der Kammerzeit lesen, diese oder jene Frage sei zu einer Fractionssache gemacht worden, d. h. alle Mitglieder der Fraction seien für verpflichtet erachtet worden, ein bestimmtes Votum abzugeben, widrigenfalls sie aus der Fraction auszuscheiden haben, und wenn wir uns dann vergebens nach der Notiz umsehen, auch nur ein einziger Gegner der Mehrheits-Ansicht sei ausgeschieden, vielmehr Alle in der Fraction bleiben und nach Commando stimmen, so ist dies die schreiendste Verfassungsverletzung, welche ein feine Ueberzeugung

Digitized by Google

beugender Abgeordneter, in honorem seines ferneren Verbleibens in der Fraction, begehen kann.

Wir haben geglaubt, daß es für viele Leser von Interesse sein dürfte, auch außerhalb der Sessionszeit, einmal dem Gebahren der demokratischen und liberalen Abgeordneten bei einem einzelnen Punkte auf den Grund zu sehen. Wir werden ähnlichen Meditationen wohl noch öfter nachhängen und auf diesem Wege uns immer mehr überzeugen, daß die Verfassungstreue bei der Demokratie nur so weit Geltung hat, als es eben in den Kram dieser politischen Partei paßt.

Das Duell.

(Fortsetzung.)

Was sich der Adel erhielt an größerer Mächtigkeit im Formprinzip seines Geistes, das führte ihn, auf den Spießbürger schauend, in die verfluchte Ueberhebung, die Qualität höheren Geistes-Schwungs aus dem Blute zu deduciren, anstatt ihn in dem heilig bewahrten Feuer gemeinsamer, geistiger Anschauung zu erkennen. So kultivirte man das Blut primär, nur sehr secundär das geistige Gut der Väter. Damit verschüttete der Adel jene Quelle, aus der er floß: „der sittliche Beruf bestimmt den Werth!" Und schon war es extensiv bedenklich geworden mit dem Beruf. War er noch die bewaffnete Macht des Vaterlandes? Und hatte er noch im öffentlichen Rechtsleben die vermittelnde Stellung zwischen Fürst und Volk? u. s. f. Hätte er seine Aufgabe richtig verstanden, so würde jetzt seines Berufes gewesen sein: bis auf bessere Zeiten den Werth zu vertreten, den der sittliche Beruf der Darstellung der wahren Person gewährt, den sittlichen Beruf der Darstellung der ächten individuellen Obrigkeit.

Auch ging man wirklich da hinein, aber man warf sich bald vorwiegend auf den Formalismus an dieser Aufgabe mit Verlust des religiös-ethischen Inhalts und steigerte das bis zur äußersten Grimasse. — Den Adel dabei zu entschuldigen, ist die allerleichteste Aufgabe. Alles umher entschuldigte ihn; denn Alles um ihn her war in Zersetzung und wie sollte er da den Schwerpunkt gleich finden? — Katholisches; Evangelisches; andere Rechts- und Gerichts-Verhältnisse; andere Stellung zur Landeshoheit; dreißigjähriger Krieg; andere Kriegs Verfassung; das Condottieri- und Lands-Knechts-Wesen; gar dann der Voltairianismus, Naturalismus, das Naturrecht u. s. f., wo war da ein Moment, um sich zu sammeln, zu setzen und sich zu fassen!

Jeder bestimmte sittliche Inhalt wurde in der strömenden Zeit unsicher,

Digitized by Google

wie sollte der Adel ihn für sich fassen? So kultivirte er denn zumeist den leeren Formalismus des von ihm vertretenen Prinzips mehr und mehr mit der geschichtlichen Zeit an religiös-sittlichem Inhalt verlierend.

Jenes gern in's Extrem gehende Volk, die Franzosen, trieben das Duell zur Manie und Karrikatur. Ein Edelmann begehrt ein Edelfräulein vom Vater zur Gattin: „haben Sie schon uneheliche Kinder?" — Nein! „Wieviele haben Sie schon im Duell getödtet?" — Noch Niemanden! — „Wie soll ich Zutrauen zu einem Milchbart hegen, der noch nicht mal Veränderungen zu Leben und Tod in der Welt hervorgebracht hat!"

Ich denke, dies Beispiel — an Satan und Vieh des 3. Artikels erinnernd — dürfte genügen, um den Adel daran zu gemahnen, daß er nichts ist ohne sittlichen Berufs-Inhalt. Andererseits ist es ein Beruf und ist sein Beruf: die vollkommene Persönlichkeit darzustellen! — Sans peur, aber auch sans reproche! — —

Dabei wäre nur zu warnen vor der Gefahr einer falschen Ethik. — Es ist ein Zweck Gottes die Vollkommenheit der Person; aber die Person darf sich die Vollkommenheit nicht zum Motiv nehmen (wie der Philosoph Wolff lehrte), sondern wird sie ihr erst zu Theil, wenn sie die Liebe und Furcht Gottes sich zum Motiv setzt.

Der Adel, als politische Potenz, hat solche Ziele überhaupt nur auf nationaler Grundlage und in die geschichtliche Bewegung einsetzend, sich zu stellen; wenn dadurch auch das Ziel selbst geformt und eingeschränkt wird, so bleibt das bewegende Motiv doch ohne geschichtliche Ermäßigung **pure die Furcht und Liebe Gottes!**

Denn wenn auch ein zu erzielendes Cerealien-Product (dort Vollkommenheitsziel genannt) gleich variable gedacht werden muß nach den Bedingungen des schon je und je kultivirten Erd-Reiches (dort nationale Grundlage und geschichtliche Entwickelung genannt), so bleibt doch für alle Subjecte, die etwa als Linse, Bohne, Waizen u. s. f. in den Acker gesenkt werden können, die eine und dieselbe Grund-Lebens-Kraft, also die der Gesundheit des Samens, erforderlich (dort bewegendes Motiv genannt).

Die innerlich Frommen sprechen mit Hengstenberg: wie kann de Wette bei der Duell-Frage sagen, daß schließlich niemand so handeln könne, als sei er allein in der Welt; als ob der Einzelne nicht zusammengeschlossen bliebe mit dem, so ihm immer zunächst steht, mit Gott!*) —

Im Obigen nun sind wir auf Seite de Wette's getreten gewesen, und haben uns damit in der über das Duell entscheidendsten Frage entschieden gehabt. Gleichzeitig verweisen wir auf die Anmerkung zu einem früheren Artikel, in der wir Lassalle einführten. Just das ist hier die Frage: sind wir Anachoreten, Secte, Mennoniten, oder will Gott die geschichtliche Entwickelung? — Mit der heutigen Völkertaufe (in den Kindern werden immer nur Völker getauft; darüber später) hat die Kirche sich schon für die

*) Zur Orientirung über alle diese Gebiete empfehle ich den Ober-Rath an die Engel der evangelischen Gemeinden. Erfurt bei Weingart.

Digitized by Google

geschichtliche Entwickelung entschieden und jedes Atom draußen im Leben ist mit ihr gestempelt.

Nur unter der Voraussetzung sectirerischer Gedanken über die Kindertaufe, würde ich gegen de Wette eintreten können. Daß Gott uns überall der Nächste sein soll, wir nie durch die Welle der geschichtlichen Menschheit fortgerissen werden dürfen von der Wurzel Gottes, daran hat Hengstenberg den richtigsten Gedanken, und deshalb haben wir ihn auch, indem wir als bewegendes Motiv die Furcht und Liebe Gottes fordern. Er aber verwechselt Motiv mit Vollkommenheits-Gestalt des Ziels, aber schon der Begriff der pastoralen Weisheit müßte ihm gesagt haben, wie gerade die größte Präsenz Gottes in unserem Gewissen von uns fordert, daß wir dem Schwachen zunächst nicht die Forderung der Vollkommenheit vorhalten.

Der Herr Dr. Hengstenberg hat gewiß pädagogisch mit dem Individuum einige Jahre Geduld, diese aber sind ein halb Jahrtausend in der Entwickelung der geschichtlichen Menschheit.

Wenn ich, geschichtlich handelnd, mich duellire, geschieht es in der Solidarität der Gesammtschuld aller Geschichte. Derjenige Tropfen, der aus dem Strome sich hinauf an's Ufer schnellt, trocknet dort ein, und vermag nicht mehr, den Strom an seinem Theile zu reinigen. Den Krieg menschlicher zu machen, haben nicht die Mennoniten bewirkt, sondern die, so sich in den Krieg stellten.

Indem Gott die Erlösung nicht in die Umschöpfung stellte, sondern die Bedingungen der Welt und auch das erbsündliche Herz dieselben bleiben ließ, wie vor der Erlösung, hat Er nicht eine plötzliche, sondern eine allmälige geschichtliche Zeitigung gewollt, in der die Religion und die Moral nur Hand in Hand gehen können mit Staat und Recht.*)

Und damit haben wir nicht dem Gedanken das Wort geredet, als sei das ewig feste Sittengesetz geschichtlich abzuwandeln nach der Erforderniß der Zeit. Wo ich als Einzelner mich zu bestimmen habe, bleibt die heilige Person Gottes mein Urbild, wo ich aber in das geschichtliche Gemein-Ethos hinauszutreten habe, da überall stehe ich auf dem Standpunkte des Gesetzgebers, der, von der Liebe und Furcht Gottes ausgehend und das Gottes-Reich als Polarstern vor Augen, dennoch die geschichtliche Gestaltung der Weltordnungen Gottes erwägt und der Zeit an den Puls faßt. —

— — — Und so verfahrend, ergiebt sich denn in der Kriegs- und Duell-Frage, daß ein großes Gut verloren gehen würde, wenn sich eine mangelhafte Gestalt des positiven Friedens sollte ablösen lassen durch den negativen Frieden, denn jene mangelhafte Gestalt soll ja nicht verklärt werden in die vollkommene Gestalt des Gottes-Reiches und seines Friedens, sondern sie soll verdrängt werden durch den Gräuel des liberalistischen negativen Friedens.

---

*) Doch nur bedingt, wie eine Anmerkung des 5. Artikels näher sagt.

Digitized by Google

Wir haben da das andere Correctiv: man verbessere durch konkretere, richtigere Ehren-Begriffe jene mangelhafte Gestalt des positiven Friedens. Wir haben unsere Stellung zur Frage hiermit gegeben.

Unsere Auffassungen, obschon Alles für sie spricht, was Geschichte ist und was wir den (so schmerzlich empfundenen) lebendigen Tag nennen, unsere Auffassungen, obschon sie den Schlüssel zu den Erscheinungen bieten, welche der Schul-Fromme mit Zagen oder gesalbter Salbaderei zu umgehen oder zu verdecken bestrebt ist, diese unsere Auffassungen werden schreckliche Anatheme hervorlocken!

Wir werden uns dabei der frommen Absicht erinnern, die wir ja selbst theilen.

Aber um gröbsten Entstellungen unserer Sache zu entgehen, erklären wir nochmals, daß wir, wo der Einzelne als solcher handelt, nur Religion und Moral kennen, wo er aber innerhalb eines Gemein-Ethos gliedlich, ja, für dieses handelt, auch da fodern wir von ihm, daß Furcht und Liebe Gottes ihn als Motiv treibe; das jedoch, was er sich als Ziel der Aktion setzt, soll angeknüpft sein an die geschichtliche Gestalt von Recht und Staat und von dort aus mitbedingt werden.

Ein leuchtendes Beispiel solchen geschichtlichen Handelns hat uns die Bibel bewahrt im Briefe Pauli an Philemon. Da galt es Recht, Moral und Religion in Eines zu bringen. — Das Christenthum, die Unmöglichkeit der Sclaverei, könnte dem Philemon „gebieten"; aber das geschichtliche Recht, Gottes Zulassung enthaltend, enthält ein verpflichtendes, — Zurücksendung des Onesimus und Paulus selbst will zahlen; doch wird gesagt, daß der ganze Philemon eigentlich eine einzige Schuld sei, die Philemon an Paulus zu zahlen habe. Paulus könnte einfach sagen: so muß eigentlich der ganze Philemon mir dienen und statt seiner behalte ich gleich den Onesimus!

Das geböte denn auch die Moral und ich würde dadurch den Philemon thatsächlich in den Stand gesetzt haben, daß er in der moralisch richtigen Position steht. Allein, wo bliebe mein auf das Recht reflectirendes, geschichtliches Handeln? wo auch bliebe, daß nicht blos die Moral ein ursprünglicher Zweck Gottes ist, sondern auch die im subjectiven Recht stehende Person des Philemon? Damit diese gewahrt und respectirt bleibe, muß der eigene That-Wille des Philemon in seiner Handlung enthalten sein. — „Aber ohne deinen Willen wollte ich es nicht thun, auf daß dein Gutes nicht wäre genöthigt, sondern freiwillig!"

Nun noch zurück zu einem Beispiele jener vielberegten mangelhaften Gestalt. —

Was verblieb der adeligen Persönlichkeit damals, als man ihr ihre Beziehung zum öffentlichen Heil und Wohl abgeschnitten hatte und ihr nur die zum Landeshoheitlichen Cabinet und Hof erübrigte?? Man platirte dort jene Persönlichkeit mit Rang und Ordens-Ehre, oder man facettirte sie in der Soldateska und dem Militär. Dabei hatte man die gereizte Stellung heruntergekommener Götter, zumal ja die Aufrechterhaltung der Persönlichkeit

Digitized by Google

jetzt eine vorwiegende Beziehung zur Injurie bekommen hatte. Dem Gottes-Gericht hatte man sich in Ehren-Sachen unterworfen, denn da entschied Gott mittelst der Personen-That; jetzt wollte das römische Recht die Person unter die Regel einiger Paragraphen subsumiren.

Wir gewinnen da ein schlagendes Exempel in Meiningen, wo Serenissimus das Land mit Duell-Mandat gesegnet hatte. — Wir sprechen vom Wasunger Krieg.*) Frau Landjäger-Meister Auguste v. Gleichen hatte zu Meiningen recht ein crêve-coeur an der Frau des eben um willen seiner Frau nobilitirten Herren Pfaffenrath. Diese Dame rangirte von Geburt vor der Frau v. Gleichen; aber sie war jetzt die Frau v. Pfaffenrath mit früherer sehr bedenklichen Conduite; denn sie war dem Pfaffenrath bis nach Wien nachgelaufen gewesen, um zu der Ehe zu kommen, der ihre Eltern mit strengstem Verbot entgegengetreten waren. Dabei fehlte es nicht an Futilitäten aller Art am Meininger Hofe. Der v. Buttlar hegte Haß gegen die freimüthige und aus sittlichen Motiven sich bestimmende v. Gleichen. — v. Buttlar überbrachte in flagranter Gesellschaft der v. Gleichen den Befehl des Serenissimus, um willen von deren höchsten Geburts-Adels, der Pfaffenräthin den Vortritt, den pas zu geben. — Nun war dies aber gewillkührtes und gebrochenes Recht, denn — wie Frau v. Gleichen auch später nachwies — es folgte in Deutschland die Frau der Würde des Mannes, nicht der eigenen Geburts-Würde. — Soll auch hier die Frau v. Gleichen der Allmacht des Fürsten weichen. „Ich maintenirte meinen Posten", schreibt Frau v. Gleichen; sie maintenirte ihn beim Fest auch wirklich und machte eine Eingabe: „Serenissimus möchte den Befehl zurücknehmen, da sie zu jeder Zeit sich honetter Aufführung befliſſen." Gieb der v. Pfaffenrath den Rang, oder meide den Hof: das die Antwort.

Die Gleichen mied den Hof, verschaffte sich aber Nachricht von den Abenteuern der Pfaffenräthin und ließ die bittre Schrift circuliren.

Ein Hauptmann und sechs Grenadiere arretirten die Gleichen, um sie vor die Regierung zu führen, so hatte Serenissimus befohlen, nachdem die Pfaffenräthin bei ihm über Pasquill und libellum famosum geklagt hatte. Die transportirte Gleichen begegnet dem ins Gefängniß transportirten Gatten; er war straffällig, denn er hatte abgelehnt, seine Frau zur Abbitte zu bewegen. — Man muthete der Gleichen zu, der Pfaffenräthin fußfällige Abbitte zu thun. Sie erklärte: ihre Ehre gestatte nicht, einer Frau von so übler Conduite den Pas zu geben; lieber den Tod als die Abbitte; solle sie sich denn vor ihrem eigenen Schatten schämen als Erniedrigte; müsse es nicht noch der Ehre ihrer Kindes-Kinder zum Vorwurf gereichen. Sie wählte das Gefängniß und schrieb von dort aus an Serenissimus, ihr unbezweifeltes Recht darlegend. Weshalb nun, wo es unveräußerliche Ehre galt, nachgeben? „denn ich bin niemals sensibler, als auf dem point d'honneur gewesen." — „Ihro Durchlaucht strafen mich, wie Sie wollen, nehmen Sie mir, habe ich es verdient, mein Leben, aber

*) Siehe denselben von A. v. Witzleben. Gotha. Hugo Scheube 1855.

Digitized by Google

um Gottes Barmherzigkeit willen, lassen Sie mir meine Ehre! die kann ich mir nicht nehmen lassen. Ich habe 50 Jahre in Ehren gelebet..." u. s. w. Dann bittet sie für ihren unschuldigen Gatten, „zumal ich alles ohne sein Vorwissen gethan; denn was meine Ehre verfiret, ich keine Botmäßigkeit des Mannes statuire."

Es war Alles umsonst. Herr v. Gleichen, Frau v. Gleichen, Mutter von vier Kindern, blieben im Gefängniß. Man bestürmte sie mit allen Mitteln; sie blieb fest. — Man ließ, denn der Fall war unter das Duell-Mandat gebracht, im Beisein der v. Gleichen öffentlich jenes Pasquill (es war ein wahrheitsgetreuer Bericht, welcher der v. Gleichen aus Wetzlar eingesendet gewesen war) von Henkers-Hand verbrennen und die vergnügten Augen des v. Buttlar folgten dem Flug des verkohlten Blattes in die Lüfte. Alles ertrug die energische Frau standhaft und thatkräftig. Sie hatte Verwandtschaften ins Mittel gezogen und war gut unterstützt beim Reiche klagbar geworden. Dieses verfügte an Meiningen wiederholt sofortige Freigebung der Vergewaltigten. Meiningen gehorchte nicht; Gotha-Altenburg wurde von Reicheswegen mit Execution beauftragt. Die Feindseligkeiten begannen und waren 1747 ausgetragen. Die Gleichen's wurden befreit, nachdem sich die Frau v. Gleichen noch geweigert hatte, das Gefängniß vor erhaltener Genugthuung zu verlassen.

Noch muß gesagt sein, daß vorher eine zu Meiningen anwesende Prinzeß von Würtenberg für den Besuch des Hofes die gemessene Bedingung stellte, daß die Pfaffenräthin nicht anwesend sein dürfe. — —

Es ist wirklich sehr wohlfeil, an die zu Füßen des Herrn sitzende Maria, oder auch nur an „das Weib von Monode", oder nach Belieben an Ideale zu denken. Denke ich an die Zeit der v. Gleichen, so ist diese Frau mir lieber als all die übrigen Figuren, die in dieser Tragi-Komödie auftreten. „Der sittliche Beruf ertheilt die Werthe" und „man vertritt solchen Werth und prämlirt nicht aus Feigheit das Gemeine": dies gab ihr das Pathos in einer Zeit, in der auch dies Bischen Ethische verdrängt werden sollte durch ein Geringeres, so wenig durch ein Höheres, daß die Berufung auf solches nicht verstanden, als Feigheit verkannt und für den Mitmenschen unwirksam geblieben sein würde. — Ihr Dulden würde nur als gelegenheitliches gewirkt haben (wir haben darüber schon gesprochen). Freilich handelte sie nicht geschichtlich in meinem Sinne. Sie stand nicht für ihre einzelne Person bei Gott in Christo Jesu und hoch oberhalb ihrer Zeit. Ihre Handlungsweise entstand also nicht, in Verzicht auf ihre Einzel-Höhe, aus Liebe zu den Brüdern, da denen nur mit dem Geschichtlich-Besten zu helfen ist, was bei ihnen allein in Geltung steht. Wäre das gewesen, würde sie die höhere Handlungsweise lehrhaft nebenhingestellt und erklärt haben, daß sie nur aus Resignation und Rücksicht auf die schwache Zeit so handele. Denn auf dem Gebiet des Staats und Rechts kann man nur wirken durch das gegenwärtig Geltende, doch soll man für das Zukünftige das wahrhaft Gültige verkünden. Wie Wenige wissen das! — Frau v. Gleichen, als ein besserer Repräsentant, deckte sich wirklich mit ihrer

Digitized by Google

Zeit, und welch eine Nichtigkeit, diese Zeit! Es ist erbarmungswürdig, wie auch der Schluß der ganzen Affaire, denn Friedrich der Große, der sich eingemischt hatte, führte sie auf das wahre Bedürfniß der Zeit zurück, auf 200 Mann Kanonen-Futter, die er sich, durch wunderbare Complication der Verhältnisse, aus der ganzen Frage anzueignen wußte. — —

Ich dächte, ich hätte nun den Leser genug angrimassirt mit der Duell-Visage solcher kleinen Zeiten, in denen die Person aus den großen öffentlichen Fragen verdrängt und zu ihrem eigenen Cultus eingesperrt ist.

Auch hier würde das persönliche Leben noch das konkreteste und reichste sein können, wenn es sich mit seinem tiefsten Inhalte erfüllen wollte, denn Gott gebrauchte der Schöpfung nicht und war schon ohne sie die Totalität in Ihm Selbst. Es giebt nichts Höheres als die Persönlichkeit; aber diese, in der Sünde außerhalb Gottes befindliche und mit falschem Gehalte erfüllte Persönlichkeit ist ein Fürchterliches, zumal im Cultus mit sich selbst!

Wir also geben die individuelle Obrigkeit, die Persönlichkeit nicht preis, aber wir dringen darauf, daß man mit Bewußtsein dahin wirke, sie mit höherem und höherem Inhalt zu erfüllen, im Uebrigen ihr das Recht des Selbstzwecks zu gewähren.

(Fortsetzung folgt.)

Schleswig'sche Verwaltungsfragen.

I.

Die nordfriesischen Inseln und Halligen, Seegaten und Watten, Dünen und Marschen. — Was sie sind und was sie werden können.

(Fortsetzung.)

Die Fahrt auf Grönland ließ Muße genug übrig, mancherlei Nebengeschäfte zu treiben, sowohl auf der See als daheim, indem die Fahrt gewöhnlich erst im Februar angetreten wurde und schon im August beendigt war. Der Grönlandsfahrer war daher im Herbste Landwirth und in den langen Winterabenden vollendete und vervollkommnete er seine auf der Fahrt begonnenen Schnitzwerke in Eichenholz, womit nach damaliger Sitte Hausgeräth und Wände verziert wurden. Viele Produkte des nördlichen Eismeeres kamen nach unsern Inseln: die Gärten wurden mit einer aus Walfischrippen bestehenden Umzäunung versehen; auf den Kirchhöfen wurde ein Walfischgebein mit eingeschnittenem Namen über dem im Grabe schlummernden Grönlandsfahrer errichtet, daß ein Gebein dem andern als Denkmal diente.

Obgleich die Grönlandsfahrt weniger einträglich war, als die in einer spätern Periode von unsern Insulanern betriebene Kauffahrteifahrt, kann doch nicht geläugnet werden, daß die Grönlandsfahrt dennoch ihre eigenthümlichen Vorzüge hatte.

Digitized by Google

Ein längst verstorbener Prediger auf Föhr hat die Sache richtig aufgefaßt, wenn er schreibt:

„Die Insel Föhr (und dasselbe gilt von den übrigen nordfriesischen Außeninseln) war von jeher eine Pflanzschule der Walfischfänger. Seit undenklichen Zeiten haben ihre Seefahrer die holländische Grönlandsflotte, die erste und größte unter allen, angeführt und bedient. Als die Engländer nach dem Walfischfang gelüstete, ließen sie unsere Commandeure und Harpuniere von Föhr aus werben. Der Walfischfang erhielt uns die Einfalt und Unschuld der Sitten. In Grönland giebt es keine Gelegenheit zu Verführungen und Ausschweifungen; selbst die Handelsstädte Hamburg und Amsterdam, von welchen sie ausfegelten, lernten viele kaum kennen. Sie landeten auf ihren Schiffen und traten wieder in die kleineren Schiffe, die bei ihrer Rückkehr bereit lagen, um sie eilend nach Hause zu führen. Die vormalige schöne Zeit wird nie wieder kommen, als nach manchem glücklichen Jahre beim Walfischfange ganze Reihen neuer Häuser aufgebaut wurden; als dem Jünglinge seine Gesundheit und Geschicklichkeit hinreichende Hypothek war und Nachbarn und Freunde wetteiferten, ihm das benöthigte Geld vorzustrecken, um seine Haushaltung anzufangen. Wahrlich, die Beweise vormaliger Treuherzigkeit und Ehrlichkeit sind höchst interessant. So konnte eine Mutter auf den Credit ihrer Knaben Geld und Unterstützung finden; selbst die Kinder in der Wiege wurden von dem Ausleiher nicht verachtet: die Landesstifte hatte sie zu Bürgen für ihre Eltern gemacht, — und selten trat der Fall ein, daß sie sich ihrer Bürgschaft entzogen. Jetzt (1796) ist es anders. Vieljährige Seereisen trennen den Seemann in seinen besten Jahren von Weib und Kindern; Wittwen und Waisen mehren sich unglaublich, da die nie ruhende Seefahrt so manchen Hausvater den Herbst- und Winterstürmen aussetzt." (Vgl. Schl.-Holst. Provinzialberichte, 1796.)

Als die Grönlandsfahrt wegen der starken Abnahme der Walfische immer unbedeutender wurde, als, um nur ein Beispiel anzuführen, die ganze aus 182 Schiffen bestehende holländische Grönlandsflotte im Jahre 1719 nicht einmal halb so viele Walfische erbeutete, als der eine glückliche Matthias gefangen hatte, suchten und fanden die Uthlandsfriesen andere Nahrungsquellen.

Die Mitte des 18. Jahrhunderts kann als die Zeit bezeichnet werden, in welcher unsere Inselfriesen anfingen, sich mehr und mehr der Kauffahrteifahrt zuzuwenden. Um 1770 hatten die Inseln Sylt, Föhr und Amrum bei einer Bevölkerung von 9560 Seelen über 2000 Seefahrer. Auf der größten Hallig — Hooge — waren damals unter 480 Einwohnern 96 Seefahrer. Wer ein tüchtiger Seemann werden wollte, — und das wollte jeder Knabe auf den Außeninseln, — mußte früh anfangen, sich mit der See vertraut zu machen. Daher kam es nicht selten vor, daß zwölfjährige Knaben schon längere Seereisen mitmachten. (Vgl. Hansen, Chronik der friesischen Uthlande, Altona 1856.)

Die Zeit des amerikanischen Freiheitskrieges (1775) war die Blüthezeit für den Seehandel der Städte Flensburg, Altona, Hamburg und Kopen-

Digitized by Google

hagen und die Blüthezeit der nordfriesischen Seefahrt. In den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts fand man Familien auf unsern Inseln, die unter ihren Gliedern 6 und mehr Schiffscapitaine zählten, Männer, die alle Meere der Erde befuhren und nicht allein große Summen zu verdienen, sondern auch zu bewahren verstanden, mithin den Wohlstand des Hauses und des Landes gründeten.

Es darf nicht unerwähnt bleiben, daß eine von König Christian VI. gegebene Verordnung vom 28. Januar 1735 die Seefahrt wesentlich förderte. Durch diese Verordnung erhielten die Seefahrer auf den Inseln Röm, Sylt, Föhr, Amrum, Oland, Langeneß, Gröde, Habel, Butwehl, Hooge, Nordmarsch, Südfall und Pelworm die Erlaubniß, ungehindert und frei zur See zu fahren, wann und wohin sie wollten, und nur in dem Falle, daß der König ihrer in Kriegszeiten bedürfen würde, sollten sie verpflichtet sein, die von den Inseln verlangte Mannschaft zu stellen, wobei es ihnen jedoch gestattet war, die verlangte Mannschaft aus ihrer Mitte selbst auszuwählen. Außerdem wurde ihnen durch diese Verordnung auf ewige Zeiten Befreiung von allem Land- und Soldatendienst wie von allen dahin gehörigen Auflagen zugesagt.

Die friesischen Insulaner hatten sich bis dahin meistens der Leistung ihrer Militairpflicht zu entziehen gewußt, indem sie nicht selten unter Lebensgefahr zur Zeit der Ebbe zu Fuß über die Watten nach dem Festlande *geeilt* und von da nach Holland geflüchtet waren, um von hier aus als Kauffahrteifahrer Brod und Wohlstand zu erwerben. — Was Nothwendigkeit und Volksneigung erheischten, war jetzt legal, und von dieser Zeit an ließen sich immer einzelne Inselfriesen bereit finden, auch auf dänischen Kauffahrteischiffen Dienste zu nehmen.

Wenden wir uns jetzt zu den Erwerbszweigen, die theilweise vor der Periode der Grönlands- und Kauffahrteifahrt, theilweise gleichzeitig neben derselben betrieben wurden.

Wie ein Land, so seine Bewohner. So lange die Aecker und Wiesen der Außeninseln von gedämmften Dünen beschirmt da lagen, waren die Bewohner der Strandddörfer friedliche Ackerbauer und Fischer. Als aber Wasser- und Sandfluthen das Land verödet hatten, verwilderten die Ackerbauer und Fischer auch und suchten sich einen Acker, auf dem man erndten kann, ohne zuvor zu säen: sie wurden Strandläufer, Freibeuter und Seeräuber. So erwarb sich der lange Peter von Hörnum eine gewisse geschichtliche Berühmtheit als Seeheld und Seeräuber, nachdem Wasser- und Sandfluthen sein Heimathland im 13. Jahrhundert verödet hatten.

Erst um die Mitte des 16. Jahrhunderts fing man mit besonderm Eifer an, die Schätze zu heben, welche die heimathlichen Gewässer und Watten darboten. Neben der Schifffahrt trieb man Fisch- und Vogelfang an den Küsten und auf den Watten. Nicht selten nahmen auch die Frauenzimmer Theil an den Mühen und Beschwerden der Binnenfahrt und des Fisch- und Vogelfanges. Da die Regierung eine für jene Zeit erhebliche Steuer auf diese Erwerbszweige legte, muß der Fisch- und Vogelfang ein

Digitized by Google

ergiebiger gewesen sein. Im Anfange des 17. Jahrhunderts lieferte das Amthaus den Fischern die Rochenpfähle. Die Rochenfischer suchten diejenigen Stellen auf, die vorzugsweise von den Rochen gesucht wurden, rammten die Pfähle im Zickzack in den Boden hinein und zwar so tief, daß die See zur Fluthzeit über dieselben hinstrich; nach eingetretener Ebbe wurden dann die Rochen, die innerhalb des Pfahlwerks lagen, aufgesammelt und nach dem Lande gebracht.

In den Stranddörfern stand die Rochenschüssel den ganzen Tag unter der messingenen Stülpe auf dem Ofen, und jedem, der zum Besuch ins Haus kam, wurden Rochen und Brod vorgesetzt. Außer den friesischen Inseln wurden Tondern und Husum damals von unsern Fischern mit Rochen versorgt.

Der Herbst war die Zeit des Gänsefanges. Schon im September finden sich ganze Schaaren von Seevögeln an unsern Inselrändern ein, die als Strichvögel kürzere oder längere Zeit hier Rast halten, da sie in den Wattströmen reichliche Nahrung finden. Am längsten verweilen die wilden Gänse an den Ufern und auf den Watten der nordfriesischen Inseln. Jetzt läßt man die wilden Gänse kommen und weiterziehen, ohne irgend einen Versuch zu machen, sie zu fangen; früher aber, und noch im vorigen Jahrhundert, waren ganze Dorfschaften beim Gänsefang beschäftigt. Es wurden lange — mit den uralten Hausmarken versehene — Stangen auf den Watten und an den Wattströmen errichtet, zwischen welchen große weitmaschige Netze ausgespannt waren, in welchen die wilden Gänse und Enten sich des Nachts verwickelten.

Erst im Jahre 1748 wurden Vogelkojen nach holländischem Muster auf den nordfriesischen Außeninseln angelegt. Eine solche Koje besteht aus einem Süßwasserteiche, der mit Gestrüpp und Schilf umgeben ist und mit langen Gräben in Verbindung steht, die Pfeifen heißen und mit Netzen überspannt sind. In diese nach außenhin immer enger werdenden Gräben werden die wilden Enten, die sich auf dem Teiche niedergelassen haben, mittelst zahmer Enten heimgelockt. Sobald die Enten sich dem Ende des Grabens, der sich in eine Reuse endigt, genähert haben, zeigt sich der Vogelfänger, und die scheuen Vögel flattern und laufen weiter, bis sie in der Reuse gefangen sind. Häufig werden an einem Tage 1000 Stück wilder Enten in einer Koje gefangen. Der Fang fängt im August an und dauert ununterbrochen fort, bis der Frost sich einstellt, der die wilden Enten plötzlich verscheucht. Auf Föhr und Sylt sind vier Vogelkojen.

Andere Vogelarten sind ihrer Eier wegen wichtig für die Bewohner der Außeninseln und Halligen. Auf den Dünen und an den Rändern der Inseln nisten unzählige Schwärme von Seevögeln. Auf der Nordspitze von Sylt sammelt man häufig in einem Frühjahr und Vorsommer 30 bis 40,000 Möveneier. Seit dreißig Jahren hat sich die Eidergans in den Lister Dünen regelmäßig eingefunden, und man darf wohl annehmen, daß Alles gethan werde, was dazu beitragen könnte, größere Schaaren dieser durch ihre Dunen so höchst nützlichen Vögel nach unsern Inseln zu locken.

Digitized by Google

Die Berichte über die Schenkungen und Abgaben, welche die nordfriesischen Inselbewohner ihrer Landesherrschaft und deren Vögten darbrachten, gewähren interessante Einblicke in die frühern Verhältnisse und beleuchten die Bedeutsamkeit des Bodenertrages auf den Marschinseln wie der Fischerei und des Vogelfanges auf den Geestinseln. Um 1584 schenkten die Nordstrander dem Herzog Adolph 200 Tonnen Gerste, 1000 Tonnen Hafer, 273 Schafe und eben so viele Lämmer; die weniger wohlhabenden Helgoländer schenkten Hummer und Schnepfen; die Bewohner der Außeninseln gaben Austern; die Amtmänner erhielten Geschenke an Geld, Austern und Fischen, die Frauen und Töchter derselben weiche Dunen und Federn zu ihren Betten.

Ein fernerer wichtiger Erwerbszweig der nordfriesischen Inselbewohner ist die Austernfischerei. Schon vor mehr als tausend Jahren fanden sich Austernfelder in der Nähe unserer Uthlande. Ich habe in den Dünenthälern auf Amrum, in der Nähe eines von sehr alten Steinsetzungen umgebenen Hünengrabes, ein paar Fuß unter der Thalsohle große Haufen von Herzmuscheln und Austernschalen entdeckt, die höchstwahrscheinlich als Kehrichthaufen aus alter Zeit zu betrachten und ohne Zweifel lange vor der Dünenbildung hier aufgehäuft worden sind. (Vgl. meinen Aufsatz: „Die Steinsetzungen" in den S. H. L. Jahrbüchern III, 460. Kiel 1860.) Wie die Austern ein fürstliches Regal geworden sind, ist unbekannt. Von König Friedrich II., der im Jahre 1588 starb, wird berichtet, daß er kurz vor seinem Tode erfahren habe, daß im Riberhuus-Lehn (bei List, Föhr und Amrum) schmackhafte Austern vorhanden wären und er dem Amtmann befohlen habe, solche nur für den König fischen zu lassen.

Noch müssen wir eines Erwerbzweiges gedenken, der die nordfriesischen Insulaner nicht selten in einen übeln Ruf gebracht hat, nämlich der Bergung des Strandgutes. Die an Untiefen und Sandbänken so reiche Küste Nordfrieslands wird nicht mit Unrecht „die Schiffbruchküste" genannt, und es konnte nicht fehlen, daß in einer Zeit, wo noch keine Leuchtfeuer an unsern Küsten gefunden wurden und die Seekarten mangelhaft waren, ungleich mehr Schiffbrüche in diesen Gegenden stattfanden, als in jetziger Zeit, wo zwar etwas, aber noch bei weitem nicht genug gethan worden ist, Strandungen und Schiffbrüche zu verhüten. Im Anfange des 15. Jahrhunderts gehörten Strandraub, Schlägereien und mörderische Ueberfälle zu den gewöhnlichen Dingen im Leben der Nordfriesen; namentlich erreichte der Strandraub an den Küsten Eiderstedts damals einen ungewöhnlichen Umfang. Von den alten republikanischen Einrichtungen war nur noch der Schein übrig geblieben. Die Landesherrschaft hatte Strandvögte eingesetzt, die deren Interesse vertreten sollten, aber meistens nur ihre eigene Bereicherung im Auge hatten; kein Wunder, daß Strandvögte und Berger bald gemeinschaftliche Sache machten, die Regierung zu hintergehen, bald einander in den Haaren lagen. In der Strandverordnung, die im Jahre 1444 von den Rathmännern der Dreilande mit dem Herzoge vereinbart wurde, heißt es, „daß alles Gut, so den Strand rühret, davon soll der Her-

Digitized by Google

zog zwei Theile, und der es findet, den dritten Theil haben. Würde Strandgut in der See aufgefischt, so soll der Herzog die Hälfte, und der es findet, die Hälfte haben. Geschähe es, daß der Herzog jemand um sothanes Gut ließe besprechen, und er solches verleugnete, so soll er sich mit eilfen seiner Nachbarn, die ihm der Vogt nennen soll, wehren, und wenn ihm seine offenbaren Feinde benannt würden, und er solches mit frommen Leuten könnte beweisen, so soll der Vogt ihm andere Leute an deren Stelle nennen. So auch berefelt Gut (geschlossene Kasten und Ballen) gefunden würde, so solle man solches nicht ohne Beisein des Rathmannes eröffnen, oder Mein Herr wolle es in's höchste strafen. So aber jemand Strandgut würde finden erne oghen kennynge af hemmesyd Hilgeland (ohne Kennzeichen jenseit Helgoland), der möge dasselbe Gut behalten."

Die in dieser Periode angestellten Strandvögte hatten Theil an dem sogenannten Bergerdrittel und durften außerdem die sogenannten „Wrackgüter," — wozu aber fast alle gestrandeten Güter gemacht wurden, — sich zueignen. Von dieser Strandordnung (!) kann nur gesagt werden, daß sie, wie der Chronist Heimreich von andern mit der Landesherrschaft vereinbarten Verordnungen sagt, „den Glocken ohne Knepelen" zu vergleichen war.

Wenn das Strand- und Bergungswesen nun gleich seit jener Zeit ein anderes und besseres geworden ist und ich zur Ehre meiner Landsleute sagen darf, daß die bergenden Schiffer mehr darauf bedacht sind, unter eigner Lebensgefahr das Leben der Schiffbrüchigen zu retten, als zu verdienen, kann ich doch nicht unterlassen, darauf aufmerksam zu machen, daß die Gesetzgebung rücksichtlich des Strand- und Bergungswesens noch ein weites Feld vor sich hat und Reformen sehr wünschenswerth wären.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Pfingstfest in Sommerfeld.

Eine Idylle.

(Fortsetzung.)

Inzwischen gingen die demagogischen Umtriebe ihren Weg, ich betheiligte mich lebhaft; mein Freund dagegen bildete sich zu einem folgsamen, ehrbaren Staatsbürger aus.

In dieser Liebe rivalisirten wir nicht. Mich regte das Ganze furchtbar auf; wir hatten einen gewaltigen Handstreich vor, der uns im Fall des Mißlingens auch um Leben und Freiheit bringen konnte. Da ritt ich noch einmal nach D. Keller war verreist. Das Glück spielte mir die Gelegenheit zu; ich sah Anna über eine Stunde allein; und Gelegenheit macht Diebe:

Digitized by Google

ich brach mein Wort, und gestand ihr meine Liebe, die angeblich aufs feurigste und innigste erwiedert wurde! Man spricht manchmal: eine Stunde Glück wöge Jahre von Kummer und banger Erwartung auf. Diese Stunde hätte die folgenden Jahre mit hellem Glücksschein durchleuchten können, wenn nicht der Schatten des Zweifels darauf fiel. Unsere Sache unterlag, ich wurde zu längerer Festungshaft verurtheilt. Anna's Vater war entschieden gegen unser Verhältniß. Ich erfuhr durch meine Mutter, daß sie fest blieb, und bald konnten wir durch Vermittelung meiner Mutter in Briefwechsel treten, später wurden den Gefangenen Besuche der Verwandten gestattet, und Anna kam mit meiner Mutter.

Meine Freude war groß; aber sie wurde dadurch getrübt, daß Anna meine Sache anders auffaßte, als ich, und mich nicht als Märtyrer einer gerechten Sache betrachtete, was mir sehr wohl gethan haben würde. Es schmerzte mich tief, daß die Frau, welche ich liebte, die Ansichten nicht theilte, welche gleichsam ein Theil meines Selbst waren; wo sollte sie Muth hernehmen, mein Schicksal künftig zu theilen, wenn sie darin eine Strafe sah, die ich verdiente?

Einsam blieb ich grübelnd über diesen Gedanken zurück. Die Freude des Wiedersehens verflog; die innere Disharmonie quälte mich; ich marterte mich mit Selbstvorwürfen wegen des Wortes, welches ich dem Freunde gebrochen. That ich dies nicht, so war nun vielleicht alles anders; Anna vergaß mich; wurde an der Seite jenes treuen, einfachen Menschen glücklich, hatte ein geordnetes Leben vor sich; und ich — wäre zwar nicht glücklich gewesen, aber nicht unglücklicher, als jetzt. Nun müssen Sie im Auge behalten, weil ich dem Arbeiten meiner Gedanken preisgegeben war, wie sich die Befürchtungen in mich hinein wühlten, und wie ich anfing zu glauben, sie könnte mich nicht lieben, weil sie mein Beginnen unrecht fand.

Kein Besuch konnte diese Idee aus mir heraus bringen, um so mehr Anna etwas Niedergeschlagenes hatte, was größtentheils aus Besorgniß um mich hervorging, und aus den häuslichen Kämpfen mit ihren Eltern, welche auf eine Auflösung unserer Verlobung hinarbeiteten. Sie litt viel und ich plagte sie ebenfalls.

Gegen Ende meiner Haft besuchte mich auch ihre Tante Thekla, und ich sah einen großen Freundschaftsbeweis darin; sie war in D. gewesen, und da mein Verhältniß zu Anna Wendel offenkundig war, sprach auch sie davon und bemerkte wie zufällig: „Wie wunderbar, daß Ihre Braut Ihre Ansichten gar nicht theilt; sie ist so philiströs, wie der Referendar Keller, ihr guter Freund. Sie sieht ihn freilich oft, und hält viel auf ihn.“ Ich meinte sonst, die Beiden müßten ein Paar werden. Sie sind wie für einander geschaffen, beide gleich altverständig.“

Ob sie eine Wolke über mein Gesicht hinziehen sah? Sie fügte darauf hinzu: „Befürchten Sie nichts, Anna bleibt Ihnen treu, man spricht nur manchmal so allerlei und unwillkürlich spricht man es nach.“

„Was spricht man denn so allerlei?“ fuhr ich auf.

„Nun!“ sagte sie lachend, „die ehrsamen Leute in D. finden, Anna

Digitized by Google

würde glücklicher gewesen sein, wenn sie die sichere Existenz als Frau des Herrn Keller vorgezogen hätte, anstatt nun mit einem ehemaligen Demokraten ein kärglich Dasein zu haben."

„Demokrat bin ich noch!" herrschte ich sie an, „und Anna wird nicht einmal ein kärglich Brot in der Heimath haben, sondern mit hinausziehen in die weite Welt, bis wir etwas finden. Doch will ich sie nicht zwingen, ihr Wort zu halten, dazu habe ich kein Recht."

„Ich bin überzeugt, Anna wird Ihnen ihr Wort halten", fiel die Tante ein, „dazu ist sie zu gewissenhaft."

„Ich mag nichts, was ihr das Gewissen nöthig macht", entgegnete ich, „eigentlich kann sie gar nicht mit gutem Gewissen eine Demokratenbraut sein, da sie meine Ansicht nicht theilt. Ich fühle es; sie kann nicht mit mir gehen!"

Sie kann nicht mit mir gehen! Dieser Gedanke fraß sich in mein Herz, als sei es Wahrheit, und als ich die Freiheit wieder erlangte, da zog dieser bittere Gedanke mit mir hinaus; ich war thöricht, verblendet, erbittert; hörte auf keinen Zuspruch und trennte mich von Anna, welche so treu auf mich gewartet hatte. Ich meinte, ich müsse sie freigeben, daß sie den Keller heirathen könne. Es war alles mit einem Treubruch angefangen, und konnte deshalb kein Segen darauf ruhen. Dieser Gedanke hielt mich fest, ich wollte wieder gut machen.

Ich selbst ging nach Amerika, anfangs hätte ich sie jedoch nicht mitnehmen können, und als ihre Tante Thekla hörte, daß ich meine Verlobung aufgelöst, sagte sie: es ist auch besser so, und edler von Ihnen. Dies schmeichelte mir bedeutend; dann setzte sie hinzu: ich mochte es Ihnen damals nicht sagen, aber ich glaube, Anna ward von Ihrer stürmischen Weise überwältigt, hatte aber im Herzen den Keller lieber. Ziehen Sie frei hinaus, und finden Sie ein Weib, das mit Ihnen eins ist! Dies sagte sie mit einem so eigenthümlichen Ausdruck, daß ich wähnte, sie liebe mich, und hatte mich doch verschmäht! Meine Mutter konnte nicht glauben, daß wir uns wirklich trennten; sie sagte noch zuletzt — ach! es waren ihre letzten Worte, die ich hörte —: „es wird doch noch alles gut zwischen Anna und Dir, Ihr gehört zu einander. Komm bald und hole sie!"

Später kamen mir auch andere Gedanken, die alte Liebe erwachte mächtig, mit der Sehnsucht nach dem Vaterlande auch das Verlangen nach ihr; aber lange Zeit hatte ich keine Heimath, welche ich ihr bieten konnte; dann erfuhr ich einmal den Tod der Eltern Anna's, mit der Nebenbemerkung, sie würde sich nun mit Keller verheirathen. Mein eigenes Leben war stets ein unsicheres, und als ich dies erfahren, schloß ich mich einer naturwissenschaftlichen Expedition an, welche mich Jahre lang umherführte, und mich hinderte, einen eigenen Heerd zu gründen. Erst später ward ich Farmer, und erlangte durch einen günstigen Verkauf das Vermögen, was mir nun ein gesichertes Auskommen bringt. Ein reicher Mann bin ich nicht. — An ein anderes weibliches Wesen habe ich mich nicht wieder anschließen können. Es geschah wohl, daß ich eine gewisse Zuneigung faßte, aber immer kam darauf der Ge-

Digitized by Google

danke: es ist doch keine wie sie, und verlangend dachte ich, sie möchte mein geworden sein. Die allmälige Veränderung meiner Ansichten trug auch viel dazu bei, dem Wunsche nach Versöhnung Raum zu schaffen. Dieser Gedanke hat mich immerfort begleitet und der bittere Vorwurf, mein Leben selbst zerstört zu haben. Vergebens hoffte ich, die Nachricht von Anna's Verheirathung mit Keller zu hören, um mein Gewissen zu beruhigen. Es geschah nicht; ich hatte blos zu früh selbst in die Ereignisse eingegriffen, die sich vielleicht ganz anders entwickelt hätten. Nun trage ich die Strafe. Er schwieg. Nach einer Weile fuhr ich auf: „Und an dem allen ist doch eigentlich nur Tante Thekla Schuld, auch daß Sie jetzt sich wieder irre führen lassen! Nicht Ihnen, sondern ihr gebührt der Vorwurf. Sie sind eigentlich ganz unschuldig! Sie wurden in diese Stimmung gebracht, und waren nicht Herr ihrer selbst!"

„Nicht doch, liebe Margarethe!" entgegnete er ernst, „ich bin Schuld, und muß die Strafe tragen. Sie müssen die Sünde nicht entschuldigen, dies ist so Mode in der Welt, in tausend andern Dingen und Einflüssen, die Schuld zu suchen. In Gottes Wort steht nichts von Entschuldigungen, da wird die Sünde nicht weggeredet; aber die Liebe soll der Sünden Menge zudecken. Wie ein Maler mit einem Strich ein ganzes Bild vernichten kann, wenn er einen Farbenstrich darüber legt, so soll auch die Sünde entfärbt werden, wäre sie blutroth, soll sie schneeweiß werden. So ist die Liebe und Gnade größer, wenn man die Sünde nicht entschuldigt!"

Er hatte Recht, aber auch Unrecht, daß er sich jetzt noch versteckte und doch wagte ich nichts zu sagen, ich hatte nur schon zu oft mich in Dinge gemischt, die mich nichts angingen. Eine gemüthliche Unterhaltung wollte nun nicht mehr kommen. Ich sann über alles nach, was man dazu thun könnte, die Beiden zusammen zu führen, und er schien ganz in die Vergangenheit versunken, unwillkürlich hatten wir die Schritte heimwärts gewendet. Als sich unsere Wege trennten, sagte er freundlich: „So! nun wissen Sie alles, liebes Kind, wir wollen nun dem lieben Gott das Weitere überlassen!" —

Es war bald Ende Sommers, das Haus gewann ein wohnliches Ansehen, nach und nach wurde eingeräumt; die Möbel aus der Wohnung seiner verstorbenen Mutter kamen an und wurden aufgestellt; ich half redlich bei allem, aber am liebsten bei dem Auskramen seiner ausländischen Sachen. Der Treppenflur ward mit fremdländischen Gegenständen ausgeziert; Waffen, Ackerbaugeräthe, Zierrathen fremder Völker. In seinem Zimmer, welcher der große Gartensaal werden sollte, entstanden Bücherbretter an den Wänden, Schränke mit Mineralien und andere Seltenheiten, Krokodille, Schlangen, bunter Vögel zierten das Studierzimmer, es glich einem kleinem Museum; auf Tischen breiteten sich Landkarten, Mappen mit verschiedenen Ansichten aus; kurz, alles war vorhanden, den Geist anzuregen und zu unterstützen. Und wenn man hinaustrat, wie lockte der Sitz unter der Platane, wie schweifte das Auge gern weit bis zum See, und der Geist ruhte aus von seinen Fahrten in alle Gebiete des Wissens.

Digitized by Google

Kühe wurden angeschafft, auch ein allerliebster Einspänner, der Wirthschafter mit Frau wurde eingeführt, alles nahte seiner Vollendung. An dem Tage, wo das Richtfest des Schuldaches gefeiert wurde, wollte er einziehen und wir sollten sämmtlich den Kaffee bei ihm trinken, bei gutem Wetter in der Spätrosenlaube, welche am kleinen Teich im Garten steht, zwischen den Beeten duftender Nelken und Levkoyen.

Ich freute mich sehr auf diesen Tag; ich war stolz, daß meinem Friedrich der erste Bau so weit gelungen war, und dann sollte ich die Wirthin machen, alles besorgen und serviren, wodurch ich mir nicht wenig wichtig erschien.

Die Feier des Richtfestes ging gut vorüber: Ein sinniger schöner Spruch war von dem Zimmergesellen gethan; der Baum mit bunten Tüchern und Bändern thronte hoch in dem Dachstuhl. Ich hatte mich schon eher zurückgezogen, um alles für die Kaffeegäste bereit zu halten, und stand fröhlich am Gitterthor, ausschauend, ob der Zug der Gäste bald anlangen würde. Da kam Tante Emma mit Marianne geeilt, in augenscheinlicher Aufregung und die Schreckenskunde erreichte mich, Friedrich Wendel sei von einem herabfallenden Balken getroffen, als er noch einmal den Bau durchschritten hatte; man brachte ihn eben ohnmächtig getragen.

Die Tante nahm mich freundlich und tröstend in die Arme, sprach beruhigende Worte, Marianne drückte mir die Hand; beide fühlten wohl, wie tief mich die Nachricht berührte. Ich konnte nicht weinen, nur gespannt hinsehen, wo ich den Kranken kommen sah. Ich meinte, er müsse todt sein, so schrecklich bleich und leblos waren seine Züge. Rüdiger begleitete ihn, seine Fassung war geblieben; er faßte mich bei der Hand, führte mich in das Haus, und bat mich, ihm behülflich zu sein, daß der Arzt geholt würde, indeß sollte der Verwundete zu Bett gebracht werden, und er wollte thun, was geschehen könnte, ehe der Arzt ihn untersucht hatte. „Es muß eine Quetschung sein," sagte er, „denn es scheint kein Blut zu fließen."

Das war ein anderer Einzug, als wir uns gedacht hatten! alle Gäste gingen natürlich zum Schloß, ich blieb mit Marianne und Christian zurück und erwartete mit Todesangst den Arzt. Rüdiger hatte Recht; es war eine Quetschung, wie weit gefährlich oder nicht, ließ sich nicht sogleich bestimmen; für Pflege ward gesorgt, außer Christian blieb später keines von uns da.

So ging es einige Tage in Ungewißheit fort. Da kam eines Morgens Rüdiger aufs Schloß, um mit mir zu sprechen. Nie werde ich den eigenthümlichen Ausdruck seines Gesichts vergessen, als er vor mir stand; Sorge und dabei geheime Freude standen darauf geschrieben. „Margarethe!" sagte er rasch, „ich meine, es ist unsere Pflicht, an Anna Wendel zu schreiben, ob sie kommen will. Der Arzt sagt, es bildete sich eine Eiterung wo die Quetschung geschehen; öffnet sich diese nach Außen, so ist die Sache ungefährlich, geht es nach Innen, so ist er verloren!"

Ich zuckte sichtlich zusammen. Rüdiger fuhr fort: „dabei sehnt sich der Kranke lebhaft nach Anna, ich glaube, er wünscht eines Versprechens ledig zu sein, welches Sie ja kennen!"

Digitized by Google

Dabei lächelte er freundlich. Rüdiger schrieb darauf an Anna einfach den Sachverhalt, fügte hinzu, sie würde ihm glauben, daß es sich so verhielte, dagegen setzte er das Vertrauen in sie, die einfache Sache ertragen zu können; sie sollte ungehindert im Hause wohnen, schalten und walten nach Belieben, und durch keine Rücksicht sich abhalten lassen, zu kommen.

Nach mehreren Tagen langte sie an. Rüdiger war wieder ins Wirthschaftshaus gezogen, und sie konnte ganz nach ihrem Willen leben. Wir waren ihr mit warmem Herzen entgegengegangen, die gemeinsame Noth brachte uns zusammen, aber ihr erstes Begrüßen ließ eine furchtbare Kälte gegen Rüdiger und mich spüren; sie war ganz starr, und wir verständigten uns mit Blicken, als sie zu Friedrich hineinging. Tante Emma blieb bei ihr zurück, ich fühlte mich verletzt.

Gegen Abend des anderen Tages ließ sie mich zu einem Spaziergange auffordern und kaum waren wir einige Schritte gegangen, so gab sie der ganzen, verhaltenen Bewegung ihres Gemüthes nach. Ein namenloser Schmerz brach aus ihr heraus, alles Weh der Einsamkeit und der sorgenvollen Jahre trat auf die Lippen. Sie war ein Bild des Jammers.

„Und nun soll ich auch dies Eine verlieren, woran ich noch hing;" rief sie, „ich kann meinen Willen nicht ergeben, ich kann ihn nicht ruhig verlieren!" Dann wendete sie sich zu mir und sagte herzlich: „Wundern Sie sich nicht, daß ich Sie zur Zeugin meines Kummers mache; aber Friedrich sagte mir heute Manches, woran ich gar nicht gedacht und danach wären wir Schwestern geworden; er sagte mir, wenn er nicht wieder gesund würde, sollte ich Sie lieben, wie ich ihn geliebt hätte. Ja! wir wollen uns recht lieb haben, Margarethe!" sagte sie mit dem alten Blick, der meine ganze verscheuchte Liebe zurückrief, und wir drückten uns herzlich die Hand.

In meiner Seele hielt die Hoffnung immer die Ueberhand, der liebe Gott ist mir da, wie nachher immer gnädig gewesen, und ich konnte sie trösten und beruhigen.

„O, Margarethe!" sagte sie beweglich, „Sie wissen nicht, wie viel Schmerz durch mich hindurch gezogen ist, möchten Sie es auch nie erfahren, was ich erlebte."

Unter meinem Zureden faßte sie wieder Hoffnung und nachdem wir etwas im schönen Spätsommertag umhergewandelt waren, fragte sie mich: „ob ich vielleicht Friedrich einen Augenblick sehen wollte." Natürlich wollte ich das. Rüdiger stand an der Thür als wir eintraten; heute blieben seine fragenden Blicke nicht unbeantwortet; Anna war eine Andere seit heute; ich fühlte, sie konnten einer Erklärung nicht ausweichen, und ahnete Gottes Hand, die alles dies so wunderbar machte.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Diplomatische Revue.

Wochenschau.

Die in London veröffentlichten Depeschen über die Streitfrage, welche sich zwischen England und den Vereinigten Staaten erhoben hat, machen nicht den Eindruck, als ob es der Regierung von Washington nur darauf ankomme, einen gewöhnlichen Zank anzuzetteln, der nach mancherlei diplomatischen Plänkeleien durch einen unschuldigen Compromiß beigelegt wird. Vielmehr scheint es, daß wir es hier mit dem ersten Akte eines wohlangelegten Dramas zu thun haben, welches allen Ernstes über die Hegemonie auf dem Ocean entscheiden soll. Die alte Phrase, daß bei der Verknüpfung der Interessen Englands und Amerikas das Verhältniß einer friedlichen und freundschaftlichen Concurrenz das naturgemäße zwischen den beiden Mächten sei, gehört den überwundenen Standpunkten an. Durch den riesenhaften Krieg, der auf dem amerikanischen Continent stattgefunden, hat sich England von den Vereinigten Staaten, haben sich die letzteren von dem ersteren emancipirt. Der Satz gilt nicht mehr, daß die englischen Fabrikanten jeden Staatsmann, der an einen Krieg zwischen Großbritannien und Amerika dächte, mit Baumwollenballen todtwerfen würden, denn England hat während des Bürgerkrieges sich so viele unabhängige Baumwollenquellen eröffnet, daß es zu einem beträchtlichen Theile der Zufuhr aus Amerika entbehren kann. Andererseits haben die englischen Fabrikanten den Markt in Amerika sowohl durch die hohen Zölle, die in der Union eingeführt sind, als auch durch den Aufschwung, den die Manufakturen in Amerika selber genommen haben, verloren. Selbst wenn die oberen Stände Englands nicht so unverhohlen für die Südstaaten Partei ergriffen, selbst wenn die englischen Häfen nicht den südstaatlichen Kaperschiffen offen gestanden hätten, würde bei der Umwandlung der Handels- und Industrie-Interessen eine Erkältung der Beziehungen zwischen London und Washington unvermeidlich gewesen sein. Die nordamerikanische Union nimmt jetzt etwa zu England dieselbe Stellung ein, die bis zum Jahre 1815 die französische Monarchie gegen England behauptet hatte. Seit dem Wiener Congresse ist die Nebenbuhlerschaft Frankreichs wider England nur noch eine Tradition, die nicht einmal Napoleon III. wiederzuerwecken vermochte. Nunmehr greift die Union jene Nebenbuhlerschaft in erhöhtem Maaße auf.

Schon lange hat England gefühlt, welch' ein gefährlicher Feind ihm jenseits des Oceans erwachse; es hat in früheren Jahrzehnten dem Conflikte durch eine Art vornehmer Nachgiebigkeit vorzubeugen gesucht. In dem

Digitized by Google

Streite über die Nordgrenze der Vereinigten Staaten, in den Verhandlungen über Mittel-Amerika, in den Reibungen, welche durch den Bulwer Clayton-Vertrag erzeugt wurden — immer spielte England den Versöhnlichen. Den Amerikanern zu gefallen räumte es die wichtigen Positionen, durch die es die centralamerikanische Küste von Greytown bis zur Bay von Belize beherrschte. Diese Politik hat wenig gefruchtet. Daher gab es im Beginn des amerikanischen Bürgerkrieges in England eine Partei, welche dem Cabinet den Rath ertheilte, diese Gelegenheit zu benutzen, um durch eine rechtzeitige Intervention die bedrohlich anschwellende Macht Amerikas zu brechen. In der That hatte es den Anschein, als wolle die britische Regierung die Trent-Affaire zum Anlaß für einen Krieg mit den Nordstaaten nehmen. Das Cabinet von Washington argwohnte eine solche Absicht und bequemte sich in diesem Falle den Forderungen Englands an. Aber je ungewohnter den Amerikanern das Nachgeben ist, desto weniger können sie den Zorn darüber verwinden, daß sie sich bei jener Gelegenheit den von England aufgestellten Rechtsgrundsätzen haben beugen müssen.

Neben der Feindseligkeit der beiderseitigen Interessen giebt es noch einige starke Motive sittlicher Natur, welche die Yankee's zum Kriege wider England anstacheln. Immer noch erinnert sich der Yankee seines Ursprungs von seinen puritanischen Vätern; wenn man bei ihm von etwas Erblichem sprechen darf, so ist der Haß gegen die britische Aristokratie bei ihm traditionell. Hierzu kommt, daß durch den Bürgerkrieg ein außerordentlicher Bethätigungsbetrieb nach außen hin in den Amerikanern erzeugt worden ist. Das Volk der Union ist in diejenige Periode eingetreten, die jedes jungen Volkes wartet, nämlich in die kritische Entwickelungszeit, wo das Volk von dem Erwerben einer Weltherrschaft träumt. Nicht blos nach Canada und Mexiko strebt es, sondern es hält sich auch mehr als die Engländer und Franzosen berufen, die Gestade von China, Japan, Indien zu beherrschen. Und das amerikanische Volk wird um so kecker, je lässiger sich die Politik der Europäischen Westmächte gestaltet. Ueber die Köpfe von England und Frankreich hinaus greift es nach der Freundeshand Rußlands, und schlägt somit einen Allianzreifen um die Erdknzel, dem eine gewaltige Rolle in der Geschichte vorbehalten ist. Hier haben wir einen Bund vor uns, der grandioser ist, als der Eintagsbund zwischen den Westmächten. Rußland ist vermöge der Besitzungen, die es auf dem nord-amerikanischen Continent besitzt, der Freund und Nachbar der Union. Gegenüber, im Amurgebiet, arbeiten amerikanisches Capital und russische Energie gemeinschaftlich, um die Häfen für eine Flotte des stillen Oceans anzulegen. Amerikanische Sympathie begleitet die Russischen Heere, welche in Mittelasien die Fahne des Kreuzes siegreich vorantragen. Nimmt man nun hinzu, daß Rußland in der Freundschaft der scandinavischen Staaten täglich Fortschritte macht, so vervollständigt sich hierdurch in Europa der Ring, der, wie es scheint, den ganzen Norden unseres Erdballs zu einem einigen großen politischen System zusammenzufassen bestimmt ist.

In der schleswig-holsteinischen Sache ist eine Pause eingetreten, die

Digitized by Google

wohl nicht eher einer neuen Activität Platz machen wird, als bis Preußen durch ernstlichen Beginn der Verhandlungen über das Definitivum den Wiener Hof nöthigt, entweder mit einem positiven Programme aufzutreten, oder das Programm Preußens anzuerkennen. Einstweilen benutzt Preußen die Pause, um der Constituirung Schleswig-Holsteins vorzuarbeiten. Preußen ist entschlossen, den Herzogthümern diejenige Selbstständigkeit zu lassen, welche mit der dem deutschen Machtbedürfniß entsprechenden Organisation der militärischen und maritimen Kräfte Schleswig-Holsteins gar wohl verträglich ist. Sollen aber die Herzogthümer ein selbstständiges Leben führen, so hat Preußen manche Reform besonders im Beamtenthum derselben einzurichten. Hier ist das Feld, auf welchem der Gouverneur von Schleswig dankenswerthe Früchte erndten kann.

Das schleswigsche Beamtenthum trägt die Mängel der Bureaukratie an sich, ohne die Vortheile derselben. Aus der Zeit stammend, wo das Herzogthum wie eine Art großer Domäne verwaltet wurde, besitzen die Schleswig'schen Beamten alle Unfehlbarkeit und Unbedingtheit des Bureaukraten, aber es fehlt dort dasjenige, was in andern Staaten den Druck der Bureaukratie mildert, nämlich die von einem Centrum ausgehende, regelrecht eingrichtete Controle. Eine Controlbehörde, die nicht nach Zufall in die Actenstücke hineingreift, sondern deren Geschäftsgang die Sicherheit bietet, daß die Aufsicht ordnungsmäßig und allseitig geschehe, dürfte das erste sein, womit das Herzogthum Schleswig zu versehen wäre. Und als Vorarbeit hierzu möchte eine klare Zusammenstellung der Materialien, aus denen die Competenz der einzelnen Beamten Schleswigs erhellt, zu den hauptsächlichen Erfordernissen gehören. An einer solchen Zusammenstellung fehlt es bis jetzt gänzlich. Sie würde aber der einzig zuverlässige Leitfaden für die Bethätigung der obersten Autorität in Schleswig sein.

Literarisches.

Friedrich der Große, von Ludwig Hahn. Zweite Auflage. Berlin 1865, bei Wilhelm Hertz (Besser'sche Buchhandlung).

Der Herr Verfasser, welcher sich bereits durch seine in sechs Auflagen erschienene „Geschichte des Preußischen Vaterlandes" als gründlicher Kenner und volksthümlicher Bearbeiter der Geschichte der Preußischen Monarchie hervorgethan, hat in der Vorrede zur ersten Auflage seines Buches über Friedrich den Großen mit Recht darauf hingewiesen, daß eine neue Darstellung des Lebens und Wirkens unseres Heldenkönigs keineswegs etwas Ueber-

Digitized by Google

flüssiges sei. Von vorn herein standen ihm gewisse ernste Anforderungen und Gesichtspunkte vor Augen, welche in der populären Geschichtsschreibung über Friedrich meist nicht genug beachtet zu sein schienen. Es ist, wie der Verfasser richtig bemerkt, in die vulgäre Auffassung einzelner Theile der Entwickelung und Thätigkeit des gefeierten Fürsten so mancherlei Stereotypes und dabei doch Schiefes gekommen, es ist ferner durch die überwiegende Bedeutung, welche einestheils den anekdotenhaften Zügen in des Königs Charakteristik, anderntheils seinen literarischen schöngeistigen Neigungen eingeräumt wurde, das wahrhaftige Bild des großartigen Regenten so vielfach umhüllt worden, daß es der Mühe zu lohnen schien, dasselbe in seiner Reinheit, Schärfe und rechten Größe gerade den Augen des Volkes vorzuführen.

Diese Aufgabe hat der Verfasser vollkommen gelöst. Gleichwie der Maler, der einzelne Züge zu sehr markiren wollte, statt eines richtigen Porträts ein Zerrbild liefern würde, so kommt auch die Geschichtserzählung, welche einzelne, wenn auch noch so volksthümlich beliebte Seiten ihres Helden im Streben nach fälschlich aufgefaßter Popularität herauskehren will, nicht um den Vorwurf herum, daß sie die Harmonie des Bildes stört und eine unwahre Zeichnung liefert. Gerade die Harmonie ist es nun, die wir an dem Buche des Herrn Hahn rühmen müssen, und welche neben der Präcision, mit der die Striche geführt, die Grenzen innegehalten, die Farben vertheilt sind, den Eindruck der Wahrheit auf den Leser hervorbringt. Einer der wesentlichen Punkte, wo die Zeichnung des Verfassers die traditionelle Auffassung berichtigt hat, ist Friedrich's Jugendgeschichte, die in den meisten volksthümlichen Darstellungen insofern verfehlt worden, als der Kronprinz blos als Märtyrer der rohen Tyrannei eines ungebildeten Vaters, seine eigenen schweren Verirrungen aber in dem unschuldigsten Lichte dargestellt wurden. Und doch entspricht es, wie der Herr Verfasser andeutet, nicht blos der historischen Wahrheit, sondern zugleich der Achtung vor der großen Persönlichkeit des Königs weit mehr, den interessanten Entwickelungsgang desselben, von dem leichten und eitlen Sinn der Jugend durch die schwere Zeit der Prüfung hindurch zur gewissenhaften Pflichtübung ernst und unbefangen zu schildern und zugleich die bei aller Schroffheit doch so höchst bedeutsame und verdienstliche Wirksamkeit des Vaters und die wachsende aufrichtige Achtung Friedrich's für denselben in's rechte Licht zu stellen.

Uebrigens ist hinzuzufügen, daß die Arbeit des Herrn Hahn auch viele geradezu neue Partieen enthält, welche in früheren volksthümlichen Bearbeitungen fehlen. So ist zum Beispiel in der Geschichte der späteren Jahre die hochwichtige Correspondenz des Königs mit dem Prinzen Heinrich in die Darstellung aufgenommen worden.

Was die Eintheilung des Werkes betrifft, so schließt sich dieselbe naturgemäß an die einzelnen Stadien, die das Leben des großen Königs durchschritt, an. Wenn wir die Aufmerksamkeit der Leser auf einen besonders gelungenen Abschnitt hinlenken sollen, so ist es derjenige, der den Titel führt: „Friedrich's Regierungsthätigkeit bis zum siebenjährigen Kriege". Die Finanzen, Gewerbe, Landbau; Friedrich's Ansichten und Verfahren in Bezug

Digitized by Google

auf die einzelnen Stände; die Gerechtigkeitspflege und die Justizreform; Friedrich's Verhalten in religiösen Dingen; Volksbildung, Wissenschaft und Kunst unter Friedrich's Regierung werden in diesem Abschnitte lichtvoll abgehandelt.

Was der Verfasser an einer früheren Stelle des Buches über „die Stellung Brandenburgs unter den Mächten Europas bei Friedrich's Thronbesteigung" sagt, theilen wir hier der Hauptsache nach mit, da sich die Beziehungen auf die Gegenwart von selber ergeben.

Der Verfasser erzählt (S. 99): „Der brandenburgische Staat war durch das Verdienst seiner Fürsten zu einer geachteten Stellung unter den Mächten Europa's gelangt, aber er war, als Friedrich den Thron seiner Väter bestieg, weit entfernt, sich an Ansehen und Macht den vier damaligen Großmächten an die Seite stellen zu können: wie sollte der junge Staat mit seinem verhältnißmäßig geringen, so wenig zusammenhängenden Ländergebiet, mit seiner spät erwachten Industrie und geistigen Regsamkeit sich in Vergleich stellen mit der alten habsburgischen Krone, deren Glanz außer den ausgedehnten deutschen Erbstaaten durch den Besitz von Ungarn, der Lombardei und der österreichischen Niederlande, und durch die Kaiserwürde erhöht war, — mit Frankreich, dessen Entwickelung im Innern und nach außen in dem Zeitalter Ludwigs XIV einen Höhepunkt erreicht hatte, der ihm fast das Uebergewicht in Europa gesichert, — mit England, welches nach dem Sinken Hollands die Meere beherrschte und durch eine immer wachsende Colonialmacht, wie durch die Eroberungen seiner Industrie jenes Uebergewicht Frankreichs auszugleichen strebte, — mit Rußland endlich, dessen ungeheure Länderstrecken kurz vorher durch die Ausdehnung bis an die Ostsee und dessen reiche innere Hülfsquellen durch Peters des Großen Energie und Regentenweisheit eine so große Bedeutung unter den europäischen Staaten gewonnen hatten. Mit keiner dieser Mächte konnte der brandenburgisch-preußische Staat an und für sich in Vergleich treten, kaum hätte er seiner Ausdehnung und seinen natürlichen Mitteln nach mit dem wiewohl gesunkenen, doch immer noch reichen Holland, mit dem sächsisch-polnischen Fürstenhaus, oder etwa mit Schweden wetteifern können, — aber Dank der Helden- und Fürstengröße des Kurfürsten Friedrich Wilhelm, Dank der Gründung und Entwickelung der Militärmacht, welche dessen Enkel König Friedrich Wilhelm I. so sorgsam gepflegt hatte, war der Staat doch so weit an Ansehen gediehen, daß man nicht mehr umhin konnte, bei allen wichtigen europäischen, wie deutschen Angelegenheiten ihn vorsichtig zu beachten und um seine Betheiligung für die eine oder die andere Seite zu werben. Das war eben das Streben schon des großen Kurfürsten gewesen, es soweit an Selbständigkeit zu bringen, daß alle Großstaaten ihn brauchen müßten, daß er selbst aber frei zwischen denselben stehen und alle sich darbietenden Umstände zur Vergrößerung seiner Macht benutzen könnte. Diesen Gesichtspunkt hatte König Friedrich Wilhelm mit ganzer Energie aufgefaßt, und während er die innere Macht seines Staates unvergleichlich erhöht hatte, war er doch streng darauf bedacht gewesen, sich durch keine bindende Allianz zur Unzeit in euro-

Digitized by Google

päische Händel zu verwickeln, bei denen das brandenburgische Interesse nicht unmittelbar betheiligt war. Er wußte zu wohl, daß für seinen wachsenden Staat nirgends in Europa wirkliches Wohlwollen, vielmehr fast überall nur Eifersucht und Neid vorhanden war; er war davon durchdrungen, daß alle Mächte sich seiner militärischen Mittel sehr gern für ihre Zwecke bedienen mochten, doch ohne ihm je einen rechten Lohn dafür auch nur in der Durchsetzung seiner berechtigten Ansprüche zu gönnen. Er hatte es nicht vergessen, daß der große Kurfürst selbst durch die ewig ruhmwürdigen Feldzüge gegen Schweden den Besitz von Pommern nicht erlangen konnte, weil Oesterreich verhindern wollte, daß im Norden Deutschlands, wie man sich in Wien ausdrückte, „ein neuer König der Vandalen" erstehe, und weil alle übrigen Staaten ihn gleichfalls im Stich ließen. Ebenso fand sich König Friedrich Wilhelm selbst in den altbegründeten Erbansprüchen seines Hauses auf den ihm noch vorenthaltenen Theil der jülich-cleveschen Lande immer auf's Neue getäuscht und hingehalten; von Natur mißtrauischen Charakters, war er hierdurch in den auswärtigen Beziehungen um so vorsichtiger geworden und hatte noch auf dem Sterbebett seinem Sohn gleiche Umsicht und Zurückhaltung in der europäischen Politik dringend anempfohlen.

„In der letzten Ansprache an seinen Sohn sprach sich der scheidende König über seine Stellung zu allen europäischen Mächten aus, von deren Wohlwollen für Preußen er eben nicht viel zu rühmen wußte. Als die Hauptsache für Preußen stellte er die Ansprüche auf Jülich und Berg dar und ließ sich über das Verhältniß der hierbei betheiligten Mächte ausführlicher vernehmen. Dem Kaiser, sagte er, müsse man geben, was des Kaisers ist, d. h. ihm mit aller der Rücksicht entgegenkommen, die das Oberhaupt des Reichs von einem Kurfürsten fordern könne, — aber man dürfe nie vergessen, daß er dem Hause Oesterreich angehöre, welches seinen eigenen Vortheil suche und unabänderlich den Grundsatz befolge, das Haus Brandenburg eher zu erniedrigen, als zu erhöhen. Auch Holland, wiewohl es mit Preußen von Alters her in Freundschaft und Bündniß stehe, sehe doch auf die mögliche Vergrößerung der brandenburgischen Macht mit scheelen Augen hin. Mit England habe Preußen nicht nur die religiösen, sondern auch andere Interessen gemein, aber wegen Hannovers manchen Streit über Grenzansprüche; alle Beleidigungen, die er von Georg II. erfahren, habe er ihm verziehen, sich aber besser dabei befunden, in kein genaueres Verhältniß zu ihm zu treten. Jetzt scheine es, daß England damit umgehe, Preußen an sich zu ziehen, um eine große Allianz gegen Frankreich zu Stande zu bringen, — aber Friedrich solle sich vorsehen und sich nicht allzueilig anschließen, sich gute Bedingungen ausmachen und vor Allem darauf sehen, daß man ihn als einen durchaus Gleichstehenden behandle und ihm nicht etwa die letzten Zwecke der Verbindung vorenthalte. Mit Frankreich habe sich das Haus Brandenburg je nach der Lage der Umstände in freundlichere oder feindselige Beziehungen gesetzt; wegen der Mißgunst der andern Mächte habe er sich bewogen gesehen, sich in einen Vertrag mit Frankreich einzulassen, durch den er wenigstens festen Fuß im Bergischen zu fassen gehofft, doch solle sich Friedrich

Digitized by Google

in ein engeres Bündniß mit Frankreich nur dann einlassen, wenn ihm ganz Berg gesichert werde. Schließlich rieth der sterbende König seinem Sohne, überhaupt Allianzen lieber zu vermeiden, mit fremden Gesandten sich nicht zu viel in persönlichen Verkehr einzulassen, denn ihre Absicht sei doch nur, hinter seine Geheimnisse zu kommen, — er möchte niemals übereilt zu den Waffen greifen, denn man sei zwar Meister einen Krieg zu beginnen, nicht aber ebenso ihn zu beenden, — sei es nicht anders, und erfordere es die Ehre und die Nothwendigkeit, so möge er seine Macht beisammen halten und seinen Entschluß mit Standhaftigkeit durchführen. — Diese Lehren, welche in mehrfacher Beziehung mit Friedrichs eigener Auffassung zusammentrafen, scheinen nicht ohne Eindruck auf denselben geblieben zu sein.

„Kaum war Friedrich Wilhelm gestorben, so wurden, wie er es erwartet, seinem Sohn Anerbietungen zu einem engen Bündniß mit England gemacht: Georg II. hielt es für gewiß, daß der junge König, der ja früher eine große Neigung für England kund gegeben, sich leicht werde gewinnen lassen, — Friedrich jedoch widerstand der Hast, mit der man ihn der englischen Politik dienstbar zu machen suchte und ließ sich fürerst auf ein näheres Bündniß nicht ein. Dagegen ließ er seinerseits die Stimmung des französischen Hofes erforschen, mit dem er sich eng zu verbinden geneigt schien, wenn ihm dafür der Besitz der Grafschaft Berg gesichert würde. Frankreich aber hatte es niemals ernst damit gemeint, Preußen am Rhein festen Fuß gewinnen zu lassen, vorzüglich sollte Düsseldorf nicht in die Hände Preußens kommen, da die Franzosen dasselbe als bequemen Uebergang über den Rhein bei künftigen Kriegsfällen zu benutzen gedachten. Zwar suchte der Cardinal Fleury, welcher die Politik des Hofes von Versailles damals leitete, Friedrich mit schönen Worten und Versprechungen zu gewinnen, dieser aber durchschaute schon damals, daß er wirkliche Unterstützung für das Emporkommen Preußens von Frankreich her nicht zu erwarten habe, daß vielmehr die dortige Politik unabänderlich auf den eigenen Besitz des Rheins gerichtet sei. Er gab die Unterhandlungen mit Frankreich auf und wandte sich nun mit größerer Bereitwilligkeit als zuvor den Anerbietungen Englands zu, welches auf allen Seiten geschäftig war, eine Coalition gegen Frankreich zusammenzubringen. Gleichzeitig unterhandelte Friedrich mit Rußland und es kam auf dieser Seite wirklich ein Vertrag zu gegenseitiger Unterstützung zu Stande.

„Am wichtigsten waren jedoch für den brandenburgischen Hof die **Beziehungen zum kaiserlichen Hause**. Es schien zuerst, als sollten sich dieselben überaus günstig gestalten: in Wien betrachtete man den jungen König wegen seiner braunschweigischen Gemahlin als einen nahen Verwandten und bezeigte seinem Gesandten die größte Aufmerksamkeit. Friedrich selbst, überzeugt, daß dem Wiener Hofe an einer festen Verbindung mit Preußen viel gelegen sein müsse, ließ seinerseits die Neigung zu einem guten Einverständniß auf die verbindlichste Art versichern, worauf die österreichischen Minister geradezu bekannten, daß eine Allianz mit dem König von Preußen ihnen als das vorzüglichste Mittel zur Wiederherstellung des alten Glanzes

Digitized by Google

des kaiserlichen Hauses erscheine. Je mehr Friedrich jedoch von der Wahrheit dieser Ansicht, von der hohen Wichtigkeit seiner Freundschaft für das Haus Habsburg durchdrungen war, desto mehr war er auch entschlossen, sich demselben nicht ohne Weiteres und ohne gleichzeitige wesentliche Vortheile für seinen eigenen Staat hinzugeben. In ihm lebte die Erinnerung an all das Uebelwollen, welches seinen Vorfahren von Seiten Oesterreichs jederzeit widerfahren war, so oft man in Wien nicht ihrer Hülfe bedurfte; die Erinnerung an die vielfachen Widerwärtigkeiten, welche selbst seinem Vater trotz dessen entschiedener Hinneigung für das Kaiserhaus von dort her bereitet worden waren. Friedrich Wilhelm hatte wiederholt bitter beklagt, wie rücksichtslos, ja feindselig man in Wien und beim Reichsgericht gegen ihn zu Werke ging, wie man ihn verurtheilte, ohne ihn zu hören, wie man bei allen Grenz- oder Erbstreitigkeiten für seine Nebenbuhler entschied. Sein Unwillen war in den späteren Regierungsjahren immer höher gestiegen. Er war sich bewußt, Alles gethan zu haben, um das Zustandekommen einer großen Allianz zum Untergange des österreichischen Hauses zu verhüten, er hatte, als zwischen dem Kaiser und Frankreich der Krieg ausbrach, ohne Zögern seine Truppen an den Rhein gesandt, und dennoch häufte man gegen ihn Vernachlässigung auf Vernachlässigung. Als es zu Friedensverhandlungen mit Frankreich kam, waren ihm die Präliminarien gar nicht mitgetheilt, bei der Vermählung der Erzherzogin Maria Theresia mit dem Herzog von Lothringen selbst die einfache Anzeige vorenthalten worden, und, was wichtiger war, bei der Erhebung des Kurfürsten von Sachsen zum König von Polen hatte man seinen Vorstellungen nicht die geringste Beachtung gewidmet. Friedrich Wilhelm war in der tiefsten Seele entrüstet gewesen über die Verletzung der ihm gebührenden Rücksichten, und in einem solchen Augenblick gekränkten Ehrgefühls rief er einst, auf seinen Sohn zeigend, prophetisch aus: „Da steht Einer, der mich rächen wird.“ Als der Kaiser den Befehl gab, daß alle preußischen Werber die kaiserlichen Staaten verlassen sollten, schien Friedrich Wilhelm bereit, es auf's Aeußerste kommen zu lassen, setzte Alles in Kriegsbereitschaft und schrieb an den alten Dessauer: „Tout pour tout! Dies ist eine affaire d'honneur und nicht d'intérêt. Die Mächte sollen mich nicht so schändlich tractiren und mir nicht mit der Feder solch' eine Niederträchtigkeit thun. Dazu bin ich zu alt, mich auf meine 50 Jahre zum Hundsvott machen zu lassen. Also werde ich nicht nachgeben, bis ich unterliege, lieber mit Ehre nichts haben, als mit Unehre in gutem Stande sein; — und davon soll mich nichts bringen, als die Force vieler Puissancen. Denn nach den Franzosen frage ich nichts, wo nur die Schweden und Russen dabei still sitzen. Mit den anderen nehme ich es auf; denn es hat der David den Goliath mit der Schleuder todt geworfen.“

„In den letzten Jahren Friedrich Wilhelms war nun all sein politisches Sorgen einzig und allein auf die jülich-bergische Sache gerichtet gewesen. Der große Kurfürst hatte sich zur Beilegung des Streites über die jülich-cleve'sche Erbschaft damit begnügt, durch den Vertrag zu Düsseldorf einstweilen den einen Theil derselben, Cleve, Mark und Ravensberg, wirklich in

Digitized by Google

Besitz zu nehmen, während Jülich und Berg fürerst dem Hause Pfalz-Neuburg verbleiben, bei dessen Aussterben aber an Brandenburg fallen sollten. Jetzt stand der Tod des letzten Fürsten von Pfalz-Neuburg, des Kurfürsten Karl Philipp von der Pfalz ohne männliche Nachkommenschaft bevor, und das brandenburgische Haus gedachte in die alten Erbansprüche ohne Weiteres einzutreten. Der Kaiser dagegen begünstigte den Wunsch des eifrig katholischen Carl Philipp, daß dessen Schwiegersohn, der katholische Pfalzgraf von Sulzbach die jülich'schen Lande erben möchte, und je näher der Tod des Kurfürsten rückte, desto lebhafter wurden von beiden Seiten die Anstrengungen, desto mehr wurde die Erbschaftsfrage zu einer Angelegenheit der allgemeinen europäischen Politik erhoben. Friedrich Wilhelm war entschlossen gewesen, nöthigen Falls mit Waffengewalt seine alt begründeten Ansprüche durchzusetzen. Da man in Wien, wie er sagte, Treu und Glauben gänzlich bei Seite gesetzt, so trug er zuletzt kein Bedenken, in die schon erwähnten Unterhandlungen mit Frankreich einzutreten.

„Die Jülich'sche Frage war es nun, die nach seinem Tode dem jungen Friedrich als „Probirstein" dienen sollte, ob die große Zuneigung, die ihm der Wiener Hof bezeigen ließ, aufrichtig sei oder nicht. Er ließ durch seinen Gesandten anfragen, ob er die Behauptung seiner gerechten Ansprüche auf Jülich und Berg vom Kaiser erwarten könne, erhielt jedoch nur ausweichende, nichtssagende Antworten, die es ihm von Neuem zur Gewißheit machten, daß das Emporkommen seines kräftig aufstrebenden Hauses keinerlei Unterstützung von dem eifersüchtigen Oesterreich zu hoffen habe. Er hielt sich seitdem überzeugt, daß er in Deutschland und in Europa nur so viel gelten und erreichen werde, als er im entscheidenden Augenblick durch Benutzung seiner Kriegsmacht durchzusetzen entschlossen und im Stande sei." —

Die patriotische Bedeutung, welche die nunmehr erschienene zweite Auflage des Buches im jetzigen Augenblick haben muß, können wir nicht besser als mit den eigenen Worten des Verfassers kennzeichnen.

„Die neue Ausgabe", sagt Herr Geheimerath Hahn in der Vorrede zu derselben, „erscheint in einer Zeit, in welcher das nationale Bewußtsein in Preußen unter dem Eindrucke der ruhmreichen Ereignisse der letzten Jahre von Neuem mächtig erstarkt ist. Preußens Aufgabe in und für Deutschland ist an einer wichtigen Stelle ihrer glorreichen Erfüllung entgegengeführt, und die Erfolge, welche die preußischen Waffen und die preußische Politik errungen haben, können nicht verfehlen, das nationale Bewußtsein und die nationalen Hoffnungen Deutschlands zu stärken. Auch hier wird es sich zeigen, daß das wirkliche preußische Nationalgefühl zugleich ein ächt deutsches ist und daß die Kraft und das Ansehen Preußens dem gesammten deutschen Vaterlande zu Statten kommen.

„Möge die neue Auflage der Geschichte Friedrich des Großen dazu beitragen, dieses gemeinsame preußische und deutsche Nationalbewußtsein zu fördern und zu beleben!"

Wir schließen uns diesem Wunsche aus vollem Herzen an.

Digitized by Google

Correspondenzen.

Berlin, den 18. October. Eine in den Berliner Kreisen jetzt viel debattirte Frage, ist die über eine städtische Anleihe. Das Thema ist interessant und wichtig genug, um sich mit demselben eingehender zu beschäftigen, selbst wenn, wie jetzt auch behauptet wird, dies vorläufig nur eine Idee sein sollte, die für die Berathungen der entscheidenden städtischen Behörden noch gar nicht spruchweise sei. Schon jetzt findet diese Idee eben so eifrige Vertheidiger als Tadler. Unseres Erachtens läßt sich die Frage in abstracto nicht füglich beantworten, es wird vielmehr hauptsächlich auf die Verwendung ankommen, welche die durch die Anleihe zu beschaffenden Mittel finden sollen. Die Vertheidiger der Anleihe stützen sich hauptsächlich darauf, daß es unbillig sei, die Gegenwart ausschließlich die Kosten für Anlagen tragen zu lassen, welche auch der Zukunft zu Gute kommen. Die Gegner wollen zu einer Zeit, wo die Steuerkraft Berlins noch nicht erschüttert sei, nicht zu einem Mittel greifen, welches schwierigeren Verhältnissen vorzubehalten sei und jetzt angewendet, leicht zu Ausgaben führe, welche für den Augenblick so besonders dringlich nicht seien. Beide Ansichten sind bis zu einem gewissen Punkte berechtigte und werden, wie bereits bemerkt, ihre Versöhnung nur dann finden, wenn auf die Natur der zu erstrebenden Verwendungen näher eingegangen wird.

Im Allgemeinen wird jedoch nicht zu verkennen sein, daß in der rapiden Entwickelung Berlins die Gewißheit liegt, daß auch die Zukunft immer noch Ansprüche erheben wird, die jetzt kaum geahndet werden, ja wir gehen noch weiter und sprechen die Hoffnung aus, daß sich Berlin nicht allein an Größe, sondern auch an Einsicht entwickeln wird.

Hiernach halten wir beispielsweise den Bau von Kirchen durch eine Anleihe nicht für richtig; in 10 oder 20 Jahren werden neben den jetzt projectirten Kirchen abermals neue erforderlich sein, und wir würden nur dann der jetzigen Noth durch Mittel, die auch auf die Zukunft gelegt werden, abgeholfen zu sehen wünschen, wenn dies der einzige Weg sein sollte, um überhaupt zur Hülfe zu gelangen. Ganz entschieden möchten wir dagegen protestiren, daß die Mittel der Anleihe zum Bau von Turnhäusern dienen sollen. Ist die Gegenwart so versessen auf diese Leibesübungen, so trage sie die Kosten allein; es gehört keine große Prophetengabe dazu, um vorher zu sagen, daß in 20 Jahren über die jetzige Turner-Manie gelacht werden wird. Anders verhält es sich mit dem Rathhausbau; für diesen hätte man schon längst auch die Zukunft heranziehen sollen, wobei wir jedoch nicht verschweigen wollen, daß schon jetzt dieser colossale Bau hinter dem Bedürfnisse zurückbleiben soll.

Ganz besonders verweisen wir aber darauf, daß schon jetzt mehrfache Ansprüche mit Händen zu greifen sind, deren Befriedigung die Zukunft sich

Digitized by Google

gar nicht entziehen kann. Dahin rechnen wir die Canalisirung Berlins. An den desfallsigen Kosten wird die nächste Generation eben so schwer zu tragen haben, als die jetzige an dem Baue des neuen Rathhauses.

Wir fassen daher unser Votum dahin zusammen, daß wir im Allgemeinen zu den Gegnern der Anleihe gehören und diese nur ausnahmsweise für Zwecke gerechtfertigt erachten, die eine so nachhaltige Wirkung äußern und so große Kosten verursachen, daß hierin ein Recht zum Vorgriffe auf die zukünftigen Steuern zu erblicken ist.

Am allerwenigsten möchten wir den jetzigen städtischen Vertretern zu ihren Zwecken noch außergewöhnliche Mittel zur Disposition gestellt sehen. Einzelne dieser Herren bewilligen an anderen Orten sogar aus den laufenden Einnahmen des Staates, dem jetzigen Ministerium, nicht einmal die nöthigsten Gelder. Doch mit dieser Reminiscenz greifen wir in eine Zeit, die uns zwar auch in diesem Jahre nicht geschenkt sein wird, deren Aergerniß aber erst den eigentlichen Wintermonaten vorbehalten bleibt.

Zwei Unternehmungen würden auch besser gethan haben, diese Wintermonate abzuwarten. Die Gesellschaft, welche im Saale des Schauspielhauses französische Comödie spielt, findet nicht den Besuch, welcher an und für sich in einer so großen Stadt wie Berlin zu erwarten stand. Theilweise liegt der Grund allerdings darin, daß gerade die Schichten der Theaterbesucher, welche an französischen Vorstellungen vorzugsweises Interesse nehmen, noch nicht vollzählig in Berlin wieder heimisch sind, andererseits ist aber der Weltverkehr jetzt ein so gesteigerter und erleichterter, daß französisches Schauspiel nicht mehr zu den Vergnügungen gehört, welche schon als Curiosität Beachtung finden. Endlich fehlt es auch der Gesellschaft selbst an einer anziehenden Zusammensetzung. Das Berliner Publikum verlangt erste Größen und läßt sich nicht gern damit beschwichtigen, daß vor Jahren Dieser und Jener, oder Diese und Jene wirklich Vortreffliches geleistet haben.

Wir erinnern uns noch der großen Theilnahme, welche vor fast vierzig Jahren die erste französische Schauspieler-Gesellschaft in Berlin fand; damals galt der Besuch dieser Vorstellungen als ein Beweis, daß die Anwesenden der französischen Sprache mehr oder weniger mächtig seien; jetzt wird dies von jedem Handlungscommis vorausgesetzt; damals regulirten sich die Moden nach den Pariser Toiletten, welche die französischen Künstlerinnen einführten, jetzt mögen diese bei Gerson ihre Einkäufe machen, um elegant zu erscheinen. Ein französisches Schauspiel wird also nur dann lebhaften Beifall finden, wenn es ganz Außerordentliches leistet, sei es auf der Höhe der Kunst, sei es durch die Abnormität der Schaustellung, wie beispielsweise im vorigen Jahre Demoiselle Finette und Consorten.

Eine anderer Speculant auf den Kunstsinn der Berliner dürfte sich in seinen Berechnungen gleichfalls getäuscht sehen. Wir meinen die geschlossene Concert-Gesellschaft, die unter der Dictatur eines Herrn Ullmann steht. Der Unternehmer hat es von vorn herein bei dem Berliner Publikum dadurch verschuldet, daß er doch zu untergeordnete Hebel in Bewegung setzte, um

Digitized by Google

die Besucher anzulocken. Ob der in den Zeitungen mit dem Besitzer des Kroll'schen Etablissements geführte Federkrieg mehr zu bedeuten hatte, als eine beiden streitenden Parteien willkommene Reclame, bleibe dahingestellt, wenn dagegen Herr Ullmann den Besuch seiner Concerte zu fördern glaubte, indem er kostenfreie Rückfahrt mittelst Omnibus und Droschken verhieß, so setzt er doch ein Publikum voraus, welches Locale zu besuchen pflegt, bei welchem die Marke für den erlegten Eintrittspreis am Schenktische als Zahlung angenommen wird.

Es tritt hinzu, daß wir einen wahren Kunstgenuß nur von einem Künstler erwarten dürfen, der von seinem Berufe erfüllt ist, vom schöpferischen Drange getragen wird. Bei den in Rede stehenden Concerten erfüllen die mitwirkenden Künstler eine Zwangspflicht gegen den Unternehmer; wir vermögen dieselben und ihre Leistungen mit keinem andern Gefühle zu begleiten, als den des aufrichtigsten Bedauerns, daß sie in eine Lage gerathen sind, wo sich ihre Vorträge nicht mehr als künstlerische Schöpfungen, sondern als Lohnarbeit charakterisiren. Ueberdem wird das ganze Verhältniß, in welchem die Mitglieder der Gesellschaft zu dem Unternehmer stehen, von diesem selbst recht geflissentlich an die Oeffentlichkeit gebracht. So lasen wir in diesen Tagen in den Zeitungen die Ankündigung: Freitag Concert in Stettin, Sonnabend in Stargard, Sonntag und Montag in Stralsund. Wir erkennen hierin das Virtuosenthum im Hin- und Her-Reisen, sowie die günstigen Eisenbahnverbindungen, deren sich jetzt die Provinz Pommern erfreut. Wir würden uns gar nicht wundern, wenn das Berliner Publikum gegen solche dem Künstlerthum angelegte Fesseln, Opposition machte und dem ganzen Unternehmen seine Theilnahme entzöge. Unseres Erachtens bedürfte es hierzu nur einer ernsten Mahnung, in einer vielgelesenen täglich erscheinenden Zeitung.

Vor Jahren erschien einmal in Berlin ein, irren wir nicht, aus Brasilien zurückkehrender Arzt, mit einem schwarzen Diener, welcher demselben als Sclave unterthänig war. Damals entstand eine allgemeine Opposition gegen dieses Verhältniß, welche zuletzt sogar zu einem Acte der Gesetzgebung führte. Wir bezweifeln zwar dieses Ende für den vorliegenden Fall, aber ein Verdammungsurtheil gegen das gewerbsmäßige Ausüben der Kunst würde uns willkommen sein.

Druck von A. Paul & Co. in Berlin, Kronenstraße 21.

Digitized by Google

Artikel 83 der Verfassungsurkunde.

Wir kommen heute ausführlicher auf das Treiben zurück, welches in den Fractionen des Abgeordnetenhauses stattfindet; andeutend gedachten wir dessen bereits in unserem letzten Artikel.

Daß sich einzelne Mitglieder des Abgeordnetenhauses zusammenfinden, um sich über die ihrer Berathung und Beschlußfassung vorgelegten Gegenstände zu besprechen und gegenseitig zu belehren, finden wir löblich.

Daß bei derartigen Besprechungen der Wunsch sich geltend macht, diese privativen Zusammenkünfte nicht durch Dissonanzen gestört zu sehen, welche der Geltendmachung entschieden gegensätzlicher Grundsätze entspringen könnten, finden wir billig.

Daß also die Träger scharf divergirender Ansichten ersucht werden, von solchen gemeinsamen Zusammenkünften und Besprechungen fern zu bleiben, ist erklärlich.

Bis hierher ist Alles in schönster Ordnung.

Wenn aber in einer Fraction über diese und jene Frage ein Breites und Langes hin und her discutirt worden ist, ohne daß eine Ausgleichung der entgegenstehenden Ansichten erzielt worden wäre, wenn dann durch Abstimmung ermittelt wird, welche Ansicht die Mehrheit der Anwesenden hegt, und wenn schließlich verlangt wird, daß alle Mitglieder der Fraction verpflichtet seien, bei den eigentlichen Berathungen innerhalb des Abgeordnetenhauses ihr Votum gemäß dem Mehrheitsbeschlusse der Fraction abzugeben, so heißt dies entweder der Minderheit der Fraction die Thüre weisen (und diese Alternative ist die glimpflichere) oder derselben einen Bruch des Artikels 83 der Verfassungsurkunde ansinnen.

Die Minderheit selbst aber, wenn sie aus der Fraction nicht ausscheidet, sondern der ihr gestellten Commination gemäß im Abgeordnetenhause für die Ansicht stimmt, welche sie noch innerhalb der Fraction bekämpft hat, begeht wirklich den ihr von den eigenen politischen Freunden angemutheten Verfassungsbruch.

Wir glauben, daß dieser Deduction unter Hinblick auf den Artikel 83 nicht zu widersprechen ist.

Die Erfahrung lehrt uns aber zur Genüge, daß wir nicht etwa einen hypothetischen Fall hinstellen, daß vielmehr eine Verletzung der Verfassung in der von uns gerügten Weise nur zu oft vorkommt.

Die meisten Fractionen, schon um sich mit ihrem entscheidenden Einflusse zu brüsten, sorgen dafür, daß ihre Verhandlungen der Veröffentlichung durch

Digitized by Google

die Presse nicht entzogen werden. Wir lesen also, wie über die Annahme oder die Verwerfung dieser und jener Regierungsvorlage, dieses und jenes Amendements in der Fractionssitzung debattirt, wie die Entscheidung der streitigen Frage zu einer Fractionssache gemacht worden ist, wie hier erst sich 50 Stimmen für das Amendement, 49 gegen dasselbe erklärt haben, und wenn wir dann im Abgeordnetenhause selbst der Abstimmung folgen, finden wir, daß alle 99 Mitglieder dieser Fraction wie ein Mann für das Amendement gestimmt haben. Jene 49 Stimmen haben sich also an dem Artikel 83 der Verfassung versündigt.

Unter hundert derartigen Fällen wird es höchstens einmal geschehen sein, daß ein einzelnes Mitglied der Fraction den Artikel 83, d. h. seine freie Ueberzeugung höher gehalten hat, als seine fernere Zugehörigkeit zu der Fraction, daß also der Betreffende aus dieser geschieden ist.

Man wird uns zwar einwenden, und wir sind darauf gefaßt, auch unter unseren conservativen Sinnesgenossen dieser Einrede zu begegnen, daß in einer gemeinsamen politischen Partei Disciplin herrschen, daß der Einzelne seine persönliche Auffassung dem allgemeinen Besten, und Weiteres erstrebe die Fraction nicht, opfern müsse, daß dem Dissentirenden ja immer der Austritt offen stehe: wir lassen diese Gegenrede gelten, bleiben aber trotz alle dem bei der Behauptung stehen, daß die Fractionen durch eine derartige stramme Disciplin die Versuchung zu einem Verfassungsbruche nahe legen und daß die wenigsten Mitglieder die Energie haben, dieser Versuchung zu widerstehen.

Dies führt uns denn auf den hohen Werth und die Bedeutung des Artikels 83.

Derselbe schreibt ausdrücklich vor, daß die Abgeordneten nach ihrer freien Ueberzeugung zu stimmen haben.

So unscheinbar, ja natürlich dieser Satz lautet, so enthält er doch in sich die Entscheidung über die Bedeutung und verfassungsmäßige Macht des Landtages, er enthält in sich die Entscheidung, ob die Preußische Verfassung ein parlamentarisches Regiment wolle oder nicht.

Diese Frage muß nach dem Artikel 83 verneint werden.

Wenn jedes einzelne Mitglied des allgemeinen Landtages nur an seine eigene Ueberzeugung sich binden soll und darf, so ist von selbst streng ausgesprochen, daß von einer Herrschaft der Majorität von vorn herein unsere Verfassung nichts wissen will, vielmehr der öffentlichen Verwaltung freie Hand gelassen hat, die ausgesprochene Ansichten sich zu Nutze zu machen, daß es also nicht auf die Quantität, sondern auf die Qualität der Voten ankommt.

Ebenso folgt hieraus, daß die Verfassungsurkunde sich von vorn herein ein Abgeordnetenhaus gedacht hat, in welchem öffentliche Beamte nur ausnahmsweise einen Platz finden sollen, denn die individuellen Ansichten dieser wird sich die Staatsregierung in anderer Weise zu verschaffen wissen.

Hiermit ist denn auch die Theorie von den getheilten Gewalten von unserer Verfassung zurückgewiesen, denn die Gewalt kann nur dann und in so-

Digitized by Google

fern bei einem Hause des Landtages antheilig ruhen, als dieses sich in der Lage befindet, einen bestimmten Willen als den seinigen zum Ausdruck zu bringen.

Dies ist aber bei einer Versammlung von 352 Mitgliedern, von denen jedes einzelne eidlich gelobt hat, lediglich der eigenen Ueberzeugung zu folgen, gradehin unmöglich.

Unsere Verfassung, von welcher wir so häufig, ganz besonders Seitens unserer politischen Sinnesgenossen, behaupten hören, daß mit ihr nicht zu regieren sei, ist also gar nicht so übel, wenn man dieselbe nur richtig zu verstehen, den ernsten Willen hat.

Leider ist es aber dahin gekommen, daß zum Verständniß unserer Verfassung nicht auf diese selbst, sondern auf constitutionelle Theorien und Experimente fremder Länder zurückgegangen wird.

Die Schuld an diesem ganz verfehlten Standpunkte tragen ganz besonders die Altliberalen, die nicht blos von dem Zeitpunkte an, wo sie unter der Bezeichnung der neuen Aera zur öffentlichen Verwaltung gelangten, sondern von Anbeginn unseres Verfassungslebens dahin strebten, dasselbe zu regeln und zu deuteln, nicht nach dem, was in dem Sinne unserer Verfassung lag, sondern nach dem, was sie sich als das Ziel constitutioneller Glückseligkeit eigenmächtig aufgebaut hatten.

Die Fortschrittspartei hat denn lediglich denselben Weg eingeschlagen; während die Altliberalen die Verfassung ausbeuteten zur Constituirung eines parlamentarischen Regiments, wandeln die Democraten denselben Weg, um aus der Verfassung ihre Alleinherrschaft herzuleiten.

Haben wir sonach nachgewiesen, daß die Beherrschung des Abgeordnetenhauses durch Fractionen den Vorschriften unserer Verfassung nicht entspreche, so wollen wir selbst einmal von dem Artikel 83 absehen und zugeben, daß mannigfache andere Artikel das Zustandekommen von Majoritätsbeschlüssen voraussetzen, daß also hier ein innerer Widerspruch vorliege, dessen Lösung wir bei Seite lassen.

Selbst von dieser echt constitutionellen Prämisse ausgehend, müssen wir doch den meisten der bisher bestehenden Fractionen das Recht zu ihrer Existenz absprechen.

Es ist dies ein Gebrechen, welches der Neuzeit allein nicht zur Last gelegt werden kann.

Seit dem Entstehen unseres Verfassungslebens haben von je eine Menge einzelner Fractionen im Abgeordnetenhause existirt und hiermit den Beweis geliefert, daß es diesem um die Herrschaft überhaupt nicht, vielmehr lediglich um die Abgabe eines votum consultativum zu thun war.

Von Seiten der conservativen Partei ist dies erklärlich, ja bis zu einem gewissen Punkte gerechtfertigt, da dieselbe überhaupt eine Majoritäten-Wirthschaft resp. Herrschaft nicht will. Gefehlt hat die conservative Partei in früheren Jahren nur in so fern, als sie die Spaltung in einzelne Fractionen auch beibehielt, wenn es galt, gegen ihre gemeinschaftlichen Gegner im Abgeordnetenhause Front zu machen.

Digitized by Google

Diesem Fehlgriffe der conservativen Partei danken wir, wenigstens dem inneren Entwickelungsgange nach, wie wir nebenbei bemerken wollen, die verschiedenen Ministerien Auerswald's, Hohenlohe's und Heydt's, bis wir denn endlich jetzt zu einem einheitlichen conservativen Ministerium gelangt sind.

Ganz unerklärlich ist uns aber die Existenz von Fractionen in unserer gegnerischen politischen Partei, die wir einmal dahin kennzeichnen wollen, daß sie, die verschiedensten Endziele verfolgend, doch darin einig ist, dem Abgeordnetenhause eine bestimmende Einwirkung, nicht blos eine berathende, zu vindiciren.

Diesem Streben entsprechend kann eine solche Fraction doch blos dann mit ihrer Existenz eine Idee verbinden, wenn sie glaubt, früher oder später einmal in die Lage zu kommen, die Majorität des Abgeordnetenhauses zu bilden.

Für zwei Fractionen ist dies gradezu eine Unmöglichkeit, und gleichwohl datiren dieselben ihre Existenz von dem ersten Zusammentritte des ersten Abgeordnetenhauses.

Wir meinen die sogenannte polnische und die katholische Fraction.

So wenig wir sonst Beide in Parallele stellen wollen, so werden doch Beide sich selbst sagen müssen, daß die Mitglieder der einen wie der anderen Fraction niemals in sich die Majorität des Abgeordnetenhauses bilden können.

Wenn aber beide Fractionen fort und fort bestehen, so werden ihre Mitglieder es uns nicht verübeln, wenn wir annehmen, daß sie entweder unsere Auffassung theilen, nach welcher es auf Mehrheiten des Abgeordnetenhauses überhaupt nicht ankommt, oder daß sie darauf ausgehen, unnatürliche Mehrheiten durch Compromisse herbeizuführen und für sich auszubeuten, ein Zustand, welcher der allerschlimmste ist, den es für jede derartige Versammlung überhaupt geben kann.

Unter dem Ministerium Manteuffel konnte das Abgeordnetenhaus, wollte es wirklich eine Macht sein, nur in zwei Fractionen zerfallen, in die conservative und die altliberale, unter dem jetzigen Ministerium ist an die Stelle der letzteren die demokratische getreten.

Wir verwahren uns dagegen, diesen Zustand als den erwünschten, ja als den nach Artikel 83 zulässigen zu erklären und wir freuen uns der gewissen Aussicht, daß das Abgeordnetenhaus fort und fort in mehrere Fractionen und Fractiönchen zerfallen wird.

Aus diesem Zustande ergiebt sich aber von selbst, einmal daß eine Einmischung des Abgeordnetenhauses als eines entscheidenden Factors für die Entwickelung unseres Vaterlandes überhaupt nicht zu erwarten steht, weder nach den rechtlichen noch nach den thatsächlichen Verhältnissen, und sodann, daß hiernach die Pflicht, diese Entwickelung zu leiten, ausschließlich der öffentlichen Verwaltung zufällt.

Hierüber in einem anderen Artikel das Nähere.

Digitized by Google

Schleswig'sche Verwaltungsfragen.

I.

Die nordfriesischen Inseln und Halligen, Seegaten und Watten, Dünen und Marschen. — Was sie sind und was sie werden können.

(Schluß.)

Außer den oben besprochenen Erwerbszweigen der friesischen Insulaner können noch Viehzucht und Ackerbau genannt werden, die übrigens auf den Außeninseln Sylt und Amrum auf einer niedrigen Stufe stehen, da einerseits die Geeststrecken sandig und die Marschflächen nicht gehörig geschützt sind, andrerseits aber der Ackerbau und die Viehzucht dem weiblichen Geschlechte und jütschen Tagelöhnern und Knechten überlassen sind, da die Männer zur See fahren und sich der Landwirthschaft fast gar nicht annehmen.

Wie klein und unbedeutend die nordfriesischen Inseln übrigens auch sind, haben sie dennoch eine besondere Bedeutung nicht bloß für Nordfriesland und das übrige Schleswig-Holstein, sondern auch für Preußen und Deutschland.

Wir haben bereits angedeutet, wie wichtig die von den nordfriesischen Stromgaten gebildeten Häfen für eine Seemacht sind; aber nicht bloß als Häfen, sondern auch als Stationen für Kauffahrtei- und Küstenfahrt, für Austern- und Fischfang sind jene Wasserstraßen und Strombetten von unberechenbarer Wichtigkeit.

Die Lister Tiefe ist ein viel reineres — von Sandbänken freieres — Fahrwasser, als die Mündungen der Eider und Elbe. Die Naturverhältnisse weisen also darauf hin, an der Listertiefe und dem Hoyeringer Wattenkanal, die mit einander zu verbinden wären, Lösch- und Stapelplätze anzulegen.

Für die Grönlandsfahrt, wie überhaupt für die Fahrt nach den nordischen Gewässern sind die Lister und die Schmal-Tiefe von großer Wichtigkeit. Während die Grönlandsfahrer von Bremen, Glückstadt und Flensburg oft wochenlang still liegen müssen, weil die Flüsse und Föhrden zugefroren sind und das Auseisen unmöglich ist, würden die Grönlandsfahrer, die bei List und Amrum überwinterten, rechtzeitig ihre Fahrten antreten können, da die Seegaten der bedeutenden Strömung wegen nicht zufrieren. Man würde mithin von hier aus früher in den nordischen Meeren anlangen und die günstigste Zeit zum Walfischfang und Robbenschlagen benutzen können.

Ein anderer, aber bisher fast gar nicht benutzter Erwerbszweig, zu welchem die nordfriesischen Häfen einladen, ist der Fischfang an den Küsten der Nordsee. Die Blankeneser und Helgolander scheuen sich nicht, bis auf die Höhe von Sylt und Fans hinaufzuschiffen und hier ihre Netze und Angeln auszuwerfen, um mit wohlgefüllten „Büns" — künstlichen, dem

Digitized by Google

Seewasser zugänglichen Fischbehältern — den Hamburger Markt mit Seefischen zu versorgen. Unsere nordfriesischen Häfen sind aber die rechten Stationen für den norddeutschen Fischfang, die, einmal in's Leben gerufen, mit den holländischen und englischen würden wetteifern können.

Nicht minder bedeutsam sind die hiesigen Hafenplätze wegen der Austernbänke. Die Watten und Wattströme zwischen unsern Inseln sind eben nicht sehr reich an Austernbänken; aber es können mit geringen Kosten neue Bänke angelegt werden, da die Bedingungen für die Existenz derselben an vielen Orten vorhanden sind. Die meisten Austernfelder lehnen sich denjenigen Watten an, die einem tiefern Wattstrom eine sich allmählich abdachende Randung darbieten. Die Austernbänke müssen nämlich so tief liegen, daß sie zur Zeit der Ebbe nicht entblößt und im Winter nicht vom Eise berührt werden. Diese Bedingungen finden sich an sehr vielen Stellen unserer Watten. Jeder nordfriesische Hafenort kann ein Austernmarkt werden.

Was ist nun zu thun, damit die nordfriesischen Inseln und Seegaten das werden, was sie werden können? — Mancherlei. Zunächst ist dafür zu sorgen, daß die Inseln und Halligen erhalten werden. Es müssen aber gleichzeitig Vorkehrungen getroffen werden, das Anschlicken oder die Gewinnung neuen Marschlandes an den Inselrändern zu befördern; endlich sind diejenigen Erwerbszweige, wozu die örtliche Lage und die Beschaffenheit der Inseln und Watten einladen, wieder aufzunehmen und weiter auszubilden.

Für die Erhaltung der Außeninseln und Halligen kann und muß viel gethan werden; denn die Erhaltung der reichen Marschen des schleswigschen Festlandes ist durch die Erhaltung jener Eilande bedingt.

Obgleich die Außengründe, d. h. die Sandbänke, welche den Westrand der nordfriesischen Inseln umgürten, die eigentlichen Wogenbrecher sind, und die Inseln ohne diese Sande ihrer Wehr beraubt dem Andrange der Wogen preisgegeben sein würden, hat man doch bisher nicht daran gedacht, was für die so höchst wichtige Erhaltung dieser Sandbänke gethan werden könnte und müßte. — Für die Erhaltung der sich beständig verschiebenden unterseeischen Sande läßt sich schwerlich etwas thun, die Erhaltung der überseeischen dagegen dürfte sich als ausführbar erweisen.

Mehrere unserer Sandbänke sind in den letzten fünfzig Jahren ohne Zuthun der Menschen höher geworden. Auf Knip und Seesand bei Amrum finden sich bereits Ansätze zu einer neuen Dünenbildung. Die hier zusammengestobenen Hügelchen sind aber noch so klein und so locker, daß eine große Sturm- und Eisfluth wieder zerstören kann, was die Natur in einer Reihe von Jahren aufgebaut hat. Da nun der Dünen- und Flugsand durch kein besseres Mittel zum Stehen gebracht werden kann, als durch den Dünenhalm, so müßte es versucht werden, diese Sandhügelchen ebenso zu bepflanzen, wie man die nackten Dünen auf den Inseln bepflanzt. Die bepflanzten Hügel müßte man in der günstigen Jahreszeit durch herbeigeschaffte Sandmassen wieder bestieben lassen und sie aufs neue bepflanzen, was so

Digitized by Google

lange wiederholt werden müßte, bis die Dünen eine Höhe von etwa 20 Fuß erreicht hätten, wodurch die hinter denselben liegenden Sandflächen geschützt und die Entstehung neuer Dünen gesichert wäre.

Was für die Erhaltung der Geestinseln zu thun ist, begreift man nur, wenn man sich zuvor klar gemacht hat, aus welchen verschiedenen Bildungen jene Inseln bestehen, und unter welchen Verhältnissen und Einwirkungen jene Bildungen hervorgetreten sind.

Die Geestinseln Röm, Sylt und Amrum bestehen aus einem Vorstrande, der den westlichen Uferſaum oder den Strand bildet, — aus einem dahinter liegenden Dünenzuge, der wieder aus einzelnen Dünen, Dünenreihen und Dünenthälern besteht, — aus einem Haide- und Geestrücken, der den mittleren Theil der Inseln bildet und sich von Süden nach Norden erstreckt, — und endlich aus größeren und kleineren Marschstrecken, die sich den östlichen Abhängen der Geest anlehnen und in die Kleimassen der Watten übergehen. (Es ist jedoch zu beachten, daß auf der südlichen Halbinsel Sylts und auf dem nördlichsten Viertel von Amrum ein solcher Haiderücken fehlt, und daß die bedeutenden Marschen, die sich hier hinter dem Dünenzuge ausbreiteten, längst von den Fluthen verschlungen sind.)

Hiernach ist die Aufmerksamkeit auf die Erhaltung des Vorstrandes und der Dünen, die sich gegenseitig bedingen, — auf die Cultivirung des Haiderückens, auf die Erhaltung der Marschen und die Anschlickung an den östlichen Ufern dieser Inseln hinzulenken.

Der Vorstrand ist ein durchschnittlich 50 Schritt breiter Sandgürtel, der sich zwischen dem Fuße der äußersten Dünenreihe und dem Meere hinzieht. Ein nasser Tangwall bezeichnet die Grenze der gewöhnlichen Fluth. An Stellen, wo die Sandbänke Schutz gewähren, ist der Vorstrand höher und breiter und mit Dünengräsern bewachsen. Hinter einem solchen sogenannten gedämpften Vorstrande pflegen sich die Dünen nach der Strandseite hin abzurunden und nach und nach das Aussehen gedämpfter — mit einer Pflanzendecke versehener — Dünen zu gewinnen. Solche Dünen sind für die Erhaltung der Inseln von großer Wichtigkeit, indem sie den rechten Schutz gewähren. Eine zweckmäßige Behandlung des Vorstrandes begünstigt die Begrasung der Dünen. Die Erhöhung des unmittelbar an den Dünenfuß grenzenden Sandgürtels wird aber unseres Erachtens am leichtesten durch Bedeckung mit Tanggräsern befördert. (S. weiter unten.) Außerdem ist zu beachten, daß es durchaus nicht gleichgültig ist, ob man die großen Steine, Felsblöcke und Gerölle, die sich hier und da auf dem Vorstrande finden, liegen läßt, oder sie wegnimmt und verkauft. Es müßte strenge verboten werden, solche Steine fortzuschaffen.

Was die Erhaltung der Dünen betrifft, so ist die äußerste, dem Strande zugekehrte Dünenreihe mit ihren steilen Rändern und tiefen Schluchten besonders zu beachten. Wie man keine Deiche mit steilen Seitenflächen baut, weil die Fluth den Fuß derselben bald annagen, den ganzen Bau unterminiren und einen Zusammensturz bewirken würde, so darf man auch keine steilen Dünenränder an der Strandseite der Inseln dulden; diese müs-

Digitized by Google

sen also abgeschrägt und sorgfältig mit Dünengräsern bepflanzt werden. Die Schluchten müssen aber in entsprechender Entfernung vom Strande durch Querwälle abgedämmt werden, und man muß die Bildung neuer Dünen hinter, auf und vor diesem Walle begünstigen. Eine jahrelang fortgesetzte aufmerksame Beachtung der Dünenbildung hat mich gelehrt, daß die mit kleinem Geröll bedeckten Dünenthäler (von den Friesen Siatlar und Stiandealham genannt) den Flugsand nicht annehmen, ihn über ihre Sohle hinweggleiten lassen. Dieser Umstand nun sollte den Denkenden ein Fingerzeig sein: den dem Strande zugekehrten Theil der Schluchten mit solchem Geröll zu bedecken; hinter der durch Geröll fest und eben gemachten Fläche müßte der Querwall aufgeworfen werden und wäre dann den Stürmen die Hauptarbeit zu überlassen, nämlich die Sandmassen, welche die Fluth auf den Vorstrand wirft, über die den Sand nicht annehmende Fläche landeinwärts zu treiben. Haben sich hinter und auf dem Querwalle erst neue Dünen gebildet, so wird westwärts von demselben ein zweiter Wall angelegt, dann ein dritter u. s. w., bis die Schlucht mit Dünen besetzt ist. — Da der ganze Dünenzug seine Entstehung dem Vorstrande verdankt, und in umgekehrter Weise die Sandmassen der äußersten Dünen wieder auf den Vorstrand hinabrutschen und stürzen, ist die Pflege des Vorstrandes von besonderer Wichtigkeit.

Außer dem Vorstrande verdienen diejenigen Stellen, an welchen Dünenbrüche vorbereitet werden, besonders gepflegt zu werden. Es dürfte sich zweckmäßig erweisen, hier Sandschleusen anzulegen und Sandwälle hinter diesen aufzuwerfen. Dann müßten die günstigen Winde und andere Umstände benutzt werden, um an der innern Seite, d. h. an der Ostseite der gefährdeten Dünenwand eine neue Dünenbildung zu begünstigen. Einfache Vorrichtungen befördern die Anhäufung des Sandes und die Bildung neuer Dünen. Die neuen Dünen würden nun freilich einige Demath Marschland bedecken, mithin unbrauchbar machen; allein die Bildung derselben ist zu wichtig, als daß man aus unzeitiger Schonung dieselbe zu begünstigen unterlassen dürfte, zumal auch ohne diese Vorkehrungen das hinter dem sich vorbereitenden Dünenbruche liegende Land der Verwüstung anheimfallen müßte. Ist aber die Erhaltung der Geestinseln durch eine Dünenreihe gesichert, so sind die Bedingungen vorhanden, an der dem Festlande zugekehrten Seite der Inseln durch Anschlickung mehr und besseres Land zu gewinnen, als man verloren hat.

Obgleich der Flugsand am besten durch den Sandroggen und Sandhafer (Dünenhalm) gebunden wird, dürfte ein anderes Bindemittel sich nicht minder als zweckmäßig erweisen. Nur von der Natur ist der Seetang bisher zur Dämpfung des Flugsandes benutzt worden. Ueberall, wo die Tangwälle, welche die Sturm- und Springfluthen auf dem hohen Vorstrande und in den Dünenschluchten zurückgelassen haben, liegen bleiben, entwickelt sich sehr bald ein junges Grün, das durch die Tangdecke hervorsproßt und üppig fortwuchert. Diesen Fingerzeig der Natur sollten die Menschen benutzen, und durch künstliche Hüllen von Seetang, die einfach durch aufgelegte Steine

Digitized by Google

zusammengehalten würden, die dem Angriffe der Stürme besonders ausgesetzten Seiten und Spitzen kahler Dünen zu schützen.

Es ist hohe Zeit, daß für die Pflege und Erhaltung der Dünen und mithin für die Erhaltung der Düneninseln, der Halligen und Festlandsmarschen, deren Existenz durch die natürlichen Wogenbrecher bedingt ist, nicht blos etwas, sondern viel gethan werde. Die Inselbewohner selbst haben bisher wenig oder gar nichts für Dünenpflege und Dünenbildung gethan, daß man beinahe versucht werden könnte zu glauben, sie wollten ihr eignes Verderben.*) Es wird erst besser werden, wenn die Dünenpflege eine Landessache geworden ist. Die Cultivirung der Haiden ist von weit geringerer Wichtigkeit als die Erhaltung und Pflege der Dünen und wird hier nur der Vollständigkeit wegen berührt. Sind die Dünen erst in sichere Schutzwehren verwandelt, sind die Marschen erst hinreichend geschützt und die reifen Watten in Marschland verwandelt, so wird der Landbau auf den friesischen Außeninseln sich schon von selbst heben und der Haidegürtel wird von Jahr zu Jahr schmäler werden. Eine andere Frage ist es, ob es zweckmäßig sein dürfte, die Haidethäler zwischen den Dünenreihen mit Nadelhölzern zu bepflanzen. Daß derartige Anpflanzungen gedeihen können, sieht man an der Westküste von Jütland, wo in den letzten Jahren verschiedene gedämpfte Sandflächen mit Tannen und Fichten bepflanzt worden sind, wodurch der Charakter jener den friesischen Außeninseln sonst sehr ähnlicher Gegenden ein so durchaus anderer geworden ist, daß man zu der Hoffnung berechtigt ist, daß auch die angrenzenden, noch nicht völlig gedämpften Sandstrecken eben durch die Einwirkungen, welche die Baumgruppen hervorbringen, mit schnellem Schritte der Cultur entgegenreifen. Auf den nordfriesischen Außeninseln dürften für derartige Versuche nur diejenigen Haidethäler und begraf'ten Sandflächen in Betracht kommen, die bereits von gedämpften Dünen umgeben und durch ihre Lage gegen den rauhen Nordwest geschützt sind.

Was die neue Marschbildung oder Anschlickung betrifft, so muß man darauf achten, unter welchen Verhältnissen die sich selbst überlassene Natur an den Oststränden der nordfriesischen Inseln Marschen gebildet hat und noch bildet. Sowohl auf Amrum als auf Sylt finden sich neue Marschbildungen an Stellen, die im Norden, Westen und Süden geschützt, also nur nach Osten hin dem Haff (Wattenmeer) zugänglich sind. Wir verweisen auf die Marschen am westlichen Ende der Lister Bucht, auf Kampgrening unweit Kampen auf Sylt, auf die jetzt durch einen Dünenbruch schwerbedrohte Nordmeede unweit Norddorf auf Amrum und auf die „ülb Sun" genannte Marschbildung an der Südostseite Amrums. Die großartigste neue Marschbildung ist der sogenannte Anwachs bei Nordenge auf Sylt, wo sich 1820 eine

*) Die Commune Westerland auf Sylt hat sich unter der tüchtigen Leitung des weil. Düneninspectors M. B. Decker durch ihre zweckmäßigen Vorkehrungen gegen die Verwüstungen des Flugsandes rühmlich ausgezeichnet; allein die Westerlander Dünen sind nur ein kleiner Bruchtheil der ganzen Dünenkette, und die Westerlander Commune ist noch fortwährend vom Flugsande bedroht!

Digitized by Google

durchschnittlich 750 Schritt breite und über ½ Meile lange Marsch am Ufer gebildet hat. Es verlohnt sich der Mühe, den Ursachen und Verhältnissen, unter welchen diese Ablagerung zu Stande kam, nachzuspüren.

Bis zum Jahre 1820 zog sich eine Lai (Wattstrom) das alte Ufer entlang. Durch die Anlage des kleinen Hafens bei Keitum wurde die Verbindung dieser Lai mit der weiter nördlich fließenden Munkmarscher Loh aufgehoben; letztere Lohe wandte sich mehr nord- und ostwärts, das Watt am Nordenger Ufer lag mithin zur Ebbezeit länger trocken*) und erhöhete sich anfangs ohne Nachhülfe so schnell, daß schon nach einigen Jahren an demselben Orte üppiges Wiesengras wuchs, wo noch lebende rüstige Schiffer ihre Ladung eingenommen und gelöscht hatten.

Daß die Anschlickung an den östlichen Inselrändern, wo sich Buchten finden, schneller zu Stande kommt, als an der Westküste des Festlandes, hat seinen Grund in dem Umstande, daß derartige Buchten den besten Schutz gewähren. Schutz gegen die Weststürme ist die Hauptbedingung. Dann ist ferner zu beachten, daß die vom Ufer abrollende Ebbwelle, die sich in einiger Entfernung vom Ostrande der Inseln in einen Nord- und Südstrom theilt, von der während des Stillstandes zwischen Fluth und Ebbe abgelagerten Schlickschicht einen Theil an die hornartig hervorragenden Geest- und Sandrücken abgiebt, wodurch ein gleichzeitiges Anwachsen von Westen nach Osten, von Norden nach Süden und von Süden nach Norden zu Stande kommt. Die Nord- und Südränder der so entstandenen Marschen sind höher als die Mittelmarsch, die nicht selten von einem Salzwasserstrom (fr. Flet) durchströmt wird. Am günstigsten gestalten sich die Bedingungen für die Marschbildung, wenn die südliche Deckung der Bucht weiter ins Wattenmeer hinausragt, als die nördliche, da die Strömung von Süden nach Norden heftiger ist, als die entgegengesetzte und sich der Zeitdauer nach zu dieser wie 2 zu 1 verhält.*)

*) Jede Gezeit (Fluth) lagert eine dünne Schlicklage ab und es kommt nur darauf an, daß dieselbe nicht wieder abgespült wird. Nach Ehrenbergs und Prestels Untersuchungen entwickeln sich zur Zeit der Ebbe zahllose Infusorien, vorzugsweise frustulia attenuata und acuminuta. Die jüngste Schlicklage besteht wenigstens zu 9/10 aus solchen Infusorien, die sämmtlich Formen der Nordsee sind. Hiernach sieht man sich genöthigt, den Hauptantheil an der Schlickbildung dem Meere zuzuschreiben und kann dem Flußwasser nur noch eine Mitwirkung einräumen. Sobald der Schlick sich häuft und den Boden beträchtlich erhöht, sproßt zuerst der Krückfuß (friesisch: Rölk) oder Glasschmalz (salicornia herbacea) hervor. Der Krückfuß fördert den Anwuchs rasch. Bald spült bei Ostwind die Fluth nicht mehr hinüber, und dann treten statt des sich verlierenden Krückfußes Meersternkraut (aster tripolium) und andere Pflanzen auf, die endlich vom Andel und Marschgrase verdrängt werden. (Vgl. Ubbelohbe, die ostfriesischen Marschen, Lüneburg 1861).

*) Was durch zweckmäßige Vorkehrungen erreicht werden kann, sieht man deutlich am Harle, zwischen Ostfriesland und Jewer. Eine Wattenstrecke, die noch im 16ten Jahrhundert einen 2 Q.-Meilen großen Busen bildete, war bereits im Anfange unseres Jahrhunderts in fruchtbares Polderland verwandelt. Ubbelohbe a. a. O., 31. Auch den Fjorden Jütlands ist viel Marschland abgewonnen worden. Die sogenannten „Tipper" (Teppiche, Marschen) am Ringkjöbing-Fjord sind seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts abgelagert worden. Durch die umsichtige Behandlung der Uferstrecken dieses Fjords seitens des Herrn Stiftslandsinspectors Justizraths Flöe sind dem dortigen Haff 2300

Digitized by Google

Die hier besprochenen Bedingungen für eine neue Marschbildung sind vorhanden an der Ostseite der Insel Röm (bei Jüwre), in der großen Bucht zwischen der nördlichen und östlichen Halbinsel Sylts, an der Ostseite von Amrum, an der Ostseite von Nordstrand, an den östlichen Rändern mehrerer Halligen und an der Marsch auf Föhr.

In vielen Fällen kommt man durch Anwendung geringer und unscheinbarer Nachhülfe der Natur weiter, als durch kostspielige Kunstbauten, mittelst welcher man gewaltsamer Weise sich die Natur dienstbar zu machen, vielleicht gar ihr entgegenzuarbeiten sucht. Die einfachsten Mittel aber, wodurch die Ablagerung des Schlicks, also eine neue Marschbildung an den Rändern unserer Inseln befördert wird, sind, wie die Erfahrung lehrt, solche Lahnungen (auf den Watten aufgeführte und mit Strohgeflecht bedeckte kleine Wälle), die nach dem in den Höhenzügen von der Natur gegebenen Vorbilde sich in hufeisenartiger Form von den Marschstrecken aus in die Watten erstrecken. Es kommt nur darauf an, daß von Vielen an vielen Uferstrecken dasselbe gethan werde. Solches wird aber nur geschehen, wenn die Marschgewinnung wie der Dünenbau eine Landessache wird.

Das Duell.

(Fortsetzung.)

Wie wurde das gleich anders, als Friedrich Wilhelm IV. dem Reiche die Stände gewährte. Die Tribüne, die dieser freisinnige Herrscher stiftete, und die dann, trotz der Revolution und deren Maßlosigkeit, von uns, wir können sagen von den christlich-germanischen, aufrechterhalten ist, wie hat nicht diese Tribüne wohlthätig zurückgewirkt auf Berichtigung der Ehrbegriffe! und somit auf die Duelle!

Das noli me tangere, das sich um die taube Nuß der Persönlichkeit lagerte, ist zwar und richtig geblieben, aber es umlagert nicht mehr die taube, sondern die Inhalts-erfüllte Schale, und der mächtige Inhalt trieb die Schale in ein mächtigeres Wachsen, und das noli me tangere beginnt erst am weitesten, vollausgemessenen Umfange. Die Persönlichkeit gewahrte, daß nicht blos formell ihre Macht, sondern der sittliche Beruf, für den sie Macht einsetze, den vollen Werth ertheile. Die Tage von Alters kamen wieder! — Wieder begriff sich die Person im Dienste des Heils und Wohls des Vater-

Tonnen Marsch und außerdem 2900 Tonnen durchsträngetes sandiges Meedland abgewonnen worden. Was am Ringkjöbing-Fjord und am Harle möglichst gewesen ist, dürfte sich auch an unsern Inselrändern als ausführbar erweisen. Vgl. Trap, Statistisk-topographisk Beskrivelse af Kongeriget Danmark, X., pag. 815.

Digitized by Google

landes, als öffentliche Verkünderin der Wahrheit, des Guten, des Rechts. Trat die Verkündigung als eine strittige in die öffentliche Arena, so begriff die Persönlichkeit, daß das Strittige nicht die Personen verletze, sondern den sächlichen Gedanken betraf, dessen heile Geburt ohne Wehen nicht eintreten konnte.

So steckte die Person ihrem noli me tangere den weitesten Umfang; erst da stieß man auf die Person, wo sie den Inhalt des Schlechten vertreten, oder den des Guten, trotz Bekenntniß zu ihm, matt und schwächlich vertreten wollte.

Erst dort nun, an diesen Punkten beginnt denn die Persönlichkeit, dorthin verlegt sie ihr noli me tangere, und dort soll sie nach wie vor mit sittlicher Macht der Person empfindlich berührt und provocirt werden, wenn sie an diesen Stellen ihres Lebens als eine niedrige befunden werden sollte, oder wenn sie es wagen wollte, andere dort als niedrige zu befinden und zu provociren.

An diesen Stellen zu berühren und zu fodern, daß nicht gezuckt werde, das heißt wildes Fleisch an Stellen erwarten, wo die Persönlichkeit pulsiren soll. Das überlassen wir dem Liberalismus!

Seicht und leblos, wie dieser Bursche ist, macht er den Cardinal-Fehler, einen Gegensatz zwischen öffentlicher gemein-Ehre und privat-Ehre zu befestigen, wie solcher nicht existirt.

Er meint: je mehr jene wächst, je mehr hört diese auf. Das Richtige ist: je mehr jene wächst, je vertiefter wird diese, und je mehr wächst der Umkreis derer, die ihrer theilhaftig sind.

Das Duell wird seltener, weil die Fatilitäten und Näserien nicht mehr dazu führen, und es wird wieder häufiger, weil mehr Menschen als früher sich schlagen, weil der qualificirte homo häufiger geworden ist.

Gott hat den Menschen so geschaffen, daß Alles, was ihm öffentliche-gemein-Ehre ist, ihm nicht draußen todt als Sache liegen bleibt, sondern eben zu seiner eigenen privat-Ehre wird. Die privat-Person ist eben eine vertieftere und erweiterte. Aber der Liberalismus kennt nicht falsche und wahre Person als Gegensatz, sondern nur falsche Willkürs-Person und — — todte Sache. So meint er denn: je mehr öffentliche Ehre (ist ihm die res publica), je mehr nimmt die Person, die privat-Ehre, ab, und meint er unter Person just die Potenz zur Willkür, denn einen anderen Begriff von der Person kann er nicht fassen. So wüthete auch der liberalistische, naturrechtliche Kaiser Joseph II. gegen das Duell.

Es wiederholt sich immer da dasselbe Lied: das liberalistische Denken legt, statt der Persönlichkeit Gottes, ein allgemeines, sächliches Denkgesetz der Welt zu Grunde, und weiß so mit der Person und ihrer Selbstzwecklichkeit nichts anzufangen weder in Wissenschaft, noch im Leben, sei es das politische oder sociale!

V.

An jeder Stelle das Ganze sagen zu wollen, ist unmöglich; ich nehme also kemmatisch herüber, was ich an anderen Orten (Ober-Rath an die Engel der evangelischen Gemeinden. Erfurt bei Weirgar.t) nachgewiesen habe.

Digitized by Google

Der Liberalismus ist der Versuch, aus der Vernunft, unter wissenschaftlicher Annahme, daß kein Gott sei, festzustellen, was das Gute und Gerechte sei. Dabei ist unter Vernunft nicht das verstanden, was man in laufender Conversation darunter versteht, etwa ein sittliches Menschen-Gefühl für alles Gute, das sich in ein Raisonnement mit Gründen auseinanderlegt, auch ist darunter nicht verstanden die thätige Betrachtung, die der gesunde Menschen-Verstand an den Dingen übt; vielmehr meint der naturrechtliche Liberalismus, unter Vernunft die Onkologie, die Kategorientafel der Metaphysik, will sagen die ewigen Begriffe, die gemeinsam sich finden sollen draußen in den Dingen und auch im Verstand als dessen Organismus. So handelt es sich von einem **Nothwendigen,** von jenen Gedanken Bestimmungen, welche unabkömmlich der Welt und auch allem unseren Denken zu Grunde liegen: z. B. Nichts, Sein, Werden, Entstehen, Vergehen u. s. f. — Mannigfaltigkeit, Einheit, Zahl u. s. f. — Grund, Ursache, Wechselwirkung u. s. f. Wir wiederholen, es handelt sich darum, ein Nothwendiges zu finden, das gar nicht anders sein kann, und selbstredend muß die Art, wie das gefunden wird, wieder so sein, daß sie gar nicht anders sein kann, also mittelst einer nothwendigen Methode.

Diese selbst muß mit der Vernunft schon gegeben sein, denn sonst könnte ja nicht die Vernunft allen Aufschluß geben, wenn sie ihre Methode zufällig wo anders hernehmen müßte.

Es ist so der naturrechtliche Liberalismus, dieser Rationalismus, der unter wissenschaftlicher ausdrücklicher Annahme: „daß kein Gott sei", aus der unpersönlichen Vernunft gemäß ihrer eigenen Gesetze finden will, was gut und böse, gerecht und ungerecht sei.

Das Gewissen ist eine Stimme, die mir sagt, daß ich so gehandelt habe, hätte aber anders handeln sollen. Das Gewissen redet mich so als ein Freies, nicht Nothwendiges an. Die Natur in ihrer Mannigfaltigkeit redet mich darauf an, wie sie ein: „so und immer Anderes!" nicht aber ein „so und nicht anders!" kennt. Sie redet mich so an als ein Product eines Freien, dessen That nicht Nothwendiges und Eines, sondern immer Neues setzte. Die Geschichte redet mich an als ein Werk der Freiheit, in welchem jede Position so oder anders hätte ausfallen können, je nachdem der freie Mensch so oder anders gehandelt haben würde. Wir essen das Brod unserer Thaten.

Die Offenbarung redet mich darauf an, daß es nicht nothwendig, also nicht berechenbar, so oder so hätte kommen müssen, sondern sagt sie, was Gott an uns that, kam zuvor in Keines Sinn, es war freie Gnade, nicht logische Consequenz.

So ist das ganze Beginnen des Liberalismus gerichtet vor der Offenbarung, vor der Geschichte, vor der Natur, vor dem Gewissen. Er ist gerichtet, weil er ausdrücklich sich weigerte, Allem zu unterstellen **die in freien Thaten sprühende absolute Persönlichkeit Gottes.**

Er konnte so auch die relative Persönlichkeit des Menschen nicht würdigen, und wenn er den Mund voll nimmt von „Person", so meint er

Digitized by Google

damit jene in ungestörter Thätigkeit gedachte Vernunft-Kraft. Diese Thätigkeit selbst nennt er die innere Freiheit, und die Veranstaltung, daß sie nach Außen ungestört agiren könne: das ist ihm die äußere Freiheit.

Der Liberalismus ist so der behauptete Fund: das Gerechte aus der Vernunft und gemäß der Vernunft finden zu können. Der Conservatismus, wo er sich begriffen hat (also in allerseltensten Fällen), behauptet zwar mittelst (instrumental) der Vernunft das Gerechte zu finden, aber nicht aus ihr, nicht gemäß ihrer (methodice), sondern aus den Offenbarungen Gottes in der specifischen Offenbarung und in der Natur und im Gewissen und der Geschichte.

Auf seinem Wege mühte sich nun der Liberalismus ab, seine Ethik in Moral und Recht abzugrenzen: dort handele es sich von Pflichten, im Naturrecht doch lediglich vom Recht. Endlich aber erkannte man, daß das zu Grunde gelegte Prinzip solches nicht hergebe, daß man das leere Rechtsgesetz und seine Erzwingbarkeit gar nicht zur Ethik schlagen könne. Man schrabte es ledig und los von seinen letzten ethischen Anhängseln und sonderte das Recht für sich heraus. Dies that auch Fichte*)

*) Was wir sagten, zeichnete den Liberalismus, insoweit dieser dem Rationalismus folgte, d. h. demjenigen, der nicht das lebendige Ich, sondern das allgemeine Denken zu Grunde legte. Fichte führte den Liberalismus, der dem subjectiven Rationalismus folgte. dieser ging vom lebendigen persönlichen Ich aus, gewann aber nur die epileptischen Zuckungen eines leeren willkührlichen Ich, weil wieder ausdrücklich dem Welt-Ganzen der persönliche Gott nicht unterstellt wurde.

Die Consequenz der ersten Annahme hatte den objektiven Rationalismus, der seiner Natur nach republikanisch ist, da seine Basis ein allgemeines Denken und nicht ein Ich ist, in lauter Nothwendigkeit getrieben (Spinoza, Kant u. s. f.); nun schlug die Sache zu lauter Willkühr um mit dem subjectiven Rationalismus, entsprechend dem Motiv dieser ganzen Denkbewegung, denn das Interesse, mit welchem man in sie eintrat, war die Freiheit und nicht die Nothwendigkeit.

Der große Stahl findet dieses Interesse als das Urmotiv. Selbstständigkeit und Innerlichkeit (Prinzip der Subjectivität) sei das innerste germanische Motiv. Alles soll Selbstbestimmung sein, und so negirte man das Vorhandensein der Natur und zog sich in die Vernunft zurück, nur um nicht durch die Natur genöthigt zu werden, dieses und jenes annehmen zu müssen, bevor man es selbst bestimmt habe.

Stahl will also sagen, daß diese rationalistisch-moderne Wissenschaftlichkeit bedingt worden sei durch den germanischen Charakter.

Sicher, dennoch müssen wir das Urmotiv anders bezeichnen, denn just der germanische Charakter hat jenes Prinzip der Subjectivität in Form des Gemüths, nicht aber in der Form dieses ausgenommenen Herings, in welcher der Liberalismus diese Innerlichkeit erfaßt.

Wir erkennen das Urmotiv im Durste nach Wissen. (Faust!)

Ein völlig durchblickendes Wissen, (das der Germane fromm nach jenseits verlegt), ist aber erst möglich, wenn wir nichts, auch nicht ein Ur-Ei, als gegeben annehmen müssen. Wo wir etwas als gegeben annehmen, haben wir sofort an ihm einen Gott das heißt eine Macht jenseits unserer.

Das ist das Ur-Motiv, wie es auch in Darwin u. s. f. seine Phasen noch hervortreibt Das Ur-Motiv ist so Consequenz und Folgerichtigkeit, und es ist nur folgerichtig, kein Erstes anzunehmen, aus dem etwas folgt, denn dieses würde ohne mich aus ihm folgen und ich wäre außer Stande zu bestimmen, ob es aus ihm folgerichtig folgt, da ich nicht wissen würde, was in dem Angenommenen darin stecke und welche Folgen es setzen müsse.

Digitized by Google

Schon unter Kant waren: Glaube, Liebe, Hoffnung Verbannte vom Hofe des Natur-Rechts.

Spricht also der Liberalismus vom Rechts-Staat, so muß man ausdrücklich festhalten, daß von einem so gänzlich formal-entleertem Rechte die Rede ist, so daß nichts darin enthalten ist, was an Gott, Glaube, Liebe, Treue u. s. w. erinnert, es erinnert an nichts von dem, was der Leser meint, wenn er von dem heiligen, pochenden Recht in seiner Brust spricht.

Es muß ausdrücklich festgehalten werden, daß der Liberalismus vom Duell nur in dem Sinne spricht: wie es sich wohl verhalte zu dem Staate, in welchem sein naturrechtliches, nothwendiges Recht eingeführt sei.

Das Duell, dieses Kind der freien That, ja, des beängsteten Gewissens daran gemessen, ob es als die Eine und nothwendige Form in der Vernunft ewig gegeben sei!

Es ist begreiflich, daß der Liberalismus uns und wir ihm griechisch reden.

Unser Beweis würde eher so liegen: weil das Duell dem liberalistischen Prinzipe ein Unmögliches ist, so ist eben damit alle Vermuthung gegeben, daß es dem richtigen Prinzip erwachse.

Es ist einem Christen unmöglich, mit einem Menschen anti-theistischen Prinzips sich auseinander zu setzen. Ich habe im Oberrath den Weg gezeigt, wie der Liberalismus wissenschaftlich vernichtet wird, und mit dem vernichteten Liberalismus sind seine Consequenzen mitvernichtet, also auch die Art der Consequenz, mit der ihm das Duell eine Undenkbarkeit ist.

Aber wir können uns doch herbeilassen, einige seiner mittleren seichten Aufstellungen näher anzusehen. Wir haben das auch schon öfter in unseren Artikeln gethan, besonders auch am Schlusse des vierten.

Vor Allem führte das Naturrecht aus, daß und wie es an Allem fehle, so daß das Duell nicht eine Bestrafung für empfangene Beleidigung sein könne. Allein das ist müßig, denn, wie wir das nun kennen, das will es gar nicht sein.

Wieder führt es aus, weshalb es nie reine Nothwehr sein könne, allein, warum führt man nicht aus, wie es nie eine Semmel sein könne, denn Beides will es ja gar nicht sein (ein Noth-Recht würde ganz ein Anderes sein).

Ferner führte man aus, daß es keine rationelle Weise sei, um festzustellen, wo das Recht liege, denn der Zufall entscheide; allein das Duell will weder rationell sein, noch will es das Recht feststellen, wie wir das ja wissen. Noch bewies man, wie es zweifelhaft sei, ob doch nicht mal im Duell Je-

---

In dem Gebiete des politischen Lebens treibt diese Folgerichtigkeit dann von der Politik fort in das Pathos der Rechthaberei. Zweite Kammer illustrirt.

Daß nun endlich dieses Ur-Motiv des Wissens-Durstes einem Herzens-Willen korrespondirt, der von diesen Deutschen gehegt wird, ohne doch germanischer Natur zu sein, darüber kein Zweifel.

Es ist der unfromme Wille, los und ledig zu sein; nur waren die Individuen, die das trieben und treiben, keineswegs sich dieses letzten Motiv's bewußt; aber die Consequenz ihrer objectiven Gedanken führt jedes Mal zu diesem Los und Ledig!

Digitized by Google

mand Jemanden tödten wolle, auch bewies man, daß ein Schwert in der Hand der Leidenschaft über alles Ziel gehen könne; allein nie gehört es zu Begriff und Wesen des Duells, bestimmen zu wollen, was nicht Alles in der Absicht eines Dritten liegen könne, oder leugnen zu wollen, daß die Leidenschaft unberechenbar sei. Endlich fand man, es sei das Duell die Faust, das Recht des Stärkeren; allein das Duell will ja gar kein reales Recht erreichen, wie etwa Krieg und Fehde. Umgekehrt setzt es den Quell aller physischen Gewalt, das Leben, in Gefahr für ein rein Geistiges, die Ehre. Es ist umgekehrt ein Protest gegen die physische Gewalt für die Herrschaft eines Idealen, was — seit Erfindung des Pulvers, selbst dem Gedankenlosesten klar wurde, denn wer nun eine Pistole abdrücken ist, ist selbst dem Hercules und dem rasenden Roland gewachsen. Allein dem Liberalismus scheint das Pulver noch nicht erfunden. Das Naturrecht bekämpfte das Duell nicht in dem, was es ist, denn das konnte man nicht begreifen, da man die Persönlichkeit ja nicht begriff.

Doch es ist mit dem Liberalismus gar ein eigen Ding: er ist nämlich weder Grotius, noch Thomasius, noch Locke, noch Hobbes, weder Nettelbladt, noch Feuerbach, weder Kant, noch Fichte, noch Rosseau, sondern er ist elleltisch gleichsam von all diesen und Anderen das Gescheiterte und Gerettete. Da sie alle gegenüber der Wahrheit scheiterten, so errette man aus Allen das, was

den Impulsen und Interessen des liberalistischen Herzens-Willens

entsprach. Nicht die gerühmte Logik, auch hier war der Wille — freilich gegen das eigene Princip — Vater der Erkenntniß.

So geschieht es denn, daß die schlagfertigsten heutigen Vertreter des Liberalismus nicht auf die Worte der Magister schwören, sondern noch sonst gegen das Duell mit eigenen Stippstöhrchen auftreten. Daß sie sogar den persönlichen Gott und die heilige Moral in's Treffen stellen, ist bloßes Kunststück vor den Uneingeweiheten, die nicht wissen, daß sie dem eigenen Princip damit den Bankrott erklären.

Man argumentirt von dieser Seite her, wie folgt: die Allgemeinheit hat die Besonderheit vernichtet. (Wir gratuliren gleich zum ersten Imbiß!)

Der monarchische Rechtsstaat machte alle vor dem Gesetze gleich. Vor dem Gesetze stehen nur Gleiche; des Königs Stellung ist nur dadurch exempt, daß er der erste Diener an diesem Gesetze ist.

Dadurch daß die Individuen — vis-à-vis dem Gesetze — Gleiche sind, ist auch das Individuum nebeneinander ein gleiches. Politische, sociale Gleichheit.

Wo aber Gleichheit herrscht, was will da die Besonderheit noch? Item kein Unterschied in den Ständen, folglich keine besondere Ehren. Dabei unterstellt man den falschen Schluß, daß damit aller qualificirter homo gefallen sei, und daß damit eine gemeinsame Eine Ehre geblieben sein würde, welche offenbar das Leben höher stellen möchte als die Personen-Würde. Sonderbare Psychologie, Ethik und Logik. Man sagt nun auch weiter: trotz

Digitized by Google

dieſer Gleichheit bleibt wohl eine Verſchiedenheit, aber nur die der Qualität der Functionen und Thätigkeiten, und zwar ſo, daß Jeder für jede befähigt bleibt. Jeder Schacher-Jude kann Rittergüter beſitzen.

Denn alle dieſe Thätigkeiten gleichen ſich wieder aus in dieſem monarchiſchen Geld-Staat, welches dieſer Rechtsſtaat iſt. **Intelligenz** und **Geld** iſt Alles.

Allein wir meinen eben, daß das Centrum der Perſönlichkeit die **That** ſei und ihr Wille, nicht die Intelligenz. Das iſt eben der Gegenſatz.

(Fortſetzung folgt.)

Diplomatiſche Revue.

Wochenſchau.

Geſchichtliche Männer ſterben immer in dem Moment, wo ſie ſterben ſollen. Da giebt es keinen Zufall; der Tod tritt ein, ſobald ſie keinen Ruhm mehr zu gewinnen, ſondern nur noch zu verlieren haben.

So war es auch mit Palmerſton. Freilich, wer von dem feuerbrandigen Geruch, den der große britiſche Miniſter um ſich zu breiten wußte, getäuſcht worden iſt, der wird ſich vergebens fragen, warum Palmerſton gerade jetzt ſterben mußte. Denn er wird vielleicht heute mehr wie je von Palmerſton erwartet haben. Palmerſtons Kunſt beſtand ja darin, daß er immer Vieles von ſich erwarten ließ. Habt nur noch eine kurze Weile Geduld, ſchrieen ſeine Bewunderer, es wird bald losgehen, der feurige Geiſt, der in Palmerſton arbeitet, wird ſofort ſeine Eruption haben und Europa wird in eine einzige Scene grandioſer Pyrotechnik gewandelt ſein. Die Gegner Palmerſtons machten mit ſeinen Verehrern Chorus. Auch ſie riefen: ja, ja, Palmerſton iſt ein höchſt gefährlicher Vulcan, er brütet Unheil, er wird nächſtens ausbrechen.

Inſofern mögen Freunde und Feinde des wunderbaren Staatsmannes durch ſeinen Tod enttäuſcht worden ſein, weil die Flammen-Theorie, mit welcher ſie bisher jenen Mann gemeſſen hatten, nunmehr ſelber durch den Scheiterhaufen Palmerſtons verzehrt wurde und in Aſche zerfiel. Palmerſton hatte während der letzten fünf Jahre — ſeit Gaëta — eine Friedenspolitik cultivirt und die Neutralität Englands zum Geſetze erhoben. Die Feuerbrand-Anbeter hielten dies für eine Maske; ſie ließen ſich auch dann noch nicht bekehren, als Palmerſton im Parlamente ſagte, England werde erſt in dem Falle, wo Kopenhagen etwa von Plünderung und Mord bedroht wäre, in Erwägung ziehen, ob nicht eine Intervention rathſam ſei. Sie meinten

Digitized by Google

immer, Palmerston enthalte sich nur darum der Einmischung, weil er den günstigen Zeitpunkt abwarten wolle, und nach ihrer gewohnten Manier hatten sie vorher verkündigt, daß dieser Zeitpunkt bald, sehr bald, gewiß schon im nächsten Frühjahr gekommen sein werde. Solchen Politikern ist allerdings eine Illusion geraubt, und sie zürnen nun beinahe ihrem Helden, daß er so unzeitig den Schauplatz verlassen habe.

Aber wer sich die Mühe gegeben, die Manier des diplomatischen Veteranen genauer zu prüfen, der wußte, daß die Hülfsmittel der Palmerston'schen Methode gerade jetzt erschöpft sind. Palmerston kaufte auf dem billigsten Markte, und setzte auf seine Waare den höchsten Preis. Konnte er die französische Allianzphrase mit Hülfe einer Cherbourger Flottenrevue erhandeln, gut, dann wurde die Waare, so fadenscheinig sie im Uebrigen sein mochte, willig angenommen und bestens verwerthet. Erschien aber der Nachbar auf dem englischen Markte und wollte eine echte englische Allianz kaufen, dann wurde ein unerschwinglicher Preis gefordert. Konnte Palmerston die Neigung der „unterdrückten Nationalitäten" mit ein Paar groben Depeschen und parlamentarischen Declamationen erkaufen, schön, dann wurde die Liebe der Völker zum freien England dankend eingesackt, um hinterher in London an jedem Schaufenster ausgehängt zu werden. Verlangte aber ein bedrücktes nationales Menschenkind, daß England nicht blos Noten und Debatten, sondern Kanonen liefere, dann waren die letzteren so theuer, daß den Hoffenden Hören und Sehen verging.

Lord Palmerston war seiner ganzen Natur nach ein Sichergänger, er beschränkte das Risiko auf das geringste Maß, verstand es aber dabei, seiner Bedächtigkeit das Gewand einer kühnen, resoluten, schnell fertigen, rücksichtslosen Denkungsart umzuhängen. Er verhüllte das Geheimniß seiner Bedächtigkeit auf das Meisterhafteste, und das soll im Grunde jeder Staatsmann, der auf diesen Titel Anspruch macht. Wenn man behauptet, Palmerston habe die Verwirrungen auf dem Continent von Europa befördert, so traut man seiner faktischen und moralischen Gewalt mehr zu, als sie leisten konnte. Denn Palmerston wäre nicht im Stande gewesen, alle die Keime staatlicher Unzufriedenheit in Europa einzupflanzen, welche durch die revolutionäre Ueberschwemmung der napoleonischen Kriege in allen Gemeinwesen des Festlandes abgelagert worden waren. Andererseits jedoch fühlte sich Palmerston auch nicht berufen, den Krankheiten des Continents gegenüber den Heiland zu spielen, zumal da es ihm und jedem Engländer schwer genug genug geworden wäre, eine Medicin für unsere Uebel anzugeben.

Es ist nicht einmal Palmerstons Gewohnheit gewesen, mit dem liberalen Ferment zu prahlen, das England in das politische Leben Europa's mischen könne. Aus seinen parlamentarischen Aeußerungen in dieser Richtung treten nur zwei prägnante Punkte hervor: Das eine Mal, wo er allerdings recht nachdrücklich versicherte, daß England der iberischen Halbinsel die süßen Gaben des Constitutionalismus geschenkt habe, und das andere Mal, wo er die power of the mind der Gewalt der Bajonnete gegenüberstellte.

Aber zu beiden Malen hatten seine Worte einen ganz bestimmten Anlaß

Digitized by Google

an gewissen Parteibestrebungen, die in auswärtigen Manövern ihre Stütze fanden. Der Ausspruch über das constitutionelle Geschenk, welches Groß-Britannien den Spaniern, Portugiesen und nebenbei auch den Belgiern gemacht habe, ist von ziemlich altem Datum, er kam nicht aus blauer Luft, sondern er sollte den Vorwurf der Tories, daß England sich isolirt habe, durch den Hinweis auf die liberal constituirten Nationen, die des britischen Volkes Freunde seien, entkräften. Der Satz von der Macht des Geistes ward kurz nach der Capitulation von Vilagos gesprochen, als es den Anschein hatte, daß der durch die Niederlage der Ungarn gestärkte Absolutismus sich in gemeinsamem Bunde gegen England wenden würde, und als die Tories die Hoffnung blicken ließen, daß das Whig-Regiment an den von außen her eindringenden Verlegenheiten zu Grunde gehen würde. Es war nicht sowohl ein revolutionaires Schlagwort, als vielmehr nur ein Gemeinplatz, von welchem Lord Palmerston damals Gebrauch machte, weil er im Augenblick eigentlich nichts Besseres zu sagen hatte.

Uebrigens wußte Palmerston bei seinem Fingerzeig auf jene constitutionellen Verfassungen wahrscheinlich recht gut, wie er der Initiative der Engländer etwas beimesse, was derselben keineswegs in's Schuldbuch geschrieben werden darf. Die Constitutionen auf der iberischen Halbinsel und in Belgien sind eben so wenig britischen Ursprungs, als die heutige Preußische Verfassung oder die so eben begrabene Schmerlingsche Urkunde in einem britischen Hirne oder auf britischem Boden gewachsen ist. Das Machwerk der Cortes, dessen verwässerter Abklatsch noch jetzt wie ein Verfassungsphantom über Spanien nebelt, entstand zu einer Zeit, wo England von einer Gesinnungspropaganda nichts wußte; und daß die Belgische Verfassung ein Kind der Constituante von 1789 und des Juli 1830 sei, weiß Jeder ohne Zuhilfenahme des Satzes pater est quem nuptiae demonstrant.

Im Ganzen und Großen liebte Palmerston die liberalen und constitutionellen Rodomontaden nicht, ein Geschäft, welches viel eher in den Reformladen des guten Russell paßt. Will man Palmerston den Schüler Cannings nennen — woran man Unrecht thut, da Palmerston neben Canning und nachhaltiger als Canning die Schule der Erfahrung durchmachte — so ist doch so viel gewiß, daß Palmerston nie Lust gezeigt hat, es dem Canning in der Inscenirung drohenden Kraftausbruches gleich zu thun. Canning vermaß sich, den Sturmesbehälter, über welchen England verfüge, zu öffnen. Bis zu einem solchen Faustballen hat es Palmerston nie gebracht, und wollte er es nie bringen. Dem widerstrebte seine fein geartete Natur. Cannings halb sentimentaler, halb brutaler Ausruf entsprang aus dem Degout, den der britische Staatsmann gegen die Wirthschaft empfand, welche damals die Cabinete des Continents mit dem Tumulte einer hastigen Reaction erfüllte. Das hatte nach der Meinung des Engländers nicht die Frucht der Verträge von 1815, an denen das britische Volk mit seinem Blute, seinem Gelde, seinen Siegen mitgearbeitet, sein sollen. Dieser Degout ist es, den Palmerston mit Canning theilte, den er aber nicht so plump, wie der letztere, zu Worte kommen ließ.

Digitized by Google

Palmerston, der „liebreiche Gentleman", empfand eine vornehme Abneigung nicht blos gegen die would-be-Staatsmänner, deren Arsenal aus Pressionsmaschinen bestand, sondern auch gegen die in öder Atmosphäre erwachsenen Revolutionärs, welche ein unseliges Regime stürzen zu können glaubten, wenn sie in unwahrer Fechterstellung einige Freiheitsphrasen vorführten und das Volk zu einem Kampfe verleiteten, für dessen Durchführung sie zu feige waren. Palmerston hat ein Paar Revolutionärs cajolirt, um diejenigen Fürsten zu ärgern, die er für keine echten gottbegnadeten, göttlich-begabten Fürsten hielt. Aber er hat auch den Revolutionärs manches geheime und offene Leid angethan. Wenn diese armseligen, vom Stamm der continentalen Geschichte hinweggewelkten Revolutionsfiguren nach England kamen, so wurden sie mit Guirlanden, Bürgerbriefen, Ehrensäbeln hübsch weggepackt, wie man etwa trockene Früchte in bemalte Kästchen schachtelt. Aber es ward von ihnen erwartet, daß sie sich nicht etwa die Fähigkeit beilegten, auf den Gang Englands einen Einfluß auszuüben. In diesem Falle bedeutete man sie eines Besseren: bei Kossuth ließ Palmerston trotz des wilden Geschreies, welches Cobden wegen dieser Schmach erhob, Haussuchung halten; Garibaldi erhielt einen Wink, schleunigst krank zu werden, und beide Revolutionärs wurden somit auf das Niveau Metternichs postirt, den ja bekanntlich Palmerston ebenfalls vom britischen Boden hinwegmaßregelte.

Hier gelangen wir zu dem Geheimniß Palmerstons. Er stellte in der That die Metternichs auf gleiche Höhe wie die Kossuths. Mit beiden Gestalten wußte der Engländer nichts anzufangen. Und doch sollte er mit ihnen etwas anfangen, denn es gab kaum andere Menschen auf dem Continent als Kossuths und Metternichs, oder gar liberale Unnennbare, die ganz und gar nichts werth sind.

England hatte das Europa von 1815 geschaffen; und England fing schon unter Canning an, sich seines Werkes zu schämen. Hierdurch war dem britischen Reiche die Haltung vorgeschrieben, welche Lord Palmerston zur klassischen Vollendung gebracht hat. Sollte England die unbedingte Heiligkeit der Verträge predigen? Das wäre ein undankbares Beginnen gewesen, da das Vertragsgewand, kaum dem Welttheile angepaßt, einen Jeden genirte und in allen Nähten zu platzen drohte. Sollte England andererseits den wildesten Veränderungen Vorschub leisten? Das wäre ebenso resultatlos gewesen, da ja die Veränderungen, von welchen revolutionäre Köpfe phantasirten, nimmermehr über das Stadium unklarer Entwürfe hinauskamen.

Es blieb also nichts übrig als jene Methode, die wir mit Sichergängerei bezeichnet haben. Weder dem Conservatismus, der an sich selber zweifelte, noch der Revolution, die sich selber compromittirte, konnte England Recht geben. Weder der Stillstand, der vielmehr nur Trippeln auf derselben Stelle war, noch der Fortschritt, der an dem Phrasenseile und dem ignoranten Gesinnungspfahle im Kreise kugelte, konnte das Mitgefühl oder die Beihülfe Englands erwecken. Palmerston mußte schon sicher zu gehen bestrebt sein, Palmerston mußte schon darauf denken, so wenig politisches Capital als möglich nach dem Continente zu werfen, da es ihm ein-

Digitized by Google

leuchtete, wie schwankend der Boden des Festlandes sei und wie sehr sowohl die positiven Ordnungsexperimente als die revolutionären Umsturzversuche die geistige Verarmung des Continents bekundeten. Mit diesen politischen Proletariern mußte man vorsichtig verfahren, wenn man nicht selber in den moralischen Bankerott hineingezogen sein wollte. Es genügte von Zeit zu Zeit einen plötzlichen Coup zu machen, z. B. den Pacificostreich, damit die Welt sehe, daß England nicht ganz apathisch sei.

Solchergestalt gelang es dem edlen Lord, bis zum Jahre 1854 für sein Land den Frieden zu erhalten. Wie sehr er die Stimmung und die Nothwendigkeiten der Lage Englands getroffen, geht daraus hervor, daß nach den kurzen Pausen, wo er des Amtes entbehrte, das Land immer lauter und lauter nach ihm rief, bis er das Ruder von Neuem in die Hand nahm.

England besaß keinen entsprechenden Gedanken, kein passendes Werkzeug, kein gleichartiges Organ, mit welchem es ernstlich und nachhaltig auf den Continent hätte wirken können. England war in Folge der Napoleonischen Kriege zu einem Riesen angewachsen, und stand nach 1815 mit breiten Händen, kolossalem Leibe, stämmigen Beinen, wie Gulliver, dem geschäftigen Treiben des Continents, das aus einem Censurstrich ein weltgeschichtliches Ereigniß zu machen liebte, gegenüber. Wie sollte denn da England zugreifen, ohne nutzlos zu zerquetschen, was doch auch ein Recht auf Leben beanspruchte? Assimiliren konnte es sich den kleinen Leuten und die kleinen Leute nicht.

Nun hatte sich mittlerweile Louis Napoleon in Frankreich erhoben. Er wollte kein Liliputaner sein, er sehnte sich nach Ebenbürtigkeit mit England, Napoleon's Aufgang sollte große Dinge bedeuten. Jetzt war also der Zeitpunkt eingetreten, wo die Methode Palmerston's die Probe zu bestehen hatte. Die Napoleonische Kaiserkrone war ja ein Protest gegen die Verträge von 1815. Der entschiedene Bruch mit diesen Verträgen schien unausbleiblich. Ging es unter diesen Umständen denn immer noch an, in früherer sichergehender Manier die Mitte zwischen Vertrag und Umsturz zu halten?

Allerdings gelang es, das System in einer so glänzenden Weise fortzusetzen, daß gerade durch die Art, in welcher Palmerston den französischen Nachbar menagirte, eine Apotheose seiner Laufbahn geschaffen wurde. Palmerston hatte den Staatsstreich im December 1851 rasch anerkannt, er hatte dies gethan hinter dem Rücken der Königin und gegen die Erwartung seiner Collegen. Seine kluge That, durch welche er den französischen Dictator an sich fesselte, kostete ihn vorübergehend das Amt. Hierdurch gewann er eine Pause, während welcher er die Entwickelung der Dinge ruhig betrachten konnte. Es kam das Jahr 1853 mit den Verwirren des orientalischen Krieges. Das Ministerium Derby fiel, Palmerston trat in das neugebildete Cabinet, aber nicht als leitender Staatsmann, sondern als Staatssecretär für die heimischen Angelegenheiten. War doch der halbliberale Premierminister Aberdeen einstweilen der geeignetste Mann, um den Kaiser, der sich mit großen Plänen trug, auf die halbconservative Folter zu spannen. Napoleon drängte zum Kriege gegen Rußland, England ließ sich in den Krieg

Digitized by Google

„hineinspülen," wie Graf Clarendon es nannte. Die laxe Kriegführung, vermischt mit Cholera, Wintersturm und krimmischen Schmutzlägern, empörte das englische Volk. Man verlangte nach Palmerston, welcher ja bekanntlich der Mann der That sei. Palmerston ward Premier und — localisirte den Krieg in der Weise, daß der Friede kaum eine nennenswerthe Veränderung der Grenzen oder der Machtvertheilung in Europa ergab. Der Ertrag für Napoleon war eine gesteigerte Schuldenlast, ein wenig Popularität im Orient, welche nachträglich bei der Expedition nach dem Libanon verpuffte, und ein wenig europäisches Prestige, das er mit England theilen mußte.

Napoleon war einigermaßen aus dem Concept gebracht. Er konnte daher keinen Anknüpfungspunkt finden, um aus der Krisis, in welche England durch die indische Revolution des Jahres 1857 gerieth, einen Vortheil zu ziehen.

Palmerston stürzte Anfang 1858 von Neuem, und wiederum als Opfer der Freundschaft für Napoleon: das Parlament wollte seine Verschwörungsbill, das Ergebniß des Orsinischen Attentates, nicht genehmigen.

Ein zweiter Anlauf, den Napoleon im nächsten Jahre unternahm, brachte auch den Lord Palmerston wieder an's Ruder. In Italien wollte der Kaiser den Hebel in Bewegung setzen, der einen wirklichen Umschwung erzwinge. Palmerston ward Premierminister, der theure Freund Napoleons, das Opferlamm rührender Hingebung für des Kaisers Sicherheit, mußte ja am besten wissen, was mit dem Französischen élan zu thun sei. Und Palmerston wußte es. Das Vertragsrecht, das Princip der Legitimität konnte keinen Damm gegen jenen Aufschwung liefern. Aber indem Palmerston hinter Magenta und Solferino den Garibaldi'schen Revolutionskeil einschlug, indem er somit den Kaiser übernapoleonisirte, wurde der Plan des Kaisers gesprengt, das Verhältniß in Italien so verschoben, daß Napoleon noch heute nur mit halben Maßregeln und doctrinären Einfällen dem Italienischen Problem gegenübersteht.

Der dritte Anlauf, nur noch ein theoretischer, der mit Hilfe eines Congresses den Tod der Verträge besiegeln wollte, fand eine theoretische Abfertigung, die vollkommen ihrem Zweck genügte.

Mittlerweile war Napoleon in China, Japan, Madagascar, Mexico beschäftigt worden, ohne daß für ihn ein reeller Profit erwuchs.

Auf Napoleon's Enttäuschungen, die ihn sogar fast an allen Punkten, wo er vorgegangen war, die Nothwendigkeit einer baldigen Retraite lehrten, wurde die besänftigende Salbe der Flottenfeste gelegt, die herrliche, civilisatorische Thatsache des innigsten Einverständnisses zwischen Frankreich und England wurde in Cherbourg der Welt verkündigt.

Somit war die Aufgabe Palmerstons vollendet. Der britische Minister hatte es dahin gebracht, daß durch ihn, den freundschaftlichen Alp, der überall auf Napoleon lastete, der französische Kaiser zu einem Conterfei Louis Philipps hinuntergedrückt war.

Doch in demselben Augenblick, wo dies erreicht worden, ist eine Alternative entstanden, deren eine Seite für den Geist Palmerstons zu winzig

Digitized by Google

war, während für die andere Seite das System Palmerstons nicht mehr ausreichte. Die Alternative lautet:

Entweder Napoleon fügt sich in die Rolle, die Palmerston ihm aufgezwungen, und macht es sich in dem Louis Philippistischen Ruhesessel bequem, den Palmerston für ihn mit unprofitablen Reminiscenzen gepolstert hat;

Oder der Kaiser rafft sich auf, zerbricht den Bann, den England über ihn geworfen, und wird in der Praxis das, was er bisher nur in der Theorie gewesen, nämlich der Zerstörer der Verträge.

Im ersteren Falle ist Palmerston nicht mehr nöthig. Jeder Schüler könnte sein System kopiren.

Im anderen Falle darf Gulliver nicht mehr den Neutralen spielen. Er muß entweder ganz aus der Geschichte abdanken, er muß weniger werden als neutral; oder er muß das Schwert in die Hand nehmen. Denn es ist von jetzt an für immer vorbei mit der Palmerstonischen Kunst, welche sich bei Seite hielt, während sie gleichwohl ein Wort mitsprach, und welche mit dem Schwerte drohte, während sie dasselbe gleichwohl nie nachdrücklich handhabte. Der englische Minister der Zukunft muß entweder ein wirklicher Feuerbrand sein, oder er muß auch die diplomatische Fackel, die Palmerston schwenkte, vollends auslöschen. Palmerston starb also im rechten Moment, auf der Grenze, wo *sein* System vollendet ist, und wo das neue sich noch nicht gebildet hat.

Einstweilen wird Gulliver seine breiten Hände ringen über den ungeheuren Verlust, den er durch den Tod Palmerston's erlitten. Bis er sich resolvirt, wird er noch eine tüchtige innere Krisis durchzumachen haben. Der milde, skeptisch behäbige Greis, der ihm das Leben leicht machte und den politischen Fragen ihren Nachdruck nahm, ist hinübergegangen. Vielleicht hatte es der weise Staatsmann seinen Landsleuten zu leicht gemacht und der Ernst der Politik wird desto schwerere Anforderungen an sie erheben.

Wir können und wollen freilich nicht warten bis England sich entschieden hat. Denn wir haben eine derbe Arbeit auf der Schulter.

Wie? Wenn das von dem Palmerstonischen Drucke erlöste Frankreich durch die einfache Logik der Thatsachen emporgeschnellt wird? Dann ist es ein Glück für uns, daß die Politik der Königlichen Staatsregierung dem Preußischen Staate eine Grundlage geschaffen hat, von welcher Preußen den Gang der Ereignisse beherrschen und für die Kräftigung seiner Macht ausnutzen kann. Der Continent beherbergt nicht mehr überall Lilliputaner. Er besitzt Staatsmänner, welche Lust und Selbstgewißheit genug haben, um Schöpfungen in's Leben zu rufen. Von der Fähigkeit Preußens, inmitten der Beseitigung des Verkommenen Dauerndes zu gestalten, wird der Verlauf der Krisis abhängen, in die wir eingetreten sind. Wir vertrauen der Leitung, die uns bis hierher gebracht hat.

Digitized by Google

Miscellen.

I.

Die Festlichkeiten bei der Taufe des Markgrafen Sigismund in Berlin im December 1592.

Im Jahre 1592, am 20. November, des Morgens um 3 Uhr, wurde in Cöln an der Spree dem Kurfürsten Johann Georg von Brandenburg ein Sohn, Markgraf Sigismund, geboren. Die Taufe desselben erfolgte am 10. December daselbst im Schlosse, in Gegenwart des jungen Herrn von Sachsen, Herzog Ulrichs von Meckelburg, des Herzogs von Holstein, des Herrn Ladislaus Poppel von Prag, Dietrichs von der Schulenburg und des Grafen Bruno von Mansfeld, sowie der Kurfürstin von Sachsen, der Herzogin von Meckelburg, der Gräfin von Schauenburg und der Gräfin von Zollern. Nach verrichteter Taufe wurden an den 4 darauf folgenden Tagen in einer besonders dazu an der Spree erbauten schönen Rennbahn allerlei Ritterspiele mit Turnieren, Ringrennen, Schiffen, Feuerwerk und Schießen gehalten.

Zuvörderst wurde ein Patent an das Schloßthor angeschlagen, das die Ernennung zweier Mandinatars oder Ritter am kurfürstlichen Hofe verkündete, welche allen rittermäßigen Personen mit Ringrennen und anderen ritterlichen Spielen im Namen der Kur Brandenburg und nach Inhalt des gedachten Patents willfahren sollten und wollten. Darauf wurde eine Rennbahn, zum größten Theile unter dem Schlosse, an der Spree errichtet und mit grünem Laube verziert. In derselben erhoben sich 5 herrliche Schwibbogen, mit schönen Gemälden ausgestattet. Auf jeder Säule befanden sich zuoberst 2 Schlangen, ein Paar Tauben und ein Herz in den Wolken mit geschlossenen Händen, welche das Herz hielten, wodurch die Vorsicht und die Liebe oder Treue angedeutet wurde. An dem 5. Bogen, der mitten auf der Rennbahn, dem grünen Judicierhause gegenüber stand, hing der Ring, nach dem gerannt werden sollte, und darüber war eine Königskrone angebracht. Oben auf diesem Bogen stand die Fortuna, aus Holz gefertigt, auf einer runden Kugel und hielt eine Fahne, mit dem Worte „Victoria", in der Hand. Zu beiden Seiten standen 2 Römer, und zu ihren Füßen lag ein gemalter Greif. Die erwähnten 5 Schwibbogen aber waren mit folgenden deutschen Reimen beschrieben:

Zu Ehr'n dem kurfürstlichen Stamm,
So da glücklich sein kommen an,
Damit sie sich ergötzen mögen,
Durch Ritterspiel sich wohl bewegen,
Zu Gottes Lobe, Preis und Ehr',
Der jetzt gesegnet hat noch mehr
Das löblich Kurhaus Brandenburg,
Ganz wohl geziert, gemehrt dadurch
Mit einem jungen Herren zart,

Digitized by Google

Den zwanzigsten October geboren ward.
Darum kurfürstliche Treue
Erfreut wird jetzt wieder aufs Neue.
Die ritterlich Zusammenkunft
Verursacht hat die recht' Vernunft;
Das Ritterspiel zu ordnen an,
Kurfürst Hans Görg hat machen lan.
Drum auch hiezu die Ritter gut
Gelassen sein, aus freiem Muth
Zu kämpfen, streiten gegen Jedermann;
Sie mögen kommen auf den Plan,
Ihr Glück zu suchen, ob sie mög erlangen
Die Kron' der Ehrn, so hier thut hangen,
Und von den beiden Römern gut
Erhalten wird in gutem Muth.
Fortuna wird's erlauben wohl
Victori, wer sie haben soll.
Auch Judicirer geordnet eben,
Die Achtung hierbei sollen geben,
Damit nur gescheh' Keinem Unrecht,
Der mags ritterlich treiben recht.

Am 11. December fing man an, sich auf der Bahn zu üben und zu versuchen; an dem darauf folgenden Tage aber zogen, des Morgens um 12 Uhr, die 2 Ritter oder Mandinatars, nämlich Jobst von Oppen, damals kurfürstlich-brandenburgischer Kammerjunker, uns Kaspar Schlesier, kurfürstlicher Stallmeister, in schwarzen und mit gegossenen goldenen Rosen verbrämten Sammet gekleidet, desgleichen 3 Spießjungen, ebenfalls in schwarzem Sammet und mit goldenen Ketten geschmückt, und 2 andere Ritter, jeder für sich allein, die Patronirer genannt werden, in den Turnierplatz ein. Vor ihnen her ritten 4 Trompeter mit schwarzen und weißen Fahnen; darauf folgten 9 Geleitsleute, je 3 und 3 in einem Gliede; hinter diesen wiederum 9 Trompeter. Den Schluß bildeten endlich 12 schöne gesattelte und bedeckte Pferde, die an der Hand geführt wurden.

Nachdem die Mandinatars unter solcher Begleitung auf dem Platze angelangt waren, verließen die 9 Geleitsleute denselben wieder; die 12 bedeckten Pferde aber wurden in 2 dazu aufgeschlagene Zelte geführt und darin so lange verwahrt, bis die andern ermüdet waren.

Bald darauf erschien eine andere Partei, wie Türken gekleidet, und rannte gegen die 2 Ritter an; doch diese setzten den vermummten Herren einen so tapferen Widerstand entgegen, daß sie den besten Gewinn davon trugen.

Am 13. December hielten die erwähnten Ritter oder Mandinatars zu derselben Zeit und in derselben Weise wiederum ihren Einzug in die Rennbahn, und wurde ihnen durch die Geleitsleute eine Partei in türkischer Tracht zugeführt; doch erwehrten sie sich auch dieser mit ritterlicher Kraft und Geschicklichkeit.

Digitized by Google

Bald nach ihnen trat ein anderer Trupp auf, in schwarzen und mit Silberstreifen verzierten Sammet gekleidet, welcher sich im Ringrennen sehr erfahren und geübt zeigte.

Zum Dritten kam auf der Spree unter dem Klange einer lieblichen Musik ein wohlausgerüstetes Schiff herauf, das 3 Mastbäume führte und roth und weiß bemalt war. Darin aber saßen saßen viele Herren und Edelleute in weißen und rothen Gewändern. Als sie an die Brücke angelangt waren, brannten sie ein herrliches Feuerwerk ab, ließen auch etliche große Schläge und doppelte „Falbentlein" los, stiegen sodann ans Land, begaben sich in feierlichem Aufzuge in die Rennbahn und rannten nach dem Ringlein, und sobald sie dasselbe getroffen, ward dem Schiffer ein Zeichen gegeben, daß er ein großes Stück losbrennen sollte, was denn auch geschah. Bei der Abfahrt ließen sie mehrere Freudenschüsse abfeuern und wiederum ein Feuerwerk abbrennen.

Hierauf zog Einer in der Tracht eines Moskowiters in die Bahn ein, der sich auf das Ringrennen wohl verstand.

Zum Fünften erschien ein Herr in grünem Gewande, sammt einem Postboten, der, sobald jener getroffen, sein Horn gar lächerlich blies.

Der 6. Aufzug war in grünem Sammet, mit Silber verbrämt, stattlich gekleidet.

Die im 7. Aufzuge trugen eine köstliche graue Bekleidung und waren mit schönen Büschen und grauen Kranichsfedern auf ihren Häuptern und Estraden geschmückt.

Darauf kam ein Trupp in Fischertracht, in grauen Gewändern mit Fischerstiefeln, ledernen Schößlein und grauen Fischerhüten, auf denen anstatt der Federn, Nadeln steckten, mit denen die Fischergarne gestrickt werden. Sie trugen 3 kleine Fischernetze und kurze Stangen als Regimentsstäbe. Vor ihnen her ritten 3 Einspänner in gleicher Kleidung, welche anstatt der 3 Rennspere eine Fischerbrücke und 2 Ruderiemen hatten. Hinter ihnen folgte ein ganzer Haufe Fischer, welche allerlei Fischergeräth auf den Achseln trugen und, als sie auf dem Turnierplatz angekommen waren, ein Fischerlied sangen. Es zogen auch 2 Ochsen auf einem Schlitten einen Fischernachen, auf dem sich lebendige Fische und ein Schiffsknecht befanden, welcher die Bewegungen eines Rudernden nachahmte. Auf dem einen Ochsen ritt eine Frau, als Bäuerin gekleidet, welche die Ochsen antrieb; vorn auf dem Nachen aber saß eine Meerkatze, an eine Kette gebunden. In solcher Ordnung zogen sie, unter großem Gelächter des Volkes, in die Rennbahn ein. Mehrere von ihnen rannten nach dem Ringe, und als sie denselben getroffen, sangen sie nochmals eine Strophe des Fischerliedes.

Der 10. Aufzug bestand aus Heiducken. Ihre Spielleute waren roth und weiß gekleidet und hatten heiduckische Knüttelpfeifen und eine kleine Pauke, die man auf beiden Seiten schlägt. Diesen folgten 3 Männer, gleichfalls nach Art der Heiducken, in weißen Gewändern, mit den Rennspießen. Darauf kamen 3 Herren in rothem Sammet, ebenfalls in heiduckischer Tracht, welche sich auch im Ringrennen wohl gehalten.

Digitized by Google

Als der Abend hereinbrach, ließ man von dem Ringrennen ab, und alle Parteien, die noch da waren, verließen in derselben Ordnung, wie sie gekommen, Jeder mit seinem Gewinne, wiederum den Platz.

Am 14. December ward gegen Abend auf der gedachten Rennbahn ein Freudenfeuer abgebrannt. Zu dem Ende war bei dem Judicierhause ein wohlgefertigter Adler angebracht, welcher mit seinem linken Fuße auf einem dreieckigen Pfosten stand und mit der rechten Klaue das Scepter des Kurfürsten von Brandenburg hielt; darunter stand ein Vers auf das Kurhaus Brandenburg. Auf der anderen Seite des Judicierhauses saß ein großer Held auf einem viereckigen Postament, welcher in seiner linken Hand das kurfürstliche Wappen, in der rechten aber ein Schwert hielt. Vor ihm stand ein kleines erhabenes Postament, aus dem nachher das Feuer kam und die Hand sammt dem Schwerte verbrannte. Hierdurch wurde die alte römische Geschichte von dem C. Mucius angedeutet, der bekanntlich zu Rom über die Tiber schwamm, in der Absicht, den König Porsenna, welcher die Stadt belagerte, umzubringen, aber, weil er anstatt des Königs den Kanzler erstochen, seine Hand sammt dem Schwerte im Feuer verbrannte. Auf dem Postamente, auf dem der Held saß, standen folgende Verse:

Cajus Mucius, der römische Held,
Als Porsenna vor Rom lag zu Feld,
Durch die Tiber schwamm in der Feinde Heer,
Erstach des Königs Kanzeler.
Darauf alsbald aus tapferm Muth
Sein' Hand streckt in's Feuers Gluth,
Weil er Porsenn, der Römer Feind,
Nicht troffen, den er doch gemeint.
Durch solche große, männliche That
Den Feind, Fried' zu suchen, beweget hat.
Für solche Treu' die Römer schon
Viel Acker Cajo Mucio gaben zu Lohn.

Correspondenzen.

Berlin, den 25. October. Ein Schrei des Entsetzens durchlief in den letzten Tagen Berlin. Wir überlassen den täglich erscheinenden Blättern eine Schilderung der Details, welche den Einsturz zweier neu gebauten Häuser begleitet haben und verweilen lediglich bei den allgemeinen Reflexionen, zu denen diese traurigen Ereignisse, in Verbindung mit bereits stattgefundenen ähnlichen Unglücksfällen, Veranlassung geben. Vor allen Dingen drängt sich die Frage auf, wen die Schuld treffe. Es ist bekannt, daß zu Neu-, wie zu

Digitized by Google

Reparaturbauten ein polizeilicher Consens erforderlich ist, welcher die Feuergefährlichkeit, sowie die Sicherheit der baulichen Anlage ins Auge zu fassen hat. Dieser Consens wird, irren wir nicht, von dem Polizei-Präsidium ertheilt. Es liegt also zunächst dem unparteiischen Berichterstatter ob, zu ermitteln, in wie weit bei Ertheilung der Consense mit der erforderlichen Sorgfalt verfahren wird.

Uns ist in dieser Beziehung nicht der leiseste Tadel bekannt geworden, wenn sich aber trotzdem wiederholte Fälle ereignen, wo dem ertheilten Consense zum Trotz sich der Bau als schlecht bewiesen hat, so wird die Schuld außerhalb des Consenses, also in der Ausführung zu suchen sein.

Wir wollen die vorliegenden Bemerkungen nicht direct auf die einzelnen kürzlich vorgekommenen Fälle bezogen haben, diese liegen zur Zeit noch der gerichtlichen Cognition vor und wir sind weit entfernt, dem Ergebniß derselben durch Incrimination vorgreifen zu wollen; dagegen berichten wir einfach was sich Hunderte erzählen, wenn wir über eine unglaubliche Leichtfertigkeit klagen, mit welcher in den letzten Jahren Bauten ausgeführt werden.

Als besondere Merkmale dieser Leichtfertigkeit heben wir hervor die Eile, mit welcher gebaut wird, auch bis in die ungünstigste Witterung hinein, die Hast, mit welcher die neuen Räume bezogen werden, vor allen Dingen aber die Mangelhaftigkeit des Materials, mit welchem gebaut wird und welchem dann noch überdem zugemuthet wird, wahre Colosse von Gebäuden zu 4 und 5 Etagen zu tragen. Gegen derartige Ausschreitungen der Speculationswuth vermögen Bauconsense nicht zu schützen.

Bei Ertheilung des Bauconsenses muß vorausgesetzt werden, daß mit geeignetem Material gebaut wird, daß nicht Luft- statt Backsteine, nicht Lehm statt Kalk verwendet werden. Die Verantwortlichkeit ruht hiernach hauptsächlich auf dem Bauherrn und dem Baumeister; diese sind verpflichtet, von denjenigen Prämissen nicht abzuweichen, von welchen allein bei dem Bauconsense ausgegangen werden konnte.

Die Behörde wird höchstens bei der Abnahme des vollendeten Baues sich wieder geltend machen können, alsdann aber eine gründliche Prüfung bis ins Detail hinein eintreten zu lassen, möchte zu den technischen Unmöglichkeiten gehören. Und dann, wenn noch vor Jahr und Tag der Abbruch eines 5stöckigen Gebäudes polizeilich erzwungen worden wäre, welches Geschrei würde sich erhoben haben von Seiten des Eigenthümers, der Hypothekengläubiger, der ihrer Bezahlung harrenden Bauhandwerker, selbst der sorglosen Miether! Nicht die Polizei kann gegen solche Gefahren helfen, allein das Gewissen und wo dieses nicht ausreicht, die Furcht des Bauherrn und des Bauführers.

Es ist schlimm genug, wenn von vorn herein dem Gewissen noch durch die Furcht nachgeholfen werden soll, daß dem aber so ist, dies hängt mit der beispielslosen Speculationswuth und der Genußsucht zusammen, welche die jetzige Zeit bewegt und daß diese Leidenschaften immer willige Werkzeuge finden, dafür sorgt die unbeschränkte Concurrenz, in welcher jetzt das Heil erblickt wird.

Digitized by Google

Der Bauherr, welcher mit vorschriftswidrigen Material bauen will und wirklich auf den Widerspruch eines gewissenhaften Bauführers stößt, er findet zehn Andere, welche bereitwillig diese Bedenken aufgeben. Die Häuser fallen freilich ein, erschlagen eine Anzahl Menschen und das Geschrei wird groß; aber daran wird nicht gedacht, daß eine gleiche Unsolidität das ganze bürgerliche Gewerbe ergriffen hat und wenn auch nicht zu so schreiendem Unglück führt, doch das Glück und die Existenz vieler Familien in gleicher Weise erschüttert.

Unternehmungen, die weit über die Mittel hinaus gehen, völlige Gewerbefreiheit, unbeschränkte Wechselfähigkeit und dann noch die Lust, die Vorschriften der Behörde, trotz aller Vorsorge derselben, heimlich zu umgehen, das sind die bewegenden Momente, welche zu solchen Catastrophen führen. Jetzt ist der Schrecken allerdings groß, Jeder fürchtet den Einsturz des bewohnten Gebäudes, daß aber die ganze sociale Grundlage des bürgerlichen Lebens und Verkehrs schon längst in Berlin ins Wanken gerathen ist, hieran denken die Wenigsten.

Das leichte Berlin bedarf gewaltiger Erfahrungen, um zur Einsicht und Umkehr aufgerüttelt zu werden; möchten die traurigen Ereignisse der letzten Woche hierzu einen Anstoß geben. Mit der bloßen Mildthätigkeit hinterher ist es nicht abgethan, so sehr wir gerade hierin das leicht erregbare Gefühl unserer Bevölkerung rühmen müssen. Es ist wahrhaft erstaunlich, wie bei den jetzigen Unglücksfällen schon in den ersten Tagen ja Stunden ein Wetteifer entstand, zu sammeln und zu helfen, und welche erhebliche Erfolge bereits erzielt sind.

Auch die Theater und öffentlichen Schaustellungen folgen diesem Impulse bereitwillig und geben hierdurch ein Zeichen, wie die Unternehmer nicht allein selbst echte Berliner Kinder sind, sondern auch ihr Publikum genau kennen. Dürfen wir von diesen allgemeinen Reflexionen noch einmal zu den Unglücksfällen auf baulichem Gebiete zurückkehren, so möchten wir der Erwägung anheim geben, ob die bautechnischen Arbeitskräfte der Behörde in gleicher Weise verstärkt worden sind, wie die Bauwuth sich gesteigert hat, ganz besonders aber, ob es sich nicht empfiehlt, diese ganze Branche der Polizeibehörde abzunehmen und der Communalbehörde zu übertragen.

Nicht der entfernteste Tadel der bisherigen Geschäftsführung regt indeß diese Frage an, sondern wir werden zu derselben geleitet, weil wir glauben, daß gerade hier eine Controlle aus der Bürgerschaft selbst, das sicherste Heilmittel wäre. Die Nachbarn werden sehr wohl wissen, ob ein Speculant über seine Kräfte baut oder nicht, sie werden sehen, wie der Grund gelegt wird, sie werden die Beschaffenheit des Baumaterials kennen, sie werden das beste Urtheil über die Solidität fällen können. Mit etwaigen Zweifeln sofort eine Denunciation bei dem Polizeipräsidium zu verbinden, würden wir um des lieben Friedens willen innerhalb der Bürgerschaft, selbst nicht wünschen; aber die Bezirksvorsteher könnten aufmerksam gemacht werden, könnten warnen und mahnen und zuletzt den Schutz der städtischen Behörde anrufen.

Digitized by Google

Auf solchem Gebiete und zu solchem Zwecke schwärmen auch wir für das Selbstgouvernement der Stadt.

Es tritt hinzu, daß das der Baupolizei so enge verbundene Feuerversicherungswesen bereits in den Händen der Stadt sich befindet und daß die Erhaltung des Hypotheken-Credits, die durch solche unsolide Bauten erschüttert werden muß, doch auch eigentlich Aufgabe der städtischen Behörde ist.

Ein anderes Gebäude scheint auch seinem Einsturze nahe zu sein, wenn auch nicht in seinen Mauern doch in seinen Finanzen.

Wir lasen in diesen Tagen in den öffentlichen Blättern die gerichtliche Bekanntmachung, daß über das Vermögen des Commissionsraths Deichmann, des Besitzers des Friedrich-Wilhelmstädtischen Theaters, der Concurs eröffnet sei. Und gleichwohl erfreute sich gerade diese Bühne eines lebhaften Besuches und hatte in den letzten Jahren in der Darstellung der bekannten Offenbachschen Operetten eine, wie allgemein geglaubt ward, einträgliche Specialität in Ausbeute genommen. Es bleibt immerhin ein zu ernsten Erwägungen anregender Umstand, daß gerade die theatralischen Unternehmungen in der jetzigen Zeit mit so großen finanziellen Verlegenheiten zu kämpfen haben. In Berlin ist das Schicksal der Krollschen Bühne bekannt genug, das Victoria-Theater kämpfte bis vor Kurzem fort und fort mit dem Andrängen der Gläubiger und auch für das Friedrich-Wilhelmstädtische Theater ist unseres Wissens die jetzige Verlegenheit nicht die erste.

Selbst die königlichen Theater können die außerordentlichen, durch die Munificenz des Königs gesicherten Zuschüsse nicht entbehren. Dabei haben die Eintrittspreise aller Arten eine nicht unerhebliche Steigerung erfahren und die Häuser sind stets gefüllt.

Daß besonders begehrliche Autoren unbillig hohe Honorare erhielten, wird nicht behauptet werden können, Fehlgriffe in Stücken, Decorationen und Costümen können auch nicht, wenigstens nicht die alleinige Schuld tragen, da die Finanznoth sich auf eine einzelne Bühne nicht beschränkt.

Den hauptsächlichsten Uebelstand glauben wir in den enorm hohen Gagen zu erblicken, welche den einzelnen Künstlern gewährt werden müssen. Es würde nicht blos um die Finanzen, es würde auch um die Kunst besser stehen, wenn die Bühnen ihre Hauptaufgabe nicht in Kunststücken, sondern in der Kunst suchten. Jetzt wird auf außerordentliche Aeußerlichkeiten speculirt, sei es daß diese in den Beinen, in der Kehle, im jugendlichen Gesichte ihren Sitz haben und weil Alles dies vergänglich, wird es in den wenigen Jahren der Blüthe verwerthet.

Nach beiden Seiten hin, für die Unternehmer wie für die Künstler, würde es von den heilsamsten Folgen sein, wenn man zu längeren, womöglich lebenslänglichen Engagements zurückkehrte. Alsdann würden die Bühnenleiter, wie die Künstler von selbst dahin gebracht werden, die zu erfüllende Aufgabe in andern Leistungen zu erblicken, als in solchen, die blos als Tagesereignisse ihre Anziehung üben und daher bei ihrem vorübergehenden Werthe mit Gold aufgewogen werden müssen.

Digitized by Google

Schleswig, 24. October. Die Ahnung ist hier allgemein, daß das Provisorium seinem Ende nahe und daß der Zeitpunkt nicht mehr fern sei, wo Oesterreich seinen Mitbesitzantheil an Preußen übergiebt. Bestimmte Gründe für diese Ahnung haben wir natürlich nicht, im Gegentheil, mancherlei Zeichen machen es wahrscheinlich, daß die Oesterreichischen Spitzen sich in Holstein wohl fühlen und dort bleiben möchten. Und doch, man kann sich nicht verhehlen, daß Holstein in den Händen Oesterreichs ein todtes Capital ist und daß der Wiener Hof die Autorität, die ihm hier im Norden zufiel, erst dann richtig zu verwerthen vermag, wenn er dieselbe dem Preußischen Könige überläßt. Es ziehen Gewitter herauf, bei denen Oesterreich eines Freundes bedürftig ist; Oesterreich kann diesen Freund erwerben, indem es ihm ein Opfer bringt, für welches es durch eine zuverlässige Allianz doppelt und dreifach entschädigt wird. Wenn nun also Preußen die alleinige Disposition über die Herzogthümer erhält, so muß uns Schleswig-Holsteiner besonders die Frage unserer Constituirung beschäftigen.

Da kommen denn, vom Rechte abgesehen, zunächst zwei Gesichtspunkte in Betracht: die Stimmung der Herzogthümer; und das Interesse, die Machtfälle, die Sicherheit Preußens. Was die Stimmung der Schleswig-Holsteiner betrifft, so wird sie bei den Europäischen Verwickelungen nicht gerade unbedeutend in's Gewicht fallen. Es ist für einen Staat, wie Preußen, dem die entscheidenden Kämpfe noch bevorstehen, immerhin von Belang, ob er hier in den Herzogthümern treu und freudig gesinnte oder eine grollende Bevölkerung hinter sich hat. Nun strebt die hiesige Stimmung unverkennbar nach einer selbständigen Constituirung der Herzogthümer hin. Gewiß hat das Augustenburgerthum den Gedanken der Selbständigkeit einigermaßen in Verruf gebracht, da unter dem Augustenburgischen Prinzen die Herzogthümer nicht ein selbständiges, sondern ein von Agitationen, Intriguen, Rechtserdichtungen, Lügen und Prahlereien erfülltes, abhängiges, kraftloses Wesen sein würden, welches Niemandem nutzt und dem Deutschen Namen schadet. Sollen aber die Schleswig-Holsteiner für das büßen, was eine eitle, gewissenlose Clique verschuldigt hat? Ein Augustenburgisches Schleswig-Holstein ist unmöglich. Doch ein unter dem Großherzoge von Oldenburg constituirtes Schleswig-Holstein ist lebensfähig, und die Bewohner der Herzogthümer werden den Großherzog, dem überdies das Gottorpische Erbrecht zur Seite steht, um so lieber als ihren Fürsten anerkennen, da derselbe ihnen das möglichste Maaß der Autonomie mitbringt und somit der vorherrschenden Stimmung einen Ausdruck verleiht.

Das Interesse, die Macht, die Sicherheit Preußens erfordert es, daß Preußen über die militairischen und maritimen Kräfte Schleswig-Holsteins verfügen kann. Dies wird durch die Februarbedingungen gewährleistet. Es frägt sich nur, ob es für die Kraftentwickelung Preußens heilsam sei, wenn dasselbe hier in den Herzogthümern andere Organisationen übernimmt, als diejenigen, die zur Ausführung der Februarbedingungen erforderlich sind. Durch den Versuch, die Finanzen Schleswig-Holsteins direct zu ordnen, die Verwaltung direct zu führen, administrative Reformen in aller Schnelligkeit

Digitized by Google

zu ſchaffen, zerſplittert Preußen vielleicht ſo ſehr ſeine Kräfte, daß der Hauptwerth, den die Herzogthümer für die Preußiſche Politik haben, nämlich der militäriſche, in den Hintergrund gedrängt und geſchmälert wird. Preußen ſollte ſeine Aufmerkſamkeit blos auf den Einen militäriſchen Punkt lenken. Die Finanzen und die Adminiſtration Schleswig-Holſteins haben nichts Verführeriſches. Jene zu regeln, ſollte Preußen einem ſo ſparſamen und beſonnenen Fürſten anheimgeben, wie es der Großherzog von Oldenburg iſt. In die Adminiſtration die Zweckmäßigkeit zu bringen, die durch den Stand der Finanzen erfordert wird, ſollte die Aufgabe, die vielleicht nur langſam reifende und nur durch bedächtige Ausführung heilſame Aufgabe des Großherzogs ſein. Dann würde Preußen eine freie Hand haben, einen wirklichen Machtzuwachs an militäriſcher Bedeutung erwerben, und manchem mißliebigen Vorwande zu feindſeligen Einwürfen von vornherein die Spitze abbrechen.

So denken hier die patriotiſchen Männer, welche ja immer den Kern der Bevölkerung bilden.

Druck von A. Pauli & Co. in Berlin, Kronenſtraße 11.

Digitized by Google

Die Pflichten der Staatsregierung gegenüber den Fractionen des Abgeordnetenhauses.

Wir haben in unseren letzten Aufsätzen nachgewiesen, daß das Abgeordnetenhaus von je in eine größere Anzahl von Fractionen zerfallen ist, daß noch keine derselben bisher die absolute Majorität gebildet hat, daß innerhalb dieser Fractionen eine stramme Disciplin gehandhabt wird, und daß hiernach die Beschlüsse des Abgeordnetenhauses sich weniger nach grundsätzlichen Anschauungen, als nach gegenseitigen Compromissen zwischen den Fractionen resp. nach Zufälligkeiten bilden.

Wir betonen es heute noch besonders, daß dem Ministerium so wenig, als anderen Fractionen, namentlich den in ihren Ansichten abweichenden, irgend ein Einfluß auf die Entschließungen solcher Fractionsversammlungen gestattet ist.

Die Beschlüsse werden fix und fertig bereits ins Abgeordnetenhaus gebracht und haben ihre Entstehung meist geheimen Verhandlungen zwischen den in ihren Ansichten sich am nächsten stehenden Fractionen zu danken, also gegenseitigen Compromissen, welche ihrer Natur nach die Geltendmachung eigener Ueberzeugungen nicht gestatten, so wenig der einzelnen Abgeordneten, als der einzelnen Fractionen.

Wir überlassen es dem eigenen Ermessen der Führer und ihrer Satelliten, in wie fern durch ein solches Verfahren dem hohen Berufe eines Abgeordneten, den sie ja immer im Munde führen, gegenüber der Minorität Rechnung getragen wird, überlassen es auch eben jenen Faiseurs, wie sie ihr Verfahren mit der Bestimmung der Verfassung in Einklang bringen wollen, nach welcher die Minister berechtigt sind (Art. 60.) zu jeder Zeit Gehör zu verlangen.

Werden die Beschlüsse des Abgeordnetenhauses schon vor dessen Sitzungen in den Fractionen festgestellt, so ist jenes Recht des Ministeriums geradezu ein illusorisches und auch die Oeffentlichkeit der Verhandlungen verliert jeden Werth.

Versammlungen der Abgeordneten zu vorläufigen vertraulichen Besprechungen werden sich also nur dann in den constitutionellen Mechanismus fügen können, wenn das das Haus überhaupt nur in 2 Fractionen zerfällt, so daß in der einen die Anhänger, in der andern die Gegner des Ministeriums sich vereinigen, in jener die Minister resp. ihre Organe sich geltend machen, in der andern diejenigen, welche das nächste Ministerium zu bilden, sich berufen erachten.

Digitized by Google

Nach einem derartigen Verhältnisse hat sich beispielsweise Jahre lang das parlamentarische Leben Englands geregelt.

Für unser preußisches Vaterland ist die Erreichung eines solchen Zustandes nicht zu gewärtigen, einmal nach der von uns wiederholt hervorgehobenen thatsächlichen Sachlage, nämlich der Spaltung des Abgeordnetenhauses in mehr als 2 Fractionen und sodann nach der ausdrücklichen Bestimmung der Verfassungsurkunde, nach welcher des Königs Majestät ausschließlich nach eigenem Ermessen die Minister entläßt und ernennt.

In Summa: für Preußen fehlen die Vorbedingungen eines parlamentarischen Regiments, welches wir in constitutionellem Sinn dahin definiren, daß nur ein Ministerium regierungsfähig sei, welches sich auf die Mehrheit der Landesvertretung stütze.

Ist dem aber so, so ergiebt sich für das Ministerium die Pflicht, lediglich nach eigenem, mit des Königs Befehlen zusammenfallenden Ermessen, des Landes Regierung zu führen.

Dieser Satz klingt sehr einfach er erhält aber seine Bedeutung, wenn wir ihn auf die Situation anwenden, in welcher sich die inneren Verhältnisse unseres Vaterlandes im Augenblicke befinden.

Auch das Ministerium Manteuffel hat seine Jahre lange gesegnete Wirksamkeit niemals im eigentlichen Sinne auf eine ministerielle Partei gestützt, auch damals zersplitterte sich das Abgeordnetenhaus in 6 bis 7 Fractionen, sobald es aber galt in großen und durchgreifenden Fragen das Wohl des Vaterlandes zu fördern, bildete sich eine Majorität, welcher wir nicht die Bezeichnung einer ministeriellen, sondern einer preußischen Partei vindiciren.

Dem entgegen hat seit mehreren Jahren die Mehrheit des Abgeordnetenhauses sich dadurch zusammengefunden, daß jeder Tendenz resp. Action des preußischen Königthums ein Nein entgegengesetzt wird.

Dieser Zustand muß beseitigt werden und er darf seine Heilung nicht aus dem Abgeordnetenhaus heraus, sondern er muß und soll sie durch die rettende That der obersten Obrigkeit erhalten.

Den factischen Theil dieser Aufgabe hat das Ministerium bereits auf mannigfachem Gebiete gelöst; ungeachtet des antipreußischen Neins des Abgeordnetenhauses sind preußische Ziele verfolgt und erreicht worden, aber auf eine Lösung der eigentlichsten principiellen Wirren warten wir noch.

Und gleichwohl ist es unseres Erachtens die höchste Zeit auch an diese Lösung zu gehen.

Das Wohl des Staates fordert gebieterisch die baldige Beseitigung der jetzigen Crisis. Es genügt nicht, daß die öffentliche Verwaltung mit Energie vorgeht, auf diesem und jenem Gebiete bessert, auch ohne Kammervotum, den tiefsten Schaden erleidet das Land dadurch, daß alljährlich eine Versammlung durch des Königs Majestät einberufen wird, die sich nicht als dessen Diener in des Wortes edelstem Sinne, sondern als eine widerhaarige Opposition erweist.

Das Volk vermag solche Zustände mit dem Königthum von Gottes Gnaden nicht in Einklang zu bringen.

Digitized by Google

Es ist unseres Erachtens nicht der richtige Weg, mit der Beseitigung dieses Nothstandes so lange zu warten, bis eine zustimmende Concurrenz des Abgeordnetenhauses gesichert ist.

Selbst wenn eine solche zu erwarten wäre, wenn wirklich die Fractionen im Abgeordnetenhause zerfielen, wenn wirklich die nächsten oder die späteren Wahlen eine Mehrheit für das conservative Ministerium ergeben sollten: um des Königthums willen soll und muß die Rettung doch von diesem ausgehen. Das Volk hat ein Recht darauf, daß das königliche Regiment stets die Action in die Hand nehme und leite, wenn das Vaterland in Gefahr ist; die Erfüllung dieser höchsten Pflicht darf nicht mit einem Abgeordnetenhause, auch nicht mit dem loyalsten, getheilt werden. Will das Ministerium warten, um aus der jetzigen Crisis herauszukommen, bis ihm die Mehrheit des Abgeordntenhauses zur Seite steht, so stabilitirt es selbst ein parlamentarisches Regiment und es muß die Consequenz eines solchen, selbst wenn für den Augenblick und den einzelnen Fall etwas Heilsames auf diesem Wege erreicht wird, von unsern vaterländischen Zuständen fernhalten.

Die factischen Verhältnisse in jedem bisherigen Abgeordnetenhause, die Bestimmungen der Verfassungsurkunde, so wie endlich die Rechte und Pflichten des Preußischen Königthums mahnen das Ministerium zur That.

Und diese That wird darin zu bestehen haben, daß das Königliche Regiment unbestritten wieder zur Geltung gebracht wird.

Wir sind Gegner der Ansicht, welche meint, daß die Hülfe in einem anderen und besseren Wahlgesetze zu suchen sei, die Mängel des jetzigen geben wir zu, wenn wir aber darauf verwiesen und vertröstet werden, daß ein anderes Wahlgesetz ein besseres und loyaleres Abgeordnetenhaus bringen werde, so wird hierbei immer vorausgesetzt, daß mit parlamentarischen Beschlüssen etwas erreicht werden solle, was die Obrigkeit allein auf ihre Schultern zu nehmen hat.

Wir haben es hiernach mit Beifall begrüßt, daß das Ministerium den weitgreifendsten Verirrungen des Abgeordnetenhauses gegenüber niemals zu einer Auflösung geschritten ist. Dieser sogenannte Appell an das Volk ist uns ein Greuel; es stellt dieses über die Königliche Verwaltung, es ist die einfache Consequenz des parlamentarischen Regimentes.

Eine Auflösung des Abgeordnetenhauses finden wir höchstens gerechtfertigt, als strafende oder abwehrende Handlung, und dies wird durch den einfachen Schluß des Landtages erreicht, ohne die Köpfe zu montiren resp. zu verwirren.

Die von der Staatsregierung zu verordnende Hülfe wird sich also nicht darauf zu beschränken haben in dieser oder jener Weise eine ministerielle Mehrheit des Abgeordnetenhauses herbeizuführen, sondern dem Ziele nachzustreben haben, einen gegen das allgemeine Wohl des Vaterlandes gerichteten Einfluß der Landesvertretung überhaupt zu verhindern.

Findet die Staatsregierung, indem sie dieser Aufgabe zustrebt, die Zustimmung der Landesvertretung, so ist dies um so erfreulicher, aber darauf zu warten, bis solche Zustimmung erfolgt, dies können wir nicht als eine

Digitized by Google

Aufgabe derjenigen Initiative betrachten, welche Recht wie Pflicht der Staatsregierung ist.

Die rettende That Friedrich Wilhelms IV. erfolgte nach kaum einjähriger Frist der Zügellosigkeit und doch waren hinterher Jahre erforderlich, um die gefährdete Autorität wieder herzustellen. Jetzt sind bereits Jahre verflossen, seit Fractionen in dem Abgeordnetenhause herrschen und im Lande die Köpfe verwirren, deren Grundsätze das Königthum nimmermehr acceptiren kann.

An die leitenden Staatsmänner tritt die Mahnung immer ernster, diesem Treiben baldigst ein Ziel zu setzen.

Mögen dieselben wenigstens zu der Einsicht gelangen, daß in Gemeinschaft mit dem in Fractionen zersetzten Abgeordnetenhause irgend ein Erfolg nicht zu erwarten steht, und daß selbst wenn dies in der Zukunft zu erwarten stände, in dem Harren auf diesen Zeitpunkt, der erste Schritt zum parlamentarischen Regimente liegen würde.

Schleswig'sche Verwaltungsfragen.

II.

Was könnte durch Verwendung von Kapitalien und durch Kunstbauten zur Förderung des Anschlickens noch geschehen?

Die Anschlickung an den inneren — östlichen und nordöstlichen — Rändern der nordfriesischen Inseln ist, wie die Beobachtung der sich selbst überlassenen Natur lehrt, mit geringeren Kosten und geringerem Kraftaufwande zu befördern, als die Anschlickung und Landgewinnung an dem Küstensaum des Festlandes. Die Lahnungen nämlich, welche die Anschlickung beschleunigen, sind den West- und namentlich den in unseren Gegenden so häufigen Südweststürmen weniger ausgesetzt an den oben bezeichneten Inselrändern, als die vom Festlande in die Watten hinausgeschobenen Dämme und Lahnungen, welche nothwendigerweise gleichzeitig an den Breitseiten wie an den Enden der vorherrschenden Strömung von Süden nach Norden wie der vom Westen kommenden Fluthwelle Widerstand leisten müssen. Die Erfahrung hat gelehrt, daß lange Lahnungen, welche die Festlandsküste mit den nächsten Halligen verbinden, also die Wattströme abdämmen, unzweckmäßig sind und meistens in einem Winter wieder größtentheils zerstört werden. Die Lahnungsarbeiten, welche die dänische Regierung ausführen ließ, um Pohnshallig, Hamburgerhallig und Habel mit dem Festlande zu verbinden, kosteten ungefähr 20,000 dänische (15,000 preußische) Thaler. Mit dem halben

Digitized by Google

Kostenaufwande hätten an denjenigen Inselrändern, wo eine natürliche Neigung zur Anschlickung vorhanden ist, eine Menge kleinerer Lahnungen angelegt werden können, und das Werk wäre, wenn nicht außerordentliche Ueberschwemmungen und Eisfluthen eingetroffen wären, mit dem besten Erfolge gekrönt worden. Die Lahnungen müssen aber nach dem Vorbilde der Natur in Hufeisenform angelegt werden. Eine so gestaltete Lahnung ist eine einfache Nachbildung der natürlichen Höhenzüge, zwischen welchen sich Inselmarschen gebildet haben und noch bilden.

III.

Wo sind die besten Gebiete, um neue Kooge zu gewinnen?

Aus der Beantwortung der vorhergehenden Frage ergiebt sich die Beantwortung der gegenwärtigen von selbst. Die Localverhältnisse, wodurch die Marschgewinnung wesentlich bedingt ist, finden sich auf folgenden Ufer- und Wattengebieten:

1. An der Ostseite der Insel Röm, besonders in der Nähe des Dorfes Jüwre an der Nordostseite der Insel, wo sich bereits ohne Nachhülfe eine nicht unbedeutende Strecke guten Marschlandes gebildet hat.

2. In dem durch die nördliche und östliche Halbinsel Sylts eingeschlossenen Wattengebiete dieser Insel. Besonders ist wieder der Anwachs bei Nordenge (östlich von Keitum und nördlich von Archsum) zu beachten. Hier hat sich seit 1820 eine ganz bedeutende neue Marschfläche abgelagert. Bis zum Jahre 1820 zog sich eine Lai (Wattstrom) das alte Ufer entlang und verband die Munkmarscher Lohe mit einem östlicher fließenden Wattstrome. Durch die Anlage des kleinen Hafens bei Keitum wurde die Verbindung dieser Lai mit dem von Munkmarsch kommenden Wattstrome gehemmt und wandte sich mehr nordostwärts, worauf das Watt sich fast ohne Nachhülfe so schnell erhöhte, daß sich jetzt eine ca. $^2/_3$ Meilen lange und 750 Schritt breite Marschfläche auf einem Gebiete findet, wo noch lebende Schiffer ihre Ladung einnahmen und löschten. Diese Marschbildung ist die großartigste unter allen neuen Marschbildungen an unseren Inselrändern.

3. Nächst Nordenge auf Sylt sind die östlichen Ufer der Insel Amrum, wo sich an verschiedenen Stellen eine natürliche Neigung zum Anschlicken kund giebt, in's Auge zu fassen. Hier kommt wieder besonders in Betracht: Onnar Aur, d. h. unter dem Ufer — östlich von Norddorf, wo sich unter dem alten Ufer eine Marschstrecke gebildet hat, die sich fortwährend weiter ausdehnt. Die Watten zwischen Föhr und Amrum werden von Jahr zu Jahr höher und sind schon seit ein paar hundert Jahren so seicht, daß man zur Zeit der Ebbe von einer Insel nach der andern gehen kann.

4. An der Ost- und Nordseite der Halligen Habel, Hamburger Hallig und Nordstrandisch Moor wie an der Ost- und Nordostseite der Insel Nordstrand. Die hiesigen Watten sind unter allen nordfriesischen die jüngsten, da sie größtentheils erst vor reichlich 200 Jahren ihrer Grasnarbe beraubt wurden.

Digitized by Google

IV.

Würde es sich nicht empfehlen, wenn ein Commissar für das Dünenwesen ernannt würde, welcher unter Mitwirkung von Dünengrafen eine einheitliche Leitung in die Hand bekäme?

Ehe ich zur Beantwortung dieser Frage schreite, muß ich auf einige sehr große Uebelstände aufmerksam machen, deren Abhülfe dringend zu wünschen ist.

Die Erhaltung der Dünen ist so wichtig, weil die Erhaltung der Geestinseln Röm, Sylt und Amrum von den Dünen abhängig ist und diese Inseln wiederum die eigentlichen Wogenbrecher sind, die mit den Halligen zugleich die reichen schleswigschen Marschen beschützen. Gleichwohl ist es mit der Dünencultur auf den nordfriesischen Inseln schlecht, sehr schlecht bestellt, da fast die ganze männliche Bevölkerung der Außeninseln zur See geht und den Frauenzimmern und jütschen Tagelöhnern die Feld- und Landarbeiten überläßt. Es ist fast unglaublich, aber gleichwohl vollkommen wahr, daß hier für die Erhaltung der Dünen an den meisten Orten wenig mehr als nichts gethan wird. Nur die Commune Westerland auf Sylt hat unter der umsichtigen und tüchtigen Leitung des vor einigen Jahren verstorbenen Strand- und Düneninspectors M. B. Decker die dortigen Dünen einstweilen zum Stehen gebracht, während man in den übrigen Dünendistricten Sylts und auf Amrum Alles hat gehen lassen, wie es eben ging: — ganze Dünenreihen verschwanden, und ganze Flächen urbaren Landes wurden vom Flugsande verwüstet. — Die Erfahrung lehrt, daß *Seetang*, der durch aufgelegte Steine festgehalten, und *Dünenhalm*, der auf die lockern Sandfelder gepflanzt wird, die besten Mittel sind, den Flugsand zum Stehen zu bringen. Da einzelne Dünen seit Jahrhunderten mit ihrer alten Gestalt ihren alten Namen bewahrt haben, verdienen dieselben vorzugsweiser Beachtung. Diese Dünen bieten sämmtlich dem West-, wie dem Süd- und Nordweststurme eine schräge, mit einer alten Dünenpflanzendecke versehene Abdachung dar. Diesen Wink der Natur sollte man beachten, die Dünen nach Außen hin abschrägen und die so abgeschrägten Seiten sorgfältig bepflanzen. Der Dünenhalm (Elymus arenarius) läßt sich leicht verpflanzen, da das unter dem Boden verborgene Rhizom überall im Sande Wurzeln schlägt und Halme treibt. Uebrigens lehrt die Erfahrung, daß der Dünenhalm an der inneren Dünenseite, überhaupt auf *gedämpftem* Sandboden, seine alte Natur ablegt und nur ein sehr kurzes, wenig entwickeltes Rhizom zeigt. Gleichwohl bepflanzt man gerade mit *diesen* Gräsern, die in den allermeisten Fällen gar nicht zum Wachsthum gelangen, die kahlen Dünen- und Flugsandstrecken, ohne den Flugsand zum Stehen zu bringen. Die *frischen* Halmpflanzen aber, die sich im Flugsande selbst gesäet haben, schneidet man mit der Sichel unter dem Boden ab, um Material für das „Reependrehen" — Verfertigung von Strohseilen zum Befestigen der Strohdächer, ein seit Jahrhunderten geübter Industriezweig — zu gewinnen, nicht bedenkend, daß man geflissentlich dadurch den Sand entfesselt. Ich habe berechnet, daß allein auf Amrum mindestens 810,000 Halmbüschel jährlich auf diese Weise zerstört werden.

Digitized by Google

Die Dünenarbeiten werden nur von denjenigen Communen, deren Feldmarken unmittelbar hinter den Dünen liegen, ausgeführt, während die übrigen Communen gar nichts zum Dünenbau beitragen. Es ist eine himmelschreiende Ungerechtigkeit, daß z. B. eine arme Seemannswittwe, die eine Hütte und ein paar Dematch Land besitzt, ihren Tagelohn versäumen und für den Dünenbau Opfer bringen muß, während wohlhabende und reiche Bewohner der durch dieselben Dünen beschützten Insel gar nicht in Anspruch genommen werden, weil sie in einer Commune wohnen, die der Flugsand noch nicht erreicht hat.

Aus dem Vorhandensein solcher Uebelstände ergiebt sich von selbst, daß eine Neuordnung des Dünenbaues nothwendig ist. Ebenso nothwendig dürfte es sein, daß ein Dünencommissar ernannt würde, und daß dieser die einheitliche Leitung des Dünenbaues in die Hand bekäme.

Es möchte indeß schwer sein, einen Mann zu finden, der mit den gehörigen Erfahrungen ausgerüstet wäre, um eine wirklich einheitliche Leitung in den Dünenbau zu bringen. Die Erfahrungen, die sich auf einer Insel machen lassen, dürften sich leicht als nicht hinlänglich erweisen; man müßte selbstverständlich auch die Erfahrungen anderer Länder zu Hülfe nehmen. In erster Linie wären dann wieder die Erfahrungen, die man in Jütland, besonders im Amte Ringkjöbing, und in Holland gemacht hat, zu berücksichtigen.

Nicht minder wichtig ist, wirklich geeignete Dünenvögte in den besonderen Districten anzustellen. Nach allgemeinen Instructionen läßt sich hier in vielen Fällen nicht arbeiten; denn auf jeder Insel und fast in jedem Distrikt gestalten sich der verschiedenen Einflüsse wegen die Verhältnisse sehr verschieden. Man muß daher oft jahrelang beobachten, um verstehen zu lernen, warum sich Alles so gestaltet und entwickelt hat, wie die Wirklichkeit zeigt, und nur derjenige ist befähigt, sich die Naturkräfte dienstbar zu machen, der das Schaffen dieser Kräfte unter den gegebenen Verhältnissen verstehen gelernt hat. Auf jeder Insel dürften sich übrigens einige intelligente Männer finden, die im Stande wären, an Ort und Stelle den Dünenbau zu leiten, wenn zuvor die Gesetzgebung ihre Aufgabe hinsichtlich des Dünenschutzes erfüllt hätte.

Es entsteht demnach die Frage: „Würde es dazu des Beistandes der Gesetzgebung, resp. der Instructionen bedürfen?“

Es ist unumgänglich nothwendig, den Beistand der Gesetzgebung für den Dünenbau in Anspruch zu nehmen. Es wäre zunächst strenge zu verbieten, an gefährlichen, vom Sturme bedrohten Stellen Dünenhalm zu mähen oder mit der Sichel abzuschneiden; auch müßte es verboten werden, die jungen Dünen und die theilweise versandeten Dünenthäler als Schafweide zu benutzen; der Vorstrand müßte sorgfältig gepflegt, und zu dem Ende müßte es durch ein Gesetz verboten werden, Steine und große Felsblöcke, an denen sich die Wogen brechen und die der Anhäufung des Sandes Stützpunkte gewähren, vom Strande wegzuschaffen. Besonders aber müßte es den sämmtlichen Inselbewohnern zur Pflicht gemacht werden, zu jeder Zeit den

Digitized by Google

Anordnungen der Dünenvögte hinsichtlich der Bepflanzung, Abschrägung ꝛc. Folge zu leisten.

Instructionen dürften für kundige Dünenvögte überflüssig sein. Da der Dünenbau aber eine Sache ist, die bei uns noch gelernt werden muß, möchte es sich empfehlen, die jetzigen Dünenaufseher durch eine populäre Schrift über den Dünenbau zu belehren und ihnen zugleich die wichtigsten allgemeinen Instructionen in Betreff der Zeit, des Materials und der Art und Weise der Ausführung zu ertheilen.

Chr. Johansen,
Lehrer an der Domschule in Schleswig.

Das Duell.

(Fortsetzung.)

Nun sagt man weiter: solche Gleichheit führt nothwendig zur Gleichheit der Sitte, und man meint immer nicht, daß das Volk sich zur Veradelung emporhebe, sondern daß diese in den Einen Brei hinabsteige.

Freilich, sagt man, ist dieser Rechts-Staat Geld-Staat und von dorther droht einige Besonderheit; aber dann erhebt der Hunger-Typhus seine drohende Arme und brüllt: „Intelligenz ist die Hauptsache!“ (diese sonderbare Psychologie und Logik treiben die Herren), und so wird der eigentliche Schwerpunkt wieder gefunden, dieser aber ist die individuelle, freigewordene Bildung, der gebildete Hausknecht.

So entsteht die Gleichheit der Sitte einer allgemeinen Bildung, deren innerster Nerv was wohl ist?? die Freiheit! das heißt, es hat eben Jeder dasjenige als Bildung, was sein freies Individuum als die wahre Bildung gefunden haben wird.

Denn diese Gleichheit ist nur ein leerer Rahmen, den jedes Individuum durch Freiheit auf seine Weise ausfällt. Wie könnte sich da das Duell halten, das doch darauf beruht, daß man in Sachen der Ehre dies oder jenes für gemeinsam feststehende unbezweifelte Ehren-Wahrheit hält, wohingegen gerade der Fortschritt darauf beruht, daß das Individuum solches Festes läugnet, da dies ja freier individueller Befund ist.

Auch das Christenthum, sagt man weiter, lehrt das in seinem Satze vom allgemeinen Priesterthum.

Ueberhaupt ist ja Freiheit nichts Anderes, als daß der Mensch sich selbst aus dem Denken (sic) gemäß der Vernunft (sic) bestimmen könne, und sollte so der Mensch, wie die Kuh vor dem neuen Thor, sich vor lauter Räthseln mit seinem Denken gestellt sehen, nun, dann ist die Freiheit nega-

Digitized by Google

tiv wieder die Kraft, auszusprechen: o, o, das ist ein intellectuelles Problem für unsere Nachkommen, dessen Lösung allerdings mit dem alten Oedipus nur lauten wird: der Mensch! Doch sicher, es wird gelöset werden! Zum Beispiel das Problem der Sünde und dergl. Wo man früher zum Stock terroristisch griff in der Armee, in den Schulen; wo man feuchte Keller bauete für Verbrecher, für Wahnsinnige; wo man früher einem unglücklichen natürlichen Kinde Ehren-Rechte vorenthielt und den Verbrecher, der doch schon verbüßt hatte, noch mit Schande umgab; wo man früher die Todesstrafe mit ruhigem Gewissen übte, wo man den hungernden Arbeiter unbeachtet weiter hungern ließ, wo die Nationen früher bei National-Beleidigungen zum blutigen Schwerte griffen: da überall sehen wir jetzt intellectuelle Probleme, und vor ihnen stehend werden wir sinnig weich, verspüren liebevolle Gesinnung, das innerste Herz christlicher Aufopferung blühet auf,*) und nichts mehr von Stock, von feuchten Kellern, von Schande für natürliche Kinder und die entlassenen Verbrecher, nichts mehr von Todesstrafe im Urtheil der Besten der Nation, keine Indolenz mehr beim Hunger der Arbeiter und keine Kriege mehr bei National-Beleidigungen, und wer wollte sich da noch zu der Besonderung isoliren, die doch im Duell liegt?

Aber, so lehrt diese Auffassung weiter, wer dennoch die individuellste Marotte hat, mitten in dieser alles Besondere in ein Allgemeines auflösenden Strömung, noch ein Besondertes zu setzen und für seine Marotte festzuhalten, wo sich also zwei Narren duelliren wollen, da mögen sie das unnachsichtige Staats-Gesetz provociren, aber einem Verruf sind sie nicht zu übergeben, denn sie stellen nur wieder das intellectuelle Problem auf: wie trotz der Auflösung in ein allgemeines Thier, manches Thierchen sich dennoch ein kleines Manierchen bewahre.

Es ist ersichtlich, daß wir in Vorstehendem eine demokratisch-humanitäre Lösung vor uns haben, in welcher die Einführung eines „monarchischen Rechtsstaates" nicht der energische Zug ist, sondern nur momentanes Flickwerk aus geschichtlicher Unbequemung.

Vorstehende Deduction hat Recht, wenn folgende Voraussetzungen, auf denen sie ruht, begründet sind.

Daß es feste Subjecte giebt, ist nur ein Schein; die Kreuzung verschiedener Prädicate (Thätigkeiten) macht die nach dieser Kreuzung sich beständig modificirenden Subjecte. — So kann nicht von festen bestimmten Positionen die Rede sein, sondern nur vom Chemismus einer allgemeinen sich zersetzenden Strömung. Es giebt so nur ein Allgemeines, das Besondere entsteht nur als eine Durchgangs-Pforte für den schlechten Zufall. Daß Gott Jedes geschaffen hat nach seiner Art ist falsch (Darwin). Der

*) Unsere früheren Artikel haben dargethan, wie dem Christen, dem Conservativen und Duellanten, das Gute eine Beschaffenheit des Willens ist und nicht die executirte vorgängige Erkenntniß.

Dergleichen, theurer Herr Quistorp, unterscheidet den Conservativen von dem Liberalen, nicht daß man den jedesmaligen König liebe, etwa den Nero und dann auch Friedrich Wilhelm IV.

Digitized by Google

allgemeine Hund wird im Zufall sich kreuzender Thätigkeiten so zum Pudel, Spitz u. s. f. — Desselbigengleichen gilt für das politische und sociale Leben. — —

Dasselbe gilt für's Ethische; vom Sommernachtstraum des Religiösen gar nicht zu gereden!

Ein festes Gutes und ein Maaß für dasselbe giebt es nicht. Die Bildung des Individuum, dieses Product, das sich ergiebt aus der intellectuellen Thätigkeit des Individuum's, gekreuzt mit denen der es umgebenden Individuen, diese intellectuelle Bildung, indem sie sich practisch ausübt, macht und schöpft erst das individuelle Gute; aber dieses wird dennoch ein Allgemeines durch den Chemismus der Geister untereinander, wobei es dann interessant ist, wenn einige barocke individuelle Blöcke sich diesem Chemismus der Majorität entziehen und — — sich duelliren wollen! — Es ist diese Anschauung (Professor Carl Rosenkranz vertritt sie) so unter aller Kritik, daß es wirklich genügt, ihre Bahn nur aufgedeckt zu haben. Im Tiefsten könnte man die Anschauung dadurch bezeichnen, daß man sagt: sie fasse am Welt- und Geistes-Object nicht das auf, was dem Werden den Anstoß giebt, auch nicht das Gewordene, sondern einseitig den **Prozeß des Werdens!** —

Die haltbarste Weise, in welcher der Liberalismus gegen das Duell vorgeht, ist von Gneist betreten, von dem Manne, der sich seine liberalistischen Fehler an der Geschichte korrigirt und um den es Schade ist.

Auch er hilft durch den Rechtsstaat, durch **höhere staatliche Entwickelung.** Er geht richtig davon aus, daß das Duell ein Noth-Recht sei. Seine innerste Meinung ist nun: jemehr der Staat sich aus dem Noth-Staate zum Rechtsstaate entpuppe, jemehr müsse das Noth-Recht verschwinden.

Daß das neben der und gegen die Rechtsordnung bestehende Noth-Recht in irgend welcher Weise in dieselbe aufgenommen werden könne (wie die Armee dies schon in den ehrengerichtlichen Institutionen besitzt), das muß sich seinem Blicke entziehen, weil er nicht der ganzen Schöpfung die Persönlichkeit als Fundament unterlegt, und weil er das Ziel der Bewegung aller Creatur nicht erblickt in der Gewinnung wahrer Persönlichkeit in einem religiös-sittlichem Reiche.

Und dafür eben ist er ja liberal!

Es verbleibt ihm immer das Dogma, daß (wie wir das in früheren Artikeln darstellten) die Person sich müsse völlig auf die Staats-Weise ausweisen lassen.

Diesen republicanischen (der Gedanke unserer 2. Kammer) Gedanken stellt er auf, verfolgt ihn, bis er richtig zur virtus und ihrer antiken Ehre kommt, denn das ist die nothwendige Consequenz dieses Gedankens.

Da stutzt er plötzlich germanisch in die Höhe und vermittelt die Antike mit dem Deutschthum zum modernen Staat.

Nun ist er nicht gemeint, die partikulare (wie er sie falsch nennt, denn nur wenn die Eine Staats-Ehre die rechte, ächte ist, kann ich die Ehre der

Digitized by Google

Persönlichkeit als Partikel-Wesen ansehen) germanische Ehre der bloß politischen aufzuopfern.

Er entdeckt nun den Menschen als solchen, auch noch außerhalb des Staates. Diesen wahrhaftigen, fruchtbaren Gedanken schwächt Gneist ab zur „Unbescholtenheit." In Rom konnte Junius Brutus ein geehrter Staatsbürger und Zinswucherer zugleich sein, bei uns ist das unmöglich! (ei, ei, Abschaffung des Wuchergesetzes?)

So gewinnt Gneist mit einem Schlage die Eine, gemeinsame Ehre für Alle: die Unbescholtenheit, ungefähr den Gedanken, auf den das Wahl-Gesetz die staatsbürgerliche Ehre stellt.

Damit ist Gneist dem furchtbaren Dämon der Gleichheit verfallen. Anstatt aufzustellen, daß die mannigfaltigen, höheren Ehren, wenn sie die Basis der Unbescholtenheit verlassen, jedesmal der Grimasse verfallen, was in der That den höheren Ständen gar nicht genug gepredigt werden kann, weiß er — immer doch noch ein bestimmtes Sittliche festhaltend, nur zum Nivellement zu greifen.

Aus Unkenntniß dessen, was Persönlichkeit ist, scheidet er nun das Unscheidbare der Ehre in eine öffentliche (womit er der Antike zu huldigen meint) und in eine Privat-Ehre. Ende vorigen Artikels haben wir diesen Irrthum schon besprochen. Ehre ist immer privat, das heißt, nur die Persönlichkeit hat Ehre. Es ist nur ein falscher Sprachgebrauch, der von öffentlicher und privater Ehre spricht. Keine Sache hat Ehre, weder die öffentliche, noch Privat-Sache. Die Eine Person ist es, die Ehre hat, welche sich auf Sachen des öffentlichen und Einzel-Lebens beziehen kann. Sie kann hier und dort gekränkt werden, und schlägt sie sich germanisch für hier und dort, nicht aber bloß für hier und für dort nicht.

Man kann so das Deutschthum nicht als den Michel einführen, dem nur für seine Privat-Ehre eine Auskunft zu finden ist.

Denn, so fragt Gneist, die Privat-Ehre ist bei uns unbestritten (mag er sich mit Rosenkranz abfinden!), aber wer ist kompetenter Richter über sie?

Nun vermittelt Gneist practisch zwischen der antiken öffentlichen Ehre und der falsch bezeichneten deutschen Privat-Ehre durch das dem Freisinn der Germanen entstammte Princip der Wahl.

Daß er aber ja nicht zu verschieden qualificirten Pares kommen möchte, hält ihn der Rosenkranz'sche Dämon der Gleichheit fest im Nacken.

Und doch liegt die Heilung just in den vielen, verschiedenen Ehrengerichten, ständisch aus Gleichen gebildet; alle verschiedenen Ehrengerichte ruhend auf der einen, gemeinsamen christlich-germanischen Anschauung der Personen-Ehre, nur materiell verschieden durch die geschichtlich und beruflich andere inhaltliche Füllung der gemeinsamen Ehren-Form. Die Gleichheit als die Gemeinsamkeit eines formalen Bandes, ist das Berechtigte an der liberalen Forderung, nicht aber die Gleichheit im Inhalte.

Auch Gneist hält den Brei fest, doch als Umschlag um den sittlichen Gedanken der Unbescholtenheit.

Wer competenter Richter sei? Wer anders, als die öffentliche

Digitized by Google

Meinung aller Unbescholtenen! Der Mann ihrer Wahl steht ja in der Ehre: „der Edelste und Beste der Nation zu sein!“ So hat auch Jung den Grabow bezeichnet, weil er den Chemismus der Destillir-Retorte dreifach bestanden habe.

Somit ist denn auch Gneist dem allermächtigsten Gedanken verfallen. Nun rühmt Gneist die oft so bescheidene Haltung der Handwerker, und man sieht ordentlich die Maschinenbauer huldigend gen Virchow ziehen in seiner Angelegenheit contra von Bismarck.

Dennoch wieder haben sich dem Gneist die Ehrenvorzüge alter Stände bewahrt (er schrieb am 4. März 1848 in geschichtlicher Anbequemung), man hat nur „aufrichtige Anerkennung gegen die verschiedenen Ehren,“ die ihm doch längst zur negativen bloßen Unbescholtenheit zusammengeschrumpft sind.

Dieser Mann ist eben von Brust größer als von Princip, daher sein vieles Widersprüchliches!

Er macht dann eine Excursion in den allein richtigen Gedanken der Ehrengerichte, er findet sie löblich soweit, aber was soll die „Incompetenz-Erklärung“ heißen?

Da bliebe ja doch das Duell als höheres Tribunal bestehen, was er selbstredend nicht begreifen kann, da das Persönliche ihm nicht das Höchste ist, sondern die res publica, das Gesetzliche.

Dennoch ist er in Summa für „**das** Ehrengericht,“ nicht aber für Ehrengerichte (wahrscheinlich wegen Anerkennung besonderer Ehrenvorzüge?); „das Ehrengericht“ aber ist das Gericht der Geschwornen!

Aber wieder corrigirt ihm die Geschichte die Nichtigkeit dieses lieberalen Gedankens.

Es stellt sich ihm jener Lordoberrichter, der, um ruhig frühstücken zu können, sich mit allen seinen Geschwornen schoß. Die Germanische Wahl will so auch nicht aushauen. Da erklärt er sich wieder banquerott: „die bloß politische Entwickelung thue es doch nicht!“ — Zuvor aber hatte er sich noch einmal vom germanischen Princip hinübergeschaukelt gehabt zum antiken Staate: „die Waffe dient nur dem Staate, dessen zum Zeichen trägt kein Geburtsstand sie, nur der Soldat trägt sie.“

In früheren Artikeln sahen wir uns schon die Bedeutung dieser Thatsache an.

Nach jener Bankrut-Erklärung am eigenen Panacée ruft er dann verzweifelnd aus: die bloß politische Schöpfung thut es nicht, sondern mitbedingend ist Total-Zustand geistiger Bildung und innerer Freiheit. Gemeinsame Bildung und Ueberzeugung wird es thun! Aber Bildung, wie heißt? Von wo aus und wohin wird gebildet? — — —

Damit hat er denn die nichtige Bestimmung gefunden: das Duelliren stammt beispielsweise nicht aus der Nase, sondern aus dem Geiste, und wenn dieser allgemein meint: geschlagen muß werden! dann schlagen sich Alle; meint er aber allgemein: es darf nicht geschlagen sein! so schlagen sie sich Alle nicht!

Digitized by Google

Er kehrt also zu der petitio principii zurück und läßt sie ungelöst stehen, da er die Angeln der Frage, als Liberaler nicht kennen kann:

„Was ist das, die Persönlichkeit?"

„Was ist das, der sündig zerstörte Weltzustand?"

Was ist das, dieser Dualismus zwischen dem heiligen persönlichen Urbilde und der dem Menschen in gottähnlicher Stellung (wie Stahl sagt) aufgetragenen Weltordnung?"

„Was ist das, diese innere Freiheit, die erst in Christo Jesu frei ist!"

(Fortsetzung folgt.)

Ein Pfingstfest in Sommerfeld.

Eine Idylle.

(Schluß.)

Eine Zeit angstvoller Spannung stand uns noch bevor, dann gab der Arzt die Versicherung baldiger Genesung, und mit Dank gegen Gott konnten wir den versäumten Kaffee in der Spätrosenlaube noch einnehmen.

Es war uns zu diesem Nachmittag ebenfalls eine Ueberraschung aufgehoben. Eine Veränderung schien mit Rüdiger und Anna vorgegangen. Es war die längst erwartete, uns nun doch überraschende Versöhnung. Er theilte uns ganz unbefangen den Sachverhalt mit, indem er beim Abschied seiner Gäste ruhig sagte: „ich will nun mit meiner Braut einen Spaziergang machen!"

Es strahlte ein wunderbares Glück aus Beider Augen, und Anna flüsterte mir leise zu: „es ist doch nun noch schöner, ja fast zu schön!"

Ich sah den Beiden nach, wie sie über die Brücke nach dem See zueilten, und freute mich von ganzer Seele, da trat Friedrich zu mir. Ich hatte ihn nicht kommen hören und erschreckte mich, als er seine magere Hand auf meinen Arm legte.

„Margarethe!" fragte er mich, „darf ich zu Weihnachten einen großen Wunsch hegen, und mir meine Bescheerung daheim holen, wenn Sie bei den Ihrigen sind? Wird Ihre Mutter auch die meinige werden wollen?"

So waren wir halb und halb verlobt, und Sommerfeld schien ein Heirathsbureau zu sein. —

Noch im selben Herbst zog Anna in das Haus ihrer Großeltern, und Rüdiger konnte den Traum erfüllt sehen, daß sie aus dem Giebelfenster hellen Auges zwischen den Weinranken hinunterblicken konnte in den Garten. Sie waren augenscheinlich sehr glücklich; es war zwischen ihnen, wie mir Rüdiger einst gesagt, daß es sein müßte „eine zuvorversehene Harmonie";

Digitized by Google

sie waren gleichsam für einander fortentwickelt in der Zeit, welche sie äußerlich getrennt, und doch in jedem die Gewißheit des Zusammengehörens erhalten hatte. So einfach und natürlich, ja ich möchte sagen, ruhig sie erschienen, so fühlte man sich doch von einer geheimen, verborgenen Herrlichkeit angeweht; es war das Geheimniß der Gnade wahrer Versöhnung, welches allen irdischen Verhältnissen einen Stempel der Ewigkeit aufdrückt.

Jedesmal war ein Fest, wenn sie den Winter zur Stadt kamen, selbst Tante Thekla fand das Verhältniß untadelhaft. Die Wahrheit hatte auch sie besiegt.

Das nächste Weihnachten vereinigte uns alle in D. Rüdigers brachten mich zu den Meinigen und machten, daß Friedrich sich am Weihnachtsabend seine Bescheerung holen durfte, und wir sahen uns unter dem Christbaum mit Dank und Loben vereinigt, und fühlten uns in unserer kleinen, einfachen Häuslichkeit so wohl und heimisch, daß ich fand, ich war in all dem Glanz und der Bequemlichkeit nicht verwöhnt und anspruchsvoll geworden. Die Schwestern freuten sich gar sehr an dem neuen Schwager, dem Onkel Rüdiger und der Tante, die sie alle in's Herz schlossen. Die Krone des Hauses, der Mittelpunkt aller Liebe und Verehrung war aber die Mutter, welche gleich einem still waltenden Genius mit ihrer sanften Weise uns beglückte. Gern hätten wir Mariannen mit Christian noch hier gehabt, doch war ihm eine Winterreise seiner angegriffenen Brust wegen untersagt, und dieses war ein leichter Schatten, der auf diese herrliche Weihnachtsfeier fiel. Die Schatten sollten noch dunkler fallen; wir sollten nach einem Jahre recht fühlen, wie eben das Irdische alles Glückes gar vergänglich ist; Anna wurde im Herbst des kommenden Jahres von einem Erkältungsfieber befallen, und sie mußte sich trennen von dem jungen Glücke, uns nach Gottes Willen das Geheimniß des Todes verstehen lernen. Wir alle, die wir sie heiß geliebt, standen tief gebeugt, als die sichtbare Trennung kam, und suchten unsere Häupter zu erheben in der Hoffnung, daß auch unsere Erlösung naht, daß, so groß auch das Glück auf Erden war, doch die Seligkeit, zu der wir berufen sind, über alles Verständniß geht, und kein Menschenherz sie fassen kann.

Der Onkel war nun wieder allein, aber lange Zeit schien der Nachglanz seines Glückes ihm noch das Leben zu erhellen. Er dankte Gott für die große Gnade, die ihm geworden, für die Erinnerung, die sich gleich einem immer frischen Kranz nun um sein Leben wand. Wie so oft, wenn die Sonne längst untergesunken, noch lange ein Abglanz der Untergegangenen auf der Welt liegt, die sie kurz zuvor erleuchtet, so schien mir sein ganzes Leben noch anfangs verklärt von solchem Wiederschein. Dann aber wird es plötzlich dunkel — so mußte es ihm auch werden, denn er behauptete, nicht länger in Sommerfeld bleiben zu können, und ging mit einigen Freunden wieder auf wissenschaftliche Untersuchungen aus. Noch aber sah er unsere Hochzeit, und da bescheerte er mir das Vermächtniß des lieben Sommerfeld zu meinem Eigenthum, während er meinen Mann zum sonstigen Erben einsetzte, sich natürlich den Besitz zeitlebens vorbehielt.

Digitized by Google

In seiner Abwesenheit sollten wir es verwalten, und es ganz als unser Eigenthum benutzen.

Nach Jahren kam er wieder, aber seine Gesundheit hatte gelitten, ob der Gram oder das andere Klima ihm geschadet, man weiß es nicht, aber er ward nicht alt. Noch öfter konnten wir seine Gäste sein, und die Kinder machten ihm viele Freude. Sein Lächeln hatte aber stets etwas Herzbewegendes, und der Glanz seiner feurigen Augen etwas Verklärtes bekommen. Sein ganzes Wesen war der Ausdruck eines vielgeprüften, erfahrungsreichen Christen, der gelernt hatte, in Trübsal geduldig zu sein und fröhlich in Hoffnung! Alle die schönen Zeiten in Sommerfeld danken wir ihm, und sein Andenken soll unter uns nicht vergessen sein.

So war während des Vorlesens der Abend hereingebrochen. Der langsam herniederrieselnde Regen hörte auf, und die Abendsonne leuchtete mit funkelndem Schein in's Zimmer, die Zweige der Bäume, welche schwer von Regentropfen ihre Blätter senkten, funkelten wie mit Edelsteinen geschmückt, als hätte sich rings umher ein Zauberpalast erschlossen.

Die Mutter hatte ihre Erzählung beendet, und damit gleichsam Geister beschworen. Eine vergangene Welt hatte sich wieder aufgethan, verschwundene Gestalten hatten Leben gewonnen, und wie auf viel bewegtem Wasser dennoch die einzelnen Wellen Gestalt gewinnen, ehe sie wieder zu einer andern sich bilden, so stand auch dies Stück des bewegten Erdenlebens als besonderes Bild vor ihrem Auge, ehe es wieder in das friedliche, liebliche Bild froher Häuslichkeit überging, die das Familienleben Wendels darbot. Es lagerte eine wunderliche Stille über allen, man trennte sich bald.

Die Mutter suchte den Vater auf, die Töchter gingen in den Garten, die junge Frau und ihr Mann wollten mit den Kindern sein; die Gymnasiasten, welche zuweilen Zeichen von Ungeduld während des Lesens gegeben hatten, tauschten ihre Sonntagskleider aus, und eilten in den Wald in einfacher Toilette. Der Kandidat machte einen Spaziergang nach dem Schloßpark. Allein, gab er dem Zug seiner Gedanken wieder nach, den sie am liebsten nahmen; er beschäftigte sich mit Franziska. Während seine Empfindungen in hochgespanntester Feinfühligkeit sich ergingen, würde es ihm wahrscheinlich eine Rohheit erschienen sein, wenn er hätte hören können, wie der Vater daheim zur Mutter sagte: „Also ist das thörichte, junge Volk noch uneins? Das sollen Hirten und geistliche Pfleger der hiesigen Gemeinde werden! Es ist zum lachen, und doch könnte man lieber weinen über die weichliche Gefühlsschwärmerei. Als du uns eben die Geschichte wieder vor die Seele führtest, mußte ich wirklich Gott danken, daß man nicht überspannt fühlt, sondern geradezu; der gute Onkel war doch eigentlich ein überspannter Schwärmer, und nun erlebe ich das an meinem eigenen Jungen. Von mir hat er es nicht, und von dir auch nicht!"

Die ganze Scene, weshalb sie sich trennten, drängte sich vor des Jünglings Seele. Nachdem der Krieg in Schleswig losgebrochen war, die katho-

Digitized by Google

lischen Geistlichen von allen Seiten gepriesen wurden, hatte ihn eine brennende Lust erfaßt, ebenfalls hinzugehen, auf dem Schlachtfelde die Verwundeten zu trösten, den Sterbenden beizustehen, Kranke zu pflegen, auf dem weiten Felde geistlicher Wirksamkeit das Evangelium zu verkündigen.

Voll von diesem Gedanken ging er nach Sommerfeld, Franziska war auf diesen Plan gar nicht vorbereitet, und fand ihn schrecklich. Ohne sich zu besinnen, gab sie ihrer bräutlichen Sorge Raum, suchte ihm abzureden, und meinte bitter, er müsse auch an sie denken, sich nicht unnütz in Gefahr bringen. Ihn reizte der Widerspruch, er nahm alles anscheinend von einem sehr hohen Standpunkt, zuletzt warf er ihr vor, wenn sie also selbstsüchtig und kleinlich wäre, würde sie nicht zu einer Pfarrfrau passen; und bald hatte sie im Trotz die Entgegnung über die Lippen gebracht, sie wollte ihm auch nicht beschwerlich fallen, wenn sie ihm untauglich erschiene.

Die Berufung zum Pfarrer nach Sommerfeld machte all seine Pläne zu nichte, aber Franziska konnte sich nicht wiederfinden; entschieden behauptete sie: „wir sind getrennt", obgleich es die Andern im Herzen nicht glaubten.

Während aber anfangs die Gedanken ihn selbst stets entschuldigten, so zeigten sie ihm plötzlich ein anderes Bild; sein Wunsch war aus Eitelkeit hervorgegangen, die Zeitungsartikel hatten ihn gelockt, nicht blos der heiße Wunsch, unter Gefahren den Trost des Christenthums den Kämpfenden zu verkündigen. Er richtete sich innerlich selbst, und da schien ihm ihre kindliche Angst um sein Leben, die Bitte, er sollte doch auch an sie dabei denken, nicht mehr so unrecht. Er hörte die Geschichte des verstorbenen Onkels, wie ein kleines Mißverständniß sein ganzes Leben vergiftet hatte und die Versöhnung zu spät kam. All' dieser innere Kampf trieb ihn ruhelos fort und bis zu dem entlegensten, waldigsten Theile des Parks. Er achtete nicht auf die neuen, drohenden Regenwolken, er sah nicht um sich, ihn jagte der Gewissensvorwurf, ihr und sein Glück zerstört zu haben.

Nicht weit von ihm ging ein ähnlicher Kampf vor, auch Franziska hatte die Einsamkeit gesucht, und so gern wollte sie sich demüthigen und entschuldigen, wenn sie sich den Rückweg nicht abgebrochen hätte. Ohne ihr märchenhaftes Gefühl zu verletzen, konnte sie keinen Schritt thun.

Beide hatten den drohenden Regen nicht beachtet, bis er eben heftig niederfiel; Ernst erhob sich langsam von der Bank, auf welcher er einen Augenblick Platz genommen hatte, er hatte einen Regenschirm, und brauchte nicht zu sehr zu erschrecken über den Regenschauer, wohl aber über eine kleine Gestalt im lichten Sommerkleid, welche wie ein Sonnenstrahl von der nahen Wendung des Weges herüberblitzte, und flüchtigen Fußes dem Regen enteilen wollte. Sie war es, an die er gedacht, die er seit Wochen gemieden hatte, und die ihm nun im Regenschauer entgegen kam. „Hier ist ein Schirm!" rief er ihr zu, als sie an ihm vorübereilen wollte; „Du" konnte er nicht mehr sagen; ein fremder Gruß war ihm unmöglich, er hatte niemals „Sie" zu ihr gesagt.

„Er schützt uns wohl beide," antwortete sie freundlich, und diesem Entgegenkommen konnte er sich nicht versagen, den Arm aber bot er ihr nicht.

Digitized by Google

Schweigend gingen beide nebeneinander; er sah forschend nieder auf die geliebte Gestalt, die er lange nicht so nahe gesehen, sie sah heute anders aus, der neue Reiz der Demuth war über sie gekommen, und ihm hatte das Selbstgericht ebenfalls den Hochmuth gebrochen.

Endlich brach er das Schweigen, „Franziska! ich glaube, wir sind beide Thoren, der Hochmuth blendete uns, wir wollen uns gegenseitig vergeben, und uns wieder lieb haben. Wir hatten beide Unrecht!"

Hell schlug sie die Augen zu ihm auf, fast ein Erstaunen leuchtete daraus hervor, daß er so gute Worte geben könnte.

„Wenn Du mir verzeihen könntest, entgegnete sie, dann würde ich sehr glücklich sein. Es hat mich oft gereut, aber ich konnte mich nicht überwinden, es einzugestehen, selbst der Mutter nicht!"

„Und Du wirst nun wieder meine Braut sein, meine kleine Frau Pfarrerin werden?" fragte er fröhlich.

„Nein! nein! Du hattest Recht, ich paßte nicht dazu," entgegnete sie halb weinend, „ich bin zu trotzig, und ich kann mich so schwer bezwingen! Du findest eine Bessere!"

„Aber Eine, die so sehr gut ist, würde meine Fehler nicht ertragen können, liebe Franziska," war seine bittende Antwort. „Wir wollen uns nicht gegenseitig bewundern, sondern uns ertragen. Du mußt meine, ich Deine Sünden mit Liebe bedecken, dann wird Gott der Herr helfen, daß wir einen christlichen Ehestand führen. Morgen thue ich die Probepredigt, o Franziska, nimm mir Deine Liebe nicht!"

„Ich liebe Dich ja so sehr, liebster Ernst, ich meine nur, ich bin nicht gut genug für Dich!" entgegnete sie noch weinend.

„Weißt Du denn nicht, Franziska, daß Keiner gut ist, denn der einzige Gott? Ich will nie wieder sagen, daß Du zu einer Pfarrfrau nicht paßtest, wenn wir nicht einer Meinung sind, und Du mußt nie wieder sagen, daß Du es nicht werden wolltest. Ist es so recht?" Dabei bog er sich zu ihr nieder, und sie gaben sich den Versicherungskuß unter dem triefenden Regenschirm, der zum Friedenstempel geworden.

Als sie wieder aufsahen, ging der Gutsherr an ihnen vorüber; „Schönes Wetter heut!" rief er und ein verhaltenes Lachen tönte in seinem Gruß. Beide mußten nun selbst lachen. Bald standen sie Arm in Arm vor dem lieben Wohnhaus; ehe sie in's Pfarrhaus gingen mußten sie die Eltern begrüßen. Drin tönte muntere Musik, die Nachbarskinder spielten mit den Kleinen, die Tanten musicirten und ließen sie lustig tanzen. Ein Jubel und Staubwirbel drang aus dem Gartensaal, den sie schnell durchschritten, nebenan saßen die Eltern.

„Mutter," sagte Ernst fröhlich, „nun kannst Du noch einen Anhang an Deine Sommerfelder Chronik machen. Hier bringe ich Dein trotziges Kind! Es ist nun alles wieder gut zwischen uns, und wenn wir uns auch mal wieder streiten werden, so wollen wir uns doch nicht wieder trennen."

„Nun, das ist vernünftig, lieber Sohn, bemerkte der Baurath, während

Digitized by Google

Margarethe die Kleine zu sich zog, „solch' sentimentale Gefühlsüberschwenglichkeit thut nie gut, und ich murrte eben noch darüber."

„Aber Kind! Du bist ganz naß," bemerkte fürsorglich die Mutter.

„Ich gehe ja sogleich wieder, die Mutter erwartet mich!" entgegnete rasch Franziska, dann fragte sie hoch erröthend: „Ernst kommst Du mit?"

Natürlich ließ er sich dies nicht zweimal sagen, bald standen sie im Pfarrhaus vor der Mutter, von deren wehmüthigen Gesicht die Freude wieder strahlte. Während Franziska eilte, die Kleider zu wechseln, blieb Ernst mit der Mutter allein.

„Ich danke Dir, Ernst," sagte sie freundlich, „daß Du mir nicht weh gethan in meinem Kinde, sie ist ein wunderliches, aber doch ein gutes Kind!"

Ernst blieb den Abend da und erkannte mit heißem Dank gegen Gott, daß er ihm zu der Braut auch eine solche Mutter geschenkt, welche in den Wegen Gottes so wohl erfahren, seiner unerfahrenen Jugend zur Seite stehen sollte in dem Werk an der Gemeinde, zu der er zum Hirten berufen war. —

Die Sonne schien am andern Morgen schöner zu leuchten, die Glocken heller zu klingen; es war ein wunderbares Funkeln und Strahlen rings umher, gleichsam ein neuer Lebensodem wehte, und unsere Freunde in dem Sommerfelder Bauernhaus fühlten recht die Herrlichkeit Gottes in der Natur, wie seine allmächtige Hand das Kleinste, wie Größte wunderbar bereitet hat und wie man gar nicht aufhören kann Seine Herrlichkeit zu bewundern. Wie heute die Sonnenstrahlen, jener Ausfluß des geheimnißvollen Lichtballes sich auch in den kleinsten Wassertröpfchen spiegelten und in jedem ein neues Wunder hervorriefen, ebenso groß und unnachahmbar, als die ganze Welt strahlender Edelsteine, so bricht sich ja auch ein Wiederschein jenes großen, wunderseligen Versöhnungsgeheimnisses in den vielen Menschenherzen und scheint im Einzelnen stets wieder ein neues Wunder.

Dieser Glanz der Herrlichkeit, der sich in unendlichen Strahlen im Menschen verklärt, hatte sich wieder sichtlich bezeugt, und deshalb redete die erschaffene Welt um sie her so deutlich von dem Schöpfer, dem nichts zu klein ist, daß Er es nicht versorgen, nicht lieben sollte.

Das war ein liebliches Pfingsten in Sommerfeld, an dem sie recht spürten, wie sich der Geist nicht unbezeugt läßt und aus vollem Herzen sangen sie alle:

O, Du fröhliche, o Du seelige, freudebringende Pfingstenzeit!

Digitized by Google

Diplomatische Revue.

Wochenschau.

Das Cabinet in London hat sich vervollständigt, Russell ist in die Lücke eingerückt, die durch den Tod Palmerstons erzeugt worden war, und hat das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten an den Grafen Clarendon abgetreten. Wir erkennen die ästhetische Gerechtigkeit an, die darin liegt, daß Lord Russell in seinen hohen Jahren noch einmal zur Premierwürde gelangt, nachdem der Mann, der so oft sein Nebenbuhler, so oft sein Mitarbeiter gewesen, und dessen größeres Glück ihn von der obersten Würde ausgeschlossen hatte, den Schauplatz verlassen hat. Dem Reform-Namen Russell würde etwas gefehlt haben, wenn sein Träger nicht noch einmal vor dem Tode das Ruder in Händen gehabt hätte.

Die parlamentarische Geschichte Englands während der letzten beiden Jahrzehnte wurde nicht so sehr durch den Kampf der Whigs und Torys als durch das Widerspiel der beiden größten Staatsmänner der Whigpartei, Palmerston und Russell, bestimmt. — Wenn die Tories in die Gewalt kamen, so geschah das nie durch Verdienst oder durch ihre Anstrengung, sondern nur in Folge irgend einer Wendung, die in dem Verhältnisse zwischen Palmerston und Russell eingetreten. — Ihre Geschäftsführung war daher immer blos ein Zwischenfall, der zu jenem Turniere gehörte, so daß die Torys eigentlich nur die Statthalter heißen konnten, welche die öffentliche Gewalt einstweilen unter Obhut nahmen, bis die wahren Souveräne, Russell und Palmerston, sich wieder verständigt haben würden.

Russell hatte im Jahre 1850, während er der Chef Ministeriums war und Palmerston unter ihm diente, einen Bund mit der Königin geschlossen, um die dictatorische Manier Palmerstons im Zügel zu halten. Er hatte eine Ordre der Königin erwirkt, wonach Lord Palmerston keine Depesche, keine Weisung nach dem Auslande schicken sollte, ohne daß dieselbe vorher von der Königin geprüft und genehmigt worden sei. Als Palmerston im December 1851 dieser Ordre zuwiderhandelte, ward er gezwungen, das Amt niederzulegen. Wenige Monate später mußte aber auch Lord Russell einsehen, daß die Hauptstütze seines Ministeriums gewichen sei; er stürzte durch ein Amendement, welches Palmerston zu Russells Milizbill stellte. Lord Derby bildete die neue Verwaltung.

Ein Jahr später verbündeten sich Russell und Palmerston gegen das Tory-Cabinet. Sie siegten; aber da der Streit nicht zu entscheiden war, welcher von beiden die Premierschaft erhalten sollte, so wurde ein Neutraler, Graf Aberdeen, zum ersten Lord des Schatzes gemacht. — Inmitten des

Digitized by Google

russischen Krieges sprengte Palmerston das Ministerium Aberdeen und errang die Premierwürde. Russell ließ sich von ihm zum Vertreter Englands bei den Wiener Conferenzen (1855) verwenden. Die Conferenzen scheiterten, das Parlament schrie über die Ungeschicklichkeit Russells, und hiermit gewann Palmerston einen Vorwand, den letzteren fallen zu lassen.

Von nun an wurde Clarendon der Vertraute und Schüler Palmerston's. Clarendon machte den Pariser Frieden und wurde von Napoleon in die Geheimnisse der Humanitätspolitik eingeweiht, die denn auch in der bekannten Erklärung über das Recht der neutralen Flagge einen Triumph feierte.

Im Beginn der Parlamentssession von 1857 suchte Russell den Lord Palmerston zu werfen; er machte mit Cobden gemeinsame Sache und es gelang ihm in der That, eine Resolution durch das Unterhaus zu bringen, durch welche die asiatische Politik Palmerstons, die gerade damals in dem Bombardement von Canton gegipfelt hatte, verurtheilt wurde. Aber Palmerston stand fest, er löste das Parlament auf, die Neuwahlen entschieden für ihn. Damals erreichte er den Höhepunkt seiner Macht; die Ueberwindung der indischen Revolution im Jahr 1857, gegen welche er eine wunderbare Energie entwickelte, wird seinen Ruhm verewigen.

Gleich darauf kam jedoch ein neuer Sturz. Orsini machte sein Attentat, zu welchem er in London die Vorbereitungen getroffen hatte; Napoleon forderte von England Gewährleistungen gegen die Verschwörer; Palmerston legte dem Unterhause die Verschwörungsbill vor, und mußte einem Sturm des Unwillens weichen, dem Russell den populären Ausdruck verlieh, indem er sagte, er „weise jeden Antheil an der Schande zurück, der englischen Nation solch ein Gesetz zugemuthet zu haben."

Von Neuem bildete sich ein Tory-Ministerium; die beiden Rivale, schien es, waren für immer mit einander zerfallen. Doch der italienische Krieg machte das Unmögliche möglich; im Mai 1859 vollführten Russell und Palmerston einen gemeinsamen Angriff auf das Ministerium Derby und theilten sich in die Beute, nachdem sie gesiegt hatten. Palmerston erhielt die Würde des Chefs des Cabinets, Russell die auswärtigen Angelegenheiten, die er ziemlich unumschränkt verwaltete. So ist es bis zum Tode Palmerstons geblieben.

Wir wiederholen, daß es eine Manifestation ästhetischer Gerechtigkeit ist, wenn Russell jetzt dem Staatsmanne in der Premierwürde folgt, mit dem er so oft gerungen, und mit dem er so oft Hand in Hand gegangen. Das politische Gestirn, das nächst Palmerston das strahlendste war, durfte nicht von dem Himmel Englands verschwinden, ohne noch einmal nebenbuhlerlos geleuchtet zu haben.

Ein Ersatz für Palmerston wird Russell nicht sein können. Vielmehr wird eine Theilung derjenigen Arbeit eintreten, die Palmerston bis dahin allein leistete. Palmerston hielt das napoleonische Frankreich darnieder, indem er es cajolirte. Diese beiden Seiten in dem Verhältnisse Englands zu Frankreich, welche der verblichene Staatsmann in sich vereinigte, werden von jetzt an auseinander treten. Wir haben gesehen, daß Russell, so oft er

Digitized by Google

über Palmerston einen Vortheil errang, die Hinneigung des letzteren zum Napoleonismus zum Vorwande nahm: er verdrängte den Lord Palmerston zum ersten Male, weil derselbe den Staatsstreich anerkannt hatte, und er stürzte ihn zum zweiten Male, weil Palmerston aus Gefälligkeit für den Kaiser die Verschwörungsbill einbrachte.

Ueberdies hat Russell bei Gelegenheit der Annexion Nizza's und Savoyen's feierlich im Parlament erklärt, es sei für immer mit der englisch-französischen Allianz vorüber. Eine Einmischung der Westmächte in den Dänischen Krieg hat Russell verhindert, weil er dem Kaiser Napoleon nicht die Fesseln der Neutralität abnehmen wollte. Der jetzige Premier wird also nie im Stande sein, dem französischen Nachbar ein so freundliches Gesicht zu zeigen, wie Palmerston es zu machen verstand. Dagegen ist Clarendon der Mann des westmächtlichen Einverständnisses, wenigstens der Mann für eine solche Phrase. Russell und Clarendon zusammen werden ungefähr einen Palmerston bilden, das heißt so weit die Beziehungen zu Frankreich in Betracht kommen.

Palmerston hat ihnen ein unschätzbares Erbtheil hinterlassen, — ein Parlament, das gerade noch im letzten Augenblick unter dem Druck der Palmerston'schen Autorität gewählt wurde. Mit diesem Parlament wird das Ministerium auskommen. Es wird die Politik der Nichtintervention fortsetzen.

Von Seiten Englands haben wir daher weniger als je eine Einmischung in die Entwicklung zu befürchten, die sich nunmehr vom Norden der Eider auf den Mittelpunkt des deutschen Bundes geworfen hat. Der Depeschenwechsel zwischen den beiden Großmächten und der freien Stadt Frankfurt ist die erste Scene in dem Drama, welches mit einer Reform des Bundes endigen wird. Es giebt in dieser Angelegenheit einen Gesichtspunkt, der noch nicht hinlänglich hervorgehoben worden ist. Nämlich den, daß ja der Gasteiner Convention zufolge die Verhandlungen am Bunde wegen Errichtung einer deutschen Flotte bevorstehen. Wer die ehrliche Politik Preußens kennt, der weiß auch, daß Preußen nicht gewillt ist, sich den Verpflichtungen, die ihm aus jener Convention erwachsen, zu entziehen. Preußen wird also gern auf Verhandlungen am Bundestage eingehen, welche die Herstellung einer maritimen Macht für Deutschland zum Zwecke haben und den Hafen von Kiel zum Stationsorte für die deutsche Flotte erheben. Aber Preußen muß zugleich die Sicherheit und Ueberzeugung besitzen können, daß die Verhandlungen zu einem Resultate führen. So wie die Sachen bis jetzt lagen, war eher die Aussicht vorhanden, daß der etwaige Antrag der beiden deutschen Großmächte den Eifersüchteleien und Kritteleien Gelegenheit bieten würde, zum Ausbruche zu gelangen. Nach der bisherigen Stimmung der Kleinstaaten und Mittelstaaten würde jener Antrag am Bundestage etwa dieselbe Behandlung gefunden haben, welche die Entwürfe und Vorschläge der preußischen Regierung in der preußischen Kammer fanden. Die minderstaatliche Stimmenmehrheit würde sich beeilt haben, die ganze schleswig-holsteinische Frage vor ihr Forum zu ziehen, man hätte unfruchtbare Mäkeleien, unerfüll-

Digitized by Google

bare Erwartungen, unthunliche Wünsche ausgesprochen, man hätte Bedingungen gestellt, die den von den Großmächten erreichten Resultaten ins Gesicht geschlagen hätten, und schließlich wäre man mit erhöhtem Aerger und mit verminderter Fähigkeit, zu einer Verständigung zu kommen, auseinander gegangen. Wir können uns denken, daß die preußische Regierung keinen Geschmack daran findet, am Bundestage dasselbe unnöthige Spiel zu beginnen, was sie jetzt glücklicherweise in Berlin dem Schlusse nahe gebracht hat.

Vielmehr muß eine Garantie vorhanden sein, daß die Verhandlungen über die deutsche Flotte dem Gebiete der Phantastereien und Recriminationen — welche bekanntlich in Deutschland immer Hand in Hand gehen, — entzogen bleiben. Eine solche Gewährleistung kann nur dann geschafft werden, wenn die Zustände im Innern der Kleinstaaten sich gründlich ändern. Es genügt nicht einmal, daß in denjenigen Staaten, welche sich in der Zahl der Mittelstaaten für die leitenden halten, conservative Minister an das Ruder gelangen, denn man hat Beispiele, daß auch Staatsmänner, deren Richtung eine conservative zu sein scheint, die Agitationen der Nationalpartei in den kleinen Staaten benutzen, um gegen Preußen und Oesterreich eine Opposition in Scene zu setzen. Was vor Allem erfordert wird, ist, daß die Mittelstaaten ihre ganze Politik den Bestrebungen und Zielen der beiden Großmächte anbequemen. Nur unter dieser Bedingung wird Deutschland vermittelst hergestellter Machteinheit die Krisis überstehen, die im Anzuge ist. Die Cabinette von Berlin und Wien haben jetzt den kleineren Bundesgenossen zu verstehen gegeben, daß Preußen und Oesterreich sich nicht mehr wollen majorisiren lassen, weder auf einem Abgeordnetentage, noch auf dem Bundestage. Die Sache der Mittelstaaten wird es sein, aus dem deutlichen Avis die richtige Schlußfolgerung zu ziehen.

Correspondenzen.

Berlin, den 1. November. Das Leichenbegängniß der Opfer jener traurigen baulichen Katastrophen hat unter der lebhaftesten Betheiligung stattgefunden. Unmittelbar hinterher suchte ein Theil des Gefolges Trost in Frühstückslocalen und beendigte die ernste Feier im lebhaften Handgemenge. Wir wollen hierüber ein großes Geschrei nicht erheben; solche Ereignisse sind Auswüchse der Verhältnisse einer großen Stadt; unter fast 9000 Tischlergesellen konnte eine persönliche Theilnahme nur bei den wenigsten vorausgesetzt werden; man sollte aber auch auf anderen Gebieten die Consequenzen solcher Zustände nicht vergessen. Leider geschieht dies aber nur zu oft. Personen,

Digitized by Google

welche sich bei Veranlassungen des gewöhnlichen Lebens zu zügeln nicht verstehen, werden aufgefordert über Fragen zu Gericht zu sitzen, welche selbst dem gewiegtesten Staatsmanne den Kopf warm machen.

Unsere localen Behörden befinden sich in voller Thätigkeit, um die Bedenken über die Solidität dieses und jenes Baues zu untersuchen, welche jetzt ihnen von allen Seiten zur Kenntniß gebracht werden; dies wird noch eine Zeit lang so fortgehen, bis auch diese Aufregung in sich selbst ihr Ende finden wird. Sicherer werden dadurch die Häuser allerdings nicht. Wir halten es gradezu für ein Ding der Unmöglichkeit, alle bereits bestehenden zweifelhaften Bauten zu controlliren, noch weniger, sie unschädlich zu machen, und werden uns mit der Zuversicht beruhigen müssen, daß wenigstens der weiteren Verbreitung dieser heillosen Zustände für die Zukunft ein Ende werde geboten werden. Wir erinnern in dieser Beziehung daran, daß vor einigen Jahren die sichere Fundamentirung eines großen Theiles der neuerbauten Louisenstadt bezweifelt ward und daß noch jetzt in der verlängerten Charlottenstraße einige Häuser Senkungen zur Schau tragen, die bereits früher wesentliche Bedenken erregten. Es ist gradezu unmöglich, allen diesen Gebrechen abzuhelfen; auch auf diesem Gebiete wird Berlin die Folgen der Leichtfertigkeit zu tragen haben. Die jetzt ertheilte nachdrückliche Warnung wird hoffentlich, wenigstens für die Zukunft, ihre Früchte bringen.

Eine jetzt in Berlin aufs eifrigste betriebene Bauart harrt auch noch ihrer Prüfung durch die Erfahrung. Wir meinen die Sucht, die Mauern der Parterre-Etage durch eiserne Pfeiler zu ersetzen, ein Versuch, der sich sogar hier und dort in der ersten Etage wiederholt. Uns schwindelt oft, wenn wir Fronten erblicken, die fast nur aus Spiegelscheiben bestehen, zwischen denen sich die eisernen Stützen kaum bemerklich machen. Wir zweifeln nicht daran, daß die Bauausführung eine zuverlässige sei, aber darüber fehlt es doch wohl noch an Erfahrungen, welchen Einflüssen der Witterung diese Art der eisernen Verbände ausgesetzt sei, ob der Zahn der Zeit oder des Rostes nicht vorzugsweise gern gerade an diesen Pfeilern nagen wird.

Im Uebrigen verkennen wir die Annehmlichkeiten dieser Bauten nicht; es ist eine wahre Freude, die geschmackvolle Decorirung derartiger Schaufenster zu betrachten, und selbst zur Straßenbeleuchtung tragen dieselben wesentlich bei. In der anziehendsten Schaustellung der Modewaaren wird Berlin jetzt kaum den anderen Weltstädten nachstehen; dagegen fehlt es noch immer an einem ähnlichen Streben für die Verkaufsstellen der Eßwaaren. Es hängt dies mit dem Triebe zusammen, lieber für äußeren Zierrath Geld auszugeben, in der Häuslichkeit selbst aber auf nahrhaftere und bessere Kost zu verzichten. Die wenigsten Berliner Fleischer versteigen sich zu anderer Einladung der Käufer, als zu der bekannten weißen, mit einigen alten Blutflecken gesprenkelten Schürze, die über einen Stuhl gebunden, das Berliner Wahrzeichen für frisch gefertigte Wurst abgiebt.

Schlachthäuser und Markthallen werden zwar in den Zeitungen fleißig besprochen, harren aber seit Jahren der Ausführung entgegen. So lange

Digitized by Google

noch nicht jedem städtischen Bezirke eine Turnhalle zur Disposition steht, werden wir wohl auf jene gemeinnützigen Anlagen verzichten müssen.

Mit Genugthuung bemerken wir die Thätigkeit, welche die staatlichen Behörden entwickeln, um der Beseitigung der Stadtmauer an ihrem Theile förderlich zu sein. Die Telegraphenleitung ist jetzt wohl überall von der Krone der Mauer in den Schooß der Erde verwiesen. Die Thore werden ebenso beseitigt. Es gewährt einen prächtigen Blick jetzt von dem Potsdamer Thore aus die lange und lebhafte Leipziger Straße hinabzuschauen; leider scheint aber die Hauptaufgabe, die Niederlegung der Stadtmauer selbst, nur langsam vorzuschreiten.

Begierig sind wir, nach Jahr und Tag zu erfahren, welchen Einfluß die Vorlegung der Zollstätten von den Thoren nach weiteren Außenpunkten auf die Einnahmen geübt hat; wir möchten an eine Schmälerung glauben. Jedenfalls gehört die große Bereitwilligkeit, mit welcher die Staatsverwaltung keine Opfer gescheut hat, um die Beseitigung der Stadtmauer zu ermöglichen, zu den Wohlthaten, welche Berlin den Königlichen Behörden zu danken hat. Es möchte der Mühe lohnen, hierüber Buch und Rechnung zu führen, Leistung und Gegenleistung zu vergleichen. Das Conto der Gegenleistung wird kaum einen Ueberschuß von Dank und Erkenntlichkeit nachweisen.

Die Gebäude an den Thoren, welche bisher die Steuerbehörden inne hatten, sind nicht niedergerissen worden, die denselben zu gebende Bestimmung ist noch unbekannt. Jedenfalls wünschen wir, daß sie nicht in Privatbesitz übergehen, an einem gemeinnützlichen, öffentlichen Zwecke, welchem sie zu überweisen wären, wird es gewiß nicht fehlen, zumal wenn die Stadt sich immer mehr jenseits der bisherigen Thore auszudehnen fortfährt. Stationsorte für polizeiliche Wachtmannschaften sind schon jetzt schwer zu finden. Die Bureaus der einzelnen Polizeireviere sind fast überall in Miethsräumen untergebracht und machen sich lediglich durch ein am Eingange angebrachtes Schild kenntlich, was in der Dunkelheit, wo die Hülfe der executivischen Polizei oft am nöthigsten ist, kaum aufgefunden werden kann. Wir halten dies noch für einen Mangel in der äußeren Einrichtung unserer localen Polizei.

Nur die Feuerwehr hat sich nach und nach stabile und angemessene Räume für ihre Unterkunft zu verschaffen gewußt.

Die Anerkennung dieser wackern Schaar ist auch in letzter Zeit von allen Seiten erfolgt, von Allerhöchster Stelle wie im Schooße der Stadtverordneten.

Die letzteren haben offenbar einen früheren Mißgriff hiermit ausgleichen wollen, ein Bestreben, welchem wir eine Verallgemeinerung von Herzen wünschen.

Als einen eigenthümlichen Vorgang zwischen den beiden städtischen Behörden heben wir aus der letzten Zeit hervor, daß die Eine wie die Andere sich veranlaßt gesehen hat, Schriftstücke der Oeffentlichkeit durch den Druck zu übergeben, die der vorgesetzten Behörde gegenüber eine Kritik über die Leistungen fällen, welche von dem gegnerischen städtischen Organe ausgegangen sind. Die Kritik ist eben nicht eine belobigende, und so sind dem der-

Digitized by Google

einſtigen Geſchichtsſchreiber der ſtädtiſchen Verwaltung Berlins authentiſche Materialien geliefert, über die Inſubordination, Formloſigkeit, Ueberhebung, unter welchen die ſtädtiſche Verwaltung des Jahres 1865 ſich bewegt haben ſoll. Wir müſſen geſtehen, daß uns Vieles in der jetzigen Zeit unbegreiflich iſt, wie man aber dazu gekommen iſt, gerade dieſe Wäſche vor den Augen des Publikums vorzunehmen, gehört für uns zu den größten Räthſeln.

Nach beiden Seiten hin können wir nur den wohlmeinenden Rath ertheilen, derartige Berichte nicht ferner zu veröffentlichen. Das beſte Mittel wäre freilich, die Veranlaſſung zu denſelben ganz zu beſeitigen.

Erfreulicher iſt die Thätigkeit, welche ſich der Erforſchung der Vergangenheit Berlins zuwendet. Das Intereſſe an dem desfallſigen Vereine wächſt je mehr und mehr und wir haben nur den Wunſch auszudrücken, daß nicht blos die Zahl der Zuhörer, ſondern auch die der Forſcher ſich ſteigern möge. Bisher ſcheint der Kreis der vortragenden Mitglieder noch ziemlich eng gezogen zu ſein.

Mitten in vergangene Zeiten konnten ſich in den letzten Wochen die Beſucher des Thiergartens verſetzt fühlen. Dieſer wimmelte von erwachſenen und jugendlichen Sammlern, welche die in dieſem Jahre beſonders reichlich fallenden Eicheln aufſuchten. Wir fühlten uns als echte Germanen, wenn ſchon wir nicht leugnen können, daß wir gerade keine Neigung verſpüren, einer Einladung Folge geben zu ſollen, die uns an den Caffeetiſch einer dieſer fleißigen Sammlerinnen gerufen hätte. Aufrichtig gefreuet hat es uns aber, daß die Thiergartenverwaltung dieſer Ausnutzung der Eichencultur keine Hinderniß entgegengeſtellt hat, wie wir denn auch anderer Seits keinen Mißbrauch oder Händel bemerkt haben. Hunderte waren friedfertig nebeneinander beſchäftigt, dieſes Surrogat der braunen Bohnen in Körben und Tüchern der häuslichen Wirthſchaft zuzuführen.

---

* Schleswig, 1. November. Die Worte des Gouverneurs von Manteuffel treffen ſtets die Lage der Dinge auf den rechten Fleck. Anfänzlich mögen einzelne ſeiner prägnanten Wendungen ein gewiſſes Stutzen erregen, aber ſobald der erſte Choc überwunden iſt und man ſich die Sache zurechtgelegt hat, findet man, daß der General dem, was thatſächlich vorliegt, den entſprechenden Ausdruck verliehen hat. Herr von Manteuffel ſtellt jene Miſchung des Militairs und des Politikers dar, welche das Vorrecht einer Art von ſtaatsmänniſcher Inſpiration zu beſitzen ſcheint. Aber wir haben hier etwas Größeres und Bedeutſameres vor uns als etwa den bloßen Inſtinkt, der ſich der Wahrheit wie von ſelber nähert, ſondern wir beobachten an dem General die Functionen des ſchärfſten Urtheils, welches eben durch jene Verknüpfung des Militairiſchen und Politiſchen auf die Höhe der Situation gehoben wird. Der Militair iſt daran gewöhnt, deutlich zu ſehen, er iſt darauf angewieſen, ſich nicht durch Phraſen beſtimmen zu laſſen; und

Digitized by Google

indem es seines Amtes ist, stets den practischen Effect im Auge zu behalten, so geht die Kunst, immer rasch den Lebenspunkt einer Frage herauszufinden, bei ihm gleichsam in das Blut über. Dies halten wir für den Grund, weshalb die militairischen Politiker meist die klarsten, überzeugendsten, oft auch die beredtesten sind. Was ich übrigens davon gesagt habe, daß des Herrn von Manteuffel Auslassungen manchmal einen Choc hervorbringen, bezieht sich nicht auf diejenigen Sätze seiner Reden, worin er erklärte, daß an eine Abtretung Nordschleswigs nicht zu denken und daß Schleswig-Holstein jetzt definitiv schleswig-holsteinisch geworden sei; vielmehr haben diese Sätze sogleich einen unbedingten Beifall gefunden. Ja, der Wiener Friede hat eine Schöpfung zur Folge gehabt, welche Schleswig-Holstein heißt. Das Wort Schleswig-Holstein, welches bis dahin ein Parteiausdruck und nur ein Werkzeug für Agitation war, ist jetzt eine wirkliche Existenz geworden, jetzt zum ersten Male, und es wird darauf ankommen, dieser in die Geschichte eingetretenen Existenz ihre Rolle neben den anderen Staatskörpern anzuweisen.

Die Frage, wie Schleswig-Holstein constituirt werden solle, nimmt also fortan den Vordergrund ein. Man sagt sich hier in Schleswig, daß in dieser Beziehung nur zwei Möglichkeiten stattfinden, daß nämlich entweder die Herzogthümer dem preußischen Staate annectirt werden, oder daß sie ein selbstständiges Dasein unter der Regierung des Großherzogs von Oldenburg erhalten. Seien Sie überzeugt, daß diese beiden Möglichkeiten, die von dem Willen und den Berechnungen Preußens abhängen, unter den Besonnenen, welche sich von den Leidenschaften und Verblendungen der Partei unabhängig gemacht haben, die ernsteste Erörterung finden und aufs Angelegentlichste abgewogen werden. Den Ausschlag wird die Beantwortung der Frage, welcher Weg für die Machtstellung Preußens der vortheilhafteste sei, herbeiführen. Und die gesicherte Machtstellung Preußens ist wiederum von derjenigen Manier abhängig, in welcher die preußische Staatsregierung ihre Beziehungen zu den deutschen Bundesstaaten regelt.

Es ist ein oft wiederholter Satz, daß in Schleswig-Holstein und in den hierselbst getroffenen Einrichtungen das Vorbild für die Neuordnung der deutschen Bundesverhältnisse geschaffen werden wird. Preußen hat den Beruf, den Bund zu reformiren, ihn vermittelst der Reform zu stärken; es soll die Kräfte des Bundes zusammenfassen, indem es den einheitlichen Willen, der in Deutschland abhanden gekommen ist, wiederherstellt. Ihm liegt es ob, die heilsame Form hierfür zu finden. Wird nun die Form der Annexion den preußischen Staat zum Ziele geleiten? Wir erinnern noch einmal, daß Schleswig-Holstein Vorbild zu sein bestimmt ist. Wenn die deutschen Souveräne sehen, daß die Herzogthümer annectirt werden, so werden sie für sich selber ein gleiches Loos befürchten. Diese Furcht wird eine Spaltung, eine Entfremdung gegen Preußen hervorbringen. Obschon Preußen durch die Annexion der Herzogthümer in seinem äußern Umfange wächst, erleidet es doch in dem Umfange seiner moralischen Autorität und seiner hegemonischen Gewalt eine Einbuße. Preußen besitzt dann eben nur das,

Digitized by Google

was es mit seinen Machtmitteln factisch deckt. In den darüber hinausliegenden Gebieten würde die Furcht ein unbehagliches Gegengewicht wider die Anerkennung des preußischen Berufes sein. Ist es also der Beruf Preußens, mit seiner Autorität den ganzen Bund zu umspannen, so muß es ein Mittel ergreifen, um jene Furcht zu beschwichtigen und um die Souveränität der Fürsten mit den Anordnungen, die für die einheitliche Sicherheit Deutschlands nöthig sind, zu versöhnen. Dieses Mittel liegt in der Constituirung der Herzogthümer unter der Souveränetät des Großherzogs von Oldenburg neben der Ausbildung der in den Februar-Bedingungen niedergelegten Garantieen. Indem auf solche Weise den Fürsten die Besorgniß, daß ihr Thron in Gefahr schwebe, genommen wird, bleibt ihnen kein Vorwand, die Reform abzuweisen, deren Deutschland im Angesichte der übrigen europäischen Mächte bedarf. Es kommt noch hinzu, daß durch die Einsetzung des Großherzogs von Oldenburg dem Rechte des Gottorpischen Hauses genügt, und somit nicht blos der factische Zustand auf das Terrain des Rechtes hinübergeleitet, sondern auch eine weitreichende Allianz gesichert werden würde. Ihr Correspondent spricht aus reinem Interesse für die Machtfülle Preußens; er möchte nicht gerne, daß Preußen die Kräfte, die der Ausführung großer Reformen vorbehalten sind, in einem localen Kampfe gegen das Selbstständigkeitsgefühl der Herzogthümer, welches immerhin ein zu schonendes Gut ist, zersplittere.

Militärische Revue.

Der letzte amerikanische Krieg.

Neue Folge.

II.

Diese Toleranz war aber der innersten Geistesrichtung der „Freunde der Freiheit" zu wenig entsprechend, um dauernd zu sein. In der That änderte sich dies auch gradatim; je näher die Armeen Lincoln's den Grenzen Kentucky's rückten, desto sullanischer trat die republikanische Partei auf.

Den Anfang machte die Verhaftung des greisen früheren Gouverneurs des Staates Morehead, den man des Nachts aus seinem Bett riß, als Verherrlichung der „Habeas-Corpus-Acte" vermuthlich!

Darauf folgte ein System des Terrorismus, das eine große Zahl Bürger des Staates über die Grenze trieb, und der Confederation in die Arme warf.

Darauf wurde der General Rousseau von Seiten der federirten Regie-

Digitized by Google

rung beauftragt, zu Louisville eine Brigade zu versammeln, behufs eines Einfalles in das Gebiet der Confederation, doch glaubte man das Volk von Kentucky noch nicht „gemaßregelt genug", um hierbei ehrlich verfahren zu dürfen. Man legte daher nur die Werbelisten in Louisville auf, sammelte die Angeworbenen aber in Jeffersonville, jenseit des Flusses, auf dem Staatsgebiete von Indiana.

Als das Volk sich auch dies gefallen ließ, schritt man zum offenen Neutralitätsbruch, bei Lexington wurde ein Lager bezogen, das Zeughaus von Kentucky seiner Waffen beraubt und damit die Angeworbenen, welche nur zu einem Drittel aus Kentuckern bestand, bewaffnet. Die andern zwei Drittel lieferte die Volkshefe von Tenessee und Indiana.

Zugleich aber erschienen von den Anhängern der Federation Proclamationen, welche diese Truppe als „kentucky home guards" hinstellten, die eine rein defensive Bestimmung habe.

Unter diesen Vorgängen, die wir hier nur angedeutet haben, war der Sommer verflossen, nun aber durfte die confederirte Regierung auch keinen Moment mehr zaudern, wenn sie sich nicht den Folgen eines Einfalles von Kentucky her aussetzen wollte, demgemäß besetzte der confederirte General Polk am 4. September Columbus, der confederirte General Jeff. Thompson besetzte, wie wir bei der Missouri-Campagne gesehen haben, das auf der Missouri-Seite des Mississippi belegene New-Madrid, der künftige Schauplatz des heißen Kampfes, bei Island Nr. 10.

Die Federation erhob hierüber ein nicht unbedeutendes Geschrei, als aber General Polk ihnen verständiger Weise sagen ließ: so wie sie Kentucky räumten, würde er es auch thun — so schwiegen sie und blieben da!

Damit war der erste Act der Neutralitätsposse vorüber, sehen wir nun den zweiten und dritten Act an.

Gegen Ende des Sommers gelangte in das confederirte Hauptquartier die sichere Anzeige, daß die Federirten von Kentucky aus einen Einfall in Ost-Tenessee durch den Cumberland-Paß beabsichtigten.

Diese Absicht zu vereiteln wurde General Zollikoffer mit 8000 Mann über Knoxville nach dem bedrohten Punkt von der Regierung von Richmond beordert.

Am 14. September theilte dieser confederirte General dem Gouverneur des Staates, Magoffin, folgende Notification mit:

„Da es die Sicherheit von Tenessee dringend erheischt, so besetze ich den Paß von Cumberland, und die „drei langen Berge" im Gebiet von Kentucky. Schon vor einigen Wochen habe ich erfahren, daß der federirte Officier zu Hoskins Croß Roads die Invasion in Ost-Tenessee beabsichtigt, und fortwährend unsre Bevölkerung anreizen will, unsre Straßen und Brücken zu zerstören. Ich habe diese durch die Vorsicht gebotene Maßregel so lange verschoben, bis die despotische Regierung von Washington, indem sie sich weigert, Kentuckys Neutralität anzuerkennen, durch die Errichtung großer Lager (formidable camps) zu erkennen gegeben, daß sie die Absicht hat, erst unser wackeres Land, dann uns selbst zu unterjochen. Tenessee fühlt, und

Digitized by Google

hat stets gefühlt, daß Kentucky ihm eine Zwillingsschwester ist, daß ihre Bevölkerung sich gleicht an Güte des Characters, Sympathie, Tapferkeit und Vaterlandsliebe. Wir haben bisher und heut noch eine heilige Scheu vor Kentuckys Neutralität empfunden, und werden diese hochachten so lange als unsre eigne Sicherheit dies irgend erlaubt. Meine Truppen werden sich auf der Stelle zurückziehen — so wie die federirten Truppen sich zurückziehen!"

— — — Gleichzeitig proclamirte General Zollikoffer eine Schrift, des Inhalts: Daß er in der Absicht käme, einen südlichen Schwesterstaat gegen feindliche Einfälle zu schützen; es könne daher jeder Bürger Kentucky's sicher sein, daß er in keiner Weise belästigt werden würde, es sei denn, er unterstützte den Feind mit bewaffneter Hand oder indirect durch Spionir-Dienste.

Am 19. September geschah der erste Offensivstoß der kleinen Confederations-Armee: General Zollikoffer detachirte 900 Mann, 600 Mann Infanterie und 300 Reiter auf Barboursville, wo 1500 Mann Infanterie der Federirten in einem mangelhaft befestigten Lager standen. Sie wurden überrascht und auf Somerset zurückgetrieben. Das confederirte Detachement folgte seiner Schwäche wegen nur langsam, hauptsächlich darauf bedacht, den befreundeten Elementen der Gegend Gelegenheit zum Anschluß zu gewähren.

Wenige Tage darauf rückte das Gros der Federirten von Nordwesten des Staates auf Somerset. General Zollikoffer bereitete sich vor, diesem Angriff zu begegnen, und um seinen Gegner, den federirten General Schoepff, zu Detachirungen zu verleiten, ließ Zollikoffer ihm durch falsche Spione die Nachricht mittheilen: Der gefürchtete confederirte General Hardee rücke mit 11000 Mann, von Bowling green her, an, um die Federirten im Rücken und der linken Flanke zu fassen. Diese allerdings *mögliche*, aber unwahrscheinliche Nachricht, erregte eine solche Panique unter den federirten Milizen, daß sie einen sehr eiligen Rückmarsch antraten; ob mit oder *ohne* Erlaubniß ihres Generals, ist nie aufgeklärt worden. Fest steht nur, daß Zollikoffer's Avantgarden-Cavallerie die einzige Truppe war, welche die Nachhut der Federirten zu sehen bekam. Der Rückzug wurde natürlich bald zur Flucht, und „*die wilde Katzen-Hetze*," wie die Kentuckier diese Affaire spottend nennen — begann. Drei Meilen weit war die Straße gesperrt durch zerbrochene Bagage und Munitionswagen, Tornister, todte Pferde, Waffen und kranke oder erschöpfte Federirte, welche der Strom der Fliehenden hinter sich gelassen.

Dies war das Ergebniß des ersten Versuches durch den Cumberland-Paß den Süden mit Krieg zu überziehen, und die kleine Armee Zollikoffer's zu vertreiben.

Ein zweiter Plan des Nordens war folgender: Es sollten mehrere fliegende Colonnen vom östlichen Kentucky aus über Prestenburg durch den Pfund-Paß in das südwestliche Virginien einfallen, um die dort befindlichen Salz- und Blei-Bergwerke zu zerstören und so dem Süden diese unent-

Digitized by Google

behrlichen Hülfsquellen zu entziehen. Gleichzeitig würde hierdurch die strategisch wichtige Bahnlinie Memphis-Richmond in die Gewalt der Federirten gerathen sein.

Das Gouvernement in Richmond konnte gegen diese zweite Invasion, die vom federirten General Nelson mit 6000 Mann unternommen wurde — nur 1180 Mann unter dem Oberst Williams detachiren. Dieser selbst schilderte bei seiner Ankunft am Pfund-Paß in einem Bericht an den Kriegs-Minister die Lage seiner Truppe folgendermaßen: „Die Abtheilung ist eigentlich nur ein unorganisirter, halbbewaffneter und baarfüßiger Haufen. Es fehlt an gezogenen Gewehren, Zelten, Mänteln, Tornistern, Marketendern, kurz an Allem, außer an Kampflust! Bei vielen unserer braven, baarfüßigen Jungen habe ich das Blut ihrer Füße in ihrer Fährte während des Marsches gesehen!"

Während des ganzen October bis zum 8. November hielt Williams mit seiner kleinen Macht die Federirten vor den bergigen und waldreichen Minengegenden fest, ohne daß es dem General Nelson möglich gewesen war, diese oder die Memphis-Richmond Bahn zu erreichen. Als endlich seine Mannschaft bis auf 710 Köpfe geschmolzen war, zog er sich an den Pfund-Paß, den Schlüssel zur Stellung zurück, und verschanzte sich dort.

Der Winter setzte hier den Angriffen des Nordens ein Ziel. —

Die Unions-Parthei in Tenessee war nicht stark aber gut organisirt und durch drei entschlossene Männer geleitet, denen es zu dieser Zeit gelungen war, eine vollkommene Verschwörung zu Stande zu bringen. Der Zweck dieser war nichts Geringeres, als sämmtliche Eisenbahnbrücken Virginiens, Tenessee's und Georgia's an einem Tage in Brand zu stecken. Die hiervon unterrichteten Federirten sollten sich dann mit Uebermacht auf die so isolirten confederirten Detachements werfen und sie aufreiben. Verrätherei unter den Verschworenen ließ das Project nur an drei Brücken in Ost-Tenessee und einer in Georgia zur Ausführung gelangen. Die wichtige Brücke über den Holston, zu Strawberry plains in Ost-Tenessee wurde durch die heroische Aufopferung eines einfachen Mannes, Namens Edward Keelan gerettet. Dieser, ein moderner Horatius Cocles, war dort Brückenwärter, und stellte sich den Brandstiftern, 11 an der Zahl, muthig entgegen: sein steinernes Wärterhaus befand sich mitten auf der, glücklicherweise abgedrehten Drehbrücke, er beantwortete die Aufforderung der Verschworenen durch die Kugeln seines Rifle so nachdrücklich, daß diese mit Zurücklassung von 3 Todten und 1 Schwerverwundeten sich unter Racheflüchen entfernten. Eine indessen herbeikommende Abtheilung confederirter Cavallerie rettete den treuen Beamten, der mit den Worten: „Sie haben mich getödtet, aber die Brücke ist gerettet!" zusammenbrach. Doch waren seine Befürchtungen nicht gegründet, seine Wunden heilten und er lebt noch.*)

Wenden wir uns nun zu dem Theile Kentucky's, wo der Krieg in größerm Maßstabe geführt, auch gewichtigere Entscheidungen zur Folge hatte.

*) cf. Richmond Enquirer vom 25. November 1861.

Digitized by Google

Dies geschah in dem Stromgebiet der Flüsse Ohio und Tenessee. Während die Bodenbeschaffenheit in Ost-Kentucky und Südwest-Virginia beide Theile zwang, den Krieg ausschließlich mit leichten Truppen zu führen, eine Truppengattung, in der die Confederirten während des ganzen Krieges dem Norden weit überlegen waren — gestattete der westliche Theil von Kentucky nicht allein die Entfaltung größerer Massen, sondern die tiefen und breiten Wasserläufe gestatteten auch eine vielseitige Verwendung flachgehender Kanonenboote mit schwerem Kaliber. Diese Waffe nun stand dem Norden in weit größerer Zahl zu Gebote, wie dem Süden, auch lieferte die, durch die südlichen Kaper lahm gelegte nördliche Handelsmarine Hände genug zur Besatzung, während gerade an Matrosen der Süden Mangel litt. —

Der confederirte General Polk hatte seine früher beschriebenen Befestigungen bei Columbus in West-Kentucky noch nicht ganz vollendet, als er von einer starken feindlichen Abtheilung am 7. November 1861 angegriffen wurde. Dies ist die sogenannte

Schlacht von Belmont.

Vor Tagesanbruch erhielt der confederirte General Polk die Meldung, daß eine starke Truppenmasse unter dem Befehl des damaligen federirten Divisions-General Grant in Cairo concentrirt, mittelst Dampfern ein Detachement auf die Missouriseite geworfen und auf das kleine Dorf Belmont dirigirt hatte. Der Leser erinnert sich vielleicht,*) daß die Stellung des confederirten General Polk bei Columbus à cheval des Missisippi war.

Columbus liegt auf dem östlichen Ufer und war durch einen Halbkreis von Schanzen gedeckt, das kleine Dorf Belmont liegt auf dem westlichen Ufer des hier vielleicht 600 Schritt breiten Stromes. Dasselbe sollte als Brückenkopf dienen um eine eventuelle Offensive nach Missouri vorzubereiten. Leider hatte der dorthin detachirte confederirte Oberst Tappan die Befestigungen nicht mit dem nöthigen Eifer geleitet.

Circa 1000 Schritt westlich Belmont beginnt ein hochstämmiger Laubforst, zum Theil mit dichtem Unterholz, der einem Angreifer als undurchdringlicher Schleier dient. Südlich des Dorfes war ein starker Holzverhau angelegt, der sich im Halbkreis an das steile Missisippiufer zurückbog. Dieser linke Flügel also war gesichert. Der rechte dagegen war ein freies Feld mit einigen, kaum aus der Trace heraus gerarbeiteten Feldfortificationen.

Das Dorf selbst besteht fast nur aus hölzernen Häusern und bildet gar keinen Stützpunkt für die Vertheidigung, wie überhaupt kein amerikanisches Dorf, dessen einzelne Farmen keine Abschnitts- und Reduit-Vertheidigung zulassen.

Die Verbindung beider Stromufer wurde durch eine genügende Anzahl von Transportdampfern und Kanonenbooten gedeckt resp. hergestellt.

Nach der eingegangenen Meldung beorderte der General Polk den confederirten General Pillow, den wir schon aus der Missouricampagne**) kennen, mit seiner Division nach Belmont und sicherte ihm für den Nothfall auch

*) Berliner Revue, Band 36, 11. Heft.
**) cf. Berliner Revue, Ba d 37.

Digitized by Google

Verſtärkung zu. General Pillow war kaum in die Poſition gerückt, als die Federirten nach ihrer Gewohnheit in dichten Tirailleurs-Schwärmen aus dem Walde brachen, und hierdurch die Stellung zu nehmen verſuchten. Da die Conföderirten vorbereitet waren, mißlang dieſer Anlauf. Die Federirten warfen nun 2 Infanterie-Colonnen auf den unbeſchützten rechten Flügel des General Pillow. Doch dieſer hatte die Achillesferſe ſeiner Stellung ſchon vorher erkannt, und ſie mit ſeinen bewährten Miſſourimännern beſetzt. Es ſtanden hier unter dem Oberſt Ruſſel als Brigade-Commandeur das 5. und 7. Miſſiſippi-Regiment, unter Tappan, das 13. Arkanſas und 9. Teneſſe, Ruſſells eigene Regimenter. Dieſe braven Truppen ließen die feindlichen Colonnen bis auf 150 Schritt heran, ohne einen Schuß zu thun, dann gaben die vorderen Glieder ein ruhiges, etwas langſames, aber unangenehm ſicheres Büchſenfeuer ab. Die federirten Colonnen öffneten ihre Rotten, daß man von der Tete nach der Queue durchſehen konnte, kürzer und kürzer wurde ihr Schritt — ſie halten! — Da brechen die hintern Glieder der conföderirten Bataillone vor, mit gellendem: „Huh Pich!“ dem Miſſouri Jagdruf, werfen ſie die Gewehre fort und ſtürzen mit dem Meſſer in der Fauſt, auf den wankenden Feind, ſorgſam die Front ihrer Bataillone freilaſſend. Der Gegner wartete dieſen Flankenangriff nicht ab, ſondern ging in den Wald zurück.

Indeſſen rollten die eiſernen Würfel luſtig am linken Flügel.

Druck von A. Paul & Co. in Berlin, Kronenſtraße 21.

Digitized by Google

Die jüngste Versammlung des National-Vereins.

„Sind wir wieder einmal beisammengewesen"

so singt fröhlich der Bruder Studio und so werden auch die jüngst in Frankfurt a. M. versammelten Mitglieder des Nationalvereins, wenn auch nicht in gleich heiterer Stimmung, gedacht haben, ohne daß sie sagen könnten, was eigentlich Zweck und Resultat dieses Commerces gewesen sei.

Der Vater ist freilich nicht mit dem Stocke gekommen, hat der Versammlung kein Ende gemacht und doch hat diese ein Ende mit Schrecken genommen.

Wir wollen den Festgenossen noch einige Bemerkungen mit auf den Weg geben.

Die Hauptaufgabe der Versammlung richtete sich dieses Mal, wie vorauszusehen war, auf die schleswig-holsteinische Frage.

In dieser sind nun die wunderlichsten Beschlüsse gefaßt worden.

Zunächst ward ausgesprochen, daß bevor man sich mit Schleswig-Holstein befassen könne, erst unser preußisches Vaterland zuzustutzen sei; dieses müsse aufhören preußisch zu sein, es müsse deutsch werden, und nachdem dieses geschehen, sollte es den Elbherzogthümern auch gestattet sein, mit oder ohne Erbprinzen, preußisch d. h. deutsch zu werden.

Es macht einen eigenen Eindruck, daß um die schleswig-holsteinische Frage zu lösen, auch Preußen nebenbei auf den Kopf gestellt worden ist, daß die dringende Nothwendigkeit hierzu gar nicht Gegenstand der Debatte gewesen ist, daß das ganze Opfer kurzer Hand sich vollzogen hat, unter Assistenz von einigen 20 Mitgliedern des Nationalvereins, welche die Ehre haben Unterthanen Sr. Majestät des Königs von Preußen zu sein.

Und dies geschieht unter dem Rufe, daß die Selbstbestimmung der Nationen der oberste Grundsatz eben dieses Vereines sei.

Da nun so wenig Herr Schultze aus Delitzsch als Herr Duncker von der Volkszeitung die gesammte Vertretung des preußischen Volkes bilden möchten, so wäre es wohl räthlich und logisch correcter gewesen, die schleswig-holsteinische Frage zu ignoriren und zunächst sich mit dem Willen des preußischen Volkes zu beschäftigen.

Dieses hat schon einmal seine Abneigung, in Deutschland aufzugehen, sehr nachdrücklich zu erkennen gegeben; die vom Frankfurter Parlamente resp. der Centralgewalt entsandten Träger der deutschen Grundacte machten eben keine Fortune und so ist es denn schließlich gekommen, daß der letzte Regent Deutschlands zur Zeit als Arzt in Berlin wohnt, die dortigen

Digitized by Google

Stadtverordneten-Versammlungen besucht und die Reichsverfassung mit seinen Recepten im Portefeuille herum trägt.

Wenn das preußische Volk bereits so deutlich gesprochen, weshalb respectirt der Nationalverein, getreu seinem Programm, nicht diesen Volkswillen, incommodirt uns vielmehr immer noch fort und fort mit der Reichsverfassung des Herrn Loewe, practischen Arztes, Operateurs und Geburtshelfers, wohnhaft Wilhelmsstraße Nr. 86, zu Berlin, Sprechstunde bis 10 Uhr Vormittags.

Derartige Verirrungen kommen ganz einfach daher, daß diese Herren in ihrem eigenem Interesse die absolutesten Tyrannen sind, welche sich nur denken lassen.

Eine solche Verblendung sind wir indessen bei dieser Partei gewohnt, dagegen hat uns, Seitens unserer preußischen Landsleute, dieses Mal in Frankfurt eine Bescheidenheit überrascht, die wir bei ihnen sonst nicht finden.

Es ist also weidlich über preußische Zustände herzezogen worden, und die zwanzig Preußen sind hierbei nicht die letzten gewesen, weshalb haben aber diese nicht des Arndt'schen Liedes gedacht, „mein Vaterland muß größer sein?"

Daß Sachsen, Baiern, Würtemberg und alle die mittleren und kleineren Staaten auch erst in Deutschland aufgehen müßten, bevor die Elbherzogthümer ein Bestandtheil Deutschlands werden dürfen, hiervon ist gar keine Rede gewesen.

Auf Preußen, auf dessen Minister Bismarck ist losgeschlagen worden, daß aber irgend ein Hieb auch anderweitig hin gerichtet worden wäre, hierüber schweigen die Verhandlungen.

Diese würden consequenter und logischer verlaufen sein, wenn man zuerst beschlossen hätte, Preußen deutsch zu machen, dann aber nicht sofort auf Schleswig-Holstein losgefahren wäre, sondern beispielsweise Herrn Schaffrath aufgefordert hätte, versuchsweise mit dem Königreiche Sachsen in dem neuen deutschen Reiche aufzugehen. Es ist doch unbillig, daß die Elbherzogthümer, die noch gar nicht wissen, wo und wie ihnen der Kopf steht, von denen Schleswig nicht einmal zu Deutschland gehört, zuerst sich aller Eigenthümlichkeiten entkleiden und in das Meer allgemeiner deutscher Gleichheit versenken sollen.

Während die 20 Preußen bereitwillig sich in Deutschland auflösten, fehlte es den übrigen Versammelten an gleicher Opferfreudigkeit.

Dieselbe Unbilligkeit resp. Inconsequenz, mit welcher Preußen behandelt ward, kehrte sich dann im fernern Verlaufe auch gegen die Elbherzogthümer.

Es ward diesen versichert, daß ihr Selbstbestimmungsrecht jedenfalls das höchste Gesetz sei, in demselben Athem ward ihnen aber gesagt, daß dieses höchste Gut der Selbstbestimmung, welches allein den Rechtsboden für die Zukunft abgeben dürfe, sich beileibe nicht auf Gebiete und Fragen erstrecken dürfe, für welche allein bei dem Nationalverein die Entscheidung liege.

Es ward den meerumschlungenen deutschen Brüdern zwar gestattet,

Digitized by Google

unter dem Erbprinzen von Augustenburg sich glücklich zu fühlen, aber nur innerhalb der Grenzen, welche ihnen der Nationalverein bereits vor Jahr und Tag in dem Kroll'schen Vergnügungslocale dahin gesteckt habe, daß sie eigentlich nicht augustenburgisch, sondern preußisch und eigentlich auch nicht preußisch sondern deutsch seien.

Wie dies nun mit dem höchsten Rechte der Bevölkerung auf Selbstbestimmung in Einklang zu bringen sei, darüber schwieg der Nationalverein.

Dieselben Herren, welche so oft darüber klagen, daß ihnen in dem eigenen Abgeordnetenhause Zwang angethan werde, schreiben von vorn herein nach ihrem eigenen subjectiven Ermessen vor, was das schleswig-holsteinische Volk zu beschließen habe, unbekümmert ob dieses hierzu bereit sei und ob das preußische Volk hiermit sich abgefunden erachte.

Dies Alles geschieht auf Grund des im Kroll'schen Locale geschlossenen Compromisses, eines Ereignisses, welches über die jetzt dort producirten Kunststücke des Herrn Blondin auch in Berlin längst vergessen ist.

Selbst über das Organ, durch welches die Elbherzogthümer diese opferfreudigen Entschlüsse fassen sollen, decretirt brevi manu der souveräne Nationalverein!

In solcher unlogischen Einseitigkeit vermessen sich denn diese Herren, Fürsten und Völkern Vorschriften zu ertheilen und auch diese neuen Staaten nach ihrem bon plaisir zu gründen.

Der ganze Schwindel wäre gar nicht zu begreifen, wenn es nicht von vorn herein darauf angekommen wäre, durch Gewaltaussprüche, die a priori als ein noli me tangere hingestellt wurden, den tiefen Riß zu verdecken, welcher durch den Nationalverein geht, nicht erst seit heute und gestern, sondern seit der ersten Versammlung des Frankfurter Parlaments.

Als dieses sich für ein Deutsches hielt, war der innere Widerspruch bereits gegeben und der Nationalverein thäte besser sich so lange zu vertagen, bis er einen in Deutschland belegenen Staat entdeckt hat, der geneigt ist in der deutschen Allgemeinheit aufzugehen.

Wie übrigens der folgsamste Menjch doch bisweilen auch seinen eigenen Kopf hat, dies sollten die hinter den Coulissen stehenden Leiter des Nationalvereins auch noch erfahren.

Nachdem trotz des cosmopolitischen Herrn Bürgers beschlossen worden war, was das Comite in der wichtigsten Frage wollte, bäumte sich der Eigensinn hoch auf und der Ingenieur Bauer siegte über die Anträge des Ausschusses.

Wir gönnen der Opposition von Herzen dieses kindliche Vergnügen, wie denn überhaupt von da ab die Verhandlungen des Nationalvereins mehr das Gepräge heiteren Frohsinnes annahmen.

Auch die wehrhafte Jugend ward von den schwatzenden Greisen ins Auge gefaßt und es ward beschlossen, daß jene zu ihrer militärischen Ausbildung sich wesentlich an die active Militärmacht anzuschließen und von dieser ihre practische Ausbildung zu erbitten und zu gewärtigen habe.

Hiermit wird es nun wohl keine Eile haben und wir schlagen vor, den

Digitized by Google

ersten so gebildeten Eleven, sammt dem Unteroffizier, der ihn gebildet hat, an das Barnum'sche Museum als Curiosität abzugeben.

Zum Schluß dieser Skizze finden wir uns jedoch verpflichtet, eines wahrhaft erfreulichen Umstandes zu gedenken, welcher bei der letzten Versammlung des Nationalvereins zu Tage getreten ist.

Preußische Mitglieder waren nur in sehr geringer Zahl erschienen, unter diesen fehlten aber die sämmtlichen Parteigenossen, welche in irgend einer amtlichen Verpflichtung zu der obrigkeitlichen Verwaltung des preußischen Staates stehen.

Kein Professor, kein öffentlicher Beamter, nicht einmal ein einziger Kreisrichter war gekommen, um die Gelegenheit zu benutzen, auf das Bismarck'sche Ministerium zu schmähen und die Verdächtigungen desselben mit anzuhören.

Es ist dies ein Erfolg, zu welchem wir den Spitzen der preußischen Verwaltung aufrichtig Glück wünschen.

Wo nicht Besserung eintritt, muß Furcht helfen.

Wenn das Ministerium nur fort und fort Ernst zeigt, wird nicht die Opposition, diese können wir uns wohl gefallen lassen, aber das oppositionelle Beamtenthum in sich selbst versinken.

Statt dieses und jenes preußischen Beamten, hat dagegen der Nationalverein den berühmten Herrn Classen-Kappelmann als Mitglied des leitenden Ausschusses gewonnen.

Wir betrachten dessen Acquisition als das einzige positive Resultat, welches zum Heile Deutschlands aus der jüngsten Versammlung des Nationalvereins hervorgegangen ist.

Das Duell.

(Fortsetzung.)

Mit dem Materialismus, dem das Leben das Subject dessen ist, was wir das Handeln und Thun der Menschen nennen, mit ihm, der fähig wäre zu sagen: greife in des Nächsten Speise für dein hohes Leben, aber für deine niedere Persönlichkeit nie an deines Nächsten Leben, denn dies ist das Höchste! mit ihm, als zu tief unter uns, haben wir uns gar nicht auseinanderzusetzen; aber, indem wir mit Gneist den Liberalismus verlassen, wollen wir doch an ihm rühmen, daß er Ehrverletzung anerkannte und nach dem kompetenten Richter fragte. Er löste so doch die Frage nicht in ein bloßes Feuerwerk und Platz-Patronen-Schießen der Kinderei und Polissonerie auf, wie es wirklich den innerlich Frommen und dem theueren Quistorp

Digitized by Google

leicht passirt. „v. Roon hat ja nun den Gneist geschimpft und nun ist ja Alles schön und gut!“

Denn das ist jedem Zweifel entzogen, daß alle strittigen Dinge eine letzte Austrags-Instanz haben müssen draußen im Leben, man kann sie nicht nehmen und in den Abgrund des eigenen Subjects verschwinden machen. Das war der Gedanke der Hof-Narren und die Tieck'sche Romantik, die durch ihr Prinzip der Ironie alle Festigkeit der Positionen des Lebens für unwesentlich erklären wollte, mußte überall zum Narren greifen und die Narrethei apotheosiren. Falls keine austragende Instanz gegeben ist, leugne ich, ganz des Schimpfens zu geschweigen, daß ich — wenn ich Zweikampf nicht im Hintergrunde habe — auch jemals nur: „nein!“ zu Jemandem sagen kann. Habe ich nein gesagt, sagt er: „halten Sie Ihr Maul, ich will es so!“ — Ich aber prämiire den Kerl und gehe zu Bette.

Eben weil ein solcher Zwang auf dieser sündigen Welt im Hintergrunde sein muß, organisirt sich im Auftrage Gottes die Staats-Obrigkeit zu dieser Zwangs-Macht, zu dieser letzt austragenden Instanz, und nun läßt sich wunderbar gut: nein! sagen im Handel und Wandel und sonst. —

In Ehren-Dingen aber reicht diese Zwangsmacht nicht hin, weil der Staat, insofern er mit dem Dinge antworten will, was man das Recht nennt, zu etwas greift, was seiner Natur nach mit der Ehre incommensurabel ist. So umgeben sich die Ehren-Personen selbst mit dieser Zwangs-Macht, und wieder kann man wunderbar gut nein sagen, ohne daranf z. B. zu hören: „Herr, was ist da von Ihrer Wahrheitsliebe zu halten!“ Frage ist nicht, ob es eine solche letzte austragende Instanz überhaupt geben solle, wie viele innerlich Fromme meinen, sondern: wo diese zu finden ist. Gneist präjudicirt diese Frage nur, da er gleich vom „Richter“ spricht, wo hingegen „Schlichter“ richtiger sein würde.

Wer ist der kompetente Richter? fragt Gneist mit der Einsicht, daß Staat und Recht und der Mensch in ihnen ein selbständiges, berechtigtes, geschichtliches Leben haben, was sich nicht blos in das Ideelle verpufft: „wir wollen annehmen, daß eigentlich nichts außer Gott Ehre habe, und wollen uns isolirt stellen in den Bezug von Individuum zu Gott, alle Geschichte fallen lassend. —“

Wir haben deutlich genug gesagt, daß das Ebenbild Gottes und die Biblische Regel als Motiv unseres Handelns in demselben das Primäre bleibt, aber das in der Geschichte durch Gott Gefügte und Zugelassene, verpflichtet mich im Handeln secundär.

Die Geschichte sich als ohne Gott, als ungefügt von Gott zu denken, so daß das, was in der Geschichte*) das Geltende geworden ist, mich gar nicht

*) Wir halten die in Amerika von Christen eingeführte Sklaverei für einen Gräuel und Scheuel, für die verfluchteste Pestbeule, die jemals am christlichen Leibe antichristlich ausgebrochen gewesen ist, dennoch ist auch sie geschichtlich, nicht abolitionistisch zu behandeln. Das Gewissen darf nicht blos das Evangelium befragen (man glaube, daß ich dem, was in meinem flammendsten Zorne fleischlich ist, diese Wahrheit mühsam abringe), sondern auch die durch Gott zugelassene geschichtliche Position ist zu erwägen: also allmälige Aufhebung der Sklaverei um der Sklaven (nicht der Herren) willen, und einige Entschädi-

Digitized by Google

verpflichten kann, weil Gott gar nicht darinnen ist, dergestalt, daß mir nur mein Gewissen und die Regel aus Gottes Wort verbleibt, dieser unlebendige Zug evangelischer Frömmigkeit ist nicht sowohl ein Innerliches, als ein äußerlicher Irrthum, in welchem es denn ganz richtig ist, dem Garibaldi die Bibel zu senden, denn dann hat er ja die Norm und das Gewissen auch.

Um das scharf zu erfassen, was wir geschichtliches Handeln nennen, fordern wir zunächst auf, gänzlich von Natur und Geschichte zu abstrahiren, und pure den persönlichen Christ und dessen Gott-gegebene Organisation sich zu vergegenwärtigen. Man hat da auf einen Griff die Potenzen zusammen, welche auch die Geschichte bilden, nur daß noch die absolute Potenz des führenden Gottes und daß noch die Natur hinzutritt, mit den weltökonomischen Ideen Gottes in ihr.

Wir sprechen jetzt pure vom menschlichen Personen-Geist, speciell sofern er That-Wille ist.

Dieser bewegt sich nun in zweien Polen wechselwirkend, doch so, daß der eine Pol bei der Aktion immer den Vorantritt hat. Dieser die Initiative habende Pol ist eine Kraft, die da vermag immer einen absoluten Anfang von sich auszusetzen, immer abzubrechen und neu anzufangen, immer aus einem ideellen Abgrunde des Geistes *Neues* hervorzusetzen, das bisher nicht schon in der Person enthalten war, wie entgegengesetzt in einem Pflanzenkeim immer schon enthalten war, was später aus ihm herauskommt. Aus diesem schöpferischen, königlichen Vermögen stammt es, daß der Mensch in Buße und Reue immer wieder neu anfangen, ein neuer Mensch werden kann, daß er sogar gegen seinen Charakter handeln, daß man keinen Menschen ganz und sicher berechnen kann. In dieser Kraft auch liegt die Verirrung der rationalistischen Zeit, von allem Gegebenen abstrahiren und auch wissenschaftlich „voraussetzungslos" beginnen zu wollen. Es ist dieses revolutionäre Vermögen, das die Basis giebt zu dem alles Uebrige negirenden l'honneur pour moi, und es wieder giebt die Möglichkeit, nicht blos im geschichtlichen

---

gung (um des erworbenen *Rechtes* willen, und nur „einige", wegen Verruchtheit dieses Rechtes).

In diesem Beispiele brennt es so recht deutlich in's Herz, wie die individuelle Obrigkeit in ihrem Thun sich aufrecht zu halten hat selbst gegen den centralsten, ursprünglichen Willen Gottes: daß der Mensch Person und nicht Sache sei!

Selbst das Vieh darf ich nicht zur Sache machen, denn es ist eben Vieh.

Allen Einwürfen, die mir etwa gemacht werden, werde ich Rede stehen; sollte sich aber ein christlicher Sklavenmacher gegen mich erheben, so wird er auf alle Antwort verzichten müssen. — —

Ich will hier nur noch nachholen, daß de Wette, wir citirten ihn, nicht die Sache in ihrer Tiefe faßte, sondern nur meinte, man könne sich nicht unabhängig stellen von der Meinung seines Gleichen. Damit vertritt er zunächst nur, man könne nicht geradezu mit anklatschenden Kleidern gehen, wenn die Crinoline just Mode ist. Auch ich halte es für weise, zwar nicht nothwendig die Crinoline mitzumachen, aber lieber doch noch einige Unterröcke zuzulegen. In dieser Einräumung liegt, daß der de Wette'sche Gedanke eine Beziehung zu dem meinigen hat; aber ich habe wohl nicht nöthig, noch auseinanderzusetzen, wie ich mich von ihm unterscheide.

Schon das l'honneur pour moi und die Incompetenz-Erklärung des Ehrengerichts zeigt, daß der hüpfende Punkt in der Selbstständigkeit der Person liegt, nicht in dem Wiederschein bei den Anderen.

Digitized by Google

Zusammenhange, wie eine schiere Pflanze, fortzuwachsen, sondern reformirend von der Geschichte sich nach Seiten des göttlichen Gebotes zu neigen und von ihrem falschen Wege abzulenken.

Aber was die Persönlichkeit durch Kraft ihres absoluten Anfangs setzt, giebt sie an ihren eigenen werdenden Charakter ab, Masche an Masche und kontinuirlich den Zusammenhang der einzelnen Willens-Acte in und zu Charakter bildend.

Die Perso in der Kraft ihres absoluten Anfangs ist nicht gefesselt an dem schon gewordenen Charakter, aber sie ist gehalten, die neue freie Aktion in Reflex und Berathung mit ihrem bisher gewonnenen Charakter zu thun. — Man rühmt so am Menschen, daß er Charakter habe, zuverlässig sei, daß er ziemlich sicher so und so handeln werde nach bisherigem Charakter. Ohne dies wäre auch keine Erziehung möglich u. s. f. Man führe sich das weiter aus. —

Was man nun heutigen geschichtlichen Bestand an Sitte und Recht nennt, das ist der legitime gewordene Charakter des Volks, und handelt der Mensch nun als Einzelner, ohne Erfolg auf das gemein-Leben, z. B. als ein Freund oder als ein Dankbarer u. s. f., dann fragt er lediglich im eigenen Charakter nach, handelt er aber als ein Einzelner in Bezug auf das gemein-Leben, so reflectirt er, als Einheit von Kraft des Anfangs und von persönlichem Charakter, auf den bisher gewordenen Charakter des Volks, und hat da zu erwägen, ob er den Brüdern mehr hilft durch einen Abbruch vom Geschichtlichen, oder durch seine Identificirung mit diesem, oder durch dessen reformatorische Ausreinigung. Wir in der Duell-Frage finden tiefstgründig das Letztere angezeigt. Hiermit waren wir abermals zum geschichtlichen Handeln zurückgekehrt gewesen. Dem Schlusse zueilend, halten wir Umschau, wo etwa noch Fragen stecken, die dem Leser unerledigt geblieben sein möchten. —

Wenn der zweite Artikel der individuellen Obrigkeit, und zwar der evangelisch-gläubigen eine Sphäre der Selbstständigkeit zusprach gegenüber der Kirche und dem Staate, so ist das klar gelegt, aber der Verfasser schien ihr eine Selbstständigkeit zu geben sogar gegen Gott. Auch dies ist schon hier und da näher berührt, ist aber dennoch erst noch aus seiner Paradoxie herauszuschälen. Daß nun die individuelle Obrigkeit thatsächlich solche freie Sphäre gegen Gott geltend macht, das zeigt klar die Sünde. Doch ist nicht von einer unberechtigten freien Sphäre die Rede, sondern bleibt eine berechtigte nachzuweisen, denn nur auf dieser lastet die Ungereimtheit.

Zunächst haben wir schon früher die formale Selbstzwecklichkeit der Persönlichkeit dargethan, und sie einen Zweck Gottes genannt. Wir gewannen daraus die Einsicht, daß nicht etwa im Interesse des moralischen Inhalts diese pure formale Selbstständigkeit der Person getödtet werden dürfte, und sofern dieselbe die formale Bedingung zum Guten, also zur Uebereinstimmung mit Gott, und zum Bösen, also für ein Reich gegen Gott ist, so wird mit dieser aufrechterhaltenen Selbstzwecklichkeit der Person allerdings die Möglichkeit zu einer Sphäre contra Gott, und zwar berechtigt aufrecht er-

Digitized by Google

halten in Folge eines Zweckes Gottes. Wenn dies nun auch im Auge zu behalten ist, so meinten wir doch noch ein Anderes.

Der Widerspruch von Moral und Recht, den der Liberalismus nicht zu lösen vermochte, erscheint im Christenthum gelöset durch den Dualismus der beiden Autoritäten, welche die Welt ordnen. Gott regiert das Reich der Religion und Moral durch Seine Macht in unserem Gewissen und durch die offenbarten Gebote. Unserer Ebenbildlichkeit steht hier das Urbild der heiligen Person Gottes vor; aber Er reziert die bürgerliche Ordnung, Staat und Recht, nicht unmittelbar. Das Volk als **Staat** ist mit ihr beauftragt bis zur Führung des Schwertes gegen die Uebelthäter, die **innerhalb** des Staates freveln. Der göttliche Auftrag der Obrigkeit.

Wir betonten hier das „innerhalb", um nicht etwa daraus das Recht auf Krieg abgeleitet zu sehen, denn das erwähnte Recht ist Strafrecht, bezieht sich auf Unterthanen.

Die bürgerliche Ordnung, zur Obrigkeit geformt, soll regieren nach göttlichen Geboten und nach einem Urbild der göttlichen Weltordnung, von dem wir doch kein Ebenbild haben. Die bürgerliche Ordnung muß sich das selbst enträthseln, zwar unter einer Führung der Gebote, aber auch unter freier Erkenntniß der Ideen, die Gott in den Weltplan niedergelegt hat, heißen diese nun Besitz, geschlechtliche Gemeinschaft, Staat u. s. f.

Nun entsteht durch die sündige Weltlage, durch den ganzen Stand der Völker außerhalb Gottes ein Dualismus der Gebote, der göttlichen und menschlichen Obrigkeit, wie er nicht in Gott begründet ist, denn wenn dessen Person, so widersprechen sie sich doch nicht und coincidiren in gemeinsamer Angel. Wir haben also in jenem Dualismus religiös-moralischer und rechtlicher Gebote keinen ursprünglichen Zweck Gottes, wohl aber eine beabsichtigte Antwort Gottes auf die Sünde, gleichsam **eine Straf-Bedingung zur immerwährenden Basis unseres irdischen Lebens.**

Denn bis auf den jüngsten Tag bleibt die Sünde, und erst wenn im Gottes-Reiche Gott in Allen Alles ist, wird auch fallen die bürgerliche Obrigkeit.

So ist uns nun für unser Pilgern hinnieden ein Boden dualistischer Gebote unterbreitet. Annähernde Aufhebung des Widerspruchs ist die Aufgabe.

Die rechtlichen Gebote ändern sich, doch in der wechselnden Brandung ragen die unveränderten Gebote Gottes empor.

Wäre es der Wille Gottes, daß Seine Gebote sofort Recht sein sollen, wie hätte Er uns ohne klares Urbild für Seine Weltordnung lassen können, wie hätte er den Völkern selbstständig die bürgerliche Ordnung überlassen können, ohne allen deutlichen Abriß für seinen Weltplan??

Und wäre es so unverständlich, daß Gott klare Gebote und Forderung

Digitized by Google

für uns regulativ aufrichtet, ohne daß wir doch des Erfüllens gleich mächtig sind??

Hat Er nicht Sein Gesetz aufgerichtet gehabt, damit wir in der Ohnmacht zur Erfüllung nach Seinem Evangelium ausschauen möchten, reifend bis die Zeit erfüllet sei! Das Evangelium, die Erlösung kam, aber sie gab nicht die volle Kraft zur Erfüllung, sondern in stellvertretender Rechtfertigung die Gnade statt der Erfüllung.

Dies Verhältniß zwischen Freiheit und Gnade blieb sogar auf religiös-moralischem Gebiete, zu geschweigen, wie in der Sphäre der bürgerlichen Ordnung gar keine Umschöpfung ihrer Bedingungen statt hatte, gar kein Neuschöpfliches. — —

Die Gebote Gottes sind intensiver, sind nun in größerer Concretion verstanden, und so klafft die Wunde gegen den dualistischen Staat leicht um so weiter auf.

Wieder stehen die Gebote Gottes leuchtender denn je vor uns, und sie können nicht unmittelbar zu Recht werden; sie stehen, wie ein Polarstern regulativ vor uns, ohne daß wir des Erfüllens im rechtlichen Leben gleich mächtig wären.

Halte die andere Backe hin bei empfangenen Backenstreich — und solche Gebote, deutet man sie als sofort constitutiv oder regulativ??

So geschieht es, daß ich nicht einzelne Bibel-Verse, die membra disjecta Gottes, nach ihrem statutarischen Buchstaben sofort in Anwendung bringen kann.

Stehe ich nun so da im Dualismus der Gebote als ein Handelnder, so habe ich die Einzel-Gebote Gottes, die membra disjecta, zu erfassen in der Bedeutung, die sie für die gesammte Gott-geordnete Welt haben, und da ist diese jetzt so geordnet, daß ich jene Strafbedingung als immerwährende Basis meines irdischen Lebens (so nannte ich es oben) mitzuerwägen habe.

Es kann sich so fügen, daß ich mir sage: Gott will das, der statutarische Buchstabe sagt es, aber er will auch das Entgegengesetzte, die gesammte Gott-geordnete Welt und Seine Fügung in der Geschichte sagt es.

Ist es denn so schwer zu fassen, daß auseinander zu halten ist: der ursprüngliche Wille Gottes, der aufrecht erhalten bleibt für das Ende und als rettendes, erzieherliches Mittel für die laufende Gegenwart, und sodann der, als Antwort auf die Sünde inzwischen eingetretene Wille Gottes. Dieser letztere beläßt uns in dem zerrütteten Weltzustand, der unserer durch die Sünde verfälschten Freiheit korrespondirt.

Es ist so die Basis unserer freien Aktion ein Zustand, dem in jeder Pore jener Dualismus eingedrungen ist. Das ist als Situation die objective Folge von dem, was subjectiv der sündigende Adam wollte und anstrebte. Nach ursprünglichem Willen waren wir Gott-berathen im konkreten einzelnen Falle; jetzt müssen wir diesen frei selbst beurtheilen nach sittli-

Digitized by Google

chem Tact auf fließenden, gegeneinander brandenden Wellen der collidirenden Gebote.

Jetzt kommt ein Erwägen zwischen Geboten, die Höheres und Niederes betreffen, und die nach den im Weltzustand als möglich gegebenen Bedingungen nicht gleichzeitig zu erfüllen sind.

Jetzt duellire ich mich, um damit einem Willen Gottes zu entsprechen, der im Königthume Gottes Höheres bezielt, als der andere Wille Gottes (kein Leben zu gefährden, Hader unblutig, doch positiv, was eben nicht möglich, zu schlichten), der entgegensteht.

Jetzt muß ich die Congruenz mit der Wirklichkeit verlassen im Bescheide eines Dritten, das heißt, ich muß eine Nothlüge thun, und nach ursprünglichem Willen Gottes soll das nicht sein. Da liegt zum Beispiel meine taube Mutter und meine Schwester krank. Der Arzt sagt: wir bringen die Mutter durch, aber eine plötzliche starke Gemüths-Affection könnte tödtend wirken. — Nun erregt sich meine Mutter und behauptet, ihre kranke Tochter würde in Lebens-Gefahr sein, wenn ein lebhaftes Geräusch zu ihr dringe. Taub, wie sie ist, stellt sie mich an's Fenster: ich soll berichten, ob und wenn ein Wagen heranrassle.

Viere lang kommt einer herangedonnert und die Mutter fragt gerade: „Liebe," spreche ich, „Alles todtstill, nur eine Katze schleicht über die Straße!" Expreß lüge ich noch die Katze hinzu, denn die vorgestellte geschmeidige Bewegung derselben ist Arzenei für die Mutter. Ich stehe ja nicht als Photograph am Fenster, um dieser kranken Frau die Beduten der Wirklichkeit zu präsentiren, sondern mein sittlicher Tact ergreift an dem Ganzen der hier kollidirenden Gebote als die Wahrheit, daß ich als Sohn am Fenster stehe.

Fichte freilich behauptet, wenn die Mutter die Wahrheit (die Photographie der Wirklichkeit) nicht ertragen kann, ist sie werth, zu Grunde zu gehen.

Es kam hier dasselbe zur Sprache, was das Duell als Nothrecht eintreten macht.

(Fortsetzung folgt.)

Sachsen und Preußen.

Mit einer größeren Offenheit ist wohl selten die feindselige Haltung eines kleinen Ländchens gegen einen benachbarten Großstaat zur Schau getragen worden, als dies seit zwei Jahren von Sachsen gegen Preußen geschehen. Wo sich irgend auch nur Gelegenheit fand, auf allen ausgespro-

Digitized by Google

chenermaßen zu politischen Zwecken*) zusammengetrommelten, öffentlich gehaltenen Turn-, Schützen- und Sängerversammlungen, an denen sich der Minister der auswärtigen Angelegenheiten betheiligt, überall wurde der Kriegsruf laut, streitbare Bundesgenossen zu sammeln, um gegen das gehaßte Preußen zu marschiren. Die öffentlichen Tagesblätter, sogar die offiziellen und offiziösen, unter Verantwortlichkeit der Königl. sächs. Inspection, miteingeschlossen, entblödeten sich nicht allein, erlogene Zwiegespräche des albernsten Inhalts von leitenden Persönlichkeiten aus preußischen Palais in verläumderischer Absicht weiter zu verbreiten, preußische Offiziere, die Befreier Schleswig-Holsteins, anzuschuldigen, daß sie als agents provocateurs die Bewohner dieses Landes zur Rebellion gegen Preußen heimtückisch verführten, um sie dann desto sicherer in preußische Sclavenbanden zu schlagen, sondern man wog bereits die verschiedenen Streitkräfte diesseits und jenseits der preußischen Grenze regimenterweise gegeneinander ab, man erklärte in langen Leitartikeln ganz unverhüllte Feindschaft, da „in Sachsen ein Krieg gegen Preußen populär sei", ohne irgend Widerspruch zu finden. Eine dicht an unserer Grenze, zu Leipzig, erscheinende Zeitung, „Die Abendpost", drohte vollends damit, daß der klar und deutlich hingestellte Endzweck dieses Krieges eben kein anderer wäre als: die Verkleinerung Preußens. Erst nachdem drei Wochen dahingangen, namentlich die Gasteiner Convention schon abgeschlossen war, fand die amtliche Zeitung endlich für gut, en passant die Verantwortlichkeit dieser Absichten abzulehnen. Da auch die Herbeiziehung des deutschen „Erbfeindes" nicht mehr gelingen will, so beschwichtigt man die sächsische Kampfbegier durch die naive Vertröstung: Aufgeschoben ist nicht aufgehoben!

„Wir warten nur auf die günstige Gelegenheit!"

Wie unglaublich diese fortgesetzten Provocationen auch klingen mögen, jeder Unbefangene wird sich von der einmal vorhandenen Thatsache überzeugen können, der nur einen ruhigen Blick in die überwiegende Mehrzahl der sächsischen Tagesblätter wirft. Vom „Boten aus der sächsischen Schweiz" und den „Dresdener Nachrichten" an bis zur „Leipziger Zeitung" und der „Abendpost", alle insgesammt athmen den blindesten Preußenhaß.

Wahrlich die Feindschaft war Anno 13 nicht größer, als noch diese „reinen Deutschen" in den Reihen Bonaparte's uns bei Leipzig gegenüberstanden, wo ja das, zu den Streitmassen der „Völkerschlacht" verhältnißmäßig kleine Häuflein der viertausend Sachsen erst dann zu uns übertrat, als wir die Franzosen schon vollständig geschlagen, auch diese sächsischen

*) Das amtliche „Dresdener Journal" hatte sich die politische Rede des Königlich sächsischen Professors Fricke ausdrücklich erbeten und in seiner Nummer 170 sogar veröffentlicht, worin das in preußisch-österreichischen Besitz übergegangene Schleswig-Holstein „noch bis zu dieser Stunde ein echt deutsches Schmerzenskind" genannt wird, während auf diesem Sängerfest auch ein Schleswig-Holsteiner „als Bittender" erschien, um aus den „neuen Sclavenbanden" befreit zu werden; diese und die hierauf folgende Rede des sächsischen Ministers Beust wurden dann in Nummer 13 der „Festzeitung" durch den Druck verbreitet, ebenfalls der Dank eines Holsteiners, daß Dresden seinen Freiheitsmuth bestärkt.

Digitized by Google

Truppen aus dem siebenten Armeekorps des deutschen Erbfeindes keineswegs nun sofort die Waffen gegen ihre französischen Kampfgefährten kehrten, wie die schwarz-roth-goldene Lüge heute frech behauptet. Ja die sächsische Grenadier-Garde ließ sich lieber als Gefangene entwaffnet in das Land „des Feindes" schleppen, ehe sie mit Preußen und Oestreich ging.

Und doch übertrifft die allgemeine Haltung von heute an Fanatismus das Benehmen von damals. Unsere sächsische Nachbarn, die in allen Kriegen uns gegenüberstanden, haben sich im Laufe der letzten Jahre so daran gewöhnt, in Rede und Druckschrift Preußen in jeglicher Art zu schmähen, zu kränken und mit Anderen verbunden mit dem Untergange zu bedrohen, daß ihnen jeder Maßstab der Beurtheilungsfähigkeit abhanden gekommen zu sein scheint.

Gleichsam aus dem Traume aufgeschreckt, ruft die „Deutsche Allgemeine Zeitung", welche mit der eroberungslüsternen „Abendpost" in demselben Leipzig erscheint, erstaunt aus, was für sächsische Zeitungen denn Preußen angegriffen hätten; ja dieses sächsische Journal treibt seine Naivetät so weit, den neulichen Abgeordnetentag als durchaus harmlos und Preußen wohlwollend darzustellen. Und mit dieser Heuchelei macht man sich in demselben Augenblick noch breit, wo eine in derselben Stadt Leipzig erscheinende Wochenschrift, die liberalen „Grenzboten" „Vom Abgeordnetentag" mittheilt, daß „Herr Ludwig Pfau, welcher in einem eignen Broschürchen, bescheidentlich als „„Beitrag zur Lösung der deutschen Frage"" benannt und unter die Mitglieder des Abgeordnetentages gratis vertheilt, die Thesis aufstellt: caeterum censeo Borussiam esse delendam", sagte, „daß Preußen keinen inneren Existenzgrund hat und daß ohne eine Auflösung Preußens in seine Stämme die Bildung eines einigen und freien Deutschlands eine absolute Unmöglichkeit ist."

In solchen wiederholt ausgesprochenen Absichten und Zielen findet das sächsische Blatt nichts Feindliches gegen Preußen, bietet vielmehr „näher an der preußischen Gränze" einen Versammlungsort für derartige Agitationen aus.

Das constitutionelle Belgien sowohl als die republikanische Schweiz hielten seiner Zeit das ihnen fremdnationale Frankreich entschieden für berechtigt, Beweise ihrer freundschaftlichen Gesinnung von ihnen zu fordern, das bundesgenoßliche Sachsen dagegen scheint seine sächsische Unabhängigkeit darin zu suchen, das benachbarte Preußen in jeglicher Weise zu bedrohen.

Digitized by Google

Der Lauenburg'sche Receß von 1702.

Der Receß vom 15. September 1702 ist die Verfassungs-Urkunde für das Herzogthum Lauenburg, welche von dem ersten braunschweig lüneburgischen Fürsten dieses Landes, Georg Wilhelm, erlassen wurde. Wenn wir das Wort Verfassungs-Urkunde brauchen, so darf der Leser nicht darunter ein Mode-Machwerk mit doctrinären Paragraphen, allgemeinen Theorieen, schönklingenden Verheißungen sich vorstellen. Vielmehr ist der Receß eine Sammlung der Rechte und Privilegien, welche im Jahre 1702 im Herzogthum bestanden, wie denn überhaupt zu wiederholten Malen in dem Actenstücke betheuert wird, daß nur das Altherkömmliche fixirt, das Ererbte gewährleistet werden solle.

So beginnt gleich Artikel I. des Recesses: „Erstlich soll Ritter- und Landschaft gesagten Unseres Herzogthums bei denen Juribus und Privilegiis, so sie entweder insgesambt oder ein jeder absonderlich hergebracht oder von voriger Herrschaft erlanget haben, geruhiglich gelassen und dagegen in keinerlei Weise beschweret werden."

Im zweiten Artikel verspricht Georg Wilhelm „daß wir uns mit christlichem Eifer höchst wollen angelegen sein lassen, daß in Unserem Herzogthum Lauenburg die reine wahre Religion, inmaßen dieselbe in denen prophetischen und apostolischen Schriften, auch unveränderten augsburgischen Confession, deren Apologie und anderen libris symbolicis gegründet und enthalten, auch bisher in desselben Kirchen und Schulen gelehret und getrieben ist, neben dem rechten Gebrauch der hochwürdigen Sacramente und der publicirten Kirchenordnung unverfälscht gehalten, auf die Nachkommen fortgepflanzet und die Einschleichung aller Corruptelen und dero zuwiderlaufenden Secten, irriger und falscher Meinungen, wie die auch Namen haben, vermieden und verhütet werden möge; wollen auch unsere Rathstube, Hof- und übrige Gerichte, Canzelei und andere Aemter allein mit solchen Räthen und Bedienten besetzen, so gedachter Religion zugethan sein."

Der dritte Artikel setzt das besondere Hofgericht des Herzogthums Lauenburg in „vorigen Stand".

Im vierten Artikel wird das „gewöhnliche Consistorium" „wieder eingeführt".

Der fünfte und sechste Artikel sprechen von der Wahl des Superintendenten und der General-Visitation.

Dem siebenten Artikel gemäß „soll in dem Herzogthum Lauenburg allezeit eine absonderliche Regierung, Hofgericht und Consistorium, wie auch das allda übliche Sachsenrecht verbleiben und Keiner, der sich in judicialibus gravirt zu sein erachtet, an die höchsten Reichsgerichte zu apelliren gehindert werden."

Der achte Artikel bestätigt die Ritter- und Landschaft in der gutsherrlichen Gerechtigkeit über ihre Gutsleute, mithin auch in Betreff der Setz-

Digitized by Google

und Entsetzung derselben; der neunte Artikel will der Ritter- und Landschaft in Höfen und Dörfern, auf dem Lande und in den gesammten Districten derselben die hohe und niedere Gerichtsbarkeit ruhig belassen wissen.

Der fünfzehnte Artikel lautet: „Wenn Universal-, Polizei-, Hofgerichts-, Kirchen- oder andere Landesordnungen entweder de novo zu machen oder in zweifelhaften passibus zu declariren sind, soll solches jedesmal mit Zuziehung der Landstände auf einem Landtage geschehen; und falls einige das Interesse des ganzen Landes angehende Particular-Ordnungen zu machen wären, wenigstens, wann die Sache moram leidet, mit allen vier Landräthen und Deputationen der Städte, daferne aber periculum in mora, insonderheit mit dem jedesmaligen Landmarschall entweder münd- oder schriftlich darob communiciret und sie mit ihrem Gutachten gehöret werden."

Dem sechszehnten Artikel gemäß soll „das aufzubringende quantum Contributionis, wie es die jedesmalige Nothdurft erfordert mit Ritter- und Landschaft, dem Herbringen nach; angelegt werden"; und quoad modum collectandi soll Ritter- und Landschaft bei ihren bisherigen Quoten und Anschlägen und der Repartation derselben gelassen werden. —

Dies sind die Hauptbedingungen des Recesses, der im Ganzen aus 24 Artikeln besteht. Die acht letzten Artikel beschäftigen sich mit der Einquartierung, den Kriegsfuhren, der Zollfreiheit von Ritter- und Landschaft, den Wittwen, Töchtern und Schwestern von Inhabern adeliger Lehne, mit der hohen und niedern Jagd, dem Holzhau und der Jurisdiction auf den Straßen.

Schon aus dieser kurzen Inhaltsangabe erhellt, wie unmöglich es sei, den Receß ohne sorgfältige Prüfung zu bestätigen, wie denn auch frühere Fürsten sich Zeit genommen haben, ehe sie ihre Confirmation gaben. Der erste braunschweig-lüneburgische Fürst, Georg Wilhelm, hatte das Land bereits dreizehn Jahre inne, bevor er den Receß unterschrieb. Der zweite Fürst aus jenem Hause, Kurfürst Georg Ludwig, confirmirte den Receß keineswegs sofort nach Antritt der Regierung. Der dritte Fürst, Georg II. von England, wartete zwei Jahre. Der nächste Fürst, Georg III. von England, wartete fünf Jahre. Der erste dänische König, der Lauenburg besaß, Friedrich VI., bestätigte den Receß am 6. December 1815, nachdem er schon im Juni das Land durch Tausch erworben hatte. Sein Nachfolger, Christian VIII., bestätigt den Receß am 28. Februar 1845, nachdem er schon im Jahre 1839 zur Regierung gekommen. Der letztverstorbene König von Dänemark, Friedrich VII., hat den Receß als solchen nie in Form einer besonderen Urkunde bestätigt, und auch von der Hand Christians IX. ist während der zwölf Monate, wo dieser König die herzogliche Würde über das Land Lauenburg besaß, keine Confirmation des Recesses ausgegangen. Friedrich VII. erwähnte nur des Recesses mit bekräftigenden Worten in der Verfassung, welche er am 20. December 1853 für das Herzogthum erließ.

So weit die Bestimmungen des Recesses in diese Verfassungsurkunde — um die es übrigens Schade wäre, wenn sie untergehen sollte — aufge-

Digitized by Google

nommen sind, so weit ist auch der Receß vom König Wilhelm bestätigt, da jene Verfassung ja noch nicht für ungültig erklärt ist.

Diplomatische Revue.

Wochenschau.

Wer nicht wagt, der gewinnt nicht, sagt Dr. Gwinner in Frankfurt, und somit hat er die Selbstständigkeit seiner republikanischen Vaterstadt mit einem Male auf zwei verschiedene Karten gesetzt, — erstens auf die Verträge, durch die Frankfurts Souveränetät gewährleistet worden, — und zweitens auf die Erschütterung der Verträge, wodurch einem Jeden erlaubt sei, zu thun was ihm beliebe.

Der Bund ist ein völkerrechtlicher Verein souveräner Fürsten und freier Städte zur Bewahrung der vertragsmäßig festgestellten Unabhängigkeit und Unverletzlichkeit der im Bunde begriffenen Staaten: Auf dieses Vertragsverhältniß gründet Dr. Gwinner die eine Säule des Nachweises, daß keine Macht befugt sei, sich gestattend oder verhindernd mit den Handlungen des Frankfurter Senats zu befassen.

Der Bund ist in einer großen Krisis, im gesammten Deutschland macht sich das Bedürfniß nach einer organischen Veränderung fühlbar, die Ansichten, wie diesem Bedürfniß zu genügen wäre, sind noch nicht geklärt, die Mittel sind bis jetzt unbekannt, Verirrungen sind unvermeidlich, gewaltsames Einschreiten gegen sie ist erfolglos, so lange dem Bedürfnisse keine Befriedigung geworden. Dies ist die andere Argumentationssäule, mit welcher Dr. Gwinner die Freiheit Frankfurts stabiliren will.

Man könnte versucht sein, den Frankfurter Senat aufzufordern, daß er sich für eine der beiden widersprechenden Seiten entscheide, wenn uns nicht noch zum rechten Augenblicke einfiele, daß erst der Widerspruch die volle Freiheit gewährleistet. Beriefe sich Frankfurt allein auf die Verträge, dann wäre es leicht, den Senat zu überführen, daß er, da jene Verträge die innere Sicherheit Deutschlands zum Zwecke haben, seinen Bundesgenossen gegenüber traktatenmäßig verbunden sei, keine Versammlungen auf seinem Territorium zu dulden, welche die Zerstörung des öffentlichen Rechtszustandes zum Zwecke haben. Beriefe er sich nur auf die Erschütterung der Verträge, so würde dasjenige eintreten, was in solchen Fällen stets Platz greifen muß, nämlich das Recht stärkerer Mächte, durch eigenes Vorschreiten

Digitized by Google

die Ordnung zu sichern. Also erst vermöge der Combinationen beider Argumente gelangt der Senat zur vollen Ungebundenheit. Geschieht bei ihm etwas Regelwidriges, so schützt ihn die allgemeine Unklarheit der Köpfe und das nicht befriedigte nationale Bedürfniß. Will man aber die entsprechende Medicin gegen die Unklarheit der Köpfe anwenden, so schützt ihn seine vertragsmäßig stipulirte Unabhängigkeit.

Das ist ein Kunststück, welches der Senat keineswegs erfunden hat. Schon seit Jahren wird dasselbe von den Regierungen anderer Klein- und Mittelstaaten ebenfalls geübt. Inmitten des deutschen Wirrsals glauben sie manchesmal über die Stränge schlagen zu dürfen. Will man sie aber zurechtweisen, so appelliren sie an ihre bundesvertragsmäßige Independenz.

Bei solchen Zuständen kann nur das Recht der stärkeren Mächte den Ausweg angeben, kann man nur an der Hand der Thatsachen, welche das Product der kräftigen Action sind, zu einem Ziele gelangen. Freilich hat die Frankfurter Diplomatie nicht Unrecht, wenn sie darauf hindeutet, daß ja auch Oesterreich durch seine Reformacte nicht blos das nationale Bedürfniß anerkannt, sondern auch die Unsicherheit des bestehenden Rechtes proclamirt habe. Doch sie vergißt, daß Oesterreich gleich nach dem Scheitern der Reformacte eine Wendung that, mit deren Hülfe es, statt der theoretischen und ohnmächtigen Befriedigung des nationalen Bedürfnisses, sich der praktischen und thatsächlichen Durchführung des deutschen Volksstrebens hingab. Oesterreich verabschiedete die Idee und folgte der kriegerischen Initiative Preußens. In jenem Augenblick geschah der erste Schritt zur Entfernung der Unklarheit der Köpfe, und wenn nunmehr die Operation bis an das Weichbild von Frankfurt vorgerückt ist, so wird die Steigerung der Verworrenheit, welche sich in den Antwortsnoten des Senats manifestirt, keine Vertheidigungswaffe hiergegen sein.

Die Ereignisse werden vorangehen trotz der Mühe, die man sich giebt, um sie in der Schwebe zwischen Vertrag und Anarchie zu erhalten. Die Ereignisse können nicht in dieser Weise stillestehen, weil selbst der angestrebte Stillestand die Gefährlichkeit der Fragen, welche nach Lösung verlangen, steigert. Auch die Westmächte werden nicht mehr lange mit ihrer gemüthsseeligen Zuschauerrolle das Rad hemmen können. Und wie sehr Rußland den Charakter des Moments durchschaue, geht daraus hervor, daß es so eben eine großartige Rekrutenaushebung veranstaltet — kurz nach dem Tode Palmerston's.

Das Urtheil über die Consequenzen, die der Tod des Lord Palmerston nach sich ziehen wird, kann nicht rasch fertig sein. Um dasselbe zu bilden, genügt es nicht, daß man die augenblickliche Situation und was Lord Palmerston innerhalb derselben war, erfasse, sondern daß man auf den ganzen Lebenslauf, den der seltene Mann durchmessen hat, zurückblicke. Denn bei Allem, was Lord Palmerston in der Gegenwart that und sagte, wirkte zugleich die Wucht seiner ganzen Vergangenheit mit; Allem wurde die Autorität dessen, was er vor zwanzig, vor fünfzig Jahren gesagt und gethan, beigefügt; und durch diese Anhäufung entstand erst der Gesammteindruck sei-

Digitized by Google

ner Worte und Handlungen. Andere hätten das, was Palmerston während der letzten Zeit geleistet hat, eben so klug, vielleicht noch klüger machen können, aber es hätte ihnen immer das gefehlt, worüber Palmerston gebot, das Gewicht der Vergangenheit. Und dies ist es, was den Verlust des Mannes für England zu einem unersetzlichen stempelt. England hat geniale Financiers, wie Gladstone, es hat berechnende Politiker, wie Russell, es hat feine Diplomaten, wie Clarendon, es hat kühne Staatsdenker, wie Stuart Mill, es hat vornehme Parteiführer, wie Derby, classische Redner, wie Disraeli; aber es hat nicht mehr das, was Palmerston war — es hat keine Autorität. Hier liegt nach unserer Meinung der Punkt, der die mit dem Tode Palmerston's eingetretene Krisis kennzeichnet. Die Souveränin hat sich seit dem Tode ihres Gemahls aus der Einwirkung in die öffentlichen Angelegenheiten zurückgezogen; die Aristokratie hat sich seit den Tagen der Reformbill mit dem mächtig herangewachsenen Bürgerthum in all ihren Anschauungen, Gewohnheiten und Bestrebungen gemischt; das Bürgerthum erwirbt, aber es übt keine moralische Herrschaft aus; die Kirche genießt nur noch der Achtung einer institutionellen Reliquie; das Parlament ist ein Club gebildeter Leute geworden. England stellt eine Republik dar, die sich mit Hülfe der formell fortbestehenden alten Einrichtungen am Leben erhält, in welcher jedoch die nach den verschiedensten Richtungen strebenden Geister des wahrhaften gemeinsamen Bandes ermangeln. Nur bei dem Dasein eines solchen Bandes wäre es möglich, eine allgemeine anerkannte Autorität zu schaffen oder eine herrschende Persönlichkeit über die Masse emporzuheben. Bei all ihrer Gläubigkeit sind die Engländer Skeptiker, bei all ihrer parlamentarischen Orthodoxie sind sie politische Sophisten. In dieser Umgebung war Lord Palmerston der Einzige, der die Ehrwürdigkeit und dictatorische Geltung der staatsmännischen Tradition repräsentirte, seine Persönlichkeit hatte den Werth einer Institution. Er, er allein vertrat noch das England, welches in den glorreichen Ueberlieferungen des Pitt und Canning wurzelte. Wenn rings um ihn die Reformtheorien summten und schwärmten, so war er im Stande, sie mit einem Worte zum Schweigen zu bringen und die Leute zu überzeugen, daß es recht wohl angehe, noch eine Weile mit dem früheren Wahlgesetz fortzuleben. Wenn nationale Raufbolde nach Abenteuern verlangten, so fand er alsbald Glauben, wenn er bewies, daß die vielverzweigten Interessen Englands einen Krieg verbieten. Ein Fehler, den England auf Geheiß Palmerston's beging, war kein Fehler mehr, denn das Volk beugte sich vor dem Ansehen des leitenden Staatsmannes.

Giebt es irgend einen Minister, der nach Palmerston's Tode eine gleich große moralische Gewalt üben und der somit durch den bloßen Zauber seines Namens das Volk aus Ungewißheit oder leidenschaftlicher Aufwallung hinausreißen kann? Nein — Graf Russell wird nicht die volle Erbschaft Palmerston's anzutreten vermögen. Während Palmerston sowohl die alte Wellington'sche als die moderne Reform-Epoche in sich vereinigte, war Russell nichts weiter als ein Epigone der Wellington'schen Periode, gegen die er eine neue Gewalt ins Feld führte, indem er sich zum Helden der Reform

Digitized by Google

machte. Ruſſell iſt ein eifriger Dialektiker, ein ehrlicher Patriot, er richtet ſich gegen Außen wohl auch einmal in eine trotzige Poſitur, man achtet ſeinen Fleiß, ſeine Humanität, doch er bringt nicht den Geſammteindruck hervor, der erforderlich iſt, um ein Volk zu binden oder zu löſen. So lange Palmerſton lebte, war die Kriſis, in der England ſich befindet, immer noch eine latente, jetzt wird der Ausbruch derſelben nicht mehr lange hinzuhalten ſein.

Es giebt abenteuernde Stimmungen bei den Völkern ſo gut wie bei genialen Regenten. Nationen werden von ihr in unberechenbaren Momenten erfaßt, häufig aber nach Perioden, wo ſie ein gewiſſes hausmütterliches Leben geführt und unter der Leitung eines allgemein gehorſamten Willens geſtanden haben. Seit den dreißiger Jahren war die Exiſtenz der britiſchen Nation eine hausmütterliche, das gediegene vorſorgliche Weſen der Königin Victoria ging auf das Volk über. Wozu willſt du ausgehen, wozu dein hübſches Geld an fremden Orten und unter fremden Menſchen wegwerfen, da du's zu Hauſe ſo bequem haſt? Dieſe Frage beherrſchte den britiſchen Volksſinn Jahrzehente hindurch; und Palmerſton leiſtete der gemüthlichen Beantwortung — beſonders während ſeiner letzten Jahre, wo ihn der pure Genuß der Macht für kleine Täuſchungen entſchädigte — Vorſchub. Aber England hat ſeine Boxernatur behalten, ob es ſchon zu verphiliſtern ſchien; die Boxluſt wird herausbrechen, jetzt, wo der Feuerbrand, der den heimiſchen Heerd anſprechend machte, erloſchen iſt. Denn wenn Lord Palmerſton den Namen des Lord Firebrand mit Recht führte, ſo war es doch nur deshalb, weil er im britiſchen Staatskamin kniſterte, unter ſeinen lieben Gäſten und Pflegebefohlenen ſeine behagliche Wärme verbreitend. Nun wird es kühler im Hauſe, und wer weiß, ob das britiſche Volk nicht auf den Einfall geräth, daß ihm einige Bewegung nützlich ſein würde.

Falls der Weſten zu einer Entſcheidung gedrängt wird, welche Palmerſton ſtets hinauszuſchieben wußte, kann dies nicht ohne Einfluß auf die Klärung der Situation im übrigen Europa bleiben. Dem alten Pam war bekanntlich vorgeworfen worden, daß er durch ſeine auswärtige Politik den Intereſſen und dem Wachsthume Rußlands Vorſchub leiſte. Was bei Palmerſton's Lebzeiten Fabel war, wird nach Palmerſton's Tode Wirklichkeit werden. Der Schatten Palmerſton's wird vollbringen, was dem Geiſte Palmerſton's fern lag. Die durch ſeinen Tod heraufbeſchworene Kriſis wird den Einfluß Rußlands nothwendigerweiſe ſteigern und die Neubegierde wird ſich auf's Angelegenſtlichſte mit den Plänen des Czaren beſchäftigen.

Digitized by Google

Correspondenzen.

Berlin, den 8. November. In die jüngst abgelaufenen Tage fiel das Fest des Hubertus, des Beschützers des edeln Waidwerks. Dasselbe ist auch dieses Mal in üblicher Weise gefeiert worden. Unter dem Protectorate Sr. Königl. Hoheit des Prinzen Carl besteht ein Jagdclub, der in der Herbstzeit sich allwöchentlich zwei Mal vereinigt, um ein Stück Schwarzwild zu hetzen. Der Jagd am Hubertustage pflegt auch des Königs Majestät zu folgen und nach Beendigung derselben noch im Kreise der Rothröcke zu weilen. Die schaulustigen Berliner eilen in langen Zügen nach dem Jagdschlosse Grunewald, dem üblichen Ausgangs- und Endpunkte der Jagd, und betheiligen sich lebhaft nicht sowohl an dieser, als vielmehr an den Zuthaten derselben; die Hauptsache für die Zuschauer bleibt der Genuß eines reichlichen Frühstücks, welches in Berlin in irgend einer Restauration bequemer eingenommen werden könnte. Das Wetter war in diesem Jahre nicht günstig und so haben die dilettantischen Zuschauer dieses Mal ihrer Seits dem Hubertus vornehmlich in geschlossenen Wagen gehuldigt.

Wir wünschten, daß die meisten Berliner es bei der Befriedigung ihrer Jagdlust an diesem Tage und in dieser Weise bewenden lassen möchten; dies ist jedoch nicht der Fall; die Jagdgründe, welche Berliner Nimrode pachten, dehnen sich immer weiter aus, da die Eisenbahnen die Entfernungen schwinden machen. Die dort ansässigen Jäger klagen bitter darüber, daß sie aus allen Jagdpachtcontracten durch Berliner Genossenschaften verdrängt würden, und ganz besonders, daß diese die Reviere nicht einmal waidmännisch behandeln, sondern fort und fort abklappern. Wir hörten jüngst solche Klagen in einem Orte, der über 20 Meilen von Berlin entfernt war. Hiergegen wird sich nun eine Remedur nicht schaffen lassen, dagegen möchten wir auf einen schweren, hieraus sich ergebenden Uebelstand aufmerksam machen.

Die Verhältnisse der Berliner Jagdpächter, die bald Gewerbtreibende, bald Beamte sind, verhindern diese an anderen Tagen zu jagen, als an Sonn- und Feiertagen. Das für die Klapperjagd erforderliche Personal wird aus den benachbarten Dorfschaften genommen, und so verpflanzen die Berliner Jäger ihre Entsagung jeder sonntäglichen Feier auch unter die ländlichen Treiber. Die viel geschmähten Junker werden es sich nie beikommen lassen, in gleicher Weise an Sonntagen zu jagen. Nun wird es den Provinzialbewohnern allerdings schwer fallen, die Berliner in die Kirchen zu schicken, das einfache Mittel aber, diesen Scandal von den Dorfbewohnern fern zu halten, dürfte darin bestehen, in allen Jagdpachtcontracten die ausdrückliche Bestimmung aufzunehmen, daß an Sonn- und Feiertagen, auch nach Beendigung des Gottesdienstes, überhaupt nicht gejagt werden darf. Wir halten die Landräthe als aufsichtsführende Behörde über die Dorfgerichte, welche zum Abschluß der Jagdpachtcontracte nach dem Gesetze allein

Digitized by Google

berechtigt sind, für vollständig befugt, darauf zu halten, daß neben anderen oft sehr unnöthigen Bedingungen in jedem Jagdpachtcontracte ausdrücklich festgesetzt werde, Jagd dürfe zu keiner Stunde eines Sonn- oder Feiertags geübt werden. Der heilige Hubertus wird eine solche Bedingung gewiß billigen.

Der Ertrag der Gaben zur Milderung der durch den Häusereinsturz entstandenen Noth mehrt sich in erfreulichster Weise. Der Berliner Wohlthätigkeitssinn bedarf einer ungewöhnlichen Anregung, um sich lebhaft zu entwickeln. In dem vorliegenden Falle wirkt das Ungewöhnliche des Ereignisses, die Größe des Unglücks und endlich auch das hier und dort in Bewegung gesetzte Mittel, um die Theilnahme zu klingenden Beiträgen wach zu rufen. Der rechte, innerliche, aus dem Herzen kommende Drang möchte es aber doch nicht sein, der durch Concerte und Schaustellungen angeregt werden muß. Den Unternehmern zollen wir unsere Anerkennung, den Besuchern wünschen wir auch eine innere Betheiligung. Das Scherflein der Wittwe wiegt höher, als der Betrag eines Concert- resp. Theaterbillets.

Es führt uns dies auf die eigenthümliche Entwickelung der Privatwohlthätigkeit Berlins. Wir fürchten, daß diese sich so ziemlich auf dem Nullpunkt befindet, und legen die Schuld nicht allein auf den mangelnden Sinn, sondern auch auf die fehlende Anregung. Zunächst ist es wohl notorisch, daß die gewissermaßen offizielle Armenpflege, d. h. die, welche nach dem Gesetze der städtischen Behörde obliegt, sich irgend einer wesentlichen Betheiligung der Privaten nicht erfreut. Abgesehen davon, daß der Berliner die Leitung und Einmischung der Behörde nun einmal nicht liebt, trägt wohl auch wesentlich die Erwägung hierzu bei, daß die städtischen Abgaben bereits eine sehr wesentliche Höhe erreicht haben, daß die Lasten der städtischen Armenpflege nur einen Theil des städtischen Ausgabebudgets bilden und daß Mancher Bedenken trägt, zur Totalität der Deckungsmittel noch eine milde Gabe einzuwerfen. Die Enthaltsamkeit nach dieser Richtung hin finden wir also erklärlich.

Dagegen fehlt es Berlin ganz entschieden auch an derjenigen Regung der Privatwohlthätigkeit, welche sich außerhalb des Einflusses der Behörde hält. Wir werden an diesem Ausspruche nicht irre gemacht, auch wenn wir aller der Bestrebungen gedenken, die allerdings in dieser Richtung bereits bestehen. Auch hier vermissen wir eine Wohlthätigkeit, welche das ganze Leben der Gebenden wie der Nehmenden durchdringt. Die Verhältnisse der großen Stadt sind allerdings hinderlich, bisher hat man diese aber dadurch auszugleichen gesucht, daß Vereine sich auf einzelne Nothstände richteten, während wir es für richtiger halten, daß dergleichen Vereine sich auf bestimmte Bezirke beschränken, in diesen aber sich allen Aufgaben der Barmherzigkeit unterziehen. Wir kennen und verehren die Bestrebungen der gemeinnützigen Baugesellschaft, des Suppenvereins, des Vereins für arme Wöchnerinnen, des Vereins für Versorgung mit Brennmaterial und ähnlicher Gesellschaften, wir wissen die Opfer zu würdigen, welche für die Zwecke derselben aufgebracht werden, aber eine theilnehmende Hülfe, welche das ganze Familienleben

Digitized by Google

durchdringt und wieder aufrichtet, wird hiermit doch noch nicht gesichert. Jene Vereine sind von der richtigen Erkenntniß ausgegangen, daß sie die Noth der ganzen Stadt nicht auf ihre Schultern zu nehmen vermögen, sie haben sich daher darauf beschränkt, einzelnen Specialitäten ihre Sorge zuzuwenden, während wir, von demselben Vordersatze ausgehend, es richtiger halten, örtliche Abschnitte zu machen und in diesen um den gesammten Nothstand sich zu kümmern. In dieser Weise wirken unseres Wissens bisher nur einzelne treffliche Geistliche innerhalb ihrer Gemeinden, daß aber diese einer solchen Aufgabe allein nicht gewachsen sind, empfinden sie selbst am drückendsten.

In Dresden bestand früher und besteht, so viel wir wissen, noch jetzt ein Verein unter dem Namen „mit Rath und That", und dieser hat in segensreicher Weise gewirkt in allen Ständen und gegen alle Noth, geistige wie leibliche.

Es möchte sich wohl der Mühe lohnen, in ähnlicher Weise für Berlin einen Versuch zu machen; der Verein könnte sich immerhin auf enge örtliche Grenzen beschränken, innerhalb derselben aber mit Rath und That jedem Hülfe Bedürfenden entgegenkommen. Vor Jahr und Tag war in den Zeitungen viel die Rede von einer gänzlichen Umgestaltung der städtischen Armenpflege, und irren wir nicht, war es der Oberbürgermeister Seidel selbst, der die Sache angeregt hatte und sich ihr mit seinen ganzen Kräften widmen wollte. Wir würden es tief beklagen, wenn die unseligen Wirrnisse in der städtischen Verwaltung auch hier den bessernden Eifer zurückgeschreckt hätten. Wir hegen zu der Energie und der hohen Begabung des Chefs der städtischen Verwaltung das Vertrauen, daß er von diesem Ziele sich nicht wird abdrängen lassen. Findet derselbe innerhalb der städtischen Beamten keinen Anklang, so möge er es einmal bei einzelnen Privaten versuchen; der Dank, welchen ihm jetzt die Stadtverordneten versagen, wird ihm dann um so reichlicher von der Berliner Armuth dargebracht werden.

≙ Frankfurt a. M., 7. November. Eine besonders interessante und charakteristische Episode der letzten General-Versammlung des Nationalvereins, welche am 29. October hier gehalten wurde, bot die Erörterung der Frage über die Verwendung der Zinsen der Flottengelder dar. Der Ausschuß hatte den Antrag gestellt, gegen den, wie die Verhältnisse einmal liegen, kaum etwas einzuwenden war, 7000 fl. oder 4000 Thlr. dem Rettungswerk zur See, den Rest der Seemannsschule in Hamburg zukommen zu lassen. Es handelte sich also um die Förderung einer lang vernachlässigten, ebensowohl nationalen als humanen Pflicht, um die Unterstützung eines schon vorhandenen Werkes, dennoch erhob sich Opposition zu Gunsten des Schützlings der „Gartenlaube", des verkannten Genies, des „Submarine-Ingenieur" Herrn Wilh. Bauer, welcher selbst in die Debatte zu Gunsten seiner Unterstützung eingriff, ein tactloses Verfahren, welches zwar den Gegnern den Kampf etwas erschwerte, aber Herrn Bauer doch nicht alle Bitterkeit von Freund und Feind ersparte. Das Ausschußmitglied Lang aus

Digitized by Google

Nassau hatte nämlich als Gegner einer Unterstützung von Bauer eine Aeußerung desselben urgirt, daß er (Bauer) seine Erfindung vom kosmopolitischen Standpunkt aus betrachte und auf das Bedenkliche hingewiesen, eine Zerstörungsmaschine fördern zu helfen, welche eventuell gegen Deutschland verwendet werden könnte. Darauf erwiederte Herr Dr. M. Reinganum etwas, dessen Inhalt etwa war: Bei einem Manne von der Bildungsstufe eines ehemaligen bairischen Unteroffiziers dürfe man nicht alle Worte auf die Wagschale legen. Herr Dr. Reinganum hielt für eine Erfindung, welche schon vergebens den Russen und Engländern angeboten ist, den nationalen Standpunkt fest; er führte zum Beweis der Kenntnisse Bauers dessen Hebung des im Bodensee versunkenen Dampfschiffes Ludwig an, obgleich jeder Zeitungsleser weiß, daß die Hebung des werthlosen Schiffskörpers nur deßhalb von andern Ingenieuren nicht vorgenommen worden ist, weil die Kosten den Werth des Schiffes weit überstiegen hätten, wogegen Bauer zu diesem Experiment ohne weitere Rücksicht die von dem Herzog Ernst von Coburg gespendeten und vom Leipziger Comite gesammelten Gelder verwenden konnte. Auch die kolossalen Uebertreibungen Bauers, welcher mit seinen Küstenbrandern, die doch besten Falls nur zur Vertheidigung der Küsten dienen können die ganze preußisch-deutsche Flotte entbehrlich machen wollte, trugen nichts zur Aufklärung der Anwesenden bei.

Die Versammlung gereifter Männer schwebte überhaupt ihrer Mehrheit nach in einer wahrhaft kindlichen Vertrauensseligkeit; sie hörte die Vergleiche Bauers mit Columbus, die Wehklagen über die vielen zu Grunde gegangenen deutschen Entdeckungen mit einer Andacht an, als ob keinem von ihnen schon einer der jetzt so zahlreichen Entdecker aufgestoßen wäre, welche mit tantalischer Qual immer von einer dicht vor ihnen schwebenden großen Erfindung geäfft werden.

Die wohlthätigen Vereine zur Rettung Schiffbrüchiger wurden zu Gunsten Bauers um die Hälfte der ihnen zugedachten Summe gekürzt und man konnte froh sein, daß die Möglichkeit, über das Capital der Flottengelder selbst zu verfügen, nicht vorlag, da unverbesserliche Schwärmer wie Herr Venedey, auch dies dem neuen Columbus gern zugewandt hätten. Glücklicherweise scheint die Gefahr nicht groß, daß Herr Bauer deutsche Schiffe durch seine neue Erfindung zerstören wird; er wird das jetzt empfangene Geld „zum übrigen legen", d. h. gleich dem früher erlangten verexperimentiren und eine spätere Generalversammlung an einem andern Ort wird über ihn zur Tagesordnung übergehen.

— 9. November. Die Wahlen zur diesjährigen gesetzgebenden Versammlung fanden wenige Tage vor dem Bekanntwerden der preußisch-östereichischen Noten an den Senat statt. Die demokratische Partei, die einzige welche mit Wahl-Versammlungen und Aufrufen auf dem Kampfplatze erschien, fügte daher ihrem Programm noch „die Aufrechterhaltung der berechtigten Stellung unserer Stadt im deutschen Vaterlande hinzu." Hätte man nun nicht erwarten sollen, daß, wenn wirklich eine so große Aufregung über den Inhalt jener Noten in der Bürgerschaft bestände, wie behauptet worden,

Digitized by Google

dieſelbe mit beiden Händen die Gelegenheit ergreifen würde, durch maſſenhafte Betheiligung an der Wahl zu demonſtriren? Es fand aber gerade das Gegentheil ſtatt, die Betheiligung der Abſtimmenden war ſo gering, wie in den ruhigſten Jahren von 1842—1847, ſie betrug wenig mehr, als die Hälfte des vorigen Jahres und etwa 10 pCt. der in der Stadt anweſenden, etwa 7 pCt. aller Wähler*). Bei der Desorganiſation der Parteien wollten die nicht mit der demokratiſchen Zuſammengehenden wenigſtens durch Schweigen reden.

Es läßt ſich nicht leugnen, daß eine politiſche Apathie nicht nur, ſondern tiefe Verſtimmung ſchwer auf der Bürgerſchaft laſtet.

Der Grund davon iſt die Differenz zwiſchen Senat und geſetzgebender Verſammlung, welche zu einer völligen Stagnation der Geſchäfte zu führen droht. Unſere geſetzgebende Verſammlung iſt Volksvertretung und Stadtrath zugleich, aber in beider Eigenſchaft weiß ſie ſich gleichmäßig wenig mit dem Senat zu verſtändigen. Bereits ſeit 1. Mai 1864 ſind die Zünfte aufgehoben und es hätte daher unſer auf die Zunftverfaſſung gegründetes Claſſenwahlgeſetz ſchon im vorigen Jahre aufgehoben werden ſollen. Aber nicht einmal im laufenden Jahre iſt die geſetzgebende Verſammlung mit der Votirung des neuen Wahlgeſetzes zu Stande gekommen, obgleich der Senat es rechtzeitig vorlegte und gegen die Wünſche der geſetzgebenden Verſammlung alle denkbare Nachgiebigkeit erwies.

Ebenſo iſt es, wenn man die Thätigkeit der Verſammlung in rein ſtädtiſchen Angelegenheiten betrachtet. Unſere Stadt nimmt in ſo koloſſalem Maße durch äußern Anbau an Ausdehnung und Verkehr zu, daß Durchbrüche ſowohl zur Verbindung der Außen- und Innenſtadt, als auch im Innern, um dem Verkehr Raum zu ſchaffen, ebenſo wie Vermehrung der Mainbrücken zur dringendſten Nothwendigkeit geworden ſind. — In der That hat der Senat in den letzten Jahren eine Reihe von darauf bezüglichen Vorlagen gemacht, welche aber bald wegen des Preiſes der zum Abbruch zu erwerbenden Häuſer, bald wegen der Richtung der Straßen und Brücken, bald wegen der Reihenfolge der Durchbrüche ſolche Einwendungen erhob, daß es noch immer nicht von den Worten zur That gediehen iſt.

Im Uebrigen ſind die finanziellen Verhältniſſe der Stadt befriedigend. Die Acciſe, welche ſeit erſtem Mai 1864 in Selbſtregie der Stadt genommen iſt, ertrug 1864 roh 659,506, rein 588,530 fl. gegen einen Reinertrag von 386,927 fl. in 1862, 417,677 in 1863. Davon ertrug die Fleiſchacciſe, welche bis dahin an die Metzger für 90,000 fl. verpachtet war, 147,860 fl., die von Gerſte 138,618 fl., die von Steinkohlen 52,292, die von Obſtwein 44,464, die von Salz 28,488, die von Branntwein 23,308, von Wein 47,924, Hopfen 17,077, Mehl 110,089 und Eſſig 809 fl.

*) 1860 wählten 3611 Bürger, 1861: 3425, 1862: 3288, 1863: 2556, 1864: 1394, 1865: 701. Die Zahl der Bürger beträgt jetzt etwa 10,600, von denen 7—8000 hier ihren Wohnſitz haben.

Digitized by Google

Miscellen.

St. Georg und sein Kampf mit dem Drachen.

Die näheren Umstände des Lebens des h. Georg sind unbekannt, auch mit wahren und falschen Angaben sehr durchmischt. Nach den Einen war er in Kappadocien, nach Anderen in Palästtina, von vornehmen und reichen Eltern entsprossen, und wurde von seiner Kindheit an in der christlichen Religion unterrichtet. Als er herangewachsen war, nahm er Kriegsdienste, zu denen ihn sowohl seine bedeutende Leibesstärke als auch seine sonstige körperliche Beschaffenheit ganz besonders befähigten, erhielt im römischen Heer sofort die Stelle eines Kriegstribunen (Obersten) und wurde von Kaiser Diocletian, der sich seiner bei seinen gewagtesten Unternehmungen bedienen konnte, sehr geschätzt. Es begab sich aber, daß, als der Kaiser den Entschluß gefaßt hatte, die christliche Religion auszurotten, und alle Christen, deren er habhaft werden konnte, umbringen zu lassen, weil er glaubte, daß das Glück und die Macht seines Reiches davon abhinge, er diese seine Absicht seinem Rathe und seinen Kriegsobersten eröffnete und sie um ihr Gutachten und ihren Beistand hierbei ersuchte. Jeder lobte und billigte das Vorhaben des Kaisers, nur Georgius bekämpfte es in Gegenwart des Rathes als eine Ungerechtigkeit, und nannte es geradezu eine Grausamkeit. Der Kaiser und alle Anwesenden erkannten aus Georgs Worten auch zu gut, daß er ein Christ sei, und bemühten sich, theils durch Versprechungen, theils durch Drohungen, ihn seinem Glauben abwendig zu machen. Da Georgius aber standhaft blieb, wurde er sofort verhaftet, in den Kerker geschleppt und in Eisen geschlagen, am folgenden Tagen aber nochmals vor den Kaiser geführt und weil selbst die fürchterlichsten Folterqualen seinen Starkmuth nicht zu erschüttern vermochten noch ihn bestimmten, wie der Kaiser verlangte, den Göttern zu opfern und seinen Glauben abzuschwören, endlich vor der Stadt enthauptet. Georg litt am 23. April 303 n. Chr., nach den Einen zu Dispolis in Persien, nach Anderen in der Stadt Mitilene in Armenien. Nach der Muthmaßung einiger Schriftsteller soll der h. Georg derselbe Jüngling gewesen sein, der nach dem Berichte des Eusebius und Lactantius das zu Nicomedien angeschlagene kaiserliche Edict gegen die Christen in Stücken zerrissen hat, und deshalb ergriffen, vor den Kaiser gebracht und hingerichtet worden sein.

Die bekannteste That aus Georgs Leben ist sein Kampf mit einem Drachen und die Erlegung desselben; aber auch diese wird verschieden, bald mehr, bald weniger von der Legende ausgeschmückt, erzählt. Ritter Georg — berichten die Einen, hätte, auf seiner Reise nach seiner Heimath, wo er nach dem Tode seiner Mutter die ihm hinterlassene Erbschaft antreten wollte, begriffen, unterwegs vernommen, daß eine heidnische Stadt in großer Angst schwebe, weil ein ungeheuerer Drache in ihrer Nähe nicht allein dem Viehe,

Digitized by Google

ſondern auch den Menſchen nachſtelle und Schaden zufüge. Da hätte er die geängſtigten Bürger getröſtet und ihnen verſprochen, wofern ſie an Chriſtum glauben wollten, mit Hülfe Gottes den Drachen umzubringen. Da ihm nun die Bürger dies zugeſagt, hätte er ſich mit dem h. Kreuze bezeichnet, ſei dem Drachen entgegen geritten und hätte ihm ſeinen Speer in's Herz geſtoßen. Die Legende fügt nun noch hinzu, die Bürger jener Stadt hätten, um die Gefahr von ſich abzuwenden, dem Drachen täglich 2 Schafe gegeben und, als es ihnen an Schafen fehlte, ihm täglich einen Menſchen geliefert, der durch das Loos zum Opfer ausgewählt worden. Endlich ſei das Loos auf die Tochter des Königs, mit Namen Aja, gefallen und, nachdem ſich der König lange vergeblich geweigert, ſein geliebtes Kind dem Unthiere zu opfern, geſchmückt an den Drachenſee geführt worden. Da ſei gerade der h. Georg vorüber geritten, habe den Drachen erlegt und ſo die Prinzeſſin von der ihr drohenden Gefahr, von dem Unthiere verſchlungen zu werden, befreit. Der Schauplatz dieſes berühmten Kampfes ſoll unweit Berytus, jetzt Beirut in Syrien, geweſen ſein. Zum Andenken aber an dieſe ſeine ritterliche That wird St. Georg ſtets zu Pferde und den Drachen erſtechend abgebildet. Solche Darſtellungen findet man, wie Jolliffer in ſeinen Reiſen in Paläſtina erzählt, noch jetzt in vielen chriſtlichen Gebäuden Syriens. Auch im Abendlande hat die Kunſt, namentlich die Malerei, jenen Kampf mehrfach zum Vorwurf ihrer Darſtellung gewählt. So beſitzen wir z. B. von Raphael 2 Bilder des h. Georg voll Leben und Ausdruck. In dem erſten ſitzt der Heilige auf einem weißen Roſſe, behelmt und ein Schwert ſchwingend. Die Lanze ſtieß er dem Drachen in den Leib, und ſie brach; die Trümmer liegen am Boden, und ein Theil ſteckt in des Drachen Bruſt. Noch einmal bäumt ſich das Unthier, und Georg will es mit dem Schwert erlegen. In der Ferne ſteht die gekrönte Prinzeſſin. Im andern Bilde ſprengt Georg auf einem weißen Roſſe voll Kraft und Feuer heran und durchbohrt mit einem langen Spieße das Unthier, das ſich mit gierigem Rachen emporwindet. Im Hintergrund einer Landſchaft iſt eine roth gekleidete weibliche Figur betend auf die Kniee geſunken.

Während ſo jene heroiſche That des h. Georg von Dichtern, Malern und Bildhauern gefeiert und verherrlicht wird, fehlt es dagegen auch nicht an Solchen, ſelbſt nicht unter den katholiſchen Schriftſtellern, welche die Reellität jener Erzählung gänzlich in Abrede ſtellen und ſie allegoriſch deuten, der Drache ſei das Böſe, das Sündhafte, das Georg als ein tapferer Streiter Chriſti durch ſeinen lebhaften Glauben und ſeine flammende Liebe überwunden habe. Andere, die gern den Maßſtab des heidniſchen Alterthums auch an chriſtliche Helden legen möchten, nannten ihn bald den Mars des Chriſtenthums, bald behaupten ſie, die Legende von St Georg ſei aus der Fabel von Perſeus übertragen worden.

Die Verehrung des h. Georg hat ſich übrigens ſchon in früherer Zeit über das ganze Morgen- und Abendland verbreitet. So waren vor Zeiten zu Conſtantinopel 5 oder 6 Kirchen unter ſeinem Namen. Seiner Fürbitte maß man mehrere Siege in Feldzügen bei, weshalb ihn die Soldaten als

Digitized by Google

ihren Schutzheiligen anriefen. Namentlich zur Zeit der Kreuzzüge, wo die frommen Waller nach Jerusalem seine Kirche und sein Grab in Palästina häufig besuchten, wurde St. Georg von ganzen Corporationen und Völkern als Patron verehrt. So führt ihn das Großfürstenthum Moskau und später das russische Kaiserreich als Herzschild im Wappen, so ward der h. Georg Patron von England und Genua, so errichtete im 14. Jahrhundert die fränkische Ritterschaft einen Ritterbund unter dem Namen einer Georgen-Gesellschaft, die zum Zweck hatte, gegen die Ungläubigen zu fechten. Auch mehrere Ritterorden führten und führen noch den Namen des h. Georg. So wurde ein Orden des h. Georg zu Ravenna von Papst Paul III. zur Vertheidigung der Küsten gegen die Korsaren, in Oesterreich aber ein Orden des h. Georg vom Kaiser Friedrich zur Erhöhung des katholischen Glaubens und zu Ehren des Hauses Oesterreich gestiftet; beide erloschen später. Der russische Militärorden des h. Georg, von Catharina II. 1769 gestiftet, der baierische Orden des h. Georg, und der constantinische St. Georgorden in Parma bestehen noch. Außerdem gab es Georgsorden im Venetianischen und zu Genua. Auch der Hosenbandorden in England wurde gestiftet, nachdem Eduard III., unter Anrufung des h. Georg, die Schlacht von Crecy gegen die Franzosen gewonnen hatte. In den Statuten, die Eduard dem Orden gab, heißt es, daß er ihn zur Ehre Gottes, der h. Jungfrau und des h. Georg, des Schutzpatrons, stifte.

Militärische Revue.

Der letzte amerikanische Krieg.

Neue Folge.

III.

Fast gleichzeitig wurde der linke Flügel und das Dorf selbst von den Federirten angegriffen. Der linke Flügel, durch das Feuer seiner Batterien unterstützt, und gegen das directe Feuer durch den Holzverhau geschützt, stand fest und ließ den Feind gar nicht zu einem ausgesprochenen Vorgehen mit geschlossenen Massen kommen, die Federirten kamen hier nicht über ein Schützengefecht hinaus. —

Anders stand es hingegen in dem Centrum der confederirten Stellung; gegen diese drangen die feindlichen Tirailleurs entschlossen vor, bald brannten einzelne Gehöfte des Dorfes und unterbrachen hierdurch die Verbindung der einzelnen confederirten Bataillone.

Diese fanden hier nicht die geringste Deckung gegen das heftige Feuer

Digitized by Google

der feindlichen Artillerie, die selbst, innerhalb des Waldrandes stehend, aus ziemlich gedeckter Stellung auf das confederirte Centrum feuerte.

So war mit Ausnahme des Stoßes auf den confederirten rechten Flügel nur ein Feuergefecht geführt worden, das keine besonderen Resultate liefern konnte. Es war 10 Uhr Morgens. Da kamen von verschiedenen Punkten der confederirten Front die erschütternden Meldungen, daß die Munition knapp werde!

Der Oberst Beltzhofer meldete: seine Geschütze hätten nur noch 5 Kartätschcartouchen.

Der Oberst Bell ließ sagen: seine Leute (das Regiment hatte die Gärten und Häuser von Belmont besetzt) hätten nur noch 8—10 Patronen, resp. wenige Schuß Pulver.

Der Oberst Wright meldete dasselbe von einem Bataillon seines ebenfalls im Centrum stehenden Regimentes.

Wie es möglich war, daß man die Truppen, so ungenügend ausgerüstet, in ein doch voraussichtlich scharfes Gefecht senden konnte, ist unbegreiflich, und wohl auch kaum zu rechtfertigen.

Als Entschuldigung mögen mancherlei Gründe anzuführen sein, die aber ein europäisches Kriegsgericht schwerlich gelten lassen dürfte.

Hatten nun die Federirten von diesem Umstande Kenntniß, oder war es Zufall, genug, es brachen die Colonnen langsam, aber mit großer Gleichmäßigkeit aus dem Walde hervor, die Artillerie in den Intervallen.

General Pillow dachte mit Suwaroff: „Feige ist die Kugel, tapfer ist das Bajonett allein!" — und befahl auf der ganzen Linie dem feindlichen Angriff entgegenzugehen. Dieser Gegenangriff geschah mit großer Energie, und wichen die Federirten schneller, als sie gekommen waren, in den Wald zurück. Die Regelmäßigkeit dieses Rückzuges aber machte Pillow stutzig, und, wenn auch mit Mühe, gelang es ihm doch, seine Truppen von hitzigem Nachdringen abzuhalten. Es war dies ein Glück für ihn.

Kaum hatten die ersten Federirten sich dem Walde genähert, als aus demselben starke, geschlossene Reserven mit Schnelligkeit vorbrachen, gleichzeitig machte ihre Artillerie wieder Front und eröffnete ein heftiges Feuer mit Kartätschen und Granaten.

Die Confederirten wichen in ihre Stellung zurück.

Zweimal wiederholte sich nach kurzen Pausen diese Scene, jedesmal aber wurde der Rückzug der Confederirten unordentlicher, ihr Feuer schwächer! —

General Pillow befahl den Rückzug nach dem Flusse, da er es unthunlich fand, sich länger zu halten.

Immer ungestümer drängten die frischen Reserven des zahlreichen Feindes, nur die ehernen Stirnen der Missouri- und Arkansas-Regimenter des rechten Flügels hielten sie in Respect. —

Allem Anschein nach war der Tag für den Süden verloren!

In diesem kritischen Moment brauste die Dampfer-Flotille von Kolumbus herüber und warf drei frische Regimenter an's Ufer. Die Obersten Walker vom 2. Tenessee- und Marks vom 11. Louisiana-Regiment führten sie.

Digitized by Google

Mit letzter Kraft hielten Pillow's Truppen die Stellung noch, indessen er selbst die Verstärkung hinter dem Verhau herum führte, um sich auf den Rücken und die Flanke des feindlichen, avancirenden rechten Flügels zu werfen.

Indessen hatte der Feind, dem confederirten rechten Flügel gegenüber, eine eben eingetroffene Batterie postirt, deren Feuer die an Munition erschöpften Geschütze Beltzhofer's nur ungenügend erwidern konnten. Der rechte Flügel Pillow's wich langsam auf das Flußufer zurück. Ungestüm drängten die Federirten nach und gelangten so nahe an das Flußufer, daß sie zwei der Transportdampfer, die mit neuen Verstärkungen herankamen, stark durch Granaten beschädigten.

Das Feuer der brennenden Farmen Belmonts theilte sich den Zelten der Confederirten mit, und diese selbst wurden in dem Halbkreis zwischen dem Mississippi und dem Holzverhau zusammengedrängt.

Da brachen plötzlich Marks und Walker an der Tete ihrer drei frischen Regimenter vor und warfen sich auf den federirten rechten Flügel, sie hatten sich unbemerkt hinter dem Verhau sammeln und zwischen diesem und dem Flusse durchmarschiren können.

Die Federirten waren auf diesen mit äußerster Entschlossenheit ausgeführten Flanken- und Rückenangriff nicht gefaßt, und anstatt demselben 5 oder 6 Regimenter entgegenzuwerfen, versuchten sie die mit dem Bajonett Vorbrechenden durch eine Batterie aufzuhalten.

Der federirte Artillerieofficier beachtete bei seiner Postirung das jenseitige, überhöhende Mississippi-Ufer nicht, und wurden, während seine Geschütze noch abprotzten, zwei derselben durch die drüben aufgestellte Witworth-Batterie des confederirten Capitains Schmidt demontirt und ihm Pferde und Mannschaften niedergeschossen. Zugleich prasselten dreißigpfündige Granaten in den federirten linken Flügel, der in den Schußbereich der schweren Geschütze des Fort gekommen war, welches Polk in der Mitte seines Lagers erbaut. —

So wurde dem Vordringen der Federirten auf beiden Flügeln Halt geboten.

Indessen hatte der confederirte General Chatham vier frische Regimenter über den Strom geführt, sie formirt, und folgte nun Marks und Walker, während der confederirte Oberst Russel mit einer schnell formirten Colonne durch das brennende Belmont hindurch das feindliche Centrum angriff.

Die Federirten, so auf drei Seiten wüthend von einem Feinde angegriffen, den sie eine Stunde vorher glaubten in den Fluß werfen zu können, sahen die frischen Truppen desselben mehr und mehr auf ihre Rückzugslinie drücken, und wichen nach dem Walde zurück, der sie jetzt schon dreimal schützend aufgenommen hatte.

Aber diesmal fanden sie dort keine Reserve, und fast zugleich mit ihnen erreichten die über ihr in Brand geschossenes Lager fast rasenden Truppen Pillow's den Wald.

Aus dem confederirten Hauptquartier hatte Letzterer den bestimmten

Digitized by Google

Befehl erhalten, dem weichenden Feinde womöglich bis auf seinen Ausschiffungsplatz zu folgen und seine Transportschiffe zu vernichten.

Weshalb der General Polk nicht dazu ein selbstständiges Detachement, von Columbus aus, schon während des Gefechtes absendete, ist um so auffallender, als der sonst so thätige wie scharfblickende General in seinem Bericht von einem feindlichen Streifcorps auf dem linken Mississippi-Ufer keinerlei Erwähnung thut, das ihn hätte hindern können. —

Jedenfalls führte General Pillow den Befehl so gut aus, wie es die Verhältnisse gestatteten.

Auf dem Wege zum Einschiffungspunkt der jetzt in wilder Unordnung zurückeilenden Unionisten passirten die verfolgenden Conföderirten ein fliegendes Proviant- und Armmunitions-Magazin, das auf das reichhaltigste mit allen Verpflegungs- und Ausrüstungsgegenständen versehen war.

Dies war gleichzeitig ein Beweis, daß es sich nicht um einen Ueberfall der bei Belmont stehenden Conföderirten gehandelt hatte, sondern daß der föderirte General Grant die Absicht gehabt hatte, das Lager bei Belmont für seine Zwecke zu erobern und durch eine gut versehene Besatzung das jenseitige conföderirte Lager zu paralysiren.

Den eilig abziehenden Föderirten folgten die Scharfschützen von Mississippi und Tenessee auf dem Fuße, und hinderten durch ihre hartnäckige Verfolgung die Unionisten, sich zu sammeln. Nur dadurch, daß die Föderirten zur Bedeckung der Transportdampfer eine Infanterie-Brigade zurückgelassen, wurden sie vor größerem Unheil bewahrt. Denn diese frischen Truppen gingen den verfolgenden Conföderirten entgegen und hielten diese auf, indessen das geschlagene Detachement sich einschiffte.

General Pillow hatte entweder von diesem Umstande Kenntniß gehabt, oder ihn vorhergesehen. Er hatte, was ihm an Scharfschützen disponibel blieb, weiter stromabwärts gesendet, mit dem Befehl, den passirenden Schiffen der Föderirten einen Hinterhalt zu legen. Dies geschah auch in zweckentsprechender Weise an den Stellen des Stromes, wo das ohnehin sehr schwierige Fahrwasser sich an das westliche Ufer wendete. Auf diese Weise mußten die nur mit niedrigen Schanzborden versehenen Transportdampfer über eine viertel Meile Spießruthen laufen, unter einem mörderischen Büchsenfeuer, gegen das sie um so wehrloser waren, als die Schützen hinter den Uferdämmen oder in den gerade reifenden Maisfeldern, eine sehr gute Deckung fanden.

Auf den Dampfern sowie auf den Schleppschiffen herrschte die wildeste Unordnung.

In dem vergeblichen Bemühen, sich gegen das bohrende Büchsenfeuer zu sichern, drängte Alles auf den entgegenstehenden Bord des Schiffes, und mußten die Mannschaften mit dem Bajonett zurückgetrieben werden, da sie sonst die Schiffe zum kentern gebracht hätten.

Einzelne wurden durch die schreckenstolle Masse über Bord gestürzt und ertranken im reißenden Strome oder fielen im besten Falle den Conföderirten in die Hände.

Digitized by Google

Diesen blieb außerdem noch eine reiche Siegesbeute an Waffen und — namentlich werthvoll für sie — an Munition, Zelten und Lebensmitteln, die sie durch ihre rasche Verfolgung erbeuteten, und wodurch sie ihr verbranntes Lager vollkommen ersetzt erhielten.

Der Verlust der Confederirten betrug 1632 Mann an Todten und Verwundeten, derjenige der Federirten betrug 1740 Mann Gefechtsverlust und 184 Gefangene.

Es war dies eins der wenigen Gefechte, worin die Confederirten durch eine energische Verfolgung die Vortheile ausbeuteten, die ihnen ihre todesmuthige Aufopferung auf dem Schlachtfelde verschafft hatte.

Schon früher haben wir hierauf unsere Leser aufmerksam gemacht, es ist diese Erscheinung nur dadurch zu erklären, daß den Truppen die Erfahrung mangelte; den Officieren fehlte sie nicht.

Die Leute aber glaubten eben, es sei genug, den Feind zu *schlagen*, und sie scheuten die furchtbare Anspannung und die Opfer, die auch dem Sieger eine energische Verfolgung auferlegt.

Die Entschuldigung: „wir hatten keine oder zu schwache Reserven!“ ist nicht stichhaltig, denn das obige und andere Beispiele zeigten, daß ein energischer Führer stets Antwort erhielt auf seinen Ruf: Freiwillige vor zur Verfolgung! —

Wohl hätte der Krieg anders endigen mögen, hätten die Heere des Südens in diesem ersten Kriegsjahre den Grundsatz unseres Blücher befolgt: zu verfolgen, so lange Mann und Pferd einen Athemzug haben. Wir hatten bei Belle-Alliance auch keine frischen Reserven! — — — — Abgesehen von dem Siege bei Belmont stand die Sache der Confederation in ganz Kentucky — gelinde gesagt — mindestens unsicher. Sie wurde nur durch das riskante Mittel falscher Stärkeangaben über das bei Bowlinggreen stehende Hauptcorps, die den Federirten durch die Bevölkerung in die Hände gespielt wurden, einigermaßen gehalten.

Vom 15. October bis zum Ende des November stand hier der confederirte General Buckner mit 12,000 Mann, war aber zur Unthätigkeit verdammt, da die Stärke der federirten Armee, wenn auch 42,000 übertrieben angegeben waren, sicherlich auf 30,000 Mann geschätzt werden mußte.

Außerdem aber, *wie überall im Süden*, lastete der Alp der *politischen* Rücksichten lähmend auf der Thatkraft des General Johnston, dem die Oberleitung des westlichen Kriegsdetachements übergeben ward.

Der einbrechende Winter, der alle Communicationen außer den Eisenbahnen unpracticabel machte, zwang beide Parteien, in ihren Positionen zu bleiben; bei dem Süden traten mehr wie je politische Rücksichten in den Vordergrund, die eine zuwartende Position auf allen Kriegstheatern ihm als nützlich erscheinen ließen.

Anfang December trat Kentucky öffentlich zur Confederation über; es mochte dies den Kämpfern von Belmont den Trost geben, daß sie und ihre Kameraden nicht umsonst geblutet hatten.

Zur selben Zeit spielte die fameuse Trent-Affaire und verleitete das

Digitized by Google

sanguinische Volk des Südens zu dem festen Glauben, das stolze Brittannien würde seine Flaggenehre mit derselben Energie den Nordstaaten gegenüber aufrecht erhalten, wie dies geschehen den Portugiesen, Brasilianern und anderen — Maoris gegenüber!

Aber „Schone den, der widersteht!
Haue den, der wehrlos geht!

ist die neuenglische Uebersetzung von: Honny soit qui mal y pense!

So ging das Jahr für das Richmonder Cabinet unter frohen Hoffnungen zu Ende, daß das englische Cabinet seine Sympathien für den Süden offen bethätigen würde. Fides punica!

Fassen wir nun, ehe wir weitergehen, die Ergebnisse des ersten Feldzuges zusammen in einem

Rückblick auf das Jahr 1861,

so finden wir nicht allein auf militairischem Gebiet, sondern auch in allen übrigen Factoren des staatlichen Lebens das Kriterium des Unfertigen, Vorbereitenden. Dies gilt vom Norden wie vom Süden; Beide fühlten, daß sie noch nicht fertig zu der ganzen Anstrengung, die der begonnene Riesenkampf ihnen auferlegte. Um gerecht zu sein, muß man folgende zwei Thatsachen offen aussprechen:

1) Der Sieg bei Bull'srun war für den Süden eine Calamität, durch das zu hoch gesteigerte Selbstbewußtsein, das er diesem einflößte. Dies Selbstbewußtsein war gerechtfertigt, der Süden hatte eine bessere Armee wie der Norden und leistete in moralischer Beziehung, d. h. in Aufopferung, Einigkeit und Entsagung mehr wie der Norden. Dies über alle Erwartung glänzende Resultat jedoch, dies totale Zusammenbrechen der innerlich faulen und verderbten Yankeewirthschaft bei Bullsrun, wo eben die Yankees allein, ohne deutsche Regimenter kämpften, steigerte dies Selbstbewußtsein zu einem unglückseligen Hochmuth, der leider nicht nur die Armee, sondern — was viel schlimmer war — auch die südliche Regierung selbst ergriff.

Dagegen wurde, nachdem eben deshalb das erste lähmende Entsetzen, das nach der Schlacht von Bullsrun den ganzen Norden ergriff, vom Süden nicht durch eine rasche Erstürmung Washingtons ausgebeutet war — die ganze Energie des bessern Theils der federirten Bevölkerung wach gerufen. Mit bewundernswerther Schnelligkeit wurden die erlittenen Verluste an lebendem und todtem Material im federirten Heere ersetzt. Während eine unerklärliche Lauheit im confederirten Kriegstheater Platz griff, wuchsen Regimenter und Fortificationen in und um Washington hervor, das in Zeit von 2 Monaten einen sichernden Gürtel von Schanzen trug.

2) Die von gewissenlosen europäischen Cabinetten genährte, und durch Britanniens Verhalten in letzter Zeit scheinbar begründete Hoffnung französischer oder englischer Intervention war vielleicht ein Hauptgrund jener mangelnden Offensive im Süden. Dieser hatte bei seiner Erhebung laut proclamirt, daß er nie und nimmer einen Angriffskrieg beabsichtige, und liegt ein solcher auch nie im Plane und Wesen einer bewaffneten Erhebung.

Digitized by Google

„Laßt uns in Frieden ſcheiden, wir wollen, wie die Verfaſſung es uns geſtattet, uns eine ſelbſtſtändige Leitung unſerer Angelegenheiten wahren!“ Das war in kurzem die Abſicht des Südens, und dieſer entſprach allerdings nur ein Defenſivkrieg.

Das Richmonder Cabinet glaubte nun durch eine Defenſive die Anerkennung Frankreichs und Englands ſich am eheſten zu ſichern. Wir glauben, daß die Palmetto-Flagge, 24 Stunden nach der Schlacht von Bullsrun vom Kapitol zu Washington niederwallend, eine beſſere Bürgſchaft dafür geweſen ſein würde!

Die Gelegenheit dafür war da, wie früher bewieſen*) und es ſeitdem militäriſch bedeutende Namen beider Armeen beſtätigt haben.

Auf dieſe Weiſe wurde Weſt-Virginien dem Feinde überlaſſen, es wurden mit einem unſeligen Gleichmuth betrachtet die großen Vorbereitungen, welche der Norden zu Waſſer und zu Lande machte, von den Küſten Karolinas, längs der ganzen Sclavendemarkationslinie, dem berühmt gewordenen 36° 30′, bis zum Miſſouri hin.

*) cf. Berliner Revue, Band 37, Heft 7 und 8.

Druck von A. Paul & Co. in Berlin, Kronenſtraße 31.

Digitized by Google

Der dem allgemeinen Landtage alljährlich vorzulegende Etat.

Wir haben bereits öfter darauf hingewiesen, wie die Krisis, in welcher sich die preußischen Verfassungsverhältnisse befinden, ihren Ursprung wesentlich in dem ersten vereinigten Landtage findet, wie auch die Ergebnisse desselben weit über die weisen Absichten des hochseligen Königs hinausgingen und wie jene Ergebnisse ihre practische Geltung durch die im Jahre 1848 zur Herrschaft gelangte Democratie erhielten. Die Opposition des vereinigten Landtages war die Vorläuferin der Straßenemeute im März 1848, dieselbe Partei hat im Jahre 1858 wiederum die Democratie wachgerufen und es dadurch möglich gemacht, daß die letztere die Früchte einerntet, welche sie selbst seit dem ersten vereinigten Landtage gesäet hat. Es giebt keine politische Partei, welche den preußischen Staat mehr geschädigt hat, als jene moderne constitutionelle; die democratische bringt den Untergang offen, jene im schleichenden Gifte.

Der damalige Landrath Gr. Schwerin war es, der in einer an des Königs Majestät zu richtenden Adresse, das Begehren nach einer modernen Constitution geltend machte, die liberalen Abgeordneten der Provinz Preußen waren es, welche die Mittel zum Baue der östlichen Eisenbahn versagten, endlich der Altvater der Partei, Herr Hansemann, führte den hauptsächlichsten Schlag gegen die bis dahin bestehende, in ihren Resultaten überall anerkannte, ja angestaunte öffentliche Finanzverwaltung.

Herr Hansemann begab sich eines schönen Tages auf die im weißen Saale errichtete Tribüne, in der einen Hand ein Blatt der Gesetzsammlung, in der andern nur mit Mühe ein großes Packet der voluminösesten Drucksachen tragend. Jenes Blatt enthielt den in der bisherigen Weise veröffentlichten Staatshaushaltsetat Preußens, diese dicken, umfangreichen Bücher, die denselben Gegenstand betreffenden Publicationen innerhalb des glücklichen modernen constitutionellen Königreichs Belgien.

Seine Anhänger schrien und applaudirten, seine Gegner meinten, daß wenn dies dem Herrn Hansemann und seinen Genossen Vergnügen mache, es wohl billig sei, ihnen auch solche Lectüre über die preußische Finanzverwaltung zu gewähren und diese selbst erklärte, daß sie die größte Oeffentlichkeit in keiner Weise zu scheuen habe.

So ist es denn von diesem Zeitpunkte an bis zum jetzigen Augenblicke in immer steigender Potenz Sitte geworden, die dem Landtage vorzulegenden Etats bis auf die minutiösesten Positionen auszudehnen und wenn ja einmal

Digitized by Google

dem neugierigen Abgeordneten eine Auskunft versagt wird, so beeilt sich der Nachfolger des zurückhaltenden Finanzministers jedes Detail zu gewähren.

Wir sind von dem Punkt nicht mehr sehr entfernt, wo die sämmtlichen Acten, wenigstens der Cassen-Abtheilung des Finanz-Ministeriums dem Druck werden übergeben werden, um alljährlich den Abgeordneten unterbreitet zu werden, demnächst aber als Maculatur in die Berliner Läden zu wandern.

Gegen dieses Ende hätten wir nun nicht viel erinnern, wohl aber gegen den Gebrauch, den die Abgeordneten vorher von diesem Material machen.

Es wird Jedem, welcher den Verhandlungen des Abgeordnetenhauses in den letzten Jahren gefolgt ist, wohl darüber kein Zweifel mehr beiwohnen, daß die bis in die kleinsten Details getriebene Aufstellung des Etats nicht zu einer besseren Einsicht und Würdigung unserer musterhaften Finanzverwaltung, sondern lediglich zu immer gemehrten Angriffen gegen dieselbe und was noch viel schlimmer, zu einer Einmischung des Abgeordnetenhauses in die Verwaltung selbst geführt hat.

Die Macht des Abgeordnetenhauses wird namentlich in ihrem Gegensatze zu der öffentlichen Verwaltung durch nichts so sehr befestigt und gestützt, als durch das Bewilligungsrecht der staatlichen Einnahmen und Ausgaben und es leuchtet ein, daß diese Macht immer tiefere Wurzeln treibt, je mehr sie sich auf die Details werfen, je mehr sie in das wirkliche Leben der Staatsmaschine eingreifen kann.

Je mehr Material in dem vorgelegten Staatshaushaltsetat gewährt wird, um so mehr steigert die Staatsverwaltung selbst die Macht des Abgeordnetenhauses.

Es kommt die sehr bedenkliche Erfahrung hinzu, daß die Finanzlage des Staates seit dieser von Jahr zu Jahr sich steigernden Concurrenz des Abgeordnetenhauses bei der Feststellung des Etats, sich durchaus nicht gebessert hat. Wir wollen von den Kosten, welche die jedesmalige Session des Landtages verursacht, wir wollen von dem dringend begehrten neuen Parlamentsgebäude ganz abstrahiren, wir wünschen nichts, als eine genaue Durchsicht des Courszettels jeder preußischen Börse. Dort sind die einzelnen Anleihen verzeichnet, welche die preußische Finanzverwaltung abgeschlossen hat, seit sie die Verantwortlichkeit für dieselben mit der Landtagsvertretung theilt. Aber selbst zugegeben, daß diese und jene Anleihe nicht zu vermeiden gewesen wäre, Preußen möge constitutionell regiert worden sein oder nicht, die Thatsache steht jedenfalls fest, daß die öffentliche Verwaltung durch die zu weit gehende Concurrenz des Abgeordnetenhauses gehindert ist, die bessernde Hand auf dem Finanzgebiete an diesen und jenen bestehenden Posten, an diese und jene bewilligte Steuer zu legen, auf die Gefahr hin, daß das Abgeordnetenhaus zwar dem Mangel zustimmen, das Heilmittel aber verwerfen werde. Der Finanzminister wird sich niemals die Frage allein vorlegen: ist diese Steuer die richtige, diese Ausgabe die nothwendige? sondern stets die Erwägung gleichzeitig ins Auge fassen, was an die Stelle treten solle.

Jenes Geständniß des Finanzministers, daß eine Aenderung erwünscht

Digitized by Google

sei, ist dann der Punkt, wo das oppositionelle Abgeordnetenhaus den Hebel seiner Souveränität einsetzt und die öffentliche Verwaltung müßte blind sein, wenn sie solche Punkte selbst aufdecken wollte.

Es bleibt also beim Alten und somit ist die Concurrenz des Abgeordnetenhauses bei der Finanzverwaltung nicht fördernd, sondern ganz entschieden hemmend und um deshalb kostspielig und sie wird dies um so empfindlicher werden, je mehr die Möglichkeit geboten ist, in die Details entscheidend einzugreifen.

Endlich ist das ganz verfehlte Verhältniß ins Auge zu fassen, in welches unsere Verfassung das Herrenhaus zu den Etatsfragen gewiesen hat. Dieses kann nur im Ganzen verwerfen oder annehmen, hat also gegenüber den Rechten, welche dem Abgeordnetenhause zugetheilt sind, auf dem wichtigsten Gebiete nur eine secundäre Stellung, und zwar muß diese, immer mehr und mehr geradezu bis zur Unbedeutendheit herabsinken, je höher der Einfluß des Abgeordnetenhauses steigt, d. h. je mehr diesem die Möglichkeit geboten wird, auf die Details des Budgets bestimmend einzuwirken.

Es wird nun wohl kaum einen conservativen Staatsmann geben, der es nicht als seine Aufgabe betrachten sollte, gerade das Herrenhaus, gegenüber dem Abgeordnetenhause, in jeder Beziehung zu kräftigen.

Blicken wir nun nach diesen Erwägungen auf den Art. 99 der Verfassungsurkunde, so finden wir in demselben auch gar keine zwingende Nöthigung der Staatsregierung über den größeren oder geringeren Umfang derjenigen Mittheilungen und Vorlagen, welche dem Abgeordnetenhause bezüglich des Staatshaushaltsetats zu machen sind. Die Verfassung schreibt nur vor, daß weder Einnahmen noch Ausgaben außerhalb des aufgestellten Etats stattfinden dürfen; es ist nur eine durch die bisherige Praxis allerdings hergebrachte Courtoisie gegen das Abgeordnetenhaus, diesem von vorn herein das größte Detail vorzulegen und dieses noch bis zu den geringsten Kleinigkeiten auszudehnen, so oft und sobald ein neugieriger Frager sich geltend macht.

Wir müssen aber denn doch es in die ernsteste Erwägung der Staatsregierung stellen, ob die Haltung des Abgeordnetenhauses im Allgemeinen und ganz besonders auf dem Finanzgebiete seit den letzten Jahren die fernere Uebung einer solchen Courtoisie noch räthlich macht, ob nicht vielmehr der Vorwurf der Schwäche einer ferner noch zu weit getriebenen Rücksichtsnahme mit Recht gemacht werden könnte.

Wir sind hier wieder bei einem Punkte angelangt, wo wir der Vertheidiger der so vielfach geschmähten Verfassungsurkunde werden, ohne daß wir im Entferntesten für dieselbe zu schwärmen vermöchten.

Viele der Ungeheuerlichkeiten, welche der conservative Staatsmann in unserm constitutionellen Leben erblickt, finden ihre Berechtigung durchaus nicht in ausdrücklichen Bestimmungen der Verfassungsurkunde, sind vielmehr als höchst unschuldige Dinge entstanden zur Zeit, als Ministerium und Landesvertretung einträchtig Preußens Wohlfahrt zu fördern bemüht waren, ein Verhältniß, welches erst durch die neue Aera insofern gestört ward, als diese der Staatsregierung eine von der Landesvertretung abhängige Stellung

Digitized by Google

einräumen zu müssen glaubte. Dadurch ward das Gleichgewicht und hiermit die Freundschaft vernichtet.

Wir mahnen also die Staatsregierung, die Ausführung des Art. 99 auf die dringendsten Vorlagen zu beschränken. Der Kredit der preußischen Finanzverwaltung wird hierdurch gewiß nicht erschüttert werden, höchstens der Finanzminister wird Angriffen ausgesetzt sein, die demselben aber alljährlich so wenig in der letzten Zeit erlassen worden sind, daß es ihm auf etwas mehr oder weniger kaum ankommen dürfte.

Zum Schluß wollen wir endlich noch andeuten, daß wir in einer veränderten Aufstellung und Behandlung des Staatshaushaltes den Weg erblicken, schon jetzt den Conflikt zu beseitigen, welcher noch immer über die Armeereorganisation schwebt. Diese ist nach Art. 46 der Verfassungsurkunde unzweifelhaft ausschließlich ein Recht Sr. Majestät des Königs. — Dieses Recht wird aber entgegen den Bestimmungen der Verfassung von der Einwilligung des Abgeordnetenhauses dadurch abhängig gemacht, daß mit den vorgelegten detaillirten Etats demselben die Möglichkeit gewährt wird, auch in die Details der Armeeorganisation bestimmend einzugreifen.

Wir halten es für das Richtige und auch nach Lage der Verfassungsbestimmungen schon jetzt für zulässig, die Erfordernisse für das Kriegs- und Marine-Ministerium nur in allgemeiner runder Summe auf den Etat zu bringen und die desfallsigen Erörterungen lediglich zwischen dem Kriegs- resp. Marineminister einer- und dem Finanzminister andererseits stattfinden zu lassen. Diese Erörterungen müßten sich stützen auf eine Normalstärke der Armee und der Flotte und auf Normalsätze, ohne zu verhindern, daß diese etatsmäßigen Sätze überschritten werden, wenn die außergewöhnlichen Umstände dies bedingen. Die Verhandlungen über Etats-Ueberschreitungen werden aber auch lediglich zwischen dem Kriegs- und Finanzdepartement zu führen sein.

Einen ähnlichen Zustand finden wir bereits, ohne daß der preußische Staatskredit dadurch erschüttert wurde, zwischen dem Finanz- und Hausminister.

Der dem Landtage vorgelegte Etat enthält eine Pauschsumme, die zur Bestreitung des königlichen Hofes an das Hausministerium unter dem constitutionellen Namen der Civilliste abgeführt wird. Trotz Steuerbewilligungsrecht hat das Abgeordnetenhaus bisher noch nicht den Versuch gemacht, die specielle Verwendung dieser Civilliste zu critisiren, zu controlliren oder zu amendiren.

Es würde für unser Gefühl sehr ansprechend sein, wenn in ähnlicher Weise auch auf finanziellem Gebiete zu erkennen gegeben würde, daß die preußische Armee nicht das Volk in Waffen bedeutet, sondern daß es sind die Truppen Sr. Majestät des Königs, die dessen Rock tragen, und dessen ausschließlichem Oberbefehle gehorchen, treu bis zum Tode.

Digitized by Google

Ueber die Theilnahme der Geistlichkeit an der Politik in den Herzogthümern.

Von einem Schleswiger.

Zu allen Zeiten und in allen Ländern hat der Stand der Geistlichen, wo politische Bewegungen stattfanden, es sich angelegen sein lassen, sich hinein zu mischen, dieselben zu beeinflussen und wo möglich sie zu beherrschen.

Dies erklärt die Rolle, welche die Geistlichkeit vom Anfange an in der schleswig-holsteinischen Bewegung gespielt hat, an der sie einen überwiegenden Antheil genommen, einen größeren, tiefer greifenden, als wie man insgemein annehmen will. Es dürfte vielleicht nicht ohne allgemeines Interesse sein, einen flüchtigen Blick auf ihr ganzes Wirken, sowie auf die Ursachen zu werfen, durch welche es ihr gelungen, einen solchen Einfluß auf die Bevölkerung und auf den Gang der Angelegenheiten in diesen Landen zu gewinnen, zumal gegenwärtig, wo sie, da die Sachen nun einen anderen, als den von ihr intendirten Verlauf nehmen zu wollen scheinen, wieder, namentlich in Holstein, mehr handelnd in den Vordergrund tritt und Miene macht, sich zu einer Opposition wider das preußische Regiment zu consolidiren.

Die schleswig-holsteinische Geistlichkeit war, als die secessionistische Bewegung begann und so lange, als sie die ihr gebührenden Gränzen inne hielt, eine sehr respectable und nahm einen hohen, edlen Standpunkt ein. Sie genoß deshalb mit Recht eines großen Einflusses und Ansehens bei der Bevölkerung, wie sie es verdiente. Daß sie eine solche war, das war vorzüglich das Verdienst eines ungewöhnlichen Mannes, des bekannten Claus Harms in Kiel, welcher zu hohen Jahren kam und länger als drei Jahrzehnte als ein Orakel in den Herzogthümern galt. Es wäre gut gewesen, wenn seine Schüler nie aus dem ihnen zukommenden und von ihm ihnen vorgezeichneten Gebiete abgewichen wären. Harms hat einen ungeheueren Einfluß in den Herzogthümern geübt; er brach durch sein persönliches Wirken die verstandesmäßige Richtung des Rationalismus, die bis dahin hier die vorherrschende war, und Dem haben die Theologen es bei uns zu danken, wenn sie wieder so sehr zur Herrschaft über die Gemüther des Volkes kamen, wie sie es nun seit lange gethan. „Und nehmen gefangen alle Vernunft in dem Gehorsam Jesu Christi.“ Diesen paulinischen Vers aus dem Briefe an die Philipper hat er als Sinnspruch sehr bezeichnend zur Unterschrift für sein Portrait gewählt.

Doch ist es nicht allein die bestimmte geistliche Richtung, welche die schleswig-holsteinischen Theologen eingenommen, der sie ihre Macht über das Volk verdanken. Andere Umstände kommen ihnen dabei eben so sehr, wenn nicht noch mehr, zu Statten, namentlich ihre Herkunft, die sie dem eigentlichen Volke überhaupt so nahe stellt, die bestimmend auf ihre ganze allge-

Digitized by Google

meine Geistesrichtung und ihren Charakter für das Leben einwirken muß. Dadurch wird ihre Macht nicht allein gesichert und gefördert, sondern derselben auch ein wesentlich gefährlicher Charakter mit beigemischt, weil von Anfang an naturgemäß ein starkes demokratisches Element in ihnen enthalten sein muß. Ich weiß nicht genauer, wie das Verhältniß in anderen protestantischen, deutschredenden Ländern ist, aber bei uns recrutirt die Geistlichkeit sich fortwährend in überwiegender Mehrheit aus dem Bauern- und dem mittleren Bürgerstande. Bei dem Ansehen, dessen die Prediger von Alters her im Lande genossen, und dem Einflusse, den sie überall auf das bürgerliche Leben geübt, erscheinen sie den Mittelklassen, aus denen sie hervorgegangen und mit denen sie den meisten Verkehr haben, als besonders bevorzugte Wesen. Die sorgenlose, geachtete Existenz auf meist gut dotirten Pfarrstellen, läßt es die Eltern aus diesen Klassen als ein Ziel des Ehrgeizes für ihre Söhne ansehen, wenn diese in den geistlichen Stand treten. Die großen Bauern, welche mehrere Söhne haben, die doch nicht sämmtlich eine Hufe zu ererben oder zu erfreien erwarten können, schicken gern, wenn sich nur einiges Talent Etwas zu erlernen zeigt, Einen Sohn auf die Universität um „Pastor" zu werden, und wenn dieser erst so weit gekommen, daß er von der Kanzel aus geredet, dann fühlt die ganze bäuerliche Familie sich natürlich in ihm geehrt; es ist nicht viel anders bei den mittleren Bürgern der Städte. Je höher die Stellung der Familien im Staate, um so sparsamer ist das Contingent, welches von ihnen zum Stande der Geistlichkeit gestellt wird, und wo etwa ein Adeliger auf einer Pfarre gefunden wird, da erscheint ein solcher in den Herzogthümern als eine Art von Abnormität. Es stieß daher die Bevölkerung fast an, als sich unter den Geistlichen aus Dänemark, die nach 1850 im Herzogthum Schleswig angestellt wurden, solche adelige Namen und aus vornehmen Familien fanden, wie: von Bülow, v. Schleppegrell, v. Schmidt-Phiseldeck, oder sogar Armand du Plessis de Richelieu, die nicht vom geistlichen Stande herkamen und diesen auch nicht erwählt, um blos eine Brotstelle zu gewinnen. Selbst eine Frau Pastorin adeliger Herkunft gehört in den Herzogthümern zu den Seltenheiten und wird gar nicht sonderlich gern gesehen, namentlich auf dem Lande.

Hierin äußert sich allerdings auch der ursprünglich so traditionell gesinnte Geist unseres Volkes, welches überall gern an der althergebrachten Ordnung und dem Bestande des Ranges der verschiedenen Stände festgehalten haben will und daß ein Jeder auf dem ihm zukommenden Platze verharre. Es ist nicht der Respect vor dem Adel, nicht die Ansicht, als ob derselbe an sich so viel besser und höher wäre, als Bürger und Bauer; denn unsere freien Bauern halten sich vielfach den Edelleuten fast ebenbürtig und gleich, sondern es ist das *conservative Bewußtsein*, welches verlangt, daß Jeder den ihm zukommenden Platz einnehme. Das Augustenburgerthum hat darum in Schleswig viel an Autorität eingebüßt, weil es auf die, nach der Vertreibung der dänischen Beamten vacant gewordenen *Oberbeamtenstellen* überall plebejische Candidaten einschob, die aus dem Suf-

Digitized by Google

frage des niedrigſten Pöbels hervorgegangen, nicht viel beſſer waren, als dieſer.

Die Geiſtlichkeit im Königreiche Dänemark hat in ihrer Allgemeinheit politiſch immer eine ganz andere Stellung eingenommen, als die ſchleswig-holſteiniſche; ſie iſt nie auch nur annähernd ſo oppoſitionell und politiſirend geweſen, wie dieſe, und ich glaube, daß daran die verhältnißmäßig größere Beimiſchung von Elementen aus den beſſeren Familien ſchuld iſt. In der Zeit, wo in dem Herzogthum Schleswig eine Anzahl von eingeborenen Dänen als Prediger, in Mittel-Schleswig beſonders, angeſtellt war, bin ich öfters gelegentlich mit dieſen zuſammengekommen und habe den Blick in manches Haus derſelben, um zu beobachten, werfen können, wobei ich geſtehen muß, daß bei den beſſeren derſelben, in ihrem ganzen Weſen unverkennbar ein ganz anderer, höherer Ton vorherrſchte, als man insgemein bei unſeren einheimiſchen Paſtoren findet. Dieſe nannten wohl das Weſen der däniſchen Prediger öfter ein „zu Weltliches.“ Aber die Leute verſahen doch trotzdem ihre amtlichen Pflichten genügend, kümmerten ſich in der That um die Seelſorge in ihrer Heerde mehr, als man ſonſt gewohnt war und ſo viel als der nationale Gegendruck es ihnen geſtattete, welcher überall hindernd in den Weg trat. Ich denke hierbei natürlich nur an die Regel, nicht an die Ausnahmen.

Die däniſche Kirche, welche in ihrem Ritus überhaupt noch Manches an den Katholicismus Erinnerndes hat, ſtimmt auch darin mit der katholiſchen zuſammen, daß die höheren Aemter oft mit den Söhnen der vornehmſten Geſchlechter beſetzt ſind, wodurch in ſo heilſamer Weiſe der demokratiſche Einfluß der niederen Schichten der Geiſtlichkeit paralyſirt, eine gute Subordination und Gehorſam erzeugt wird.

Unſere, mit wenigen Ausnahmen, aus niederen oder mittleren Schichten der Geſellſchaft hervorgegangenen Geiſtlichen, ſtammen aus demokratiſchen Regionen, ſind gewiſſermaßen geborene Opponenten der Ariſtokratie und des ſouverainen Königthumes, ſind großgezogen in der demagogiſchen Schule der burſchenſchaftlichen Verbindungen auf den Univerſitäten. Inſofern ſich nun unter ihnen eine Menge guter Köpfe findet, die eben deswegen, weil ſie ſich in der niederen Bürger- oder Bauernſchule ſchon als beſonders befähigt verriethen, zum Studium durch Eltern und Lehrer veranlaßt worden ſind, liegt es auf der Hand, daß ſie bei der einmal von ihnen eingenommenen Richtung als beſonders gefährlich anzuſehen ſein werden, und ſo haben ſie ſich denn auch von dem Anfange unſerer ſtaatlichen Wirren an erwieſen.

Bereits bei der erſten Bewegung des Jahres 1848 trat die Theilnahme der Geiſtlichen ſtark hervor. Mag man die Bewegung von 1848 nun anſehen, wie man will, auch der entſchiedenſte Gegner muß über ſie ein milderes Urtheil fällen, als welches die auguſtenburgiſche von 1864 und bis hieher verdient. Jene war eine fieberhafte, warmblütige und gehörte zu der großen geiſtigen Seuche, welche damals über ganz Europa dahinging, unſer Land mit ergriff und durch die darin obwaltenden Verhältniſſe ganz wunderbarlich begünſtigt wurde. Die heutige Auguſtenburgiſche iſt eine kaltblütige,

Digitized by Google

künstliche, mit Berechnung erzeugte; die schmutzigen, gehässigen Leidenschaften der Habsucht, der Selbstsucht und der Rache spielen die Hauptrolle darin, und demgemäß verdient sie behandelt zu werden.

Es war eine durchaus unglückliche Wahl, daß im Jahre 1864 der Dr. theol. Rehhoff im Herzogthum Schleswig das Commissorium erhielt, die Frage der geistlichen Beamten zu regeln. Dr. Rehhoff ist gänzlich Parteimann und zwar augustenburgischer und hat darum stricte in dem Sinne seiner Partei verfahren. Als solcher trug sein ganzes Verhalten bei der Entsetzung und Besetzung der Pfarrämter das Gepräge der Gehässigkeit und der Parteisucht an sich. Es war ein entschiedenes Unglück, daß dieser Mann eine so einflußreiche Stellung gewann; ein Glück, daß sie bald zu Ende war.

Sollen die zerrütteten Zustände wieder in bleibende feste Formen eingeschlagen werden, dann muß der Verstand, der kalte, über allen Parteiungen hoch erhaben stehende, das Regiment führen, und diesen finden wir schwerlich bei den Eingeborenen, unseren Landsleuten, deren Seelen mehr oder minder von dem Roste des Parteigeistes, einerlei welcher Farbe, angegriffen sind. Wir können Gott danken, daß eine parteilose fremde Macht die Regelung dieser Verhältnisse in die Hand genommen hat, die eben den richtigen Weg dazu einzuschlagen verheißt. Denn wo fänden sich, darf man wohl fragen, im Lande Männer, ganz frei von irgend persönlichen Interessen, unbefangen, nicht mit irgend einem Gesichtsfehler behaftet, der ihnen die Dinge entweder in verkehrter Farbe erscheinen läßt, oder deren Sehkraft so geschwächt ist, daß sie kaum über die nächste Umgebung hinweg zu sehen vermögen. Solche finden sich wahrlich nicht in den Regionen, wo man sie bisher suchte, und sie sind überhaupt gar dünne gesäet.

Der Dr. Rehhoff verfuhr mit derselben Härte und Lieblosigkeit, wie der Amtmann Jacobsen in einem minder ausgedehnten Bezirke. Ich erinnere mich hiebei eines persönlichen Begegnisses, welches für ihn bezeichnend sein dürfte. Im Frühling v. J. kam ein Geistlicher zu mir, ein geborener Schleswiger, der seit vielen Jahren außerhalb der Herzogthümer angestellt gewesen und daher den Verhältnissen, wie der ganzen Bewegung völlig fremd geblieben war. Selbiger wünschte jetzt bei so verwandelten Umständen dem Heimathlande seine nicht geringen Kräfte zu widmen, war deshalb bei Rehhoff gewesen, um sich zur Verfügung zu stellen. Mit Entrüstung sprach er sich über den rein revolutionairen Zuschnitt aus, den Alles trug und über das Gebahren des Mannes, der in seiner Sphäre eine so gewichtige Stimme besaß. „Der ist ja," sagte er, „ein wahrer Fanatiker! Sie müssen Alle, Alle rummeln!" (Nämlich die von der Regierung angestellt gewesenen Geistlichen.)

Wie der Dr. Rehhoff selbst Augustenburger vom reinsten Wasser, so wurden unter seinen Auspicien lediglich Augustenburger angestellt und mit klugem Raffinement zweckmäßig placirt, so daß das Land auch in geistlicher Beziehung völlig in die Hände dieser Partei gerieth. Die angestellten Prediger verfuhren, wie nicht anders zu erwarten, ganz im Sinne ihres Oberhauptes und richteten dabei die Aufmerksamkeit vornämlich auf die so wich-

Digitized by Google

tige Klasse der Volksschullehrer. Wer von diesen nicht unbedingt mit der Partei ging, oder von dem man solches auch nur voraussetzen konnte, der wurde unter irgend einem nichtigen Vorwande, sei es zu hohen Alters, der Unfähigkeit, der dänischen Gesinnung, oder sei es auch nur des Vorwurfs, im Sinne der gestürzten Regierung thätig gewesen zu sein, entfernt, in welchem Geiste zum Beispiel der aus Holstein neu eingeschobene Prediger in Esgrus besonders consequent vorging, der früher Lieutenant in der schleswig-holsteinischen Armee gewesen war. Er wußte alle Lehrer seiner Gemeinde zu entfernen, obwohl sie alle Schleswiger oder Holsteiner waren, und das geschah augenscheinlich nur deshalb so gründlich, weil in der Gemeinde Esgrus der Wahlact für die Ständeversammlung vorgenommen wird, es sich aber aus handgreiflichen Gründen einsehen läßt, daß die Stimmung des der Wahlhandlung zunächstliegenden Districtes entscheidend auf den Ausfall derselben einwirken muß. Es läßt sich nicht läugnen, daß überall mit großer Voraussicht auf kommende Tage verfahren wurde. Aus derselben Ursache wurde auch der Pastor Thaden zu Uelvesbüll in Eiderstädt, bisher Mitglied der Ständeversammlung, ein durchaus unbescholtener, überall in hohem Ansehen stehender Mann, von einigen wenigen schlechten Gesellen von seiner Pfarre verjagt, um ihn in Zukunft unschädlich zu machen, und nicht wieder angestellt.

Es ist durch solche Mittel der augustenburgischen Partei gelungen, durch die Geistlichkeit eine künstliche Antipathie in der Bevölkerung gegen die preußische Verwaltung zu erzeugen. Ich bemerke aber nochmals ausdrücklich, daß die entschiedensten Gegner Preußens Alle importirt sind und daß doch eine gute Anzahl der Alten übrig und im Stande, jetzt, da sie den Kopf freier erheben dürfen, Jenen die Stange zu halten; daher hatte man es nöthig gefunden, zu der neulichen Conferenz der Geistlichen aus den drei südlichen Propsteien des Herzogthumes sich holsteinische Agitatoren zu verschreiben, wie den bekannten Zeloten Schrader aus Kiel und seinen Begleiter Stielcke, der aber, wie bekannt, mit seinem Vortrage abblitzte.

Das so lange unbehindert dem Einflusse aller mittelstaatlichen, demokratischen und nationalvereinlichen Wühlereien ausgesetzt gewesene Holstein, ist die Brütestätte für alle Revolution bei uns in Schleswig geworden und soll es uns in der That verlangen, ob Oesterreich sich in diesem heißen Neste gemüthlich und behaglich finden wird. Sicher mag es ein saures und sauberes Stück Arbeit abgeben, hier wieder den rechten staatsbürgerlichen Gehorsam, der doch wohl nicht entbehrt werden kann, einzuführen. Holstein hat den Vortheil und Ruhm, die Herren Schrader, Versmann, Baumgarten ꝛc., nachdem es so manche gleichen Kalibers an uns abgesetzt, in dem Schooße seiner Geistlichkeit zu besitzen, und wünschen wir sehr, daß es dieselben ganz für sich behalten wolle.

Digitized by Google

Das Duell.

(Fortsetzung.)

Es war just jene Noth-Lüge gar nicht solche, sondern eine Noth-Wahrheit. Stünde ich anderen Falls auf Befehl eines Gewalthabers als Berichterstatter am Fenster, und es wäre mir für irgend einen seiner sträflichen Plane bei Todesstrafe befohlen, auf seine Frage die nichtvorhandene Katze anzumelden, so würde ich mit dieser Lüge keineswegs eine Noth-Wahrheit, nicht einmal eine Noth-Lüge, sondern einfach eine feige, infame Lüge begehen, denn es ist in der That kein Gebot vorhanden, daß ich am Leben bleiben müsse. —

Es ist ja wohl ersichtlich, daß wir uns nirgends nach den Lehren der Schulen, wohl aber nach Christlichkeit strecken. —

Wir haben hier nicht Collision der Pflichten, die in eine Einheit zurückzubringen sind, sondern tragische, die wie Wunden klaffen.

So sagt Dr. Hengstenberg:*) ich darf nicht stehlen (nach statutarischem Buchstaben), aber, dem Hungertode nah, breche ich die Aehren des Feldes, denn das Leben sei mehr als Speise.

Was heißt das Anderes, als es besteht ein Dualismus von Geboten, in dem das eine Gebot nicht gleichzeitig mit dem anderen gehalten werden kann, dergestalt, daß die Wahl des Gewissens auf eigene Gefahr sich gegen

*) Hengstenberg sagt wörtlich, nachdem er gerügt, daß das Duell ja nicht im Auftrag der Auctorität, sondern aus eigenem Gutdünken geschehe: „solche Casuistik ist aber höchst bedenklich. Mit ihrer Anwendung kann man z. B. ohne Mühe die Lüge (ganz gewiß die Nothlüge) und den Diebstahl (wie der Herr Professor auch wirklich sofort selbst thun) rechtfertigen, da es ja allerdings (sic) Fälle giebt, wo man nicht verpflichtet ist (sic, wozu bloß die Negative?), die Wahrheit zu sagen, auch allerdings (sic) auf das Vorsichtigste zu umgränzende Fälle (das fordere ich für das Duell auch, und für den Herrn Professor wählte ich oben gleich den Hungertod), wo man **berechtigt** ist (sic, sic, sic!) die Schranken zu durchbrechen, welche das Eigenthum des Nächsten umschließen (schön gesagt; ich sage als Christ dafür stehlen oder rauben), so gewiß als das Leben mehr ist als die Speise“ (sic, sic, sic! — und ich sage, als die Persönlichkeit und ihr unveräußerliches Grundrecht, die Ehre, mehr ist als das Leben!)

Das „nicht-Wahrheit-sagen“, das stehlen oder rauben des Herrn Professors, scheint mir auch aus „Gutdünken“, nicht auf Antrag der Auctorität! — Aber sagt der Professor damit nicht: „ich thue Uebeles, auf daß Gutes daraus komme!“ — Wir thuen nun im geschichtlichen Handeln, wenn wir nämlich Recht haben und es das Gebotene ist, gar kein Uebeles, nur Uebeles in abstracter Auffassung, indem unsere That allerdings nicht der Vollkommenheit des Gebots entspricht. Dies ist also nur die theologische Frage: ob alles minder-Vollkommene deshalb schon böse ist! — Wir sagen nein, halten dabei aber dennoch fest, daß der ursprüngliche Wille Gottes zwar auch nicht in jedem Moment das Vollkommene verlangt (denn auch Adam sollte erst in dieses Ziel sich steigern), vielmehr ihm schon Unvollkommenes genügte, nur durfte die Unvollkommenheit nie aus der Sünde stammen. Jetzt aber ist dieser Factor immer in der Unvollkommenheit, und wir können nicht auf unser Gutes verzichten, weil immer ein Uebeles mit drinnen steckt.

Digitized by Google

ein ausdrückliches Gebot stellen muß, indem es das erfüllte andere Gebot als das höhere behauptet.

Anders ausgedrückt: die individuelle Obrigkeit hält in freier Wahl sich aufrecht gegen ein statutarisches Gebot Gottes, und ist sie dazu formal berechtigt, nur muß sie nach bestem Gewissen materiell nicht ein eigenes Wollen, sondern ein Wollen Gottes ergriffen haben, das stärker verpflichtet, als jenes andere Wollen Gottes, das man fallen ließ. Das, nur das ist es, was unsere Paradoxie enthielt.

Wir wiederholen: daß also geschehe, ist nicht ein ursprünglicher Zweck Gottes, aber daß so geschehen müsse (nicht solle), ist uns zur immerwährenden Basis unseres irdischen Lebens, gleichsam als Straf-Bedingung gelegt in und durch Antwort Gottes auf die Sünde. —

Ich überlasse dem Leser eine Wimmelei von Beispielen zum Belag unseres Gedankens heranzubringen. Im Hengstenbergischen Beispiele steht Religion und Moral mit dem Urbilde der heiligen Person Gottes (Du sollst nicht stehlen!), gegenüber der selbständigen mangelhaften bürgerlichen Ordnung (der kein bestimmtes Urbild vorsteht) mit ihren Eigenthums-Verhältnissen.

In diesem Beispiele ist auch zu erkennen, wie die dualistischen Reiche in einer Angel coincidiren. Du sollst nicht stehlen, bezieht sich gleichzeitig auf die Heiligkeit der Person und auf den Weltplan Gottes, durch welchen Besitz und Eigenthum gegeben ist, welches doch gar nicht aus der Idee der Person abzuleiten ist.

In dem Beispiel Hengstenberg's ist dennoch nicht genau und ist ein Niedrigeres gegeben, als wir meinen und beanspruchen.

Dieses Beispiel läßt die Gebote beider Ordnungen, das für die Heiligkeit der Person (nicht tödten) und das für die Rechtsordnung (nicht stehlen) fallen für das theuerwerthe Leben.

Nun, die Erhaltung des Lebens ist ein Gebot der Rechtsordnung und ein Gebot der Religion, ein merkwürdigerweise sehr gut befolgtes, wenn es das eigene Leben betrifft.

Das beregte Beispiel spricht also zur Rechtsordnung gewendet: das Verbot des Stehlens lasse ich fallen gegen dein Gebot der Selbsterhaltung (dürfte in dieser Relation nicht vorhanden sein!) und es spricht zur Sphäre der Religion und Moral: die geheiligte Persönlichkeit lasse ich fallen, um die an das Substrat des Lebens gebundene Persönlichkeit, nicht in ihr selbst (denn die geht nicht zu Grunde), sondern sie für's Leben zu erhalten.

Es dürfte nun selten sein, daß die Persönlichkeit zum Zweck des Lebens zu erhalten ist. Nun, die betreffende Person im Beispiel wird sich wohl besonderer Berufung bewußt sein, für welche sie durchaus leben will, sonst würde ich den Grund dafür nicht einsehen, denn wohl ist die Selbstzwecklichkeit der Person ein Zweck Gottes, aber das Leben ist nur Mittel, nicht Selbstzweck, und in der Collision zwischen Leben und Persönlichkeit stehe ich allemal auf Seiten der letzteren.

Die Wimmelei von Beispielen, die ich erbeten habe, muß so liegen,

Digitized by Google

daß ein Gebot für eine niedere Sphäre daran gegeben wird für ein Gebot höherer Sphäre, und wo der Erlöser jene Worte spricht, giebt er keine Heiligung der Person in Kauf, sondern spricht Er nur von einer Staffelung von Werthen, in der man für den oberen Werth sorgen soll, wodurch dann dem niederen Werthe mit vorgesorgt sein würde, und so soll der, der für das Recht der Persönlichkeit sorgt, nicht nach dem Leben fragen, denn dessen Recht ist in dem höheren mitenthalten.

Denen die das Leben und das Tödten gar so sehr betonen, sagen wir, weil wir ein Christ sind, mit der Bergpredigt: „daß das zu den Alten gesagt war" (Matthäi Cap. 5, Vers 21). Uns aber ist gesagt, daß der Beleidiger und Verläumder einen höheren Gegenstand (die Persönlichkeit) verwundet hat, als der, der wegen solcher Beleidigung und versagter Genugthuung dem Anderen nicht etwa nach dem geringeren Leben trachtet, nein, blos des Anderen Leben in eine Gefährdung setzt, dafür noch nobel die gleiche Gefährdung des eigenen Lebens einsetzend. — Geht mir doch mit der kirchlichen Heuchelei vom Blut-schonen! Es war eine amtliche Formel, wenn die Kirche grausam sein wollte, daß sie sich die Phrase mit Duft salbte: „sie könne nicht Blut vergießen und nicht Gott-Zusammengefügtes (den Leib) zerstückeln; so bäte die Kirche das weltliche Gericht (die Formel für den **Befehl**), doch recht schonend mit dem lieben Geschöpfe umzugehen" (was Verbrennen und Einmauern bedeutete, wobei kein Blut vergossen wurde, keine Zerstückelung statt hatte). — So hatte Jeanne d'Arc gesagt: „lieber zehnmal enthaupten, nur nicht verbrennen!" und die Kirche fing diesen Angst-Hauch dieses frommen, lieben Geschöpfes auf und bat: „recht schonend mit ihm umgehen zu wollen!" denn sie dürfe nicht aussprechen, daß Blut vergossen werden solle.

Der Unterschied also zwischen Hengstenberg und uns ist, daß wir als geschichtliches Handeln aus dem Christenthum dasjenige begriffen haben, was dem Herrn Dr. Hengstenberg als ein dem Christenthum angeflicktes Werk unbegriffen stehen bleibt, als unbegründete Ausnahme: „seltene Fälle!"

Aber der Leser kann anders fragen: wie geht es zu, daß aus dem Dualismus der Gebote in einem konkreten Falle beweisführt wird, in welchem Grade göttliches und Staats-Gebot übereinstimmen? auch ließen wir ja alle Rechte aus der Rechtsordnung abfolgen, und dennoch stünde in derselben nichts von einem unveräußerlichen Rechte zum Duell.

Wir entgegnen zuvörderst, daß, da der Dualismus der Gebote, welcher nach ursprünglichem Willen Gottes nicht sein soll, welcher aber, als Antwort Gottes auf die Sünde, ist und sein wird bis an's Ende der Tage, da also dieser Dualismus zeitgeschichtlich die gegenwärtigen Staaten überall und so tief durchdringt, daß wir im Eingangs-Artikel sogar auf die Bor.... verweisen mußten, so ist es völlig uncorrect, die absolute Correctheit an einer einzelnen bestimmten Stelle par ordre de Mousti einführen zu wollen.

Wir vertreten da die organische Auffassung, nach welcher der ganze Leib gekräftigt werden muß, um die Potenz des einzelnen Organs zu heben, nicht aber umgekehrt.

Digitized by Google

Es wird sich immer darum handeln, daß man unterscheide zwischen dem Ethos, welches das Individuum und zwischen dem, welches als gemein-Ethos das Gesamm:t-Leben normirt. Bei dem Ersteren handelt es sich um lebendige Ausfüllung eines Rahmens, bei Letzterem nur um Aufrichtung und Erhaltung solchen Rahmens. Es handelt sich um einen Bau, um eine Gestalt.

Baue ich den Stand von Adel und Officier, so habe ich mich christlich zu fragen: was ist für solche Blüthe der Lebensstellung die Blüthe des menschlichen Geistes. *Dieses ist der Thatwille!*

Nun baut sich der Stand zu einer Gestalt auf, in welcher der That-Wille die Initiative und centrirte Stellung haben muß. So legt der rechtliche Bau seine Rahmen und kommt dann bei deren Aufrechterhaltung in den Dualismus anderweiter Gebote. Wir werden später sehen, wie solcher Dualismus schwindet, wenn man auf ein Rechts- und Staats-Leben verzichtet. Das aber ist nicht angänglich, jenen Stand erst so auferbauen und dann decretiren, das bestimmte Consequenzen solchen Baues nicht eintreten dürfen; auch ist es nicht angänglich, einseitig zu decretiren, daß der durch und durch kranke Leib, dennoch einer bestimmten einzelnen Krankheit unfähig sein solle.

Andererseits sollen wir ein Recht zum Duell proclamirt haben. Zunächst sprechen wir nicht von einem Recht zum Duell, sondern von einem unveräußerlichen Recht auf Ehre, und nur weil dieses, nach der Weltordnung Gottes bestehende Recht, ungerechter Weise nicht *entsprechend* in die Rechtsordnung aufgenommen ist, da auch sonst keine competenten Instanzen moralischer oder religiöser Natur zum Zweck geordnet sind, so schreitet das Duell zur Selbsthilfe unter Berufung auf jenes angeborene, unveräußerliche Recht, das jedoch *nur als Anspruch und Postulat besteht*, nicht aber *rechtens* als eigentliches Recht. Dies Gesagte ermäßigt sich durch die Wohlthat der Ehrengerichte, wo sie existiren.

Es handelt sich hier in der Duell-Frage also von einem durch keine Instanz gewahrten, *angeborenen* und auch erworbenen Anspruch. — Der angeborene Anspruch ist der auf das Bewußtsein nicht nur des eigenen Personen-Werthes, sondern auch der auf das *Bewußtsein des Werthes überhaupt der Persönlichkeit*; just durch dieses letztere Bewußtsein wird das andere vom Werthe der eigenen Person (Ehre) zum Beruf, zur *Berufung von Gottes wegen*. „Diese Berufung soll zu meinem subjectiven Recht, zur sittlichen Personen-Macht über Andere werden!" Dies der angeborene Anspruch; doch nun der erworbene?

Das erworbene Recht steht dem Menschen zu für bestimmte Zustände, in welche die Person eintritt durch Eigenschaften, Umstände aller Art und Handlungen.

Gewannen wir dort eine *gemeinsame* Ehre für Alle, so hier eine besondere *für die speciellen Berufe innerhalb der allgemeinen Berufung zur Ehre*.

Wie kann ich sein ohne diese Sitte und Ehre, ruft hier der Adel, der

Digitized by Google

Officier, der Gentleman. Sie ist mein aus der Geschichte, mein aus der Lebensstellung, mein aus dem qualificirten homo, zu dem ich mich selbst erworben habe!

Unser Postulat schreit als angeborenes und erworbenes in den Staat hinein. Es schreit aus dem Adel mit um so frischerer Lunge, als er Jahrhunderte hindurch dieses Postulat als reales Recht besessen hat, und als es noch keinen Augenblick gegeben hat, wo es sich nicht als Postulat geltend gemacht hätte.

Wenn etwa ein feiner Kopf gegen uns geltend machen wollte, daß wir schließlich mit philosophischem Recht gegen reales Recht kämpften, wie jeder andere Demokrat auch, so geben wir ihm zu bedenken, daß wir einmal das Postulat nicht Recht nannten, daß wir ferner allerdings den größten Werth auf sogenanntes philosophisches Recht legen, wenn von „einem zu gebenden Gesetz" die Rede ist und daß schließlich in diesem Falle sich's nicht vom philosophischen Recht handelt, denn wir saugen es uns nicht aus dem Vernunft-Finger, sondern entnahmen wir es aus angeborener deutscher Nationalität in deren Verquickung mit dem Christenthum, entnahmen es aus der Geschichte und aus der lebendigen Sitte, und nur als wir auf dieses schon Gegebene und Gewordene reflectirten, befanden wir, daß es den metaphysischen und ethischen Grund-Daten des persönlichen Geistes derartig entsprach, daß man darin die Erklärung für die geschichtliche Erscheinung finden muß, nach welcher just das, was der Deutsche von Natur mit sich bringt, sich als das Gemäßeste erwies, um das Pfropfreis der Gnade darauf zu oculiren.

Unser Anspruch, jenes Postulat will also zu Recht werden! — Will es nun wirklich zu Recht werden? Nur negativ und zum Theil, soviel das Recht und der Staat überhaupt vermag, aber genügt soll ihm ganz werden!

Wir sagen nicht mehr, wie Gneist, wo ist der competente Richter? dann stünden wir im Rechte, sondern wir sagen: wo ist die competente Instanz?

Das Ehrengericht ruft: „ist schon Alles gemacht! hier!"

Wäre schon gut, aber wo sind die Ehrengerichte für alle Stände und den Gentleman?

Man führe sie denn ein, und daß sie nicht eingeführt sind, ist eine größere Verschuldung, als sich duellirt zu haben. Aber wo bleibt die Instanz, die **immer unblutig** endet? Denn im Hintergrunde der Ehrengerichte bleibt ja noch immer das Duell!

Durch Ehrengerichte, vor Allem durch den richtigen **christlichen** Inhalt der Ehrenbegriffe haben wir schon annähernd geholfen; aber die letzte Frage will radicale Hülfe.

Nun, wenn dem entgegensteht die Stellung, mit der die individuelle Obrigkeit innerhalb des beregten Dualismus den Geboten aus Religion und Moral und denen aus der bürgerlichen Ordnung gegenübersteht, so braucht

Digitized by Google

man ja nur in einer niedrigsten Denkweise diese drei Potenzen zu verlöschen, wie das z. B. der Materialist thut.

Denn dieser Kunststückler ist ja der Materialismus, daß er die Gegensätze dadurch vereint, daß er sie unter den Tisch wirft. Wie ist Materie und Geist zu vermitteln? — Nichts leichter als dieses! marsch unter den Tisch mit dem Geiste und kein Gegensatz stört den Monismus der Einen Materie.

Göttliche, bürgerliche Obrigkeit? — „Marsch unter den Tisch!" — Obrigkeit und Unterigkeit in demselben Individuum?

„Die Unterigkeit bleibe und marsch mit der individuellen Obrigkeit!"

So bleibt nur das belebte Thier, der Mensch, und das schlägt und dolcht wohl gelegentlich, schlägt sich aber nicht!

Aber das meint und fragt man nicht!

Nun wohlan, so nehme die ganze Welt, indem sie wahrhaft christlich lebt, jene immerwährende Straf-Bedingung unserer irdischen Pilgerfahrt hinweg.

Aber diese ist ja jetzt in Antwort auf unsere Sünde von Gott geordnet.

Ja so, dann weiß ich es nicht!

Und doch würde ich es wissen, wenn die Christen eben meinten: diese Strafbedingung bestände nur durch uns selbst, weil wir als Christen fälschlich in das eingetreten wären, was wir die Sphäre von Staat und Recht und geschichtliches Handeln nannten. Gott hätte von uns nur Kirche gefordert, nur das Reich der Religion und Moral, dem Er unmittelbar vorstehe. In der Welt würde dann freilich diese Kirche nur Secte sein in dem Sinne, daß nicht Christlichkeit dem Staate, dem Rechte, der Kunst und der Wissenschaft einen herrschenden Namen geben könnte. Die zu Hauf zurückgedrängten Christen würden dann sporadisch gleichsam wie Baptisten auftreten. Selbstredend würde dann das Duell unter den Brüdern unmöglich sein, ohne alle Berechtigung, nur möglich als Abfall; denn unter lauter Erweckten ist das Dulden principiell; es kann sich so Jeder darauf berufen, Christus ist das Maaß des Lebens, ist das Substantiv, und alles, was man sonst ist, ist Eigenschaftswort.

Da kann auch die Gemeinde entscheiden, denn sie ist wirklich ein persönliches sittliches Reich, wo Glaube, Liebe, Hoffnung, Treue, Ehre, Dulden, Handeln, alles nach seinem Maaße gilt, unter dem Maaße des Gottes-Reiches. —

Aber: „ist es wahr, Karl, daß das Militär-Waisenhaus Dich schon „einsegnen will? ich habe Dir erst neulich Religions-Fragen vorgelegt und „Du bist ja nach Willen und Einsicht zur Sache noch so herzlich dumm „und stumpf!"

Ja ich werde wirklich eingesegnet!

„Aber warum denn so früh?"

Ach, habe ich Ihnen denn noch nicht gesagt?

„Nein, was denn?"

Nun ich soll ja die Posaune blasen!

Digitized by Google

„Ach so, ja dann freilich!“ . . . .

meint man, daß wir in die Gemeinde der Posaunenbläser gehen sollen, denn die Namens-Christen haben doch nicht das Maaß Christi; es steht im Leben der Christen nicht institutionell ausgedrückt, daß das Trachten nach dem Reiche Gottes voranstehe und auch eine Posaune uns dann zufallen würde, sondern die Ordnung ist die umgekehrte: man ist Assessor, Rath u. s. f. und ob auch Christ, das bleibt zufällig. Ich kann mich auf das Maaß des Assessors, Raths, Officiers berufen: „so wahr mir das ein Offizier gesagt hat, so wahr verlange ich u. s. f.“; aber ich kann nicht sprechen: „Herr Obrist, so wahr Sie ein Christ sind, so wahr auch wollen „wir uns nicht schlagen, sondern uns unter Gott vor die Gemeinde stellen.“

Er würde entgegnen: „Herr, ich bin nur einmal getauft, und das ge„sammte Christenthum kam mir nicht in Sinn, sind Sie vielleicht zehnmal „getauft, daß Sie eine andere Art von Christ geworden sind, um sich gele„genheitlich hier darauf berufen zu können, wo das gesammte Leben, „von jener Posaune an, sich doch nicht darauf beruft. Sonderbar, just bei „diesem kitzlichen Punkt!“.

Das ist die tiefschmerzliche, thatsächliche Gestalt, in der die gesammte Christenheit lebt.

(Schluß folgt.)

Reactionäre Fortschritte und revolutionäre Nachklänge.

I.

Die Leser der Berliner Revue werden sich unserer Artikel erinnern, welche die liberalen Bewegungen der Jahre 1832 und 1833 schilderten und die von uns im Laufe des Sommers mitgetheilt wurden. Wir sprachen bei jener Gelegenheit die Meinung aus, daß das constitutionelle Leben, welches sich im Beginne der dreißiger Jahre entfaltete, die Blüthezeit des Liberalismus in Deutschland bezeichnet hat. Alle Aufwallungen, die später eintraten, selbst die Bewegungen des Jahres 1848, waren, was den geistigen Gehalt betrifft, nur matte Copien dessen, was in den dreißiger Jahren geleistet worden war. Kein neuer Gedanke, keine neue Phrase ist seitdem auf dem Felde des Liberalismus emporgesprossen. Sogar die Niederlage des Liberalismus, nachdem seine Spitzen sich in die revolutionären Strebungen verlaufen, und nachdem die Reaction naturgemäß ihr Haupt erhoben hatte, besaß in den Jahren 1833 und 1834 mehr dramatische Abgerundetheit als im Jahre 1849.

Auch wir haben so eben seit dem Schluß der funfziger Jahre eine

Digitized by Google

liberale Epoche durchgemacht, auch bei uns geht der Liberalismus, nachdem er seine Unfähigkeit erwiesen, seinem Sturz entgegen, der diesmal entscheidend sein wird; auch bei uns ist die dem Untergange geweihete Richtung bestrebt, durch eine Nachlese auf dem Gebiete der Phrase, die sie mit möglichstem Pathos zu Markte bringt, den Glauben, daß sie noch lebenskräftig sei, zu erzeugen. Aber die Nachklänge, die wir heute hören, sind unendlich fader, als die von 1849, unendlich matter als die von 1833 und 1834. Die klassische Zeit der revolutionären Nachklänge, welche mit Hilfe eines Schattens gegen die Reaction kämpfen wollten, ist und bleibt immer diejenige der dreißiger Jahre. Wir werden somit jetzt in der Schilderung der letzteren Epoche fortfahren, damit der Leser es ermessen könne, wie weit die Epigonen des Liberalismus der heutigen Tage hinter ihren Mustern zurückstehen.

Die Schilderungen, die wir früher unter der Ueberschrift „Die Politik als Privatsache" gebracht hatten, reichten bis zum Frankfurter Putsch vom 3. April 1833. Bei dem 4. April beginnen wir jetzt, indem wir nur noch bemerken, daß uns auch diesmal für unsere Schilderungen der dritte Band von Edgar Bauers „Geschichte der constitutionellen und revolutionären Bewegungen" als Leitfaden gedient hat. —

In Darmstadt waren kaum Stafetten aus Frankfurt angelangt, als die Polizeiaufsicht an den Thoren verdoppelt und strenge nach dem Paß jedes Fremden geforscht wurde. Hier wurde am 4. April Dr. Neuhof verhaftet, an demselben Tage vier Studenten, welche in einer Chaise die Stadt umfahren wollten und hierdurch erst recht die Aufmerksamkeit der Wachen erregten. In Cassel wurden den Wachen scharfe Patronen zugetheilt, die Haupt-Wache in der Nähe des Residenzpalais verstärkt, viele Patrouillen des Nachts durch die Straßen gesandt.

In Frankfurt, wo täglich Gefangene bei der Flucht aufgegriffen, eingebracht wurden, that man jetzt nach mißlungener Emeute, was man, vor derselben gewarnt, nicht für nöthig gehalten; die verstärkten Wachen und Patrouillen waren mit scharf geladenen Gewehren versehen, das frankfurtische Gebiet wurde durch 2500 Mann Bundestruppen aus der Festung Mainz, zur Hälfte Preußen, zur Hälfte Oestreicher, besetzt, und der Sitz des Bundestages gewann ein kriegerisches Aussehen. — „Das Publikum, so hieß es in einem Erlaß des frankfurtischen Polizeiamtes, wird von denjenigen Verhaltungs-Vorschriften der Wachen und Patrouillen benachrichtigt, welche bei den K. K. Oesterreichischen und K. Preußischen Truppen beobachtet werden: 1. Keine Schildwache darf Jemanden mit brennender Tabackspfeife an sich vorübergehen lassen, noch dulden, daß sich Jemand hinter ihrem Rücken vorbeischleiche. 2. Schildwachen oder Patrouillen haben zusammenrottirte Haufen oder einzelne Verdächtige mit dem gewöhnlichen Ausrufe: „Halt, wer da?" zu stellen, und wenn nach dreimaligem Anruf keine Antwort erfolgen sollte, Feuer zu geben. Obgleich diese Vorschriften mit den allenthalben bestehenden Militärdienstreglements übereinstimmen, so wird doch zum Ueberfluß das Publikum hieran um so mehr erinnert, damit sich Jedermann vor Schaden und Nachtheil hüten kann, da

Digitized by Google

die Wachen und Patrouillen stets mit scharf geladenen Gewehren versehen sind." —

Als am 9. April 380 Polen des Depots von Besançon in die Schweiz einfielen, und die badische Regierung den Zusammenhang dieser Invasion mit dem Frankfurter Attentate erfuhr, sandte der Großherzog zwei Eskadrons Dragoner in Eilmärschen in die der Schweiz angrenzenden obern Landestheile; auch wurde Infanterie nebst Cavallerie bereit gehalten, um in jedem Augenblick nach dem Süden abgehen zu können. Im bairischen Rheinkreise, gegen die französische Grenze hin, wurden Vertheidigungsanstalten getroffen, die Beurlaubten von acht Regimentern sofort einberufen.

„Wir haben," sagte die Mannheimer Zeitung, „es nicht allein mit den Fremden, sondern auch mit unseren eigenen Verführten zu thun. Und da sollte und wird, hoffen wir, eine gute Polizei auch gute Maßregeln anzuwenden wissen. Auf keinen Fall darf jetzt der Militärstand vermindert, oder der Garnisondienst durch Beurlaubungen geschwächt werden. Alles Kriegsmaterial muß in gutem Zustande erhalten bleiben, und kein Städtchen ohne Wächter gelassen werden. Man muß sich genaue Kenntniß von den Waffen aller Einwohner und ihrer Fähigkeit, sie zu gebrauchen, verschaffen, vorzüglich aber ihre Gesinnung erforschen, die Ergebenen vermerken, ohne sie es selbst wissen zu lassen. Im Nothfalle entwaffne man lieber Alle; entsteht Unordnung, so kann man sich schon zuvor der Bessern versichert haben. — Mit diesen und dem ohnehin willigen Militär läßt sich etwas Ersprießliches ausrichten. Auf alle Fremden ist ohnehin schon ein wachsames Auge gerichtet. Oeffentliche Zusammenkünfte und Volksfeste, wie sie voriges Jahr in der schönsten Jahreszeit überall stattfanden, und oft lange vorbereitet waren, dürfen nun auch unter der besten Polizeiaufsicht nicht mehr geduldet werden. Unter ihnen läßt sich zu viel Heterogenes verbergen. Waffenübungen der Bürgerlichen, so wie alle Bewegungen der als zum Aufstand geneigt Bekannten müssen genau beaufsichtigt werden, die Aufseher selbst aber erprobte, zuverlässige, Sittlichkeit und Ordnung liebende Leute aus der gemäßigten Klasse sein. Verdächtige Abzeichen darf die Polizei nicht dulden, eben so wenig abgesonderte verabredete Versammlungen in Häusern, welche außer den Kreis des Familienlebens fallen. Freiheit, so viel als möglich, aber keine Gefahr bringende!"

Während die Censur kaum an Strenge zunehmen konnte, erhoben sich bald genug Stimmen, welche, den Zusammenhang des Frankfurter Attentats mit dem burschenschaftlichen Wesen andeutend, eine Umgestaltung der Universitäten verlangten. Es sei, meinte die Frankfurter Ober-Post-Amts-Zeitung, vor Allem dringend nöthig, die Hochschulen aus den kleineren nach den Hauptstädten zu verlegen.

Die Bayersche Regierung erließ folgendes Edict, die Aufsicht auf den Hochschulen betreffend: Die Theilnahme einer nicht unbedeutenden Anzahl Bayrischer Studenten an den Frankfurter Unruhen habe zu nähern Ermittelungen und durch dieselben zu der unzweifelhaften Wahrnehmung geführt, daß geheime Agenten der Umwälzungspartei thätiger als je auf die studi-

Digitized by Google

rende Jugend des Landes einwirken, daß Einzelne derselben sich sogar Aufnahms-Matrikeln zu verschaffen wußten, und daß es ihren Bemühungen noch immer gelinge, geheime Verbindungen unter den Studirenden zu unterhalten und durch Verführungskünste aller Art die Zukunft der Söhne, wie die Hoffnungen und Opfer der Eltern zu zerstören. Es werde somit angeordnet: die Theilnahme an irgend einer nicht ausdrücklich genehmigten Verbindung zieht den Ausschluß von jedem Studium auf Hochschulen, somit auch von der Endprüfung und von den Vorbedingungen zur Anstellung in dem Staatsdienste nach sich; die zur Immatriculation auf Bayrischen Hochschulen sich meldenden Ausländer müssen durch vollkommen legale und glaubhafte Zeugnisse sich über einen ganz untadelhaften sittlichen Wandel und darüber ausweisen, daß sie nie auch nur dem Verdachte unterlegen, Mitglieder der Burschenschaft oder sonstiger unerlaubter oder mit politischen Zwecken sich beschäftigender Gesellschaften gewesen zu sein. Vor der für die Immatriculation bestehenden Commission, aus dem Ministerialcommissär, dem Rector und dem Vorstande der Universitätspolizei zusammengesetzt, muß jeder schon immatriculirte, aus Ferien zurückkommende Student sich binnen 24 Stunden nach seiner Ankunft stellen, um legale Zeugnisse über den an seinem Aufenthaltsorte während der Ferien und über seinen daselbst gepflogenen politischen, polizeilichen und sittlichen Wandel vorzulegen; dem Universitätssenate bleibt das statutenmäßige Recht der Demission und Relegation; nebst dem ist aber dieses Recht auch dem Ministerialcommissär und dem Rector im gemeinsamen Benehmen übertragen, für alle jene Fälle, wo es sich um Entfernung einzelner Studirender wegen unsittlichen oder unanständigen Betragens, oder wegen Theilnahme an nicht genehmigten Gesellschaften, oder endlich wegen Hinneigung zu ungeeigneten politischen Tendenzen handelt. Für solche Fälle ist die Stimme des Senats bloß berathend und bei Ansichtsverschiedenheiten des Ministerialcommissärs und des Rectors die Ansicht des erstern entscheidend; kein Studirender ist befugt, irgend Jemanden bei sich über Nacht ohne vorläufige an die Universitätspolizei erstattete Meldung zu beherbergen; jedes Zuwiderhandeln zieht unbedingte Relegation nach sich.

Für die Ständeversammlungen, deren Zusammentritt nach Ostern 1833 bevorstand — die Badische, Würtembergische, Kurhessische — sahen sich die Regierungen diesesmal vor. Das Badische Volksblatt meldete, daß nach einem Beschluß des Ministeriums sämmtliche Staatsdiener, welche Mitglieder der Kammer seien, so wie auch die Pensionäre und selbst die Advokaten, bei der Regierung vorher um Erlaubniß zum Eintritt in die Ständeversammlung einkommen sollten. Es sei dies, fügte jenes Blatt hinzu, seit dem Bestehen der Verfassung das erste Mal, daß den Abgeordneten des Volkes eine solche allgemeine Beschränkung auferlegt würde: selbst unter Großherzog Ludwig sei nur einmal und nur einigen wenigen Mitgliedern, welche active Staatsdiener waren, der Urlaub verweigert, aber auf die Vorstellung der Ständeversammlung die Verweigerung zurückgenommen worden. — Den einzelnen Staatsdienern, welche Abgeordnete waren, ging ein Schreiben in folgender Manier zu: „Dem — — wird in Gemäßheit der höchsten Entschließung aus

Digitized by Google

großherzoglichem Staatsministerium vom 25. April bemerklich gemacht, daß man sich zu demselben versehe, er werde während der Dauer der Verhandlungen, in und außer der Kammer, eingedenk des als Staatsdiener und Abgeordneter abgelegten (und abzulegenden) zweifachen Eides durch sein Benehmen weder die eine noch die andere der übernommenen gleichheiligen Verpflichtungen verletzen; insbesondere die in der Ausübung seines Amtes allenfalls wahrgenommenen Mängel und Gebrechen in der Verwaltung nicht als Gegenstand des öffentlichen Tadels hinstellen, sondern solche entweder seiner vorgesetzten Stelle zur Kenntniß und zur möglichen Abhülfe anzeigen, oder aber, wenn er ihrer zur Begründung seiner Ansichten und Meinungen öffentlich zu erwähnen sich verpflichtet erachtet, solches in gemäßigter Weise, und nicht um feindselige Gesinnungen in der Versammlung zu erregen, thun, und überhaupt in seinen Reden und Aeußerungen Alles vermeiden, was dem Ansehen und der Würde der Regierung, deren Erhaltung ihm sein Eid als Staatsdiener zur besondern Pflicht macht, im In- oder Auslande nachtheilig werden, oder ihr unangenehme Verwicklungen verursachen könnte. Hiermit verbinden Sr. Königl. Hoheit keineswegs die Absicht, im Gegentheil Höchstdieselben sind weit davon entfernt, die Freiheit der Rede zu beschränken, sofern der Anstand und die übernommenen Verpflichtungen dadurch nicht offenbar gekränkt werden. Umgekehrt wird aber auch der Staatsdiener, aus dessen Reden und Handlungen eine unverkennbare Verletzung der der Regierung schuldigen Achtung, oder der übrigen übernommenen Staatsdiener-Pflichten hervorgeht, die Folgen, die sein Benehmen haben kann, sich selbst zuzuschreiben haben".

Diplomatische Revue.

Wochenschau.

Auch nach der Rückkehr des Grafen Bismarck ist die französische Reise dieses Staatsmannes und die Bedeutung derselben der Gegenstand der Erörterungen geblieben. Jedermann fühlt, daß die Erscheinung des preußischen Staatsmanns in Frankreich dieses Mal etwas ganz Besonderes an sich hatte, daß des Grafen Aufenthalt im Napoleonischen Lande einen charakteristischen Abschnitt seiner Laufbahn bezeichne. Auch im vorigen Herbste war der Ministerpräsident in Frankreich. Damals war ein Krieg, der alle Mächte Eu-

Digitized by Google

opas wenigstens in moralische Mitleidenschaft gezogen hatte, zu Ende ge-
iehen, die Losreißung der Herzogthümer von Dänemark war eine That-
ache, und die Energie des preußischen Staatsmannes hatte dieselbe durch-
esetzt. Man hätte glauben sollen, daß der Besuch des Kriegführers und
Friedensschließers und Eroberers im vergangenen Jahre in Frankreich mehr
luffehen erregen mußte, als ein Besuch, der ein Jahr später stattfand und
ei welchem noch dazu von vorn herein der Gedanke an die Erreichung po-
itischer Resultate abgewiesen wurde. Gleichwohl ist es anders gewesen,
nd die Erklärung erscheint uns einfach genug. Der Ministerpräsident hat
n dem Jahre, welches seit Abschluß des Friedens verflossen ist, gezeigt, daß
er dänische Krieg kein zufälliges Ereigniß mit zufälligen Folgen war, daß
ielmehr der Krieg aus dem Lebensprinzip Preußens hervorging und daß
Preußen entschlossen ist, die Position, welche es durch die glückliche Führung
es Krieges errungen hat, für die Befestigung preußischer und deutscher
Macht zu benutzen. Mit anderen Worten — Graf Bismarck hat sich als
er Mann der Action bewiesen. In dieser Beziehung hat er seinen hervor-
agenden Unterschied gegen diejenigen Männer, die wohl auch Repräsentanten
er Action hießen, bewährt.

Was wir hiermit meinen, wird durch eine andere Bemerkung klar wer-
en. Bei manchen Staatslenkern besteht das Vorurtheil, daß es für ihren
Ruhm und für ihre Machtstellung genüge, wenn sie einen Schlag geführt,
inen Sieg davon getragen haben. Sie vergessen, daß der Sieg erst durch
ie Ausbildung seiner Consequenzen zu einem wahrhaften Siege wird. Nach
em Siege beginnt die ächte Arbeit, nach ihm hat man zu beweisen, daß
nan würdig sei, den Lorbeer zu tragen. Wir haben im Verlaufe eines
Jahrzehntes zwei Beispiele erlebt, wo große Mächte jenen Grundsatz außer
Acht ließen. Die Westmächte überzogen den Kaiser von Rußland mit Krieg,
ie invadirten die Krimm, sie zerstörten Sebastopol, sie erzwangen einen
Frieden, welcher das osmanische Reich gegen Angriffe vom schwarzen Meere
her zu sichern schien. Doch sie wußten nachher nichts mit der befreiten
Türkei anzufangen, und sie besaßen kein Mittel, um nachdrücklich auf dem
momentan geschwächten Rußland zu wuchten. Die Zustände in der Türkei
blieben so krankhaft, wie sie es vorher gewesen, während Rußland sich schnell
wieder erhob, eine gesellschaftliche Revolution in seinem Innern veranstaltete
und nach wenigen Jahren von Neuem als eine erobernde Macht an den
östlichen Grenzen des osmanischen Reiches auftrat. Hierdurch war die Ein-
nahme von Sebastopol verwischt. Das zweite Beispiel ist der italienische
Krieg. Napoleon schlug die österreichischen Heere aufs Haupt, er befreite
Italien bis zum Mincio, wenn auch nicht bis zur Adria. Aber entwickelte
er seitdem irgend welche Kraft, um dem befreiten Italien eine Gestalt zu
verleihen? Nein, die Idee der Befreiung selber wurde ihm durch die revo-
lutionäre Partei entrissen, die fernere Entwickelung lag nicht mehr in seiner
Hand, er mußte die Dinge in Italien gehen lassen, wie sie eben gingen;
und es ist nur eine naturgemäße Folge, wenn er jetzt an einen vollständigen
Rückzug von der Halbinsel denkt.

Digitized by Google

Offenbar hat Graf Bismarck die Erfahrungen des orientalischen und des italienischen Krieges verwerthet. Er hat sich aus ihnen eine Lehre genommen. Er ist nicht mit dem abstracten Siege zufrieden gewesen, er hat sich auch nicht von der revolutionären Partei Deutschlands die Bestimmung über das Schicksal der Herzogthümer aus der Hand reißen lassen. Was er thut, steht daher in auszeichnendem Gegensatze zu dem, was westmächtliche Regenten und Staatsmänner gethan haben. Man darf sagen, daß von ihm erst die active Methode der Politik verwirklicht worden ist. Während der englische Minister, der den Krieg gegen Rußland leitete, vom Schauplatze abgeht, seinem Volke nichts weiter hinterlassend, als die Grundsätze der Indifferenz, der Neutralität, der Enthaltung; während der französische Kaiser nur noch den einen Zweck kennt, in geruhiger Wirksamkeit die Basis zu befestigen, auf welcher der Thron seiner Dynastie stehen soll, — vertritt Graf Bismarck die staatsmännische Wirksamkeit, welche auf der Grundlage des Sieges einen höheren Bau aufführt. Graf Bismarck hat den vordersten Posten eingenommen, die Franzosen staunen über ihn, aber sicherlich hat er in ihrem Lande weder einen Rath noch eine Genehmigung einzuholen gewünscht.

Ueber den Erwerb des Herzogthums Holstein durch Kauf ist zwischen den beiden deutschen Großmächten bisher nicht die Rede gewesen. Auch widerspräche es dem staatsmännischen Usus, wenn zwei Mächte, nachdem sie *kaum* eine Basis für ihre fernerweitigen Beziehungen gelegt, an der Beseitigung derselben arbeiten wollten, bevor die Haltbarkeit oder Unhaltbarkeit der neuen Grundlage durch die Erfahrung erprobt wäre. Die neu errichtete Basis ist die Gasteiner Convention, in deren Gemäßheit Oesterreich in Holstein, Preußen in Schleswig die durch den wiener Frieden erworbenen Rechte ausübt. Für Preußen existiren zwei Motive, weshalb es sich nicht gedrungen fühlen kann, schon jetzt an den Gasteiner Stipulationen zu rütteln.

Erstens ist die Gegenwart Oesterreichs in Holstein einstweilen eine Sicherstellung gegen jede fremde Einmischung in die Angelegenheiten der Herzogthümer. Der Bundesgenosse Preußens wird es nicht übel nehmen, wenn man ihm sagt, daß er die Flanke Preußens decke, während das letztere seine Position in Schleswig fortificirt. Gleichwie die Solidarität des Auftretens beider deutschen Großmächte während des Krieges den fremden Regierungen jeden Gedanken einer Intervention als unthunlich erscheinen ließ; wie ferner der durch die gemeinsame Diplomatie Preußens und Oesterreichs geschlossene Frieden nebst seinen Resultaten um jener Gemeinsamkeit willen die thatsächliche Anerkennung von Seiten Europas fand, so liefert auch für jetzt noch die Stellung Oesterreichs in Holstein die Garantie eines Friedens, den Preußen nicht so bald gefährdet sehen möchte.

Zweitens ist die administrative und organisatorische Arbeit, die Preußen im Herzogthum Schleswig zu vollziehen hat, eine so umfassende, daß die Vergrößerung einer solchen Arbeit in Folge des Erwerbes von Holstein kaum rathsam oder wünschenswerth sein würde. Für die preußische Regierung kommt es zunächst darauf an, dem Herzogthum Schleswig das Gefühl eines

Digitized by Google

ſtarken Regimentes und einer feſten Ordnung zurückzugeben. Wenn Oeſterreich während deſſen den Zuſtänden in Holſtein eine gewiſſe Stätigkeit verleiht und dies Herzogthum wenigſtens äußerlich vor dem Zerfallen bewahrt, ſo iſt dies immerhin ein Bemühen, dem die preußiſche Regierung die dankbare Billigung nicht vorenthalten kann.

Solches iſt zunächſt die Lage der Dinge. Eine andere Erwägung muß allerdings dahin gehen, ob Oeſterreich irgend den Plan hegen könne, das Herzogthum Holſtein auf die Länge der Zeit zu behaupten.

Ein Beſitz iſt nur dann ein voller, wenn er nutzbar gemacht werden kann. In welcher Weiſe ſoll Oeſterreich den Beſitz Holſteins dauernd ausnutzen? Wie und zu welchem Zwecke ſoll es dahin trachten, ſeine dortige Stellung zu befeſtigen? Wir geben zu, daß das Herzogthum für den öſterreichiſchen Kaiſerſtaat einen diplomatiſchen Werth habe. Doch hierin liegt zugleich der andere Satz enthalten, daß der Beſitz Holſteins für Oeſterreich von den Umſtänden, von der richtigen Beurtheilung der Zeitverhältniſſe, von der weiſen Benutzung politiſcher Conſtellationen abhängig iſt und am Ende immer nur die Bedeutung haben kann, daß er möglichſt vortheilhaft in Anrechnung gebracht werden ſolle und daß das Band zwiſchen Holſtein und Oeſterreich immer ein äußerliches bleiben wird. Für den wiener Hof kann das durch den Friedens-Vertrag erworbene Recht ſtets nur ein Dispoſitions-Recht ſein.

Wie alſo wird Oeſterreich das Herzogthum Holſtein diplomatiſch verwerthen? Wie über daſſelbe disponiren? Entweder könnte es vermittelſt einer gewiſſen Nachgiebigkeit an die Ideen-Politik der Mittelſtaaten ſich die Gunſt der bundestäglichen Majorität erwerben; dann aber würde es eine Coalition von Schwächen ſchaffen.

Oder es könnte ſeinem Recht eine kleinfürſtliche Spitze geben. Dann würde es eine iſolirte Schwäche produciren, welche ſich gegen den vom Norden der Eider geübten natürlichen Druck nicht zu halten vermöchte.

Da die beiden eben entwickelten Eventualitäten kaum mit derjenigen diplomatiſchen Weisheit, durch welche der wiener Hof ſich ſtets ausgezeichnet hat, übereinſtimmen würden, ſo bleibt nur noch die eine übrig, daß Oeſterreich es angemeſſen fände, ſein Recht dem preußiſchen Staate anzubieten.

Preußen darf, glauben wir, in Gelaſſenheit den Moment abwarten, wo eine hierauf abzielende Conſtellation eingetreten ſein wird.

Correſpondenzen.

Berlin, den 15. November 1865. Faſt eben ſo ſehr als durch den Häuſereinſturz, iſt Berlin in den letzten Tagen durch einen ſtädtiſchen Häu-

Digitized by Google

feraufkauf und die bei demselben concurrirenden Umstände aufgeregt worden. Wir sind weit entfernt, schon jetzt ein Urtheil zur Sache oder über die vorzugsweise betheiligt gewordenen Personen abgeben zu wollen; die Aufklärungen stehen erst noch zu gewärtigen und daß diese in eingehender Weise werden erhoben werden, dafür bürgen die in Thätigkeit getretenen Behörden. Auf einen Umstand machen wir aber schon heute aufmerksam. Die Sache erregt ein ungemeines Aufsehen und hat bereits zu Demonstrationen geführt, die wir als verfrühte bezeichnen müssen. Es wäre richtiger gewesen, der Stadtverordneten-Versammlung ausschließlich die vorläufigen Schritte zur Wahrung ihrer Würde zu überlassen, wie denn auch diese nicht säumig gewesen ist; wenn aber die oberflächlichsten Notizen bereits Beachtung im Publikum und eine Deutung finden, welche des Spruches nemo praesumitur malus uneingedenk bleibt, so ist das auf das Parteitreiben zurückzuführen, aus welchem jetzt die Wahlen unserer städtischen Vertreter hervorgehen. Es wird nicht mehr Umschau gehalten nach Personen, die in den Bezirken als einsichtige, opferfreudige und gottesfürchtige Männer bekannt sind, die Wahlen bewegen sich in dem widerlichsten Parteigetreibe. Die unbekanntesten Individuen, wenn sie nur als demokratische Schreier sich hervorgethan haben, werden dem Bezirke als Stadtverordnete geradezu octroyirt und da kann es denn nicht fehlen, daß der leiseste Hauch abnormer, vorläufig nicht klarer Verhältnisse auf den bis dahin Unbekannten haften bleibt, welchem eine Reihe von Jahren gemeinnützigen Wirkens und Strebens nicht als vorläufiges Deckungsmittel dient. Wie jetzt die in Rede stehende Angelegenheit liegt, steht die Thatsache schon fest, daß der betreffende Stadtverordnete aufgegeben worden ist, wie man eine Hand umdreht und zwar, wie es uns wenigstens scheint, von seinen Parteigenossen zuerst und am schnellsten. Es kann dem trefflichsten und ehrlichsten Manne widerfahren, daß eine Beschuldigung gegen ihn erhoben wird, die sich zuletzt als gänzlich frivol erweist; hat sich ein solcher von einem unglücklichen Zufalle Betroffene bis dahin bereits bewährt, so werden seine Freunde und Sinnesgenossen gerade um so enger und entschiedener zu ihm stehen, bis die Aufklärung erfolgt ist; von einer solchen Theilnahme ist uns aber in dem vorliegenden Falle nichts bekannt geworden. Ueber den Mangel derselben wird sich der Dr. Lövinson am wenigsten zu beklagen haben, denn aus der bisher von ihm geführten Vertheidigung ergiebt sich doch, daß er selbst seine Handlungsweise auf einen abschreckenden Zug des Mißtrauens zurückführt, welches ihn gegen seine Collegen, ja Parteigenossen beseelt hat; es muß nach der Auslassung des Dr. Lövinson innerhalb der städtischen Verwaltung, ja innerhalb der Stadtverordneten-Versammlung, welcher er als Mitglied angehört, Vieles sehr faul sein, wenn die von ihm beliebten Manipulationen als gerechtfertigt erscheinen sollen. Mag nun die gerichtliche Untersuchung ein Resultat ergeben, welches es sei, wir machen aus dem einzelnen Fall weder der demokratischen Partei noch der Stadtverordneten-Versammlung einen Vorwurf, wohl aber richten wir einen solchen schon heute an alle die, welche es angeht, über die Art und Weise, wie jetzt die Wahlen in Berlin zur Stadtverordneten-

Digitized by Google

Versammlung betrieben werden. Möchten die Augen der Bevölkerung endlich aufgehen über diese Mißbräuche, in eben so bestimmter Weise, wie dies auf dem Gebiete der Baupolizei jetzt der Fall ist.

Auch eine andere Angelegenheit bewegt in diesen Tagen lebhaft einen Theil der Berliner Bevölkerung. Die Judengemeinde hat sich einen neuen Tempel gebaut und denselben geschmückt und geziert, wie es noch keiner anderen Judengemeinde gelungen sein soll. Hierin waren alle ihre Glieder einig und gleich opferfreudig; als es aber nun gilt, diesen prachtvollen Tempel dem eigentlichen Zwecke zu überweisen, da bricht innerhalb der Gemeinde ein tiefer Zwiespalt über das Ritual aus, welches innerhalb jenes Prachtbaues geübt werden soll. Die bisherigen Gebete sollen modernisirt, die Gesänge mit Orgelbegleitung vorgetragen werden. Auch eine Genossenschaft, welche seit Jahrtausenden besteht und welche ihre fortwährende Existenz hauptsächlich der entschiedensten Abgeschlossenheit in äußeren Gebräuchen und Satzungen zu danken hat, kann sich der zersetzenden Richtung unserer Zeit nicht entziehen und diese Auflösung wird der jüdischen Gemeinde vornehmlich von Personen aufgedrungen, welche auch auf politischem Gebiete die Vertreter destructiver Tendenzen sind. Mit Theilnahme verfolgen wir die Entwickelung dieser die hiesige jüdische Gemeinde bedrohenden Krisis und welcher Ausgang auch beschieden sein mag, wir hegen die Hoffnung, daß die orthodoxen Gemeindeglieder endlich zu der Einsicht gelangen werden, daß die Opposition auf politischem Gebiete dort sich nicht bannen läßt, vielmehr naturgemäß sich gegen jede Autorität richtet, selbst gegen die tausendjährigen religiösen Satzungen.

Eigenthümlicher Weise bewegt sich ein einzelner Streitpunkt um die Frage wegen Einführung der Orgelbegleitung bei den Andachten in der Synagoge. Die Orgel, das Instrument, welches recht eigentlich dem evangelischen Gottesdienste angehört, hat in neuerer Zeit eigenthümliche Schicksale gehabt. Meyerbeer hat keinen Anstand genommen, es seinen Opern dienstbar zu machen; zu unserm Bedauern hören wir Orgelbegleitung bei diesem und jenem seiner Tonstücke. Wir haben uns stets gewundert, daß die Intendanzen der Hofbühnen diese Profanation gestattet haben während in weltlichen Dingen mit Recht eine größere Schonung geübt wird. Preußische Orden, Preußische Uniformen werden auf der Bühne vermieden, während kirchliche Imitationen zugelassen werden. Wir hoffen, daß die vielbesprochene und lebhaft erwartete Oper „die Afrikanerin" wenigstens von solchen Profanationen frei ist. In den nächsten Tagen wird dem für die Theaterwelt großen Ereignisse der ersten Aufführung dieser Oper entgegengesehen. Schon jetzt wird über die Pracht, welche unsere Königliche Bühnenverwaltung hierbei entwickeln werde, das Unglaublichste berichtet. Die Billethändler sehen einer gesegneten Zeit entgegen. Leider ist es allen Bemühungen und den verschiedensten Versuchen der Königlichen Intendanz nicht gelungen, diesen Zwischenhändlern das Handwerk zu legen.

Mit besserem Erfolge kämpft die General-Lotterie-Direction gegen den speculativen Aufkauf der Loose an. Die Zeitungen bringen bereits zahlreiche Ankündigungen von nicht privilegirten Collecteuren, daß Loose zu den höchst-

Digitized by Google

möglichen Preisen aufgekauft werden. Es ist hieraus zu entnehmen, daß die Sucht nach möglichem Gewinn selbst vor einem höheren Einsatze, als dem planmäßigen, nicht zurückschreckt.

Neben dieser officiellen Geldlotterie mehren sich die Ankündigungen von Privat-Verloosungen und mahnen uns daran, daß die Zeit herannaht, wo die Wohlthätigkeit besonders in Anspruch genommen wird. Seit der Cölner Dom es sich hat müssen gefallen lassen, seinen Fortbau im Wege einer Lotterie gefördert zu sehen, wird es nicht zu verargen sein, daß für diese und jene weihnachtliche Pyramide auf gleichem Wege die Mittel der Beleuchtung gesammelt werden. Frühere Verwaltungen waren unseres Wissens strenger bei Gewährung der Erlaubniß zu öffentlichen Verloosungen. Vielleicht, daß die Zeit noch kommt, wo man auch auf diesem Gebiete der Vorzeit Recht giebt.

Dies giebt uns die Veranlassung, einiger richterlicher Entscheidungen zu gedenken, die jüngst von dem hiesigen Gerichte erster Instanz zu unserer Genugthuung gefällt worden sind.

Es galt, abgetretene oder anderweitig verwendete Beamte gegen öffentliche Schmähungen in Schutz zu nehmen. Das hiesige Criminalgericht hat den Einwand, daß der wegen seiner amtlichen Handlungen Geschmähte dieses Amt nicht mehr bekleidet, zurückgewiesen und sich hierbei jedenfalls einer correcteren Anschauung hingegeben, als seiner Zeit die neue Aera, die ihre Amtsvorgänger nicht allein schutzlos jedem Angriffe preisgab, sondern auch selbst noch bereitwillig ihr Scherflein hinzuthat.

Miscellen.

Die Königliche Orangerie in Potsdam.

(Nach G. H. L. Schneider).

Die ersten beglaubigten Nachrichten über eine fürstliche Orangerie in Potsdam datiren bereits aus der Zeit des Großen Kurfürsten, dessen erste Gemahlin Louise Henriette namentlich ein besonderes Interesse für Orangerie gehabt zu haben scheint. — Im Jahre 1672 ward ein besonderer Orangenmeister nach Potsdam verschrieben und 1675 im Lustgarten der Bau eines großen Orangeriehauses begonnen. Was König Friedrich I. für seine Orangerie in Potsdam gethan, erfahren wir nicht. König Friedrich Wilhelm I. aber ließ, als er 1715 seinen Küchengarten in der Brandenburger Vorstadt anlegte und gleichzeitig den Lustgarten beim Stadtschlosse in einen Exerzierplatz umgestaltete, die bei dem letzteren noch vorhandene Orangerie nach seinem Küchengarten bringen, wo sie bei dem nur auf das Nützliche gerichteten Sinne des Königs keine weitere Beachtung erfuhr. Eine um so größere Fürsorge und Pflege wurde ihr dagegen unter seinem Nachfolger, Friedrich dem Großen zu Theil. Bald nach dem Tode Friedrich Wilhelms wurde die vergessene Orangerie des alten Küchengartens nach Charlottenburg ge-

Digitized by Google

schafft, wo bekanntlich König Friedrich II. in den ersten Jahren seiner Regierung häufig verweilte, und daselbst im Sommer 1742 durch den Ankauf von 40 auserlesenen Orangenbäumen in Schlesien vermehrt, aber, da, wie es scheint, mit der ersten Idee zur Vergrößerung von Sanssouci auch der Gedanke an eine Aufstellung einer zahlreichen Orangerie daselbst entstand, bereits 1744 nebst der in Schlesien erworbenen wiederum nach Potsdam zurückgebracht und von jetzt an während der ganzen Regierung Friedrich II. fortdauernd durch zahlreiche Ankäufe außerordentlich vermehrt und zu hoher Blüthe gebracht. So ward im Jahre 1748 die ausgezeichnete Orangerie aus Goldschmiede bei Lyssa in Schlesien angekauft, nach Potsdam geschafft und auf den Weinbergs-Terrassen aufgestellt. — Der Hofgärtner Johann Hillner, der mit den Orangenbäumen aus Schlesien nach Potsdam gekommen war und als königlicher Orangengärtner die Oberaufsicht über die Orangerie erhalten hatte, war im Winter fast beständig auf Reisen, um neue Ankäufe zu besorgen. So z. B. 1751, wo er in der berühmten Wallrowe'schen Orangerie zu Lilliput 17 der seltensten Bäume erwarb; 1763, wo er 30 und 1769, wo er 25 aus Dessau, 21 aus Köthen und 24 aus Zerbst holte, 1771, wo er 6 aus Schwedt, 16 aus Groß-Seydlitz und 43 aus Dresden nach Sanssouci brachte. 20 der letzteren stammten aus der Brühl'schen Hinterlassenschaft und 23 aus dem sogen. Herzoglichen Garten. Auch der Gärtner Heydert befand sich häufig auf Reisen, um Orangerien für Sanssouci zu kaufen, und die preußischen Gesandten im Auslande erhielten den Auftrag, aufmerksam auf dergleichen zu sein. — So sandte der preußische Resident in Venedig aus Livorno 16 Citronen- und Orangenbäume und 12 aus Lissabon. Durch diese fortgesetzte Vermehrung erreicht die Orangerie in Sanssouci einen so bedeutenden Umfang, daß für manchen neuen Ankauf kaum noch der nöthige Raum zur Durchwinterung zu ermitteln war und der König vielfach alte Bäume verschenkte. Mit den alten Beständen des Küchengartens und den ersten Ankäufen in Schlesien zusammen, waren vor dem Beginn des siebenjährigen Krieges über 1000 Orangenbäume vorhanden.

Zur Unterbringung dieser zahlreichen Orangerie wurde in den Jahren 1747 und 1748 in Sanssouci ein großes steinernes Orangenhaus im Westen und etwas unterhalb des Weinbergsschlosses errichtet — dasselbe Gebäude, welches gegenwärtig die sogen. Neuen Kammern enthält. Als später auch für das neue Palais eine besondere Orangerie angeschafft wurde — und zwar war dies diejenige, welche aus der Brühl'schen Hinterlassenschaft und dem Herzoglichen Garten in Dresden angekauft ward — ward nicht allein für diese im Jahre 1768 ein bedeutendes Orangeriehaus hinter dem Kastellan- und Gärtnerhause, sondern in demselben Jahre auch in Sanssouci selbst das erst 1857 abgebrochene große Orangeriegebäude zwischen der Thetisgruppe und dem alten Vogel'schen Weinberge, auf welchem letzteren der jetzige Orangerie-Palast steht, erbaut.

Auch während der ersten Jahre der Regierung König Friedrich Wilhelm's II. blieb die Sanssouci-Orangerie noch in ihrem bisherigen Bestande, den ein Inventar vom Jahre 1787 auf 725 Stück Orangenbäume angiebt; dann aber mußte sie an den Neuen Garten beim Marmor-Palais

Digitized by Google

sehr bedeutende Bestände abgeben. Nun wurden zwar auch jetzt wieder Ankäufe gemacht, aber doch nicht mehr in dem Maße, wie unter König Friedrich II., so daß seit jener Zeit wenigstens keine Vermehrung eingetreten ist. In den Jahren 1806—1815 konnte natürlich an eine Completirung der Sanssouci-Orangerie nicht gedacht werden, und man bemühte sich während dieser Zeit nur, den Bestand nothdürftig zu erhalten. Auch waren in diesen 10 Jahren viele Bäume eingegangen und überdieß wurden im Jahre 1810 dem Dr. Flittner, welcher auf dem Louisenbade bei Berlin einen Apothekergarten angelegt hatte, 20 Pomeranzenbäume überwiesen. Da kam die die im Jahre 1815 eintretende Secularisation des Klosters Leubus in Schlesien, in dessen Garten sich eine vorzüglich gut erhaltene Orangerie befand, dem verminderten Bestande der Sanssouci-Orangerie zu Hülfe. — Auf Befehl des Königs wurde nämlich im October 1816 die ganze Orangerie von Leubus zunächst nach Charlottenburg transportirt und 37 Apfelsinen-, Citronen-, Pomeranzen- und 6 Cypressenbäume davon nach Sanssouci gebracht, wodurch die Sanssouci-Orangerie wieder ihren früheren Bestand erhielt. Alle Jahre wird nun im Sommer diese herrliche Orangerie auf die Terrassen von Sanssouci aufgestellt, ist ihr schönster Schmuck und erregt die Bewunderung aller Fremden, die Sanssouci besuchen. Ein Gegenstand besonderer Aufmerksamkeit ist namentlich der sogenannte „alte Fritz", ein Baum von 14 Zoll Stammdurchmesser. — Das Alter dieses, sowie noch eines anderen 14 zölligen und zweier 13½ zölligen wird auf ungefähr 400 Jahre geschätzt. Der „alte Fritz" steht jetzt gewöhnlich unmittelbar vor den neuen Kammern und wird als derjenige Baum bezeichnet, unter dessen Schatten Friedrich der Große vorzugsweise gern gesessen. Ein anderer, diesem gewöhnlich gegenüberstehender, wird der „alte Dessauer" genannt. Die Führer durch Sanssouci bezeichnen gewöhnlich die beiden zunächst dem Mittel-Eingange zum Sanssouci-Schlosse stehenden, besonders starken Bäume als den „alten Fritz" und „alten Dessauer". Mehrere der stärksten Exemplare der Sanssouci-Orangerie haben eine Schafthöhe von 6 bis 6½ Fuß. Die ganze Höhe der Größesten steigt, den Kübel miteingerechnet, auf 22, der Durchmesser der Krone bis auf 14 Fuß.

Militärische Revue.

Der letzte amerikanische Krieg.

Neue Folge.

IV.

Während der Norden an der Küste wie am Ober-Mississippi Schiffswerfte für alle Arten Kriegsschiffe baute; legte das südliche Gouvernement eigentlich die Hände in den Schooß.

Die Mittel fehlten dem Süden keineswegs. Großartige Erwerbungen waren an Material und Arbeitskräften vom südlichen Congreß gemacht. Der

Digitized by Google

Staat Virginia hatte dem Süden die beiden bedeutenden Kriegswerfte Gosport und Norfolk mit großartigen Geschützgießereien zugewendet.

Es ist nicht zweifelhaft, daß mit einiger Thätigkeit der Süden mehr als eine ausgezeichnete Kaperflotille hätte schaffen können.

Vor Ende des Jahres 1861 waren schon zwei See-Expeditionen vom Norden, wenn auch ohne ernsthafte Folgen, ausgerüstet und dadurch gleichsam der Süden aus seiner verhängnißvollen Sorglosigkeit geschreckt worden.

Es mußte doch den vielen ausgezeichneten Männern in der südlichen Armee klar sein, von welcher Wirkung 30,000 Mann federirter Truppen an einem Punkt ihrer Küsten gelandet, sein würden!

Am 29. August 1861 nahm eine vom Norden ausgerüstete Flotille unter dem Commandeur Stringham und dem später als „Pascha von New-Orleans" berüchtigten General Butler, die beiden confederirten Forts auf den Hatteras Inlets*) und eroberte dabei 15 Geschütze und 615 Gefangene nach einem kurzen Bombardement.

Dem Confederirten-Befehlshaber, dem Commodore Barron, ist aus dem geringen Widerstande auch kein Vorwurf zu machen, er wußte eben, daß kein Kriegsschiff seiner Regierung zu Gebote stand, um ihn gegen den übermächtigen Angriff eines viermal stärkeren Gegners zu unterstützen, ihm Entsatz der oder Verstärkung zu bringen.

Uebrigens war vorläufig dieser Verlust nicht bedeutend für den Süden. Ernhafter und in seinen Folgen unangenehmer war der Verlust von Fort Royal.

Am Schlachttage von Belmont, am 7. November, griff der Flaggen-Capitain Dupont der federirten Flotte mit 15 Dampfkanonenbooten die beiden Forts Walker und Bauregard an, nach einem Bombardement von vier Stunden und dreißig Minuten ergab sich Fort Walker, in dem sich nur drei Geschütze mit zusammen funfzig Schuß befanden. Soll man mehr den Muth des Kommandanten, hiermit den Kampf überhaupt zu beginnen, oder die Sorglosigkeit der Regierung anstaunen?

Der Feind erhielt hierdurch einen Stützpunkt für Flotte und Landheer, der später dem Süden verderblich werden sollte!

Bedeutendes dagegen wurde vom Süden geleistet in der Ausrüstung von Kaperschiffen. Die „Savannah", die „Sumter" und drei oder vier andere schnelle Dampfer warfen binnen kurzer Zeit den ganzen nordstaatlichen Seehandel danieder.

Doch ohne eine starke Flotte und deren Operationen war es nur ein einseitiges Mittel, das den Haß des an der einzig empfindlichen Stelle — am Portemonnaie — gekniffenen Yankee auf's Höchste steigerte und nebenbei — dem Engländer Nutzen und Vergnügen bereitete.

Alle die fröhlichen und stolzen Hoffnungen, welche die Herzen der leicht erregbaren Südlinger schwellten, waren verblichen. Weder ein allgemeiner Bankerutt des Nordens, noch eine europäische Intervention, noch die kühnen Streifereien fürstlicher Kaper, hatten den Krieg seinem Ende näher

*) Inlet ist im vorliegenden Falle am besten mit Nehrung zu übersetzen.

Digitized by Google

gebracht! Nichts war dem Süden geblieben als Eins — seine Armee! Sie war hungernd, frierend, nicht gut bewaffnet — aber gut geführt, siegesstolz und kampflustig; und ihre kräftigen Arme hielten hoch das Banner ihrer Partei, wie einst ihre Ahnen das der Stuarts.

Wieder galt es den alten Krieg der „Cavaliere“ und der „Rundköpfe“. Und hoffentlich nicht den letzten!!

Zwei Episoden aus dem kleinen Kriege mögen hier noch Platz finden, ehe wir das Jahr 1861 abschließen. Die eine betrifft alte Bekannte:

Der gütige Leser erinnert sich vielleicht, daß wir früher erwähnten, wie bei Ausbruch des Krieges ein Oberst Wilson*) in New-York ein Regiment aus der Spitzbuben- und Mörderhefe dieser Metropole geworben. Diese Bande hatte unter dem Namen Big Willy-Zouaven sich so nnnütz in der Potamac-Armee der Federirten gemacht, daß man sie zuletzt in eine Art von Verbannung auf eine Insel im Hafen von Pensacola (Alabama) gesendet hatte. Da sie eben so feige zum Fechten, als behende zum Plündern waren, so hatte man die Insel Santa Rosa, welche die Einfahrt des confederirten Hafens schloß, um so geeigneter für das Gesindel gehalten, als sie dort unter der Zucht und Aufsicht der Marine standen.

Ein Detachement confederirter Infanterie sollte dies Lager in der Nacht vom 8. October stürmen, um es während dieser Zeit einigen im Hafen lauernden Blocadebrechern möglich zu machen, durch das federirte Blocade-Geschwader zu kommen.

Die Confederirten überfielen die sorglosen Strolche, diese flohen, ihren Oberst an der Spitze, und wurden die ganze Nacht auf der Insel umhergehetzt, bis herankommende Kreuzer die kühnen Südlinger zwangen, in die kleinen Boote zu eilen, in denen sie gekommen waren. Vorher aber steckten sie das Lager der Billy-Wilsons-Zouaven in Brand, das auch glücklich niederbrannte.

Bei diesem Gefecht verläugneten die New-Yorker Straßendiebe und Mörder der Hafenviertel ihren alten Stand nicht — man höre: die Confederirten hatten 14 Verwundete auf der Insel zurückgelassen, von diesen fanden die federirten Matrosen am andern Morgen elf durch den Kopf geschossen, außer ihren schon verharrschten Wunden. Die feigen Buben, die in dem Gefechte flohen, hatten an den Verwundeten ihren Muth gekühlt!

Wenn auf diese Weise den Confederirten der Irrthum vor Augen geführt wurde, den sie begingen, wenn sie ihren Gegnern den Standpunkt von ehrlichen Feinden anwiesen, so wurde ihnen durch die Affaire von Dranesville am Potamac der Beweis geliefert, daß sie richtig handelten, wenn sie die Majorität ihrer Gegner als hinterlistige Schurken betrachteten. Dieser für die Fahnen des Nordens noch beschimpfendere Vorfall, als der von Santa Rosa, verlief folgendermaaßen:

Am 22. December 1861 stand ein Detachement freiwilliger Reiter, aus den Truppen fast aller Südstaaten combinirt, unter dem Commando des General Stuart, in der Stärke von 2500 Mann bei Dranesville. Dasselbe

*) cf. Bd. 34 Heft 13 der Berliner Revue.

Digitized by Google

war von einem Train leerer Wagen begleitet, um eine Fouragirung im größeren Maaßstabe vorzunehmen. Der bei Dranesville stehende Feind schickte einige Infanterie-Compagnieen der confederirten Avantgarde entgegen. Diese behend aus den 11. Virginia-Reitern, stürzte sich mit wildem Hurrah auf die federirte Infanterie, sie mit einer Attacke bis an die ersten Häuser von Dranesville treibend. Hier traten geschlossene regulaire — wir unterstreichen das Wort — regulaire Infanterie-Colonnen der Federirten auf, um die confederirte Kavallerie zurückzuweisen. Die confederirte Infanterie jedoch war im Laufschritt zu beiden Seiten der Straße herangeeilt, und bei dem hier momentan stattfindenden Pêlmêle feuerte das erste (confederirte) Kentucky Regiment auf die Süd-Carolina-Infanterie, glücklicherweise ohne zu treffen. Der Oberst Taylor, Commandeur des Kentucky-Regiments, biegt durch den Wald, um den Feind in der Flanke zu fassen und trifft hierbei auf ein anderes Regiment. Durch das eben vorgefallene Mißverständniß bewogen, ruft der Oberst Taylor den an der Tete des fremden Regiments reitenden Offizier an: „Werda?" „Der Oberst des Neunten!" lautet die arglistige Antwort. „Von welchem Neunten?" frägt nun Taylor. „Schießt nicht — wir sind Freunde von Süd-Carolina!" schallt die Antwort. „Auf welcher Seite seid Ihr?" fragt der mißtrauisch gewordene Kentucker. „Für die Union!" und mit diesen Worten prasselt eine volle Salve in die Glieder der Kentucker. Ein wilder Kampf begann, in dem schließlich die Kentucker, unterstützt durch die freiwilligen Süd-Carolina-Reiter, die Oberhand gewannen, und das verrätherische nennte Massachusetts-Regiment mit einem Verlust von 200 Mann vom Platze jagten.

Es ist eine solche, Freischaaren würdige, hinterlistige Feigheit in den Annalen regulärer Armeen geradezu unerhört. Zufällig übereinstimmende Uniformabzeichen wurden vielfach schon benutzt, aber nie so die Lüge zum Hülfsmittel des Mordes an Unvorbereiteten gemacht.

In das Ende des Jahres 1861 fällt Abraham Lincoln's angedrohte Aushebung und spätere Anwerbung von einer halben Million Rekruten. Damals wäre es unter dem Eindrucke der günstigen Verhältnisse dem Richmonder Cabinet entschieden möglich gewesen, eine Conscription oder Aushebung zu veranstalten, welche jener halben Million mindestens 400,000 Mann gegenübergestellt hätte. Eine Anzahl, die bei dem damaligen Stand der Dinge eine günstige Entscheidung für den Süden hätte herbeiführen können.

Während so die Kräfte des Nordens durch eine energische Regierung angespannt, in eine durchaus agressive Tendenz hineingetrieben wurden, wie dies im Wesen des reinen Republikanismus ja auch tief innerlichst liegt — während dieser Zeit verrannte sich der Süden immermehr in seine verderbliche Ansicht von der reinen Defensive — wiederum analog dem conservativen Elemente, das er repräsentirte.

Wie wäre es dem Norden möglich gewesen, solche Schläge gegen Virginien und die Küsten zu führen, wäre eine Armee von nur 50,000 Confederirten, gut equipirt, auf Washington marschirt!

So ausgezeichnet das Hauptquartier der confederirten Armee in Bezug auf die Tüchtigkeit seiner Generale bestellt war, so viel ließ doch seine Ad-

Digitized by Google

miniſtratur und Intendantur zu wünſchen, mit Ausnahme der Ammunitionirung, die — ein wichtiger Fingerzeig — in den Händen des Generalſtabes war.

Dem Chef des Generalſtabes der confederirten Potomac-Armee, dem General Alfred M. Barbour, gebührt wohl ſicherlich ein großer Theil an dem Ruhme, den dieſe Armee in dem Jahre 1862 erntete. Ohne ſeine Aufopferung und Sachkenntniß, ſeine Charakterfeſtigkeit und Thätigkeit, wäre es dieſer Armee nicht in dem Grade möglich geweſen, die Welt in Erſtaunen zu verſetzen, durch die Schnelligkeit, mit der ihre Siege aufeinander folgten.

Eine traurige Schattenſeite der confederirten Armeeverwaltung bildete dagegen die Geſundheits- und Krankenpflege in unſerer Armee. Die Verwüſtungen, welche die Krankheit unter den Mannſchaften der Potomac-Armee anrichtete, waren entſetzlich. Wenn auch die Tagespreſſe die Sachlage nicht in ihrer ganzen Traurigkeit enthüllte, ſo iſt es doch zweifellos, daß die Ufer des Potomac und Weſt-Virginiens Bergwälder ein großer Kirchhof für Tauſende von braven Streitern des Südens geworden ſind, wegen mangelnder Lazarethe und Aerzte! Die Leiden der Armee fanden in den Herzen der Bevölkerung ein Echo, das ſich in einer ſo großartigen Privathülfe ausſprach, wie ſie in Europa vollkommen unbekannt iſt. Wo hier die Beitragslisten Thaler zeigten, da ſtanden drüben Tauſende von Dollars.

Die Unterſtützungen an Geld, Wäſche, ſtärkenden Nahrungsmitteln, Zelten, Betten ꝛc. repräſentiren einen Werth von Millionen.

Zahlen beweiſen, deshalb möge nachſtehender Auszug hier Platz finden. Derſelbe giebt die Höhe der Beiträge, die von den einzelnen Staaten geſammelt und nach Richmond in das General-Intendantur-Amt allein im letzten Vierteljahr 1861 abgeführt wurden. Dieſelben waren nur für die Potomac-Armee beſtimmt. Die Gaben für die Miſſouri- und Kentucky-Armee ſind nicht dabei mitbegriffen.

Nord-Karolina . .	325,417	Dollars.
Alabama	317,600	„
Miſſiſippi	272,670	„
Georgia	244,885	„
Süd-Karolina . .	137,206	„
Texas	87,800	„
Louiſiana	61,950	„
Virginia	48,070	„
Teneſſee	17,000	„
Florida	2,350	„
Arkanſas	950	„

Es gaben alſo 8,300,000 weiße Einwohner = 1,515,898 Dollars in einem Vierteljahr für eine ihrer drei Armeen an freiwilligen Beiträgen. Wieviel gaben 40 Millionen Deutſche für die Alliirten im Jahre 1864?

Druck von A. Pauli & Co. in Berlin, Kronenſtraße 21.

Digitized by Google

Die Artikel 54 und 108 der Verfassungsurkunde.

Manchem unserer Leser wird der Streit nicht entgangen sein, welcher in der letzten Zeit innerhalb der Spalten der Neuen Preußischen Zeitung über die Beeidigung der Verfassung durch des hochseligen Königs Majestät geführt worden ist. Wir können nicht behaupten, daß hierbei von beiden Seiten, der tadelnden, wie der entschuldigenden, ins Schwarze oder, um mit Herrn von Beust zu reden, auch nur ins Schwarz-Weiße getroffen worden wäre und denken diese unsere Ansicht durch die nachstehenden Andeutungen zu begründen.

Zunächst wird auf den bekannten Hergang vom 6. Februar 1850 innerhalb des königlichen Schlosses zu verweisen sein.

Des Königs Majestät sind damals von dem allerentschiedensten persönlichen Standpunkte ausgegangen und haben dies ausdrücklich ausgesprochen. Es handelte sich um eine Concurrenz des Ministeriums gar nicht, geschweige um die Möglichkeit, daß eine bestehende politische Partei gegen diese freie königliche Entschließung einen Einspruch hätte erheben können. Die freie königliche Entschließung ward laut und bestimmt von dem Träger der Krone verkündet.

Auf diesen ganzen Vorgang und dessen Bedeutung ist schon so oft hingewiesen worden, daß es hier nur der kurzen Erinnerung an denselben bedürfen wird.

Wir glauben nicht zu irren, wenn wir behaupten, daß die damalige Ansprache des Königs, die wir noch heute ohne tiefe Rührung und Bewunderung zu lesen nicht vermögen, innerhalb des bestehenden Staatsministeriums vorher nicht festgestellt worden, ja nicht einmal bekannt gewesen ist. Jedenfalls war dieser Theil der feierlichen Handlung den erschienenen Landtagsmitgliedern vorher nicht angezeigt. Es geschah also bei jener königlichen Handlung ein Mehreres zur Sicherheit der Unabhängigkeit der Krone, als überhaupt irgend eine politische Partei, auch die conservative, erwarten konnte, ein Verdienst, welches dem hochseligen Könige nicht hoch genug anzurechnen ist.

Der conservativen Partei kann also nur insofern ein Vorwurf ihres damaligen Eintritts in das verfassungsmäßige Leben unseres Königreiches gemacht werden, als dies auf Grund einer Urkunde geschah, in welcher die Artikel 54 und 108 bestehen.

Jener lautet:

„Der König leistet in Gegenwart der vereinigten Kammern das eidliche

Digitized by Google

Gelöbniß, die Verfassung des Königreichs fest und unverbrüchlich zu halten und in Uebereinstimmung mit derselben und den Gesetzen zu regieren."

Dieser schreibt vor:

„Die Mitglieder der beiden Kammern und alle Staatsbeamten leisten dem Könige den Eid der Treue und des Gehorsams und beschwören die gewissenhafte Beobachtung der Verfassung."

Jenes Gelöbniß, so wie dieser Schwur sind unseres Erachtens selbstverständlich und können nur insofern dem Tadel unterworfen werden, als Eide geschont werden sollen, also bei selbstverständlichen Dingen zu unterlassen sind.

Von diesem weniger politischen, als religiösen Standpunkte aus haben auch einzelne conservative Mitglieder der damaligen Landesvertretung diese Bestimmungen bemängelt, ohne durchzudringen und ohne ihren Bedenken ein größeres Gewicht beizulegen, als das individueller religiöser Anschauungen.

Abgesehen von dieser Profusion eidlicher Gelöbnisse, erregen diese Bestimmungen der Verfassungsurkunde für uns weitere Bedenken nicht.

Die Verfassung ist Landesgesetz und muß als solches gehalten werden, in so weit und so lange als das Gesetz überhaupt besteht.

Wir wollen nun die Möglichkeit der ausdrücklichen Aufhebung eines jeden Landesgesetzes ganz bei Seite lassen, obgleich wir eine solche Möglichkeit auch der Verfassungsurkunde anmuthen müssen, wir beschränken uns heute auf den Hinweis, daß die Verfassungsurkunde in ihrer Grundlage recht eigentlich ein organisatorisches Gesetz ist, dessen Wirksamkeit von selbst zum Stillstande gelangt, sobald die Voraussetzungen, auf welchen die Organisation beruht, hinfällig werden. Hiermit ist denn ein sehr bestimmtes Criterium für die Bedeutung der Verfassungsurkunde überhaupt und ganz besonders über die Tragweite des zu Gunsten desselben abgelegten eidlichen Gelöbnisses gegeben; das letztere versichert in seinen promissorischen Werthe lediglich, daß nichts *gegen* die Verfassung geschehen solle, was sich in Beziehung auf jedes Gesetz für die Obrigkeit und deren Unterthanen von selbst versteht, während die Garantie für den Fortbestand außerhalb dieses Gelöbnisses liegt.

Wir finden diese Auffassung durch die Lage der Gesetzgebung, sowohl der auf die Verfassung bezüglichen, als der andere Gebiete betreffenden bestätigt.

Wo der Gesetzgeber irgend ein Organ als zu der staatlichen Existenz erforderlich erachtet hat, da sind auch dem entsprechende vorsorgliche Anordnungen getroffen worden. Wir finden diese auf dem Gebiete der communalen Organisation; Magistrats-Collegien können ergänzt, Stadtverordneten-Versammlungen vertreten werden, wenn eine Stockung in deren regelmäßiger Bildung eintritt. Ebenso werden die Geschworenen durch Strafverfügungen angehalten zu erscheinen.

Dem entgegen fehlt es an jeder Garantie, daß diejenigen Organe, welche die Verfassung voraussetzt, auch in die Wirklichkeit und Thätigkeit treten.

In Beziehung auf das Herrenhaus könnte noch behauptet werden, daß

Digitized by Google

der öffentlichen Verwaltung durch die aus Allerhöchstem Vertrauen zu berufenden Mitglieder die Möglichkeit einer Remedur gegeben sei, obgleich auch diese bis zu zwangsweiser Sistirung sich schwerlich wird verirren dürfen; das Abgeordnetenhaus dagegen steht völlig in den Lüften. Wollen die Mitglieder nicht erscheinen, so fehlt es an jedem Mittel, dieselben hierzu zu zwingen. Bleibt aber das Abgeordnetenhaus weg, so fällt hiermit die practische Geltendmachung des verfassungsmäßigen Lebens von selbst in sich zusammen, es verbietet sich daher logisch von selbst, einem eidlichen Gelöbnisse eine Tragweite beizulegen, welche über das Erreichbare weit hinausgeht.

Ganz correct aufgefaßt, könnte und sollte der allgemeine Landtag nur dann seine verfassungsmäßige Einwirkung zu äußern berechtigt sein, wenn die sämmtlichen Mitglieder beider Häuser vollzählig versammelt sind. Mit billiger Berücksichtigung der Schwäche menschlicher Existenzen sind an die Stelle der Vollzähligkeit bestimmte Normativzahlen für die Beschlußfähigkeit der einzelnen Häuser festgestellt, wenn aber auch diese nicht erreicht werden, dann ist eben die Verfassungsurkunde nur noch ein geschriebenes Blatt, dessen Bedeutung für das staatliche Leben aufgehört hat.

Es können Eide über Eide geleistet worden sein, das Herren- resp. das Abgeordnetenhaus bleibt doch beschlußunfähig und hiermit hört das verfassungsmäßige Leben des Staates auf.

Man kann entgegnen, daß der von den Mitgliedern zu leistende Eid eine solche Eventualität ausschließen solle, aber abgesehen davon, daß dieser Einwand bei einem neugewählten Abgeordnetenhause nicht Platz greift, so findet der von uns aufgestellte Grundsatz auch eine weitere Anwendung, die über die Häuser des allgemeinen Landtages hinausgeht.

Die Grundanschauung der Verfassung beruht darauf, daß die Regierten in den beiden Häusern des Landtages ihre Vertreter finden. Die Regierten sind hier das Volk in so weit als das Wahlgesetz zum Abgeordnetenhause dem Volke eine Activität einräumt, es ist aber keineswegs Voraussetzung der Verfassung, daß dieses Volk nur in der Minorität durch das Abgeordnetenhaus vertreten sein sollte. — Wenn nun gleichwohl auch hier in den Bestimmungen der Verfassungsurkunde jeder Zwang fehlt, um die sämmtlichen Urwähler zur Betheiligung an der Wahl anzuhalten, so folgt von selbst, daß die Möglichkeit statuirt worden ist, es werde auf die Vollziehung der Wahlen, mithin auf die ganze Verfassung verzichtet. Wir möchten wohl den Beweis geführt sehen, daß Minoritätswahlen irgend eine dem innern Wesen der Verfassung entsprechende Bedeutung haben.

Geht aber das Abgeordnetenhaus gleichwohl aus solchen Minoritätswahlen hervor, so wird hiermit die Bedeutung der Verfassung von selbst hinfällig.

Der öffentlichen Gewalt fehlt es an jedem Mittel, Wahlen überhaupt oder auch nur Majoritätswahlen zu erzwingen, mithin kann dieselbe auch in keiner Weise und am wenigsten durch einen Eid, eine für sie unerfüllbare Verpflichtung auf ihre Schultern nehmen.

Andererseits wird der preußische Staat jedenfalls noch ferner fortbe-

Digitized by Google

ſtehen und von derjenigen Autorität in ſeinem Fortbeſtande mit Recht Schutz und Stütze erwarten dürfen, welche ihre Rechte in der Verfaſſungsurkunde allein nicht begründet findet.

Setzen wir den Fall, es käme ein Abgeordnetenhaus gar nicht zu Stande, wird man der Krone trotz des eidlichen Gelöbniſſes auf die Verfaſſungsurkunde zumuthen wollen, den preußiſchen Staat ſich ſelbſt zu überlaſſen, bis dieſem Mangel abgeholfen ſei?

Es iſt dies die weitgehendſte Vorausſetzung, deren Concluſion von ſelbſt einleuchtet, die Sache liegt aber in den Grundſätzen nicht anders, wenn nur Minoritätswahlen zu Stande kommen, oder eines der beiden Hauſer nicht beſchlußfähig iſt.

Wir ſind weit davon entfernt, anrathen zu wollen, ſobald nur die eine dieſer Eventualitäten eintreten ſollte, ſofort die Verfaſſungsurkunde zuzumachen und zu reponiren, über die Zweckmäßigkeit einer ſolchen Maßregel entſcheiden noch andere Erwägungen, aber die Berechtigung hierzu läßt ſich nicht beſtreiten.

Um deshalb ſind wir auch entſchieden Gegner der verſchiedenen, für die Wahlen vorgeſchlagenen Corrective; alſo namentlich warnen wir vor der Aufſtellung von Regierungs-Candidaten noch mehr vor der Verkündigung einer beſtimmten Contumacialdrohung an die ausbleibenden Wähler: vielmehr betrachten wir es als den weſentlichſten Vorzug unſerer Verfaſſung, daß dieſe ſelbſt irgend einen Zwang für die Bildung der zu ihrer Exiſtenz erforderlichen Organe nicht kennt. Es iſt hiermit der Staatsregierung die Berechtigung geſichert, dem Volksbewußtſein Folge zu geben, in ſoweit und ſobald die eigene Ueberzeugung der Staatsregierung mit dieſem Volksbewußtſein zuſammenfällt.

Der Eid auf die Verfaſſung ſichert dieſe gegen Verletzungen, eine ewige Dauer derſelben auf die Schultern der Schwörenden zu legen, iſt ſchon um deshalb unmöglich, weil die Dauer durch Verhältniſſe bedingt iſt, die außerhalb der Macht der Schwörenden liegen.

Das Duell.

(Schluß).

Wo Völker-Taufe (Kindertaufe) iſt, da hat man einen **Rechtstitel** zur Führung des Namens eines Chriſten durch den Taufſchein; aber man drehe den Taufſchein nach allen Seiten herum, man wird daraus nicht erkennen können, daß kraft des Scheines die Inhaber das neue Leben aus Gott leben. Wie kann man ſich in einer Gemeinde, die dieſes Leben nicht

Digitized by Google

lebt, auf dasselbe als auf ein in allgemeiner Geltung stehendes berufen? — Sofort wurden jene 3 Grafen und mit allem Fug beseitigt, denn sie beriefen sich auf einen Schein, der öffentlich ja gänzlich gar keinen Cours hat.

(Davon erst gar nicht zu reden, daß sie als Grafen in die Armee getreten waren, also als eventuelle Duellanten, und daß sie ferner Offiziere waren, also wieder Duellanten!)

Denn ob einer die wirkende Gnade, die in der Taufe gegeben ist, subjectiv sich aneignet, das ist ja seine private Sache, und ob er so Gottes Wille erfülle, ob seine Taufe *für sein bewußtes Leben* wirklich eine Aenderung in ihm hervorbringe, oder *für ihn subjectiv* bloßer Taufschein bleibe, *das ist ja völlig zufällig für die Berechnung der Außenwelt.*

Aber es ist für mich zufällig, ob morgen gutes Wetter sein wird. Hat ein Mensch bei Sinnen schon je gesprochen: „sowahr du, morgender Tag, ein schöner bist, so fordere ich u. s. f."

Besteht die Gemeinde aus Erweckten, die die Taufe begehrten, so ist der Name Christ für jedes Gemeindeglied ein *ihn Verpflichtendes für seinen Glauben und Denkweise*, und ich kann mich auf *seinen Namen öffentlich berufen*, er ist dann in geltendem Cours als die Kraft des Lebens und das einige allgemeine Maß aller Handlungen. Denn es ist ja ein solcher Christ in der Taufe mit seiner Person enthalten.

Sprechen wir hier gegen die Völkertaufe (Kindertaufe)? Thäten wir das, *würden wir gegen das Duell geschrieben haben*. Aber dagegen schreiben wir, daß man einmal Staat und Recht durch die Völkertaufe in den Bereich der Christenheit zieht, somit dem Christenthum geschichtliches Leben giebt, somit sich in den Dualismus der Gebote stellt, und dennoch, wo die Sache dann nicht stimmen will, so thut, als stände das Individuum nicht als individuelle Obrigkeit inmitten des Dualismus, als sei nicht jene Strafbedingung existent, als sei nicht Geschichte und Staat und Recht, sondern als seien nur nebeneinanderstehende einzelne Individuen, die das göttliche Gebot zu erfüllen haben, und als könnte deshalb jedes Individuum nur den Nachbaren auf diesen religiös-moralischen Standpunkt hin anreden als auf das einige Gültige, *was auch das Geltende sei*.

Dagegen haben wir geschrieben, daß man die Völkertaufe will und gleichzeitig die Christlichkeit eines so völkertauflichen *Lebens* für eine genügende Kriegs- und Duell-Austrags-Instanz hält. — Will man die Christenheit als solche Austrags-Instanz, dann kann man nicht Völkertaufe wollen. Nur das haben wir sagen wollen und bitten wir, uns doch darüber keine Tropfen ins Meer bringen zu wollen, daß und wie sich Völker- und Kinder-Taufe unterscheide. Wir betonten eben an ihr das vorhandene Identische, die vorhandene Differenz kennen wir.

Wir sagen also: was in werdender Geschichte christlich ausgeheilt wird an Staat und Recht und socialem Leben, so daß unser ganzes Leben mehr und mehr im *Vordergrund und institutionell* nach dem Reiche Gottes trachtet, all das wird dem Verschwinden des Kriegs und Duells in die Hände arbeiten.

Digitized by Google

Es ist unmöglich, daß das öffentliche Leben unchristlich ist, und daß man sich gleichzeitig öffentlich auf den Christennamen als auf eine öffentliche Potenz beruft.

Ehre aber ist ein Gut, das nicht blos mir, sondern auch öffentlich den Andern gehört.

Verchristianisirt der Adel, der Offizier, der qualificirte homo im Volke seine Ehrenbegriffe und seine Sitte, sorgt der Staat für Ehrengerichte und für eine Gesetzgebung in Betracht derselben; haben die Stände eine würdige Theilnahme an den Objecten des öffentlichen Lebens: dann können wir sicher sein, daß das Duell nur für solche undurchdringliche Fälle der Verläumdung bleibt, in denen die schlichtende Einwirkung Anderer unmöglich bleibt, weil hienieden doch nur alles Stückwerk ist, und weil die Person und ihre Ehre (l'honneur pour moi) schließlich eine Tiefe hat, die wohl der unsündige, nicht aber der sündige Blick ganz durchdringen kann.

Just wir persönlich haben eine tiefe Sehnsucht nach fort und heraus aus diesem geschichtlichen Leben und Handeln, nach fort und heraus aus diesem Dualismus der Gebote, und der Anblick eines Klosters rührt uns vielleicht mächtiger, als er sollte.

Wir sind herzlich müde dieses Lebens und die Einsamkeit brütet um uns her; aber wir glaubten den Brüdern die Wahrheit, wie wir sie nicht anders wissen, nicht vorenthalten zu dürfen, denn bald ruhen wir in Sarkophagen.

Und sollten wir nicht Hoffnung hegen dürfen, daß unsere Erörterungen für das Duell mehr den Duellen steuere, als Alles, was bisher gegen das Duell geschrieben ist?

Wenn die sich schlagenden Stände und Personen sich aus unseren Begründungen bestimmen würden, sie möchten dann 1000 Mal sich nicht schlagen, wo sie bisher sich schlugen, und nur 10 Mal sich schlagen, wo sie bisher sich nicht schlugen.

Sie würden allzumal *ethisch gewinnen an hohem Muth* zur Würde der eigenen Person, und würden *religiös gewinnen an Demuth* vor Gott, dem Herrn.

Wie viele Irrthümer würden dann nicht heilsam schwinden, welche heute so Viele vom Christenthum zurückschrecken. Wenn freilich jener äußerliche Irrthum, als müsse die innerliche Frömmigkeit *auch gegen die berechtigte Welt* sich akosmistisch verhalten, und als sei es ein Haupt-Merkmal innerlichster Frömmigkeit: *den inzwischen eingetretenen Willen Gottes überall und sofort durch den ursprünglichen Willen Gottes zu verlöschen*; wenn freilich solcher Irrthum zum Merkmal des wahren Christen proclamirt und von großen Kreisen fast modisch nachgelallt wird, dann ist es schmerzlich zu bemerken, wie Leute von just guten Naturgaben und hellen Augen mit zögerndem Fuße an der Pforte stehen bleiben, durch die man eintritt zum Herrn in das Heil!

Nach dem inzwischen eingetretenen Willen Gottes ist Nationalität der Beruf der Völker.

Digitized by Google

Soll ich nun nicht im Kampfe die bitteren Feinde meiner Nationalität tödten dürfen, weil nach dem ursprünglichen Willen Gottes keine Nationalitäten sein sollten und wir diese erst dem Babel verdanken?

Solch ein inmitten getretener Wille gewinnt seine Sanction nun auch nicht daher, ob sich eine einzelne Bibelstelle für sein Vorhandensein deuten läßt, sondern daher, daß er eingetreten und vorhanden ist!

Wir haben gesprochen. Die Frage ist groß, doch wir sind klein*).

Herrmann von Gauvin.

Reactionäre Fortschritte und revolutionäre Nachklänge.

II.

In Würtemberg waren die Censoren instruirt, nichts über Wahlen — und zwar weder etwas für, noch etwas gegen die Regierung und die ministeriellen Candidaten — passiren zu lassen. Oeffentliche Besprechungen über die Wahlen waren verboten. Oberamtleute, Kameralverwalter sammelten

---

*) Zunächst bleibt die auffallende Erscheinung zu erklären, daß ich mit einem anderen Schriftsteller, mit dem, den der theuere Quistorp angriff, überall übereinstimmte; allein ich bin selbst dieser Andere!

Sodann bitte ich, mich nicht zu schnell in Kategorie zu bringen. Bothe nennt das Sittengesetz das „weitere" und meint: es sei nur sittliche Norm! Gesetz doch ist es nur für den Erlöser, nicht für uns Sünder, uns gilt als Gesetz das engere: „diejenige Formel für das Handeln, vermöge deren Einhaltung für den natürlichen sündigen Menschen kraft der ihm durch die Erlösung zu Theil werdenden göttlichen Gnade die wirkliche Lösung der sittlichen Aufgabe — möglich und gesichert ist."

Ich mache darauf aufmerksam, wie hier das Subject des Handelnden in Rede ist. Ich dagegen stelle mich in das Object, in die zerrüttete Welt, in den Dualismus der Gebote, und in den zwischen den Geboten und den Mitteln zur Erfüllung. —

Sonst war bei meinen Ausführungen noch in den Horizont gezogen der Streit der älteren Theologie unserer Kirche gegen Augustinus, Thomas und Bellarmin: ob alles nicht-Vollkommene schon Sünde sei? und ob eine Unterscheidung zu machen sei zwischen obligatio ad finem und obligatio ad media; ob nicht zu scheiden sei zwischen obligatorium und doctrinale und informatorium? Ob der Canon gelte: omne minus bonum habit rationem mali, oder nicht, oder wie limitirt? Wir wollen nur darauf aufmerksam machen, daß wir das Sittengesetz unveränderlich und allgemein bestehen lassen, ohne das schwindet der Maaßstab für das, was objectiv Sünde ist; aber freilich sind wir nicht gemeint, daß es heute unsere That-Sünde sei, wenn z. B. Nationalität der göttliche Beruf der Völker ist.

Ferner wird meine Stellung zu all den beregten Fragen noch theologisch bedingt durch die Entscheidung in der großen Streit-Frage: (Augustinus, Alexander v Wales. Antonius v. Florenz. Thomas v. Aquin und Andere,) ob die lex naturae, auf oder Sanctitatis (:ratio gubernativa totius universi in mente divina existens:) der auf der libera voluntas Dei beruht.

Digitized by Google

die Wähler um sich und richteten Drohungen und Versprechungen an sie. Ein Oberamtmann bei Stuttgart ließ einen einflußreichen Wähler zu sich kommen, bewirthete ihn ein Paar Stunden, und jagte diesem endlich mit der Eröffnung, er habe eine Liste der antiministeriell stimmenden Wähler höhern Ortes einzureichen, einen Schreck ein. In Tübingen erhielten Studenten von der academischen Behörde Verweise, weil sie vor liberalen Wählern den Hut abgezogen; der Bau der neuen Anatomie wurde kurz vor der Wahl eingestellt und den Bürgern angedeutet, daß die Universität verlegt werden solle. Bei den Wahlen wurden die Landjäger aufgeboten, den Bürgern von Geißlingen wurde gesagt, es ständen 30,000 Oestreicher bereit, wenn sie Herrn Römer dem jüngeren ihre Stimme gäben. Dem Kriegsrath Römer und dem Professor Uhland, Abgeordneten von Stuttgardt, ward der Urlaub verweigert. Von beiden wurde die Entlassung eingereicht und von der Regierung alsbald angenommen.

Die Kurhessische Regierung suchte die Schwierigkeiten, durch welche sie mit der aufgelösten Ständekammer zerfallen, im Voraus aus dem Wege zu räumen. Mit der Landesuniversität wurde das Abkommen getroffen, daß, wenn sie Herrn Jordan nicht wieder wähle, die Regierung etwas von ihrem Rechte der Urlaubsbewilligung ablassen wolle; sie wolle sich mit der einfachen Anzeige, daß der und der gewählt sei, begnügen und dann solle sich der Urlaub von selber verstehen. Der Senat wählte den Mathematiker Herrn Gerling zum Vertreter. Herrn Bernhardi, über dessen zur Urlaubsbewilligung berechtigte „vorgesetzte Behörde" mit dem vorigen ständigen Ausschuß Streit gewesen war und dem die Bibliotheksdirection den Urlaub gegeben hatte, machte der Geheimerath Hassenpflug zum Mitglied der Bibliotheksdirection, so daß jener nunmehr unmittelbar unter dem Ministerium stand. Wiederum zum Abgeordneten erwählt, erhielt er den nachgesuchten Urlaub nicht. Die Justizbeamten hatten jetzt eben so wenig wie früher Aussicht, über das Urlaubsbewilligungsrecht der Regierung hinweg in die Kammer zu gelangen.

Die letzte Ständeversammlung, dem Ausschuß der vorletzten wegen der gegen Herrn Hassenpflug anhängig gemachten Klage beistimmend, hatte ihrem Ausschuß kurz vor der Auflösung eine gleiche Maaßregel anempfohlen. Der Ausschuß hatte, sobald die Ständeversammlung aufgelöst war, Herrn Hassenpflug wegen Verletzung der Verfassung bei dem Oberappellationsgericht angeklagt; übrigens wurde der Ausschuß von dem Ministerium gleich dem vorigen behandelt, seine Instruction, weil ohne Wissen und ohne Aufsicht der Staatsregierung angefertigt, nicht als gültig anerkannt und ihm, so oft er mit dem Ministerium in Beziehung trat, das Unberechtigte seiner Thätigkeit vorgehalten.

Die Regierung strebte nicht blos bei den Wahlen, sondern auch durch Unterhandlungen mit den Prinzen des Hauses und mit den Standesherren unbedingt Ergebene in die Kammer zu bringen. — Den Prinzen wurden Stellvertreter vorgeschlagen, den Standesherren, wenn sie nicht selbst in der

Digitized by Google

Kammer erscheinen wollten, unter den Fuß gegeben, daß sie wenigstens Vertreter in dieselbe schicken möchten. —

Am 20. Mai wurden die badische und würtembergische Ständeversammlung eröffnet.

Die badische zweite Kammer mußte sogleich nach ihrer Eröffnung mit den damals bestehenden politischen Untersuchungen in Beziehung treten. — Einer der Abgeordneten, Hofgerichtsassessor Sander, war in Untersuchung gezogen, weil er einen Brief des polnischen Flüchtlings Antonini befördert, in welchem gesagt war, daß man in jedem Augenblick in Frankreich die Regierung umschmeißen möchte, daß man aber vor Allem auf Deutschland hoffe. Es fragte sich, ob Sander zum Eintritt in die Kammer fähig sei. Herr Bader sagte in seinem Commissionsbericht über diese Angelegenheit, daß die Freiheit und Unabhängigkeit der Kammer leicht gefährdet werden könnte, wenn man in jedem leisen oder entfernten Verdacht eines politischen Vergehens den Grund zur Entfernung eines Mitgliedes finden wollte. Die Abgeordneten beschlossen am 25. Mai, daß dem Eintritt Herrn Sanders in die Kammer kein Hinderniß im Wege stehe, doch dispensirten sie ihn zugleich auf 14 Tage vom Eintritt in die Kammer.

Die Adresse-Commission schlug vor, in der Antwort auf die „tiefe Betrübniß" hinzuweisen, mit welcher „das treue Volk die Veränderungen erfahren habe, durch welche das lang ersehnte, zur Garantie der Verfassung so wesentliche Gesetz über Freiheit der Presse, in Folge der bekannten Bundesbeschlüsse, seine Grundlage verloren habe."

Am 28. Mai 1833 wurde die Dankadresse dem Großherzoge übergeben, sie betheuerte die Treue des Volkes und der Abgeordneten, erinnerte daran, daß die Wohlthaten der in der Sitzung von 1831 berathenen und erlassenen Gesetze noch allgemeiner gefühlt werden würden, wenn auch andere von den Ständen auf dem vorigen Landtage gestellte Anträge auf Gesetze, die nothwendige Garantieen der Verfassung enthalten, in das Leben gerufen würden. Sie erwähnte die Betrübniß des Volkes wegen der Veränderung des Preßgesetzes, und fuhr dann fort: „Auch können wir nicht mit Stillschweigen die schweren Besorgnisse übergehen, welche bei Ihrem treuen Volke, dessen gesetzlichem Sinne alle ungesetzlichen Mittel und Bestrebungen fremd geblieben sind, der Inhalt der Bundesbeschlüsse vom 28. Juni 1832 hervorgebracht hat, indem solcher eine Auslegung gestattet, welche die Verfassung zu bedrohen und die verfassungsmäßigen Rechte zu beschränken scheint. Wir hegen zwar das tiefe Vertrauen, daß jeder Gedanke einer Verfassungs-Verletzung von Ew. Königl. Hoheit weit entfernt war, wir würden uns aber freuen, wenn uns in dieser Hinsicht eine für die Zukunft beruhigende Zusicherung ertheilt und dadurch jeder Zweifel gehoben würde . . . . In der Eintracht mit einer Regierung, die im eigenen Gefühle der Selbstständigkeit und Unabhängigkeit die Heiligkeit der Verfassung zu ehren weiß — in einer solchen Eintracht, die allein Macht giebt, und die Kraft stählt, liegt ein festes Bollwerk der Verfassung und ein beglückendes Band, das um Fürst und Volk sich schlingt und Ehrfurcht für das constitutionelle Leben einflößt." Der Fürst berief sich in seiner Er-

Digitized by Google

wiederung darauf, daß nur zu sehr die freie Presse selbst dafür gesorgt habe, die Empfindungen, mit denen man ihrer Beschränkung entgegen sah, wenigstens zu mischen, und wenn Betrübniß irgendwo die Gemüther erfüllte, so werde diese mehr und mehr der Beruhigung weichen, die die Betrachtung der ungestörten üppigen Entwickelung des menschlichen Geistes, wo er nur immer wahrhaft Schönes und Würdiges erzeugen wolle, gewähren müsse. Die erste Garantie der Verfassung müsse in ihr selbst liegen, überhaupt liege sie in dem gesunden Sinne des Volks, der sich wohl auch schon über die Bundesbeschlüsse beruhigt habe. Er wäre den Bundesbeschlüssen nicht beigetreten, wenn sie eine Verfassungsverletzung enthielten. Mehr als überflüssig würde es daher erscheinen, wenn Er heute noch dies versicherte. „Zu allem Ueberfluß aber ertheile ich Ihnen gleichwohl hiermit diese Zusicherung nochmals auf das Feierlichste und mit Vergnügen . . . . Dagegen erwarte ich aber auch von meinen treuen Ständen, daß ihnen diese einfachen und herzlichen Worte eines Fürsten, dessen Herz stets nur für das Glück seines Volkes schlagen wird, genügen — daß Sie in ihnen Ihre volle Beruhigung finden werden."

In der württembergischen Abgeordnetenkammer erneuerte Herr Schott seinen Antrag auf Preßfreiheit, indem er vor Allem die Art, wie die Censur geübt werde, zum Gegenstand seiner Besprechung machte — kürzlich habe ein Censor von dem Worte Volksabgeordneter das Wort Volk gestrichen! — Herr Pfleiderer entwickelte eine Motion auf verfassungsmäßige Besteurung der bevorzugten Staatsangehörigen und Erleichterung der Mittelklassen durch Herabsetzung der Salzsteuer: es sei nicht zu leugnen, daß im Volke allgemeines Mißvergnügen herrsche. Die Hauptquellen der Unzufriedenheit in der untern Klasse lägen in der Uebervölkerung, in der Beschränkung der staatsbürgerlichen Rechte, heiliger Urrechte der Menschheit, als Preßfreiheit, Vereinigung von Bürgern zu gemeinschaftlichen politischen Besprechungen, und Ueberbürdung mit Staatslasten. Die untern Volksklassen seien im kläglichsten Zustande. Die Mittelklassen suchten Abhülfe durch Auswanderungen, um wenigstens den Kindern eine gewisse Zukunft zu bereiten. Gehe das so fort, so könne es kommen, daß es künftig nur Herren und Knechte im würtemberger Lande gebe. Die Staatsmaschine sei zu kostspielig, man regiere zu viel und dadurch würden die Lasten gesteigert. Herr Pfleiderer schlug Aufhebung der Kreisstellen, Abschaffung der Selbstbewirthschaftung der Hüttenwerke und Salinen von Seiten des Staats, Vereinfachung des Zollwesens, Erhöhung der Besoldungssteuer, Besteuerung der Pensionisten, der Apanagen, Herabsetzung oder Abschaffung der Salzsteuer vor. Zwar wisse er wohl, fügte er hinzu, daß er jetzt mit solchen Radicalreformen nicht gut ankomme, aber halte sich verpflichtet, den Samen für die Zukunft auszustreuen.

Herr Wiest trug auf die Revision der politischen Wahlgesetze an, er richtete sich besonders gegen die Beherrschung der Wahlen durch die Beamten: Hierdurch werde die Repräsentativverfassung zum Schattenbilde und zum Spotte des Volkes, die Beamten, welche sich einer solchen tiefen Beeinträchtigung des constitutionellen Lebens schuldig machten, hätten als Verbrecher gegen die Constitution des Landes die strengste Strafe verdient. Durch die

Digitized by Google

Wahlbeherrschung würden die Wähler bloße Marionetten, von den Beamten am Draht geleitet. Ferner trug Herr Wiest darauf an, daß der Regierung die Befugniß der Urlaubsverweigerung, als eine Ermächtigung zu gefährlicher Willkühr, genommen werde. Derselbe Abgeordnete verlas einen Antrag auf Oeffentlichkeit und Bekanntmachung der Verhandlungen des ständischen Ausschusses. — In solchen Anträgen und Mäkeleien erschöpfte sich die Thätigkeit der würtembergischen Liberalen.

Mittlerweile suchte Herr v. Rotteck in der badischen Kammer auf dem nicht mehr ungewöhnlichen Wege eines Antrags den traurigen Zeitverhältnissen abzuhelfen. Am 5. Juli entwickelte er seine Motion, „die Ernennung einer Commission begehrend, welche damit beauftragt werde, den Zustand des Vaterlandes in Erwägung zu ziehen, und hiernach die geeigneten, auf solche Erwägung gebauten Anträge der Kammer vorzulegen."

Meine Herren! sagte er, Würdige badische Volksvertreter! Deutsche Männer! Mit beklommenem Gefühle, ja mit fast peinlicher Unruhe und Aengstlichkeit betrete ich heute diesen Rednerstuhl, welchen ich sonst in stärkendem und erquickendem Vertrauen auf Ihre meinen Anträgen befreundet entgegenkommende und solcher Befreundung willen meinen schwachen Worten Nachsicht schenkende Gesinnung freudig und heitern Muthes zu betreten gewohnt war. Woher diese Aenderung? Ihre Gesinnung, wie die meinige, ist sich gleich geblieben, nach wie vor streben Sie und strebe ich nach Recht und Gemeinwohl. Nichts ist geändert in uns; nur was außer uns ist, nur die Umstände sind anders geworden; aber in der verhängnißvollen Zeit, worin wir leben, unter den von entgegengesetzten Seiten drohenden Gewittern, hat eine Verschiedenheit der Meinung sich hervorgethan, in Bezug auf die Wege, welche jetzt einzuschlagen sind, um zu demselben Ziele zu gelangen, welches uns von jeher vor Augen schwebte, oder auf die Mittel, wodurch unser gemeinschaftlicher Zweck zu erstreben, oder allseitig gefürchtetes Unheil abzuwenden ist. Unter solchen Umständen leider! ist schwer vermeidlich, daß die Verschiedenheit der subjectiven Ansichten, eben wegen des pflichtgemäßen Eifers, womit wir Alle nach dem Guten ringen, und wegen der unendlichen Wichtigkeit der Interessen, welche jetzo in Frage stehen, mitunter den Character oder doch den Schein der Entzweiung annehme, und daß hier und dort die entgegengesetzten oder divergirenden Richtungen, wenn auch persönlich sich befreundeter Männer, gegenseitig mit Mißtrauen, mit Besorgniß, ja mit entschiedener Ungunst betrachtet und aufgenommen worden. O! möchte, wenn auch Einige von Ihnen die heute vorzutragenden Ansichten für gewagt und ungeeignet, oder wenigstens ihre laute Verkündung für bedenklich halten sollten, mir gleichwohl das Anerkenntniß zu Theil werden, daß ich in redlicher Ueberzeugung sie aussprach! und möchte durch die, trotz einiger Divergenz der Meinungen über das augenblicklich Räthliche oder Erfolgverheißende, doch in der Grundgesinnung sich kund thuende Harmonie der ganzen Kammer, mithin auch des ganzen Volkes, als dessen treues Abbild die Kammer erscheint, ein imponirender Eindruck bewirkt werden!

An dem Tage, fuhr der Redner fort, an welchem die Volksvertreter

Digitized by Google

nicht mehr frei ihre und des Volkes Betrachtungen über die Lage des Vaterlandes, über die ihnen vorschwebenden Gefahren oder Hoffnungen aussprechen dürften, an dem Tage hätte die Verfassung aufgehört . . So weit ist es noch nicht . . Ich will also sprechen.

Der Redner erzählte nunmehr von den Hoffnungen des Jahres 1831, von der durch den Fall Warschaus ermuthigten Reaction.

„Meine Herren! Ich kenne und ehre die Gründe, welche bei Berührung der Bundesbeschlüsse uns die äußerste Vorsicht und Mäßigung zur Pflicht machen. Der unendliche Unterschied zwischen den Zeitumständen des 2. Dezember 1831, und jenen von heute schwebt deutlich genug vor meinem Geistesblick. Doch eben darin, d. h. in der Unruhe, die schon bei der Nennung der Worte: „Bundesbeschluß oder Bundesversammlung" uns anwandelt, in der ängstlichen Scheu, die man selbst fühlt oder Andern einzuflößen zu müssen glaubt, vor jeder Berührung der Bundesverhältnisse, liegt der eindringlichste Beweis von der Zeitgemäßheit und Nothwendigkeit meines Antrags. Dieser Zustand, wahrlich! ist der Erwägung, ist der ernstesten Erwägung werth . . ."

Ueber den Inhalt und die Rechtskraft der Bundesbeschlüsse wolle er sich nicht aussprechen: dies würde überflüssig sein, da die öffentliche Meinung ihr Urtheil gefällt. Die einzige Frage, die er zu stellen sich erlaube, sei: „was ist unser Rechts- oder vielmehr unser factischer Zustand nach den Bundesbeschlüssen oder in Gemäßheit der durch dieselben verkündeten und zumal durch den Präsidialvortrag beleuchteten Principien des Bundesrechtes."

Herr v. Rotteck gab auf diese Frage folgende Antwort: der deutsche Bund ist nicht mehr völkerrechtlicher Verein, sondern er hat sich als ein staatsrechtlicher dargestellt, welcher nämlich auch in das innere, besondere Leben der einzelnen Bundesstaaten mit unbeschränkter Machtvollkommenheit eingreift. Hierdurch ist aber einer der in der Bundesacte ausgesprochenen Hauptzwecke des Bundes: Erhaltung der Unabhängigkeit und Unverletzbarkeit der einzelnen deutschen Staaten, aufgegeben, und der andere: Erhaltung der äußern und innern Sicherheit Deutschlands, ist zu einem Titel der ungemessensten Ansprüche der Centralgewalt auf Beschränkung oder Aufhebung der Verfassungs- und Gesetzgebungsrechte der einzelnen Bundesstaaten, demnach zur Zernichtung eben jener Sicherheit gerade in den allerwichtigsten und allerheiligsten Sphären des öffentlichen und des Privatrechts geworden. Die badische Verfassung ist in den wesentlichsten Punkten, wo nicht schon förmlich zernichtet, doch augenscheinlich gefährdet und zu einem nur precär noch fortbestehenden, weil völlig vertheidigungslosen Rechtsanspruch gemacht worden. Die Souveränität des Fürsten, wie sie im Sinne der Bundesacte und des Art. 5 der badischen Verfassungsurkunde gelegen ist, droht in traurige Abhängigkeit von fremden Mächten („die Aengstlichkeit der Minister bei jeder leisen Berührung dieses Punktes ist dessen der eindringlichste Beweis") überzugehen; und es soll dafür eine absolute Gewalt über die Staatsbürger statifinden Die Gesetzgebung soll der Controle unterworfen und Nichtbewilligung der Steuern wie Aufruhr geachtet sein. Eine Verpflichtung und hier-

Digitized by Google

durch auch ein Recht der Fürsten zur Ueberschreitung der durch die Landesverfassungen ihrer Gewalt gesetzten Schranken soll durch einen von ihnen mit andern Fürsten eingegangenen Vertrag begründet werden. Ein Recht der Beschwerde, ja nur der Vorstellung oder Bitte gegenüber dem Bundestag soll den deutschen Völkern und Staatsbürgern nicht zukommen. In schweigender Unterwerfung sollen sie, die sogenannten freien Bürger constitutioneller unabhängiger Staaten, die Gebote einer ihnen fremden, ohne ihre Theilnahme ins Dasein getretenen, ihnen völlig unzugänglichen und keine andre Grenze ihres Rechts, als ihre selbsteigenen Beschlüsse, anerkennenden Gewalt über sich ergehen lassen. Nicht nur auf die Gesammtheit oder durch allgemeine Gebote, sondern auch auf Einzelne und durch ganz spezielle Verfügungen soll die Bundesgewalt, Richterin, Klägerin, Gesetzgeberin in einer Person, ohne Angabe von Entscheidungsgründen, ihre Machtvollkommenheit üben.

Ueberhaupt gebe es, fuhr der Redner fort, keine einzige Freiheit und kein einziges Recht, weder der Gesammtheit noch der Einzelnen, welches nicht, nach den im Präsidialvortrag aufgestellten und durch die Bundesbeschlüsse ins Leben geführten Grundsätzen, jeden Augenblick durch den Bundestag könnte in Frage gestellt werden.

Indem der Redner nach dem Grunde fragte, weshalb gerade gleich nach jenen Tagen, als das badische Volk über seine wiederhergestellte Verfassung jubelte, dieser Umschwung durch schnell auf einander gefolgte, betäubende Schläge eintreten mußte, kam er zu dem Resultat, daß Seitens des verständigen, ein edles Selbstgefühl und Achtung seiner Rechte in sich tragenden badischen Volkes nichts geschehen, was auch nur den leisesten Vorwand zu irgend einer Gewaltmaßregel darbieten konnte.

Was ist nun, fragte Herr v. Rotteck ferner, von Seite des Volks und was von Seite der Minister geschehen, um den drohenden Schlag abzuwenden?

Das Volk, antwortete er, hat alles gethan, was ein verfassungstreues, gesetzliches Volk thun konnte. Es hat seine Stimme erhoben mündlich, in Druckschriften, in Adressen.

Aber die Minister? Sie konnten keine Armeen ins Feld schicken, sie konnten nicht die dem Starken allein erlaubte entschiedene und trotzende Sprache führen. Aber sie haben die Stimme des Volkes unterdrückt. Der Redner gab ein kurzes Resume der Maßregeln der Minister seit dem Frühjahr 1832.

Welche Heilmittel sollte nun die Commission, auf deren Niedersetzung Herr v. Rotteck antrug, in Vorschlag bringen? Eine Ministeranklage? Hierüber lächeln die Minister selber. Eine Beschwerde? Sie muß durch die erste Kammer. Also eine Rechtsverwahrung.

„Meine Herren," so schloß der Redner, „sollte es der Reactionsparthei, welche gegenwärtig triumphirenden Blickes einherschreitet, in enger Verbrüderung die Throne umlagert, die Ministerstellen und Gesandtschaftsposten fast ausschließend im Besitze hält, ebenso das Recht, an den Bundestag sich

Digitized by Google

zu wenden, bittend, beschwerdeführend, von der Autorität der Staatsgesetzgebung appellirend, zu Gewaltmaßregeln auffordernd, wie ein Standesvorrecht ausübt, und eines geneigten Gehörs allda aus zu Tage liegenden Gründen fast immer sicher ist, und welche sich erlauben darf, gegen die Versammlungen der Volksvertreter, ja gegen die derselben Stimme ein befreundetes Ohr leihenden Regierungen, die herbsten Verunglimpfungen und Verdächtigungen ins geheim und öffentlich auszustoßen, welche sich erlauben darf, durch das Organ der in ihrem Solde stehenden Zeitblätter, (begünstigt durch eine partheiische Centur und selbst von den Gerichten keine Verdammung besorgend) gegen jeden Freund der Verfassung und der freisinnigen Ideen, ungescheut und ohne Unterlaß die Beschuldigung des Hochverraths zu erheben, das Mißtrauen, den Zorn und den Arm der Gewaltigen gegen dieselben, ja überhaupt gegen die Völker und gegen die Verfassungen aufzureizen, sollte es dieser Reactionspartei wirklich gelingen, unsere auf geschriebenem, wie auf natürlichem Rechte beruhenden National- und Landesfreiheiten vollends zu tödten: alsdann soll wenigstens die Geschichte nicht sagen dürfen, die badischen Volksvertreter hätten dieselben unvertheidigt, ja ohne Klage in Kindeseinfalt und Taubengeduld oder als Feiglinge und Verräther, zu Grabe tragen lassen! . . . .

„Ich habe gesprochen."

Diplomatische Revue.

Wochenschau.

Wer auf die Geschichte der englisch französischen Allianz seit dem Jahre 1853 zurückblickt, der wird keine Veranlassung finden, sich über den Gestaltenwechsel, der die preußisch-österreichische Allianz auszeichnet, zu verwundern. Noch ehe England und Frankreich in den Krieg gegen Rußland gingen, stritt man sich auf beiden Seiten des Kanals darüber, ob Frankreich oder England das Verführte sei. Als die Armeen der Westmächte vor Sebastopol kämpften, behaupteten patriotische Franzosen, England habe blos deshalb die Truppen Napoleons nach der Krim gelockt, um ein Bündniß zwischen den Kaisern des Ostens und des Westens zu hintertreiben. John Bull aber meinte, die Franzosen hätten bei der Verpflanzung des Kriegsschauplatzes nach der Krim nur die Eine Absicht gehegt, das kleine britische Heer aufzureiben. So war schon zu der Zeit, wo die Waffen Englands und Frankreichs cooperirten,

Digitized by Google

die westmächtliche Allianz von Mißtrauen durchsetzt. Nach geschlossenem Frieden wurde sie ein Humanitätsbund, der jedoch zu wiederholten Malen durch Invasionsgeschrei, Küstenbefestigungsbills, Volontärcorps-Bewegungen, Widderschiff-Phantasieen einen argen Stoß erlitt. Die Betheuerung, daß die französisch-englische Allianz todt sei, löste in bestimmten Intervallen die Versicherung, daß der Bund der Westmächte die Herrschaft der Civilisation garantire, ab.

Ein ähnliches Schauspiel bietet die preußisch-österreichische Allianz dar. Der Wechsel der Formen und Stimmungen drängt sich hier sogar in noch kürzeren Zeiträumen zusammen. Haben wir es doch im Verlauf Einer Woche erlebt, daß diese Allianz zuerst für ohnmächtig und unaufrichtig erklärt wurde, während man sie gleich darauf als die Retterin deutscher Freiheit pries.

Es scheint also ein Gesetz zu sein, daß dergleichen Widersprüche bei jeder Allianz vorkommen, ja, daß sie fast nöthig sind, damit die Action nicht ganz ins Stocken gerathe. Zwei Mächte, die ein Bündniß schließen, geben deshalb ihre Selbstständigkeit nicht auf, sie behalten ihre eigene Manier, die Dinge anzusehen und die wünschenswerthen Ziele zu verfolgen. Es findet bei ihnen keine Unterordnung statt und es fehlt die oberste Autorität, welche den etwa entstehenden Meinungszwiespalt durch einen Machtspruch schlichten könnte. Zwei verbündete Monarchen sind eben nicht in der Stellung von zwei Ministern, die einen entscheidenden Herrn über sich haben, sie sind Gleiche, sie sind beide entscheidende Herren. Man könnte sie höchstens mit zwei Compagnons vergleichen, welche gemeinsam die Chefs einer Unternehmung sind. Auch zwischen solchen Compagnons werden sich häufig genug Conflicte gestalten, aber wie sie nicht daran denken werden, einander mit ihren Handlungsbüchern und Waaren zu bombardiren, so werden auch zwei alliirte Monarchen nicht gleich gegen einander die Waffen kehren, die sie zur Bekämpfung eines Dritten oder zur Behauptung einer gemeinsamen Machtstellung vereinigt haben.

Schon innerhalb gewöhnlicher Allianzen erheben sich Meinungsverschiedenheiten. Gewöhnliche Allianzen nennen wir die Bündnisse alten Styls, welche unter genauer Formulirung ihrer Zwecke und ihrer Dauer ins Leben treten. Die alten Lehrer des Völkerrechts kennen nur diese Species von Bündnissen, sie verlangen sogar bei jedem rechtsgiltigen Bündnisse einen geschriebenen Vertrag, der das zu erreichende Ziel und die Hilfsmittel, welche jeder der Alliirten ins Feld führen solle, angeben müsse. Da war also eine Rechtsquelle vorhanden, aus welcher die Lösung für einen etwaigen Zwist geschöpft werden konnte. Wie sehr aber muß die Masse der Schwierigkeiten wachsen bei der heutigen Art der Allianzen, die einen allgemeinen, principiellen und daher auch ziemlich unbestimmten Charakter tragen — bei den modernen Allianzen, deren Inhalt beinahe mehr ein moralischer als ein politischer ist und von denen verlangt wird, daß sie nicht ein specielles Rechtspostulat, sondern ein ganzes Rechtssystem vertreten sollen! Die moderne Art der Allianzen, deren Muster die heilige Allianz von 1815 ist, hat die Aufgabe, aus einer vom Augenblick gebotenen Combination eine dauernde

Digitized by Google

Institution zu machen und schon durch ihre bloße Existenz, durch ihren Namen, durch ihren „sittlichen Inhalt" den anderen Mächten zu imponiren. Der Fortschritt, den wir auf dem Gebiet der Allianzen gethan haben, hat uns zu einer Bewirthschaftung im Großen geführt, bei welcher nicht mehr alle Tage die Pfennige abgezählt werden, sondern höchstens am Jahresschluß die Bilanz im Allgemeinen gemacht wird. Die alten hausbackenen Allianzen waren eine Genossenschaft, die man auf der politischen Wanderung schloß, um eine Strecke Weges gemeinsam zurückzulegen und die Feinde, die auf dieser Wegstrecke sich zeigen möchten, gemeinsam zu bekämpfen. Die modernen Allianzen gleichen mehr der Ehe, man verbündet sich auf eine unbestimmte Zukunft hin, die Verpflichtung ist innerlicher, der sittliche Zweck ist erhabener, und, so oft man mit einander schmollen möge, so oft man sogar die richterliche Scheidung androhen möge, die thatsächliche Zerreißung wird doch um so schwieriger.

Da steigern sich denn die Anforderungen an die diplomatische Kunst, welche, während sie den Schein eines Pantoffelregiments vermeiden muß, eben so sehr eine beleidigende Schroffheit zu scheuen hat. Wer darf zweifeln, daß die staatsmännische Kraft, in deren Händen die Leitung der Politik Preußens ruht, den erforderlichen Tact besitze, um alle Wechselfälle, welche innerhalb der großen deutschen Allianz auftreten mögen, für ein gutes Ende zu benutzen? Der Augenschein lehrt ja, daß die preußisch-österreichische Allianz besteht, daß sie trotz aller Krisen ihr Leben erhält und Ergebnisse erzielt.

Das westmächtliche Einverständniß erlebte seine gefährlichste Krisis zu der Zeit, wo die Annexion Nizza's und Savoyens ruchbar ward. Jetzt behauptet man in Betreff der deutschen Allianz, sie werde an den Annexionsgedanken, welche Preußen hege, zu Grunde gehen. Aber es fehlt bei diesem Satze der Beweis, daß seine Voraussetzung richtig sei. Wer darf sagen, die Annexion der Herzogthümer an Preußen sei das unbedingte Programm der Königlichen Regierung? Napoleon hatte den Vertrag, durch welchen der König Victor Emmanuel die beiden Länder abtrat, in geheimnißvollster Stille vorbereitet. Obwohl es sich hier nicht um eine gewaltsame Losreißung von Territorien handelte, sondern um einen Liebeslohn für geleistete Freiheitsdienste, obgleich das Geschäft nach einem Kriege geschlossen ward, welchem England zugejubelt, Preußen mit versteckten Hoffnungen zugesehen, Rußland eine vollkommen neutrale Zuschauerrolle ausdrücklich zugesichert hatte, — trotz dieser günstigen Umstände, sagen wir, hielt es Napoleon für gerathen, die europäischen Mächten den Annexionsplan nicht eher ahnen zu lassen, als bis die Annexionsthatsache fertig dastand. Und wirklich sollte man denken, daß eine Annexion, um zu gelingen, plötzlich aus der Luft herabfahren muß. Nun wird seit langer Zeit bei uns die Annexion laut gepredigt. Wer gegen sie einen Schutzdamm aufführen will, der wird ermahnt es bei Zeiten zu thun. Wer eine diplomatische Conspiration anzetteln will, dem wird Frist gewährt zur Spinnung seiner Fäden. Wer einen Vorwand haben will, um die großen Errungenschaften Preußens zu bemäkeln, dem wird ein Maßstab

Digitized by Google

in die Hand gegeben, den er bloß an unsere Erfolge anzulegen braucht, um nachzuweisen, daß, weil der „letzte Zweck“ noch nicht erzielt wäre, nichts errungen sei. Im Angesichte dieses Phänomens sind wir der Ueberzeugung, daß, wenn man annektiren wollte, dies nicht gesagt worden wäre und daß daher die Duldung, welche das Annexionsprogramm findet, als Beweis für die Nichtexistenz des Annexionsbeschlusses zu gelten hat. Niemand wird der preußischen Politik seit dem Beginn des dänischen Conflictes Feinheit der Bewegungen und Genialität der Manöver abstreiten können. Niemandem wird auch das Gesetz unbekannt sein, daß wir am besten unsere wahren Absichten erreichen, wenn wir die Welt in dem Glauben lassen, daß unsere Projecte in einer anderen Richtung liegen als in derjenigen, die wir ihnen längst angewiesen haben. Der Annexionsgedanke ist ein vortrefflicher Schleier, der über dem Geheimniß der preußischen Politik liegt.

Wir haben das Wort Duldung gebraucht, um das Verhältniß der Preußischen Regierung zu dem Annexions-Rufe zu bezeichnen. Dieser Ruf wurde zunächst von einigen Liberalen ausgestoßen, welche das Bedürfniß fühlten, Hals über Kopf aus der Phrase in die Praxis zu stürzen. Solche Anwandelungen kommen bei den Liberalen gewöhnlich in Momenten der Enttäuschung vor, sie sind darum äußerst unzuverlässig und mit Vorsicht aufzunehmen. Durch den Annexionsruf wollten sich gewisse, sonst gothaisch gefärbte Leute aus der Verlegenheit retten, in welche sie in Folge ihrer unklaren Agitationen gerathen waren. Der Bewegung zur Befreiung der Herzogthümer hatte sich, wie man weiß, ein so starkes liberales Element beigemischt, daß die Liberalen, als endlich die Losreißung Schleswig-Holsteins geschehen war, dieses Ereigniß für ihr Werk hielten. Nun aber lag ihnen Schleswig-Holstein in den Händen, ohne daß sie wußten, wohin sie es thun sollten. Das einige Deutschland, dem sie es zugedacht hatten, war nicht vorhanden. Die Unmöglichkeit der Augustenburgischen Comödie sahen sie ein. Die Selbständigkeit Schleswig-Holsteins war den Liberalen, welche allen bestimmten Gestaltungen abhold sind, ein fremder Gedanke, der ihrem verschwommenen Geiste widerstrebte. Was war also bequemer, als daß man die eigene Verlegenheit unter dem Vorwande des Annexionsstrebens dem Preußischen Gouvernement auf die Schultern schob, gleich wie die Gothaer im Jahre 1849 nach dem Scheitern ihrer parlamentarischen Ideale den Preußischen König unter dem Deckmantel des Unions-Gedankens mit den Resten ihrer gestrandeten Güter belasten wollten?

Wenn trotzdem gegen diese annectirende Schriftstellerei eine wohlwollende Toleranz geübt wurde, so geschah das wohl aus dem Grunde, weil jenes Geschrei einzelner liberaler Führer, das um so derber auftrat, je mehr demselben eine Gewissensbeängstigung beigemengt war, innerhalb der liberalen Partei zersetzend wirkte. Denn jede Partei wird in dem Augenblicke gesprengt, wo ihre fortgeschrittenen Mitglieder die allgemeine Rathlosigkeit in eine scheinbar praktische Formel bringen und somit an die Gesinnungstüchtigkeit das Verlangen stellen, der reinen Phrase untreu zu werden.

Der Annexionsruf wurde ferner von Autoren erhoben, die ihre Aufgabe

Digitized by Google

darin finden, entweder der Regierung voraus zu sein, oder demjenigen, was sie für den Gedanken derselben halten, treu zu dienen. Solche gutgemeinte Leistungen brachten wenigstens Leben in die loyale Literatur, und sie waren schon um deshalb dankenswerth, weil die geschickten Federn, welche den Zusammenhang zwischen der Regierung und dem Publikum vermitteln, gerade nicht an den Sträuchen wachsen.

Wir glauben aber, daß die Zeit für Annexionsbroschüren vorüber ist; wir glauben das nicht etwa deshalb, weil der Annexionsplan zu schwer für Preußen wäre, sondern weil das Gebiet, auf welchem die Geltung des Preußischen Staatsgenies sich zu bewahrheiten hat, weiter und umfassender ist, als die Herzogthümer Schleswig-Holstein.

Die Folgen des Stoßes, der mit dem Dänischen Kriege geführt worden ist, können nicht mehr localisirt werden. Es ist unmöglich, jetzt noch zu sagen, Preußen solle nur immerhin die Herzogthümer erwerben, es solle sich dort häuslich einrichten, eine Flotte bauen, Soldaten ausheben, Regierungsbureaux organisiren, und hiermit werde das Intermezzo abgemacht sein. Vielmehr handelt es sich jetzt schon um etwas Höheres als um die Acquisition und Amalgamirung einiger Territorien, es handelt sich um die ganze Stellung Preußens innerhalb des Systems der Europäischen Großmächte. Deshalb üben die alten Stichworte keinen Eindruck mehr aus, besonders nachdem die liberalen Organe sich derselben bemächtigt haben. Deshalb horcht man allenthalben auf, ob nicht etwas Neues gesagt werde, und wenn das, was zum Vorschein kommt, auch nicht neu ist, so soll es wenigstens wahr sein. Denn nur in der Wahrheit kann Preußen siegen. Niemand scheue sich, die Wahrheit auszusprechen, sofern sein Geist noch unabhängig genug ist, sich von der Ohnmacht allgemeiner Schlagworte und von der Angst des Aergernisses loszuringen. Die pure Redensart von dem, was Preußen thun müsse, nutzt in conservativem Munde eben so wenig, als die Phrase vom nothwendigen Siege des Verfassungsrechtes von Seiten der Liberalen einen Strohhalm bewegen kann.

Die Völker ahnen, daß eine neue Regsamkeit in die Europäische Politik kommt. Als die Mächte im Jahre 1864 dem Kriege ruhig zuschauten, lieferten sie dadurch keineswegs eine Garantie, daß sie für immer den Resultaten des Krieges theilnahmlos gegenüberstehen würden. Auch haben das weder Preußen noch Oesterreich erwartet. Die Westmächte wünschten eine Pause zu gewinnen, während welcher sich die durch den Krieg erzeugte Bewegung abkläre. Seitdem hat sich eine gleichsam unterirdische Strömung gebildet, welche im gegebenen Moment mit Naturkraft hervorbrechen und diejenigen, welche blos die starre Oberfläche beobachteten, überraschen wird. Wir machen hier keine Prophezeiung, wir erörtern nur die Kundgebungen eines geschichtlichen Gesetzes.

Sobald aber die frische Serie der Ereignisse anhebt, ist es für Preußen von höchster Bedeutung, daß es mit freien Händen und freiem Willen die Frage der Herzogthümer behandeln könne. Denn die Art der Constituirung der Herzogthümer wird dann für Preußen eine diplomatische Waffe und ein

Digitized by Google

Werkzeug sein, in das Kaleidoscop der Allianzen eine neue Rüttelung zu bringen, falls das Oesterreichische Chaos den Satz, daß die Deutsche Allianz keine Frucht verheiße, zur Wahrheit machen sollte.

Literarisches.

Sendschreiben an Seine Durchlaucht den Prinzen Friedrich von Augustenburg. Zum 16. November 1865. Hamburg und Leipzig, Verlag von Robert Falcke.

Obige Schrift wendet sich in vortrefflich stylisirter Anrede an die Vernunft und an das Gemüth des Prinzen von Augustenburg, um ihn zu überzeugen, daß es für ihn das Beste sei, wenn er jetzt sofort seinen Ansprüchen entsage. Der Verfasser schreibt an den Prinzen (Seite 4 u. 5):

„Selbst die Verblendetsten unter Ihren Anhängern können Ihnen nicht mehr die Aussicht vorhalten, durch Oesterreich in den Besitz der Herzogthümer zu gelangen. So bliebe noch die Rechnung auf ausländische Hülfe, eine Rechnung, die Ihre Ehrenhaftigkeit zurückweisen würde, wenn Ihre Einsicht Ihnen nicht sagte, daß das Exempel keine Probe aushält.

„Weil aber die Dinge so stehen, daß Ihre Sache, sofern darunter die Erhebung Ihrer Linie auf den Thron der Herzogthümer gemeint wird, verloren ist, deshalb tritt an Sie die Mahnung aller Redlichdenkenden, diese Sache nicht weiter zu verfolgen, aller Redlichdenkenden, die ein Herz haben für Schleswig-Holstein wie für Deutschland, aller Redlichdenkenden, welchen die Theilnahme nicht fremd ist für Eurer Durchlaucht Person.

„Vielleicht lehnen Eure Durchlaucht diese Theilnahme als eine unberufene ab, und was Schleswig-Holstein sowie Deutschland betrifft, so ist es leicht, die Entgegnung zu finden, was denn der Rücktritt von einer Angelegenheit, die für entschieden erklärt wird, Gutes wirken könne.

„Allein dieser Einwurf wäre allzu leicht erhoben. Die fortgesetzte Vertheidigung einer verlorenen Sache kann vielfältiges Leid bringen über Freund und Feind, ohne den Gang der Dinge zu ändern. Eine Vertheidigung dieser Art kann heroisch sein, wenn das Ziel ein solches ist, dessen Unaufgeblichkeit für alle Folgezeit im Untergange besiegelt werden muß, bis neue Kämpfer es im Sieg erreichen. Ist das Ziel aber nicht der Ausdruck einer ewigen Angelegenheit, so ist die fortgesetzte Verfolgung, sobald die Unerreichbarkeit vor Augen liegt, ein Frevel oder eine Thorheit, wenn nicht beide gar zusammentreffen.

„Sie können, Durchlauchtigster Prinz, noch jetzt durch Ihren Rücktritt mannigfaltiges Leid aufheben, das sonst den unaufhaltsamen Gang der Dinge

Digitized by Google

begleiten wird, ohne ihn zu stören. Darum läge in diesem Rücktritt heute noch ein Verdienst, das Ihnen, wenn nicht von der Aufnahme des Augenblicks, doch von dem dauernden Urtheil der Gerechtigkeit hoch angerechnet würde. Andererseits knüpft sich an Ihre Sache, nachdem dieselbe nicht mehr zusammenfällt mit der Befreiung Schleswig-Holsteins von ausländischer Unterdrückung, kein Ziel deutscher Entwickelung, für welches Leiden oder gar Zerstörung aufzulegen, Sie die Verantwortung übernehmen könnten. Das Gegentheil ist der Fall. Die Sache, welche Sie heute einzig verfechten, steht mit dem wahren Ziel der deutschen Entwickelung im Widerspruch." —

Wir empfehlen die Schrift angelegentlichst unseren Lesern.

Correspondenzen.

Berlin, den 22. November. Daß große Ereigniß in der Theaterwelt, die erste Aufführung der „Afrikanerin", liegt denn glücklich *hinter* uns. Die Königliche Bühne hat ihren Ruf bewährt; die Oper ist mit eben so großer Sorgfalt als Pracht in Scene gegangen. Eine Feier zu Ehren des Componisten folgte am nächsten Tage, indem die Büste desselben in einem der Säle des Schauspielhauses aufgestellt war. Wir finden diese Auszeichnung gerechtfertigt, insofern wir der Schöpfungen gedenken, welche wir dem verstorbenen Künstler vor diesem seinem letzten Werke zu danken haben. Mit der jetzigen Oper haben wir jedenfalls einen Schritt vorwärts zur Weltstadt gethan, indem das Ende weit über die frühere Bürgerstunde hinausreicht. Die Theater-Abende dehnen sich auf allen Bühnen je mehr und mehr aus und wo das multum nicht ausreicht, wird dieses durch multa ersetzt; vier bis fünf Stücke an einem Abend aufzuführen, scheint jetzt die Gewohnheit der meisten Privatbühnen zu werden. Leider hat das in anderen Weltstädten übliche Correctiv gegen eine Uebersättigung durch dergleichen zahlreiche Burlesken bei uns noch nicht Eingang gefunden, wir meinen den anderweitigen Verkauf der Theaterbillets nach der ersten Hälfte der abendlichen Aufführung. Es würde dies nicht allein eine Erleichterung für die Schaulust, sondern auch für den Geldbeutel sein. Es nimmt uns Wunder, daß noch nicht einer der zahlreichen Händler mit Theaterbillets auf diese Spezialität verfallen ist. Einem solchen würden wir zu größerem Danke verpflichtet sein, als seinen Collegen, die jetzt vor jeder einigermaßen beliebten Darstellung enorme Preise fordern und es uns überlassen, den Betrag bis zur Mitternachtsstunde abzusitzen.

Wenn wir bedenken, daß dem Besuche des Theaters später erst die so-

Digitized by Google

liden Vergnügungen resp. Verpflichtungen folgen, welche der Winter zu bringen pflegt, so wird es erst recht begreiflich, welche tiefe Umwälzungen in den bisher üblichen Sitten durch die umfangreichen Theater-Abende herbeigeführt werden. Die Vossische Zeitung brachte jüngst mehrere interessante Artikel über alles Das, was Berlin zur Weltstadt noch fehle; wir müssen dem dort Vorgetragenen beistimmen und geben uns der Hoffnung hin, daß dieser Fortschritt, welcher zumeist verbesserte Einrichtungen für das Leben am Tage bringen soll, mit Hülfe unserer städtischen Behörden recht bald zurückgelegt werde. Die Schutzmannschaft soll sich in ihrer Uniformirung verändern; daß die bisherige sich als unpractisch bewiesen hat, ist uns unbekannt. Wir möchten hierbei im Allgemeinen die Hoffnung aussprechen, daß es gelänge, überhaupt für die Civiluniformen eine kleidsamere Tracht zu finden. Namentlich der dreieckige Hut, welcher auf den Köpfen unserer Geheimen Räthe balancirt, gewährt einen abschreckenden Anblick.

Für die Civilbeamten, welche regelmäßig nach Maßgabe ihrer dienstlichen Funktionen in Uniform zu erscheinen haben, also neben dem bereits gedachten Personal der executiven Polizei auch für die Steuer- und Postbeamten wird es sich empfehlen, auch eine Decoration ohne zu großen Kostenaufwand zu verleihen, welche als Zeichen eines besonderen Festtages anzulegen wäre. Jetzt macht es einen eigenthümlichen Eindruck, daß, abgesehen von dem paradirenden Militär, unseres Wissens nach nur noch die Postillone in festlichem Schmucke innerhalb der Straßen Berlins erscheinen, wenn es gilt, diesen oder jenen Festtag des Königlichen Hauses zu begehen. Von allen uns bekannten Civiluniformen ist es allein die der Königlichen Forstbeamten, allenfalls auch der Bergleute, welche wir als practisch und elegant zu bezeichnen haben. Ein Theil der Ersteren ist in diesen Tagen bei den Letzlinger Hofjagden in Thätigkeit gewesen; die Erfolge machen sich an den Läden der Wildpretshändler bereits bemerkbar. Glücklicherweise hat sich das Schwarzwild bisher noch von dem Trichinen-Verdachte frei gehalten, wogegen der bisherige Ruf unserer Schlächter leider einen, glücklicherweise bisher vereinzelten Stoß erhalten hat. Wir hoffen, daß auch dieser isolirte Fall uns der Anlegung öffentlicher Schlachthäuser näher gebracht hat. Zu unserer Verwunderung hören wir noch immer ab und zu von einer großen Abneigung unserer Fleischer gegen eine solche Einrichtung sprechen. Auf eine Einwilligung derselben wird jedenfalls nicht zu warten sein; wenn nur erst die Schlachthäuser erbaut sind, alsdann betrachten wir ein polizeiliches Verbot dieser Handtierung des Fleischergewerbes in Privathäusern für selbstverständlich. Während über Canalisirung oder Abfuhr gestritten wird, werden die einfachsten Mittel, ganze Straßen von den übelriechendsten Abgängen der Schlächterei zu befreien, außer Acht gelassen! Wo bleibt da die Weltstadt?

Was übrigens jenen Streit über den Weg betrifft, auf welchem Berlin zu reinigen sei, so scheint uns die Entscheidung sehr leicht. Das Eine thun das Andere nicht lassen. Auch wenn die Abfuhr derjenigen Stoffe beibehalten wird, welche für Berlin die schlimmsten, für die Landwirthschaft die nützlichsten sind, bleibt immer noch eine umfangreiche Aufgabe für die

Digitized by Google

zu legenden Canäle und eine Masse, deren Fortschaffung der wasserarmen Spree noch Noth genug machen wird. Daß diesem Flusse nicht alle Abgänge der großen Stadt zugeführt werden können, scheint uns jedenfalls auf der Hand zu liegen. Wenn wir derartige Streifereien in die Zukunft Berlins unternehmen, möchten wir ausrufen: „ist denn kein Hausmann hier?" und jedenfalls den städtischen Behörden, ganz besonders den Stadtverordneten rathen, ihre Aufmerksamkeit auf die nächsten Bedürfnisse zu richten. Der Worte sind nun genug gefallen, wir erwarten Thaten.

Auch auf einem andern Gebiete hören wir fort und fort von schönen und zutreffenden Reden und Ansprachen, nur müssen wir leider fürchten, daß tauben Ohren gepredigt wird. Die Dienstleute, vornehmlich aber die Führer der öffentlichen Fuhrwerke bekommen von den ihnen vorgesetzten polizeilichen Inspicienten wiederholte Ermahnungen, deren Erfolg immerhin problematisch bleibt. Die Droschkenpferde selbst entziehen sich jedenfalls solcher Einwirkung. Wir verbleiben bei der schon öfter geäußerten Ansicht, daß das öffentliche Straßenfuhrwerk am sichersten seiner allerdings sehr erwünschten Vervollkommnung entgegengeführt wird, wenn unnachsichtig auf eine bessere Bespannung hingewirkt wird; die besseren Kutscher werden sich dann schon von selbst finden. Wir verlangen keineswegs Vollblut vor den Droschken, aber nur zu oft sehen wir Pferde, die in fortwährender Meinungsverschiedenheit mit ihrem Führer sich befinden. Der mahnenden Peitsche kann der Gaul wegen allgemeiner Körperschwäche bei dem besten Willen nicht nachkommen. Wir sind durchaus keine Freunde der Charlottenburger Pferde-Eisenbahn, der Betrieb derselben ist aber ein mustergiltiger und beweist, was mit guten Gespannen zu erreichen ist. Ein theures Material führt von selbst dahin, dasselbe nicht ungeschickten, rohen Händen anzuvertrauen. Mit Spannung sehen wir der Reform entgegen, welche uns bereits im Sommer für die öffentlichen Schlitten angekündigt wurde. Vorläufig fehlt es noch an jeder Aussicht auf die erforderliche Schneebahn und selbst wenn sich eine solche später bilden sollte, so wird die Benutzung derselben wohl zu den historischen Reminiscenzen Berlins gehören. Der lebhafte Verkehr in den Straßen wird Schlittenfahrten höchstens noch vor den Thoren gestatten.

Die Waldteufel sind freilich schon da, aber der halberfrorene Junge als Verkäufer fehlt noch. Wir wünschen daß dieser Erwerbszweig ganz beseitigt oder doch auf einzelne Händler reduzirt werde, die sich durch eine polizeiliche Erlaubniß auszuweisen haben würden. Die Ertheilung einer solchen möchte von wirklicher Armuth und, in so weit diese es gestattet, von einer einigermaßen schützenden Kleidung abhängig zu machen sein. Auch die armen zerlumpten und noch jugendlichen Mädchen, die mit Schwefelhölzern und ähnlichen Gegenständen hausiren, empfehlen wir einer ähnlichen wohlwollenden Controlle durch die ambulanten Polizeibeamten.

Digitized by Google

Breslau, im November. Die hiesige Provinzialzeitung für Schlesien enthält über den das Herrenhaus betreffenden Erlaß folgende Betrachtungen:

„Nicht ohne Grund wurde gleich im November 1861, als die Abänderung des Reglements über die Zusammensetzung des Herrenhauses erschien, die Bemerkung gemacht, daß das liberale Ministerium hiermit vollständig und endgiltig seinen Character enthüllt habe. Sein Liberalismus bestand darin, daß er nicht dauernde Gesetze schuf, sondern durch allerhand Experimente die Institutionen, denen Preußen seinen Halt verdankt, in Frage stellte. Das Ministerium übertrug den Zweifel in die Existenz der Armee, indem es die Reorganisationsfrage als einen Gegenstand behandelte, über welchen alljährlich mit dem Hause der Abgeordneten gemarktet und gefeilscht werden dürfe. Es erschütterte die Ordnung der Finanzen, indem es den Zwiespalt zwischen Ordinarium und Extraordinarium auf dem Gebiete der Staatsausgaben einbürgerte. Es verflüchtigte die Grundlage des Hauses der Abgeordneten, indem es dieser Körperschaft eine übertriebene Meinung von der Ausdehnung ihrer Competenz beibrachte, welcher für die junge Volksvertretung verhängnißvoll werden mußte.

„Nachdem das liberale Ministerium diese Handlungen verrichtet, setzte es seinem System durch die Erschütterung der Basis des Herrenhauses die Krone auf. Nun sollten der Berechnung der liberalen Partei gemäß die ins Schwanken gebrachten Institutionen Preußens wider einander balancirt werden und vermittelst des Schwebezustandes wollte man die Herrschaft des Liberalismus befestigen.

„Der Angriff auf das Herrenhaus sollte der Kaufpreis sein, um welchen man die Geneigtheit der Wähler und fortschrittlichen Abgeordneten zu erstehen gedachte, während andererseits das Herrenhaus durch die Besorgniß vor immer neuen Reglements, die über seinem Haupte schwebten, im Gehorsam erhalten werden sollte. Mit Hülfe des militärischen Charakters der preußischen Monarchie, welcher ja niemals gänzlich verleugnet oder beleidigt werden darf, hoffte man eine Nachgiebigkeit des Abgeordnetenhauses zu erzielen, während andererseits die Armee daran gewöhnt werden sollte, die Mittel ihrer Existenz nur durch die Gutmüthigkeit, Gewandtheit und Popularität des Ministeriums bei der Volksvertretung erwirkt zu sehen. Jedermann wird zugeben, daß dies System fein genug erdacht war, aber es hatte seinen Fehler: die Festigkeit der alten königlichen Säulen des preußischen Staates war unterschätzt worden. An dieser Festigkeit ging das liberale Ministerium zu Grunde.

„Das königstreue Ministerium, welchem im Herbst 1862 die Führung der Geschäfte anvertraut ward, übernahm bei dem Beginn seiner Amtsführung eine Erbschaft von Zweifeln. Die Befugnisse des Abgeordnetenhauses, die Autorität des Herrenhauses, die Einrichtung der Armee, das Maaß der Staatsausgaben — Alles war zu einem bloßen Object der Debatte geworden. An dem Rechte selber wurde die Lücke zum Interessantesten. Die Parteien schrieen über Rechtsverletzung, und doch mußte sich ein Jeglicher eingestehen, daß das wirkliche Recht erst durch positive Thaten,

Digitized by Google

durch faktische Erfolge aus dem Abgrunde der Ungewißheit wieder herausgezogen werden müsse.

„Mit dieser eben so schweren als ruhmwürdigen Arbeit hat sich das Ministerium seit seinem Amtsantritte beschäftigt. Jetzt endlich fühlen wir von Neuem festen Boden unter den Füßen, und eine der bezeichnendsten Thaten, durch welche uns die Rückkehr eines zuverlässigen Rechtszustandes kundgethan wird, ist diejenige, die so eben in Betreff des Herrenhauses von der Gesetzsammlung promulgirt worden ist.

„Daß das Herrenhaus die erste Gestalt ist, welche mit befestigtem Rechtsboden aus der Periode der Unsicherheit heraustritt, muß uns als ein gerechter Lohn für die mühselige Rolle erscheinen, welche das Herrenhaus während der aufregenden Debatten der letzten Jahre gespielt hat. So oft die Leidenschaft der Abgeordneten einen Anlauf nahm, um die Freiheit des Königthums, die guten Regeln unserer Finanzwirthschaft, die Stärke der Armee zu erschüttern, hat das Herrenhaus sich als eine wackere Schutzwehr zur Vertheidigung der öffentlichen Wohlfahrt erwiesen. Trotz der Unbehaglichkeit, die durch die Maßregel vom 5. November 1861 hatte erzeugt werden müssen, blieb das Herrenhaus tapfer und vertrauensvoll. Es wußte, daß die königliche Staatsregierung zur rechten Zeit den Stein an der Stelle, wo ihn das liberale Ministerium herausgenommen hat, wieder einfügen werde.

„Seine Zuversicht hat sich erfüllt. Schon im Sommer dieses Jahres hatte der Minister des Innern eine Maßregel verheißen, welche einerseits den vom liberalen Ministerium so übel angewendeten Vorbehalt des Reglements vom 12. October 1854 zur Ruhe bringen, andererseits dem Rechtsboden des Herrenhauses die gesetzliche Dauerhaftigkeit verleihen würde. Wenn nunmehr die versprochene Maßregel an's Licht tritt, so ist dies eine staatsmännische That des Grafen Eulenburg, welche ihre Einwirkung auf unser Verfassungsleben im Ganzen und Großen nicht verfehlen wird. Der alte Satz britischer Staatsweisheit lautet dahin, daß jegliche Rechtsfindung und Rechtsschaffung in Wahrheit eine Rechtserneuerung und Rechtswiederherstellung sei. Ein Recht machen, heißt immer einen Heilproceß einleiten; und da auf dem Felde des Rechtes keine That eine isolirte ist, sondern ihren Einfluß stets dem Benachbarten mittheilt, so betrachten wir die Consolidirung des Herrenhauses als den ersten Schritt, dem die Klarlegung der Competenz des Abgeordnetenhauses folgen wird; — Preußens Verfassungsleben ist in den Zustand der positiven Remedur eingetreten."

Digitized by Google

Militäriſche Revue.

Der letzte amerikaniſche Krieg.

Neue Folge.

V.

Das Jahr 1862 begann, wie wir geſehen, nicht mit günſtigen Auſpicien. Im Laufe deſſelben machte der Norden bedeutende Anſtrengungen, die Entſcheidung auf ein ſeiner Hauptſtadt weniger nahes Kriegstheater, als die Potomac-Linie iſt, zu verlegen.

Dies war ein vergebliches Bemühen. So groß auch die Erfolge waren, die eine oder die andere Partei hier und dort momentan errang — die Entſcheidung lag an den Ufern des Potomac, wo ſie denn auch erfolgte. Wir beginnen daher auch mit den Vorfällen dieſes Kriegstheaters.

In den letzten Tagen Decembers detachirte der am Potamac commandirende General Johnſton den berühmten General Jackſon (Stonewall) mit einem Corps von 10,000 Mann gemiſchten Waffen auf Wincheſter.

Wäre dies im vorigen Herbſt geſchehen ſo würden wahrſcheinlich die Federirten die Campagne in Weſt-Virginia nicht gewonnen haben.

Am 1. Januar 1862 marſchirte General Jackſon von Wincheſter über Bath nach Romney am oberen Potomac, wo ein ſtarkes federirtes Korps den ganzen Winter brandſchatzend geſtanden hatte. Jackſon trieb den Feind ohne eigentliches Gefecht durch Flankenbedrohungen aus Romney und der Umgegend. Dennoch litten ſeine Truppen mehr wie der Feind, da ſie theils weniger gut bekleidet waren, theils, aus ſüdlichen Gegenden ſtammend, der Kälte weniger gewohnt waren. Sie mußten ihren Weg ſuchen durch die wüthenden Winterſtürme einer rauhen Waldgegend, oft bivouakirend ohne Stroh und Mäntel, kaum daß die Lagerfeuer aus naſſem Holze ihnen ein wenig Wärme ſpendeten. Mehr wie einmal fand die Ablöſung den Poſten erfroren. Dieſe Leiden wurden noch geſteigert durch ungenügende Verpflegung.

Der heldenmüthige Kämpfer von Bullsrun bewährte auch hier wieder ſeinen ſtählernen Willen und ſeine Energie. Wenige wohl hatten geglaubt, daß der ſtille, ruhige Profeſſor der Mathematik am Lexington Collegium Virginiens einſt ſolche glänzende Stellung würdig ausfüllen würde.

Die Federirten waren durch den Marſch Jackſons über Bath von ihrer Rückzugslinie ſowohl als ihren Unterſtützungen abgeſchnitten. Jackſon, dem es nicht wünſchenswerth erſchien, unnütz eine Schlacht zu wagen, wich jedem Rencontre mit größeren federirten Truppen aus, aber wie ein Horniſſen-Schwarm peinigte ſeine leichte Infanterie den Feind, ſo daß dieſer über den

Digitized by Google

Potomac zurückgehend, ganz Nordwest-Virginien räumte und in den wilden Bergthälern Oallands (Maryland) eine Defensivstellung einnahm, in der wir ihn lassen müssen, um uns nach Kentucky zu wenden.

Dort hatten wir Zollicoffer nach der siegreichen „wilden Katzenhetze" südlich von Harbourdville an den nördlichen Ausgängen des Cumberland-Passes verlassen. Diese Stellung bedrohte die federirten Streitkräfte Kentuckys stündlich mit einem Ueberfall, indem Zollicoffer zwei bei Jamestown gelegene Uebergänge des Cumberland-Passes besetzt und mit Erdwerken befestigt hatte.

Der eine dieser Punkte hieß Mill Springs und war auf dem Süduser des Cumberlandflusses gelegen, der fast von Osten—Westen einige Meilen nördlich der Tenessee-Grenze fließt.

Der andere Punkt, Beech Grove, war auf dem nördlichen Ufer gelegen.

Bei Mill Springs standen zwei Regimenter Infanterie, 500 Mann Kavallerie. Bei Beech Grove fünf Regimenter Infanterie, 12 Geschütze und 8 Mann Kavallerie.

Am 1. Januar traf der neue Commandeur für diesen Landestheil, General Crittenden, vom Richmonder Cabinet hierher beordert, ein.

Die Stellung der Confederirten war nicht vortheilhaft. Nimmt man die Karte zur Hand und erwägt, daß der General der Federirten, Buell, mit 54,000 Mann und 60 Geschützen nördlicher Truppen im December des verflossenen Jahres, also vor vielleicht 3 Wochen in der Gegend von Greensburg eingetroffen war, so sieht man, daß die kleine Truppe Crittenden's mit ihrer Stellung à cheval des breiten und tiefen Cumberland-Flusses stark gefährdet war; allerdings durfte Buell nicht direct auf ihn losgehen, denn in seiner rechten Flanke stand Polk mit ca. 15,000, in seiner linken Hardee mit ca. 12,000 Confederirten, bereit, sich auf ihn zu stürzen, sowie er sich zu weit vorwagte. Immerhin war Buell aber ein zu furchtbarer Gegner, als daß ein so kleines Häuflein ihm, so zu sagen, auf der Nase sitzen bleiben durfte. Eine strategische Tollkühnheit bestraft sich meistens nachdrücklicher, wie eine tactische; dies geschah auch hier.

Außerdem war aber auch in tactischer Beziehung der Lagerplatz nicht gut gewählt.

Die Confederirten waren ca. 5000 Mann stark, mit 10 Geschützen, außerdem hatten sie reiche Waffenvorräthe und Munition bei sich, um die ihnen ergebenen Elemente der Bevölkerung an sich ziehen zu können. Dazu gehörten 100 Stück neue Gewehre und allerhand Ausrüstungsgegenstände, die zusammen 100 vierspännige Wagen belasteten.

Das Detachement hatte hierdurch weit mehr die Eigenschaft einer starken Convoibedeckung, als eines agressiven Corps.

Dies erkannte der General auch dadurch an, daß er die Stellung mit Schanzen gesichert hatte, nur waren diese Verschanzungen für 5000 zu groß und der erwartete Zuwachs an Mannschaften blieb aus, da die federirten Truppen den größten Theil Kentuckys schon inne hatten.

Digitized by Google

Dazu kam, daß die Gegend vor dem Lager, auf den Feind zu, für ein Gefecht nicht günstig gelegen war, die Artillerie hatte kein Schußfeld, die Kavallerie keinen Raum zum Anreiten.

Am 17. Januar erhielt General Crittenden sichere Nachricht, daß zwei feindliche Colonnen von Somerset und Columbia aus unterwegs seien, um sein Doppellager von zwei Seiten anzugreifen. Die stärkere der beiden federirten Abtheilungen, unter dem später durch seine verunglückten Negererziehungs-Resultate bekannten General Thomas, bivouakirte nur 2½ Meile*) von Beech-Grove entfernt. Dieses Corps war 8000 Mann stark.

In einem eiligst zusammenberufenen Kriegsrath beschlossen Crittenden und Zollicoffer, 1000 Mann, darunter alle Kranken, im Lager zu lassen und mit dem Rest, ca. 4000 Mann, dem General Thomas entgegen zu gehen und ihn anzugreifen. Wenn auf den ersten Anblick diese Idee auch paradox erscheint, mit 4000 Mann seine Verschanzungen zu verlassen um 8000 Mann auf freiem Felde anzugreifen, so erscheinen die beiden confederirten Offiziere doch, bei näherer Betrachtung der Dinge, wie sie einmal, wenn auch theils durch ihre Schuld, lagen, gerechtfertigt. Warteten sie auf den Feind, so wurden sie in ihren Schanzen, die zu groß für ihre kleine Truppe waren, von Ueberzahl auf zwei Seiten angegriffen; wurde das Lager genommen, so fielen dem Feinde auch alle Vorräthe in die Hände.

So aber wurden die Vorräthe von der Lagerbesetzung vermittelst eines vorhandenen Transportdampfers und dreier Schleppschiffe auf das südliche Ufer gebracht und in der Richtung auf Monticello landeinwärts dirigirt, blieben also für den Fall eines Unglücks gesichert.

Den 4000 Mann aber blieb ebenfalls der Rückzug über den Cumberland bei Mill Springs gesichert, wenn sie geschlagen werden sollten.

Das Gefecht von Mill Springs.

In tiefem Schweigen, um Mitternacht begann der Marsch der Confederirten, die Brigade Zollicoffer hatte die Tete. Gegen Tagesanbruch, um ½7 Uhr etwa, stieß ihre Avantgarde, Tenessee-Reiter, auf die federirten Vorposten, die sich unter heftigem Feuer zurückzogen. Der Sonntag Morgen, es war der 19. Januar, war trübe und regnerisch. Den Regen im Gesicht, drang das 15. Mississippi-Regiment geschlossen vor, rannte die ganzen Vorpostendetachements über den Haufen und rollte die ersten beiden federirten Regimenter auf, die sich ihm entgegenstellten. Doch war der Feind schneller gesammelt, als die Confederirten geglaubt hatten, und das Mississippi-Regiment wurde in Front und Flanken wüthend angefallen. Doch stand es bewunderungswürdig fest, als es nicht mehr vorderingen konnte, und fügte dem Feinde durch sein ruhig aus einer — Entfernung kann man nicht sagen — Nähe von 12 Schritt abgegebenes Feuer so fürchterliche Verluste zu, daß das heranstürmende 2. Regiment der Brigade, das 15. Te-

*) Wir geben stets die Entfernung in geographischen Meilen 15=1° des Aequators.

Digitized by Google

neſſee-Regiment, faſt 50 Schritte weit im wahren Sinne des Wortes über die Leiber todter und ſterbender Feinde hinwegſchreiten mußte. Die Miſſiſippimen waren nämlich vorgedrungen ohne einen Schuß zu thun, hatten zwei halbgeſammelte feindliche Regimenter mit dem Bajonett über den Haufen gerannt und hatten dann das Feuer der anrückenden Reſerven nicht erwidert, da dieſe im Halbdunkel des grauenden Wintermorgens viel zu hoch ſchoſſen. Die Federirten, glaubend, das Regiment habe gar nicht geladen, wollten mit dem Bajonett angreifen, als ſie auf ganz nahe Diſtanz das Feuer der Conföderirten erhielten.

Der Choc der beiden Regimenter trieb die federirten Regimenter zurück, deren Gros auf einem Plateau lagerte. An der Krete des Abhanges kam das Gefecht zum Stehen, da die federirte Artillerie durch ihr Feuer die ſüdlichen Regimenter immer wieder zurücktrieb, ſo oft ſie auch vorzudringen verſuchte. Ebenſo wurde die attakirende Teneſſee-Cavallerie zurückgeworfen. Der General Zollicoffer war an der Tete des Teneſſee-Infanterieregiments (Oberſt Battle) bis an den Rand des Plateau vorgedrungen. Daſſelbe war hier mit weitſtändigem Stammholz beſtanden, das von dem Regiment des federirten Oberſt Frey vertheidigt wurde. Ein Adjutant Zollicoffer's feuerte auf dieſen, traf aber nur das Pferd; der federirte Oberſt ſchoß mehrere Läufe ſeines Revolvers auf die conföderirten Offiziere ab und ein Geſchoß traf den General Zollicoffer mitten in die linke Bruſt, ſo daß er lautlos aus dem Sattel ſtürzte und auf der Stelle ſtarb.

Die Nachricht durcheilte die Glieder der Truppen und äußerte ſich in einer dumpfen Muthloſigkeit, denn kein Name war in Teneſſee und Alabama damals beliebter als Zollicoffers. Vergebens jagte der General Crittenden herbei und feuerte die Truppen an, den Tod ihres Führers zu rächen. Zwar gingen ſie mit rachſüchtiger, ſtiller Wuth vor gegen den Feind, aber ſie ſuchten eben nur ihrer Wuth in einem Ringen Mann gegen Mann Ausdruck zu geben. Sie warfen ſich blindlings mit gefälltem Bajonett auf die nächſten Colonnen, waren aber nicht wieder zu ſammeln und wurden von der Ueberzahl in einzelnen kleinen Trupps den Abhang wieder hinuntergetrieben.

Nach einem Gefecht von 3½ Stunde gab Crittenden das Zeichen zum Rückzuge. Der Feind, durch das ſo ſehr blutige Gefecht erſchreckt, folgte nur ſehr vorſichtig. Am Nachmittag erreichten die Conföderirten ihr verſchanztes Lager bei Beech Grove mit einem Verluſt von ca. 500 Mann. Die Brigade Zollicoffer's war furchtbar zugerichtet. Das 15. Miſſiſippi-Regiment war 440 Mann ſtark ausgerückt und 198 Mann fehlten beim Abend-Apell.

Faſt während der Nacht kam die Avantgarde des General Thomas vor dem Lager an. Die Conföderirten waren aber auf der Hut und empfingen den Feind mit lebhaftem Geſchützfeuer. Während dies durch die zurückgebliebene Lagerbeſetzung ausgeführt wurde, ſetzten die zum Tode erſchöpften und durch des geliebten Führers Tod niedergedrückten Truppen ſtill und traurig auf das ſüdliche Ufer des Fluſſes über. Gegen Morgen folgten die

Digitized by Google

Geschütze und mit Sonnenaufgang dampfte der Steamer mit den zuletzt eingezogenen Vorposten über den Strom.

Glücklicherweise waren die von Somerset her angemeldeten Federirten nicht eingetroffen und als die Avantgarde des General Thomas sich den Schanzen vorsichtig näherte — war das Nest leer!

Die aufgegebene Position und der Verlust an Mannschaften war hierbei das geringere Unglück und war auch bei der allgemeinen Sachlage kaum zu vermeiden; weit schwerer wog der Tod des General Zollicoffer, der, nach übereinstimmenden Berichten, eine im Staate Tenessee eben so beliebte als einflußreiche Persönlichkeit war. Weniger durch seine militärische Begabung, obwohl ein tüchtiger Detachementsführer, als durch seinen Einfluß außer dem Schlachtfelde hatte er dem Richmonder Gouvernement bedeutende Dienste geleistet und ein böser Zufall machte auch in der That seinen Tod zu einem Wendepunkt in den Geschicken der Confederation auf diesem Kriegsschauplatze.

General Crittenden erreichte Monticello nach einem zweitägigen Marsch, fast zur selben Zeit, wo die federirte Brigade, welche am 19. sich hatte mit General Thomas vereinigen wollen, endlich den Cumberlandfluß erreichte. Es war General Schöpf, uns bekannt von der wilden Katzenjagd — er ritt über Zollicoffer's Grab!

Im Allgemeinen nahm man's kaltblütig mit dieser Schlappe der Confederation, aber es war ein Wirbelwind, aus dem ein Orkan wurde! Buell, der dem Washington-Cabinet zu vorsichtig nach seinen Flanken sieht, wird abcommandirt und ein anderer General erhält den Befehl über die 54,000 Yankees mit den 60 Geschützen. Und wenn's nur noch Yankees gewesen wären! ruft schmerzlich unser Gewährsmann. Nein, es waren lauter Männer aus dem Westen, federirt gesonnene Kentuckyer, Ohio- Indiana- und Michigan-Freiwillige, und der neue General war Ulysses Grant!

Ein Name, der noch einen unheimlichen Klang im Süden erhalten sollte.

In Richmond hatte man dies Unwetter heranziehen sehen und ihm entgegengestellt, was man zusammenraffen und entbehren konnte an Mannschaften in Virginia.

Da kam General Floyd mit seiner Brigade, den wir im Herbst 1861 an der Gauley-Brücke mit Wise zusammen, oder vielmehr von Wise im Stich gelassen — haben für den District Kanawha kämpfen sehen, es kamen mit die Tenessee- und Kentucky-Regimenter, welche noch sonst dort gewesen, und die man nun zur Vertheidigung der Heimath hierherfandte. Dazu die 8000 Zollicoffer's, die jetzt Crittenden führte. Neue Regimenter aus Mississippi traten hinzu. Als Oberbefehlshaber kam General Albert Sidney Johnston, der Winchestermann von Bullsrun.

Er hatte 23,000 Mann mit 40 Geschützen. Wäre genug gewesen gegen Buell, reichte aber nicht aus gegen Ulysses Grant, den umgekehrten Ulysses von Troja! — Er handelte viel und gut — sprach wenig und

Digitized by Google

schlecht. Hat auch hoffentlich ein Eheweib wie Penelope, weiß freilich nichts davon!

Johnston, der Winchestermann, steht mit seinen 23,000 eng concentrirt zu Bowlinggreen in Kentucky, im Herzen des westlichen Theiles vom Staat, an dem Knotenpunkt der wichtigsten Bahnen. War auch nicht zu entfernt von Polk dem Steger von Belmont; der liegt noch immer in seinem Lager von Columbus, à cheval des Mississippi — weiß der gütige Leser!

Seit dem Januar schon schiebt sich der umgekehrte Ulysses herunter von Louisville mit seinen 54,000 langsam, wenig redend und viel denkend, hat vor sich die kleinen Detachements, die wir bei Müll Springs und Beech Grove sahen — armer Zollicoffer — kommt aber selbst nur langsam, über Elizabethtown, Nolin, den Bacon, nach Munfordsville, immer die Südbahn entlang gerade auf Johnston zu. Seine Avantgarde war naseweis und lief nach Woodsonville hinein ohne sich umzusehen — da — von rechts und links eine Salve aus Häusern und Scheunen: with a wild yell — stürzt ein Regiment Texas Rangers unter ihrem Obersten Terry auf die Federirten, jagen sie schneller zum Städtlein hinaus als sie hereinkamen. Nur funfzig gingen nicht wieder heraus — wurden dort begraben! Ulysses war vermuthlich ärgerlich, sagte aber nichts, sondern schickte das naseweise Regiment zurück zum Escortiren des Terrains auf 4 Wochen! Als die Federirten das Städtlein wieder angreifen wollten — waren die leichtfüßigen Rangers schon weit fort, kommen aber später noch wieder!

Da bleibt Ulysses stehen 4 Wochen lang — allgemeines Erstaunen, wüthendes Schimpfen der nördlichen Journale: Unthätigkeit ꝛc. — Ulysses sagt nichts, denkt auch vermuthlich nichts Besonders über den tintenspritzenden Zorn, sondern — hat seinen guten Grund zum Warten.

Die Stellung der Confederirten bei Bowling Green war gut gewählt, — der Winchestermann versteht sein Handwerk — und war auch nicht der Mann: ungebeten das Local zu verlassen. — Grant aber ließ ihm schon eine dringende Einladung vorbereiten. Der General Buell — wegen Flankenbesorgnisse — war zurückkommandirt nach Paducah an die Mündung des Tenessee in den Ohio, nicht weit von Cairo, dem Hauptquartier Grants seit Eröffnung des Feldzuges. Dort rüstete er eine starke Flottille von Flußkanonenbooten aus und zwar in der Absicht, damit die beiden Ströme, den Tenessee und den Cumberland, aufzuschließen.

Der Tenesseestrom ist von nicht geringer Wichtigkeit, von seiner Mündung an ist er 70 Meilen aufwärts noch schiffbar, durchströmt den nach ihm benannten Staat, und in einem tief nach Süden reichenden Bogen auch den Staat Alabama; ist für Krieg und Frieden eine Hauptader des Staatslebens.

Der Cumberland ist kleiner, aber doch auch bis kurz vor Nashville der Hauptstadt Tenessee's schiffbar, so daß auf diesem Wege die bei Bowlinggreen befindliche Stellung vollständig durch gepanzerte Kanonenboote zu umgehen ist.

Digitized by Google

Alles dies war dem Richmonder nicht unbekannt, und dies hatte eine Summe von 500,000 Dollars ausgeworfen für die Befestigung beider Flüsse. Das Marine-Departement stand unter einem Mr. Mallory aus Florida, armes Geschöpf du, dem sein Amt über den Kopf wuchs. Warst du doch so brouillirt mit deiner Geographie, daß dein Pro Memoria für die Fluß-Vertheidigung Kentucky's mit erschütterndem Gelächter im Sitzungshause des Senates von Richmond aufgenommen wurde. War ein gutwilliger aber — dummer Alligator, dieser Mr. Mallory; vornehm und reich — hatten Rücksichten den Präsidenten bestimmt, ihm diesen Posten zu geben. Rücksichten! Wären weniger von Jefferson Davis genommen worden — hätte er weniger nehmen können! — Werden die Spuren dieses alligatorischen Süßwasser-Marineministers noch unterschiedliche Male kreuzen, in diesem Feldzuge! — Also was hatte der Alligator gemacht mit diesen 500,000 Dollars? „but nothing!" ruft mein südlicher Freund ärgerlich. — Von Veruntreuung ist nie, auch durch die Feinde des Alligators nicht, gesprochen, war ein redliches Amphibium — aber wem Gott ein Amt giebt, dem giebt er nicht immer auch Verstand.

Kurz es befanden sich auf beiden Flüssen da zwei friedfertige, gichtbrüchige Forts, an dem Tenessee lag Fort Henry, am Cumberland das Fort Donelson.

Fort Henry liegt dort, wo der Fluß die Grenze zwischen Tenessee und Kentucky durchschneidet, an dem östlichen Ufer, ca. 15 Meilen oberhalb der Mündung des Flusses in den Ohio.

Dasselbe war zur Zeit mit 10 Geschützen, dabei 4 gezogene Parrot 15pfünder, 6 glatte sechszöllige, also dem 24pfunder entsprechende Geschütze vertheidigt. Die Besetzung wurde gebildet durch:

1 Comp. leichte Artillerie, Lieut. Culbertson (Linientruppen)	—	70 Mann.
1 Comp. Artillerie, Freiwillige, Hauptmann Jesse Taylor	—	60 "
10. Tenessee-Regiment, frische Freiwillige, Colonel Hyman	—	800 "
21. Mississippi-Regiment, Freiwillige, Colonel Drake	— — —	400 "
2. Alabama-Regiment, Freiwillige, Colonel Hudge	— — — —	500 "
2. Tenessee-Freiwillige-Cavallerie-Regmt., Lieut.-Col. Gantl.	—	300 "
	Summa	2100 Mann.

Also 75 Mann reguläre Artilleristen, sonst nur Freiwillige waren zur Vertheidigung des Forts designirt, welches dem Feind den Wasserweg ins Herz des Südens schloß. Armer Florida Alligator! — Er wußte es nicht besser. Eine derartige Aufgabe ist selbst für alte Linientruppen nicht leicht, denn sie muß auf ganz anderm Wege gelöst werden, als durch zähe Tapferkeit und Aufopferung. Eigenschaften, welche die Besatzung des Forts später bei Donelson, wo wir sie wiederfinden werden, aufs Glänzendste an den Tag legte. Hier aber fingen sie falsch an, oder vielmehr ihr Commandant ein General Tilghman.

Dieser hatte nur die 75 Mann zur Geschützbedienung im Fort, der

Digitized by Google

Reſt von ca. 2000 Mann bivouakirten ungefähr 1500 Schritt oberhalb des Forts am Ufer.

Am 3. Januar 1862 kam, wie häufig in dieſer Jahreszeit, Hochwaſſer, machte Fort Henry mit ſeinen 75 Mann zur Inſel und trennte es abſolut von den 2000 Mann, die eigentlich ſeine Beſatzung bilden ſollten.

Am Abend ſpät brachten Spione die ſichere Nachricht, von Paducah her komme Buell mit ca. 8000 Mann und ſechs Panzerkanonenbooten, um das Fort anzugreifen.

Nun ſind 2000 brave Burſchen hinter gut armirten Befeſtigungen und gut verproviantirt in gar keiner ſo üblen Lage, beſonders wenn ſie wiſſen drei Märſche von ihnen ſteht der Wincheſtermann mit 23,000.

Dort aber ſaßen die 2000 auf naſſem freien Felde, und das Fort war weder gut armirt noch verproviantirt, und ſie konnten auch nicht hinein, da der Teneſſeefluß gar keine Neigung zeigte, zu fallen.

Druck von A. Paul & Co. in Berlin, Kronenſtraße 31.

Digitized by Google

Der Theatinerorden.

Es gab Zeiten, und es finden sich auch bei uns die Gelegenheiten, wo erkennbarer denn sonst hervortritt ein Widerstreit weltlichen und kirchlichen Sinnes. Gerade aber diese Epochen sind es, in denen die Begeisterung für opferfähige christliche Liebe erhöhte Bedeutung gewinnt.

Ganz kürzlich anerkannten sogar moslemitische Großwürdenträger die hingebungsvolle Thätigkeit der „barmherzigen Schwestern" und der Diaconissen — inmitten einer verheerenden Seuche.*)

In dem Folgenden wollen wir von einer Congregation berichten, die, hervorgerufen durch ernsten kirchlichen Reformeifer, hülfreich und trostbringend sich bewährte in schwerer Zeit und fernen Landen.

Parallel der in Deutschland durch Luther zur That gewordenen Verurtheilung der unlauteren Richtung, welche das clericale Wesen genommen, trat auch in Rom bei mehreren ausgezeichneten, einander gleichgesinnten Männern das Erkenntniß hervor von der Nothwendigkeit einer Erneuerung der Lehre und des Glaubens. Zu diesen Männern gehörten: 1) Johann Peter Caraffa, von Geburt ein vornehmer Neapolitaner, der sich lange in Spanien und den Niederlanden aufgehalten; 2) Cajetan (Gaetano) di Thiene. Ersterer, ein lebhafter Eiferer, dessen Herz nur im Umgang mit himmlischen Dingen Ruhe fand; Letzterer, begeistert für eine geräuschlos vorschreitende Reform, eine friedliebende und wortkarge Persönlichkeit. Beide Charaktere begegneten und ergänzten sich in ihrem Verlangen nach Zurückgezogenheit und in der Neigung nach geistlicher Thätigkeit. Peter Caraffa wurde die Seele eines neuen, mehr priesterlichen als mönchischen Ordens, dessen Fundamentaltendenz: Besserung des Clerus und Beschaulichkeit.

Wir haben somit die Bekanntschaft der beiden Begründer des Theatinerordens gemacht. Wir wollen jetzt unseren Blick auf die Umstände und Uebelstände richten, denen jene Zwei — als die thatkräftigsten unter den römischen Reformmännern — entgegen zu treten sich gedrungen fühlten.

Seit Papst Alexander VI. hatte sich der Clerus Italiens systematisch

*) Ehedem brachte Fanatismus und kriegerischer Thatendrang Noth und Gefahr aus dem Türkenreich über Deutschland. Jetzt begnügt sich jener Glaubenseifer mit massenhaften Zügen nach Mekka, und die vormals furchtbare Unternehmungslust hat Platz gemacht einer verächtlichen Freude am Nichsthun, nebst einer das Aerar sowohl wie das Gemeinwohl schädigenden Gewinnsucht. — Die Entstehungsursachen der neuesten Choleraepedemien, bei der Pilgerfahrt 1864, sind in der wissenschaftlichen Beilage der Augsb. Allg. Ztg. ausführlich dargethan. Man wird die Moslems total unter europäische Sanitäts-Polizeiaufsicht stellen müssen. Si vis pacem, para bellum.

Digitized by Google

verweltlicht. Julius II. war zwar nicht so lasterhaft wie sein Vorgänger, aber mehr Kriegsfürst als Kirchenfürst. In Helm und Harnisch konnte man ihn vor den Truppen sehen. Leo X. verfuhr nicht so willkürlich wie Julius II. und ergab sich nicht den Ausschweifungen wie Alexander VI.; jedoch auch er — der Kunst und der Genußsucht sich zuwendend — führte keinen geistlichen Wandel. Ein Gesandtschaftsbericht stellt nicht in Abrede, daß Leo religiös gewesen sei, setzt aber hinzu: „doch er will leben".

„Leben und leben lassen", so lautete die Parole am römischen Hofe. Den Ablaßhandel rechtfertigte das Dictum: „Gott will nicht des Sünders Tod, sondern daß er lebe und — bezahle". Natürlich mußten dergleichen Anschauungen die weitreichendsten und schlimmsten Folgen erzeugen. Das gemeine Volk verfiel in Aberglauben und Werkheiligkeit, die höheren Stände in Antireligiosität. Das Ansehen des Clerus mußte in Mißachtung übergehen, wenn man sah, wie bei Ernennung zum Cardinal nicht Würdigkeit, sondern Gunst entschied, und wie die Nepoten ihr Amt nur als Pfründe betrachteten; denn sie verzichteten wohl auf das Bisthum, die Einkünfte aber behielten sie sich größtentheils vor. Die Pflichten des Kirchensprengels übernahm dann ein Amtsverweser; der billigste schien hierzu der geeignetste. So geschah es denn, daß Bettelmönche die Bisthümer und Pfarrereien verwalteten.

Kein Wunder, wenn Luther voll sittlicher Entrüstung aus Rom zurückkehrt und mit mannhaftem Eifer gegen den Ablaßhandel seine Stimme erhebt.

Wir übergehen, warum die unmittelbaren Nachfolger Leo's X. Nichts vermochten und Nichts leisteten hinsichtlich der hochnothwendigen Reform an Haupt und Gliedern. Erst Paul IV., nachdem auch er als oberster Bischof, der zugleich Landesherr, dem Contrast weltlicher und kirchlicher Interessen unterlegen, gab den Zeitgenossen das neue Schauspiel eines Papstes ohne Nepoten, und widmete sich ausschließlich der kirchlichen Restauration. Aber „zu spät!"

Dieser Paul IV., 79 Jahr alt 1555 auf den Stuhl Petri gelangt, ist Niemand anders als unser Caraffa, der Stifter des Theatinerordens, zu dem wir nun wieder zurückkehren. Caraffa besaß (diesen Ausdruck müssen wir, im Sinne jener Zeit, betonen) das Bisthum Chieti und das Erzbisthum Brindisi. Er verzichtete auf Beide. Ungern vernahm der Papst diese Abdicirung. Er versagte es lange Zeit „einem so guten Hirten, seine Heerde zu verlassen". Endlich mußte er Caraffa's gewaltigem Drängen nachgeben. Auch Gaetano, der uns bekannte Gesinnungsgenosse des Caraffa, entäußerte sich seiner hohen Pfründe. Beide legten 1524, in Gemeinschaft mit zwei intimen Freunden — Paul Consiglieri und Bonifacius v. Colle — feierlich die drei Mönchsgelübde ab. Man beschloß, einen Superior zu wählen, der diese Würde nur 3 Jahre bekleiden solle und Diejenigen in die Stiftung aufzunehmen, welche sich zum Anschluß melden würden. Den Entwurf der Ordensregeln behielten sich die Ordensstifter vor.

Im Cardinalscollegium wurden anfangs einige Einwendungen gemacht

Digitized by Google

gegen diesen neuen Orden. Er sei, so hieß es, ohne Lebensfähigkeit, weil er weder Capitalien besitze, noch sichere Einkünfte. (Man befand sich, wie wir wissen, inmitten einer sehr geldsüchtigen und extrem lebenslustigen Zeit.) Große Verwunderung erregte es, daß der Orden sich anheischig machte, Nichts zu erbitten, blos auf das wartend, was die Vorsehung etwa sende. Caraffa und Gaetano entgegneten, daß wenn man eine gleichförmig besitzlose Lebensart einführe, so folge man hierin dem Beispiele der Apostel. Dies entschied. Der Orden wurde noch im Jahre 1524 bestätigt und Caraffa als dessen Superior anerkannt. Der Papst verlieh ihm den Titel eines Bischofs von Theate. Dieser Umstand veranlaßte und erklärt die Bezeichnung: „Theatinerorden".

Das Almosen-Erwarten konnte dem neuen Orden nicht schwer fallen, weil seine ersten Mitglieder Alles, was sie besaßen, der gemeinsamen Sache darbrachten und außerdem auf die Spenden begüterter Anverwandter und vornehmer Gönner rechnen konnten. Die Theatinercongregation gestaltete sich nämlich gleich in ihren ersten Anfängen zu einer geistlichen Adelsgenossenschaft.

Die Ordensbegründer bezogen ein Haus auf dem Monte Pincio (in Rom), welches bisher Einem unter ihnen gehört hatte. Hier lebten sie, umgeben von tiefer Einsamkeit, in Armuth, geistlichen Uebungen und dem Studium der Evangelien sich widmend. In die Stadt gingen sie nur, um zu predigen, die Sacramente zu verwalten und den Kranken Beistand zu leisten. Die Erscheinung eines Priesters auf der Kanzel gehörte damals in Italien zu den Seltenheiten. (Zumeist fungirten ja, wie wir wissen, die Bettelmönche statt der Priester.) Hierzu kam Caraffa's hinreißende Redebegabtheit. Er zuerst war es auch, welcher als Theatiner, eingedenk der dem Priester überkommenen, aber (wir sind versucht, zu glauben) unbräuchlich gewordenen Sonderpflicht, die Kranken in ihren Wohnungen aufsuchte, die Sterbenden mit den Tröstungen der Religion versah und die Missethäter zur Richtstätte begleitete.

Die nachmalige Villa Medici, das Profeßhaus der Theatiner, diente also zum Ausgangspunkt einer innern Missions-Thätigkeit. Späterhin übernahmen es die Theatiner, auch in fernen Landen das Evangelium zu verkünden. Die ursprüngliche Absicht, ein Ordensseminar einzurichten, verwirklichte sich in der Folgezeit der Art, daß der Theatinerorden zu einem Seminar für Bischöfe wurde.

Als die Genossenschaft auf zwölf Mitglieder angewachsen war, stellte Caraffa die Ordenssatzungen fest. Die ersten Jahre der Theatinerarbeit in Rom fallen in friedliche Zeiten. Man bemühte sich, bei der Geistlichkeit den Sinn für vollkommene Armuth zu wecken (ein schweres Pensum), man erstrebte Wiederherstellung des Gottesdienstes und der äußerlichen Ceremonien, so wie den öfteren Gebrauch der Sacramente der Buße und des heiligen Abendmahls; man suchte die Verkündigung des Gotteswortes zu reinigen von unheiligen Reden und lächerlichen Mährchen. — Während der Erstürmung und Plünderung Roms durch die spanische und deutsche Solda-

Digitized by Google

teska, 1527, benahmen sich die Theatiner heldenmüthig. Nicht mit gewaffneter Hand, sondern mit eindringlichen Bitten und ernsten Drohungen traten sie den rohen Kriegsknechten entgegen. Liebevoll nahmen sie sich der Verwundeten an; treulich standen sie an der Seite der Sterbenden; unabläßig trösteten sie die große Zahl der ihrer Kinder oder ihrer Habe Beraubten. Eine solche Hingebung war zu außergewöhnlich, als daß deren Vollbringer nicht bei den Besiegern Roms ein Gegenstand besonderer Aufmerksamkeit wurden. Aber welche Aufmerksamkeit! — Vormals waren Gaetano und Caraffa reich gewesen. Beutelustige Söldner, welche jene Beiden von früher her kannten, namentlich die Spanier, welche den Caraffa ehedem im Ueberfluß hatten leben sehen, wollten das Ordenshaus plündern. Als dieselben aber hier Nichts fanden, quälten sie die Ordensmänner. Indeß auch das Gefängniß, welches man ihnen auferlegte, blieb fruchtlos. Nachdem die Theatiner aus der Haft entlassen waren, sahen sie sich außer Stande, an dem Kriegselend in Rom Etwas zu ändern. Sie flüchteten nach dem Hafen; Jeder sein Brevier unter dem Arm, und gekleidet in ein schlechtes Gewand. (Eine bestimmte Ordenstracht war bisher noch nicht eingeführt). Der Generalproveditor der venetianischen Galeeren gab Befehl, die Entflohenen sicher zu Schiff nach Venedig zu bringen. Hier fand der Orden, so zu sagen, seinen zweiten Ursprung.

Statt Caraffa, dessen Superiors-Triennium abgelaufen, übernahm Gaetano, nach einigem Widerstreben, der Wahl gemäß, das Ordensregiment. Unter ihm erwarben sich die Theatiner neue Ehren, durch fleißigen Hospitalbesuch, durch Todesverachtung während einer großen Pestzeit und großen Eifer bei einer Hungersnoth.

Nicht nur die eigenen Leistungen, sondern auch die von der Theatinerordenscorporation und speciell von Caraffa ausgehenden Anregungen machen grade diesen Orden eines dauernden Andenkens werth. Ein venetianischer Nobile, einem Caraffa und einem Gaetano gleichartig in edlem Eifer für Kranke und Verlassene, erwarb sich große Verdienste um viele durch Krieg, Hungersnoth und Epidemie in Oberitalien verwaiste Kinder. Er widmete sich ihnen ausschließlich, und gründete auch mehrere Spitäler. Ferner sei angemerkt, daß sich Loyola in Venedig, gelegentlich seiner zweiten Pilgerreise nach Jerusalem, eng an Caraffa anschloß und in den Spitälern diente, welche Caraffa beaufsichtigte und in denen er seine Novizen übte. Es heißt zwar, das Bündniß habe nicht lange gewährt, Loyola aber nahm einen tiefen Eindruck von den Theatinern mit sich, und ist wohl hierdurch wesentlich in seinen Ordensstiftungsabsichten bestärkt worden.

Gaetano starb 1547, Paul Consiglieri 1557, Bonifacius 1558. Dem vierten der Ur-Theatiner war noch ein besonderes Schicksal vorbehalten. Caraffa trat, ohne vorher befragt worden zu sein, auf Befehl Pauls III., in das Cardinalscollegium; 1536. Nichts desto weniger blieb er dem Orden treu. Zunächst suchte er ihm seinen Sitz in Rom zu verschaffen (mußte aber die Erfüllung seines Wunsches vertagen). Sodann gab er dem Orden eine vom Papst sanctionirte aristokratische Verfassung, der zufolge alle Ge-

Digitized by Google

walt in den Händen der Capitelsmitglieder lag; ihre Mehrheitsbeschlüsse hatten bindende Kraft*). — 1549 erfolgte Caraffa's Inthronisirung als Erzbischof von Neapel; 1555 gelangte er zur papalen Macht. Jetzt übersiedelte der Theatinerconvent nach Rom. Die Congregationshäuser in Neapel, Venedig und Rom erhielten Superioren.

Characteristisch für den als strengsten aller Cardinäle bezeichneten Theatiner ist es, daß derselbe am Tage seiner Krönung, als Paul IV., mehrere Bullen ausfertigt, strengere Kloster- und Ordensdisciplin betreffend. Nur kurze Zeit und vergebens entwickelte dieser Papst eine den Umständen angemessene, kraftvolle Würde. Jedenfalls zählt er zu den Beachtenswerthesten unter den Großen dieser Erde.

Obschon der Theatinerorden durch Papst Paul's IV. Ableben, 1559 (den 18. August), eine starke Säule verlor, gedieh er noch weiter, innerhalb Italiens und außerhalb. Cardinal Mazarin siedelte ihn in Paris an, gegenüber dem Louvre, 1644, und vermachte ihm eine bedeutende Summe zum Bau eines Gotteshauses. In Mingrelien begründete der Orden 1627 eine Niederlassung. Der Kirche gab er viele Cardinäle, eine große Zahl Erzbischöfe und Bischöfe, gelehrte Theologen und apostolische Männer. Cardinal Thomassi, gestorben 1712, berühmt wegen seiner Gelehrsamkeit, ist eine Theatiner-Koryphäe. Sein Haus in Rom wurde eine Zufluchtsstätte der Armen. Man weiß, daß dieser Cardinal innerhalb sechs Monaten (wahrscheinlich während einer Nothzeit) 4000 Goldthaler als Almosen vertheilte. Thomassi erneuerte für die Cardinäle die alte Kirchenzucht. Er selbst predigte alle Sonntage und machte es sich zur Ehrensache, dem geringen Volk Religion zu lehren.

Ueber die gegenwärtige Verfassung, Verbreitung und Wirksamkeit des Theatinerordens hat Schreiber dieses, trotz mehrfacher Bemühungen, keine genügende Auskunft erlangen können. Für den vorliegenden Zweck erscheint uns die heutige Beschaffenheit des Ordens als Nebensache. Es kam darauf an, darzuthun, wie gerade der Theatinerorden, in's Leben gerufen durch die Verirrungen einer von materiellen Interessen beherrschten Zeit, ein wackerer Streiter für das Reich Gottes gewesen ist und ebenmäßig ein selbstloser Freund der Kummerbeladenen und der Schmerzensdulder. Wenn wir wissen, daß die Theatiner Pestkranke bedienten und sich der Verbrecher in der Todesstunde annahmen, so haben wir hierbei übrigens zu berücksichtigen, daß diese Ordensmänner (laut Statuten) altadeligen Geschlechtern angehörten und somit durch ihr Herabsteigen in das Bereich der Verlassensten und Verworfensten, eine großgeartete Hingebung bekundeten; eine Hingebung, welche den ritterlichen Sinn wahrhafter Christen exemplificirt und die in edelster Nächstenliebe Gleichheit und Brüderlichkeit aller Standgeborenen recht augenfällig anerkennt.

Die religiösen Orden entstanden zumeist in einer Zeit, wo der Associa-

*) Diese Ordensregierung währte bis zu der vom Papst Sixtus V. anbefohlenen Wahl eines Ordensgenerals (1588), welcher fortan alleiniger Gewalthaber, wie bei den andern Orden.

Digitized by Google

tionsgeist — wie man zu sagen pflegt — in der Luft lag. Auch die Gegenwart erzeugt allerhand Vereine; aber sie sind fast immer weltlichen Zielen zugewendet. Vorherrschend ist bei ihnen die Tendenz, dem Theilnehmer pecuniäre Vortheile oder andere irdische Freuden zu bieten, je mehr desto besser*). Unser sociales Leben krankt an einer Epidemie: Jeder will über seine Verhältnisse leben. Daher denn das Streben, sich die Annehmlichkeit eines höheren Lebensgenusses, die Befriedigung höherer Lebensansprüche auf dem Wege der Association zu verschaffen. Allen Respect und guten Erfolg: der *versittlichenden* Selbsthülfe**). Aber gar oft befaßt sich das Vereinswesen unserer Tage mit unlauteren Absichten und mit Dingen, die nicht im Geringsten zur Sache gehören.

Es sei uns gestattet, beiläufig auf ein absonderliches Product der zur Zeit gang und gäben Vergnügungssucht hinzuweisen. Der Vereinsmanie analog, zeigt sich ganz neuerdings die auffällige Bereitwilligkeit, resp. Hast, für *solche* Männer ein Denkmal zu stiften, welche das liebe Publikum *amüsirt* haben***). Andererseits ist die Masse gern geneigt, Diejenigen zu verunglimpfen oder todt zu schweigen, welche ihr ernst die Wahrheit sagen, d. h. das liebe Publikum *ennuyiren*. Diese Ovation läßt man wohl mit besonderem Behagen stattfinden, wenn ein Adeliger „unbequem" wird.

Unser Jahrhundert dürfte in der Kirchengeschichte wahrscheinlich *seinen* Platz neben dem 16. Jahrhundert einnehmen, wegen der *Sondergeartetheit* und Mannichfaltigkeit seiner religiösen Gestaltungen. — Errare humanum est. — Die Nachwelt aber wird ein ganz apartes Gedächtniß den Pionieren der Zukunftsreligion aufbehalten, d. i. denjenigen dunkelen Ehrenmännern, welche ihren Zeitgenossen eine religionslose Aera anzubahnen bemüht sind, sei es durch erbauliche und beschauliche Journale oder fulminante Reden zu Ehren des „denkenden Menschengeistes", sei es durch obscöne Romane oder frivole Theaterstücke.

> Kürzlich expectorirte sich ein solcher Volksbeglücker gar kurrig in einer illustrirten Wochenschrift über die „Erlösung der Menschenseelen aus tausendjähriger Verdummung und Abergläubigkeit" — mittelst *naturwissenschaftlicher* **Aufklärung.** So sprach er — ein großes Wort —, ein „vom Bewußtsein des Weltberufes durchdrungener" Naturwissenschaftler.

Je krasser die antireligiösen Verwirrungen hervortreten, desto entschiedener muß Jedweder, der festhält an dem Glauben der Väter, *derartige* Gebahrungen (wie die oben citirte eine ist) bemitleiden, aber gleichzeitig als gemeingefährlich brandmarken.

Gewisse „auf der Höhe der Zeit" stehende Freiheits- und Gleichgültig-

*) Beruht doch ein gewisses Witzblatt auf einem corporativen Verbande sprüchwörtlich gewordener „Gelehrter".

**) Recht wünschenswerth möchten zahlreich entstehende Antiluxus-Vereine sein.

***) Man wird ehestens für gut befinden, irgend einem beliebten Komiker eines Possentheaters schon bei Lebzeiten monumentale Ehren zu erweisen.

Digitized by Google

keitsschwärmer werden, als Mandatare des „Genius der Menschheit", die Existenz religiöser Corporationen für einen mittelalterlichen Greuel erachten.

Allerdings sind solche Klöster und Orden, die blos faule Bäuche machen, Nichts nütze. Man kann sie nur als verdorrte Aeste, nicht als Blüthen des kirchlichen Wesens ansehen. Jedoch die in mehr oder minder festem Verbande als Samariter oder Missionäre thätigen Menschenfreunde dürften doch wohl de facto etwas Zeitgemäßes sein; denn trotz aller sogenannten Volksbeglücker und Aufklärer, trotz aller Associations- und Versicherungsvorkehrungen, bleibt die Jetztzeit außerordentlich reich an tiefen Leiden und höchst fruchtbar in Consequenzen des glänzenden Elends. Man bedarf daher dienender Brüder und dienender Schwestern, welche Barmherzigkeit üben, um der Barmherzigkeit willen, die uns Allen widerfahren ist.

Lebensfähig und nützlich wird jede religiöse Corporation sein und bleiben, die sich nicht durch weltliche Anreizungen irre leiten läßt, vorsichtig Alles vermeidet, was nicht stricte ihres Amtes ist, aber um so fester die ursprüngliche geistige Substanz (den esprit de corps) ihrer Institution aufrecht erhält.

Die Zeiten und deren Bedürfnisse ändern sich. Das Irdische vergeht, das Himmlische besteht.

Hupfeld und seine Gegner.

Als die evangelische Kirchenzeitung die Halle'schen Professoren Wegscheider und Gesenius in der Mitte der zwanziger Jahre denunzirte wegen rationalistischer Extravaganzen, durchzog die ganze theologische Welt eine Aufregung, wie sie nur zur Zeit war, als David Strauß sein Leben Jesu herausgab. Ein neuer ähnlicher Fall liegt auch heut wieder vor, der aber diesmal vor einem größeren Publikum verhandelt wird, nämlich die Verklagung der Halle'schen Professoren Hupfeld und Riehm, durch eine an das Cultus-Ministerium gerichtete Adresse Westphälischer Geistlichen, worin sie bitten um eine anderweitige Besetzung des von diesen Professoren besetzten Lehrstuhles der alttestamentlichen Exegese. Sie haben nämlich, dahin geht die Anklage der Adresse, durch ihre rationalistische Willkür bei Auslegung der alttestamentlichen Schriften den evangelischen Grund, die Autorität der Bibel verletzt und erzögen die ihrem Unterricht anvertrauten Studenten zu einer gleichen Rücksichtslosigkeit gegen die symbolisch fixirte evangelische Lehre an der Schrift, weshalb eine große Gefahr für alle künftigen Diener der Kirche drohe, die in Halle bei diesen akademischen Lehrern hören müßten, die nur durch Beseitigung derselben gehoben werden könne. Dieser Erklärung ent-

Digitized by Google

gegen haben Hupfeld und Riehm eine Erwiederung von sich gegeben des Inhalts, daß sie auf keine Weise durch ihre Hermeutik und Exegese dem göttlichen Charakter der Schrift zu nahe kämen, wenn sie auch die Untersuchungen freier führten, als manche Theologen es thäten, vielmehr werde ihre Auslegungsmethode nur dem menschlichen Charakter der Schrift getreu. Die Regierung hat nun zur Untersuchung dieser Streites eine Commission eingesetzt, mit deren Resultaten wir jedoch nicht bekannt sind. Das Publikum hat sich aber jetzt, wo überhaupt die religiöse resp. theologische Sphäre jedem durch Strauß, Renan und Schenkel nahe gerückt ist, mit Eifer dem Streite zugewandt, ohne jedoch mit dem Kerne und Wesen desselben genügend vertraut zu sein, weshalb einige allgemeine Andeutungen zum Verständniß desselben und seiner richtigen Beurtheilung wohl nicht überflüssig erscheinen dürften.

Was also Hupfeld anbelangt, so ist keinen Augenblick zu zweifeln, daß er einer der bedeutendsten Theologen der Jetztzeit ist. Seine Untersuchungen auf dem Gebiete alttestamentlicher Textgeschichte und Textkritik sind musterhaft, seine Grammatik der hebräischen Sprache ist gediegen und originell, durch feine Bemerkungen und gründliche Gelehrsamkeit ausgezeichnet, seine Forschungen über die Topographie Jerusalems sind vorzüglich, sein Commentar über die Psalmen nach philologisch-kritischer Seite ein höchst bedeutendes Werk. Nur der Fehler haftet letzterem Werke, wie überhaupt seinen Vorlesungen an, daß er die theologischen Bedürfnisse zu sehr vernachlässigt und zu sehr als Orientalist, als Philologe und Kritiker sich darstellt. Das biblische Buch wird mit allen historisch-kritischen, geographischen Notizen versehen, die eine gründliche Gelehrsamkeit nur bieten kann, aber über die Stellung des Buches zur alttestamentlichen Heilsökonomie werden nur wenige unzulängliche Bemerkungen gegeben, versetzt mit giftigen Ausfällen auf die Gegner. Die ganze, volle historisch-philologische Mikrologie Hupfelds zeigt sich aber (früher wenigstens war dies häufig der Fall, ob in allerneuester Zeit noch, können wir nicht genau angeben) bei der Stellung von Aufgaben vor dem theologischen Examen. Der eine Kandidat sollte eine Abhandlung schreiben darüber, wie die alten Mauern Jerusalems gegangen sind, der andere sollte die Geschichte eines hebräischen Buchstaben, wie N oder Jod behandeln. Das setzt aber Studien voraus, wie sie nur ein Mann gemacht haben kann, der 40 Jahre, nicht bloß 3 oder 3½ Jahr, fortwährend sich damit beschäftigt (wie ja überhaupt häufig ein Examinator keine Grenze mehr zu machen versteht, zwischen dem was er als 60 Jahre alter Gelehrter weiß, und was er als 23jähriger Student im Examen gewußt hat) und wozu auch ein Student der Theologie beim besten Willen und beim anstrengendsten Fleiße nur en passant kommen kann. Es ist daher der Fall oft vorgekommen, daß die Aufgaben, die Hupfeld gegeben, zurückgezogen und andere dafür gegeben werden mußten. Somit ist an dem Vorwurfe, den die Adresse gemacht hat, so viel unumstößlich richtig, daß die theologischen Bedürfnisse wenig Berücksichtigung finden in der Lehrweise Hupfelds: daß er jedoch bei seiner Art zu interpretiren ein Verräther an der evangelischen

Digitized by Google

Kirche, ein Revolutionär gegen sie geworden ist, eine ängstliche Uebertreibung. Hupfeld hat, als er noch in Marburg Professor war, bewiesen, daß er an den Grundlagen der evangelischen Kirche festhalten will, indem er sich in die Reihen der Vertheidiger der Confessionen stellte, und ist, wie wir seinen Worten glauben, noch jede Stunde bereit, die Augsburgische Confession zu unterschreiben. Jedenfalls wird die evangelische Kirche noch nicht einstürzen, wenn auch ein scharfer Kritiker hin und wieder einen kleinen Sprachfehler im Texte entdeckt hat und emendirt, oder wenn er die Gründe für ein Einschiebsel im Texte zusammenstellt. Die Auslegung des alten Testamentes hat durch solche Untersuchungen nimmermehr verloren, ist in wesentlichen Stücken gefördert worden, daher ist Hupfelds Verdienst um die Auslegung des alten Testaments, wenn auch ein einseitiges, so doch immerhin bedeutendes. Die Regierung kann daher nur eine stärkere Berücksichtigung der theologischen Seite der Schrift dringend machen und vielleicht in die Commission für die Prüfung einen andern stellen, allein damit entsteht wieder eine neue Schwierigkeit; denn der Examinand tritt dann vor einen Examinator, mit dessen Eigenheiten in der Auffassung gewisser Erscheinungen er nicht im Geringsten bekannt ist, abgesehen davon, daß gerade die Fachprofessoren doch in ihrem Fache am besten examiniren können und häufig auch rücksichtsvoller sind. — Wie also leicht ersichtlich, ist die Frage eine sehr schwierige und hat die Regierung keine kleine Aufgabe zu lösen, da sie jeder der beiden Parteien gerecht zu werden sucht, doch dürfen wir mit Sicherheit annehmen, daß wie sie in der äußeren Politik so gut den richtigen Weg gefunden, sie auch hier eine befriedigende Lösung herbeiführen wird. Am sichersten ist diese aber nach unserer Meinung möglich auf dem Wege eines von der Halle'schen Fakultät oder auch zugleich von andern Fakultäten eingeforderten Gutachtens, welches Verfahren ja oft schon genügend erprobt worden ist. Dürften wir eine Empfehlung wagen, so würden wir Hupfelds Schüler Riehm in Halle vorschlagen, der durch tüchtige Gelehrsamkeit wie auch durch irenische und der theologischen Seite mehr zugewandte Richtung sich als Examinator gut qualifiziren würde. R. R.

Reactionäre Fortschritte und revolutionäre Nachklänge.

III.

Die Discussion über die Frage, ob dem Antrag des Herrn v. Rotteck Folge gegeben werden solle, füllte die ganze Sitzung des 5. Juli aus. — Herr Duttlinger schlug vor, zur Tagesordnung überzugehen, weil die Be-

Digitized by Google

rathung der Motion nicht an der Zeit sei. Er sprach sein Vertrauen zu den deutschen Fürsten aus, daß sie die Nothwendigkeit einer Reform nicht verkennen würden; seiner Furcht vor einer Revolution gab er folgende orakelhafte Worte, welche wir genau nach dem amtlichen Berichte copirt haben: „die bestehenden Zustände bedürfen der Verbesserung, wenn nicht die Schicksale der deutschen Nation Wechselfällen preisgegeben werden sollen, die zu schauderhaft sind, als daß ich sie näher bezeichnen will, zu schauderhaft in den furchtbaren und unermeßlichen Folgen, die sie haben könnten! — Wenn nämlich nicht endlich einmal diejenigen Zustände in Deutschland eintreten, die der wahre Freund des Vaterlandes hofft, so werden zuletzt diejenigen Zustände und Ereignisse kommen, die der wahre Freund des Vaterlandes fürchtet!"

Herr Merk fürchtete, wenn die Kammer der Motion des Herrn von Rotteck Folge gebe und über die Bundesbeschlüsse berathe, Weiterungen, Mißdeutungen, Anstände, die für das Schicksal des Landtages höchst bedenklich werden könnten. Er wollte einen Uebergang zur Tagesordnung mit der zu Protocoll niederzulegenden Erklärung, daß die Kammer, sich an die Antwort des Großherzogs auf die Dankadresse anschließend und die in der letztern ausgedrückten Gesinnungen wiederholend, sich dahin ausspreche, daß eine die Verfassung verletzende oder die verfassungsmäßigen Rechte beschränkende Interpretation der Bundesbeschlüsse rechtlich nie geschehen könne.

Herr v. Türckheim wollte, daß sich die Kammer bei der Erklärung des Fürsten, als Antwort auf die Adresse gegeben, beruhige. Nachdem die meisten Mitglieder der Kammer anerkannt, daß Herrn v. Rottecks Motion eine „hochwichtige" sei, traten sechszig Stimmen gegen eine dem Antrage Herrn Merks bei. — Staatsrath Winter hoffte, daß die Kammer ihre Erklärung in dem Sinne thue, daß sie sich bei der Versicherung des Großherzogs beruhige. „Allerdings, allerdings", rief man ihm von allen Seiten zu.

Der Abgeordnete Aschbach trug auf den Druck der von Rotteck'schen Motion an; Staatsrath Winter wollte die Abstimmung über diesen Antrag verhindern, weil es sich von selbst verstehe, daß eine Motion, über die zur Tagesordnung gegangen, nicht Gegenstand des Drucks sein könne. — Nun gut, sagte Herr Winter von Heidelberg, wenn die Kammer den Druck dieser Motion nicht beschließen sollte, so werde ich solche auf meine Kosten drucken lassen. Staatsrath Winter: „Es kommt darauf an, ob sie die Censur passirt!" Winter v. H.: „„Was hier öffentlich vorgetragen wird, muß wohl die Censur passiren!"" Staatsrath Winter: Nein, mein Herr! — Der Druck der Motion wurde mit großer Stimmenmehrheit beschlossen.

Am 8. Juli wurde in der Kammer durch Beschwerde des Buchhändlers Groos eine Ministerialverfügung bekannt, wonach das Karlsruher Polizeiamt aufgefordert wurde, dafür zu sorgen, daß die von Rotteck'sche Motion in keinem in der Residenz erscheinenden Blatte oder einzeln gedruckt werde. — Die Kammer protestirte hiergegen; doch blieb es bei dem Verbote. — —

Am 29. Juli 1833 begann die Entscheidung des großen bayrischen Prozesses gegen Wirth und Consorten; die Assisensitzungen waren für dieses mal, weil man in Zweibrücken Störungen fürchtete, nach Landau verlegt.

Digitized by Google

Das k. bayrische Apellationsgericht des Rheinkreises hatte in seiner Anklagekammer durch Urtheil vom 26. Mai 1833 Anklage erkannt gegen Johann Georg August Wirth, 1) als Verfasser und Verbreiter der Druckschrift „Aufruf an die Vaterlandsfreunde in Deutschland", einer Schrift, durch welche die Bürger und Einwohner unmittelbar angereizt würden, die Staatsregierung umzustürzen, 2) wegen der zu Hambach gehaltenen Rede, 3) wegen Herausgabe der Schrift: „das Nationalfest der Deutschen zu Hambach", 4) und der Schrift „die politische Reform Deutschlands": gegen Dr. Philipp Jacob Siebenpfeiffer wegen seiner zu Hambach gehaltenen Rede, wegen des zweiten Bandes seiner Zeitschrift „Deutschland", und wegen einiger Aufsätze im Westboten: gegen Johann Heinrich Hochdörfer, protestantischer Pfarrer zu Sennbach, wegen mehrerer Aufsätze und wegen seiner Hambacher Rede und Anfertigung eines Liedes: gegen Johann Philipp Becker, einen 23jährigen Bürstenmacher zu Frankenthal, wegen seiner auf dem Hambacher Schlosse gehaltenen Rede: gegen Jacob Friedrich Rost, Buchdrucker: gegen Melchior Philipp Carl Baumann, Kaufmann in Pirmasens, wegen Verbreitung von Druckschriften: gegen den Candidaten Georg Eisler, als Secretär des Preßvereins: und gegen die flüchtigen Dr. Ernst Große, Dr. Daniel Pistor, Fr. Schüler, Joseph Savoye, Ferdinand Geib.

Der Saal des Gasthauses zum Schwanen in Landau war für die Assisensitzungen hergerichtet. Am 29. Juli Morgens um 7¾ Uhr wurden die Angeklagten durch ein Detachement Chevauxlegers aus dem Justizhaus abgeholt und in zwei Chaisen nach dem Sitzungslocal gebracht. Nachdem der Präsident das Assisengericht für eröffnet erklärt, trat Ludwig Schneider, Vertheidiger des Dr. Wirth, vor und verlas eine Protestation dieses Angeklagten gegen den Beschluß des General-Procurators, daß die Veröffentlichung der Verhandlungen des Gerichts der Censur unterworfen sein solle. Die Oeffentlichkeit, nach dem Gesetz Hauptprincip des Geschwornengerichts, sei hierdurch gestört. Der Generalprocurator erklärte hiergegen, alles, was in dem Gerichtssaale vorgehe, sei und bleibe öffentlich und werde schwerlich von dem Gerichte beschränkt werden, aber die Competenz des Gerichts erstrecke sich nicht außerhalb des Sitzungssaales über die Maaßregeln, welche die Polizei anordne.

Dr. Wirth: „Wenn der Gerichtshof incompetent ist, über die Frage der Oeffentlichkeit zu entscheiden, so ist er auch incompetent, über uns zu richten." — Pfarrer Hochdörfer: „Wir sind vor ganz Europa angeklagt, daher müssen wir uns auch vor ganz Europa vertheidigen dürfen." Das Gericht verordnete, über diese Fragen hinweggehend, die Fortsetzung der Verhandlungen.

Nachdem am nächsten Tage die Geschworenen durch das Loos gewählt waren, begann der Assisenpräsident die Verhandlungen mit einer Rede, in welcher er den Geschwornen die gewissenhafteste Prüfung des vorliegenden Gegenstandes empfahl: „Auf Ihren Ausspruch, meine Herren, kommt es nun an; erwägen Sie bei Ihrem Gewissen die Wichtigkeit Ihres Berufs und

Digitized by Google

bedenken Sie, daß Ihr Urtheil auf die späteste Nachwelt durch die Annalen der Geschichte kommen wird." Nunmehr ward der Anklageact verlesen.

Die folgenden Sitzungen bis zum 3. August gingen mit Zeugenvernehmungen hin: am 1. August hörte man mehrere interessante Data. Ueber die Art, wie die Untersuchung geführt worden, erzählte Herr Eisler, man habe sogar nach München geschrieben, um sich zu erkundigen, welche Krankheit Herr Schüler im Sommer 1831 gehabt habe; leider hätten die Aerzte nicht berichtet, daß dieselbe eine „kösartige" gewesen. — Ja, setzte Herr Hochdörfer hinzu, man fragte sogar mein Gesinde, ob sie satt zu essen gehabt hätten und ob meine Frau nicht von mir gemißhandelt worden sei. — Als der Gefängnißwärter Werner von Zweibrücken darüber vernommen wurde, wie sich die Gefangenen während der Haft geführt, stellte er ihnen das Zeugniß eines ruhigen Betragens aus, nur Eisler habe mehrmals Streit mit der Wache gehabt. Dagegen schilderte Herr Eisler den schlechten Zustand des Zweibrückner Gefängnisses und die vielfachen Mißhandlungen, die man durch die Soldaten erlitten; ihm und seinen Freunden sei zu wiederholten Malen gedroht worden, sie niederzuschießen, wenn sie sich nicht vom Fenster zurückzögen; alle darüber geführten Beschwerden seien unbeachtet geblieben. Ich, sagte Herr Siebenpfeiffer, habe mich im Gefängnisse zahm benommen wie eine Taube — die sich in den Krallen des Habichts befindet ... einmal fing ich zwanzig Mäuse und brachte sie dem Gefangenwärter.

Vom dritten bis zum siebenten August dauerte die Vernehmung der Angeklagten nebst der Verlesung der incriminirten Schriften und Aufsätze. Das Publikum zeigte eine immer wachsende Theilnahme; am 4. August war das Gedränge so groß, daß die Gensdarmerie Mühe hatte, sich Bahn zu machen. Schon um acht Uhr Morgens war der Saal mit Menschen angefüllt. Eine solche Menge von Damen besetzte die hinter dem Assisensaale befindliche Treppe, daß diese einzubrechen drohte und die Baubehörde schleunigst Stützen anbringen mußte.

Am 7. August begann Dr. Wirth seine Vertheidigungsrede. Im Eingange setzte er auseinander: daß, nachdem der Mensch seine unbegränzt-göttliche Natur, die er durch eigene Anstrengungen ausbilden müsse, erkannt, in der Kulturgeschichte der Menschheit eine neue Epoche eingetreten sei, ungleich wichtiger und folgenreicher als die bisherigen. „Die Nebel, welche im Gebiete des Ideellen über den Zweck des menschlichen Lebens lagen, zerstreuen sich, dunkle Gefühle werden zu klaren Ideen, der kindliche Glaube reift zur hellen männlichen Ueberzeugung und was das wichtigste ist, der Conflict der geistigen und der materiellen Interessen ist gelöst; denn der Mensch wird mit seinen wohlbegründeten Ansprüchen auf reales Glück, nicht mehr auf ein geheimnißvolles unbestimmtes Jenseits verwiesen, solche reale Wohlfahrt und deren Genuß ist auch nicht mehr ein Hinderniß, oder ein Act des Verzichts auf geistiges Wohl, sondern vielmehr des letztern Grundbedingung und Lebensprinzip und es wird von nun an überhaupt klar erannter und vernünftig begründeter Zweck des Lebens, die materielle Glück-

Digitized by Google

seligkeit des Menschen bald als Wirkung, bald als Grundlage ewig weiterschreitender geistiger Bildung, bis zu den höchsten Potenzen zu realisiren. Mit der Erkenntniß der unbegränzt-göttlichen Natur des menschlichen Geistes, reift ein edleres Selbstgefühl der Erdbewohner, das zur Bildung, Tugend und Weisheit von selbst hinzieht und vor Rohheit, Unwissenheit, Laster und Thorheit schon instinktartig zurückschaudern läßt. Diesem edlern Selbstgefühl und dem Glauben an eine neue relative, jedoch nicht absolute Begrenzung des menschlichen Geistes folgt dann sehr bald die Einsicht der Mittel zur zwar stufenweisen, doch schrankenlosen Veredlung des materiellen und geistigen Zustandes der Gesellschaft; — und den Blicken der erfreuten Menschheit öffnet sich dann zum ersten Male ein unermeßliches, grenzenloses Feld fruchtbaren Schaffens und Wirkens."

Um aber zu dieser neuen Epoche zu gelangen, müsse vorher ein mühseliger, heißer Kampf gekämpft werden. Die Mythe personificire einen bösen Dämon als Widersacher alles Guten — dieser Dämon wohne in den Menschenkindern selbst; er sei die Selbstsucht und geistige Beschränktheit. Dieser Selbstsucht und Beschränktheit wegen sei ein heißer Kampf nothwendig.

Nachdem eine Reihe großer Geister in Deutschland das Licht der Aufklärung angezündet und brennend erhalten, habe man sich nach der Verwirklichung der Freiheit und Gerechtigkeit gesehnt und gefunden, daß dem Uebertritt in eine Epoche der Freiheit die politische Verfassung des Vaterlandes ein unübersteigliches Hinderniß in den Weg lege. Edle Geister hätten daher nach der Wiedergeburt des Vaterlandes gestrebt.

„Gebrauchen Sie daher Vorsicht, meine Herren Geschworenen, daß nicht auch Sie die Zahl der Wahrheits-Märtyrer vermehren; gebrauchen Sie Vorsicht, daß Sie nicht, in der Meinung dem Rechte und der öffentlichen Ordnung zu dienen, dem Unrechte und einer gefährlichen Gewalt Ihren Schutz leihen; gebrauchen Sie Vorsicht endlich, daß Sie nicht einer Sache Wunden schlagen, die unter allen Angelegenheiten, so über Ihr Volk und Ihr Vaterland jemals ventilirten, die wichtigste und heiligste ist."

Doch nicht Mitleid wolle er erregen, sondern überzeugen, fuhr der Redner fort. Er bitte daher um die Erlaubniß, sein ganzes politisches System erschöpfend, scharf und klar darzulegen.

Die Leidenschaft habe in den Stürmen der Zeit manches Auge so sehr umfangen, manches Gemüth so sehr getrübt, daß es wohl nöthig sei, durch eine würdige wissenschaftliche Entwickelung der Frage über den Bildungsfortschritt der Menschheit die Freunde des Volks gegen die gehässigen Vorwürfe der Verblendung zu vertheidigen. —

Wir werden im nächsten Abschnitt die Vertheidigungsart Wirths beendigen. Man sieht, der Mann wirthschaftet mit der unendlichen Menschheitsphrase in classischer Naivität. Was sind gegen ihn Schultze und Löwe!

Digitized by Google

Warschau's Sonne im Untergange.

(Aus den Papieren eines Reisenden, am Schluß des achtzehnten Jahrhunderts).

Warschau, 1794.

Ich will zunächst den Preis mancher Dinge in Warschau angeben, damit die Leser vergleichen können. Zuerst die unentbehrlichen. Ein Mittagsessen an einer Wirthstafel der geringern Klasse, das aus Suppe, Gemüse, Braten und Zugabe besteht, kostete, im Winter 1792, drei polnische Gulden; der bessern Klasse, mit zwei Schüsseln mehr, vier bis fünf solcher Gulden; der besten, mit sechs bis acht Schüsseln und Nachtisch, sechs bis zehn Gulden. Jetzt, da der Reichstrag zerstreuet ist, sind diese Tische nur um einen halben oder ganzen Gulden wohlfeiler geworden. Der gemeinste Mann, der in Speisehäusern ißt, kann es nicht unter einem bis anderthalb Gulden.

Ein gewöhnlicher rother Tischwein, Medoc oder Taveller, kostete drei bis vier; der Burgunder, geringerer Gattung, sieben; der Rheinwein, von mittler Güte acht; der ungarische Tischwein, zwei bis vier; die bessern Arten, von zehn, zwölf, sechszehn bis vier und zwanzig und dreißig, und der Champagner zehn bis zwölf polnische Gulden.

Das englische Bier stand, weißes wie braunes, in dem Preise von drei bis vier, und das sächsische (ein sehr angenehmes weißes Bier) die Flasche von einem halben Gulden. Letzteres wird in einem Brauhause verfertigt, das Sachsen zugehört; die übrigen Biere in Warschau sind kaum trinkbar, aber doch verhältnißmäßig theuer. Der gemeine Mann behilft sich abwechselnd mit Wasser und mit Branntwein.

Tuch und andere feinere und gröbere Zeuge zur Bekleidung, stehen von 25 bis 30 vom Hundert höher, als in den benachbarten Ländern; Lederwaaren eben so. Ein Paar Schuhe kostet 10, 12 bis 16 Gulden, und ein Paar Stiefeln 2, 3 bis 4 Dukaten.

Es ist natürlich, daß sich nach dem Preise der obigen Dinge, der Preis der Hand-, Dienst- und Gefälligkeits-Arbeiten richtet. Der geringste Tagelöhner bekommt täglich 2 Gulden; der Maurer, Zimmermann, 4; der Lohnbediente 5 bis 6; der stehende Bediente, ohne Kost, 6 Dukaten. Ein Gulden ist das wenigste, was man für einen Gang, für eine Handreichung geben kann, und danach muß man auch die Trinkgelder für Leute einrichten, von denen man in den Wirthshäusern, oder an Wirthstafeln, bedient worden ist. Die Neujahrsgeschenke, die man den Bedienten solcher Häuser giebt, in welchen man gegessen, gespielt oder sollicitirt hat, können nicht wohl unter einem Dukaten betragen. Selbst die Bedienten des Königs kommen, wenn man Gehör bei ihm gehabt hat, und kommen zu Neujahr wieder,

Digitized by Google

beidemal vier Mann hoch. Zwei Dukaten sind das wenigste, was man ihnen anbieten kann.

Der Schneider nimmt für den Schnitt eines Fracks 12, einer Hose 6, einer Weste 4 Gulden; der Perrückenmacher für die tägliche Besorgung des Haares, drei bis vier Dukaten monatlich; der Wagenhalter für einen Lohnwagen täglich einen Dukaten, wobei der Kutscher noch zwei Gulden Trinkgeld bekommen muß.

Diese Angaben werden hinreichen, um von dem Preise der Dinge in Warschau einen Begriff zu geben. Im Allgemeinen kann man annehmen, daß man in Preußen, Sachsen und Oesterreich mit einem halben Dukaten so weit komme, als hier mit einem ganzen. Selbst im theuern Riga leben wir um weniger Geld besser.

Bei diesen schon an sich beträchtlichen Preisen ist keine Polizei vorhanden, die es verhinderte, sie, nach Willkühr, noch höher zu treiben. Besonders leiden Fremde hierunter, wenn sie einem habsüchtigen Gastwirth, oder einem betrügerischen Lohnbedienten in die Hände fallen. Weil keine Polizeivorschriften da sind, und weil sie oft die Landessprache nur wenig oder gar nicht verstehen, so können sie auch keine Erkundigungen über den billigern Anschlag ihrer Wohnung und übrigen Bedürfnisse einziehen; erfahren sie ihn endlich, wenn sie bekannter geworden sind, so haben sie schon einen größern Betrag über den gewöhnlichen Fuß ausgegeben, als sie ersparen können, wenn sie für den Rest ihres Aufenthalts ein anderes Haus suchen. Auch setzt der erste Hauswirth, wenn er dies merkt, seinen Preis ohne Schaam tiefer herunter, als ein anderer es kann, der den Gewinnst des Uebersetzens nicht gezogen hat.

Es sind in Warschau nur wenig, und darunter nur drei oder vier gute, Gasthöfe. Dies kommt daher, daß zu Reichstagszeiten fast ganz Warschau Ein Gasthof ist. In den Straßen, die von dem Schlosse nicht zu weit entfernt sind, kann man Wohnungen jeder Art haben, für einzelne Personen und für ganze Familien, selbst für Fürstliche, die ein großes Haus machen wollen. Für diese giebt es ganze Palläste mit allem Zubehör, deren Besitzer entweder nicht nach Warschau kommen, oder noch einen andern Pallast haben, oder noch unmündig sind. Die Miethen solcher kleinern oder größern, bescheidnern oder prächtigern, Wohnungen für Einzelne oder Mehrere kosten monatlich von fünf bis hundert Dukaten und darüber. In den eigentlichen Gasthöfen kommen sie verhältnißmäßig noch höher.

Der vorzüglichste Gasthof in Warschau ist der weiße Adler auf Tlomacki (Tlomazk). Dies Tlomazk ist ein geräumiger, sehr sauber unterhaltener, mit zwei ansehnlichen Brunnen gezierter Hof, den fünf bis sechs ganz neue, weitläuftige Gebäude und mehrere kleine einschließen. Er ist erst vor wenig Jahren, von dem Schwiegersohne des Wechslers Tepper, Schultze, (der an sich einen unersättlichen Baugeist hatte, über sechzig schöne Häuser in und außerhalb Warschau, theils, vom Grunde aus auf-, theils ausbaute, und sie dann vermiethete) in dieser Gestalt angelegt worden. In dem pallastmäßigen Gebäude, das einem entgegen steht, wenn man, von

Digitized by Google

der Zaluski'schen Bibliothek her, in diesen Hof tritt, und welches einen weißen Adler führt: hat ein Deutscher, Namens Polz, eine Gast- und Speisewirthschaft angelegt, die sich durch Geräumigkeit der Zimmer, durch ihre offene und heitere Lage, auch durch Reinlichkeit, aber eben nicht durch Wohlfeilheit, vor allen andern auszeichnet. Die Zimmer steigen von fünf Dukaten monatlich bis auf sechzig; der Mittagstisch kostet von vier bis zu sechzehn Gulden und darüber, je nachdem man an der Wirthstafel, oder auf dem Zimmer, bürgerlicher oder vornehmer, essen will. In diesem Gasthofe kosteten mir, im Jahre 1792, drei Zimmer des Monats 15 Dukaten, und jetzt kosten mir zwei, wöchentlich zwei Dukaten. Der Mittagstisch, aus Suppe, Rindfleisch, Gemüse, Braten und Nachtisch bestehend, kostete 4, der Abendtisch, mit einer Schüssel weniger, 3 Gulden. Man hat hier auch Lohnwagen für die Stadt, und Halbwagen für die umliegenden Gegenden, zu dem oben angegebenen Preise, bei der Hand. Die Aufwartung in diesem Hause ist gut; Möbel und Betten ꝛc. sind sauber. Der Wein ist gut, obwohl, wie oben bemerkt, theuer; das Wasser so klar und wohlschmeckend, wie wenige Brunnen in Warschau es geben. Vor Ueberlauf gegen Bettler und liederliches Gesindel ist man hier sicherer, als änderwärts, weil an jedem der beiden Thore des Hofes, bei Tage und bei Nacht, Wächter stehen, die ein Auge auf verdächtige Herumstreicher haben.

Das Hotel de Pologne auf der Senatorenstraße, nicht weit vom weißen Adler, scheint sich diesen zum Muster genommen zu haben. Der Wirth ist ebenfalls ein Deutscher, das Haus neu, der Preis des Tisches ungefähr derselbe, nur daß man auf dem Zimmer essen muß. Die Wohnungen selbst sind kleiner, als im weißen Adler, und man kann auch einzelne Zimmer für einzelne Tage, auch nur für eine Nacht bekommen, worauf man sich in jenem ungern einläßt. Sonst ist die Lage dieses Gasthofes (fast im Mittelpunkte der Stadt, nicht weit von dem Sächsischen und Krasinski'schen Garten, von der Krakauer Vorstadt, dem Schlosse und der Post) nicht unangenehm; nur muß man sich an das Geräusch der Straße gewöhnen, die eine der lebhaftesten ist, und das unreinliche Gewühl der Juden nicht achten, die hier herum sehr zahlreich wohnen und verkehren.

In Mariavill (Mariendorf) einem sehr weitläuftigen Gebäude, das den Kanonissinnen gehört, die ihren Namen davon haben, ist beständig eine Anzahl Zimmer für Fremde gasthofsmäßig offen. Dies Haus nimmt einen großen Theil der Senatorenstraße und keinen geringern der Wiersbovska-Straße ein; ist drei und vier Stock hoch, und umschließt, in der Gestalt eines verschobenen Vierecks, einen größern und einen kleinern Hof. Es ist in der That eine der merkwürdigsten Anlagen in Warschau, theils ihres Umfangs, theils ihrer zahlreichen Bevölkerung wegen. Nach der Straße Wiersbovska zu, steht der Flügel, worin die Kanonissinnen ihre Wohnung haben. Er ist mit hohen Fenstern, und einem mit Säulen umfaßten Eingange versehen, und unterscheidet sich dadurch von den andern Flügeln, die bürgerlicher gebaut sind. Sein Inneres ist sehr sauber erhalten, und die Zimmer der Kanonissinnen sind hell, geräumig, und zum

Digitized by Google

Theil prächtig eingerichtet. Es sind ihrer zehn an der Zahl und, so bequem und reinlich sie auch leben, brauchen sie doch nur einen kleinen Theil der Einkünfte, die sie aus ihrem Hause und andern Grundstücken ziehen.

Dies Haus ist ganz in der Absicht gebaut, die im gelobten polnischen Lande Klöster, Konvente ꝛc. bewegt, solche Unternehmungen zu machen. Alles, was die Miethe bezahlen kann, wird eingenommen, sogar zu vermiethende Mädchen, wenn sie den äußern Schein zu schonen wissen. Gast- und Speisewirthe, Buchhändler, Künstler aller Art, Handwerker, Juden ꝛc. wohnen durch einander und die Freimaurer haben eine Werkstatt hier, die allerdings für den Bau eines gewissen Tempels zu enge ist, aber Platz genug für eine große Tafel von 150 Gedecken darbietet. Selten ist in dem ganzen Umfange dieser kleinen Stadt ein Zimmer unbesetzt, weil hier die Miethen mit am wohlfeilsten in ganz Warschau sind; auch die Gewölbe im Erdgeschosse sind verheuret und zwar meist an Juden. Innerhalb laufen Lauben um das ganze Gebäude her, und in der Mitte des Hofes steht eine artige Kapelle.

(Fortsetzung folgt.)

Literarisches.

Mein Lebensmorgen. Nachgelassene Schrift von Wilhelm Harnisch. Berlin, Wilh. Hertz. 1865.

Wer gern Autobiographien liest (und sie haben, wie das Leben selbst, ihren ewigen Zauber), dem wird dies Buch eine rechte Freude sein. Wilhelm Harnisch, der, als Doctor der Theologie und emeritirter Pastor und Superintendent, am 15. August 1864, fast 77 Jahre alt, zu Berlin verschied, widmete die Muße seiner letzten Lebensjahre der Aufzeichnung seiner reichen Erlebnisse; ehe er diese Arbeit vollendet, ereilte ihn der Tod. Der Herausgeber, Dr. theol. Schmieder zu Wittenberg, bemerkt sehr richtig, daß das Unvollendete dieser Aufzeichnungen (dieselben erstrecken sich nur über die ersten 35 Lebensjahre, von 1787—1822) wahrscheinlich weniger zu beklagen sei, als es den vielen Freunden und Schülern des Abgeschiedenen, im ersten Augenblick erscheinen dürfte. „Denn nicht der wirkende Mann, sondern nur der werdende, sich entwickelnde, bildende Mensch ist der geeignete Gegenstand der Selbstbiographie. Im weiteren Verlaufe seines gereiften Lebens gehört er, wenn er noch öffentlich als Einzelner genannt zu werden verdient, der Geschichte an, als ein Glied in dem allgemeinen Leben seiner Zeit. Ausnahmen von der Regel sind selten . . . Wer hätte nicht schon oft an sich die Erfahrung machen müssen, daß Lebensbeschreibungen und Tagebücher deren erster Theil seine Aufmerksamkeit auf's Höchste spannte, zuletzt kaum

Digitized by Google

mit Gähnen bis zu Ende gelesen werden konnten. Wir dürfen nur an Stilling's Jugendjahre und an deren Fortsetzung im Leben des Hofrath Jung erinnern". Dies Beispiel ist frappant. Einer ähnlichen Enttäuschung wird der Leser hier entgehn. Von einer auf drei Bände angelegten Selbstbiographie ist eben nur der erste erschienen und konnte nur erscheinen, da der Schreibende, nach Aufzeichnung seiner Jugenderlebnisse (daher „Mein Lebensmorgen" als der Titel des Buches) abgerufen wurde. Er bietet uns seine Schicksale im elterlichen Hause (Wilsnack) und auf der Schule in Salzwedel, seine Universitäts- und Hauslehrerjahre, endlich seinen Aufenthalt in Berlin (1809—1812) und Breslau, wo er bis 1822 als Seminarlehrer thätig war. Von Breslau ging er als Seminardirector nach Weißenfels (bis 1842), von dort als Pastor und Superintendent nach Elbei bei Wolmirstädt. Ueber die Epoche von 1822 bis 1864 bieten die Aufzeichnungen nichts. Bei Beginn seiner Laufbahn hatte er eine mehr rationalistische Richtung gehabt, er war eben ein Kind seiner Zeit, dazu mit Jahn und Friesen befreundet und dem Turnwesen eifrig zugethan. In der zweiten Hälfte seines Lebens war er ein gläubiger Christ und dieses seines Glaubens demüthig aber von ganzem Herzen froh. Es giebt seinen Aufzeichnungen einen eigenthümlichen Zauber, „daß es ihm vergönnt war, als Greis, im Lichte seiner reiferen christlichen Erkenntniß, seine Jugendgeschichte darzustellen". „Der Geist des märkischen Bürgerthums", so sagt der Herausgeber, „war in ihm verkörpert und zur höchsten Energie gesteigert." Und an anderer Stelle: „Es war in ihm ein feurig patriotisch preußisches, ein fromm gläubig demüthiges christliches Herz. Er liebte sein Volk und trachtete danach, daß es rein und stark, fromm und fleißig, lebendig, klug und treu durch christlich-vernünftige Erziehung werde. Das Volksschulwesen verdankt ihm viel; er war ein Bahnbrecher." Der fromme und patriotische Geist, der ihn beseelte, spricht sich, in anmuthender und zugleich Respect einflößender Weise, in dem ganzen Buche aus. Die Erzählung seiner Knaben- und Jünglingsjahre ist überaus anziehend, dabei abweichend von dem, was in der Regel den Reiz derartiger Darstellungen ausmacht. Seine Darstellung ist nämlich weder besonders lebhaft, noch farbenreich, noch am allerwenigsten plastisch; weder Dinge noch Personen treten in einer besonderen Greifbarkeit an den Leser heran, oft sind es, leiblich genommen, Schatten, die sich vor uns herbewegen. Aber alles Geistige erschließt sich uns klar, lebendig, anschaulich; Gemüthsstimmungen, Zeitrichtungen werden scharf charakterisirt. So wirken diese Aufzeichnungen nirgends frappant, aber sie spinnen uns nach und nach in ihren stillen Zauber ein. Unter unsern Lesern werden viele sein, denen dies Buch zum Herzen sprechen und eine Förderung sein wird.

Digitized by Google

Miscellen.

Letzlingen.

Das königliche Jagdschloß Letzlingen in der Altmark wurde auf Befehl des Kurprinzen Johann Georg von Brandenburg um 1559 begonnen und im Jahre 1560 vollendet. Es ist nicht groß und besteht aus 3 Stockwerken; in jedem derselben befindet sich zu beiden Seiten eine Stube und eine Kammer, die durch einen Gang in der Breite einer Ruthe von einander getrennt werden. Im hintern Theile ist die Küche, eine kleinere befindet sich außerdem noch im untersten und obersten Stockwerke; ein hölzerner Gang führt aus dem obersten in das mittlere Stockwerk des Schlosses. — Der Hofraum ist auch nicht sonderlich groß, wird aber von einer guten Mauer eingeschlossen. Im Eingange desselben befindet sich ein Thorhaus, und über dem Thorwege stehen folgende Worte: „Anno Domini 1560 ist dieses Haus allhier zu Letzlingen angefangen und Anno 1689 dieses Thorhaus renoviret worden." Das Schloß ist mit einem breiten Wassergraben umgeben, über welchen eine Brücke zur Einfahrt führt. — Rings um das Schloß erstrecken sich schöne Wälder von Eichen, Birken und Fichten auf mehrere Meilen weit, in denen es an Wildpret nicht fehlt. Ehemals muß es aber hier noch weit mehr Wild gegeben haben; denn der Markgraf Johann Georg ließ hier einmal 400 Hirsche niederschießen und von Letzlingen zur Hochzeitsfeier des Herzogs Heinrich Julius von Braunschweig in die Küche liefern. Schweine gab es bei Letzlingen zuweilen so viele, daß die angrenzenden Dörfer ihre Saaten nicht vor ihnen schützen konnten.

Dieser große Reichthum an Wild, das die herrlichen Waldungen in der Nähe enthielten, war wohl mit der Hauptgrund, daß Johann Georg, der ein großer Freund der Jagd war, sich so oft und so gern in Letzlingen aufhielt. — Hier in Letzlingen feierte er auch am 6. October 1577 seine Vermählung mit seiner dritten Gemahlin, der Prinzessin Elisabeth von Anhalt. Von Letzlingen datiren viele schriftliche Befehle Johann Georgs, die noch heute vorhanden sind. In Letzlingen wurden auch am 16. Dezember 1562 die 2 Urkunden ausgefertigt, durch welche Johann Georg, damals noch Kurprinz, das Schloß Burgstall mit den dazu gehörigen Dörfern von der Familie von Bismarck, die dafür das Amt Schönhausen mit den Dörfern Schönhausen und Fischbach, sowie die Probsteigerechtigkeit Conveſe, nebst mehreren Dörfern erhielt, eintauschte.

In der Nähe des Jagdschlosses befindet sich das Dorf Letzlingen, ebenfalls eine Anlage des Kurprinzen Johann Georg. Derselbe kaufte nämlich im Jahre 1555 einige wüste Feldmarken auf der Gnadeleben'schen Heide von Valentin von Alvensleben für 1000 Thaler, und ließ sie in ein neues

Digitized by Google

Dorf, das eben genannte Letzlingen verwandeln. Anfangs unbedeutend, ist der Ort nach und nach, vorzüglich seit der Zeit, daß Friedrich der Große überall Kolonistenhäuser baute, zu einem ansehnlichen Dorfe angewachsen.

Der Tod auf dem Schlachtfelde.

Der Oberarzt der französischen Armee, Dr. Chenu, hat dem Gesundheits-Conseil der französischen Armee Rapport über den medicinisch-chirurgischen Dienst in den Ambulanzen der Krim und in den Militär-Hospitälern in der Türkei während des orientalischen Krieges, so wie auch über den letzten Krieg in Italien erstattet, welcher Bericht von dem „Moniteur de l'Armee" veröffentlicht wird. Wir heben aus dem reichen Material einige Beobachtungen heraus, über die Lage und den physiognomischen Ausdruck, in welche der Tod die Tapfern versetzt, die er auf dem Schlachtfelde trifft.

Dr. Chenu hat die Berichte verschiedener Militärärzte, über diesen Gegenstand zusammengestellt, verglichen. Die Resultate, die er daraus gezogen, bieten folgende Hauptmomente:

Als ich — schreibt der Arzt Herr Dr. Perier — den Morgen nach der Schlacht bei Alma das Schlachtfeld durchspähte, war meine Verwunderung groß, als ich hier und dort eine namhafte Anzahl russischer Leichen erblickte, welche in einer Lage sich befanden und einen Gesichtsausdruck darboten, der noch das Bild des Lebens zeigte. Einige darunter schienen allerdings in der Angst der Schmerzen und der Verzweiflung die Zähne in einander zu beißen, die Mehrzahl aber hatte die ausdrucksvolle Miene der Ruhe und der frommen Resignation. Einigen Andern schien noch das letzte Wort auf den Lippen zu schweben, mit einem zum Himmel gekehrten Lächeln in Folge einer gewissen Seligkeit der Verklärung. Namentlich lenkte Einer darunter meine ganze Aufmerksamkeit auf sich, und ich konnte nicht müde werden, die Blicke meiner Begleiter auf ihn hinzurichten. Er lag ein wenig nach der Seite, mit gebeugten Knieen, mit erhobenen und gefalteten Händen, mit nach vorwärts gesenktem Haupte. Man hätte glauben mögen, er spräche ein leises Gebet.

Nach der Schlacht von Inkermann machte Dr. Bontin die Beobachtung, daß die Gesichter mehrerer Gefallenen noch zu lächeln schienen; Andere hatten noch einen drohenden Ausdruck. Einige Todte waren in der feierlichen Lage von Leichen, die eingesargt sind; man war zu dem Glauben versucht, Freundeshände hätten sie für das Grab zurecht gelegt. Andere verharrten in der Lage knieend auf dem Boden, indem sie krampfhaft ihre Waffe festhielten und in die Patrone bissen. Andere wieder hatten einen Arm erhoben, sei es nun in Folge davon, daß sie einen Hieb abwehren, sei es, daß sie ein Gebet zu Gott richten wollten, indem sie den letzten Seufzer aushauchten. Alle diese Gesichter waren bleich, und der Wind, welcher mit Gewalt blies, schien diese Leichen wieder zu beleben. Man hätte glauben

Digitized by Google

mögen, diese langen Reihen Todter wären im Begriffe, sich zu erheben, um den Kampf zu erneuern.

Herr Dr. Armand berichtet über seine Beobachtungen auf dem Schlachtfelde von Magenta, am Morgen nach der Schlacht, folgendermaßen: Es bestätigt sich vollkommen, daß eine Anzahl Todter, wenigstens theilweise, in der Stellung verbleiben, die sie im Augenblicke einnahmen, da sie zum Tode getroffen fielen. Dies liefert einen Beweis, daß der Mensch unmittelbar aus dem Leben zum Tode übergehen kann, ohne Todeskampf (Agonie), ohne Convulsionen. Die Leichen, die in den Kopf getroffen worden waren, wandten sich in der Regel mit dem Gesichte zur Erde; und während sie auf dem Bauche platt hingestreckt waren, lagen sie wie schlummernd auf dem Erdboden da und die bei Leichen gewöhnlich eintretende Steifheit hatte keine Veränderung in der Position der vollkommenen Ausgedehntheit der Gliedmaßen erzeugt, wie dieselbe bei dem Fallen pronus humi (dem Erdboden zugekehrt) sich entwickelt hatte.

In gleicher Weise hatte die Mehrzahl der Gefallenen noch die Waffe in der Hand.

Die Verwundungen, welche das Gehirn treffen und welche dasselbe in einer Weise desorganisiren, daß das Leben auf der Stelle entweicht, bringen diese bemerkenswerthe Erscheinung der Zusammenziehung der Glieder hervor, so daß die Hand, welche die Waffe hält, nicht so viel Zeit hat, sie los zu lassen.

Während der Schlacht von Solferino wurde ein Chasseur zu Fuß, dem eine Kugel in den Kopf gedrungen war, in der Ambulanz von Medole von einem Militärhilfsarzt Herrn Lambert verbunden. Es lag eine Perforation der Hirnschale vor, und die Kugel war tief in die Gehirnmasse eingedrungen. Trotzdem war der Verwundete bei vollem Bewußtsein; er sprach fast mit Gleichgiltigkeit von seiner Verwundung, in solcher Weise, daß er nach Beendigung des Verbandes sich wie seine andern Unglücksgefährten auf das Stroh hinstreckte, den Kopf auf seinen Tornister hoch aufstützte, den er an die Mauer der Meierei, welche zur Ambulanz eingerichtet war, anlehnte, seine Pfeife sich zurecht machte und rauchte.

Wie lange das währte, haben wir nicht in Erfahrung gebracht. Als man lmz darauf wieder nach ihm sah, fand man ihn in Folge einer übermäßigen Gehirnblutung todt, ohne daß er einen Schrei ausgestoßen hätte, ohne eine einzige Bewegung; noch immer mit der Pfeife im Munde.

Die Krieger, welche ins Herz getroffen werden, fallen und bleiben in gleicher Weise liegen wie diejenigen, die in den Kopf getroffen werden. Doch, wenn der Tod hier auch rasch erfolgt, so ist er doch nicht so urplötzlich, daß er nicht noch eine Stellung so zu sagen aus eigener Thatkraft anzunehmen gestattete. Wir haben einen Zuaven gesehen, der mitten in die Brust getroffen wurde. Er lag auf seiner Büchse, die er in der Position eines Bajonetangriffes hielt; er war mit seinem kräftigen Körper nach vorwärts zu Boden gestürzt und hatte im Fallen eine drohende Stellung eingenommen, in welcher er liegen blieb. Als Gegenstück lag nicht weit von

Digitized by Google

ihm ein österreichischer Infanterist, dem die Cruralblutgefäße an der linken Seite von einer Kugel zerrissen wurden, und der in Folge der dadurch entstandenen Blutung gestorben war; die klaffende Wunde und die Blutmasse, in der er wie gebadet lag, lieferten den offenen Beweis für die Todesart. In seinem Todeskampfe, wie lang oder wie kurz dieser auch gewährt haben mochte, hatte er die Stellung eines Betenden angenommen. Er lag auf dem Rücken, etwas zur Seite geneigt, mit gegen Himmel gerichteten Augen, die Hände gefaltet, die Finger in einandergeschoben und gekrümmt. Dieser Mann scheint gestorben zu sein, während er sein Gebet verrichtete.

Bei tödtlichen Wunden in den Unterleib, welche den Tod mehr oder weniger langsam herbeiführen, wo die Agonie sich mit unerträglichen Schmerzen in die Länge zieht, ist das Gesicht des Todten in Falten verzerrt, die Hände und die Unterarme sind gekreuzt und auf den Bauch gepreßt, der Körper liegt zusammengekrümmt nach einer Seite.

Wir wollen hier noch einige Fälle von besonderen Attitüden berichten, wie wir dieselben bei Magenta beobachtet haben.

Zuerst führen wir einen Chasseur zu Fuß an, der die Arme nach vorwärts erhoben hatte, den einen kurz angezogen, den andern ausgestreckt, mit geschlossenen Fäusten; er hatte Leib an Leib gegen den Feind in einem verzweifelten Kampfe am Ponte-Vecchio seinen Tod gefunden.

Ein ungarischer Husar, den wir hierauf in's Auge faßten, der zugleich mit seinem Pferde erschossen wurde, war fest im Sattel geblieben, nach der rechten Seite geneigt, indem er die Säbelspitze nach vorwärts hielt, in der Position eines Reiters, der eben angreifen will.

Zu Melegnano, dem Schauplatze des Kampfes am 8. Juni Abends, waren mehrere französische Soldaten, die einen Bajonett-Angriff gemacht, von einer Kartätsche tödtlich getroffen worden, und in ihrer augenblicklichen Stellung verblieben, d. h. mit dem Gesicht zur Erde gekehrt, die Waffen in den Fäusten, die Bajonette nach vorwärts gerichtet.

Bei Magenta bemerkten wir unter den Leichen, welche den Boden am linken Ufer des Tessino (Naviglio grande) bedeckten, mehrere österreichische Offiziere. Einige von diesen hatten eine bestinguirte Figur, und waren mit Sorgfalt und außerordentlicher Sauberkeit gekleidet. Diese schönen blonden Köpfe, die sich durch die Regelmäßigkeit ihrer Züge von der Mehrzahl der unter ihnen stehenden Soldaten unterschieden, hatten den Ausdruck von resignirendem Heldenmuthe.

Hier haben wir einige plötzlich auf dem Schlachtfelde aufgefaßte Eindrücke beschrieben; von all diesen Vorkommnissen das ergreifendste aber war, am Abende der Schlacht von Magenta, der Anblick der Hügel von Leichen, die man an den Rand langer und tiefer Gräben brachte, welche man zu deren Einscharrung aufgeworfen hatte. Die Mehrzahl der Gesichter dieser verbluteten Menschen war allerdings bleich, aber keineswegs leichengelb. Namentlich fand man bei unseren französischen Soldaten, Infanteristen, Cavalleristen, Chasseurs zu Fuß, Artilleristen, Zuaven, so viel energischen Ausdruck in ihren Zügen, so viel Leben im Tode, wenn ich mich so ausdrücken

Digitized by Google

darf, daß man faſt in Verſuchung gerathen mochte, ihren Kameraden, welche die Gräber aufwarfen, zuzurufen: Noch nicht! Haltet ein! Wartet noch!

Wer Zeuge dieſer traurigen, aber erſchütternden Vorfälle war, der erkennt gleich, welche Entſtellungen, welche Fehler die meiſten Bilder unſerer Schlachtenmaler zur Schau tragen. Ihre eben gefallenen Todten ſind faſt immer fahlgelb, in's Grüne ſchillernd, um nicht zu ſagen, in Fäulniß-Farbe gemalt, oder in einem phyſiſchen Zuſammengeſunkenſein, welches auf moraliſche Erſchlaffung und muthloſe Verzweiflung hindeutet, während doch meiſt ein heroiſcher Muth ſie bis zu ihrem letzten Seufzer aufrecht erhalten und in ihrem Geſichtsausdrucke jeden körperlichen Schmerz bis auf die leiſeſte Spur zum Schweigen gebracht hat.

Correſpondenzen.

Berlin, den 29. November. Wir haben für die gegenwärtige Stadtverordneten-Verſammlung niemals geſchwärmt, auch deſſen in unſeren Berichten kein Hehl gehabt; gleichwohl beklagen wir aufrichtig, daß dieſelbe ſeit kurzem der Tummelplatz für Verdächtigungen der widerwärtigſten Art geworden iſt. Wir ſollten glauben, daß eine ganze Reihe zweifelhafter Verhältniſſe auch in anderer Weiſe klar geſtellt werden könnte, als durch die Erörterung derſelben in öffentlicher Sitzung einer Behörde, die, wenn auch der Mehrzahl nach zur Zeit aus unſeren politiſchen Gegnern zuſammengeſetzt, doch immerhin die Vertreterin der Hauptſtadt unſeres Vaterlandes bleibt. Es giebt gewiſſe Situationen die den Anſtandsgefühlen widerſprechen, und welche wir daher, wenn auch in keiner Weiſe verdeckt, doch eben ſo wenig vor den Augen der ganzen Welt aufgedeckt haben wollen. Wir an unſerem Theile beſchränken uns heute auf dieſe Andeutungen und haben nur noch den Wunſch auszuſprechen, daß die Reinheit der Verſammlung nicht dadurch möge zweifellos gemacht werden, daß alle Blößen den neugierigen Blicken der großen Menge Preis gegeben werden.

Auf einem andern Gebiete herrſcht auch eine Myſtik; wir meinen die Speculationen, durch welche jetzt unſere Getreidebörſe bewegt wird. Urplötzlich werden Lieferungen zu enormen Beträgen noch immer in natura effectuirt, ſo daß man glauben ſollte, Berlin gehe einer Belagerung entgegen und ſchaffe ſich vorher den erforderlichen Proviant. Wagen reiht ſich an Wagen, beladen mit Getreideſäcken; Straßen, welche ſonſt nur der Ausfuhr dienten, ſind jetzt gefüllt mit einpaſſirenden Getreidemaſſen. Namentlich gilt dies von der Anhaltiſchen Eiſenbahn. Bisher bewirkte dieſe vorzugsweiſe

Digitized by Google

den Export nach dem Westen, jetzt scheint dieselbe die Vorräthe für Berlin selbst heranzuschaffen. — Wir stehen dem Börsengetriebe zu fern, um die eigentlichen Motive dieser Speculation durchschauen zu können, berichten also nur die Thatsache, daß diese Speculation ungemeines Aufsehen erregt und deren Ende mit Kopfschütteln entgegengesehen wird. Besteht dieses darin, daß der eine Speculant ein Millionär, der andere schließlich ein Bettelmann wird, so haben wir gegen diese Gewerbefreiheit nichts einzuwenden; anders würde jedoch unser Urtheil lauten, wenn das Brod essende Publikum in die Mitleidenheit gezogen werden sollte. Wir hoffen, daß die Staatsregierung dem ganzen Verhältniß aufmerksam folgt, und dafür Sorge trägt, daß wir Berliner inmitten der größten Getreidevorräthe nicht Hunger leiden. Wir haben noch nicht gehört, daß die städtische Verwaltung sich um diese ganze Angelegenheit gekümmert hätte.

Dagegen wird eine unausgesetzte Aufmerksamkeit allen zweifelhaften Bauten zugewendet; wer die Straßen Berlins durchwandelt, wird hier und dort einen in der jetzigen Zeit ungewohnten Anblick haben. Möbelwagen, sonst nur an den vierteljährlichen Umzugsterminen thätig, fördern die Flucht ganzer Haushaltungen; Ruinen ähnlich bleibt dieses und jenes Gebäude verschlossen und unbewohnt, und gestattet den eilig Vorübergehenden nur noch einen Blick in die Räume früherer Herrlichkeit und Geselligkeit. Zerbrochene Fenster, herabhängende Tapeten geben den traurigen Beweis, daß die bisherigen Bewohner eiligst geflüchtet sind. — Wir an unserem Theil müssen leider bei der Behauptung stehen bleiben, daß es ganz unmöglich ist, jetzt mit einem Male aller der Unsolidität entgegenzutreten, die sich seit den letzten 20 bis 30 Jahren festgesetzt hat. Für die Vergangenheit wird sich die Behörde darauf zu beschränken haben, die schlimmsten und bedenklichsten Fälle zu ihrer Cognition zu ziehen, ganz besonders baulichen Aenderungen in ohnehin zweifelhaften Gebäuden entgegen zu treten. Schwieriger ist es Rath für die Zukunft zu ertheilen. In den öffentlichen Blättern fehlt es zwar nicht an desfallsigen Ideen, wir haben aber keine gefunden, welche uns practisch geschienen hätte. Am entschiedensten müssen wir bezweifeln, ob die gesteigerte Controlle durch öffentliche, lediglich ad hoc anzustellende Baubeamte genügen werde; jedenfalls möchte es zunächst schon fraglich sein, ob sich überhaupt Sachverständige finden werden, die geneigt sein möchten, die enorme, ihnen aufzuerlegende Verantwortlichkeit auf ihre Schultern zu nehmen. — Nicht eine apodictische Garantie wird bei der Abnahme eines Neubaues zu erwarten sein, sondern lediglich die Verwerfung geradezu fehlerhafter und leichtsinniger Anlagen. Wird hier mit aller Strenge vorgegangen, der Neubau geschlossen und zwangsweise wieder abgebrochen, so wird die Vorsicht und Solidität sich bei den Bauunternehmern von selbst wieder einstellen. Uebrigens nimmt es uns Wunder, daß bei allen den Vorschlägen, welche die Berliner Zeitungen bringen, fast immer nur von Prüfungen die Rede ist, welchen die Steinmasse, das neue Gebäude, zu unterwerfen sei, daß aber nirgend energisch verlangt wird, die Bauhandwerker selbst wieder recht strenge und nachdrücklich zu prüfen, gegen Pfuschhandwerker einzuschrei-

Digitized by Google

ten und ähnliche Maßnahmen zu ergreifen, die allerdings zu dem alten Zunftzwange ehrsamer Handwerker zurückführen würden. Eigenthümlicher Weise fällt diese Agitation auf baulichem Gebiete mit derjenigen zusammen, welche die Maurer Gesellen kürzlich zur Erhaltung höherer Löhne ins Leben gerufen hatten; von dem Erfolge der letzteren ist jetzt mit einem Male Alles still geworden. Jedenfalls wird bei dem überaus gelinden Wetter noch rüstig gebaut. Eine besondere Regsamkeit bemerkten wir jüngst in der Förderung einer Anzahl von Villen ähnlichen Gebäuden, die in der Nähe des zoologischen Gartens, jedoch auf der andern Seite des Kanals, entstehen. Um dort ländliche Ruhesitze zu schaffen, hat sich, so ward uns erzählt, ein besonderes consortium Berliner Capitalisten gebildet; diese geben die Geldmittel, der Baurath Hitzig die Ideen. Von einem einzelnen, in den Bebauungsplan sich nicht recht einfügenden Gebäude, ward uns berichtet, daß dieses nur provisorisch für den Bildhauer Begas hergestellt worden sei, der in demselben die viel besprochene Schiller-Statue schaffe; es wird mit dieser also nun Ernst. — Diejenigen unserer Leser, welche sich für Baulichkeiten besonders interessiren, machen wir auf eine vorzugsweise zierliche und gefällige Brücke aufmerksam, welche jetzt fast beendigt vom Hofjäger her in dieses Bauterrain führt; unfern derselben ist auch das gedachte Atelier zu erfragen. Wenn somit dem Denkmale für Schiller wirklich näher getreten wird, hören wir noch immer nichts Näheres über die demselben beizugebenden Genossen.

Weniger säumig ist Berlin in der Feier der lebenden Größen, zumal wenn hiermit eine politische Demonstration verbunden werden kann. Mit einiger Beschämung lasen wir in diesen Tagen, daß sich der hochbetagte und hochberühmte Professor Dr. Boeckh einer Demonstration nicht zu entziehen vermocht hat, welche ihm an seinem Geburtstage dargebracht worden ist; nicht etwa von Schülern oder Genossen seiner wissenschaftlichen Forschungen, sondern von einigen Berliner Mitbürgern, die mit dem alten Herrn gemeinschaftlich die politische Charge eines Wahlmannes bekleiden. Wir würden es aufrichtig beklagen, wenn der Ruhm des Gefeierten sich auf diesem Gebiete und in einem 3jährigen Zeitraum abschließen sollte, jedenfalls aber finden wir die Idee, daß die Berliner Wahlmänner anfangen, gegenseitig den Tag ihrer Geburt festlich zu begehen, wahrhaft naiv. Wir erwarten, daß die Urwähler derselben politischen Partei des Grundsatzes eingedenk bleiben, wie die Macht und das Recht eigentlich bei ihnen ruhen, und daß wir in dieser Weise zu einer Reihe ununterbrochener Festlichkeiten gelangen, welche den politischen Freunden dargebracht werden. Die Kosten für diese Feste könnten billiger Weise die Abgeordneten tragen, welche ihr Mandat den Urwählern und Wahlmännern zu danken haben. Wir empfehlen diese Idee der wohlwollenden Erwägung des nächsten Abgeordnetenhauses.

Bevor dieses zusammentritt, sieht Berlin in seinen Mauern noch die Mitglieder des Landtages der Provinz Brandenburg versammelt, welchen so viel wir hören, die unerquickliche Aufgabe zufallen wird, sich mit Aufbringung der Kosten zu beschäftigen, die die Durchführung der neuesten Grundsteuer-

Digitized by Google

gesetzgebung veranlaßt hat. Wir hoffen, daß der Vater derselben, der frühere Finanzminister v. Patow alsdann auch wieder in Berlins Mauern weilen wird, bezweifeln aber, daß der Provinziallandtag ihm eine besondere Huldigung darbringen wird.

Schleswig, 28. November. Sie werden in den Zeitungen von den funfzig Frankfurter Briefen gelesen haben, die eines schönen Morgens in einem Nestchen Schleswig-Holsteins anlangten und bei der Post- und Polizeibehörde schreckliche Sensation machten. Funfzig Briefe auf ein Mal aus Frankfurt am Main; die konnten nur vom Sechsunddreißiger Ausschuß sein, der auf diesem nicht mehr ungewöhnlichen Wege seine Verschwörer-Parole austheilte. Freilich dienten die Briefe einer Verschwörung, die jedoch nur den Geldbeutel der biedern Schleswig-Holsteiner zum Zweck hatten; sie kamen von einem Frankfurter Lotterieloosschwindler.

Man muß aus allem eine Lehre ziehen, und also auch aus der obigen Anekdote. Der Fall in jenem kleinen Neste steht nicht vereinzelt da. Beide Herzogthümer werden jetzt mit den bekannten Spielofferten auf Grund von Scheinloosen, denen nie ein Gewinnst folgt, überschüttet; die Befreiung soll, wenn sie auch nicht dem Bundestage zu Gute gekommen ist, wenigstens den am Sitze des Bundestags wohnenden Speculanten dienen und zu Gunsten Frankfurts soll den Schleswig-Holsteinern eine Befreiungs- und Losreißungssteuer auferlegt werden.

Die Verschwörung kann man nur entkräften, indem man im Herzogthum Schleswig eine Filialanstalt der preußischen Lotterie anlegt. — Und dieser Schritt, den die Schleswiger mit Freuden begrüßen würden, hätte dann wieder eine Erweiterung und Reform Ihrer Lotterie zur Folge, durch welche den Parasiten-Händlern, die sich auf eigene Hand zu Collekteurs aufwerfen und einen illegitimen Profit ziehen, das Handwerk gelegt werden würde.

Militärische Revue.

Der letzte amerikanische Krieg.

Neue Folge.

VI.

Der General Tilghman, ein braver Mann, wenn auch kein besonderer Soldat, ergriff das beste Mittel, was sich ihm in seiner verzweifelten Lage

Digitized by Google

darbot, die 2000 Mann erhalten Befehl, so rasch als möglich abzuziehen, nach Fort Donelson: wir 75 werden das Fort halten, bis Ihr in Sicherheit seid!

Und in der That, alter weißköpfiger Gentleman, das ist auch das Beste! Sonst könnte es leichtlich sein, daß 2000 Federirte, Eure Freiwilligen in ihrem nassen Bivouak umgingen, und diese dann 6000 in der Front und 2000 im Rücken hätten, was auch für die besten südlichen Löwen zu viel Hunde sind!

Nun gut, sie reißen aus, die 2000, vernünftiger Weise, obgleich Einige davon, ächte Hitzköpfe, erst dem Feinde die Zähne zeigen wollten. Seid vernünftig, brave Burschen, in 8 Tagen wird mancher von Euch zum letzten Male gebissen haben!

Da sitzt nun der alte Tilghman, in seinem elenden Fort, rings vom Wasser umgeben, und wartet, wüthend über alle Welt, (wie's Viele sind, anstatt über sich selbst) und wartet der Dinge, die da kommen sollen.

Und sie kommen, sechs große schwarze unheimliche Särge gleiten hintereinander den Strom herauf. „Fire at them"*) kommandirt unser wüthender Weißkopf, nachdem er die ersten seiner Brummer selbst gerichtet. — Und Herrn Parrots Fabrikat scheint ihnen in der That nicht zu behagen, das zweite Boot bleibt stehen, dreht bei, versucht stromabwärts zu steuern, treibt aber, eine willenlose Masse, hart gegen das dritte an. — „Fire at them", dröhnt wieder das Commando, als diese rührende Anlehnung vom Fort aus bemerkt wird.

Schuß auf Schuß dröhnt wider, auf der sonst so stillen Stromfläche, der kranke Sarg wird von seinem Gefährten aus dem Bereiche der unmanierlichen Parrots geschleppt. Die andern aber nehmen die Conversation mit frischem Eifer auf.

Mit prasselndem Krachen und unwiderstehlicher Gewalt schlagen die stählernen Bolzen auf die Schienen der Boote, deren Panzer aus Eisenbahnschienen besteht, aber grimmige Antwort kommt von jenen herüber auf die stählernen Fragen.

Da erscheint auf dem östlichen Ufer eine glitzernde Schlange, viele Hundert Schritt lang sich über die Felder daher wälzend; 12 Feldgeschütze der Federirten mit 4 Reiterregimentern als Bedeckung sind es.

Zum ersten Male tritt die Flußmarine auf in Verbindung mit den Landtruppen.

Zischend schlägt Granate auf Granate in den engen Raum des Forts, in dem Tilghman und seine 75, wie einst Anderson im Fort Sumter nirgends Deckung finden vor dem Kreuzfeuer des Feindes.

Die Geschütze des Forts müssen ihr Feuer vertheilen, und die noch übrigen fünf Panzerboote rücken näher. Die platzenden Granaten entzünden die hölzernen Baracken im Fort, das unter einem Leichentuch von schwarzem Rauch verschwindet.

*) Feuer auf sie!

Digitized by Google

Drei Geschütze desselben, darunter zwei Parrots sind demontirt. Der Lieutenant Culbertson und 17 Kanoniere todt oder verwundet, dazu fällt seit dem Morgen der Fluß, am nächsten Tage wird den Feind nichts hindern, Sturm zu laufen. Sechs Stunden schon dauert das Gefecht. Unser alter Herr und seine noch „gesunden Jungen" fallen fast um vor Erschöpfung. „Es geht nicht mehr, umsonst ist längerer Kampf, unser Geschütz heiß zum Zerspringen, ein Viertel meiner Leute kampfunfähig, unsere 2000 sind über alle Berge, herauf mit dem weißen Lappen, ins drei T—s Namen!" So flucht der weißköpfige alte Herr! —

Fort Henry ist gefallen, der Teneſſee dem Feinde offen, Buell diesmal seiner Flanken sicher, marschirt auf Fort Donelson. O Mallory! — Süßwasserminister, floridanischer Alligator, es ist dein Werk!

Und nicht der letzte brave Soldat ist's, dem eine unfähige oder böswillige Bureaukratie in Richmond Tod oder Gefangenschaft bereitete!

Johnson, der Winchestermann, findet seine Stellung bei Bowling green zu exponirt, aber, was thun? — Zurückgehn heißt — West Kentucky dem Feinde überlassen. Stehenbleiben — abgeschnitten werden. Beauregard ist bald nach Zollikofers Tode von Richmond her eingetroffen, um mit Johnson zu conferiren, und beide einigen sich, wackere Männer, bald und leicht — dahin: Fort Donelson zu einem verschanzten Lager zu erheben, und mit dem Rest der Armee bei Bowling green zu bleiben.

Ein Schmerzensschrei wurde gethan, von den Ufern des Cumberland nach Richmond; es zuckt und flüstert der Telegraph, in geheimnißvollen Chiffern: „Jefferson Davis, sende 2000 Mann hierher, sonst bricht der Feind hier durch und spaltet unser Land in zwei Theile. Schon ziehen Gewitterwolken um New Orleans!" Das war nach dem Rencontre von Mill Springs.

Der Präsident, der eherne Jefferson Davis, wohl wissend, daß noch sein Reich zu wenig consolidirt sei, um eine solche Truppenmasse dem Hauptkriegstheater am Potomac zu entziehen, antwortete ausweichend mit einem Compliment auf die Geistesgröße seines alten Freundes Johnston. Der Winchestermann, um der „Schwachen im Glauben" willen, stellte sich auch an, als ob er Cabinetsversprechungen für baare Münze nähme, weiß aber, von dem Moment hat er nur seinen kalten Kopf und sein warmes Herz zu Alliirten! In Uebereinstimmung mit Beauregard setzt er ein Memorandum seiner Kampagne auf, und sendet es nach Richmond, folgenden Inhalts. Beide Generale finden die Vertheidigung von Nashville, der Hauptstadt Teneſſee's, innerhalb der Wälle des Fort Donelson, von dem aus die feindlichen Kanonenboote die Stadt mit einer 8stündigen Fahrt stromaufwärts erreichen können. — Zu diesem Zweck wird die Besatzung des Forts Donelson auf 13,000 Mann mit 14 Geschützen gebracht, so daß nur 10,000 Mann mit 8 Geschützen bleiben, um Stand zu halten, gegen den umgekehrten Odysseus.

Die viertägige Schlacht beim Fort Donelson.

Am 9. Februar war Pillow, der eigensinnige Arkansasmann, zum Kom-

mandanten des verschanzten Lagers erhoben, das bei Fort Donelson errichtet war.

Das Fort an und für sich war unhaltbar, da es in der Zeit vor Einführung der gezogenen Geschütze erbaut, den Hügeln des Flußthales zu nah lag, so daß es von diesen mit Leichtigkeit beschossen und eingesehen werden konnte. Eine Reihe von meistens geschlossenen Schanzen war auf diese Höhen im Halbkreise auf dem nördlichen Ufer vorgeschoben worden. Hierdurch entstand in dem Raum innerhalb, d. h. zwischen Schanzen und Fort ein gegen feindliches Frontalfeuer ziemlich gedeckter Raum, der Raum für mehr als 13,000 Mann abgab, da seine Peripherie mehr als eine halbe Meile betrug.

Noch im letzten Moment, am 13. Februar erschien General Floyd's Brigade von Russelville südlich von Bowling green um sich mit dem Besatzungscommando zu vereinigen.

Im Laufe desselben Vormittags erschien die feindliche Avantgarde und eröffnete ein heftiges Geschütz- und Tirailleur-Feuer auf die Vorposten der Confederirten, um den Anmarsch des eigenen Gros zu decken.

Gegen Mittag versuchten die Federirten an mehreren Stellen mit Colonnen gegen die Verschanzungen vorzugehen, sofort aber brachen geschlossene Massen confederirter Infanterie durch die Intervallen derselben vor, und warfen die Sturmcolonnen wieder zurück, wobei sie vier Geschütze eroberten.

Am Abend des ersten Tages waren die Federirten auch nicht einen Schritt breit über die Stellung vorgekommen, welche sie bei ihrem Anmarsch eingenommen hatten.

Bei Einbruch der Nacht begannen die Federirten ein langsames aber unausgesetztes Feuer mit Granaten, intensiv genug bei dem Scheine des Vollmonds, um einem großen Theil der confederirten Besatzung den so nöthigen Schlaf durchaus zu entziehen. Des schweigsamen Ulysses Kriegserfahrung!

Als die Morgendämmerung, „die Schäferstunde der Ueberfälle" naht, erwarten die Vertheidiger mit Sicherheit einen heftigen Angriff.

Die ganze kleine Armee der Confederirten steht deshalb unter Waffen von Mitternacht an. Vergeblich war die Wachsamkeit.

Gegen Mittag erscheinen auf dem Kumberlandfluß die fünf „eisernen Särge", die wir bei Fort Henry gesehen, und gleichzeitig steigen von den Höhen breite Colonnen aller Waffen nieder zum Lager Grants.

Es ist der größte Theil von Buell's Armee, den dieser nach dem Fall Fort Henry's detachirt hat.

In einem Halbmond rangiren sich die Kanonenboote und eröffnen ein heftiges Feuer auf die Schanzen, das verheerender wirkt, als das Feuer der federirten Landbatterien, da die gepanzerten Boote sich den Schanzen mehr nähern können als die Land-Artillerie. Das Fort erwiderte das Feuer nur aus seinen schwächsten Geschützen.

Dadurch kühner gemacht, dampfen die Boote immer näher, als plötzlich die 4 gezogenen Parrots ihre stählernen Bolzen auf sie schleudern. Split-

Digitized by Google

ternd ſpringt die Panzerung des vorderſten Bootes, ein zweites wird unter der Waſſerlinie getroffen und beginnt zu ſinken, ein drittes wird durch eine Stückpforte hindurch von dem Parrot-Geſchoß in den Keſſel getroffen.

Eine Exploſion! und der größte Theil der Bemannung ſtirbt einen entſetzlichen Tod in dem Dampfe des ſiedenden Waſſers. — Nach anderthalbſtündigem Feuer weichen die Kanonenboote außer Schußweite zurück, verfolgt von dem höhnenden Jubel der Confederirten.

Der Verlauf der beiden erſten Tage war den ſüdlichen Waffen entſchieden günſtig geweſen, ſowohl von den Schanzen, als von dem Fort war der Feind mit gutem Erfolg zurückgewieſen worden.

Trotzdem brach in einem unter General Floyd's Vorſitz abgehaltenen Kriegsrath ſich die Meinung Bahn, daß es nicht thunlich ſei, den Platz länger zu halten.

Es war bekannt, daß neue Kanonenboote von Paducah her unterweges ſeien.

Durch die im Laufe des Tages erhaltenen Verſtärkungen war es Grant gelungen faſt 40,000 Mann vor Donelſon zu concentriren, während faſt eben ſo viel noch zu ſeiner Dispoſition am untern Teneſſee und Cumberland blieben, um den bei Columbus am Miſſiſippi ſtehenden General Polk der Confederation im Zaum zu halten.

Je länger der Widerſtand bei Donelſon fortgeſetzt wurde, deſto ſicherer war es, daß ſchließlich die ganze kleine Armee durch ober- und unterhalb übergehende feindliche Detachements umzingelt und gefangen genommen würde.

Es gab nur einen Ausweg: mit aller Gewalt nach der eigenen linken Flanke durchzubrechen und ſich in die Gegend ſüdlich Naſhville zu werfen.

Während dies erörtert und der mannhafte Entſchluß gefaßt wurde, lief die ſichere Meldung ein: 6000 Mann mit 12 Geſchützen hätten den Fluß oberhalb überſchritten und ihn durch Anlage zweier Batterien geſperrt!

Außerdem waren die Leiden der kleinen Armee der Confederirten ſchrecklich, am erſten Schlachttage war das Thermometer 4 Grad nur über dem Gefrierpunkt geweſen, das Wetter ſtürmiſch und regneriſch. Arme Burſchen, aus den ſonnigen Gefilden Louiſiana's, Florida's, und Miſſiſippi, ihr mußtet dabei mit dem Gewehr im Arm ſtehen.

Die Diſtance zwiſchen beiden Armeen war ſo gering, daß nur wenige der Verwundeten hatten fortgeſchafft werden können, und viele davon zwei Tage lang dort liegen blieben, wo ſie zuſammengeſtürzt waren. In dem Raum, vor den Schanzen-Intervallen, aus denen die Confederirten in Sturmcolonnen vorgebrochen waren, lagen zahlreiche Verwundete, deren Wimmern und Klagen ſchauerlich durch die nächtliche Stille tönte.

Auf die mitleidigen Confederirten aber, welche in dem hellen Mondlicht verſuchten, ihre verwundeten Kameraden zu retten, wurde von den federirten Vorpoſten ſo anhaltend geſchoſſen, daß bald Niemand mehr wagte, dieſen Liebesdienſt zu verſuchen.

Schon in der erſten Nacht, von Donnerſtag auf Freitag, trat Froſtwetter von mehreren Grad Kälte ein, ſo daß viele der ungenügend beklei-

Digitized by Google

deten Mannschaften sich Gliedmaßen erfroren. Die am Tage naßgeregnete Leinwand der wenigen vorhandenen Zelte fror so steif, daß letztere allein standen, nachdem die Zeltstangen zur Feuerung benutzt waren.

Dazu denke man sich bei den Confederirten eine so ungenügende Bekleidung, daß Kaffeesäcke die hauptsächlich vorhandene Uniform bildeten!

Der vom Kriegsrath entworfene Plan war folgender: General Pillow unterstützt durch General Buckrood Johnson mit den Brigaden Baldwin (Mississippi- und Tenesseetruppen) Wharton und Mc Causland (Virginia Regimenter) sollte sich auf den feindlichen rechten Flügel, der die Höhen bis an den Fluß besetzt hielt, werfen, indessen General Buckner sich auf den feindlichen linken Flügel stürzt, um diesen auf das im Centrum gelegene Lager, Winnsroad (von der durchführenden Straße so genannt) zu drängen. Hierdurch wären die Federirten an der Entfaltung ihrer bedeutenden Uebermacht gehindert, und möglicherweise so weit zurückgeworfen worden, daß ein Durchbrechen nach Süden möglich für die Confederirten gewesen wäre.

General Pillow brach Sonnabend mit Tagesgrauen aus seiner Stellung und griff mit Ungestüm an. Die Federirten waren aber jedenfalls gewarnt worden.

Statt einer Vorpostenkette fanden die Confederirten rangirte Infanteriemassen vor sich, die einen so zähen Widerstand leisteten, wie ihn der Süden seit Bullrun für unmöglich gehalten hatte.

Es zeigte sich der Unterschied zwischen einer Hinterwäldlerarmee und einer Armee aus den östlichen Yankeestaaten!

Endlich gewannen nach zweistündigem Kampfe die Confederirten entschieden Terrain und drängten die Federirten auf Winns road, Buckners Angriffspunkt, zu.

Dieser hatte ebenfalls nach der Ueberwindung eines hartnäckigen Widerstandes Terrain nach vorwärts gewonnen; schon vereinigten sich die beiden confederirten Kolonnen, als plötzlich in Buckners Front die Federirten in gewaltigen Massen hervorbrachen und diesen auf seine eigenen Schanzen zurückwarfen. Fast gleichzeitig ging der Feind auf seinem rechten Flügel zur Offensive über, indem er gegen Floyd frische Truppen dirigirte.

Nach dreistündigem wüthenden Ringen verloren die Confederirten alle im Beginn der Schlacht gewonnenen Vortheile, mußten in ihre Schanzen zurückweichen und verloren die am weitesten vorgeschobene derselben.

Nach einem im Ganzen neunstündigen Kampfe verloren die Confederirten die Schlacht.

Wie sich später ergab, hatte die so energische Gegenattacke der Federirten darin ihren Grund, daß im Laufe des Gefechtes ziemlich bedeutende Verstärkungen von Paducah her per Dampfer stromaufwärts gekommen waren, so daß schließlich 82 Infanterieregimenter den 13,000 Mann Floyds gegenüberstanden.

Nun waren von diesen in den drei Schlachttagen ein bedeutender Theil gefallen, indessen die Federirten zahlreicher waren, als bei dem Beginn des Kampfes.

Digitized by Google

Die Südlinger waren Tag und Nacht hinter ihren Schanzen consignirt gewesen, da dem Feinde seine numerische Ueberlegenheit es leicht machte, fortwährend mit Ueberfällen zu drohen. Sie waren dort allem Unwetter Preis gegeben, ohne Zelte, ohne Mäntel — ohne Schlaf! — Es wäre Wahnsinn gewesen, mit diesen erschöpften Truppen noch auf einen Sieg zu hoffen.

Der während der Nacht zusammentretende Kriegsrath mußte diese Ansicht ebenfalls aussprechen, und General Buckner bewies des Nähern, daß ein Versuch sich durchzuschlagen, den Untergang von drei Viertheilen der noch vorhandenen Truppen haben müßte.

Die beiden ältesten Offiziere, die Generale Floyd und Pillow traten allein dieser Auffassung entgegen und erklärten, eine Uebergabe nicht überleben, sondern sich mit einem Kommando Freiwilliger durchschlagen zu wollen. Sie traten beide das Kommando an den General Buckner ab, und stellten sich an die Spitze eines Tenessee-Regiments, Oberst Forrest, mit dem sie bei Tagesanbruch auch glücklich die feindlichen Vorposten am Cumberlandfluß durchbrachen, und trotz einer scharfen Verfolgung Nashville erreichten.

Unmittelbar nach dem Abmarsch des Oberst Forrest sandte General Buckner unter einer Parlamentärflagge das Ersuchen um einen sechsstündigen Waffenstillstand ins federirte Lager.

Dasselbe wurde gewährt, und führte zur Uebergabe der confederirten Armee, sie bestand noch aus den Trümmern der ursprünglichen Armee, in der Stärke von — 5079 Mann. 8000 Mann waren todt oder verwundet in den vier Tagen die der Kampf gedauert hatte!

Schon diese Zahlenverhältnisse geben einen Maßstab von der Erbitterung, mit welcher dieser Kampf ausgefochten wurde.

Druck von A. Paul & Co. in Berlin Krausenstraße 21.

Digitized by Google

Wochenschau.

Der langsame Todeskampf des Königs der Belgier hat zur Folge gehabt, daß die politische Welt sich an das Ereigniß gewöhnte und daß vor dem Eintritt der Katastrophe alle die künstlichen Schrecken, mit denen dieselbe umgeben worden war, verschwanden. König Leopold hat allerdings unter den Fürsten Europas eine Spezialität vertreten, aber eine solche, die nicht erblich zu sein braucht und deren Verbleichen nicht sofort den Untergang einer Dynastie nach sich zieht. Der König der Belgier war recht eigentlich der europäische Vertrauensmann, der, weil er Allen Recht und Allen Unrecht geben muß, zuletzt an gar kein Recht sondern nur an die Vorzüglichkeit kluger Aushilfsmittel glaubt. Der vollkommene Vertrauensmann ist immer zugleich auch vollkommener Sceptiker; er ist der Geeignetste, wenn es gilt, einen heißblütigen Herrscher oder einen arbeitslustigen Staatsmann an die Unzulänglichkeit des menschlichen Könnens zu erinnern. Das ceterum censeo des Königs Leopold war, daß der Politiker nicht zu hoch hinaus streben müsse und daß der Sperling in der Hand besser sei, als die Taube auf dem Dache. Er selber hatte die Wahrheit dieses Sprichwortes erfahren: für ihn hatte einmal die Taube auf dem Dache gesessen, ihm hatte die Aussicht gewinkt, der erste Mann im britischen Reiche zu werden. Der Tod seiner Lieben rückte die Taube in unerreichbare Ferne und so nahm Leopold mit dem belgischen Sperling vorlieb. Fortan zuckte er die Achseln, so oft er einen Strebsamen erblickte, der so kühn war, die Hand nach den Angeln der Welt auszustrecken. „Ruhe, Ruhe", — das war dann seine Predigt — „erhitzt Euch nicht; keinen Eifer, keine Kopfeinrennerei; es ist Alles eitel."

Wenn man die Weisheit, durch welche der König der Belgier das Orakel der Monarchen wurde, etwa darin finden wollte, daß er in weitreichenden Combinationen, in ferngreifenden Vorhersagungen, in tiefdurchdachten Projekten excellirt habe, so würde man die Geltung Leopolds zu gering veranschlagen. Solche Projekte zu machen und sich mit dem geistreichen Spiele von Vermuthungen zu vergnügen, ist am Ende keine Kunst. Aber dem Satze Eingang zu verschaffen, daß das menschliche Thun Stückwerk sei, daß daher Derjenige am besten fahre, der in dem Produciren von Stückwerken der Sparsamste sei und nur im Falle der Noth sich an so undankbare Arbeit begebe, daß Bedächtigkeit über Kühnheit gehe — dies war wirklich eine Kunst.

In ihrer Ausübung war Leopold parteilos. Man that ihm eine Zeit lang das Unrecht, ihn das Haupt jener mystischen Macht zu nennen, die

Digitized by Google

unter dem Namen des Coburgismus einige Jahre hindurch die Freunde politischer Romantik in Staunen versetzte. Aber Leopold war ein viel zu klassischer Zweifler, als daß er Familiensympathieen hätte empfinden sollen. Napoleon, falls er einer Predigt des Systems der Alltäglichkeit bedurfte, war ihm eben so lieb, als ein Orlean'scher Prätendent oder als ein empfindsamer Coburger. Leopold ließ seine Sonne über Legitime und Illegitime, über Prätendenten und Usurpatoren, über herrschende und zurückgesetzte Minister scheinen, und — was seine Lebensgeschicklichkeit in das hellste Licht setzt — er vertrug sich eben so gut mit Lord Palmerston wie mit dem Prinzen Albert.

Herrliche, schätzbare Eigenschaften, aber zugleich solche, die für einen König der Belgier nicht gerade nothwendig sind. Ein Kaiser der Franzosen, der sich halten will, muß die feurige Kälte, die lebendige Erstarrung, die grausame Milde, die interessevolle Gleichgiltigkeit, die desorganisirende Organisationskraft Napoleons III. besitzen, Charakter und Krone hängen da genau zusammen. Aber ein König der Belgier braucht nicht zugleich Allerwelts-Orakel zu sein, um den Thron bis an sein Lebensende in Ruhe zu behalten. Die Lücke, die Leopold innerhalb jenes großen europäischen Landtages läßt, wo die Reden in der geheimsten Stille des Cabinets gehalten werden und am wirksamsten bleiben, wenn das Publikum nicht ein Wörtchen von ihrem Inhalte vernimmt, — diese Lücke, sagen wir, wird schon zur rechten Zeit wieder ausgefüllt werden. Wer weiß in welcher kleinen Hauptstadt der Zukunfts-Leopold heranwächst. Hatte doch schon bei Lebzeiten Leopolds ein Anderer, ein Verwandter des Königs, diese Rolle zu spielen versucht, nur daß dem Versuche ein böses Fiasko folgte, weil der Mann zu sehr die Absicht merken ließ und weil er Denjenigen, die ihm ihr Ohr liehen, seine Phantasieen als Thatsachen servirte.

„Thuet so wenig als möglich, und wenn ihr eine Verwicklung begonnen habt, so höret baldigst wieder auf." Im Namen dieser Lehre bereiste König Leopold die Höfe Europas. Es wäre wunderbar, wenn der Tod desjenigen Monarchen, der während seiner ganzen Lebenszeit das Schweben zwischen Action und Nichtaction zum Dogma erhob, für Europa das Signal zu einer plötzlichen allgemeinen Rührigkeit sein sollte. Nein, der Geist Leopolds wird nach dem Hinscheiden des Monarchen fortleben, wie der Geist Palmerstons nach dem Tode des Ministers erst zur rechten Kraft und zur Dictatur über alle Parteien Englands gelangt ist.

Man vermöchte vielerlei Gründe anzugeben, weshalb Frankreich bei Gelegenheit der Thronerledigung in Belgien keinen einzigen Soldaten über die Grenze schicken könne; es wäre leicht von der Grube zu sprechen, in die Napoleon gehen und aus welcher er sich nur durch den Ruin seiner Finanzen und durch die Depravation seiner Armee retten würde. Aber Ein Grund genügt, um zu begreifen, daß der Tod Leopolds nicht dazu bestimmt sei, in einer neuen Serie von Ereignissen den Reigen zu beginnen. Und dieser Grund besteht darin, daß die Mächte einander stillschweigend das Wort gegeben haben, während des Schwebezustandes der Schleswig-Holsteinischen

Digitized by Google

Angelegenheit keine Erschütterung an einem anderen Orte zu dulden, durch welche die an Elbe und Eider angestauten Schwierigkeiten einen Ausfluß finden würden. Wer das Benehmen der Mächte seit dem October 1864 beobachtet hat, der verschließt sich gewiß nicht der Erkenntniß, daß das Bestreben der Mächte dahin gegangen ist, die Schleswig-Holsteinische Sache zu isoliren und wo möglich in sich selber zu ersticken. Die englischen Diplomaten zeigten seit jenen Tagen, so oft nur die Herzogthümer erwähnt wurden, die Miene gelangweilter Nichtinstruirtheit; die französischen Diplomaten, um doch etwas Eigenes zu haben, entwickelten eine sanft plaudernde Zuthulichkeit. Beides aber kam auf dasselbe heraus. Es war unzweifelhaft, daß die Mächte dem Preußischen Staate den Ruhm der Initiative nicht gönnten und daher den Umschwung der Dinge nördlich der Elbe daran hindern wollten, den Rang eines entscheidenden Ereignisses einzunehmen.

So weit Oesterreich diese Tendenz der Mächte unterstützt, so weit es also seine Position in Holstein ebenfalls als einen Damm benutzt, durch welchen die preußische Action eingepfercht wird, — so weit, sagen wir, gebietet Oesterreich über die Zuneigung der Westmächte — soweit ist es auch gegen einen Zusammenstoß jenseits der Alpen gesichert. Denn Frankreich wie England werden vermittelst der Pression, die sie auf Victor Emanuel ausüben, jede Bewegung in Italien, welche die Hände Oesterreichs zu sehr fesseln möchte, hintertreiben.

Die Reden des Königs von Italien, mögen sie an Arbeiterdeputationen oder an Parlamente gerichtet sein, haben nicht den Hintergrund und Rückhalt eines freien Willens. Der König von Italien hat betheuert, daß er entschlossen sei, die Aufgabe zu erfüllen, ohne deren Vollendung sein Name ruhmlos vergehen würde, er hat auf Venetien hingewiesen und die Arbeiter aufgefordert, ihr Blut für die Lösung der venetianischen Sklavenketten zu opfern. Gewiß, das klingt so muthig und herausfordernd, als ob der König schon morgen das Schwert gegen Oesterreich ziehen wollte. Victor Emanuel ist aber Vicekönig und, was so ziemlich dasselbe sagen will, Phrasenkönig. Seine Stellung und der Ursprung seines Einheitsthrones zwingen ihn, von Zeit zu Zeit sich in Redensarten zu ergehen, als werde er nächstens die Welt einreißen; mit solchen Aussprüchen möchte er gleichsam den Boden befruchten, in welchem die Wurzeln seiner Herrschaft liegen. — Wir wollen nicht einmal sagen, daß Victor Emanuel unaufrichtig sei, wenn er von heldenmüthiger Action und unvermeidlichen Freiheitskämpfen declamirt. Nein, in dem Moment, wo er spricht, meint er es wirklich ernst mit seinem Heroismus, in diesem Momente möchte er wirklich allen Verlegenheiten und Zweifeln, die ihn peinigen, durch einen kühnen Coup ein Ende machen; — aber das rasch auflodernde Feuer verzehrt sich gleich wieder, und es bleibt nur das Gefühl der Ohnmacht übrig. Ein Ereigniß oder auch nur der Keim eines Ereignisses ist in dergleichen Reden nicht zu erkennen.

Wer auf die Volksvorträge Victor Emanuels Gewicht legt, der begeht etwa dieselbe Inconsequenz, wie Einer, der sich einbildet, es könne auf die leidenschaftlichen Ergüsse preußischer Fortschrittsabgeordneten eine politische

Digitized by Google

That folgen. Die letzteren schwatzen, um ihre Unlust zur Action zu bemänteln, und Victor Emanuel unterhält sich mit den Arbeitern, um wenigstens im Austausch schöner Vorsätze einen Trost für seine Schwäche zu finden. Ganz davon abgesehn, daß er bei dem ersten Schritte, den er gegen Rom oder Oesterreich machte, der revolutionären Partei in die Hände fallen würde, ist er ja überdies von den Befehlen Napoleons III. abhängig, und dieser hat kein Interesse daran, daß der gegenwärtige Zustand der Grenzen und der Machtvertheilung in Italien sich ändere. Bräche eine kriegerische Bewegung in Italien aus, und noch dazu eine Bewegung, die ohne Rücksicht auf das französische Kaiserreich ihren Weg nehmen wollte, so gäbe es nur drei Eventualitäten, die für Napoleon gleich peinlich sein würden. Entweder das angegriffene Oesterreich triumphirte über seine Feinde, oder es gelänge dem kämpfenden Italien, sich durch Blut und Revolution hindurch zum thatsächlichen Einheitsstaate zu consolidiren, oder die Halbinsel würde der Sitz permanenter Anarchie. In jedem dieser Fälle könnte Napoleon nicht unthätiger Zuschauer bleiben.

Würden durch das siegende Oesterreich die Folgen von Magenta und Solferino umgeworfen, so wäre auch eine der Stützen, auf denen der Kaiserthron Napoleons ruht, zerbrochen. — Constituirte sich ein einiges Italien, so erstände an der südöstlichen Grenze Frankreichs eine Macht, welche sich bei dem leidenschaftlichen Hasse der Italiener gegen die herrschsüchtigen Franzosen bald zur Nebenbuhlerin des Kaiserreiches und zur ächten Erbin des römischen Imperatorthums erklären würde.

Endlich aber: schlüge die Revolution in Italien ihr Lager auf, so müßte Napoleon befürchten, daß die Seuche ihren Weg nach Frankreich finden würde.

Es läßt sich also kein Motiv denken, durch welches Napoleon bewogen werden könnte, das Losungswort zum Ausbruch eines Kampfes in Italien zu geben. Dem Kaiser muß im Gegentheil daran liegen, daß die Dinge auf der Halbinsel in dem Stand bleiben, den sie jetzt einnehmen: — Ein Deficit, das nicht gedeckt werden kann, eine allgemeine Unzufriedenheit, die nicht beschwichtigt werden kann, nationale Hoffnungen, die nicht zu befriedigen sind, ein Heer, das man nicht beschäftigen, Briganten, die man nicht besiegen kann. Freilich ist das kein erfreulicher Zustand, aber die andern Staaten ruhen auch nicht auf Rosen; und die Italiener können nicht verlangen die verhätschelten Kinder der Geschichte zu sein, denen alle Ideale erfüllt werden.

Wenn man nun den Abwiegelungs-Manövern der Mächte zuschaut, wenn man bemerkt, wie sie jede Thür verriegeln, durch welche sich ein Ereigniß auf die Europäische Bühne schleichen könnte, so muß man über die Illusion lächeln, als ob hierdurch den Fortschritten der Preußischen Politik ein Tort geschehe. Preußens Vorrath an moralischen und materiellen Kräften wird unter solchen Umständen nur um so schwerer ins Gewicht fallen. Denn werden die Schwierigkeiten angestaut, so werden sie eben zu rechter Zeit den Damm durchbrechen.

Man bildet sich doch nicht etwa ein, Preußen werde innerhalb der künst-

Digitized by Google

lich erzeugten Decke gerade aus stürmen? Man vergißt doch nicht etwa, daß bei einer absichtlich herbeigeführten Stockung für Preußen die Blüthezeit der diplomatischen Figurenzeichnung beginnt und daß die seltenste diplomatische Figur die geradlinige ist?

Letzteres soll keineswegs ein Vorwurf sein. Je geschichtsgerechter die Bewegung der Diplomatie ist, desto mehr wird sie sich in Krümmungen und Windungen gestalten. Gleich wie der Fluß, den der liebe Gott von den Höhen in die Ebene sendet, nicht den geraden Weg einschlägt, sondern sich den Formationen des Landes anbequemt, hier eine Höhe umschlängelt, dort eine Tiefe ausfüllt —, so muß auch die Diplomatie die Steigungen und Senkungen der Staaten, der Völker, der Ereignisse, des Willens und der Entschlüsse beobachten und ihnen gemäß ihren Lauf nehmen, wenn sie zum Ziele gelangen will. Eine Diplomatie, welche schnurstracks, geradeaus geht, ist keine vollendete. Hat aber die Preußische Diplomatie je zu der Vermuthung Anlaß gegeben, als seien ihr die Gesetze dieser hohen Kunst unbekannt? Europa wird von Preußen noch Manches lernen können, und die sogenannte Isolirung unseres Vaterlandes kommt im Grunde nur daher, weil Preußen auf dem Katheder steht.

Reactionäre Fortschritte und revolutionäre Nachklänge.

IV.

Der Angeklagte gab nun eine Geschichte der staatlichen Freiheit von den antiken Republiken bis zur französischen Revolution und zog aus dieser Geschichte die Lehre, daß man am endlichen Siege der Freiheit, an der endlichen Verwirklichung des Republik-Ideals nicht zweifeln dürfe.

In schwunghafter den Philister packender Weise entfaltete Dr. Wirth eine Schilderung dieses Ideals, dieselben Prinzipien entwickelnd, welche er schon in seiner Schrift: „die politische Reform" niedergelegt.

Der Streit zwischen den einzelnen Staatsformen sei nicht nach leidenschaftlichen Ansichten, nicht durch Verfolgungen, sondern durch die ruhige Würdigung, welche Staatsform dem Zwecke des Staates, der freien Entwickelung der menschlichen Kräfte entsprechender sei, zu entscheiden: so ergebe es sich, daß die Republik den Vorzug vor der constitutionellen Monarchie habe.

Aber, sage man, die wahre, freie Staatsbildung ist in der Idee sehr schön; in der Wirklichkeit unausführbar und unpraktisch.

„Wie, ihr Zweifler, die innere Organisation der Völker, wodurch jedem Mitgliede der Gesellschaft die äußern Hülfsmittel zur Erfüllung der Zwecke

Digitized by Google

seines Daseins gegeben werden, sei eine Unmöglichkeit? Es wäre nothwendig, daß die ungeheure Mehrheit der Menschen ewig der Bildung entbehre? Und da das Bewußtsein der göttlichen Natur des menschlichen Geistes erst in dem Augenblicke eintritt, wo Erziehung und Bildung den Trieb der Wissenschaft, die Neigung zum Selbstdenken und den Geschmack an schöner Literatur und Kunst geschaffen hat, so wäre es Nothwendigkeit, daß die ungeheuren Massen der Völker durch Jahrtausende und abermals Jahrtausende Thiere bleiben, daß sie niemals etwas weiteres zu erwarten haben, als mit blutendem Schweiße ihr armseliges körperliches Leben fortzuschleppen, daß sie — entsetzlicher Gedanke — Jahrtausende auf Jahrtausende als Thiere sterben sollen, ohne zur göttlichen Natur emporgestiegen zu sein? Nimmermehr! Solche Schreckniſſe und moralische Gräuel können keine Nothwendigkeit sein!"

Bisher habe es nur Formstaaten, nur Abhängigkeit der Menschen von der Staatsform gegeben, noch kein einziger Staat sei innerlich organisirt gewesen.

Nachdem Dr Wirth die Mittel zu dieser innern Organisation auseinandergesetzt, sagte er: Jetzt ist das liebliche Bild der glücklichen Zukunft rein und harmonisch in sich abgeschlossen: im Strahlenglanze der Verklärung steht es vor dem durchdringenden Blicke des entfesselten Geistes und gießt in das begeisterte Gemüth des Mitbürgers himmlisches Entzücken. . . Jeder Staatsangehörige wird zum sittlich guten Menschen, zum wissenschaftlich gebildeten Manne und zum einflußreichen, geachteten und zum politisch mächtigen Bürger herangezogen. In dem Zweck des Lebens ist Klarheit getreten. Jetzt erlangt Volksrepräsentation und öffentliche Meinung erst den rechten Sinn und die volle Bedeutung. — Die Freiheit kann nimmermehr wieder sinken, denn die ungebildeten, indifferenten Massen sind nicht mehr, die Rohheit ist aufgehoben, die Besitzlosigkeit durch die Sorge, welche das Ganze für den Einzelnen übernimmt', verschwunden. Auch politische Stürme sind fortan nicht mehr möglich . . .

Dr. Wirth sprach am 7. August zwei Stunden, am 8. sechs Stunden. „Solch ein Werk unermeßlichen Segens," sagte er am 8., „würden Sie, meine Herren Geschworenen, durch ein „Schuldig" wider mich und meine politischen Freunde stören. . . .

„Man wird staunen, wenn ich die große Familie der Deutschen als diejenige bezeichne, welche den innern und äußern Beruf habe, die Organisation Europas im Interesse der Völker, wo nicht zu veranlassen, doch zu sichern."

Durch diese Wendung machte der Angeklagte seine Sache zu einer allgemein Deutschen, welche nicht nach den Particulargesetzen eines Landes, sondern durch eine richtige Auffassung der Entwickelungsgeschichte des deutschen Volkes und nach dem geschichtlich herausgebildeten legitimen Staatsrecht der Deutschen entschieden werden müsse.

„Die deutschen Fürsten", fuhr er fort, „hätten eine erhabene Sendung zu erfüllen — den göttlichen Beruf, die Menschheit friedlich auf die neue höhere Culturstufe zu geleiten. Wären die Fürsten des hochherzigen Ent-

Digitized by Google

schlusses fähig, durch freiwilliges Verzichten auf äußere Gewalt unserm Volke die Nationaleinheit und die republikanische Freiheit wieder zu geben — das Räthsel der Ausbildung des Volkes und dessen geistiger und materieller Vortheile wäre bald gelöst. Die Ersparungen wären gleich so bedeutend, daß das Institut der Erziehungsassociation augenblicklich ins Leben treten könnte. Nach außen erlangte Deutschland durch seine wiedergefundene Nationaleinheit ein solches Gewicht, daß es die Handelsfreiheit erzwingen und jede Eroberungssucht ersticken könnte.

„Allein aus freiem Antrieb konnten bisher die Fürsten sich nicht zu jenem Entschlusse erheben. Männer aus dem Volke müssen daher nach erlaubten Mitteln suchen, um die Völker zum Ziele der Freiheit zu führen."

Nach erlaubten Mitteln . . . Der Angeklagte gab nunmehr ein Resumé der deutschen Geschichte, um hierdurch zur Erkenntniß des allgemeinen legitimen deutschen Staatsrechts, nach welchem allein er zu beurtheilen sei, zu gelangen.

Die große Familie unserer Ahnherrn, die starken trefflichen Deutschen, — so erzählte der Angeklagte — traten als ein vollkommen freies Volk auf die Bühne der Welt. Im ersten Zeitraum unserer Geschichte besitzt und übt das Volk das Gesetzgebungs- und Verwaltungs-Recht, die Fürsten gehen aus freier Wahl hervor. Kein Deutscher bezahlte eine Abgabe, jeder wurde durch seines Gleichen gerichtet. Im zweiten Zeitraum Einführung des Repräsentativsystems, die ausführende Gewalt in der Hand eines einzigen Königs. Im dritten Zeitraume haben die Herzoge und Grafen die Erblichkeit ihrer Aemter durchgesetzt, Kurfürsten das Recht der Kaiserwahl usurpirt, Einschwärzung des römischen Rechtes, die Freiheit der Völker wird tief erschüttert, Einführung der Abgaben; allein trotzdem wußte das deutsche Volk seine ursprüngliche Verfassung wenigstens in den Grundzügen zu schützen, den Fürsten waren Landstände beigegeben. — Das Recht des deutschen Volks, jeder Verletzung seiner Freiheit ungestraft mit Gewalt sich widersetzen zu dürfen, war in seiner Verfassung tief begründet. — Die Usurpationen der Reichsfürsten konnten kein Recht begründen, vielmehr stellt sich das durch keine verjährte Gewalt zu vertilgende Staatsrecht nach seiner reinen Theorie in folgenden Sätzen dar: 1. sämmtliche deutsche Volksstämme sind zu Einer Nation, zu Einem untheilbarem Reiche vereinigt; 2. an der Spitze steht ein freigewählter Kaiser; 3. an der Spitze der Provinzen steht ein verantwortlicher Mandatar des Reichsoberhauptes; 4. die gesetzgebende Gewalt liegt in der Hand eines Repräsentationskörpers; 5. die richterliche Gewalt wird im Namen des Kaisers mit Zuziehung von Geschworenen öffentlich und mündlich ausgeübt.

Dieses allgemeine öffentliche Recht der Deutschen, auf die besonderen Institutionen der Provinzen angewandt, würde einen wohlthätigen Einfluß äußern. Als unumstößlich aber ergiebt sich, daß nur eine rechtmäßige Staatsgewalt, die sich nicht davor scheut, daß ihr Rechtstitel untersucht werde, von Hochverrath sprechen kann. „Unbefleckt und unwandelbar — fuhr der Angeklagte fort — thront im Aether des Lichts die Gerechtigkeit, doch tief im

Digitized by Google

Schlamme der Verworfenheit wälzt sich die rohe rechtlose Gewalt. Nach den ewigen Gesetzen der sittlichen Welt vermag sich die Gewalt niemals über die Gerechtigkeit zu erheben. Was letztere als Recht erkennt, bleibt auch im vorübergehenden Zustande der Unterdrückung „Recht" und Gewalt wird durch sich selbst niemals Recht. Auch wo der bloße Besitz ausnahmsweise Recht gewähren kann, geschieht es nur durch Sanction und nach Maßgabe des Rechts, nämlich nach den gesetzlichen Grundsätzen über Verjährung; allein auch hier steht dem Richterstuhle der Gerechtigkeit die Prüfung dieser Rechtmäßigkeit zu. Nur die Diplomaten und Agenten der Usurpatoren erkennen als ihr höchstes Gesetz — die „Gewalt", aber ein würdiger Priester der Gerechtigkeit, ein ächter Richter nur — das „Recht". Dem Richter kann die bloße Thatsache des gewaltsamen Besitzes nichts gelten; — er muß den Rechtsgrund prüfen. Ein Richter, der, ohne Untersuchung des Rechtstitels, heute dieser — morgen jener Regierung, wie solche in Zeiten der Umwälzung ohne Recht nur durch Gewalt, Verschwörung, verrätherische Verbindungen mit dem Auslande u. s. w. factisch aufeinanderfolgen, leichtfertig den Schutz desjenigen Strafgesetzes zuspricht, welches nur die „rechtmäßige" Staatsgewalt zu beschützen berufen war, ist kein Richter mehr, sondern ein willenloses Werkzeug, ein besoldeter abhängiger Agent dieser factischen Staatsgewalt. Der ächte Richter, dieser kostbare Juwel in dem ätherischen Diamentenkranze der Civilisation, gewährt nichts ohne Untersuchung des Rechtstitels; und sähe er auch augenblicklich gewisse Vernichtung voraus — die große unerschütterliche Seele giebt dem Usurpator auch im Kreise dessen Bajonette und im Bereiche dessen Festungen dennoch das ruhige Urtheil: „deine Gewalt ist unrechtmäßig".

Die gewaltthätige Umstürzung des deutschen Reiches — das war der fernere Abgang der Vertheidigungsrede — in Folge der Revolutionskriege war das furchtbarste Unglück des ganzen Volkes, die Völker hofften zur Zeit der Niederlage Napoleons auf eine Wiedergeburt des Vaterlandes, für die deutsche Bundesacte hätte kein Mensch den Fuß geregt.

Noch immer ist jenes Streben nach Wiedergeburt rechtmäßig, aber ohne Vereinigung der Volkskräfte giebt es für Deutschland keine Zukunft.

Aber nicht auf dem Wege der Gewalt, nein durch Ueberzeugung, sei es der Fürsten, sei es, wenn jenes nicht gelingt, durch Ueberzeugung des Volkssinnes ist jene Einheit zu erringen. Da die incriminirten Schriften nur diesen Satz enthielten, so falle die Anklage in sich zusammen.

„Jetzt, sagte Wirth am Schluß seiner Rede, jetzt nur noch einen resumirenden Blick auf das Ganze meines Vortrages, und ich kann Ihrem Urtheile ruhig und heiter entgegensehen. Der Menschheit neue Schöpfung — dies ist unser Streben, unser Ziel. Großartig und herrlich ist das Werk, rettend für die gequälte Menschheit, rettend insbesondere für unser zerrissenes unglückliches Vaterland. Nicht im Sturme, sondern nur allmählig soll das hohe Ziel erreicht werden. Was die heutige Generation säet, soll die folgende erst ernten, und die Ernte erst Lust und Mittel zu neuen Saaten verschaffen. Der Gang Gottes in der Natur, der ist es, welchem wir folgen

Digitized by Google

wollen; hell und klar liegt das Ziel, hell und klar der Weg vor uns, der sicher zu jenem uns leitet. — Ueberall Klarheit und Gewißheit, nirgends Täuschung oder blendendes Phantasiespiel. — Ja die Menschheit kann das Glück, sie kann die Jugend der Völker, sie kann ewige Freiheit und Gerechtigkeit sich schaffen — wenn alle Kräfte frei sich regen, wenn die Ideen ungehindert sich entwickeln können, und wenn durch reine volle Freiheit ein wahres öffentliches Volksleben gegeben ist. — Aber die Fürsten binden alle Kräfte, sie hemmen und unterdrücken alle Ideen, sie tödten alles öffentliche Volksleben. Unsere Literatur hat eine sehr hohe Stufe erstiegen, und die Wissenschaft die reinste theoretische Ausbildung erlangt. Allein jetzt, wo die Freiheit, von der unsere Dichter singen, ins Leben treten, und die hohen Lehren unsrer Weisen, über Völkerleben und Menschenglück, endlich die practische Anwendung finden sollen, jetzt widersetzen sich die Könige mit der rohen Macht der Bajonette. Da erhebt sich der schreckliche Kampf der Körper mit dem Geiste und der Selbstsucht mit dem Gemeinsinne, welcher alles Hohe und Edle wieder zu erschlagen droht. Wir sollen zurück auf den Boden der Theorie, wir sollen nicht ausführen, was die Weisen unseres Volkes vorbereiteten. Und kehrten wir auch wieder zurück, zu bloßen speculativen Theorien, es muß immer wieder das Verlangen nach Ausführung der Zustände erwachen, welche der forschende Geist als den Zweck der Völker erkennt. — Sobald dieses Verlangen aber von neuem wieder erwacht, so kehrt auch sofort der gewaltsame Widerstand der Fürsten zurück. Ein weiterer Schritt in der Cultur ist mit diesem nicht mehr möglich; unser Vaterland hat mit diesen keine Zukunft mehr, es wird noch einmal der Schauplatz fremder Kriege, seine Kinder kämpfen noch einmal auf beiden Seiten und wüthen noch einmal in den Eingeweiden der eigenen Mutter. Unglückliches, dreimal unglückliches Vaterland, unglücklich und namenlos elend durch Zerstückelung! Und haben denn diese Könige auf ihre Throne, welche unsere Nationalkraft brechen, der Menschheit ihre schöne Zukunft versperren und unser Volk mit ewiger Vernichtung bedrohen, ein so wohl gegründetes gutes Recht? Nein, kein Einziger hat ein solches Recht. Ihre Fürstenmacht stützt sich auf Anmaßung und heimlichen Treubruch; ihre sogenannte Souveränität dagegen auf offenen Meineid, nämlich auf den gewaltsamen Umsturz der rechtmäßigen deutschen Reichsverfassung, der sie Treue zugeschworen hatten; sie stützt sich auf staatsverrätherische Bündnisse mit dem auswärtigen Feinde, sie stützt sich mit einem Worte auf Handlungen, welche nach unsern rechtmäßigen Reichsgesetzen als „Hochverrath" strafbar waren.

„Und wir, Freunde des Volks und der Menschheit, wir sollten dem verwegenen und völkerverheerenden Beginnen dieser Fürsten nicht mit der ganzen Kraft unseres Geistes uns entgegensetzen, wir sollten ruhig zusehen, wie unsre Nation durch solche Usurpatoren unterdrückt, wie unserm Vaterlande seine schöne Zukunft und dem ganzen Menschengeschlechte seine herrliche neue Schöpfung abgeschnitten wird?

„Nein! so lange diesen Körper noch ein Hauch beseelt, so lange bleibt sein Geist dem Kampfe gegen die Fürsten geweiht.

Digitized by Google

„Und Sie, meine Herren Geschworenen, Sie wollen dem Streben der Freunde Ihres Vaterlandes ebenfalls sich entgegensetzen? Sie wollen das Unterdrückungssystem legitimiren?

„Vergebliches Beginnen!

„Sie hemmen das Streben nach der Wiedergeburt unseres Vaterlandes nicht. Monate und Jahre kann allenfalls die dumpfe Stille und das geistlose physische Vegetiren dauern, das durch die Uebermacht der rohen Gewalt an die Stelle des lebendigen und begeisterten Aufstrebens nach Freiheit und Nationaleinheit getreten war. Aber dann wird das Licht auf einmal mit größerer Macht hereinbrechen. Eine neue Generation, welche im Kindesalter die Opfer für den Ruhm und die Größe des Vaterlandes fallen sah, ist zum Manne gereift, denkt dankbar an die Saamenkörner der Freiheit und tritt den Volksfeinden kühner und kräftiger entgegen. Deutschland wird die Einheit, es wird die Freiheit sehen! Vergeblich ist der Widerstand der Fürsten, vergeblich der Widerstand der Richter, vergeblich der Widerstand der Geschworenen.

„Alles, was Sie thun können, meine Herren, beschränkt sich darauf, uns zu Märtyrern der Wahrheit zu erheben. Dies können Sie, denn Ihre Verurtheilung begräbt uns lebendig in den Gefängnissen, weil mancher unter uns die Luft seines Vaterlandes nicht entbehren kann, und sei es auch im ewigen Gefängnisse, doch nur im Lande seiner Väter zu leben vermag. — Doch geben Sie uns immerhin das Märtyrerthum, gebe man uns sogar den Tod. „Für die Wahrheit sterben, sagt Jean Paul Richter, ist kein Tod für das Vaterland, sondern für die Welt — die Wahrheit wird wie die mediceische Venus in dreißig Trümmern der Nachwelt übergeben, diese wird sie in eine Göttin zusammenfügen, — und dein Tempel, ewige Wahrheit, der jetzt halb unter der Erde steht, ausgehöhlt von den Erdbegräbnissen deiner Märtyrer, wird sich endlich über die Erde erheben und eisern mit jedem Pfeiler in einem theuren Grabe stehen."

„Doch auch die, welche verfolgen, erwartet einst die Stunde ernster Rechenschaft. „Wird vor Gottes Gericht, sagt wieder Jean Paul Richter, der Schuldige vorbeschieden vom Unschuldigen, so muß er sterben. Und wenn die Unschuld wider die Staatsgewalten schreit nach Gericht, so gehen sie unter mit allen ihren Mächtigen und werden gerichtet." Ich habe gesprochen. Mögen die Menschen nun richten!"

Die Rede Wirths brachte eine ungeheure Wirkung hervor, man sah die Geschwornen Thränen vergießen; das Verbot, Beifall zu erkennen zu geben, konnte die dichtgedrängten Zuhörer nicht abhalten, in einen lauten Jubel auszubrechen; als die Angeklagten in ihr Gefängniß zurückgefahren wurden, begleitete das Volk die Wagen mit Lebehochs und warf Kränze und Blumen in den Wagen dessen, den man soeben sprechen hörte.

Am folgenden Tage gab der gewählte Vertheidiger Dr. Wirths, L. Schneider, einen kurzen Nachtrag zu Wirth's Rede, worin er die Geschworenen an Christus erinnerte, der für die Wahrheit am Kreuze starb. Dann sprach der Anwalt Golsen für den Dr. Siebenpfeiffer. „Wie schwach, sagte

Digitized by Google

er, fühle ich mich, nachdem gestern die Worte jenes feurigen Redners, dieses politischen Luthers ertönt, hier aufzutreten. Hohe, erhabene Ideen sind es, welche die gegenwärtigen Assisen beschäftigen, und die Männer, welche das Schicksal auf die Bank der Angeklagten geführt, wollen nicht entschuldigt sein, nein, sie erwarten volle Rechtfertigung."

Pfarrer Hochdörfer sprach am neunten und zehnten August. — Nicht nach den speziellen Gesetzen des Landes, sondern nach der Vernunft wollte er beurtheilt sein — denn Schriften seien incriminirt. Er gab sieben Wahrheiten an, welche auf die ewige Vernunft begründet seien: erste Wahrheit: Alle, die geboren werden, bringen gleiche Rechte auf die Welt; zweite Wahrheit: Jeder Mensch ist berechtigt, seine Willenskraft nach Möglichkeit zu entfalten; dritte Wahrheit: Jeder Mensch hat ein Eigenthumsrecht auf sich und kann keines Menschen Eigenthum sein . . . Fünfte Wahrheit: Wir sind alle zu den Lebensgenüssen gleich berechtigt . . . Siebente Wahrheit: Jeder Mensch hat das Recht, nach geistiger Ausbildung und Veredlung zu streben. Der Angeklagte ging gleichfalls auf die deutsche Geschichte und auf die Verrichtungen des Wiener Congresses zurück. — Der Vertheidiger des Pfarrers, Herr Anwalt Culmann, bewies, daß der Angeklagte im Sinne des Zeitgeistes gehandelt habe und daß, wenn man ihn verdamme, der Zeitgeist verdammt werde.

Am 11. August sprachen die Herren Scharpff, Becker, Rost und ihre Vertheidiger, am 12. Herr Eisler und sein Anwalt. Herr Scharpff redete von der Zerstückelung des deutschen Vaterlandes: „die deutsche Geschichte war seit Jahrhunderten die Geschichte der Bedrückung. Man verfolgte die Presse, durch welche das Volk hätte aufgeklärt werden können. Sich selbst ist das Volk das freiste Eigenthum. Niemand hat ein Recht, dessen Entwickelung zu hemmen; und dessen gesellschaftliche Einrichtung und Einigung hängt nicht von dem Willen Einzelner ab." Becker sagte: „Der Morgen des neuen Tages bricht heran, das Volk fühlt seinen Werth und sieht wohl, daß der constitutionelle Zustand nicht der Zustand des Friedens, sondern nur des Waffenstillstandes ist." Herr Rost gab die feierliche Versicherung, daß er den Druck der Schriften, wegen deren er belangt sei, mit aller Bereitwilligkeit übernommen und ausgeführt habe. „Die heutige Scene, sagte der Vertheidiger Eislers, ist eine große Scene aus dem Schauspiele des Weltkampfes, es handelt sich hier um den Kampf zweier Prinzipien, des Prinzips der Gewalt und des Prinzips der Vernunft."

Herr Siebenpfeiffer hielt am 13. August seine Vertheidigungsrede: „Was wollen wir? Frei denken! Frei handeln! Der Mensch, dieses Prachtwerk der Schöpfung, soll nicht frei sein? Er soll trauern, wenn ein Reskript Trauer verordnet, jubeln, wenn der Hof jubelt? Was mich betrifft, ich bin ein Republikaner mit Leib und Seele. — Es lebe die Kraft des einigen Deutschlands!"

Mit Herrn Siebenpfeiffers Rede war der Cyklus der Vertheidigungen abgeschlossen; es hatte sich durch das stolze Benehmen der Angeklagten eine so günstige Stimmung des Publikums und der Geschworenen bemächtigt,

Digitized by Google

daß die Gegenparthei gereizt wurde und die Truppen mit einer Erneuerung der Neustädter Scene drohten. Die Geschworenen seien nicht mehr sicher, erklärte der Anwalt Culmann am 14. August, er bitte um Beschleunigung der Verhandlungen. Ja, sagte der Geschworne Botta von Landau, man drohte uns gestern, daß wir, im Falle wir die Angeklagten nicht verurtheilen, alle niedergehauen würden. Auch die Angeklagten, setzte Herr Siebenpfeiffer hinzu, sind in Gefahr. Der Genius von Neustadt hat sich nun auch in Landau spüren lassen. Wer bürgt uns dafür, fragte Herr Eisler, daß man nicht ins Gefängniß dringt und uns niedermetzelt!

Bis zum 15. August sprach der Generalprocurator, er begründete die Anklage und widerlegte die Vertheidigungsreden. Endlich am 16. August, nachdem der Assisen-Präsident ein Resume gegeben, zogen sich die Geschworenen um 12 Uhr Mittags zurück; um 3¾ Uhr traten sie wieder in den Assisensaal. — Durch das Organ ihres Vorstandes, Herrn Brunner aus Rheinzabern, erwiederten sie auf sämmtliche ihnen vorgelegte Fragen: „Nein, die Angeklagten sind nicht schuldig.“ Die Herren Eisler und Scharpff, vom Jubel des Volkes empfangen, verließen frei das Gerichtszimmer; die Herren Wirth, Siebenpfeiffer, Hochdörfer, Becker und Rost blieben in Haft, weil eine neue Untersuchung gegen sie vor ihren resp. Zuchtpolizeigerichten anhängig gemacht werden sollte. Die Staatsbehörde fand nunmehr in ihren Handlungen nicht mehr Aufreizung zur Empörung, sondern Beleidigung der Regierung und der Beamten, Verbrechen, über welche vor den Correctionellgerichten zu verhandeln war: es half den Verhafteten Nichts, daß sie sich auf den Rechtssatz non bis in idem beriefen.

Kaufmann Baumann, dessen Sache besonders behandelt wurde, ward am 22. August von den Geschworenen frei gesprochen, doch von der Regierung gleichfalls vor ein Correctionellgericht gestellt.

Das Urtheil über die flüchtigen Angeklagten gehörte nicht vor die Geschworenen: das Assisengericht verurtheilte den Dr. Pistor zu einem Jahr Correctionshausstrafe, den Dr. Große zu zehnjähriger. Die Herren Schüller, Savoye, Geib wurden von der Anklage auf Complot freigesprochen, erstere beiden wegen Verbreitung des Aufsatzes: „Was ist zu thun“ zu zehnjähriger Verbannung verurtheilt.

Die spätern zuchtpolizeigerichtlichen Urtheile lauten dahin, daß Wirth und Siebenpfeiffer zweijährige, Pfarrer Hochdörfer einmonatliche, Herr Rost und Herr Baumann mehrmonatliche Gefängnißstrafe zu erstehen hätten. — Herr Eisler wurde wegen Beleidigung eines Wachpostens im Gefängniß, vor das Zuchtpolizeigericht gestellt und zu dreimonatlicher Gefängnißhaft verurtheilt. Becker wurde von dem Correctionellgericht frei gesprochen. Siebenpfeiffer floh in die Schweiz. Die „Bestimmung der Menschheit“ ging in's Gefängniß oder wanderte aus.

Digitized by Google

Warschau's Sonne im Untergange.

(Aus den Papieren eines Reisenden, am Schluß des achtzehnten Jahrhunderts).

(Fortsetzung.) Warschau 1794.

Die Verfassung Polens vor ihrem Tode.

Ehe ich zu der Schilderung der Lebensart, der Sitten und des Charakters der Bewohner von Warschau übergehe, wird es nöthig sein, etwas von den staatsbürgerlichen Verhältnissen der Bewohner von Polen überhaupt zu sagen.

Der Verfassung von Polen, wie sie seit Errichtung der pacta conventa im Jahre 1572, und seit der Einsetzung des immerwährenden Rathes im Jahre 1776 besteht, liegt der Satz zum Grunde: Bei dem eingebornen Landbesitzer ist alle politische Auszeichnung und Wichtigkeit, er allein ist Staatsbürger*).

Wer in Polen Land besitzt, von einem polnischen Vater geboren ist, der Land besaß, (mit der Mutter nimmt man es nicht so genau) auf seinen Gütern unabhängig lebt und kein bürgerliches Gewerbe treibt, der ist Edelmann; mithin ist jede Auszeichnung, Wichtigkeit und Staatsbürgerschaft in Polen ausschließend bei dem Edelmann.

Jeder dieser Edelleute ist frei und unumschränkt in seinem Gebiete, mithin ist die gesammte Gesellschaft der Edelleute frei und unumschränkt im ganzen Lande.

Diese Gesellschaft wird geachtet, der Freiheit ihrer Personen und der Sicherheit ihres Eigenthums wegen, in einen Bund getreten zu sein, welchem eine allgemeine Uebereinkunft zum Grunde liegt. Die Bedingnisse dieses Bundes bilden die Gesetze des Landes. Da sie die Vorschriften für das Wohl des Einzelnen und Aller enthalten, so sind sie verbindlich für Einen und für Alle. Nur ihren Entscheidungen ist der Einzelne unterworfen, weil sie von ihm selbst und seinesgleichen kommen, nur nach ihnen kann also auch das Ganze handeln. Dies ist so wesentlich, daß Einer und Alle ihre Freiheit und Sicherheit verlieren, wenn nach fremden Vorschriften entschieden und gehandelt würde.

Die Gesellschaft wählt sich zum Knoten ihres Bundes, aus ihrem Mittel, frei, einen König. Dieser König soll die Ausübung ihres Willens, das heißt, der Landesgesetze haben, und auf seiner Person sollte die Ma-

*) Man vergleiche bei den folgenden staatsrechtlichen Angaben Leugnich Jus. publ. Pol. II. Tom. Gedani, 1742—1744. Was er bei den hier behandelten Gegenständen nicht anführt, oder was ich nicht anführe, oder worin ich von ihm abweiche, das ist durch Gesetze, die nach der Erscheinung seines Buches gegeben worden, oder durch spätere von außenher angerathene Einrichtungen, oder durch Mißbräuche, aus dem polnischen Staatsrechte entweder verdrängt, oder demselben hinzugesetzt worden.

Digitized by Google

jestät der Gesellschaft haften. Jene Ausübung hat er seit der Errichtung des immerwährenden Raths nicht mehr, und von der Majestät ist ihm viel abgeschnitten.

So wie also die Nation, d. i. die Gesellschaft der Landbesitzer*), in ihren Stellvertretern, Gesetze giebt, so besorgt sie nun auch die Ausübung derselben, in andern Stellvertretern. Ersteres thut sie durch den Reichstag, letzteres durch den immerwährenden Rath; und diese beiden Staatsmächte haben die dritte, die richterliche, zur nothwendigen Folge.

Diese drei Gewalten stehen ausschließend bei dem vorhin bezeichneten Adel, und die daraus herfließende Freiheit kommt keinem andern Einwohner des Landes zu gute, als dem Edelmann, dessen sämmtliche Rechte daraus herfließen.

Die wichtigsten dieser Vorrechte sind folgende:

Der Edelmann hat ausschließende Ansprüche auf alle weltliche und geistliche Ehrenstellen und Staatsämter, die erhabensten, die Würde des Königs und des Fürsten-Primas, nicht ausgenommen.

Michael Wisniowiecki, Johann Sobiesli, und Stanislaus Poniatowski waren vor ihrer Erwählung polnische Edelleute. Indessen ist der Genuß dieses Vorrechts nicht der sicherste für den polnischen Adel, und noch immer ist er, wenn man ihm denselben gestattete, die Quelle der schrecklichsten Unordnungen gewesen. Es ist unmöglich, daß ein König von Unterthanen, die Seinesgleichen waren, und auf einem vertrauten Fuße mit ihm standen, geziemend geachtet und geehrt werden kann; es ist unmöglich, daß Eifersucht und Neid unaufgeregt bleiben, wenn seine Verwandten andern vorgezogen und durch Würden und Güter ausgezeichnet werden; es ist unmöglich, daß ein König, der nicht selbst außerordentlichen Reichthum besitzt, die Kosten der Majestät bestreiten kann, für die der Staat selbst so wenig ausgesetzt hat; es ist unmöglich, daß die benachbarten Mächte, die in ihrem politischen Systeme Polen mit berechnen, sich nicht in das Wahlgeschäft mischen, und durch ihren Einfluß, ihre Drohungen und Bestechungen Partheien errichten und alle die aus der polnischen Geschichte sattsam bekannten Auftritte verursachen sollten.

Der Edelmann besitzt ausschließend alle Landgüter in Polen, bis auf die, welche den großen Städten zu besitzen erlaubt ist. Die Staatsgüter und die königlichen Tafelgüter glaubt er, insofern seine Genossenschaft den Staat bildet, auch zu besitzen, und deshalb hat er ausschließende Ansprüche auf sie, wenn sie vergeben werden, ja, er hat, wie die Geistlichkeit, einen großen Theil derselben an sich zu bringen und in Erbgüter zu verwandeln gewußt. Die Beschaffenheit seiner Erbgüter ist aber ganz eine andre, als die der

*) Polnisch Ziemiànie, terrigenae, auf dem Lande geboren. Dieses Wort bezeichnet, so wie die Wörter indigena, terrestria bona possidentes, nobiles possessionati, den eigentlichen Stimm-, Wahl-, Aemter- und Regierungsfähigen Adel, zum Unterschiede von dem gemachten Adel und den Bürgerlichen. Man findet weiterhin mehr hierüber.

Digitized by Google

königlichen, geistlichen und städtischen. Nur durch sie wird er der besitzliche Edelmann, dem die Gesetze so viel Vorrechte gewähren. Sie dürfen nicht mit Soldaten belegt, kein Lager darf in ihrem Umfange geschlagen werden; was ihr Besitzer an Metall-, Salz-, Schwefel- und andern Gruben auf seinem Gebiet entdeckt, benutzt er zu seinem eignen Vortheil, nicht, wie anderwärts, der Staat; die Flüsse, die durch sie hinströmen, gehören dem Besitzer, so weit sie sein Gebiet berühren, doch mit Ausschluß solcher, die durch die Gesetze für öffentliche erklärt worden sind. Die Erbfolge auf diesen Gütern steht allein bei den Söhnen; die Töchter werden mit einem Brautschatz abgefunden, der nicht über den vierten Theil des Werths derselben steigen darf. Auf die Güter selbst können sie, so lange Söhne vorhanden sind, keine Ansprüche machen; sind diese aber nicht da, so treten die Töchter in den Besitz der Güter und bringen sie ihren Männern zu. Sind auch keine Töchter da, so fallen die Güter, nicht nach der natürlichen Erbfolge, sondern nach den Regeln der Rekadenz, die in Polen gilt, an den nächsten männlichen Seitenverwandten des Vaters, entweder an dessen Bruder oder dessen Sohn. Auch kann kein Erblasser über solche Güter willkührlich verfügen, sondern er muß sie dem rechten Erben vermachen. Werden endlich solche Güter verschuldet und überläßt sie der Schuldner seinen Gläubigern, so gehen sie dadurch nicht für ihn verloren. Die Gläubiger werden, nach der Priorität, in die Güter eingelassen und benutzen sie, aber nur als Pfandhaber, so lange bis sie sich bezahlt gemacht haben. Der Eigenthümer kann sie immer wieder einlösen, wenn er im Stande ist, die Jura crediti an sich zu kaufen, und dann ist er wieder Besitzer, wie vorher. Güter dieser Art können in ihrer Beschaffenheit nicht verändert, mithin nicht vom Staat eingezogen werden; man muß erst öffentlich anfragen, ob irgend Jemand da sei, der Ansprüche daran hat und beweisen kann, und findet sich ein solcher, so tritt er in den Besitz, und wenn auch seine Abstammung von dem vorigen Besitzer in die Jahrhunderte zurückginge; findet sich aber keiner, so wird zwar die Kaducität über diese Güter verhängt, aber eingezogen können sie darum doch nicht werden, sondern der Staat muß sie wiederum einem Edelmann übergeben. So bleibt den Gütern beständig ihre adeliche Natur, wie ihr Eigenthum bei den Familien, die sie anfangs besaßen und nicht förmlich Verzicht darauf thaten; und daher kommt es, daß die ärmsten Edelleute, wenn sie nur beweisen können, daß ihr Vater ehedem ein so geeigenschaftetes Gut besessen, daß sie selbst nicht durch Handel oder Handwerk die Rechte eines Edelmanns verloren haben, nach der Verfassung, dieselben Vorzüge genießen, wie der reichste, jetzt noch besitzliche Edelmann. Denn solch ein armer kann in Umstände kommen, die ihm erlauben, sich den Besitz seines Familiengutes wieder zu verschaffen, das viele Jahre aus einer Hand in die andre gehen kann, ohne daß die verarmte Familie ihr Eigenthum daran verliert.

Die Abgaben von diesen Gütern sind geringe, und können nur solche sein, welche die gesetzgebende Macht, deren Mitglied der Edelmann selbst ist,

Digitized by Google

festgesetzt hat. Ebenso verhält es sich mit den Zöllen, von denen er zwar nicht mehr ganz frei ist, die aber verhältnißmäßig sehr geringe sind.

Seine persönliche Freiheit ist groß. Selbst im Fall eines Kriminalverbrechens bleibt er seiner Person so lange mächtig, bis er desselben gerichtlich überwiesen worden. Nur dann kann er verhaftet werden, wenn man ihn auf frischer That ertappt, z. B. bei Diebstählen, Mordbrennereien, gestissentlichen Todschlägen, Mädchen- und Weiberraube, Plünderungen u. s. w. Am Leben kann er nur durch den Reichstag gestraft werden, und es finden sich in der polnischen Geschichte sehr wenig Beispiele, daß das Todesurtheil über einen Edelmann ausgesprochen und wirklich vollzogen worden wäre.

Er kann Todschläge mit Geld abkaufen. Begeht er einen solchen an einem Bürgerlichen, so bezahlt er 100 Mark; geschieht er an einem Adeligen, und zwar mit dem Säbel, so bezahlt er 240, mit dem Feuergewehr 480 Mark, wozu noch eine Gefängnißstrafe von einem Jahr und sechs Wochen gefügt wird.

Ein Bürgerlicher hingegen, der einen Edelmann erschlägt, zahlt mit dem Kopfe.

Diese Rechte sind allen eingeborenen Edelleuten gemein, und Alterthum der Familie oder Reichthum machen keinen Unterschied. Daher sind alle Edelleute von Natur gleich. Die Vorzüge die einer vor dem andern hat, gehen nicht aus dem Grunde der Verfassung, sondern aus den Staatsämtern hervor, die er bekleidet. Ein Edelmann, der Senator ist, wird nur als Senator einem andern Edelmann vorgezogen. Auch die Unterscheidungen, die in andern Ländern durch die Titel: Herzog, Graf, Baron, unter dem Adel verursacht werden, finden in Polen nicht statt, und es ist dem Könige nicht erlaubt, diese Titel einem eingeborenen Edelmann zu verleihen, sowie ein solcher auch nicht darum anhalten darf. Vor etwas mehr als hundert Jahren wurde sogar durch ein Gesetz die Strafe der Ehrlosigkeit darauf gesetzt, wenn Jemand durch auswärts erhaltenen Titel, Wappen und Siegel die Gleichheit unter dem eingebornen Adel störte.

Indessen giebt es einige Familien, denen die Gesetze, der Gleichheit des Adels unbeschadet, den Fürsten- und Grafentitel erlauben. Es sind die noch blühenden von denen, deren in den verschiedenen Verträgen erwähnt wird, durch welche Litthauen, Kiow, Volhinien und Braclaw, mit Polen verbunden wurden: die Ostrog, Czartorysti, Sanguszko, Wisniowiecki, Radziwil, Zbaraz, Luzk, Czetwerlinsky, Fürsten, und die Tenczyn und Olenski, Grafen. Die Ostrog und Wisniowiecki sind ausgestorben, die Zbaraz werden von den Woroniecki fortgeführt, eben so die Grafen Tenczyn von den Ossolinski. Vor kurzem starb ein Olenski, aber ich habe noch keine sichere Auskunft, ob in ihm diese Familie ausgegangen ist. Von neuerer Schöpfung sind die fürstlichen Familien Ossolinski, Lubomirski, Sulkowski und ein Zweig der Familie Sapieha, die der Kaiser in den Reichsfürstenstand erhoben hat, die aber diesen Titel in öffentlichen Verhandlungen weder brauchen noch empfangen; vom allerneuesten Dato sind die fürstlichen Familien Jablonowski und Poniatowski, mit welchen es eine ähnliche Bewandniß hat. Wenn

Digitized by Google

der Erzbischof von Gnesen Fürst-Primas des Reichs und der Bischof von Krakau Herzog von Severien genannt werden, so ruhen diese Titel nicht auf ihren Familien, sondern auf ihren Würden und sie gehen auf ihre Nachfolger über. Die Oginski und Massalski führen den Titel Knees, weil sie von russischen Familien abstammen. Außerdem sind noch mehrere Reichsgrafen vorhanden und sogar ein Marchese, Wielopolski, der diesen Titel von der erloschenen Familie Myszkowski überkommen hat, die von dem Papst Klemens dem Achten denselben erhielt. Die Gesetze verbieten wiederholt, daß diese Titel ihren Besitzern irgend einen staatsbürgerlichen Vorzug vor den unbetitelten Edelleuten geben sollen weder in Vergebung der Ehrenstellen, Aemter und Starosteyen, noch in dem Wahl- und Stimmgeschäft und den öffentlichen Verhandlungen. Zum Zeichen der Gleichheit reden sich die Edelleute ohne Ausnahme mit Bruder an; der oberste Senator den gewöhnlichen Edelmann und dieser, wenn er will, den obersten Senator; aber letzterer enthält sich dessen gewöhnlich aus — Ehrfurcht. Auch ist es hergebracht, daß man in öffentlichen Berathschlagungen den Senat mit der Benennung der älteren Brüder und den Ritterstand mit der Benennung der jüngeren Brüder bezeichnet.

Fremde Edelleute, die in Polen leben, oder daselbst von einem fremden Vater geboren sind, können nicht Theil an den Rechten des eingeborenen Adels haben; sie müssen, mit Vorwissen des Staats, unter die Eingebornen aufgenommen werden. In älteren Zeiten war dies nicht nöthig. Damals wurden fremde Ankömmlinge aus Schlesien, Böhmen, Ungarn und Deutschland sogleich den Eingebornen zugezählt, wenn sie einen festen Wohnsitz gefunden hatten. Nach der Zeit aber ward das Gesetz gegeben, daß das Indigenat nicht heimlich, nicht vom Könige allein, sondern öffentlich, mit Einwilligung der Stände, verliehen werden sollte. Spätere Gesetze bestimmen noch, daß sich die Kandidaten des Indigenats auch um die Stimme des auf den Landtagen versammelten Adels der Provinz, in welcher sie sich besitzlich machen wollen, zu bewerben, und dessen Empfehlung für den Reichstag zu gewinnen haben. Auch wird das Indigenat nicht Jedem ohne Unterschied verliehen, sondern nur ächtadligen und verdienten Kandidaten. Deshalb müssen diese am Reichstage vor den Ständen ihre Verdienste erweisen, und ihren Adel, mittelst Zeugnisses des Fürsten, in dessen Lande sie geboren sind, darthun; sodann entscheidet erst der Reichstag, ob sie des Indigenats würdig sind oder nicht. Wenn Edelleute, die außerhalb Polens leben, das Indigenat erhalten, so macht man ihnen die Bedingung, daß sie sich in Polen ansäßig machen; oft läßt man aber auch diese Klausel weg. Seit dem letzten Drittel des vorigen Jahrhunderts ward gesetzlich bestimmt, daß die Neuaufgenommenen des Indigenats verlustig gehen sollten, wenn sie sich nicht vor dem nächsten Reichstage in Polen ankauften; und daß das Indigenat Denen nicht zu gute kommen sollte, die nicht zu dem römisch-katholischen Bekenntnisse übergingen. Zudem müssen sie, weil sie durch das Indigenat Staatsbürger werden, dem Könige und der Republik auch den Eid der Treue schwören. Uebrigens ist der nie-

Digitized by Google

vergeschriebene Beschluß des Reichstages wegen ihrer Aufnahme nicht genug: sie bekommen auch darüber ein eignes Patent aus der Kanzlei. Die Kosten, die mit diesem ganzen Geschäfte verknüpft sind, steigen sehr hoch, weil die Stimmen auf den Landtagen und am Reichstage selbst, so wie die Arbeiten der Kanzlei, nicht umsonst gegeben werden*). Dies ist der Hauptgrund, weshalb das Indigenat in Polen so selten gesucht und verliehen wird, und weshalb sich der polnische Adel mehr, als irgend ein anderer, von fremdem Blute rein erhalten hat.

Wenn diejenigen, die das Indigenat erhalten, mit ihrem Arme oder Vermögen das Vaterland geschützt haben oder noch schützen, oder wenn sie aus fremden, alten Familien stammen, so können sie sogleich Staatsämter bekleiden; andern Falls können nur erst ihre Urenkel zu den Ehrenstellen und Geschäften der Republik zugelassen werden. Daher steht bald in den Reichstagsbeschlüssen, daß der Neuaufgenommene aller Rechte des polnischen Adels fähig sei, bald ist es ausgelassen.

Nicht-adelig Geborne, Einheimische wie Fremde, können in den Adel erhoben werden. Ehedem hatte der König dies Recht; jetzt müssen die Stände, mit Vorwissen des Rathes, auf Empfehlung der Senatoren, Reichsboten, Minister oder Generale, darüber entscheiden. Ein bloßes königliches Adelsdiplom ist nicht hinlänglich, den Adel zu verleihen, es muß ein Reichstagsbeschluß, eine sogenannte Konstitution sein. Uebrigens wird von den Kandidaten ebenfalls verlangt, daß sie römisch-katholisch sind, daß sie sich die Stimme und Empfehlung des Adels auf den Landtagen verschafft, und ihre Verdienste dem Reichstage dargelegt haben. Auch werden erst ihre Urenkel dem alten Adel gleich geachtet, und, wie dieser, zu den Staatsämtern gezogen, es müßte denn sein, daß der erste Erwerber des Adels vorzügliche Verdienste besessen hätte.

Man glaube aber nicht, daß es mit diesen verlangten Verdiensten so genau genommen werde. Das Geld, welches auf den Landtagen und am Reichstage selbst, den Land- und den Reichsboten, die Einfluß haben, gegeben wird, bestimmt unbedingt das größere oder kleinere Verdienst. Diejenigen, die sich etwa dagegen setzen, oder daran zweifeln sollten, werden, durch eben diese Gründe, davon am kräftigsten und schnellsten überzeugt. In neueren Zeiten bedurfte es oft blos der Empfehlung eines oder des andern auswärtigen Gesandten, den man von den Verdiensten des Suchenden überzeugt hatte, und der Reichstag that willig, was man verlangte.

*) Der Stemmelbogen für das Indigenatsdiplom kostet allein schon 3350 polnische Gulden.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Militärische Revue.

Der letzte amerikanische Krieg.

Neue Folge.

VII.

Das Hauptschlachtfeld war der Wald gewesen und in diesem waren zwei größere Lichtungen wieder der Schauplatz der schrecklichsten Scenen gewesen. Die halbe Meile, welche die Ausdehnung der Schanzen betrug, war mit Todten dicht besäet, sie lagen dort untermischt mit Gewehren, todten Pferden, demontirten Geschützen, und dem ganzen halb traurigen, halb burlesken Zubehör eines Schlachtfeldes.

Nördlinger und Südlinger lagen untereinander gewürfelt, mitunter noch in der grimmig stolzen Haltung einander zugekehrt, mit der sie den verhängnißvollen Schuß oder Stich gaben oder erhielten, mitunter zu förmlichen Hügeln geballt, sechs bis sieben übereinander. Viele Körper waren auf das Entsetzlichste verstümmelt. Die Gespanne der Artillerie waren hinweggerafft über dieses menschliche Pflaster und hatten dort blutige Geleise gezogen! Wohl ein trauriger schauervoller Anblick ist es, wenn der Verwundete wimmernd seinen kraftlosen Arm hebt um sich zu schützen vor dem Hufe des Pferdes, das im Todeskampfe schmetternde Schläge mit dem beschlagenen Huf austheilt!

Mit einer außerordentlichen Bravour haben sich hier die Federirten geschlagen, ein conföderirter Offizier sah selbst folgende Episode mit an: Ein Illinois Freiwilligen Regiment, die egyptischen Zouaven genannt, gerieth in den Schußbereich einer conföderirten Batterie, und diese feuerte so wirksam, daß nach den ersten Schüssen das Regiment total auseinanderfiel und vollkommen tactisch aufgelöst war. Da rief der Fahnenträger den Fliehenden einige scharf tadelnde Worte zu — sie stehen, sammeln sich, und — gehen gut geschlossen wieder vor.

Die Schlacht beim Fort Donelson brachte eine Krisis zum Ausbruch, die lange sich im Westen vorbereitet hatte. Schon das bloße Auftreten Grant's noch ehe die Schlacht entschieden, hatte Johnston gezwungen, seinen Posten bei Bowling green zu verlassen. Als aber am 16. Februar ihn die Nachricht von dem Unglück traf, welches dort die conföderirten Waffen ereilt hatte, da mußte er auch Nashville, Tenessee's Hauptstadt räumen!

Was konnte er sonst noch thun mit seinen 11,000 Mann, worunter 3000 Kranke? — Wie sollte er damit 40,000 siegestrunkenen Gegnern die Spitze halten?

Wenn man aber weiß, welchen moralischen Einfluß noch heute die Hauptstadt Tenessee's auf die umliegenden County's ausübt, einen Einfluß, der während des Krieges durch die Wichtigkeit ihrer Lage, im Frieden durch

Digitized by Google

den Zusammenfluß der vornehmsten und reichsten Familien gebildet wird, dann wird man nach einem Blick auf die Karte verstehen, warum der schweigsame Ulysses Grant „die Cigarre in Permanenz" wie ihn einer seiner besten Freunde wegen seines permanenten Rauchens taufte — warum dieser so große Anstrengungen gemacht, um mit einem Verlust von fast 15,000 Mann, denn so hoch ist er in Wirklichkeit gewesen — Fort Donelson zu nehmen.

Die Stellung bei Fort Donelson sicherte den Confederirten Nashville: das Fort genommen, erschienen auch 8 Stunden später die Panzerkanonenboote des Nordens vor der stolzen Hauptstadt Tenessee's. Es ist interessant die nachfolgenden Zeilen zu lesen, die aus der Feder eines höheren confederirten Offiziers, eines Augenzeugen, geflossen sind.

„Am Sonntag den 16. Februar kam um 4 Uhr Morgens eine Staffete in General Johnstons Hauptquartier zu Edgeville, gegenüber von Nashville gelegen und meldete ihm den Fall des Fort Donelson. Sofort gab er den Befehl alles vorzubereiten, zu einem schleunigen Armeeübergange über den Strom, um mit den bei Bowling green concentritt gewesenen 11,000 noch bei Zeiten den Fluß passiren zu können.

Am Abend vorher hatten Extrablätter „einen glorreichen Sieg" verkündet, die Stadt war illuminirt gewesen und eine jubelnde Menge hatte frohlockend die Straßen belebt*).

Da kam Morgens die Schreckenskunde: Donelson ist gefallen! — Der Rückschlag war entsetzlich.

In der Stadt Nashville selbst fanden wilde und tragikomische Scenen statt. Wie erwähnt, hatte General Johnston eine Arriere-Garde unter Floyd zurückgelassen, die den Rückzug seiner Armee auf Murfreesborough weniger *decken* als die bedeutenden Munitions- und Proviant-Vorräthe *retten* und die der Confederation ergebenen Bürger vor der *Rache* der federirten Minorität unter der Bevölkerung *schützen* sollte.

Beides war so zweckmäßig als nöthig, denn es waren einige Proviant-Magazine durch einen raublustigen Pöbel schon erbrochen, ehe in der allgemeinen Panique Jemand daran gedacht hatte, es zu hindern. Der Gouverneur versuchte zuerst ein humanes und zugleich drastisches Mittel, um die Ordnung herzustellen. Ein Detachement Miliz rückte an, begleitet von einer rasselnden *Feuerspritze*! Diese schleuderte eine ziemliche Quantität heißen Wassers auf die plündernde Menge, die heulend entfloh — um an einer anderen Stelle wieder zu beginnen.

Ganze Karrenladungen von Mehl, Zwieback und Fleisch wurden fortgeführt und fast eine Million Dollars an Werth gestohlen, ehe Floyd eintraf.

Dieser schaffte allerdings bald Ordnung; wer von den Plünderern Miene machte, den Gehorsam zu verweigern, wurde niedergeschossen.

---

*) Dies waren Privatnachrichten, abgesendet nach der siegreichen Offensivbewegung der Confederirten, am Sonnabend Vormittag.

Digitized by Google

Die Bürger der Stadt stellten mit größter Aufopferung Leute und Fuhrwerk, und mancher elegante Tilbury und Gig wurde — zu seiner innerlichen Entrüstung jedenfalls — mit Schweinefleisch schwer beladen nach Murfreesboro' geführt!"

Die Eroberung von Nashville war ein Erfolg der federirten Waffen, welcher die unheilvollsten Consequenzen für den Süden nach sich zog. Tennessee war die natürliche Vormauer der Küsten-Sclavenstaaten: Louisiana, Alabama und Mississippi, durch die Eroberung seiner Hauptstadt war der erste Schritt geschehen, um den Keil der feindlichen Armee ins Herz der Confederirten zu treiben.

Der Norden wußte sehr wohl, er müsse sich beeilen, das Mississippi-Thal in seine Gewalt zu bekommen, wenn er der ferneren Unterstützung seiner westlichen Staatengruppe versichert sein wollte, deren ganze merkantile und volkswirthschaftliche Existenz auf einem freien Verkehr vermittelst dieser großen Wasserstraßen beruhte.

Daß man in Richmond hierauf so wenig Gewicht legte, sollte sich furchtbar rächen!

Vorläufig traten diese Folgen weniger hervor, im Gegentheil befand sich die federirte Armee in Nashville in keiner beneidenswerthen Lage.

Sie war viel weiter von ihrer Operationsbasis entfernt, als die confederirte Armee und wurde von eben so thätigen wie erbitterten Guerillabanden wie von einem Hornissenschwarm gepeinigt. Der Capitain John H. Morgan von der irregulären Kavallerie unter General Hardee wurde bald der gefürchtetste Parteigänger der confederirten Armee.

Kaum eine Woche verging ohne daß Morgan mit seiner Schwadron den Federirten ein empfindliches Zeichen seiner Thätigkeit gab. Einmal fing er einen recognoscirenden General mit seiner ganzen Suite, sammt einer Infanterie-Feldwache, die Jenen zu Hülfe eilen wollte. Oder er überfällt einen Wagentrain, mit dem er verschwindet.

Viele seiner Unternehmungen endeten in einer humoristischen Spitze.

So erscheint er plötzlich ganz im Rücken der federirten Armee zu Gallatin 6 Meilen nördlich von Nashville an der Louisville-Nashville-Bahn, mit nur 40 Mann Begleitung. Er ritt zuerst vor das abseits des Städtchens gelegene Telegraphenamt, um es zu besetzen. In das Bureau eintretend, frägt er gemüthlich den Beamten, was es Neues gäbe? „Nichts von Bedeutung", erwidert Jener, „nur der schuftige Rebell Morgan soll sich in der Gegend umhertreiben. Na mir sollte er kommen!" Dabei schwingt der Biedere einen Revolver.

„Ich bin Morgan! Haben Sie mir Etwas mitzutheilen?"

Der arme Schelm sinkt kreideweis auf die Kniee und fleht um sein Leben.

Morgan entgegnete ihm, daß er sich darüber beruhigen solle und ließ ihn nur an den Chefredacteur des federirten Louisville-Journal, Mr. Prentice, telegraphiren, dem er sich sehr höflich als Escorte anbot, falls er einmal nach Nashville kommen wolle.

Digitized by Google

Darauf wartete Morgan den Zug ab, nahm fünf federirte Offiziere, die mit demselben kamen, gefangen, ebenso den Ingenieur der Bahn und verbrannte dann sämmtliche Waggons, deren er habhaft werden konnte. Schließlich machte er sich das Vergnügen, die Locomotive mit Terpentinöl, das er in einem Waggon fand, zu heizen und sie dann, auf volle Kraft gespannt, gen Nashville loszulassen. Nach tausend Schritten platzte der Kessel mit betäubendem Krachen, unter dem lautesten Jubel der Zuschauer.

Bei einer andern Gelegenheit traf Morgan, nach Murfreesboro' zurückkehrend, eine Patrouille federirter Infanterie, die es sich in einem Wirthshause sehr bequem gemacht hatten. Morgan trug einen Paletot, den er einige Tage vorher einem federirten Oberst abgenommen, und diesen Umstand benutzend, ritt er dreist auf den Sergeanten zu, der die Patrouille von sechs Mann commandirte und vor dem Hause auf der Bank saß, und ertheilte diesem mit entrüsteter Miene über seine Fahrlässigkeit einen enormen „Rüffel". Während dieser und seine Leute demüthig zuhörten, nahmen drei von Morgan's abgesessenen Reitern die auf dem Hausflur stehenden Gewehre fort. „Ihr werdet ohne Waffen mit mir ins Lager zurückkehren!" schloß Morgan seine donnernde Philippika.

Mit hängenden Ohren folgte die erschreckte Patrouille. Nach einigen Minuten wagte der Sergeant die schüchterne Bemerkung: „Um Verzeihung Herr Oberst, wir gehen in entgegengesetzter Richtung, dort rückwärts ist das Lager."

„Wir gehen ganz richtig, mein Lieber", versetzte im leutseligsten Tone der Parteigänger, „ich bin der Capitain Morgan!"

Später wurde Morgan mit einem Patent als Oberst in die regulaire Kavallerie einrangirt, wo er dann schließlich durch Verrätherei überfallen wurde, als er allein in einem Hause sich befand und nach einer wüthenden Gegenwehr im Kampfe mit 10 Mann federirter Infanterie den Heldentod starb. Zweimal war er gefangen, aber stets wieder entflohen! —

Seitdem General Johnston sich nach Murfreesboro' zurückgezogen, waren eine Anzahl aus der Capitulation von Fort Donelson entflohener Gefangenen, sowie die Division Crittenden zu ihm gestoßen, so daß er auf 17,000 Mann gekommen. Darunter aber waren 3000 einbegriffen, von denen ein Theil krank, der andere, die ranzionirten Gefangenen, ohne Waffen war.

In Uebereinstimmung mit Beauregard war der Plan für den ferneren Feldzug folgendermaßen verabredet: Da die erste Vertheidigungslinie, vom Mississippi bei Columbus östlich, über Fort Henry und Donelson verloren war, so sollte als neue Vertheidigungsfront eine Linie vom Mississippi bei Memphis südlich von Nashville und nördlich der Memphis-Knoxville-Bahn angenommen werden.

Da durch den Fall Donelsons die Stellung bei Columbus, welche wir bei Gelegenheit der Schlacht von Belmont schilderten, unhaltbar geworden, so hatte Beauregard den Auftrag erhalten, eine neue zu suchen.

Er fand eine solche bei dem Eiland Nr. 10. Diese damals so oft in den Zeitschriften genannte Inselstellung verdient ihrer eigenthümlichen Be-

Digitized by Google

schaffenheit wegen ebenso wie durch ihre strategische Wichtigkeit eine nähere Beschreibung.

Um die zahllosen Inseln, welche der gigantische „Vater der Ströme" bildet, zu unterscheiden, hat die Regierung diejenigen, welche nicht besondere Namen führen, numerirt. Die Insel Nr. 10 nun bildet einen Punkt von hervorragender Wichtigkeit für die Vertheidigung des mittleren Mississippi-Thales. Dieselbe liegt zwischen den Städtchen New-Madrid auf dem West- und Point-Pleasant auf dem Ost-Ufer. Der Strom beschreibt dabei eine Krümmung von sechs Meilen, die zwischen ihren Bogen eine Halbinsel faßt, deren Landenge eine Meile nur breit ist und die auf dem West-Ufer liegt. Dort, wo die Halbinsel am meisten nach Osten reicht, liegt das Städtchen Tiptonville, gegenüber Point-Pleasant, während Madrid weiter stromaufwärts gelegen ist.

Die Stellung war 9 Meilen südlich von Columbus und galt für uneinnehmbar, da sie von der (westlichen) Landseite durch einen 160 Meilen im Geviert haltenden Cypressensumpf gedeckt war, der nur für einzelne Männer auf gefahrvollen Fußpfaden zu passiren war.

General Beauregard versäumte nichts, was die Stellung verstärken konnte. Wo sein erfahrenes Auge es für nöthig ersah, ließ er provisorische Befestigungen von starkem Profil anlegen. Bedeckte Batterien à fleur d'eau sollten die feindlichen Panzerkanonenboote verhindern, das Spiel vor Henry und Donelson zu wiederholen.

Am 15. März erschien die feindliche Kanonenbootflottille unter dem federirten Flaggenkapitain Foote, und begann sofort ein heftiges Bombardement, das Tag und Nacht ununterbrochen anhielt bis zum 17. März.

Am 17. machte eine Abtheilung von fünf Kanonen- und fünf Mörserbooten einen Versuch, sich dem Eiland Nr. 10 zu nähern. Das absolute Schweigen der confederirten Batterien mochte bei dem Feind ermuthigend gewirkt haben. Sobald aber die Kanonenboote auf Kernschußweite sich genähert, erhielten sie ein so wohlgezieltes Feuer, daß sie nach einer Viertelstunde wieder in ihre alte Stellung zurückgegangen waren.

Am 1. April telegraphirte Beauregard nach Richmond: „Das Bombardement hat Tag und Nacht gewährt, 3000 Schuß sind vom Feinde abgegeben worden. Unser Verlust besteht in einem Todten! Der Feind verlor zwei Kanonenboote, die unter unserm Feuer gesunken sind!" — Der Süden athmete auf bei diesen ermuthigenden Worten, die aus dem Lager eines seiner größten Generale kamen. Das Unglück von Donelson war vielleicht doch nicht so schlimm in seinen Folgen, als die Unglückspropheten geweissagt. Hier im Mississippi sollten die gefürchteten Panzerkanonenboote der Yankees endlich einen unbesiegbaren Widerstand finden.

Und in der That: 54 gezogene Geschütze des schwersten Kalibers vom 32- bis zum 100-Pfünder, vom ersten Ingenieur des Südens in formidablen Werken postirt, außerdem für die Offensive eine schwimmende Batterie, der „Pelican" mit 16 Sechzigpfündern, waren eine widerstandsfähige Position!

Digitized by Google

Was nutzt aber die beste Position, wenn der Heldengeist, der sie geschaffen, durch Unwürdige ersetzt werden soll. — — —

Die Beschießung von Insel Nr. 10 wurde indessen vom Feinde mit einer außerordentlichen Energie fortgesetzt. Es war ein in diesem Kriege noch nicht dagewesener Artilleriekampf. Alle 10 Minuten erschallte der dumpfe Knall einer der 25 oder 50pfündigen Mörser der Federirten, dem der scharfe schmetternde Schlag eines oder mehrerer Parrot-Geschütze von der Insel antwortete.

Von Zeit zu Zeit steigerten sich die einzelnen Schüsse zu einem viertelstundenlang anhaltenden Donner, der die Insel und die bedeckten Batterien erbeben machte. Es war ein furchtbar schönes Schauspiel, wenn aus dem weiten Mund der kolossalen Mörser eine Flammengarbe mit betäubendem Krachen hervorzuckte, der dann eine ringelnde Wolke von Pulverdampf folgte, häufig concentrische Ringe von großer Regelmäßigkeit aus ihrem Schooße heraufsendend in die klare Frühlingsluft. Dazwischen schleuderten die Boote aus ihren eisernen Flanken mit heulendem Zischen ihre schweren Geschosse, indem sie sich vollkommen einhüllten in wallende Dampfmassen, die sich weithin niedersenkten auf dem blitzenden Stromspiegel! Unerschüttert standen Beauregard's Wälle, aus der schweren fetten Dammerde des Flußthales gearbeitet, und erst seit wenig Tagen vollendet, schluckte der Wallkörper die feindlichen Geschosse förmlich ein, ohne ihr Profil zu ändern.

Die Artilleristen arbeiteten unter gedeckten mit 8 Fuß Erde bewerfenen Ständen, deren Deckungen aus kolossalen Stämmen der zähen Nadelhölzer hergestellt waren, welche die Insel bewaldeten. Während so der Süden mit Stolz auf diesen Hort seiner Freiheit blickte, machte plötzlich die Nachricht die Runde: „Island Nr. 10 ist gefallen, sämmtliche Geschütze, Vorräthe, Kranke und 600 Gefangene sind in der Hand des Feindes!"

Selbst im Norden hielt man es für eine Börsenente, bis die näheren Details bekannt wurden, und Entsetzen und Wuth auf der einen, Jubel und Hohn auf der andern Seite hervorrief.

Am 5. April mußte aus unten anzuführenden Gründen General Beauregard die Insel verlassen, um zu der auf dem Ostufer des Mississippi operirenden Armee Johnstons zu stoßen. Er übergab das Kommando einem General Makall.

Es ist schwer zu verstehen, wie ein so genialer Feldherr sich so in der Person eines Untergebnen irren konnte, aber es ist so.

General Makall erließ am 5. April bei Uebernahme des Kommando einen Detachementsbefehl, der mit den Worten schloß: „Laßt mich Euch sagen, wer ich bin! Ich bin ein General ernannt — durch Beauregard und Bragg!"

Die Thaten des Herrn Makall machen seine Worte entschieden zur — Großmäuligkeit! —

Und dies ist nur eine milde Bezeichnung; man höre:

Seit dem Anfang April hatten die Federirten einen Kanal zu graben begonnen, um die oben erwähnte, schmale Landenge zu durchstechen und so

Digitized by Google

unterhalb von Nr. 10 im Flusse erscheinen zu können, ohne die furchtbaren Batterien der Insel und Halbinsel passiren zu müssen. Da die Westseite der Halbinsel, so weit nicht der Sumpf sie schützte, von den Federirten eng cernirt war, so konnte diese Arbeit von der Besatzung weder gesehen noch gehindert werden.

Es war ein Riesenwerk, denn es handelte sich darum, einem ganz versumpften todten Hinterwasser, das vor Zeiten hier geflossen, eine Tiefe von ca. 4 Fuß zu geben. In der Nacht des 5. zum 6., kurz nach Beauregards Abreise, erschien ein feindliches Kanonenboot nahe der nördlichsten confederirten Batterie, und beschoß dieselbe ununterbrochen; während diese den Kampf aufnahm arbeitete sich ein zweites Kanonenboot durch den fertig gewordenen Kanal, kam südlich der Insel in den Mississippi, und begann zu feuern.

Es war dies eine unangenehme Ueberraschung für die Besatzung, und konnte einen braven Commandanten schon ärgern. Aber jeder männlichen Entschlossenheit, jedes persönlichen Muthes baar muß der sein, der so handelte wie der confederirte General Makall. Er sendete die ganze Infanteriebesatzung und eine Batterie Feldgeschütze (Steward's Battery) auf das Ostufer: „um einen etwa dort landen können wollenden Feind zu vertreiben!" Nur die 600 Mann Artillerie behielt er bei sich. Natürlich war dies eine Einladung, auf der Insel selbst zu landen, die auch die Federirten sofort an zwei Stellen zugleich befolgten.

Daß jetzt eine Uebergabe erfolgen mußte, war klar. Von einer jämmerlichen und schlaffen Leitung giebt auch der Verlauf derselben ferneren Beweis.

Die sämmtlichen Geschütze, statt sie zu vernichten, wurden mit schlechten Schiffsnägeln so albern vernagelt, daß sie in einigen Tagen wieder dienstfähig waren.

Die wohlgefüllten Pulver- und Kugelmagazine wurden dem Feinde intact übergeben.

Die Panzerbatterie wurde angebohrt und versenkt, was so meisterhaft unzweckmäßig ausgeführt wurde, daß kein vom Norden bezahlter Verräther es hätte besser machen können.

Am Morgen des 9. April war der „Pelican" gehoben, ausgebessert, und mit frischer Munition versehen in Dienst gestellt — gegen seine Erbauer! —

Vier Transportdampfer wurden säuberlich dem Feinde übergeben. Die Unglücklichen, welche unter dem Kommando dieses Monstrums von Unfähigkeit, Namens Makall standen, waren wehrlos dem Verderben preisgegeben. Auf einem der Transportschiffe, das als Lazareth diente, fand man über hundert Kranke, denen seit 24 Stunden Niemand eine Handreichung gethan!

Einzelne entflohen der Gefangenschaft durch die heldenmüthigste Anstrengung, indem sie einzeln auf Brettern und Balken den Mississippi abwärts schwammen. Andere entflohen in den furchtbaren Sumpf, aus dem nur Wenige wiederkehrten. Zweihundert ungefähr erreichten das Ufer und kamen

Digitized by Google

bis nach Memphis! — — So fiel der Hort des Mississippi, der mit dem Leben von Zehntausend nicht zu theuer erkauft gewesen wäre!

Zweitausend Meilen vom Schauplatz entfernt, ist schwer zu sagen: er mußte der Kommandant handeln! — aber daß ein braver Soldat und Gentleman anders gehandelt hätte wie dieser unglückselige Makall — ist klar, auch für den Laien im Militairwesen. — Kein Schlachtfeld im ganzen Kriege hatte bisher irgend einer Parthei derartige Erfolge verschafft, wie dieser blutlose Sieg dem Norden!

Das Mississippithal bis Memphis, ganz West-Tenessee südlich vom Fort Henry, die bedeutenden materiellen Vortheile auf der Insel, und — mehr wie Alles — der moralisch lähmende Einfluß der Eroberung selbst.

Die Krisis im Westen, die bei Donelson begonnen, trat ein, gleich werden wir ihr unheilvolles Weiterschreiten sehen. Die Unthätigkeit und Selbstüberschätzung des Südens sollte sich noch entsetzlicher rächen!

Die Schlacht von Siloah oder Shiloh.

Während Foote, wie wir gesehen, Island Nr. 10 erfolgreich angriff, erscheint zugleich Ulysses Grant südlich von Nashville mit der deutlich ausgesprochenen Absicht, Johnston bei Murfreesboro' zu „fressen". Dieser unterhält sich telegraphisch mit Beauregard und Der verspricht, ihm den ganzen Polk, den wir zuletzt bei Belmont gesehen, entgegenzusenden. Bei Corinth sollen sie sich treffen. Dies ist ein unbedeutender Flecken, entstanden durch die Kreuzung zweier großer Bahnlinien, der Memphis-Charleston- und der Ohio-Mobile-Bahn.

Am 1. April trafen sich die beiden Corps. Die Mississippi-Armee, bedeutend verstärkt durch 5 Divisionen, Louisiana und Mobile-Truppen.

Immer das alte Elend! Nun Hannibal ante portas, das heißt Grant an der Grenze, senden die Küstenstaaten Regiment auf Regiment. Wenn sie die jetzt eintreffenden 10,000 Mann zum 6. Februar vor Donelson gesendet, es wäre anders gekommen; aber sie konnten nicht die Einsicht gewinnen, daß man bei einem Kriege, der auf so ungeheurem Gebiete spielt, New-Orleans am Potomac, Mobile und Charleston in Tenessee retten oder — verlieren konnte.

Erst die höchste Noth, als es zu spät war, lehrte die Confederirten ihren republikanischen Partikularismus vertauschen mit dem monarchischen: Einer für Alle — Alle für Einen!

Corinth liegt genau östlich 18 Meilen von Memphis; 5 Meilen nordöstlich von Corinth, am Tenessee, liegt Savannah, dort hatte Grant sich aufgestellt mit seinen 54,000 Mann. Von Nashville heran rückte zu seiner Unterstützung Buell, der allerdings sehr geschwächt durch vielfache Detachirungen war.

Alles, was Johnston zu seiner Verfügung hatte, waren 38,000 Mann, mit denen er diesen Stoß pariren sollte.

Noch donnert und kracht die Kanonade vor Insel Nr. 10, während Ulysses Grant mit seinen Bataillonen unter Sturm und Regen sich über Columbia heranwindet, durch die dichten Wälder West-Tenessees an den breiten Strom, um ihn bei Pittsburg, einem kleinen Flecken, zu überschreiten.

Digitized by Google

Beauregard trifft am 6. bei Johnston ein, und Beide erklären sich dafür, dem anrückenden Feinde entgegen zu gehen, um ihn in den Tenessee zu werfen, ehe derselbe vom nachrückenden Buell erreicht ist. Man beschließt aber, ihm noch Zeit zu lassen bis zum Sonnabend Morgen den 5. November, um selbst noch einige Verstärkungen abzuwarten, und auch die Trains und Vorräthe des Feindes erst diesseits des Tenessee zu haben. Nach dem gelungenen Schlage dann schnell wieder zurück nach Corinth, wo wir in fortwährender Verbindung mit Insel Nr. 10, die in sicherer Hut des biederen Makall ist. O Beauregard!

Am Donnerstag den 3. schon begannen die conföderirten Corps ihre Concentration, aber dasselbe Wetter, das Buell und Grant aufhielt, hinderte Beauregard und Johnston. Regen, Sturm und ein Wald in West-Tenessee! So verging der Sonnabend, erst spät am Nachmittage trafen Beauregard und Johnston zusammen, dort, wo die Wege von Pittsburg und Hamburg sich kreuzen, in großer Nähe des Feindes.

Wußten Nichts von einander, es fehlte Morgan mit seiner Terpentin-Heizung! Fehlte überhaupt sehr an Heizung an diesem Sonnabend dort in dem wilden Forste, der seit zwei Tagen und Nächten unter strömenden Regen dastand, naß und kalt! Schlimmes Bivouak für die armen Burschen, die großentheils von der sonnenwarmen Küste des Golf herkamen!

Nach kurzer Zeit erfuhr man Näheres über des Feindes Stellung. Er stand in zwei getrennten Lagern, das eine bei der sogenannten Shiloh Kirche in der Nähe von Pittsburg gelegen, ein armes kleines Holzkirchlein einer Baptistengemeinde, sollte einer der blutigsten Schlachten der Neuzeit den Namen geben. Das zweite Lager 1000 Schritt davon, wie das erste auf einem Hügel liegend, an der Straße von Pittsburg nach Corinth. Rings um die Lager war der Wald licht, riesenhafte hohe Stämme ohne Unterholz ließen viel Raum zur Bewegung kleiner Abtheilungen, große offene mit vielen Fenzzäunen und einzelnen Farmen besetzte Lichtungen unterbrachen hier den Wald.

Dies Terrain bestimmte natürlich auch die Kampfesweise für den morgenden Tag. Einzelgefechte kleiner Detachements, eine Summe von kleinen Todesposten, die addirt den Sieg oder Verlust ergeben werden.

Noch spät am Abend begann ein kurzes Gefecht zwischen den Vorposten im Walde, nutzloses Geknalle, das nicht zu vermeiden bei schlecht disciplinirten Truppen.

Der Sonntag Morgen brach an, noch vor Sonnenaufgang hatte der Avantgarden-Commandeur der Conföderirten, General Hardee, seine Truppen gesammelt. Hatten vermuthlich nicht viel geschlafen auf dem nassen Waldboden. Noch herrschte nächtliches Dunkel unter den hohen Stämmen, als die geschlossenen Massen des General Hardee auf das federirte Lager losrückten.

Dasselbe wurde vollkommen überrascht. Die Federirten im Gefühl ihrer Stärke mochten keinen solchen Angriff vermuthet haben. „Die Leute waren im Nacht Anzug (night attire)", sagt naiverweise ihr eigener Bericht.

Digitized by Google

Vermuthlich Hemde und Zipfelmütze! Für europäische Augen ein wundervolles Bivouakkostüm! In Summa: Die armen Schelme wurden ungefrühstückt über den Haufen geworfen, und aus ihrem Lager — es war das an der Kirche von Shiloh — gejagt, mit großem Verluste an Leuten und Waffen und — Frühstück, was der Bericht wehmüthig hervorhebt. Indessen formirte sich das federirte Gros doch theilweise und bot dem Angreifer eine schnell gebildete Front.

Die Confederirten rückten in drei Treffen hinter einander vor, zwischen dem ersten und zweiten Treffen befand sich das Gros der Artillerie. Das erste Treffen, die oben erwähnte Avantgarde, commandirte Hardee, das zweite Treffen Bragg, die Reserve oder das dritte Treffen stand unter Polk, bei diesem befanden sich Beauregard und der am heutigen Tage commandirende Johnston.

Bis gegen 6 Uhr Morgens war es noch nicht vollkommen hell, und das Gefecht wurde nur durch die beiderseitigen Tirailleurs und Feldwachen fortgesetzt, da Johnston, und mit Recht, nicht weiter vordringen konnte, ehe er nicht wußte, was er vor sich und in seiner rechten Flanke, in dem andern Lager, hatte.

Als aber die Sonne glänzend am klaren Himmel emporstieg, verstärkte Johnston das erste Treffen, wo es nur das Terrain gestattete, mit Artillerie und da der Feind ebenfalls sein Geschütz ins Gefecht eingreifen ließ, entspann sich ein längerer Artilleriekampf. Anderthalb Stunden dauerte derselbe, dann brach die confederirte Infanterie des zweiten Treffens zum Angriff vor, und zwar mit einem so gewaltigen Anlauf, daß die Federirten auf der ganzen Linie mit Verlust mehrerer Geschütze und einiger Hundert Gefangener zurückwichen.

Es war ein schaurig schöner Moment. Hoch in der Luft platzten Granaten mit scharfem, kurzen Knall, und sandten prasselnd ihren tödtlichen Hagel auf die Weichenden. Heulend durchschnitten die schweren Geschosse der gezogenen Geschütze die Luft und zerschmetterten die Bäume, Menschen, Fenzzäune, oder was sonst sie in ihrer Bahn fanden.

Im Unterholze sah man nicht die Fechtenden, aber zwei Reihen unaufhörlich sich emporkräuselnder Wölkchen bezeichneten ihre Stellung. Kugeln pfiffen durch die Luft oder zischten mit scharfem Lauf „zollweit an Ohr und Seele vorbei" wo sie nicht schmetternd ins Holz oder mit dem eigenthümlichen matten Ton in menschliche Körper schlugen. Wer den „Kugelschlag" einmal gehört, vergißt ihn nicht wieder.

Indessen rückten mehrere Male aus der Reserve der Federirten frische Regimenter und Batterien vor, aber jedesmal empfing sie die confederirte Artillerie mit heftigem Feuer und ehe sie zur Entwickelung kamen, waren sie schon in den allgemeinen Strom des Rückzuges gekommen, der sich dem Tenessee zuwälzte! Um ½1 Uhr Nachmittags fiel der confederirte General en chef Johnston; wir werden weiter unten die Details schildern.

Kluger Weise befahl Beauregard, den Tod des geliebten Führers zu verheimlichen. Der Tag aber war schon dem Süden gewonnen. Johnston

Digitized by Google

starb des Soldaten schönsten Tod inmitten der schmetternden Siegesrufe seiner Getreuen. Es war halb sieben Uhr Abends, als die Conföderirten hinter dem Rücken ihrer Feinde den Spiegel des Teneſſee blitzen sahen. — Beauregard glaubte nicht weiter folgen zu dürfen, da er der Aussage des gefangenen Federirtengeneral Prentiß Glauben schenkte, der ihn versicherte, Grant hätte einen starken Brückenkopf am Uebergangspunkte.

Das materielle Resultat war allerdings auch so schon recht befriedigend, die beiden Lager des Feindes mit einer reichen Beute aller Art, wie die Ehre des Tages, gehörte dem Süden.

Dreitausend Gefangene (darunter der Divisionscommandeur Prentiß und 4 Brigadiers) 40 Fahnen und Standarten, fast die ganze Feldartillerie Grants, 108 Geschütze, Tausende von Waffen und ein reicher Vorrath von Proviant bildeten die nächsten Früchte des Sieges.

Eine sehr angenehme Zugabe bildete der ganze Train Grants, den derselbe ebenfalls im Lager lassen mußte, was für Beauregard das Angenehme hatte, daß er die vorerwähnten hübschen Gegenstände schnell weiter südwärts schaffen konnte.

Die geschlagene federirte Armee bestand aus den Divisionen Prentiß Sherman, Hurlbut, Mc Clernand, Schmidt, jede 9000 Mann stark. Besonders stolz machte es den Süden, daß diese Armee nicht aus Yankee's, sondern aus Männern des „fernen Westens bestand", die der Süden als seines Gleichen betrachtet, während er den Yankee vielmehr verachtet als haßt.

Besonders tapfer hatten sich die federirten Missouritruppen geschlagen, und der gefangene General Prentiß hatte wohl Recht, wenn er dem General Beauregard sagte: „Ihr habt unsere besten Regimenter heut vernichtet." — Es schien dies von dem listigen Nördlinger übrigens eine captatio benevolentiae zu sein, um seiner ächten Yankee-Schnurre Glauben zu verschaffen, die er selbst mit Vergnügen erzählte: „General Beauregard fragte mich, ob wir am Flusse (Teneſſee) Werke hätten, worauf ich ihm (mit gut gespielter Entrüstung vermuthlich) erwiderte: „„Sie müssen uns für armselige Soldaten ansehen, General, wenn Sie glauben, daß wir eine so wesentliche Pflicht vernachlässigen würden!"" In Wahrheit aber hatten wir durchaus gar keine Schanzen dort. Hätte Beauregard nur eine Viertelstunde länger verfolgt, so wäre von uns nicht ein Mann ans andere Ufer gekommen, da Buell erst in der Nacht vom Sonntag zum Montag übersetzte."

Uebrigens sagte auch Buell, hiermit conform, in seinem amtlichen Rapport: daß Beauregard's Artillerie so nahe dem Flusse schon gewesen, daß ihre Geschosse auf die im Flusse liegenden Kanonenboote aufschlugen.

General Johnston war gefallen, als er eine Colonne aus der Reserve zum Angriff vorführte. Eine Flintenkugel traf ihn oberhalb der rechten Hüfte, wurde aber von ihm als eine leichte Fleischwunde nicht weiter beachtet. Er gab hierauf ruhig einen Befehl an den bei ihm adjutantirenden Gouverneur Harris; dieser, zurückkehrend, fand ihn auf dem Hals seines Pferdes liegend, mit Blut überströmt. „Sind Sie verwundet?" fragte Harris. „Ja, und ich glaube, tödtlich", erwiderte der Sterbende und glitt

Digitized by Google

zur Erde. Keine andere Wunde war an seinem Körper, die Kugel hatte eine Arterie zerissen.

Am Sonntag Abend bezog Beauregard das Hauptquartier in der hölzernen Kirche von Shiloh und bivouakirte auf dem Schlachtfelde.

Weshalb er nicht durch eine energische Verfolgung sich selbst von der lügenhaften Angabe seines Gefangenen betreffs des befestigten Flußüberganges überzeugte, weshalb er jetzt wenigstens nicht die Nacht benutzte, um den noch im Uebergange begriffenen Buell zu vernichten? Die Antwort darauf ist schwer, wenn nicht unmöglich zu finden, ohne daß man sich der von uns schon mehrfach betonten unglückseligen Defensiv-Idee des Richmonder Cabinets erinnert.

Diese Zeit, welche der Sieger von Bullrun — wollen hoffen, wider seinen Willen — so nutzlos verstreichen ließ, wurde von einem großen Theile seiner Armee im Verein mit den Bewohnern der umliegenden Flecken Pittsburg und Shiloh zu einem häßlichen, schmutzigen Werk benutzt, wie es sonst in der conföderirten Armee eben so selten als in der Bundes-Armee häufig vorkommt: die Proviant- und namentlich die Brantweinvorräthe des besiegten Gegners wurden geplündert.

Diese Zügellosigkeit hatte alle Unannehmlichkeiten im Gefolge, welche eine derartige Schlaffheit der commandirenden Offiziere stets erzeugen wird.

Nicht allein, daß kostbares Gut muthwillig verschleudert wurde, auch die Disciplin und Thatkraft vieler Regimenter wurde für den nächsten Tag geschwächt, der doch so ernste Proben für die Sieger des 6. April bringen sollte.

Beauregard hofft, oder er sagt wenigstens, er hätte gehofft, daß der unermüdliche Morgan und die übrigen Guerillas den Abmarsch Buell's so verzögern würden, daß er am andern Tage mit den zertrümmerten Resten von Grant's Armee leichtes Spiel haben würde.

Grant selbst war nicht sehr wohl zu Muthe an diesem Sonntag Abend. Seine letzte Reserve war geworfen worden und die Geschosse seiner Verfolger waren in die Wellen des Teneffee geschlagen, der ohne eine Brücke hinter seinem Rücken zwischen seinen steilen Ufern strömte. Wer konnte Beauregard hindern, aus dem Teneffee eine Beresina zu machen?

Die ganze federirte Armee war in einem großen Halbkreise um den Uebergangspunkt in dem dichten Walde zerstreut. Sie war den ganzen Tag über auf einem fluchtartigen Rückzuge gewesen. Der nächste Offensivstoß hätte diese letzte, schon durchbrochene Reserve in den Fluß gestürzt und es waren nicht Transportschiffe genug da, um eine einzige Division überzusetzen, ehe die Conföderirten heran waren! — —

Der peinlichste Moment war der, als kurz vor dem in Beauregards Phantasie bestehenden Brückenkopf plötzlich die Verfolgung sistirte und auf den Lärm des Gefechtes Todtenstille erfolgte: die ganze geschlagne federirte Armee und mit ihr „die Cigarre in Permanenz" glaubten, es sei die Stille vor dem Sturm — der sie in den Teneffee wehen sollte!

Als Grant seinen Irrthum erkannte, sprang er freudig auf, inmitten

Digitized by Google

seines Generalstabes: „Nun wollen wir ihnen morgen mit frischen Truppen zu Leibe gehen!“

Er hatte Recht! Jenseit des Teneſſee, eine halbe Meile weit im Walde blitzte und funkelte es im Schein der Abendsonne: „wie die Schlange, die lange sich stumm geballt,

So raſſelte durch den Palmenwald*)“ ——— die Avantgarde Buells, und als die stille Nacht herniedersank, hörte man auf dem jenseitigen Ufer den Schritt der befreundeten Infanterie, das Raſſeln von Buells Geschützen, und unter dem donnernden Jubelruf von Grants geretteten Leuten setzte die erste Brigade über den Strom.

Wohl mancher Andere hätte in solcher Lage lieber den Strom zwischen sich und den siegestrunkenen Feind gebracht — aber der umgekehrte Ulysses war ein ganzer Mann — er wollte die Scharte von gestern auswetzen und wenn heute die ganze Klinge drüber springen sollte. —

Am Montag waren mehr frische Truppen in Grants Lager als Beauregard überhaupt zur Stelle hatte: die Divisionen Crittenden, Thomas, Nelson, Maccook, Wallace betrugen zusammen 33,000 Mann.

Schon Morgens um 7 Uhr griff der Feind die Conföderirten mit einer sehr dichten Tirailleurkette an; sie waren aber gerüstet und wichen nicht einen Zoll breit. Es entstand auf die unglaublich nahe Distance von ca. 80 Schritt ein Feuergefecht, daß so mörderisch wurde, daß auf einzelnen Strecken das Feuer vollkommen erloſch, da die sich gegenüberstehenden Truppen so decimirt wurden, daß die schwachen Reste der Ueberlebenden den Kampf als nutzlos aufgaben.

Auf dem rechten Flügel und im Centrum der Conföderirten wurde jeder Angriff des Feindes so vollkommen abgeschlagen, daß er bald die Offensive aufgab, und sich mit seiner ganzen Macht auf den linken Flügel der Südlinger warf, der dem Landungspunkte seiner Truppen gerade gegenüber gelegen war. Die Ueberzahl von frischen Truppen, welche er hier gegen die seit 36 Stunden fechtenden Conföderirten entwickelte, zwang Beauregard bald, den Rückzug anzutreten, der aber in voller Ordnung und unter so heftigem Widerstande der Arrieregarde ausgeführt wurde, daß der Feind eine Verfolgung gar nicht versuchte. — Nicht nur alle Eroberungen des gestrigen Tages, sondern auch sämmtliche heut gemachten Gefangenen blieben im Besitz der Conföderirten.

Die Arrieregarde der Conföderirten kommandirte General Breckenridge, der spätere Kriegsminister des Südens, er erhielt von Beauregard nachfolgenden Befehl: „Dieser Rückzug darf nicht in eine Flucht ausarten. Halten Sie den Feind auf und sollte es Ihnen den letzten Mann kosten!“

„Ihr Befehl soll buchstäblich befolgt werden, General“, entgegnete der ritterliche Offizier.

Und er hielt Wort. So langsam von Position zu Position führte er seine Schaar zurück, immer dem Feinde die Zähne weisend, daß sogar die

*) Graf Strachwitz: die Jagd des Mogul.

Digitized by Google

Leichtverwundeten in den Gliedern blieben. Nach einem zweitägigen Kampfe verließen die Conföderirten, am Montag den 7. April um 3 Uhr Nachmittags das Schlachtfeld, unter klingendem Spiele, ohne daß der Feind mit seinen frischen Truppen die Verfolgung wagte.

Tiefe Trauer verbreitete die Nachricht vom Heldentode Johnston's. — Albert Sidney Johnston trat im Jahre 1820 als Eleve der Militär-Bildungs-Anstalt von West-Point in die Armee mit dem Charakter eines Unterlieutenants im 6. Infanterie-Regiment. Im Jahre 1836 quittirte er den Dienst und ging nach Texas, wo er kurz nach der Schlacht von Jacinto eintraf. Er trat in die dortige Armee als Freiwilliger ein und wurde von den Mannschaften des Freiwilligen-Corps gewählt, um ihren Kommandeur Felix Houston zu ersetzen, was diesen so erbitterte, daß er Johnston zum Duell provocirte, in welchem Letzterer verwundet wurde. Er kommandirte die Texas-Freiwilligen bis zum Jahre 1838, wo er in das Kriegssecretariat abkommandirt wurde, wo er bis zum Jahre 1840 blieb. Familienverhältnisse ließen ihn auf's Neue den Dienst verlassen, und führten ihn als Plantagenbesitzer in die Grafschaft Brazoria. Er agitirte aufs das Eifrigste für die Annexion von Texas an die Union. Während des mexikanischen Krieges kommandirte er 6 Monate ein Regiment texaner Büchsenschützen. Im Jahre 1857 war er Oberst und Kommandeur des 2. Kavallerie-Regiments, und erfüllte die Function eines Generalstabchefs in der Expedition gegen die Mormonenrepublik Utah. Dort blieb er nach glücklich beendetem Kriege als Militairgouverneur des Districts Utah. Sobald er den Ausbruch der secessionistischen Bewegung erfuhr, eilte er nach Richmond, um sich den Behörden zur Disposition zu stellen, nachdem er vorher seine Entlassung aus dem Dienst der united states erhalten. Obwohl bei seinem Tode 60 Jahr alt, stand er in der vollen Manneskraft. Seine herkulische Gestalt, verbunden mit einem aristokratischen Aeußern und eleganten Benehmen ließ ihn überall vortheilhaft auffallen, noch ehe man seine geistige Bedeutung erkannte.

Druck von A. Paul & Co. in Berlin, Kronenstraße 21.

Digitized by Google

Die Grundsteuerregulirung und die dadurch entstandenen Kosten.

Die in den letzten Wochen versammelten Landtage der einzelnen Provinzen haben sich mit Aufbringung derjenigen Kosten zu beschäftigen gehabt, welche durch die Regulirung der Grundsteuer entstanden sind, und sind hierbei zu den verschiedensten Resultaten gelangt.

Betrachten wir daher diese Frage näher. Es ist ein charakteristisches Zeichen derjenigen politischen Parteien, welche sich eine Umgestaltung resp. einen Umsturz der bisherigen staatlichen Verhältnisse zur Aufgabe gestellt haben, die öffentlichen Zustände in falschem Lichte darzustellen, um in dieser Weise die große Menge dem Begehren nach Veränderung zugänglich zu machen.

So viel auch auf diesem und jenem Gebiete in dieser Richtung und zu diesem Zwecke phantasirt worden ist, die auffallendsten Excentricitäten sind bezüglich der bestehenden Grundsteuerverhältnisse auf dem Markte der öffentlichen Meinung feil geboten worden.

Die Altliberalen, diese Grafenlicken, welche mit seltener Hingebung das in ihr Nest gelegte Kukuksei der Democratie ausgebrütet haben, bemächtigten sich zunächst dieser Frage, und wie denn diese Partei schon vor dem Jahre 1848 ihre Lehrer und Schüler vorzugsweise in der Rheinprovinz fand, so war es natürlich, zunächst diese Provinz für die Agitation zu gewinnen.

Gleichzeitig ward die Provinz Westphalen von dem Geschicke heimgesucht, einen der begabtesten politischen Klopffechter unter ihren Vertretern zu haben, welchem die Agitation innerhalb der Rheinprovinz keine Ruhe ließ.

Das Feldgeschrei der Opposition auf den Landtagen der Rheinprovinz und Westphalens lautete daher schon längst dahin, daß diese beiden Provinzen im Verhältniß zu den sechs östlichen, in der Grundsteuer überbürdet sein. —

Vom Jahre 1848 ab, ward diese Agitation generalisirt; es war eines der gewöhnlichsten und wirksamsten Mittel der Democratie, um die Bevölkerung des platten Landes in 2 Parteien zu spalten, in keckster Weise zu verkündigen, daß in den 6 östlichen Provinzen die Grundsteuer vorzugsweise auf dem bäuerlichen Grundbesitze ruhe, daß dagegen die Rittergüter frei seien und diese Ungleichheit sollte gerade in denjenigen Landestheilen am schreiendsten sein, welche um der königstreuen Gesinnung der ländlichen Bevölkerung willen, sonst den democratischen Schwindeleien am unzugänglichsten waren.

Digitized by Google

Die Gegner der Grundsteuerregulirung wurden hiernach als die egoistischen Vertheidiger eigener Bevorzugungen verdächtigt, und sahen sich zuletzt auf die Behauptung beschränkt, daß jedenfalls die Kosten der mit der Grundsteuerregulirung verbundenen Vermessung, Bonitirung und Catastrirung sehr bedeutende sein würden.

In dieser Lage befand sich diese Frage als ein altliberales Ministerium an die Lösung derselben ging.

Die Ungleichheit zwischen den beiden westlichen und den sechs östlichen Provinzen sollte beseitigt, die vorzugsweisen Befreiungen bevorzugter Grundstücke in den letzteren aufgehoben und der Kostenpunkt durch summarische Bearbeitung auf eine höchst mäßige Summe herabgesetzt werden, deren Aufbringung den einzelnen Provinzen als kaum fühlbares Opfer auferlegt ward.

Das Gesetz erhielt die Zustimmung beider Häuser des allgemeinen Landtages, ist jetzt ausgeführt und hat neben anderen Resultaten auch das ergeben, daß alle warnenden Behauptungen der Conservativen sich als begründet, die Verheißungen der Altliberalen und Democraten sich als falsch erwiesen haben.

Die Rheinprovinz und Westphalen sind nicht in der geschilderten Weise überbürdet gewesen, in den sechs östlichen Provinzen haben die Rittergüter nicht im Gegensatze zu den bäuerlichen Nahrungen ausschließliche oder vorzugsweise Erhöhungen erfahren; vielmehr sind dort bald Rittergüter, bald bäuerliche Nahrungen promiscue in der bisherigen Grundsteuer verändert worden. Die einzige einigermaßen generelle Umgestaltung ist, so viel uns bekannt geworden, in der Provinz Schlesien eingetreten, wo namentlich große Herrschaften, deren Besitzer gleichwohl bis dahin zu den Gegnern der Regulirung gehörten, recht erheblicher Ermäßigungen sich zu erfreuen gehabt haben.

Endlich belaufen sich die Kosten der ganzen Maßregel nicht, wie bei deren Anregung verkündet ward, auf etwa 2 Millionen Thaler, sondern auf den sehr erheblichen Betrag von 8 Millionen.

Wir sind weit entfernt, eine Kritik des bestehenden Gesetzes, auch nicht seiner Ausführung zu üben, wir beschränken uns auf Beleuchtung der Agitation, welche sich dieser ganzen Frage bemächtigt hatte, und hier ergiebt sich denn, daß diese in allen Punkten schmählich banquerott gemacht hatte.

Die Opposition wird dies so gut wissen, wie wir und da nun einmal die positiven Resultate der Ausgleichung nicht aus der Welt zu schaffen sind, so richtet sich das Streben dahin, durch die nachträglich aufzubringenden Kosten wenigstens nicht immer wieder und wieder an die Illusionen zu erinnern, welche in so reichlichem Maße vorliegen.

Dies zu verhindern ist das Mittel einfach; der Staat soll die Kosten definitiv übernehmen.

Wir finden auf einmal für den reactionären ländlichen Grundbesitz eine wahrhaft rührende Theilnahme an Stellen, wo wir, sonst eine solche zu suchen am wenigsten veranlaßt sind, ja auf dem Landtage der Provinz Brandenburg sind es sogar die aus den jetzigen städtischen Behörden hervorge-

Digitized by Google

gangenen Vertreter Berlins, welche ihr Wohlwollen für das platte Land bis zu dem Austrage steigern, die Staatscasse definitiv heranzuziehen, damit ja nicht der ländliche Grundbesitz noch nachträglich die Kosten zu decken habe.

Aus dieser Schilderung wird sich denn auch zunächst erklären, daß die Vertrauensseligkeit des ländlichen Grundbesitzers ein Ende gefunden hat, daß jener Antrag auf dem Brandenburgischen Landtage abgelehnt worden ist.

Noch andere Motive stehen indessen diesem Votum zur Seite.

Es leuchtet ein, daß wenn der Staat definitiv jene 8 Millionen übernehmen soll, dies nur auf zwei Wegen geschehen kann. Entweder die jetzt aus dem Staatsschatze vorschußweise geleisteten Zahlungen müssen auf denselben definitiv angewiesen werden, oder der Finanzminister muß sich den Ersatz im Wege einer Anleihe resp. einer neuen oder erhöhten allgemeinen Steuer verschaffen.

Wird der Staatsschatz um 8 Millionen geschwächt, so wird gleichzeitig unser Vaterland in erheblicher Weise des Mittels beraubt, für welchen der Staatsschatz überhaupt bestimmt ist, d. h. der Activität und Schlagfähigkeit nach außen hin, ohne besondere Genehmigung des allgemeinen Landtages. Es keiner bedarf großen Ausführung, daß der Staatsschatz das sicherste Schutzmittel ist gegen die Einmischung des Abgeordnetenhauses in die auswärtige Politik und es bedarf eben so wenig eines Nachweises, daß die jetzige Weltlage jedem preußischen Vaterlandsfreunde den Wunsch nahe bringen muß, dem Könige und seinen Ministern nicht blos eine freie, sondern auch eine gefüllte Hand zu sichern.

Soll aber eine Anleihe oder eine neue Steuer die Mittel aufbringen, so heißt dies nichts weiter, als ein neues Postulat der Finanzverwaltung schaffen, welches von dem Abgeordnetenhause verneint werden kann. Wir haben an dessen Negation gelegentlich der gewöhnlichen Budgetberathungen schon über und über genug, um nicht noch einen neuen Baustein der Opposition zu liefern.

Diesen Erwägungen tritt hinzu, daß es denn doch einer der ungewöhnlichsten Wege sein würde, welche unsere Gesetzgebung einschlüge, wenn es Sitte werden sollte, Gesetze zu votiren, um dieselben nach drei Jahren in einem ihrer wichtigsten Punkte abzuändern und zwar abzuändern ohne daß daran gedacht würde, oder daß es auch nur möglich wäre, das ganze Gesetz rückgängig zu machen.

Wenn die Opposition jetzt sagen möchte, die Grundsteuerregulirung hat in allen Beziehungen andere Resultate geliefert, als erwartet wurde, um deshalb beantragen wir die Rücknahme des ganzen Gesetzes, die Kosten aber wollen wir auf den Fonds des Nationalvereins oder auf den Diätenfonds des Abgeordnetenhauses übernehmen, wir könnten einverstanden sein, aber die jetzt beantragte partielle Umgestaltung müssen wir im Interesse des Ganges unserer Gesetzgebung ablehnen.

Dasselbe gilt auch für unsere Finanzverwaltung; bei solchen Sprüngen in den Vorschlägen der Abgeordneten auf finanziellem Gebiete ist eine voraussichtliche und vorsorgliche Finanzverwaltung geradehin unmöglich, wobei

Digitized by Google

für diesen Fall noch der besondere hinzutritt, daß inzwischen in den Personen der Finanzminister ein Wechsel stattgefunden hat. Herr von Bodelschwingh ist Nachfolger des Herrn von Patow geworden, ohne daß der letztere bereits die Aussicht eröffnet hatte, das in der Ausführung begriffene Gesetz werde dem Staate eine definitive Ausgabe auferlegen.

Trotz alle dem liegt dem Antrage, welchen Herr von Benda zuerst im Abgeordnetenhause gestellt, Herr von Saucken jetzt in Königsberg, Herr Elster in Berlin reproducirt hat, ein gesundes und gerechtes Princip zu Grunde und wir beklagen es tief, daß diesen Herren die Erkenntniß erst post festum gekommen ist.

Verlangt das öffentliche Staatswohl von einzelnen Individuen oder Klassen einseitige Opfer an ihrem Privatvermögen, so ist es die Pflicht eben dieses Staates die Ausführung derartiger Maßregeln wenigstens in ihren Kosten auf die Totalität zu legen, d. h. die Kosten aus den bereitesten Staatsmitteln herzugeben.

Das dies beispielsweise von vorne herein nicht bei den Dienstablösungen geschehen ist, betrachten wir als einen Mißgriff der Agrargesetzgebung.

Um deshalb haben wir es allerdings für das Richtige gehalten, wenn von vorne herein das Grundsteuergesetz die Bestimmung erhalten hätte, daß die Kosten der Regulirung vom Staate bestritten werden sollten.

Leider ist dies nicht geschehen und jetzt, wie wir vorstehend *nachgewiesen*, nicht mehr nachzuholen.

Die Landtage waren daher darauf angewiesen, sich bei ihren Vorschlägen dem allein richtigen Principe, so viel als dies jetzt noch möglich, zu nähern und der Brandenburgische Landtag hat dies mit einigen andern gethan, indem er die Kosten als einen Zuschlag zu denjenigen Steuern erheben haben will, welche innerhalb des preußischen Steuersystems die generellsten sind, d. h. alle Einwohner treffen.

Dies ist die Classen- resp. Einkommen-Steuer und die in einzelnen Städten deren Stelle vertretende Mahl- und Schlachtsteuer.

Wir haben hiernach die Hoffnung auszusprechen, daß dieser Antrag Seitens der Staatsregierung werde beseitigt werden.

Wir hegen wohl mit einigem Grunde die Muthmaßung, daß der Finanzminister über diejenigen Beschlüsse einzelner Landtage, welche dem Benda'schen Antrage zugestimmt haben, kaum sehr erbaut sein dürfte, wir setzen aber auch voraus, daß eben dieser Finanzminister seinen Beifall denjenigen Provinzial-Vertretungen nicht versagen wird, welche der Totalität der Steuerzahler der Provinz die Kosten der Grundsteuerregulirung auferlegt wissen wollen.

Digitized by Google

Warschau's Sonne im Untergange.

(Aus den Papieren eines Reisenden, am Schluß des achtzehnten Jahrhunderts).

(Fortsetzung.) Warschau 1794.

Die Verfassung Polens vor ihrem Tode.

Die Gesetze verbieten nachdrücklich, daß ein Edelmann einem Unadelichen seinen Adel mittheile, oder ihn für seinen Verwandten ausgebe; daß jemand die Wappen von Familien brauche, zu denen er nicht gehört; und daß jemand ein Edelmann zu sein vorgebe, der es nicht ist. Wird aber ein Edelmann von einem andern falsch beschuldigt, daß er nicht Edelmann sei, so kann er diesen gerichtlich belangen und auf zu verfügende Todesstrafe wider ihn dringen.

Uebrigens gehen geborne wie gemachte Edelleute der Rechte des Adels verlustig, wenn sie Kaufmannschaft oder Handwerke treiben, oder Schenken halten, oder in den kleinen Städten Magistratsstellen bekleiden. In den größeren können sie, ihrem Adel unbeschadet, solche Stellen annehmen, weil diese in dem Punkte den Edelleuten gleich sind, daß sie Landgüter besitzen dürfen. Ferner gehen solche Edelleute ihres Adels verlustig, die, wegen Kriminalverbrechen, für ehrlos erklärt worden sind; und endlich solche, denen der Adel, ohne daß sie Verdienste hatten, verliehen worden: ein Fall, der nach der Bemerkung, die ich oben mitgetheilt habe, fast unerhört ist. Denn wer ohne Verdienste den Adel sich durch Geld verschaffen konnte, kann ihn auch, wenn er angefochten wird, sich durch Geld erhalten, und nur die Stände, die ihn gaben, können ihn nehmen, aber auch von neuem wieder geben. Nur verdienstlosen Edelleuten, die zugleich arm sind, könnte dieses Unglück begegnen, von dem man in der polnischen Geschichte wohl wenig Beispiele finden möchte.

Da sich einmal die ganze Verfassung des Staats um den Adel drehet, so zielen, wie man aus obigem sieht, auch alle Gesetze und Einrichtungen zu seinem Vortheil, zu seinem Glanze, zu seiner Erhaltung und zu seiner Echtheit ab. Nur dieser echte Adel bildet diejenige Einwohnerklasse, aus welcher die Reichsstände erlesen werden. Die Konstitution des immerwährenden Raths nimmt drei solcher Stände an, den König, die Senatoren, die Ritter; aber eigentlich sind ihrer nur zwei: der Senatoren- und der Ritterstand*). Kein älteres Gesetz weiß von drei Ständen, keines vermengt den König mit den Ständen. — Die Gesetze wollen, daß der König die Stände zum Reichstag berufe, mit ihnen berathschlage und beschließe. Sie selbst tragen an der Stirne den Namen des Königs, welcher erklärt, er habe sie nach dem Willen der Stände vollzogen und bestätigt.

*) Lengnich Jus. publ. Pol. Lib. II. Cap. I. § 3.

Digitized by Google

Da indessen die Einsetzung des immerwährenden Raths mehrere ältere Konstitionen, theils aufhob, theils veränderte, und da dieser Rath neuerlich als Staatsmacht, was er durch die Revolution zu sein aufhörte, wieder hergestellt worden ist: so lassen wir es billig auch bei der Eintheilung in drei Stände, die das Gesetz, welches ihn errichtete, anzunehmen für gut befunden hat. Nach demselben ist

Der König das Oberhaupt der Nation, der erste Reichsstand, der Träger der Majestät der Republik, der Vorsitzer des immerwährenden Raths. Er beruft die ordentlichen und außerordentlichen Reichstage; weder der Reichstag noch der immerwährende Rath kann etwas beschließen, wenn er nicht gegenwärtig ist; unter seinem Namen werden alle Gesetze und Verordnungen des Reichstags und des immerwährenden Raths, und alle und jede öffentliche Urkunden ausgefertigt; in seinem Namen werden alle Gerichte gehalten, und den Reichstags- und Relationsgerichten sitzt er in Person vor; er ertheilt neue Rechte und Privilegien und bestätigt alte, insoferne sie nicht den öffentlichen polnischen und lithauischen Rechten zuwider sind; besetzt alle niedere geistliche, bürgerliche und soldatische Aemter; und kann noch endlich Universitäten und Schulen anlegen.

Dies sind die Vorrechte des Königs. Man sieht, daß kein wesentliches, welches ihm irgend einen bedeutenden Einfluß auf den Staat und dessen Geschäfte verschaffte, darunter ist. Vormals hatte er wichtigere. Er *besetzte* alle hohe Staatsämter, geistliche, bürgerliche und kriegerische, und *vergab* die königlichen Güter und Starosteien. Hierin lag die Quelle seiner Macht und seines Einflusses im Staate; denn wer von ihm eine Stelle oder eine Starostei hoffte, war ihm ergeben, und wer eine oder die andere bekam, war, aus Dankbarkeit, sein Anhänger. So waren die Besitzer der höheren Würden, der ergiebigern Starosteien, die als Bischöfe, Woiwoden und Kastellane zugleich die Senatorenwürde bekleideten, bei den Staatsverhandlungen mit der Stimmenmehrheit auf seiner Seite, und ein Theil des Ritterstandes, der Staatsämter, königliche Güter und Starosteien inne hatte, oder auf solche hoffte, ebenfalls. Dies hat aufgehört, seitdem der immerwährende Rath jene Stellen und Güter vergiebt, indem er dem Könige jedesmal drei Suchende vorschlägt, aus denen er Einen wählt: so sind dem Könige auf allen Seiten die Hände gebunden, und es ist kein wichtiges Staatsgeschäft vorhanden, dessen Besorgung er nicht, entweder mit dem Reichstag oder dem immerwährenden Rathe, theilen müßte. Man sieht also, warum es einer der ersten Schritte des Revolutionsreichstages war, letztern aufzuheben.

Die zweite Reichsstand, der Senatorenstand, wird durch die Erzbischöfe Bischöfe, Woiwoden, Kastellane und vornehmsten Minister gebildet. Mit diesen Würden ist die Senatorenstelle genau verbunden, und sie wird mit ihnen zugleich verliehen. Es versteht sich, daß nur eingeborene, besitzliche Edelleute, die gleiche Rechte mit den andern Staatsbürgern genießen, übrigens Verdienste, das erforderliche Alter und Fähigkeiten haben, auch römisch-katholisch sind, diese Stellen bekleiden können.

Die Anzahl der Senatoren ist nicht immer dieselbe, und bald stärker,

Digitized by Google

bald schwächer gewesen. Durch die doppelte Entgliederung Polens ist sie geringer, als je geworden.

Ehedem bildeten sechszehn dieser Senatoren, die vom Reichstage erlesen wurden, einen Rath, der dem Könige zur Seite war, und mit dem er die öffentlichen Geschäfte überlegte. Er konnte nichts ohne dessen Genehmigung verfügen, und in Fällen, wo die Meinungen getheilt waren, entschied die Mehrheit. An die Stelle dieses Raths ist der immerwährende getreten, der aber auch Mitglieder aus dem Ritterstande hat, und ohne dessen Billigung der König ebenfalls nichts beschließen kann. Bei demselben gilt der Einspruch eines Einzelnen nichts; er wird auch schon dadurch vermieden, daß in Fällen, wo man sich nicht vereinigen kann, gestimmt werden muß.

Damit der König nicht Raths entbehrte, mußten die Senatoren im Lande bleiben, und konnten, ohne Einwilligung des Reichstags nicht verreisen; will jetzt der König eine Reise machen, so braucht er dazu die Genehmigung des immerwährenden Raths und dieser muß sich an den Ort verfügen, wo sich der König befindet. Reiset dieser, nach eigenem Willen, von Warschau weg, so bleibt die Wahl zu Staatsämtern zwei Monat ausgesetzt, aber nach Verlauf derselben begiebt sich eines der Mitglieder zum Könige und stellt durch Briefwechsel den nöthigen Zusammenhang mit dem Rathe her.

Die Senatoren haben den Titel Excellenz. Besoldung ziehen sie als solche nicht. Ihr Auskommen und ihren Glanz erhalten sie durch die Einkünfte von andern Staatsstellen und von den ihnen verliehenen königlichen Gütern. Den ersten Rang unter ihnen nehmen die geistlichen Senatoren, die Erzbischöfe und Bischöfe ein.

Schon in den ältesten Zeiten hatten diese viel Vorzüge vor den weltlichen, theils ihres geistlichen Amts, theils der Gelehrsamkeit wegen, in deren Besitz sie ausschließend waren.

Auf dem Erzbischofe von Gnesen haftete Würde und Titel des Fürsten-Primas, und dieser ist, als solcher, der erste unter den geistlichen Senatoren. Seine Vorrechte sind höchst wichtig. Er ist geborener Legat des Papstes; er ist Zwischenkönig, von dem Tode des einen Fürsten bis zur Einführung des andern, und besorgt während dieser Zeit königliche Obliegenheiten; wenn der König nicht im Lande ist, und er sieht eine Gefahr für den Staat aufsteigen, so kann er jenen gleich davon benachrichtigen; er kann dem Könige Vorstellungen thun, wenn er von der Vorschrift des Gesetzes abweicht, und Dinge befiehlt, die demselben widersprechen; er ist geborener Kanonikus von Plozk; er hat das Recht Geld auszumünzen*) und auf den Gütern seiner Kirche zu jagen; er ist, wie seine Unterthanen, von Abgaben und Zöllen an

*) Dies Recht kann er aber eben so wenig nutzen, als ehedem der Bischof von Ermeland, der es auch hatte. Spätere Gesetze nämlich haben das gesammte Münzwesen dem Könige und den Ständen übertragen, ohne deren Genehmigung niemand Geld schlagen darf; auch müßte der dadurch erhaltene Gewinn in den öffentlichen Schatz fließen.

Das Recht zu jagen war ehedem wichtiger, wo bloß der Herzog oder die, denen er es erlaubt hatte, jagen durften; jetzt haben es alle Edelleute mit dem Erzbischofe gemein. Eben so das Recht wegen der Abgaben und Zölle und der Gerichtsbarkeit.

Digitized by Google

die Woiwoden frei, und ihrer Gerichtsbarkeit nicht unterworfen; er nimmt im immerwährenden Rathe den obersten Platz ein, selbst wenn ein Kardinal unter den beisitzenden Bischöfen wäre; er unterschreibt, wenn er im gedachten Rathe sitzt, seinen Namen nach dem Könige; ist dieser nicht gegenwärtig, so hat er, wie während des Zwischenreichs, zwei Stimmen, um, bei einer Stimmengleichheit, zu entscheiden; er weicht dem päpstlichen Nuntius nicht, und deshalb verhüten beide, an einem dritten Orte zusammen zu treffen; niemand darf, nach zwei alten Verordnungen Kasimirs des Großen, in seiner Gegenwart sich unanständiger Worte bedienen, noch Säbel oder Messer ziehen, bei einer Geldstrafe, die in des Primas Seckel fließt ꝛc.

Zu seiner äußern Auszeichnung gehört, daß er den Purpur eines Kardinals trägt; daß ihm die andern Senatoren entgegenkommen, wenn er in die Stadt einzieht, wo der Reichstag gehalten wird; daß ihn einige davon begleiten, wenn er den ersten Besuch beim Könige abstattet: daß ihm die Marschälle dabei vorangehen; daß der König selbst aufsteht und ihm entgegen geht; daß ihm, wenn er sich öffentlich zeigt, ein Marschall aus dem Senatorenstande, von den Kastellanen zweiter Klasse, den Stab vorträgt, gehend wenn der Primas geht, reitend wenn er fährt, aber immer zur Linken, weil der Kanonikus, der ihm ein Kreuz vorträgt, die Rechte einnimmt. Dieser Kreuzträger ist dem Primas zur Seite, wo er sich auch befindet, im Senat und auf dem Reichstage. Der Marschall des Primas ist Kastellan und die Marschälle des Reichs sind nur Minister aus dem Senatorenstande; dagegen muß jener den Marschallstab dort senken, wo die Stäbe der Krone und Litthauens sich aufrecht zeigen. — Noch hat der Primas, außer dem Marschall und Kreuzträger, einen Kanzler, einen Referendar, Kammerherrn, Stall-, Jäger-, Küchen-, Keller- und Silbermeister ꝛc.; und endlich noch das Recht, welches keiner der übrigen höchsten Staatsbeamten hat: — daß die Glocken von Warschau geläutet werden, wenn es bei ihm Zeit zum — Mittagsessen ist.

Die Bischöfe haben, einer vor den andern, gewisse Auszeichnungen, die sich auf ihren Rang in der Kirche und im Senate, und auf den Vortritt beziehen, welche ich aber hier nicht anführen mag. Der König wählte sie ehedem und der Papst bestätigte sie; jetzt schlägt der immerwährende Rath ihm drei Kandidaten vor, von denen er Einen wählen muß. Sie können nicht zwei Bisthümer zugleich besitzen; aber man hat Ausnahmen von dieser Regel. Sie wechseln oft in ihren Stellen, und vertauschen bald ein niederes Bisthum mit einem höheren, bald ein minder einträgliches mit einem reicheren; oft nutzen sie neben ihrem Bisthum noch gewisse Abteien und Probsteien, um den Glanz ihrer Würde zu behaupten. Auf jeden Fall haben sie alle vortreffliche Einkünfte, aber der Bischof von Krakau die reichsten. — Vor Zeiten konnten sie, ohne Ausnahme, die Kanzlerwürde bekleiden, jetzt sind die vordern davon ausgeschlossen, sie müßten denn ihr höheres und reicheres Bisthum gegen ein niederes und minder reiches vertauschen, was nicht selten der Fall gewesen ist; aber eben so oft ist es geschehen, daß ein Bischof, der Kanzler war, diese Stelle niederlegte, wenn er zu einem der

Digitized by Google

höheren Bisthümer vorrückte. Sie können Koadjutoren haben, aber diese sind nicht Senatoren; der immerwährende Rath bewilligt und setzt sie ihnen, wenn sie Alters oder Krankheitshalber darum anhalten; sie haben auch Weihbischöfe, die sie selbst anstellen, die aber keine Ansprüche auf das Bisthum haben. Drei von ihnen (den Primas eingeschlossen) haben Sitz und Stimme im immerwährenden Rathe; aber sie ziehen dafür keine Besoldung, eben so wenig als der Primas und die Minister. Uebrigens haben sie in dem, zu ihren Bisthümern gehörigen Gebiete, die Vorrechte und Freiheiten der eingebornen, besitzlichen Edelleute, in ihrem ganzen Umfange.

Den nächsten Rang nach ihnen nehmen im Senatorenstande die Woiwoden ein. Ihr lateinischer Name (palatini) stammt von den Aemtern her, die sie ehedem im Palaste, am Hofe der Fürsten bekleideten. Von Rom und Konstantinopel ging diese Benennung nach Frankreich über, wo die Großen, die dem Fürsten als Räthe zur Seite waren, Palatine genannt wurden. — Von da kam sie nach Polen, wo man diejenigen damit belegte, die unter den Baronen die vordersten waren, und wo man zugleich die Provinzen, aus welchen Polen bestand und diejenigen, die damit verbunden wurden, Palatinate nannte. Ein Palatin heißt in polnischer Sprache „Woiewoda" (Herzog, Heerführer) und der Landesstrich dem er vorstehet, „Woiewodtzwo" (Herzogthum). Die deutsche Sprache hat die polnische Benennung beibehalten, und man sagt Woiwode, Woiwodschaft. In den ältesten Zeiten, als Polen noch unter mehrere Fürsten vertheilt war, deren jeder seinen eigenen Hof hatte, waren mehrere Palatine zugleich vorhanden, welche die Krieger gegen den Feind führten, und daher den Namen Woiwoden erhielten. Auch nach der Vereinigung dieser Provinzen unter Einen Fürsten, wo einige Höfe eingingen, blieben mehrere Woiwoden übrig, die nun, anstatt dem Hofe vorgesetzt zu sein, größern Landesstrichen vorgesetzt wurden, welche man daher Woiwodschaften nannte; denn in der Geschichte kommt das Wort Woiwodschaft später vor, als das Wort Woiwode, und in ältern Zeiten liest man nur von Provinzen und Ländern.

Die Fürsten bedienten sich des Raths der Woiwoden, sie mochten an ihrem Hofe, oder in den ihnen zugetheilten Provinzen leben. Daher kommt es, daß sie ihre Stelle unter den Senatoren, und da sie die ersten bei Hofe waren, auch den Rang vor den übrigen behalten haben.

Die ältesten unter den Woiwoden sind in Kronpolen; die übrigen, in den hinzugekommenen Ländern, sind jünger, weil diese Provinzen erst nach der Verbindung mit Polen in Woiwodschaften abgetheilt wurden. Man hat aber keine Rangordnung nach den Provinzen unter ihnen festgesetzt, sondern sie sind unter einander gemischt. Sonderbar ist es, daß der Kastellan von Krakau allen Woiwoden vorgeht, und daß zwei andere Kastellane, die von Wilna und Trozk, und der Starost von Samogitien (alle sonst hinter den Woiwoden) diesen zugezählt werden.

Ein Woiwode kann nicht zugleich zwei Woiwodschaften inne haben, auch nicht zugleich Kastellan und Minister aus dem Senatorenstande sein. Ist er Kastellan, wenn er zum Woiwoden gewählt wird, so hört er sogleich auf,

Digitized by Google

ersteres zu sein; wird ein Woiwode zum Minister aus dem Senatorenstande gewählt, so muß er die Woiwodschaft aufgeben, und es kommen in der Geschichte mehrere Beispiele vor, daß Woiwoden ihre Würden gegen Kanzler-, Schatzmeister- und Marschalls-Aemter wirklich vertauscht haben. Dagegen können die Woiwoden zugleich Großfeldherren oder Unterfeldherren sein, wovon die Ursache keine andre ist, als daß die Feldherrnstellen nicht zu den senatorischen Aemtern gehören. Kein kronpolnischer Woiwode, der von Krakau ausgenommen, darf innerhalb seiner Woiwodschaft eine von den Starosteyen besitzen, die Gerichtsbarkeit haben; außerhalb derselben ist es ihm nicht verwehrt. Aber die litthauischen Woiwoden können Starosteyen mit Gerichtsbarkeit innerhalb ihres Gebietes besitzen. Uebrigens haben die Woiwoden, außer den Vorrechten, die ihnen mit den andern Senatoren gemein sind, noch diese, daß sie den Adel ihres Gebiets zu den Landtagen berufen und bei diesen den Vorsitz führen; daß sie in ihrer Woiwodschaft die sogenannten Palatins-Gerichte halten; den Preis der Lebensmittel bestimmen; über Maß und Gewicht wachen; die Juden richten und gegen Mißhandlungen in Schutz nehmen u. s. w. Diese Geschäfte überlassen sie aber ihren Stellvertretern, den Vicewoiwoden, die sie selbst wählen können, die aber eingeborne, besitzliche Edelleute sein müssen, und die, nach Recht zu richten und die übrigen Geschäfte gewissenhaft zu betreiben, durch einen Eid verpflichtet werden.

Die eigentlichste Bestimmung der Woiwoden, die ihr Name anzeigt, ist, bei einem allgemeinen Auffitze, den Adel ihrer Woiwodschaft anzuführen; da aber solche Auffitze in neuern Zeiten nicht mehr üblich und — möglich sind, so ist auch der Name Woiwode nichts, als ein Titel, um welchen sich aber der polnische Adel so angelegentlich drängt, als ob noch die Gelegenheit, Thaten zu thun, damit verbunden wäre.

Auf die Woiwoden folgen die Kastellane. Die Befehlshaber der Castella nannte man Kastellane, und sie waren nicht blos den Kastellen, sondern auch einem gewissen Bezirke vorgesetzt, der dazu gehörte und der die Benennung Kastellanei trug. Aus ältern Geschichtschreibern erhellt, daß Polen vormals in solche Kastellaneien eingetheilt war; jetzt aber wird dieses Wort nicht mehr von einem Landesstriche, sondern nur von der Würde des Kastellans gebraucht. Die Kastellane hatten volle Gerichtsbarkeit über ihre Bezirke, aber in spätern Zeiten sind diese Kastellanei-Gerichte eingegangen, und die Starosteу-Gerichte, (Grodgerichte, justicia castrensia) scheinen an ihre Stelle getreten zu sein. Dagegen haben die Kastellane ihre ehemalige Senatorenwürde beibehalten, denn sie waren mit unter den Baronen begriffen, von denen die alten Schriftsteller sagten, daß sie von den Fürsten zu Rathe gezogen worden. In einer alten Urkunde ist ihrer sogar vor den Woiwoden erwähnt. In Gleichheit mit diesen können sie ebenfalls keine Ministerstellen aus dem Senatorenstande bekleiden und zugleich Kastellane bleiben; sie dürfen aber, wie diese, zugleich Befehlshaber bei der Armee sein. Die kronpolnischen Kastellane, der von Krakau ausgenommen, können in der Woiwodschaft, zu der sie gehören, keine Starosteу mit Gerichtsbarkeit inne haben; auch die Aemter, die man Landämter nennt, bekleiden sie

Digitized by Google

nicht, weder inner- noch außerhalb ihrer Woiwodschaften. Wenn ein Aufsitz geboten wird, so befehligen sie den Adel ihres Bezirks und führen ihn zum Woiwoden, der dem Adel der gesammten Woiwodschaft vorgesetzt ist. Sie sind also, nächst diesen, die vornehmsten Anführer des Adels.

Zu den Senatoren zählt man einige Minister, und nennt sie deshalb Minister aus dem Senatorenstande. Sie bekleiden die höheren Staatsämter um die Person des Königs. Ihrer sind folgende zehn: Zwei Großmarschälle, zwei Großkanzler, zwei Unterkanzler, zwei Schatzmeister, zwei Hof- oder Untermarschälle.

Fünf dieser Minister gehören zur Polnischen und fünf andere zur Lithauischen Nation.

Sie sind nach den Kastellanen in den Senat gekommen, stimmen also auch nach ihnen. Am Reichstage sitzen sie nicht an der Seite der Kastellane, sondern besonders; in den Relationsgerichten aber führen sie die Reihe der Senatoren nach den Kastellanen fort, nach welchen sie auch am Reichstage ihre Stimmen geben. Die Gesetze erlauben nicht, daß diese Minister zugleich Woiwoden oder Kastellane sein können; wollen sie es werden, so müssen sie die Ministerstelle niederlegen. So darf ein Minister auch nicht zwei Ministerstellen inne haben, und er muß die erste Stelle niederlegen, wenn er eine zweite bekleiden will; ja, zwei Personen aus einer Familie können nicht zugleich zwei Ministerstellen besitzen. Dagegen können sie Starostehen mit Gerichtsbarkeit in jeder Woiwodschaft inne haben, sogar Generalstarosten von Polen sein. Ihre Aemter behalten sie auf Lebenszeit, oder bis sie dieselben mit andern verwechseln. Sie bringen ihre Zeit meist um den König zu, damit er ihres Rathes nicht entbehre, welches eine fast ununterbrochene Anwesenheit erfordert. Auch auf Reisen in Polen und Lithauen begleiten sie den König, wo nicht alle, doch einer oder der andre von ihnen. Auf Reisen außerhalb Landes ist einer der Unterkanzler in seinem Gefolge. Der Fall kömmt oft vor, daß Woiwoden und Kastellane ihre Würden gegen Ministerstellen aufgeben, theils weil sie durch ihren Aufenthalt um den König häufiger Gelegenheit haben, sich und ihre Familie seiner Freigebigkeit zu empfehlen, theils weil die Ministerstellen mit ansehnlichen Privateinkünften verbunden sind. Ihr Titel ist derselbe, der den Woiwoden und größern Kastellanen gegeben wird.

Dies von den Ministern im Allgemeinen; es ist nöthig, von ihren Stellen im Besondern einiges anzumerken.

Die ersten in der Ordnung sind die Marschälle. Oben ist bemerkt worden, daß ihrer vier sind, nämlich der Groß- und der Hofmarschall von Polen und der Groß- und Hofmarschall von Lithauen. Das Abzeichen ihrer Würde ist der Marschallsstab. Die Hofmarschälle pflegen in die Stellen der Großmarschälle zu rücken, doch ist kein Gesetz darüber vorhanden, und der König, oder jetzt vielmehr der immerwährende Rath, können nach Willkühr andre zu Großmarschällen ernennen. Ihre Pflichten und Rechte sind: daß sie die Hofbedienten ernennen, auszahlen, über ihre Aufführung wachen, ungehorsame, sittenlose entfernen; daß sie Gäste und königliche Räthe em-

Digitized by Google

pfangen, und sorgen, daß sie nach Würde behandelt werden, daß sie Auflauf, Gewaltthätigkeiten und alles was beleidigen kann, abwenden und die Anstifter bestrafen; daß sie alle, den Hof betreffende, Geschäfte führen, und was darin abgeht oder fehlerhaft ist, unter Mitwissen des Königs, verbessern. Ehedem bestimmten sie auch den Preis der Dinge, die der Hof brauchte; da sich aber manche unter ihnen von den Kaufleuten bestechen ließen, den Preis zu ihrem Vortheil anzusetzen, so wurde ihnen dies Vorrecht durch die Constitution vom Jahre 1768 genommen. Alle Hofbediente stehen unter ihrem Tribunal, die Marschallsgerichte genannt, selbst die Offiziere der Leibwache, und sogar die Gemeinen, wenn ihre Vorgesetzte zu nachsichtig gegen sie gewesen sind. Diese Gerichte erstrecken sich auf drei Meilen um den Wohnsitz des Königs; sie begleiten ihn, wohin er sich, innerhalb des Reichs, begiebt; und von ihren Sprüchen kann nicht appellirt, doch kann die von ihnen zuerkannte Strafe vom Könige gemildert, auch geschenkt werden. Stirbt der König, so werden diese Gerichte um seinen Leichnam fortgehalten. Seit 1768 haben die Marschälle bei ihren Gerichten sechs Beisitzer, ohne die sie nicht mehr entscheiden dürfen. — Sonst besorgen sie noch, in Absicht der Hofgebräuche, sowohl um die Person des Königs, als am Reichstage, alles das, was Herkommen und Sitte ist, und wachen, daß nichts darin verändert werde; und sie müssen in diesem Punkte nicht minder bedenklich und genau sein, als die Marschälle an monarchischen Höfen. Vermöge der Constitution des immerwährenden Raths sind sie verbunden, jährlich 6 Monate um den König zu sein, und die Beisitzer ihrer Gerichte jeder 4 Monate. Die Hofmarschälle haben, wenn die Großmarschälle nicht zugegen sind, deren ganzes Ansehen und alle ihre Vorrechte. Uebrigens besorgen die Marschälle der Krone das, was Kronpolen angeht, und die Marschälle von Lithauen das, was auf dieses Großherzogthum Bezug hat.

(Fortsetzung folgt.)

Reactionäre Fortschritte und revolutionäre Nachklänge.

V.

Die Würtembergische Opposition stellte sich im Laufe des Jahres 1833 dem Ministerium gereizter gegenüber. Als die Abgeordnetenkammer einen Gesetzentwurf über die Rekrutenaushebung der Jahre 1834—1836 berathen wollte, trat Herr Schott mit dem Vorschlage hervor, die Beschlußnahme noch zu verschieben: denn eine Kammer, die nichts mehr zu verwilligen habe, sei

Digitized by Google

eine unmächtige. Die Majorität lehnte diesen Antrag, weil er von Mißtrauen in die Regierung zeuge, ab.

Seit siebzehn Jahren, sagte Herr Uhland bei der Discussion, leben wir im Frieden, und doch sollen wir einen großen Theil der Staatsausgaben für die Erhaltung des Militärs verwenden, alle Ersparnisse werden nicht fühlbar sein, wenn hier nicht gespart wird. Man spricht von Bundespflicht und Militärsystem? Sind denn diese Worte ein ewiger Schicksalsspruch? — Man spricht, sagte Herr Pfizer, von der Nothwendigkeit der Vertheidigung des Vaterlandes; aber da muß man doch zuvor ein selbstständiges und unabhängiges Vaterland haben. Der nächste Krieg, an dem wir Theil zu nehmen gezwungen werden, ist wahrscheinlich kein nationaler, und wird voraussichtlich nicht zum Schutze der constitutionellen Einrichtungen stattfinden. — Staatsrath v. Hartmann fand diese Bemerkung sehr „ungeeignet". — Die Kammer verwarf die Anträge auf Verminderung der Rekrutenzahl, stimmte aber mit 87 gegen 29 Stimmen dem Vorschlage Herrn Uhlands bei, daß die Regierung gebeten werden möge, bei der Bundesversammlung für Verminderung der Bundescontingente Schritte zu thun.

Am 27. Juli 1833 entwickelte Herr Pfizer seinen Antrag: zur Feststellung der staatsrechtlichen Verhältnisse Würtembergs gegenüber dem deutschen Bunde im Wege der Gesetzgebung die Regierung um den Entwurf eines Gesetzes anzugehen, und mit dieser Petition eine den verfassungsmäßigen Grundsätzen entsprechende Rechtsverwahrung sowohl für die Vergangenheit als für die Zukunft zu verbinden. Der Antragsteller handelte das Thema vom Verhältniß des Bundes zu den constitutionellen Staaten von Neuem ab. Er gab eine historisch-staatsrechtliche Ausführung über Entstehung, Verheißungen, Verpflichtungen des Bundes aus dem Gesichtspunkte der Nationalität. Er wollte, daß die Kammer sich besonders gegen alle Rechtsverletzungen, die möglicherweise aus den Bundesbeschlüssen vom 28. Juni entspringen könnten, verwahre, die Minister für alle Folgen verantwortlich mache und dieselben verbinde, auf jedem Landtage über die Bundesverhandlungen einen motivirten Bericht vorzulegen. Er legte die Nothwendigkeit einer scharfen Scheidung zwischen Landes- und Bundesgesetzgebung dar, und schloß mit dem Wunsche, daß der deutsche Name bald wieder in hellem Glanze strahle. — Sein Vortrag dauerte zwei Stunden, die Minister wohnten demselben nicht bei.

Zwei Tage darauf erklärten die Herren Pfizer, Schott, Uhland, Pflanz und Pfleiderer, daß sie, so lange sie über die Verfassungspunkte, die noch nicht verwirklicht seien, nicht beruhigt wären, den Finanzetat nicht verwilligen könnten. Herr Pfizer bekam damals von Tübinger Bürger einen Ehrenpokal, von Tübinger Damen einen schönen gestickten Lehnsessel! —

In Darmstadt gingen die Abgeordneten bis zur Beschwerdeführung gegen den Minister du Thil fort. Der Candidat der Theologie Fuchs hatte eine Vorstellung bei der Kammer eingereicht: er war, weil er die Farben schwarz-roth-gold getragen und im Jahre 1831 einer solennen Fahrt von Gießen nach Friedberg in einem vierspännigen Wagen beigewohnt, nicht zur Facultätsprüfung zugelassen worden. Die Herren Jaup und Glaubrech rich-

Digitized by Google

teten sich bei der Discussion über diesen Fall gegen die Denunciationen wider die Jugend: man solle dieser Vertrauen erweisen, statt sie mit Spionen zu umstellen und ihr erst dadurch Bedeutsamkeit, Selbstüberschätzung zu geben. Herr Höpfner erzählte von Fällen, wo auf den geringsten Verdacht hin abgehenden Studirenden die Theilnahme an demagogischen Umtrieben ins Zeugniß geschrieben, dem Einen, weil er langes Haar und einen altdeutschen Rock getragen, dem Andern, weil er die Leiche eines Studenten, der in Verdacht demagogischer Umtriebe gestanden, zu Grabe geleitet.

Der Candidat der Theologie, Eduard Graf, hatte sich ebenfalls an die Kammer gewandt: seine Vergehen waren, daß er sich durch Vivat- und Pereatrufen während der Polendurchzüge ausgezeichnet und vor Herrn Georg Fein, als er durch Gießen transportirt wurde, die Mütze geschwenkt.

Die Gattin des Rector Weidig hatte bald nach der Verhaftung ihres Mannes der Kammer eine Beschwerde eingereicht, weil Weidig, in längerer polizeilicher Haft gehalten, seinem gesetzlichen Richter entzogen werde. Bei dieser Gelegenheit sprach sich der Abgeordnete Helmrich am 1. August über die Stellung der Kammer zum Staatsministerium aus. Verfolgen wir, sagte er, den Lauf unserer parlamentarischen Wirksamkeit, so werden wir leider eine gewisse Spannung zwischen der zweiten Kammer und dem Ministerium nicht verkennen, eine Spannung, derzufolge eine gedeihliche Wirkung der ständischen Angelegenheiten gehindert, wo nicht ganz aufgehoben ist. Zwar ist eine gegenseitige Eifersucht in der Natur des Repräsentativsystems gelegen, aber ein vertrauendes Entgegenkommen, ein gegenseitiges Anerkennen ist hiermit nicht ausgeschlossen. Wie wenig hat das Ministerium zur Verwirklichung der Verfassung durch Entwickelung der darin verheißenen Wohlthaten gethan! Auf eine beklagenswerthe Weise entzieht es uns die Voraussetzungen eines die wohlthätigen Wirkungen des Repräsentativsystems bedingenden Vertrauens, indem es in vielfacher Beziehung das Ansehn gewinnt, als beeifere es sich, im Sinne der Reaction die Garantieen unsrer Verfassung zu schwächen. In der That, wo ist eine Fundamentalgarantie, worin die Kammer nicht bereits eine Verletzung aufgefunden hätte? Die Gesetzgebung, die Organisation der Gerichte sind durch einseitig erlassene Verordnungen, die Preßfreiheit durch die Censur alterirt. Das Grundgesetz ist bald nur noch eine leere Form.

Herr v. Gagern wollte eine Anklage des Ministers du Thil.

Herr E. E. Hoffmann erklärte am 2. August, wo die Berathung über jene Angelegenheit fortdauerte, daß ihm die Geduld bald reiße; das Ministerium behandle die Kammer gar nicht als eine ihm gleichstehende Corporation, es wolle immer Alles besser wissen. „Meine Herren, es ist eine traurige Zeit!*) Ich sehe voraus, wie es gehen wird. Man sucht das landständische System allenthalben zu untergraben und so allmälig zum Absolutismus zurückzukommen: das Herz möchte einem brechen!"

Der in der Bredaschen Buchhandlung erscheinende „deutsche Volksbote" war vom Minister verboten worden. Die Verlagshandlung beschwerte sich bei der Kammer.

*) Also nicht einmal die Phrase von der „traurigen Lage" ist eine Erfindung unserer Fortschrittsleute.

Digitized by Google

Der Candidat der Rechtswissenschaft, Carl Soldan, wandte sich in gleicher Verlegenheit, wie Fuchs und Graf, an die Kammer: er hatte auch Herrn Fein ein Vivat gebracht. Der junge Soldan, erzählte Herr E. E. Hoffmann am 21. August, hat ein halb Dutzend Mal versucht, dem Minister du Thil aufzuwarten: am Ende hat ihm der Bediente gesagt, es sei eben so gut, wenn er ihm seine Sache vortrage. Endlich entschloß sich Soldan dazu, da er keine andre Wahl mehr hatte, und der Bediente beschied ihn, es solle besorgt werden.

Die Kammer beschloß, allen diesen Vorstellungen Folge zu geben und in der Angelegenheit von Fuchs, Graf, Weidig und Soldan gegen den Minister des Innern und der Justiz, du Thil, Beschwerde bei dem Großherzog zu führen. Am 22. Juli beschloß sie außerdem einstimmig, die Staatsregierung zu ersuchen, den Artikel 35 der Verfassungsurkunde zur Ausführung zu bringen und zu dem Ende einen Gesetzentwurf vorzulegen, welcher auf der einen Seite den vollen Gebrauch der verfassungsmäßigen Preßfreiheit sichere und auf der andern Seite die Preßmißbräuche zweckmäßigen gesetzlichen Bestimmungen unterwerfe; mit 27 gegen 18 Stimmen erklärte sie das Fortbestehen der Censur für ungesetzlich und verfassungswidrig und sprach aus, daß, bevor das neue Gesetz zu Stande gekommen, alle Provinzen rücksichtlich der Presse in die Verhältnisse zurücktreten sollten, welche vor dem 20. September 1819 bestanden. 38 gegen 6 Stimmen wollten die Staatsregierung um eine Verfügung ersuchen, wodurch die Censur im Großherzogthum aufgehoben werde. Diese Resolutionen erblühten und starben. Der Constitutionelle hatte sich selber genug gethan. —

Dem langen Kampfe, welchen die Großherzoglich hessische Volksvertretung mit dem Ministerium führte, wurde endlich mit Gewalt ein Ende gemacht.

Ein Ministerialerlaß vom 5. Januar gegen die Presse, den die Bundesbeschlüsse vom 28. Juni nöthig gemacht hatten, war dem zweiten Ausschusse zur Begutachtung vorgelegt worden; am 11. September erstattete Herr Hallwachs den Bericht: er beantragte einen Protest, doch schob die Kammer die Debatte hierüber von Woche zu Woche hinaus. Sie wollte nicht sterben.

Am 7. October aber debattirte man über die Finanzverwaltung in der Finanzperiode 1830—1832.

Als Herr von Gagern das Recht der Stände, die Staatsregierung zu controliren, ihre Finanzverwaltung zu billigen und zu verwerfen, entwickelte, erwiderte ihm der Präsident des Finanzdepartements, Freiherr v. Hoffmann, und führte eine Ansicht über die Befugniß der Stände, Ausgaben der Staatsregierung nachträglich zu streichen und die Steuern zu verwilligen, durch, auf welche Herr Ernst Emil Hoffmann folgendermaßen antwortete: „Wir haben heute Grundsätze gehört, welche noch auf keinem Landtage vorgekommen sind. Wir sollen in die Verwaltung nicht eingehen dürfen, uns soll die Einsicht der Acten auch in Zukunft verweigert werden, wenn es nicht die Staatsregierung angenehm findet, sie aus Gefälligkeit uns mitzutheilen.

Digitized by Google

Die Kammer soll nichts mehr zu thun haben, als Steuern zu bewilligen, der Staatsregierung aber das Recht zustehen, Geld auf ihre Verantwortlichkeit in jeder Beziehung auszugeben und sogar den ganzen Reservefonds in der Art anzugreifen, daß, so lange dieser nicht erschöpft sei, die Stände nichts sagen könnten. Sind wir denn zwei Parteien, die eine der andern ihre Acten nicht ausliefert?"

Gegen die Behauptung des Freiherrn v. Hoffmann, daß die Stände Ausgaben nachträglich nicht streichen, sondern nur über solche Beschwerde führen können, sagte der Abgeordnete Herr Emmerling: Hiermit ist das Steuerverwilligungsrecht der Stände untergraben. Die Bewilligung der einzelnen Positionen, bisher von der zweiten Kammer allein abhängig, wird es nun auch von der ersten, denn eine Beschwerde muß durch die erste Kammer. — Da verwahrte sich aber der Freiherr v. Hoffmann feierlich gegen den Vorwurf, als wenn die Staatsregierung die Absicht habe, ständische Rechte, welche sie ehre, illusorisch zu machen. In der Abstimmung am 22. October versagte die Kammer mehreren Ausgabeposten die Billigung.

Den Anlaß zur Auflösung der Kammer fand das Ministerium in dem Inhalte eines Berichtes, der über einseitig erlassene Verordnungen abgestattet werden sollte und schon gedruckt war. In einem Erlaß, der der Kammer am 29. October mitgetheilt wurde, nahm das Ministerium das Recht der Verwaltung in vollem Umfange für die Regierung in Anspruch und verlangte, daß mehrere ihm anstößige Stellen aus dem Bericht gestrichen würden. Als nun die Majorität des zweiten Ausschusses, dem dieser Erlaß zugewiesen war, sich weigerte, auf die Forderungen desselben einzugehen, als der Präsident der Kammer ferner ankündigte, daß er die Berathung über die Bundesbeschlüsse nächstens auf die Tagesordnung setzen werde, ward der Landtag am 2. November aufgelöst.

An der ersten Kammer hatte die Staatsregierung eine treue Stütze gehabt. Alle Beschwerden, fast alle Anträge, welche von der zweiten Kammer an sie gekommen waren, hatte sie zurückgewiesen; nur der Freiherr v. Gagern, der Vater, hatte von Zeit zu Zeit in aristokratisch-geistreicher Manier volksthümliche Rechte in den väterlichen Schutz kunstvoll gebauter Perioden genommen. Die erste Kammer hatte den Antrag auf Erweiterung des Petitionsrechtes, die Anträge auf Beschwerdeführung in der Weidigschen und der Candidaten Angelegenheit, ebenso den Antrag auf Preßfreiheit abgewiesen.

Als der Freiherr v. Hoffmann am 2. November das landesherrliche Edict in Betreff der Ständeversammlung in der ersten Kammer vorlas, drückte er „auf Allerhöchsten besondern Befehl den Mitgliedern der hohen ersten Kammer für die persönlichen großen Anstrengungen und Aufopferungen, für die treue Hingebung an Seine Königliche Hoheit und Allerhöchstdero erhabenes Haus und für den reinen, durch keine Leidenschaften verfälschten Eifer für das wahre Wohl des Landes, welchen die erste Kammer bewiesen, den Allerhöchsten Dank Sr. Königlichen Hoheit" aus. —

Digitized by Google

Diplomatische Revue.

Wochenschau.

Die Feste von Compiegne sind wegen des Todes des Königs Leopold unterbrochen worden. Ist es vielleicht überhaupt mit Lustbarkeiten vorüber? Hat der sorglose Ton, die unbefangene Vergnügtheit, die seit einiger Zeit in der Politik herrschte, ihr Ende erreicht? Niemand war wohl über den plötzlichen Abbruch der Schäkereien von Compiegne froher als der Kaiser selber, denn wir können uns denken, daß dieselben herzlich abschmeckend und langweilig geworden waren. Mit der Jahresschau der Fürstin Metternich war der Gipfel erstiegen, das „coulissenhafte" Geheimniß des cäsarischen Hoflebens war enthüllt, der Rest ist schaal. Wie peinlich muß es sein, immer mit denselben reglementsmäßig gekleideten und dressirten Leuten umzugehen, die ihren letzten Witz schon längst ausgegeben haben! Man schätzt den Sprachschatz, über welchen ein simpler Landmann verfügt, auf etwa zweihundert Worte, mit denen er alle seine Empfindungen ausdrückt, seine Bedürfnisse kundthut, seine Erfahrungen darlegt. Und wie sich nun die Extreme berühren, so ist wohl auch der Wörtervorrath, der dem Hofmanne zu Gebote steht, nicht reicher als zweihundert Ausdrücke, welche er anwendet, um seine Empfindungen zu verhehlen, seine Bedürfnisse zu verkünsteln, seine Erfahrungen zu verfälschen. Daher wird das Hofleben gerade so monoton, wie die Existenz des Bauers, der hinter dem Pfluge hergeht oder seine Kühe füttert; und am drückendsten muß die Eintönigkeit für denjenigen werden, der den Dirigenten eines Concertes von halben Lauten, verstimmten Saiten und verbrauchten Virtuositäten spielt.

Gewiß hat Niemand ein größeres Vergnügen empfunden als der Kaiser Napoleon in dem Augenblicke, wo der von Brüssel her schwirrende Draht dem Spuk der Kniehosen, seidenen Strümpfe, beschnallten Schuhe, der schleppenden Roben und renommirenden Geschmeide gebot, eiligst zu verschwinden; wo der Tod des Königs Leopold die „dritte Serie" nach Hause schickte und das falsche Leben aus Compiegne verbannte. Es mag eine Zeit lang angehen, daß man die Unfähigkeit, ordentlich Geschichte zu machen, hinter dem Aufputz von Carossen, dem Glanz von Kerzen, hinter der Toilette schöner Damen und dem Triller einer zum Diner befohlenen Sängerin maskire. Aber es muß in dieser Art frommen Betruges Maß gehalten werden, wenn nicht die Maske plötzlich von selber abfallen soll. In der That waren die

Digitized by Google

diesmaligen Feste von Compiegne in Ermangelung sonstiger Ereignisse zu einer Haupt- und Staatsaction aufgeputzt worden; jede einzelne Invitation hatte ihre Bedeutung, die Reihenfolge der Einladungen trug einen tiefen Sinn; die österreichisch-französische Allianz feierte ihre Vollendung, das Schwenken eines Frackzipfels war mindestens ebenso wichtig, wie der Zug der Feder, die einen Vertrag unterschreibt. Die Mystification war jedoch zu durchsichtig und sie ist geplatzt wie eine Seifenblase. Sehr ernste Fragen sind an Napoleon herangetreten. Nur derjenige Trug ist wirksam, der Geist in sich enthält und der mit wahrhaften Thatsachen gemischt ist, in Compiegne aber hatten wir das Gespinnst der „Coulissen-Commentare", die nichts weiter commentirten als die Abwesenheit von Thatsachen.

Napoleon also sehnt sich nach wirklicher Aktion, und es ist ein fatalistischer Fingerzeig, der ihn von dem Metternich'schen Clavier hinweg aufs Neue nach dem Orchester weiset, wo die leibhafte Geschichte den Taktstock führt. Der Kaiser hat die Aufgabe, die Beziehungen Belgiens zu Frankreich zu regeln; es gehört zu den politischen Lebensbedingungen des letzteren, daß Belgien nunmehr offen und deutlich das werde, was es bisher der Idee nach war, nämlich ein Vasallenstaat Frankreichs. Die bloß theoretische Abhängigkeit Belgiens reicht nicht mehr aus, sie muß proclamirt, garantirt, constitutionalisirt werden. Und damit sie das werde, muß sich die bisherige Constitution Belgiens einer Reform unterwerfen.

Die heutige Zeit drängt ja überhaupt auf eine conservative Reform constitutioneller Verfassungen hin.

Wenn es erlaubt ist, die Pläne eines Potentaten zu ahnen und seinen modus procedendi vorherzusehen, so möchten wir behaupten, daß der Pariser Hof zunächst eine harmlos und gemüthlich ermahnende Epistel nach Brüssel richten und nebenbei zur Abänderung einiger Artikel der Belgischen Constitution, welche dem Parteienwesen die Thür zu weit öffnen, rathen wird. Es muß nun einmal Conformität in Europa herrschen. Nachdem die Fabel der Majoritätenweisheit, des Resolutionenglückes und der Interpellationenfreiheit an anderen Orten ihren Heiligenschein verloren hat, darf man es schwerlich dulden, daß sie bei dem Schooßkinde des diplomatischen Europa — dies ist Belgien immer gewesen — ihre Heimath aufschlage. Sollte der Rath Napoleons im Belgischen Volke einige Aufregung verursachen, sollte er kleine Demonstrationen und Tumulte zur Folge haben, sollte ihm mit der Betheuerung, für die nationale Freiheit sterben zu wollen, entgegnet werden: desto besser! Napoleon wird eine Armee an die Grenze Belgiens senden, und er wird seinen Willen durchsetzen. Das Land, das bisher durch kleine Sühneopfer, durch Zeitungsverbote und Rogeard-Verbannungen die Verzeihung für seinen Constitutionalismus erkaufte, wird nunmehr auch ausdrücklich und paragraphenmäßig seine Unterthänigkeit documentiren.

Der Kaiser wird seinen Willen durchsetzen, weil die Mächte, die ein Interesse dabei hätten, ihm hindernd in den Weg zu treten — Oesterreich und England — für einen solchen Widerstand nicht gerüstet sind. Oesterreich wird durch Victor Emanuel, England durch Amerika in Schach gehal-

Digitized by Google

ten. Die Entwickelung, die in den thatsächlichen Verhältnissen vorgezeichnet ist, wird sich vollenden.

Literarisches.

Eine Kunstlehre.

Das Interesse an Kunstwerken und an Kunstgeschichte nimmt bei uns von Tag zu Tag in erfreulichster Weise zu, und besonders unterstützen auch die vielen und billigen Photographien solche Anregungen. Allein wenn durch Bücher tüchtiger Kunsthistoriker, wie Kügler, Springer, Lübke u. A. der Forderung nach einem Ueberblick über die künstlerische Entwickelung seit den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart vollkommen genügt wird, so ist es doch mit der Kunst ein eigenes schweres Ding und fast jeder aufmerksamere Leser dieser Bücher erkennt gar bald, daß Mancherlei in denselben nicht erörtert wird, was er gern wissen möchte, ja, was er auch wissen muß, wenn er festen Grund unter sich zum Weitergehen erhalten soll. Wenn man sich mit einem Gegenstand beschäftigt, will man zuerst doch wissen, was er selbst ist, und so fragt man denn ganz natürlich: „was ist Kunst?“ Hierauf erhalten wir keine Antwort, und wenn wir eine suchen, sollen wir den dickleibigen Aesthetikern anheim, deren Theorien uns nur zu bald wie ein Mühlrad im Kopfe herumgehen. Aber die nicht allein. Wissen wir denn, wenn wir uns für Kunst und Kunstgeschichte zu interessiren anfangen, *wie* der Künstler schafft, *wie* das Kunstwerk nach seiner Idee in Form entsteht, *wie* es im Stoffe selbst ausgeführt wird? Wie wird eine Bildsäule gemacht? was kann sie vorstellen? wie arbeitet der Maler? und dergleichen mehr. Dann aber kommen wir zum Styl. Wer sagt uns was Styl ist? Doch müssen wir fortwährend das Wort gebrauchen. Auch möchten wir wohl wissen, wie man am besten Kunstwerke betrachtet, wie die Kunst zum Leben steht und ob in allen diesen viel verzweigten Verhältnissen nicht gewisse gesetzliche Grundbeziehungen und die Uebersicht und Erkenntniß erleichtern. — Eine Behandlung dieser Punkte würde also aus der Aesthetik etwas nehmen, dann aus der künstlerischen Thätigkeit, und ihrer Technik umfangreichen Stoff entlehnen, auch geschichts-philosophische Gesichtspunkte herein ziehen und so zu einer *umfassenden Kunstlehre* sich gestalten.

Das Bedürfniß nach einer solchen ist seit Jahren fühlbar und es wurden in letzter Zeit verschiedene Versuche gemacht, ihm zu genügen. Wir erinnern nur an die „Vorschule zur Kunstgeschichte von Ernst Förster“, und an die „populaire Aesthetik von Lemcke“, die jedoch beide, wie man so sagt,

Digitized by Google

den Nagel nicht auf den Kopf getroffen haben. Mit um so größerer Freude begrüßen wir deshalb ein Buch, das uns jetzt vorliegt: „Grundriß der bildenden Künste, eine allgemeine Kunstlehre von Dr. E. H. Riegel, gr. Lex. 8. 21 Bogen mit 34 Holzschnitten. Hannover 1865. Carl Rümpler." Wir gestehen, daß das erörterte Bedürfniß in höchst sachkundiger und was uns die Hauptsache scheint, in sehr praktischer Weise befriedigt ist. Der Leser wird nicht mit unverständlichen philosophischen Redensarten geplagt, die dem Laien so oft die ästhetischen Betrachtungen verbittern; in klarer Sprache wird der Stoff vorgetragen, ohne jedoch dem Leser selbst nicht auch eine eigene Verarbeitung zu überlassen. Doch wir wollen näher auf das uns in diesem Buche Dargebotene eingehen, um wo möglich ein überzeugendes Urtheil herbeizuführen.

Schlagen wir auf, so tritt uns der Name des großen Meisters Cornelius, dem das Werk zugeeignet ist, entgegen und erweckt in uns eine gewisse Zuversicht. Die Vorrede bespricht den von uns schon angedeuteten Zweck des Buches und hebt hervor, daß der Verfasser es auf einen Versuch zu einer Encyclopädie der Kunstwissenschaften abgesehen, daß er jedoch um des nächstliegenden Bedürfnisses willen, seinen Stoff möglichst beschränkt und kurz gefaßt habe. Einen Haupt- und Grundton für seine ganze Betrachtungsweise legt der Verfasser auf die stets hervorgehobene Gesetzmäßigkeit in der Kunst und ihre Entwickelung, in Bezug worauf er sagt: „Denn Nichts kann das Gefühl für die Würde und Heiligkeit der Kunst mehr befestigen, als die Ueberzeugung, daß auch in der Kunst nichts ohne ewige Gesetze geschieht. Diese Gesetze, weit entfernt, die Freiheit der Kunst zu beengen, geben allein Halt und Sicherheit. Und ihre Kenntniß kann wahrlich nur dazu beitragen, das, was man bisher hochgeachtet hat, nur um so höher zu achten, den Meister, den man bisher seiner reichen Begabung wegen herzlich geliebt, nur um so herzlicher zu lieben. Auf diese Gesetze lege ich, ich möchte sagen, das Hauptgewicht, weil gerade unsere Zeit eine Entwickelungsphase der Künste bezeichnet, wo nach einer kurzen Zeit schöner und voller Blüthe bereits alle Gefahren des Manierismus sich herzudrängen, wo das unbefangene, sichere und lautere Gefühl schon so oft fehlt, wo der Virtuos nur allzu häufig für einen Genius ausgegeben wird." Diesem Gedanken entspricht auch das sinnig gewählte Wort Göthe's: „in der Beschränkung zeigt sich erst der Meister und das Gesetz nur kann uns Freiheit geben", welches als Motto auf dem Titel steht.

Was den Inhalt selbst betrifft, so können wir nicht leugnen, daß die überraschende Fülle des Stoffes uns zwar in Erstaunen gesetzt hat, daß wir jedoch auch zugleich ein gewisses Mißtrauen sich regen fühlten, ob derselbe in allen Theilen mit vollem Verständniß durchgearbeitet ist. Dies wurde sogar noch bestärkt, als wir beim Durchblättern mehreren wichtigen Gedanken und Anschauungen begegneten, die wir als selbstständig und neu erkennen mußten. Wir fürchteten nämlich, durch Erfahrung hierin gewitzigt, daß wir es mit einem Compilat zu thun hätten, dem ein paar salzige Körner Geschmack verleihen sollten. Es ist nicht so; wir haben das Buch gelesen und

Digitized by Google

es mit der großen Befriedigung hinweggelegt, daß die neuen Ideen, welche es zum Theil enthält, Grundgedanken wissenschaftlicher Art sind, auf denen sich ein System aufbauen ließe. Dies gilt besonders von der ersten Abtheilung: die Kunst, die Künste und das Schöne, wo der Verfasser wahrhaft populäre und neue Grundlinien zu einer ästhetischen Betrachtung zieht. Zwar lehnt er sich offenbar an Kant und Schiller an, allein wir erkennen es mit aufrichtiger Zustimmung an, wenn Jemand der Hegel-, Solger-Schelling'schen Aesthetik nicht blind folgend, zum echten Quell unsres modernen philosophischen Denkens zurückkehrt und hier den Lebenstrank einer gesunden Weiterentwickelung schöpfte, denn Kant ist der Grund- und Eckstein, wenn auch Solger und andere Philosophen und Aesthetiker in vornehmer Ueberhebung den großen Weisen für todt ansehen. Wir finden nun, daß der Verfasser so zu klaren und verständlichen Begriffen gelangt ist, daß er die Kunst und das Schöne ganz allgemein faßlich erklärt und besonders darauf hinweist, daß unsere Erkenntniß auf dem ästhetischen Gebiete stets durch unser Gefühl begrenzt wird, ohne welches wir den Eindruck des Schönen nicht empfangen. Bei der gedrängten Darstellung dieser Abtheilung, die nur 50 Seiten umfaßt, wird dem Leser allerdings zugemuthet, recht aufmerksam den Stoff durchzudenken, doch meinen wir nicht, daß hierin ein Nachtheil liege. Sollte aber dieser oder jener sich vielleicht hierdurch abgestoßen fühlen, so fange er mit andern Abschnitten an, oder lese erst die 2. und 3. Abtheilung und kehre dann zu dem Schwierigeren zurück. Die Abschnitte der 1. Abtheilung haben folgende Ueberschriften: 1) Stellung der Künste in der allgemeinen menschlichen Entwickelung. 2) Die Kunst und das Schöne. 3) Die verschiedenen Künste. 4) Erscheinungsformen der Kunst (d. h. nationale, periodische Kunst u. s. w.) 5) Entwickelungsstufen der Kunst (Vorstufe, Blüthe und Verfall).

Die 2. Abtheilung (170 Seiten) ist der Kunst und den Künstlern gewidmet. Sie beginnt, indem sie (Abth. b) als die Grundlage der gesammten Kunstübung das Studium der Natur hervorhebt und zugleich die Schwierigkeit und das Wesen der Naturnachahmung in Bezug auf Baukunst, Bildhauerei und Malerei bespricht; hierbei wird vom lebenden Modell in den verschiedenen Arten der Auffassung gehandelt. Im siebenten Abschnitte „die Anordnung", wo der Verf. Symetrie, Gruppirung u. s. w. erörtert, überrascht uns eine höchst merkwürdige Messung von Raphaels sixtinischer Madonna, auf die wir hier natürlich nicht eingehen können, die aber ihrer Originalität in der richtigen Würdigung der Ergebnisse wegen, welche der Verf. anstellt in allen Kunstkreisen unzweifelhaft gerechtes und großes Interesse erregen muß.*) Der folgende achte Abschnitt enthält die Beschreibung der künstlerischen Technik, besonders der Bildhauerei und Malerei. So anerkennenswerth das ist, was der Verf. hier giebt, so hätten wir doch gewünscht, daß er seine Betrachtungen auch über die Geschichte

*) Als Beweis hierfür vergl. A. v. Wolzogen's neue Schrift „Rafael Sanzio", der Riegel's Untersuchung bereits benutzt hat.

Digitized by Google

der künstlerischen Technik in weiterem Sinne als es geschehen, ausgedehnt hätte. Es mag dies vielleicht ein Gegenstand groß genug für ein besonderes Werk sein, allein wir fühlten uns durch das was der Verf. giebt, zu diesem Wunsche angeregt. Immerhin ist aber gerade dieser Abschnitt für den Kunstfreund von hoher Bedeutung, da die Kenntniß der Technik vielen irrigen Vorstellungen und Ansichten begegnen muß. S. 163 hat der Verf. aus den Schriften anderer, besonders Guhlo, den Irrthum herübergenommen, daß die Ghiberti'schen Thüren am Baptisterium zu Florenz, von denen wir Abgüsse in unserem Museum besitzen, in Erz getrieben seien; nach den Angaben des Vasari und seiner neuesten Herausgeber sind sie gegossen. Im neunten Abschnitt wird das besprochen, was überhaupt künstlerisch dargestellt werden kann; im Allgemeinen ist es also die Idee und ihre Eigenschaften, ihre Verschiedenartigkeit in der Kunst und Dichtung — im Besonderen die einzelnen Arten der Gegenstände, und deren Kreise die drei bildenden Künste ihre Stoffe entlehnen, welche hier behandelt werden. Als originelle und geistreiche Erklärung interessirte uns vornehmlich, das, was der Verf. S. 175. 176 über die Allegorie sagt, in Bezug auf welche wir bisher vergeblich nach einer genügenden Definition uns in den ästhetischen Schriften umgethan hatten; hier ist eine solche trotz des heiteln und feinen Gegenstandes mit großer Klarheit gegeben, so daß sich jeder Leser gründlich unterrichten kann. Wenn so dieser Abschnitt den Inhalt des Kunstwerkes nach seinem gegenständlichen Stoffe durchging und jener die Technik angab, mittelst deren dieser Inhalt in die Form übergehen und sichtbar werden kann, so tritt nun der Künstler selbst hinzu und giebt dem Werke das Gepräge seines Geistes. Der Verf. spricht also im zehnten Abschnitte von der künstlerischen Begabung, vom Talent, dem Genius und dem Virtuosen und er geht dann über zum Styl, dessen Wesen und Arten er erklärt. Hervorheben müssen wir die einfache und anschauliche Art, wie er die Entstehung oder besser die Begründung der Baustyle angiebt. Dann ist noch hier ausführlicher vom Idealismus und Realismus die Rede.

Die 3. Abtheilung „die Kunst und die Zeit" gliedert der Verf. nach Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. In Bezug auf die Vergangenheit entsteht so der Begriff der Kunstgeschichte, deren Zweck und Schwierigkeiten er näher bespricht; als ihre Grundlage stellt er die historische Kritik hin. Dies ist der 11. Abschnitt. Der 12. nimmt Bezug auf die Gegenwart und giebt die Art an, wie man Kunstwerke betrachte und wie man planmäßig dabei verfahre; auch ist hier von der Kunstkritik die Rede. Wir billigen es, daß der Verfasser sich in diesem Abschnitte durch Herbeiziehung von treffenden Citaten aus Winkelmann, Göthe, Schiller, Lessing, Wieland, Schelling, Kant u. a. auf Autoritäten stützt. In Bezug auf die Kunst in der Zukunft kann es sich nur um die Pflege der Kunst handeln, und so giebt denn der Verfasser im 13. Abschnitte Ausführungen über die Lehr- und Förderungsmittel. Dort spricht er von Akademien und Museen, hier von Staat, Gesellschaft und Kirche nebst ihren verschiedenen Stellungen zur Kunst. Wir machen darauf aufmerksam, daß der Verfasser

Digitized by Google

das Ausschreiben von Concurrenzen auf dem Kunstgebiete unbedingt verurtheilt und verwirft; seine Gründe sind nicht wol zu übersehen und die Sache hat viele praktische Bedeutung.

In einem 14. als Anhang beigegebenen Abschnitte werden die nachbildenden Künste, Kupferstich und Holzschnitt, Steindruck und auch die Photographie ausführlich besprochen, und ein dann folgendes sorgfältiges Sach- und Namenregister erleichtert den Gebrauch des Buches zum Nachschlagen. Eine solche Fülle bietet das Riegel'sche Buch.

Es ist kaum eine Frage, die dem Kunstfreunde beim Lesen kunstwissenschaftlicher Bücher aufstoßen könnte und die er hier im Voraus nicht schon beantwortet findet. Wir legen deshalb einen hohen Werth auf diese sehr große praktische Brauchbarkeit, weil wir der Meinung sind, daß ein Buch, wie das vorliegende, gerade hierdurch überaus nützlich und klärend wirken muß. Und dies wird es um so mehr können, da, wie wir die Klarheit der Darstellung bereits hervorgehoben haben, so auch der ganze Aufbau des Werkes die Aufnahme des Stoffes durch viele Uebersichtlichkeit sehr erleichtert. Auch werden die überall mit Sorgfalt aufgestellten Beispiele dem Verständniß des Prinzipiellen sehr zu Hülfe kommen, wie sie andererseits einen lebendigen Verkehr mit der Kunstgeschichte unterhalten. In eben diesem Sinne ist die Auswahl der Holzschnitte getroffen, doch müssen wir hier aufrichtig bedauern, daß die Zahl derselben nicht größer ist. Mag sein, daß der Preis, welcher allerdings für das starke, vortrefflich ausgestattete Buch mit 2 Thalern sich in mäßiger Schranke hält, nicht durch zu viele Holzschnitte hat gesteigert werden sollen, aber dennoch würden wol die meisten Käufer lieber ein paar Groschen mehr zahlen, wenn ihnen ein größerer Reichthum von Abbildungen geboten wäre. Und selbst von den aufgenommenen Holzschnitten, so ausgezeichnet die meisten sind, müssen wir dennoch bekennen, daß sie nicht durch eine weniger gute Ausführung hier und da unter die Stufe hätten hinabgehen sollen, welche das Buch schon seiner äußeren Erscheinung nach einnimmt.

Alles in Allem wollen wir unsere Leser, Kunstfreunde und namentlich auch die jüngeren Künstler unter ihnen, aber recht dringend auf diesen „Grundriß der bildenden Künste" hinweisen und ihnen die fleißige Benutzung desselben aufrichtig empfehlen. Zwar wird es nicht an zahlreichen Stimmen fehlen, die das Buch als unzeitgemäß verwerfen, weil es dem Manierismus und dem naturalistischen Virtuosenthum offen den Krieg ankündigt, und diese sich bekanntlich seit einiger Zeit sehr breit machen. Mögen die Leser, wenn sie sich für Kunst interessiren, hierin um so mehr einen Grund finden, sich selbst zu überzeugen und sich ein eigenes Urtheil zu bilden, ob diese Kunstlehre in Wahrheit der Kunst und ihrem Verständniß förderlich sein kann.

Digitized by Google

Correspondenzen.

Berlin, 13. December. Die letzten Tage waren ausgezeichnet durch ein Fest innerhalb der Königlichen Familie, welches durch eine rege Theilnahme eines großen Theiles der Berliner Einwohnerschaft begleitet ward. Die Vermählung der Prinzessin Alexandrine mit dem Herzoge Wilhelm von Mecklenburg ward am Hoflager gefeiert.

Schon in der vorhergehenden Woche konnten sich die Damen Berlins an dem Anblick der reichen Ausstattung erfreuen, welche für die erlauchte Braut hergestellt worden ist, und auch die weniger sachverständige Männerwelt fand sich in dem Bewußtsein angenehm angeregt, daß alle diese wahrhaft prächtigen Gegenstände ausschließlich vaterländischen und vorzugsweise Berliner Fabriken und Handlungshäusern entnommen waren. Die Firma Gerson ward ganz besonders häufig genannt und bewährte ihren Ruf, so daß es nicht Wunder nehmen darf, wenn die verbreiterte Französische Straße und der geräumige Werdersche Markt kaum die Equipagen fassen kann, welche jenem Geschäfte die eleganten Käuferinnen zuführen. Es war jedoch nicht die Neugierde allein, welche die Theilnahme der Berliner Damen der bevorstehenden Vermählung zuwandte; die Prinzessin ist in Berlin groß geworden und zählt unter der jetzigen weiblichen Jugend einen großen Kreis von Verehrerinnen, welche sie sich durch ihr mildes und anspruchsloses Wesen gewonnen hat. Gleichzeitig führte die Erinnerung viele Gedanken zurück in jene Zeit, wo die Prinzessin Alexandrine sich der vorzugsweisen Gunst und Theilnahme des trefflichen hochseligen Königs zu erfreuen hatte; wie es denn auch an mancher Stelle unvergessen geblieben ist, daß in den trüben Jahren der letzten Krankheit des Königs, es die Prinzessin Alexandrine war, welche die Tage und Stunden schwerer Prüfung treulich mit tragen half. Gott möge es der erlauchten Dame in ihrem neuen Verhältnisse lohnen. Auch dem Herzog Wilhelm wird innerhalb der conservativen Kreise die Erinnerung bewahrt bleiben, daß er es war, welcher in Mecklenburg den Consequenzen des democratischen Jahres 1848 muthig entgegentrat, und so hoffen und wünschen wir denn aufrichtig, daß Milde und Strenge sich zu einem guten Klange zusammengefunden habe. Das junge Paar nimmt seine Residenz in dem Schlosse Bellevue, bleibt also wenigstens dem weiteren Berliner Stadtbezirke zugehörig.

Mit richtigem Takt haben die städtischen Behörden Berlins es vermieden, bei diesem Feste sich besonders geltend zu machen; die Berechtigung hierzu würde gefehlt haben. Ueberhaupt scheint es, als ob die Umkehr Berlins sich zunächst dadurch geltend machen wolle, daß Zudringlichkeiten fern gehalten werden. Aus diesem Gesichtspunkte finden wir auch einen Vorgang erklärlich, welcher sich jüngst bei einem kaufmännischen Feste er-

Digitized by Google

eignet haben soll, bei welchem wir jedoch der überstimmten Minorität eine größere Energie gewünscht hätten.

Das Resultat der in der hiesigen jüdischen Gemeinde jüngst stattgefundenen Wahlen der Vorstandsmitglieder ist jetzt bekannt geworden; die Anhänger der Reform haben überall die Mehrheit erlangt und die strenggläubigen Juden können jetzt überlegen, wohin Opposition überhaupt führt. So viel wir wissen, befindet sich die Geldmacht auf Seite der unterlegenen Partei und es ist daher wohl möglich, daß die letztere sich jetzt wenigstens mit dem Geldbeutel geltend macht. Wir würden ihr dies nicht verargen, da leider die jetzige Zeit anderen Gründen sich zu verschließen pflegt.

Auch auf dem Provinziallandtage unserer Provinz scheint man dies erkannt und sich bemüht zu haben, die nachtheiligen Eindrücke zu verwischen, welche die enormen Kosten der Grundsteuer-Regulirung wohl an mancher Stelle hervorrufen möchten. Die Majorität des Landtages hat es abgelehnt, diesem Beruhigungsmittel ihre Zustimmung zu ertheilen. Im Allgemeinen haben wir es zu beklagen, daß den jetzt versammelten Provinzialständen diejenige Aufmerksamkeit sich nicht zugewendet hat, welche dieselben als Vertreter der Provinz gleichwohl verdienen. Daß dies von Seiten der Liberalen nicht geschehen ist, ist sehr erklärlich, wir hätten aber eine größere Berücksichtigung an manchem anderen Orte gewünscht, wo man sich schon jetzt kaum der Erwägung wird entziehen können, daß die fortschreitende Entwickelung unseres Vaterlandes doch auch einmal wieder zu dem rückwärts liegenden Ausgangspunkte führen könnte.

Die liberalen Zeitungen haben kaum Notiz von den ständischen Verhandlungen genommen; desto breiter wird aus der Stadtverordneten-Versammlung berichtet. Wir an unserem Theile haben nur zu erklären, daß anderweite Verdächtigungen einzelner Mitglieder nicht weiter vorgekommen sind, worüber wir unsere aufrichtige Befriedigung aussprechen müssen.

Es ist ein eigenthümlicher Zug Berlins, daß einmal angeregte Gegenstände von dem Publikum gern in die langweiligste Breite gezogen werden. So ward auch angeregt, alle Namens der Stadt in der letzten Zeit abgeschlossenen Käufe einer Revision zu unterziehen; verständige Einsicht hat hiervon Abstand genommen. Dagegen werden bauliche Untersuchungen noch immer auf's Eifrigste verlangt und auch meistens gewährt. Und kaum sind die Einwohner einigermaßen beruhigt, ihren Tod nicht unter den Trümmern ihrer Wohnungen zu finden, als schon wieder eine andere Noth losbricht. Es richtet sich diese Furcht dieses Mal gegen das in die Küche wandernde Fleisch; der Genuß von Trichinen macht sich als drohendes Gespenst geltend. Mit der Enthaltsamkeit von Schweinefleisch ist es nicht einmal abgethan, seit die Möglichkeit behauptet wird, daß die Trichinen des so eben geschlachteten Schweines sich durch die Benutzung desselben Hackeklotzes auch auf die andern Fleischsorten übertragen können; die nächste Folge dieser Furcht bestand in einem Ueberlaufen der Verkaufsstellen der jüdischen Schlächter, von denen vorausgesetzt ward, daß ein Schwein überhaupt gar keinen Zutritt in ihre Fleischkammer habe. Eine fernere Folge finden wir in jeder Zeitung. Ganze

Digitized by Google

Beilagen werden lediglich mit Anzeigen der Fleischer gefüllt, daß sie diesen und jenen Sachverständigen mit der mikroscopischen Untersuchung ihrer Vorräthe beauftragt haben. Beruhigend wirkt inmitten dieser Aufregung Dr. Virchow, welcher verkündet, daß gründliches Kochen und Sieden die Trichinen tödte. Die Nutzanwendung ziehen wir dahin, daß Herr Virchow ein sehr schätzenswerthes Mitglied der Stadtverordneten-Versammlung ist, daß er dem öffentlichen Wohle den besten Vorschub leistet, wenn er über Dinge spricht, die er wirklich versteht und daß die Oeffentlichkeit der Stadtverordneten-Versammlungen für alle Hausfrauen, Köche und Köchinnen nicht hoch genug angeschlagen werden kann.

Wann die Zeit eintreten wird, wo Herr Virchow auch an anderem Orte sein Licht wird leuchten lassen können, ist noch ungewiß; wir glauben daß dies nicht vor der Mitte Januar des nächsten Jahres geschehen wird. Alsdann wird Berlin hoffentlich alle jetzt noch vorhandenen Aufregungen überstanden haben; die so dringende Vermehrung der Schutzmänner ist wohl auch schon ausgeführt und die Schleswig-Holsteinische Frage gelöst. Wir sind begierig, worüber dann gesprochen werden wird, zweifeln aber schon heute nicht darin, daß sich noch ein ergiebiger Stoff finden werde.

Berlin, 13. December. (Von einem andern Correspondenten.) Der Magistrat von Berlin hat sich auf den Standpunkt des Herrn Streckfuß gestellt. Er meint, mit den Rosen, die in dem neuen Park blühen werden, habe es keine Gefahr, sie würden den naivsten und reinsten Duft verbreiten, ohne daß man ihnen die Wisotzki'schen Pfennige anrieche. Herr Streckfuß erklärte, der Ankauf des Terrains für den Volkspark dürfe nicht rückgängig gemacht werden, wenn auch die Profite des Herrn Wisotzki im Doppelschritt vorwärts gegangen sein und sonach den Biedersinn empört hätten. Ebenso sagt der Magistrat: „Gesinnung aparte und Volkspark aparte, das Grundstück des Herrn Wisotzki wird gekauft".

Hiermit ist denn der Zwischenfall, der so viel Aufwallung erzeugt hat, erledigt. Man kann die übergroße Aufregung nur dadurch erklären, daß die Stadtverordneten sich in die Einbildung einer pecuniären Unbeflecktheit und finanziellen Jungfernschaft hatten hinein phantasiren lassen, die keinem Menschen beschieden ist. Die Herren hatten wirklich und wahrhaftig daran geglaubt, daß sie rein und interessefos seien, wie die Götter, daß in ihnen sich der unbestechliche Bürgerrepräsentant verkörpere, daß ihr Sitzungssaal hoch in den Wolken der Uneigennützigkeit liege. Als sie nun entdeckten, daß ihr Sitzungssaal mitten in dem modernen Berlin liege, wo ein Jeder Geld macht, da wurden sie von Schrecken ergriffen und sie declamirten verzweifelte Dinge, sie resolvirten, daß die Geldmachereien „null und nichtig" wären.

Wir gönnen den Herren Stadtverordneten ihre Profite und wünschen

Digitized by Google

nur, daß sie in städtischen Sachen fortan als eben so praktisch sich bewähren, wie wenigstens einige von ihnen in Privatsachen zu sein scheinen.

Einer freilich, Herr Virchow, wird immer Theoretiker bleiben. Der Herr Professor stellt den Bureaukraten in seiner Ausartung dar, den Bureaukraten, der eine polizeiliche Maschinerie aufstellen möchte, um einer Lieblingsdoctrin zum Rechte zu verhelfen.

Herr Professor Virchow glaubt an Trichinen, er muß das, weil er in Gehorsam für einen Volksaberglauben, der vor ein Paar Jahren aufkam und lebhaft an die Zeit des Tischrückens erinnerte, ein Schriftchen herausgegeben hatte, worin er die Trichinen und ihre Sitten und Gebräuche so genau beschrieb, als ob er mitten unten ihnen gelebt hätte. Sein Buch war ein Gegenstück zu dem Buche des Uraffen-Erfinders und zu dem Werke jenes Franzosen, der aus den Malereien eines Hinterwäldlerknaben die gottesdienstlichen Geheimnisse der Urindianer herausstudirt hatte. Herr Virchow glaubt also an Trichinen, denn er ist nichts mehr, wenn er nicht an seine eigene Autorität glaubt. Aber das genügt nicht. — Damit er eine Autorität sei, muß er nicht bloß selber an sich glauben, sondern die Welt, Berlin muß ebenfalls an ihn glauben. Auf daß nun Berlin an ihn glaube, will er eine Verordnung extrahiren, wodurch alle Schlächter und alle Schweine unter polizeiliche Aufsicht gestellt werden. Er will eine allgemeine mikroskopische Virchowqual einführen, und er wird selber zu Nutz und Frommen der Schutzmannschaft die Instructionen verfassen, nach welchen bei der Maßregelung der Wohlthäter des Menschengeschlechtes verfahren werden soll.

Wie man in den Zeitungen liest, wurde gleich nach dem Bekanntwerden des Vergiftungsfalles in Hedersleben ein Assistenzarzt des Herrn Professor Virchow nach diesem Orte gesendet, und da ist es erklärlich, daß der Trichinenmythus an Kraft und Verbreitung gewann. Die kathedergebildeten, staatsexamenbeglaubigten Aerzte haben sich hierbei in ihrer vollen Glorie offenbart. Von vorn herein wurde die Trichinentheorie als ausgemacht angenommen, darauf hin wurden die armen befallenen Leute mit elenden Latwergen geplagt, die Aerzte waren unfehlbar und die Patienten starben.

Die Pflicht eines Mannes von Urtheil wäre gewesen, die Lebensverhältnisse zu prüfen, unter denen die unglückseligen vergifteten Menschen existirt hatten. Die Seuche hatte ursprünglich die Arbeiter bei einer gewissen Fabrik betroffen. Erste Frage: was für eine Fabrik war dies? Antwort: eine Zuckerfabrik. Zweite Frage: Abgesehen davon, daß die Arbeiter in einer Zuckerfabrik oft gezwungen sind, fast ganz nackt in den erhitzten Räumen umherzugehen, daß so ihre Haut in eine übermäßige Gereiztheit versetzt und daher schädlichen Einflüssen zugänglicher wird, — welche Chemikalien waren in der Fabrik gebraucht worden, um den Zucker reiner oder weißer oder compakter herzustellen? Diese Frage ist bis jetzt nicht untersucht. Dritte Frage: wohin ward der Abfluß aus der Fabrik geleitet, und konnte er zu dem Trinkwasser des Ortes gelangen? Diese drei Fragen hätte sich ein Mann von Urtheil vorgelegt, wir wollen nicht sagen, daß er an

Digitized by Google

die richtige Quelle gelangt wäre, aber die Unterſuchung jener Haupt-Punkte ſelber würde erſt ein Beweis ſeiner Zuverläſſigkeit ſein.

Allen Berichten gemäß hat Hedersleben nicht unter der Trichinenpeſt, ſondern unter der Plage des mediciniſchen Doctrinarismus gelitten. Die Herren Wiſſenſchaftler ſind von ein Paar praktiſchen Männern beſchämt worden, die von hier aus nach Hedersleben gegangen ſind und wenigſtens mit bürgerlich ruhigem Blick die Sachlage geprüft haben. Nach ihrer Meinung litt eines der Schweine, deſſen Fleiſch die Vergifteten gegeſſen haben ſollen, am Milzbrande. Dies kann allerdings nur Hypotheſe bleiben, aber der Vollſtändigkeit halber wäre vielleicht noch zu conſtatiren geweſen, ob das Schwein etwa mit dem Syrupſatze aus der Zuckerfabrik, in welchem natürlich ein chemiſcher Niederſchlag enthalten geweſen ſein muß, gefüttert worden ſei. Das andere Schwein, deſſen Fleiſch gleichzeitig mit dem Fleiſche des verpeſteten Schweines verkauft wurde, war nicht in Hedersleben ſelber gemäſtet worden und es war geſund.

Militäriſche Revue.

Der letzte amerikaniſche Krieg.

Neue Folge.

VIII.

Abgeſehen von dem Tode des Generaliſſimus der Teneſſee-Armee, hatte dieſelbe noch viele andere Führer unter den Todten und Verwundeten. So fiel der General Gladden, gebürtig aus Süd-Carolina, an der Spitze der von ihm commandirten Louiſianna-Brigade. Auf den Schlachtfeldern von Contreras und Churubusco im mexikaniſchen Kriege hatte er mit zwei ſchweren Wunden die Bluttaufe erhalten. In Louiſianna anſäſſig, erhob er ſich mit ſeinen Mitbürgern für die allgemeine Sache und ſtarb für ſie!

Der proviſoriſche Gouverneur von Kentucky, George M. Johnſton, adjudantirte während des erſten Schlachttages freiwillig, und als ihm ſein Pferd unterm Leibe erſchoſſen wurde, trat er in die Infanteriecompagnie des Capitain Monroe ein und kämpfte als Gemeiner wacker mit.

Am Abend des erſten Schlachttages bivouakirte er im Zelte des Capitains und beſtand darauf, daß ihm noch der vorgeſchriebene Fahneneid abgenommen werden müſſe. Er leiſtete den Schwur mit tiefem Ernſte und rief dann begeiſtert: „Nun will ich noch eine kurze Ruhe ſuchen, um morgen rechtſchaffen zu arbeiten!“ Er hielt Wort, mitten im heftigſten Waldgefecht ſtreckte ihn eine Kugel auf ewig nieder. Mit ihm verlor nicht nur der Staat

Digitized by Google

Kentucky, sondern die ganze Confederation einen einflußreichen und energischen Freund.

Die confederirten Generale, von den Stabs- und Subalternofficieren gar nicht zu reden, exponirten sich in einer Weise an der Tete ihrer Brigaden, die unter anderen Verhältnissen Tadel verdient hätte. Man muß aber berücksichtigen, daß die Hälfte der südlichen Truppen aus eilig zusammengerafften Milizen bestand, von denen ein sehr großer Theil nie Pulver gerochen hatte, unter solchen Verhältnissen erscheint das Benehmen der confederirten Officiere in seinem verdienten Glanze.

Es ist eine anerkannte Thatsache, daß junge Truppen sich stets so schlagen, wie sie von ihren Officieren geführt werden, darum schlugen sich auch die Alliirten in Schleswig so brillant! — —

Dem General Bragg wurden 2 Pferde unter dem Leibe erschossen. — General Breckinridge erhielt zwei Streifschüsse.

Dem General Hardee wurde der Rock von Kugeln zerrissen, sein Pferd erschossen, er selbst aber wurde bewahrt, bis auf eine leichte Contusion durch eine matte Kugel.

Der General Cheatham erhielt einen Flintenschuß in die Schulter, General Bushrod Johnson eine Kugel durch die rechte Seite, Genral Bowen durchs Genick.

Oberst Adams übernahm für den erschossenen General Gladden das Commando und fiel kurze Zeit darauf. In dem Bericht des General Beauregard wird besonders hervorgehoben, daß die Brigade Gladden um deswillen so schwere Verluste an Officieren gehabt, weil sie einer federirten Abtheilung Infanterie, aus Missouri-Renegaten gebildet, vis-a-vis gefochten, die Büchsen der Hinterwäldler hätten mit selten fehlender Sicherheit gearbeitet.

Ebenso fielen noch die Obersten Williams aus Memphis, Blythe aus Mississippi, an der Tete ihrer Bataillone.

Die Verluste an Todten und Verwundeten waren überhaupt die bedeutendsten, die je in der neuen Welt seit Cortez Zeiten vorgekommen. Von Seiten der Confederirten wird (wohl zu niedrig) angegeben:

Todt: 1728
Verwundet: 8971
Summa: 10,699

Wogegen die Federirten ihren Verlust selbst auf 15,000 Mann berechnen, inbegriffen 4000 Gefangene.

Schrecklich war das Loos der Verwundeten bei dem ungenügenden Zustande des Medicinal- und Lazarethwesens. Vier bis fünf Meilen mußten sie auf entsetzlichen Waldwegen transportirt werden, ehe sie einigermaßen Hülfe und Pflege finden konnten. Das Wetter war greulich, ein eisiger Nordoststurm stürzte sich auf die armen Leidenden nieder und ließ ihre kraftlosen Glieder unter seinem tödtlichen Hauche erstarren! —

Viele hatten in dem theilweise dichten Unterholze gelegen und waren zwei Nächte hintereinander der ungünstigen Witterung preisgegeben.

Neunhundertneunundfünfzig Vermißte hatte die confederirte Armee,

Digitized by Google

wie Viele davon mögen im Schatten des Walddickichts stumm und einsam, wie ein krankgeschossenes Wild, gestorben sein, ohne daß eine Freundeshand ihnen den Todesschweiß von der kalten Stirn trocknete, und ein liebendes Herz ihnen versprach: den letzten Gruß den Lieben daheim auszurichten!

Und alles das für — die Abolition!!

Hat je die selige Inquisition so heuchlerisch und so massenhaft ihre Opfer hingewürgt, als die libertas vulgivaga unserer Zeit?

Eine Million zweimalhunderttausend Mann geben die statistischen Verlustlisten des Armee-Bureau's in Washington an für den Norden bei Schluß des Krieges! Was ist dagegen Philipp's II. von Spanien Moriskenverfolgung!

Und wer je die, nach sogenannten „amtlichen" Quellen bearbeitete Geschichte des Krieges gelesen, welche in Washington herauskam, wird wissen, wie die „amtlichen" dortigen Quellen die lautere — Wahrheit verschweigen! — Man kann also vermuthen, daß diese 1,200,000 auch noch zu niedrig gegriffen sind.

Seinem ersten Plane gemäß ging Beauregard nach Corinth zurück, wo er in seinen Verschanzungen wie weiland Wallenstein bei Nürnberg seinen Gegner erwartete.

Der umgekehrte — diesmal wörtlich genommen — der umgekehrte Ulysses Grant aber war kein Gustav Adolf, so wenig wie vor Petersburg und Richmond ein Napoleon — wenn auch über diese Blasphemie mehrere Reformjuden in Entsetzen gerathen sollten — sondern dankte Gott als der tiefe und breite Tenessee wieder zwischen ihm und Beauregard lag.

Da schallt von Westen die Kunde: Insel Nr. 10 ist durch Dummheit, Feigheit oder Verrath gefallen! Ha, Beauregard, Irren ist menschlich, aber warum gerade so den Beweis dazu führen, sah der Mr. Makall denn wirklich so aus, wie bei uns die Courbière, Gneisenau und Nettelbeck? Stelle die Spottgeburt von einem Kriegsmann wenigstens vor Gericht und laß ihn hängen! Nun das geschieht und auch wir sind damit Herrn Makall los — auf immer. Weiter aber kann unser guter Beauregard auch wenig thun, muß seine rechte Flanke decken, wo schon bei Huntsville und Decatur des Feindes Reiter die Memphis-Charlesten Bahn — unsere „Defenslinie" weiß der gütige Leser — attaquiren. „Verstärkung um jeden Preis" zuckts auf dem Telegraphen entlang bis Richmond, und dort ist schon das scheinbar Unmögliche angeordnet. Der Befehl gleich ehrenwerth zeugend für des Befehlenden vertrauensvolle Sicherheit, wie für der Gehorchenden opfermuthigen Gehorsam.

„Die Transmissisippi-Armee soll sich mit Beauregard vereinigen," die Sache sieht auf dem Papier und der Karte so einfach aus, in Wirklichkeit aber ist sie anders.

Die Transmissisippi Armee ist die frühere Missouri-Armee unter unserm alten Freunde Price, den wir im vorigen Herbst so freundlich beschäftigt fanden, unserm biedern Sigel oder Sigl (wie ihn einzelne Journale schrei-

Digitized by Google

ben — steht doch groß und breit Siegel in dem Urtheilsspruch der ihn hier traf wegen Hochverraths) Unterricht im Laufen zu geben, bei Rollo, Carthago und andern Oertchen im fernen Westen.

Der alte Price also soll jetzt seine „Jungen" plötzlich nach Tenessee führen — ein schwierig Ding da drüben, wo jede Staatentruppe nur zum Gehorsam gegen den Präsidenten innerhalb ihres Staates verpflichtet ist.

Schon mehrmals war Jefferson Davis auf Widerstand gestoßen bei den einzelnen Staaten diesseits des Missisippi; namentlich im Beginn des Krieges. — Die armen Narren fürchteten Schaden zu nehmen an ihrer — Freiheit, wenn sie gehorchen und über ihres Staates Grenze gehen.

Wohl mochte daher die Besorgniß gegründet erscheinen, daß auch die Missouritruppen den Gehorsam verweigern würden.

Doch diese braven Truppen geben ein Beispiel von Ergebenheit und Aufopferung; indem sie ihre Haimath in vollständiger Gewalt des Feindes ließen, folgten sie dem Befehle, an andern Orten für die Confederation zu sterben. Grell war der Gegensatz im Vergleich zu andern Staaten, welche trotz ihrer großen vorhergehenden Versicherungen von Ergebenheit und Treue für die allgemeine Sache, sich im entscheidenden Momente nur mit Schwierigkeiten dazu bewegen ließen, ihres Staates Grenzen zu überschreiten. Ja, manche von ihnen waren sogar in offene Rebellion ausgebrochen, in der Engherzigkeit ihres Republikanismus!

Die Truppen Missouris hatten eine richtigere Anschauung von ihren Pflichten, sie folgten ihrem geliebten Führer ohne Murren über den Missisippi, indem sie ihren heimathlichen Fluren entschlossen den Rücken wandten, für die sie doch schon seit länger als einem Jahre heldenmüthig geblutet hatten.

Digitized by Google

Das Jahr 1866 dürfte ein wichtiger Zeitabſchnitt für das Culturleben der deutſchen Nation werden. Sein größter, edelſter und freieſter Dichter — Schiller — deſſen erhabene Schöpfungen heute noch in die Feſſeln längſt verroſteter Privilegien geſchmiedet liegen, werden mit dem Ablauf kommenden Jahres Gemeingut der deutſchen Nation. Das bisherige Verlagsrecht der Herren von Cotta erliſcht und die unſterblichen Dichtungen werden erſt von da ab zur Erfüllung ihrer eigentlichen Miſſion gelangen, zu der ſie die göttliche Berufung haben. Der ſegensreiche Einfluß der Freigabe dieſer herrlichen Geiſteserzeugniſſe wird nicht lange auf ſich warten laſſen, die Bildungsfortſchritte des deutſchen Volkes werden ſich um ſo raſcher entwickeln, je früher der Geiſt Schillers in alle Schichten dringen und ſeine veredelnde Kraft bewähren kann.

Um aber die geiſtige Nahrung, die uns Schiller bietet, auch wirklich Allen theilhaftig zu machen, war es nöthig, daß ein Unternehmer ſich fand, der von vornherein auf jeden pecuniären Vortheil Verzicht leiſtend, die Herſtellung der geſammten Werke Schillers in großartigem Maßſtabe und zum Koſtenpreiſe unternahm und dieſer hat ſich nunmehr in der bekannten und unermüdlichen Verlagshandlung von A. H. Payne in Leipzig gefunden. Dieſe hat es nämlich unternommen, an demſelben Tage, an welchem das Verlagsrecht der Schiller'ſchen Werke frei wird, dieſe in ausgezeichneter neuer und eleganter Ausſtattung zu dem unglaublichen Preiſe von Einem Thaler für die vollſtändige Geſammtausgabe zu liefern, und ſendet ſchon jetzt jedem Verehrer des großen Dichters eine Probe der Ausſtattung (gegen Einſendung einer Groſchenmarke) bereitwilligſt zu. Vorläufig wird dieſe Vergünſtigung allerdings nur den Abonnenten der „Allgemeinen Illuſtrirten Zeitung“ und des „Illuſtrirten Familien-Journals“ zu Gute kommen, aber da dieſe an ſich ſelbſt zu den beliebteſten und wohlfeilſten illuſtrirten Journalen gehören, ſo dürfte dieſe Bedingung durchaus als kein Hinderniß anzuſehen ſein.

Druck von A. Paul & Co. in Berlin, Kronenſtraße 21.

Digitized by Google

Wochenschau.

Die Politik des Präsidenten Johnson scheint trotz der Maskirungen, in denen sich die an den Congreß gerichtete Botschaft bewegt, gleichwohl deutlich genug durch dieselben hindurch: Freundschaft mit Rußland unter allen Bedingungen, Freundschaft mit Frankreich unter gewissen Bedingungen, Freundschaft mit England nur unter Einer Bedingung. Rußland ist für den Präsidenten Johnson der Zukunftsstaat, Frankreich kann es sein, England darf es nicht sein. Rußland ist den Vereinigten Staaten gegenüber frei und ungebunden, es ist die junge Weltmacht, welche mit der anderen jungen Macht die Beweise herzlichster Uebereinstimmung austauscht. Indem die beiden rüstigen und riesigen Siegfriede einander die Hand reichen, umspannen sie den Erdkreis. Frankreich befindet sich noch zu den Vereinigten Staaten in einer Spannung, durch welche es gelähmt wird, es ist für einen unmöglichen Versuch in Mexico engagirt, der es verhindert, die guten Absichten der Union so zu benutzen, wie die letztere es ihm anbietet — nämlich gegen England. Aber Frankreich kann seine Hände frei machen, es kann, indem es sich von Mexico emancipirt, die Gunst der Vereinigten Staaten erwerben, es kann mit Hülfe Amerika's gegen das mißgünstige England operiren.

Amerika fordert ja nichts weiter, als die Anerkennung des Grundsatzes der Nichtintervention.

In demselben Augenblick, wo das Cabinet von Washington des Einverständnisses mit Frankreich sicher ist, wird es nicht länger anstehen, die Beschuldigung der Doppelzüngigkeit, die es bis jetzt nur hypothetisch wider Großbritannien erhebt, direct und unzweideutig auszusprechen.

England hat während des Bürgerkrieges in den Vereinigten Staaten ein Verfahren befolgt, welches Herr Johnson als ein beispielloses und unerhörtes bezeichnet. England erkannte die Südstaaten als kriegführende Macht an. Es that dies, um seine Werfte mit der Anfertigung von Kriegsschiffen für die Südstaaten zu beschäftigen, — um der Unionsflagge Furcht einzujagen und sie von dem Ocean zu verscheuchen, — um für seine Flagge, die bei aller Protegirung der Südstaaten neutral blieb, die Vortheile zu erwerben, welche der eingeschüchterten Unionsflagge entgingen. England hat die Beschwerden des Cabinets von Washington überhört, es hat die Genugthuung, die Amerika forderte, verweigert, es hat die principielle Frage, die von Seiten der Vereinigten Staaten erhoben wurde, zu einer bloßen Geldfrage herabdrücken wollen.

Digitized by Google

So lauten die Anklagen, wie sie Herr Johnson formulirt. Will er nun gleich Krieg führen, nachdem er von England im tiefsten Herzen gekränkt worden? Nein, die Union ist „das Land des Friedens", die Union entwaffnet, die Union strebt nur nach den Siegen der Humanität! — Das Höchste also, was sie wünscht, ist eine Vereinbarung der maritimen Mächte über die Rechte und Pflichten der neutralen Flagge — d. h. Mr. Johnson arbeitet für die Verwirklichung der Napoleonischen Idee des Congresses.

Hier gelangen wir zu dem Faden, der Washington und Paris mit einander verknüpft. Es giebt eine Bedingung, unter welcher Amerika dem englischen Volke Gnade angedeihen lassen und dasselbe in den Bund der humanitären Politik aufnehmen will. England soll eingestehen, daß ihm die völkerrechtlichen Grundsätze über die Befugnisse der Neutralen unbekannt waren, es soll sich dem Ausspruche der andern maritimen Mächte unterwerfen; denn in Wahrheit würde ein Congreß, wie ihn Amerika anzubahnen strebt, ein Gerichtshof über die Politik Englands sein, und sein Ausspruch würde das Aufhören der Prävalenz der britischen Flotte in sich schließen.

Daher bleibt für jetzt dem britischen Cabinet nichts weiter übrig, als sich zu isoliren. Amerika ist es, welches die Situation beherrscht, welches das Thema für die Politik des Jahres 1866 aufstellt, England ist für den Augenblick machtlos. Giebt es irgend Jemanden, der dem Kaiser Napoleon zutraut, er werde eine Lage der Dinge, wie sie kaum günstiger gewesen ist, nicht benutzen? Nach unserer Meinung ist der Kaiser der Franzosen längst mit sich darüber einig, daß er auf eine Combination einzugehen habe, welche ihm nicht blos die mexicanische Last abnimmt, sondern ihm in Europa England gegenüber Luft verschafft. Der Bund der Legitimität und des Parlamentarismus, der bei Gelegenheit der brüsseler Todtenfeier als eine neue Thatsache ans Tageslicht trat, ist ihm unheimlich. Dieser Bund ist der Feind des Napoleonismus, da der letztere sowohl aus dem Gegensatz gegen den Parlamentarismus wie aus der Verkündigung des Kampfes wider die Legitimität seine Kraft entnimmt. Napoleon ist im Interesse seiner Existenz genöthigt, die kaiserliche Autorität dem belgischen Nachbar aufzuerlegen, und Amerika leistet ihm Beistand. Denn auch Amerika ist der Widersacher der Legitimität, auch Amerika ist der Widersacher des Parlamentarismus, insofern der letztere seiner wahren Gestalt nach die reine Herrschaft der Demokratie ausschließt.

Es bereiten sich großartige Entwickelungen für das Jahr 1866 vor. Seien wir dem Könige von Preußen dankbar, daß er unserm Vaterlande eine feste Stellung gegeben hat, um den Anprall der Krisis aushalten zu können.

Digitized by Google

Reactionäre Fortschritte und revolutionäre Nachklänge.

VI.

In der Badischen Kammer machte Herr Welcker am 4. November 1833 den Zustand des Vaterlandes und die Tendenzen des Bundestages noch einmal zum Gegenstande einer Motion. „Die Gefahren des Vaterlandes und die Schutzmittel gegen dieselben", so nannte er seinen Vortrag. Er schlug eine Adresse an den Großherzog vor: „Berufen, sagte er, das untrennbare Wohl und Recht von Fürst und Volk verfassungsmäßig zu bewachen und zu berathen, durften wir unsere Augen nicht vor den Gefahren verschließen, welche in dieser außerordentlich bewegten Zeit unser Deutsches und Badisches Vaterland bedrohen. . . . Die erste jener Gefahren scheint uns zu bestehen in dem nun fünfzigjährigen blutigen organischen Prinzipienkampf zwischen Volksfreiheit und schrankenloser Herrschergewalt, jenem Kampfe, dessen endlich sich nahende Entwickelung entscheiden wird über Freiheit oder Knechtschaft, Selbstständigkeit oder Zerstückelung, Kultur oder Verwüstung der Völker.

„Die zweite der Gefahren, welche für Deutschland besonders durch die erste erhöht wird, ist die Rechtsverweigerung, die leider verzögerte oder gehemmte Erfüllung der der Deutschen Nation gemachten rechtlichen Verheißungen.

„Die dritte ist die Wahrheitsunterdrückung, welche, wie nie zuvor in ähnlichem tiefbetrübendem Grade, unser wahrheitsliebendes Deutsches Volk und seine Ehre kränkt.

„Wir sehen die vierte Gefahr in einer mit solchen Umständen sich leicht verbindenden Erschütterung des Vertrauens zwischen Regierungen und Völkern, des Vertrauens der Völker auf aufrichtige und gesicherte Erfüllung der Grundverträge und auf ungestörte selbstständige Entwickelung, des Vertrauens der Regierungen dagegen auf die Bewahrung der Mäßigung und festen Treue in den freien Bestrebungen der Völker.

„Prinzipienkrieg, Rechtsverweigerung, Wahrheitsunterdrückung und Vertrauensstörung, sind die vier Grundelemente eines gemeinschaftlichen Ganzen, des Reactionssystems, des Grundübels unsrer Zeit.

„Für Deutschlands Fürsten und Völker aber ist nur Heil in Wahrheit, Gerechtigkeit und Treue, und in dem durch sie geleiteten vereinigten gesetzlichen Fortschreiten, nur in diesem der Reaction und Revolution gleich entgegengesetzten gegen beide schützenden Systeme.

„Die in ihm enthaltenen vierfachen Schutzmittel gegen jene vierfachen Gefahren der Reaction sind kräftige Volksbewaffnung, Vertragstreue, Rechtsbefriedigung, Wahrheit oder Preßfreiheit und thatsächlich bewährtes und be-

Digitized by Google

festigtes Vertrauen. Sie stehen eben so wie jene vier Uebel in völlig untrennbarer Verbindung und Wechselwirkung."

„Unermeßlich wirksam", so schloß er, „ist die feierliche öffentliche Sprache der Wahrheit für eine gerechte Sache. Gebrauchen wir sie, ehe es zu spät ist!

„Glücklicher jedenfalls, als des Vaterlandes Elend und Schmach sogar durch eigene Feigheit oder Fahrlässigkeit mitzuverschulden, wäre es, im Kampfe gegen die Knechtschaft das eigene kleine Lebensglück in Trümmer sinken zu sehen, oder das Leben selbst auszuhauchen für das Vaterland und seine Freiheit!" — Aber, wenn nur Fürst und Volk einig seien, so sei der Sieg unausbleiblich: „alsdann kann, wie klein auch erst seine Heereskraft sein möchte, der neue Deutsche Heerführer dem neuen Gegner Deutscher Freiheit, woher dieser auch komme, so wie einst Herrmann im zweiten Feldzuge den Römern mit der festen Zuversicht des Sieges entgegenrufen:

„Ha, zum andern Male Varus, zum andern Male durch die gleiche Kraft besiegte Legionen!"

Die von Herrn Welcker vorgeschlagene Adresse sollte erklären, daß die Landesgelder nur unter der Voraussetzung der Verfassungstreue den Händen des Ministeriums anvertraut seien.

Bei der Abstimmung sprachen sich 10 Stimmen gegen 47 dafür aus, daß über die Motion des Herrn Welcker unbedingt zur Tagesordnung übergegangen werde; den Antrag des Herrn Merk, die Kammer möge in der Art zur Tagesordnung übergehen, daß sie sich auf ihren Beschluß bei Gelegenheit der v. Rotteckschen Motion berufe, verwarfen 29 gegen 28 Stimmen, 30 gegen 27 brachten den Beschluß durch, daß Herrn Welckers Antrag in Berathung gezogen und in die Abtheilungen verwiesen werde. Hiermit war die Sache abgemacht. Am 12. November wurde der Landtag entlassen.

Der Auflösung der Großherzoglich Hessischen Ständekammer folgten Maßregeln gegen die Mitglieder der Opposition auf dem Fuße: Der geheime Staatsrath Jaup wurde in Ruhestand versetzt, Regierungsrath v. Gagern wurde pensionirt und ihm der Kammerherrnschlüssel genommen, Oberforstrath v. Brandis wurde in Ruhestand versetzt, Herr v. Buseck aus der Liste der Kammerjunker gestrichen. Herr v. Gagern nahm gänzlich seinen Abschied aus dem Staatsdienste. Zu gleicher Zeit wurden den Zeitschriften, „der Beobachter in Hessen bei Rhein", von H. K. Hoffmann, und „das neue Hessische Volksblatt" von E. E. Hoffmann redigirt, das fernere Erscheinen untersagt. Bald darauf ward auch das in Speyer erscheinende „neue Hessische Volksblatt" verboten. Die Censoren wurden angewiesen, keiner Schrift, keinem Aufsatz, welcher dem aufgelösten Landtage das Wort rede, das Imprimatur zu geben. Anfang December erschien bei Kolb in Speyer eine neue Zeitschrift: „Leuchter und Beleuchter für Hessen", deren erste Nummer eine Erzählung der letzten Gr. Hessischen Landtagsverhandlungen und eine Vertheidigung der Majorität enthielt. Alsbald erschien eine Bekanntmachung des Gr. Hessischen Ministeriums des Innern und der Justiz, welche den

Digitized by Google

Leuchter und Beleuchter, ferner jedes in der Kolb'schen Buchhandlung verlegte, überhaupt jedes im Ausland erscheinende Zeitblatt verbot, welches seinem Inhalte nach ausschließlich für Hessen bestimmt sei.

Dem Dr. Wilhelm Schulz in Darmstadt war wegen seiner Schrift: „die Einheit Deutschlands durch Nationalrepräsentation" und „das Testament des Deutschen Volksboten" der Prozeß gemacht worden, und da er früher einmal Lieutenant gewesen war, so wurde er vor ein Kriegsgericht gestellt.

Durch Bundesbeschluß vom 14. November wurde die in Stuttgardt erscheinende „Neckar-Zeitung", ein Blatt, das in der letzten Zeit von Heinrich Elsner in republikanischem Sinne redigirt worden war, verboten.

Ein andrer Bundesbeschluß hatte schon im Sommer 1833 die Niedersetzung einer Centralbehörde zu Folge, deren Aufgabe es sein sollte, „die nähern Umstände, den Umfang und den Zusammenhang des gegen den Bestand des Bundes und gegen die öffentliche Ordnung in Deutschland gerichteten Komplotts, insbesondere des am 3. April d. J. zu Frankfurt stattgehabten Attentats, zu erheben, und fortwährend von sämmtlichen Verhandlungen der verschiedenen, mit Untersuchungen wegen Theilnahme an dem gedachten Komplotte in den einzelnen Bundesstaaten beschäftigten Behörden im Interesse der Gesammtheit Kenntniß zu nehmen, auch gegenseitige Mittheilungen und Aufschlüsse unter denselben zu befördern, endlich für die Gründlichkeit, Vollständigkeit und Beschleunigung der anhängigen Untersuchungen Sorge zu tragen." Durch denselben Bundesbeschluß wurden die Regierungen von Oestreich, Preußen, Bayern, Würtemberg und vom Großherzogthum Hessen als diejenigen bestimmt, deren jede ein Mitglied der obenbesagten Centralbehörde des Bundes zu ernennen habe. Der Sitz dieser Commission war Frankfurt.

Das Großherzoglich Hessische Regierungsblatt vom 16. December enthielt die Bekanntmachung, das Staatsministerium habe schon öfters die betrübende Erfahrung gemacht, daß einzelne Beamte, statt im System und im Sinne der Staatsregierung zu handeln, vielmehr ein gewisses Widerstreben bethätigten, indem sie theils die Maßregeln und Verfügungen der Staatsregierung an öffentlichen Orten, oder in Gegenwart ihrer Untergebenen einer rücksichtslosen Kritik unterwerfen, theils an Handlungen offenen Antheil genommen, oder im Verborgenen dazu mitgewirkt haben, welche, bald direct, bald indirect, der Staatsregierung Mißbilligung oder Trotz bezeigen sollten, theils bis zu öffentlichen Aeußerungen gekommen seien, welche die Verfassung des Großherzogthums und namentlich dessen Grundpfeiler, das monarchische Princip, auf eine gefährdende Weise berühren. Die Staatsregierung werde ein wachsames Auge auf das Verhalten der Angestellten in den erwähnten Beziehungen richten und bei allen Gesuchen um Anstellung, Beförderung, Gehaltsverbesserung nicht nur auf die Qualification zu oder in dem speciellen Berufe, sondern auch auf jenes allgemeine Verhalten des Ansuchenden Rücksicht nehmen.

Einige wenige Demagogen waren im Anfang des Jahres 1834 auf dem

Digitized by Google

Platze: ihre Thätigkeit entwickelte sich in Anwendung geheimer Pressen und in Stiftung geheimer Gesellschaften. Deutsche Flüchtlinge, die in die Schweiz und nach Frankreich gegangen waren, suchten in diesen Ländern einen geheimen Bund zur Republikanisirung Deutschlands zu stiften.

Deutsche Arbeiter in Paris hatten im Jahre 1832 einen Preßverein gegründet und an den Vaterlandsverein in Zweibrücken Geldsendungen gemacht. Den Ereignissen in Deutschland folgend, war ihr Verein allmälig zu einer republikanischen Association geworden; seine Hauptmitglieder waren Urban Muschani, Joh. Schuhmacher, Wilh. Neuber, Carl Erhardt, G. A. Lembke, Wolfrum, Leipheimer.

Im Jahre 1834 constituirte sich diese Association als Gesellschaft der Bergknappen, die sich in Abtheilungen, Hütten genannt, über das südliche Deutschland zu verbreiten strebte. Nach den Statuten der Gesellschaft sollte bei der Aufnahme ein fürchterlicher Schwur abgelegt werden, durch welchen sich jeder für den Fall, daß er Verräther würde, zum Tode verurtheilte; die Gesellschaft allein sollte Befehle geben, das einzelne Mitglied unter Todesstrafe gehorchen. Der Bergknappe sollte für Verbreitung der revolutionären Ideen und der Feindschaft gegen die Fürsten wirken.

In der Schweiz waren die Flüchtlinge der verschiedenen Nationen — Italiener, Deutsche, Polen — zu einem jungen Europa zusammengetreten. Dr. August Breidenstein, der aus dem Homburger Untersuchungs-Gefängniß entsprungen war, Rechtscandidat Friedrich Breidenstein und Ernst Schüler von Darmstadt, die nach der Frankfurter Emeute vom 3. April aus Deutschland flohen, Carl Theodor Barth aus Rheinbayern, Georg Peters, Greifswalder Burschenschafter, Carl Soldan und Stromeyer organisirten eine Unterabtheilung dieses jungen Europa, das neue Deutschland, welches bald den Namen „das junge Deutschland" annahm. Anknüpfungspunkte zur Stiftung der Klubbs sollten die Handwerkervereine geben, welche sich äußerlich als Sing- und Lesevereine darstellten.

Die Verbrüderungsacte des jungen Europa, unterzeichnet zu Bern am 15. April 1834, enthielt die Sätze:

„Freiheit — Gleichheit — Humanität."

„Wir unterzeichnete Männer des Fortschrittes und der Freiheit, wir glauben:

„An die Gleichheit und Verbrüderung der Menschen.

„An die Gleichheit und Verbrüderung der Völker.

„Wir glauben außerdem:

„Daß die Menschheit die hohe Bestimmung hat, ohne Aufenthalt vorwärts zu schreiten zu einer freien und harmonischen Entwickelung ꝛc."

„Das junge Deutschland, das junge Polen und das junge Italien, drei republikanische Verbindungen, streben nach einem und demselben Endziel hin, sie haben einen und denselben Wahlspruch: Freiheit, Gleichheit, Humanität; sie vereinigen sich brüderlich, jetzt und für immer, um diese Ideen zu verwirklichen."

Die Statuten des jungen Deutschlands begannen:

Digitized by Google

„Freiheit, Gleichheit, Humanität.

§ 1.

„Das junge Deutschland constituirt sich, um die Ideen der Freiheit, der Gleichheit und der Humanität in den zukünftigen republikanischen Staaten Europa's zu verwirklichen. . . .

§ 3.

„Der Grundsatz der Gleichheit dient der Organisation des jungen Deutschlands zur Grundlage. . . .

§ 5.

„Jedes Mitglied verpflichtet sich feierlich, die Geheimnisse der Verbindung fest und treu zu bewahren.

§ 6.

„Jedes Mitglied nimmt einen Kriegsnamen für die Verbindung an."

Die Statuten setzten fest, daß ein alle halbe Jahr erwählter, verantwortlicher Ausschuß die oberste Leitung der Geschäfte übernehmen, und zunächst eine Vereinigung aller Deutschen Patrioten erstreben sollte. Diesem Ausschuß sollte es obliegen, bei einer projectirten Waffenunternehmung die Abgeordneten sämmtlicher Klubbs zur Berathnng und Entscheidung einzuladen, auch die Gerichtsbarkeit zu üben. Ein Klubb sollte wenigstens aus fünf Mitgliedern bestehen, jedes Mitglied die Pflicht der Selbstbewaffnung haben, die Erlasse des Ausschusses den Klubbs zur Berathung und Entscheidung vorgelegt werden.

Die Instructionen für die Initiateurs, dem ganzen jungen Europa gemeinschaftlich, heben mit den Glaubensartikeln an:

„Ein einziger Gott.

„Ein einziger Herrscher: sein Gesetz.

„Ein einziger Ausleger dieses Gesetzes: die Menschheit.

„Die Menschheit so zu ordnen, daß sie so schnell als möglich durch ein ununterbrochenes Fortschreiten zur Auffindung und Anwendung des Gesetzes, das sie beherrschen soll, gelangen könne: das ist die Aufgabe des jungen Europa.

„In Uebereinstimmung mit dem Gesetze seines Wesens zu leben ist Wohlsein.

„Die Kenntniß und die Anwendung des Gesetzes der Menschheit kann also allein das Wohlsein der Menschheit begründen. Das Wohlsein Aller wird daher erzielt sein, wenn das junge Europa seine Aufgabe erfüllt haben wird. —

„Jene Aufgabe ist verpflichtend.

„Jeder Mensch soll sich ganz der Erfüllung dieser Aufgabe widmen. Diese Ueberzeugung ist es, woraus er die Kenntniß seiner Pflichten schöpfen wird. —

„Nur durch die freie harmonische Entwickelung aller in ihr liegenden Kräfte kann die Menschheit zur Erkenntniß ihres Gesetzes gelangen.

„Das einzige Mittel zur Erfüllung dieser beiden Bedingungen ist die Verbindung.

Digitized by Google

„Nur unter Freien und Gleichen giebt es eine wahre Verbindung.

„Nach dem Gesetze Gottes und der Menschheit sind alle Menschen frei, alle Menschen gleich, alle Menschen Brüder.

„Nach dem Gesetze Gottes und der Menschheit sind alle Völker frei, alle Völker gleich, alle Völker Brüder.

„Jedes Volk hat eine besondere Bestimmung, welche zur Erreichung der allgemein menschlichen Bestimmung beiträgt. Diese Bestimmung bildet sein Volksthum (Nationalität). Das Volksthum ist heilig.

„Jede ungerechte Herrschaft, jede Gewaltthätigkeit, jede Handlung des Eigennutzes, gegen ein Volk ausgeübt, ist eine Verletzung der Freiheit, der Gleichheit und der Brüderschaft der Völker. Alle Völker müssen sich zu deren Entfernung Beistand leisten.

„Die Menschheit wird nur dann erst in Wahrheit gegründet sein, wenn alle Völker ihre natürliche Souveränität erlangt und einen republikanischen Bund geschlossen haben werden, um unter der Macht einer Erklärung ihrer Prinzipien und einer gemeinschaftlichen Bundesverfassung demselben Ziele zuzuschreiten: nämlich der Entdeckung und Anwendung des allgemeinen Sittengesetzes."

Die Verbindung des jungen Europa solle in ihrer definitiven Organisation die europäische Zukunft darstellen, die europäische Zukunft werde aber die zwei Grundideen der neuen Epoche: Vaterland und Menschheit, vereinigen. Das junge Europa sei eine Verbindung in zwei Graden, von denen der eine die nationale Tendenz eines jeden Volkes darstelle und den Menschen sein Vaterland lieben lehre; der andere die allen Völkern gemeinschaftliche Tendenz darstelle und den Menschen die Menschheit lieben heiße. Jeder Aufgenommene solle überall bemüht sein, den Geist des jungen Europa zu verbreiten, indem er immer und überall die Prinzipien der Freiheit, Gleichheit und Verbrüderung predige, und indem er selbst ein Beispiel der Tugenden gebe, welche allein den Triumph dieser Prinzipien sichern könnten. Er müsse sich in möglichst kurzer Frist bewaffnen, um im vorkommenden Fall zum Kampf gegen die Unterdrücker und für die heilige Sache des Rechtes bereit zu sein. Der Grad der „Aufgenommenen" war der zweite Grad in der Verbindung, ersten Grades waren die „Initiateurs". Die letzteren hatten die Aufgabe, für die Verbindung nach reiflichem Studium dessen, den sie aufnehmen wollten, Mitglieder anzuwerben, die Aufgenommenen zu überwachen und an den Organisateur en chef über sie, so wie über Alles, dessen Kenntniß dem jungen Europa nützlich sein könne, zu berichten. Die Organisateurs en chef sollten nämlich die Mittelspersonen zwischen den Initiateurs der Stadt, zu deren Organisation sie berufen seien, und dem Centralcomité des jungen Europa sein.

Die Instruction enthielt ferner einen Schwur, welchen jeder Aufzunehmende ablegen sollte.

„Im Namen Gottes und der Menschheit;

„Im Namen aller Märtyrer, die ihr Blut für die heilige Freiheit, für

Digitized by Google

die heilige Gleichheit und für die Befreiung des Menschengeschlechtes vergossen haben;

„Im Namen aller unterdrückten Völker oder Einzelner, in welchem Winkel der Erde sie immer wohnen mögen;

„Ich N. N.

„Glaubend,

„Daß nach dem Gesetze Gottes und der Menschheit alle Menschen gleich sind —

„Alle Menschen frei sind —

„Alle Menschen Brüder sind —

„Gleich in Rechten und Pflichten;

„Frei in Ausübung ihrer Kräfte, zum Wohle Aller Brüder, um im gemeinsamen Vereine der Erringung desselben Heils und der Erfüllung der menschlichen Bestimmung entgegenzuschreiten;

„Glaubend,

„Daß Tugend im Handeln besteht,

„Daß überall, wo Ungleichheit, Unterdrückung oder Verletzung der menschlichen Brüderschaft Statt findet, es Recht und Pflicht für Jeden ist, sich ihr entgegen zu stellen, an ihrer Vernichtung zu arbeiten und den Unterdrückten gegen ihre Unterdrücker Beistand zu leisten.

„Ueberzeugt, daß Einigung stark macht, und daß der von den Unterdrückern geschlossene Bund nur durch die Vereinigung der Unterdrückten aller Länder überwunden werden kann;

„Vertrauend auf die Zukunft und auf die Männer, welche diese Zukunft predigen, trete ich bei dem jungen Europa, der Verbindung der Unterdrückten aller Länder gegen die Unterdrücker aller Länder, um mit ihr der Erringung der Freiheit, der Gleichheit und der menschlichen Verbrüderung entgegen zu schreiten.

„Ich weihe mein Denken, meine Kräfte und mein Handeln dem Kampf, den es unternommen hat, gegen alle Menschen, Kasten oder Völker, die das Gesetz Gottes und der Menschheit verletzen, indem sie durch Gewalt, List und Vorrecht an der Gleichheit, an der Freiheit und Brüderschaft der Menschen und der Völker sich vergreifen.

„Ich schließe mich an allen seinen Arbeiten, überall und für Alle, unter der Leitung derer, welche die Verbindung repräsentiren.

„Ich erkenne für meine Brüder — alle Glieder des jungen Europa, und übernehme gegen sie die Pflichten der Brüderschaft, wo und wann immer deren Erfüllung sie von mir verlangen werden.

„Ich verspreche, Niemanden irgend etwas zu entdecken, was mir von der Verbindung unter dem Siegel des Geheimnisses wird anvertraut werden.

„So schwöre ich, und bin bereit, mein Wort im Nothfalle mit meinem Blute zu besiegeln.

„Und wenn ich je meinen Eid brechen werde, so soll man mich mit Schimpf und Schande aus den Reihen des jungen Europa ausstoßen — soll

Digitized by Google

mein Name dem eines Verräthers gleich sein — und soll das Unglück, das ich dadurch bewirke, auf mein Haupt zurückfallen.

„So sei es jetzt und immerdar!"

Das neue Deutschland suchte von Bern aus durch die Presse zu wirken: in der dortigen Buchhandlung des Herrn Jenni erschienen eine „Proclamation des Comités der Verbindung des neuen Deutschlands an die Deutschen Soldaten", und eine „Proclamation an das Deutsche Volk ab Seite der in der Verbannung lebenden Brüder." Ferner ward ein „Ernster Aufruf eines Deutschen an seine Brüder", eine Aufforderung zur Befreiung der Männer des Volkes aus der Gefangenschaft gedruckt.

Warschau's Sonne im Untergange.

(Aus den Papieren eines Reisenden, am Schluß des achtzehnten Jahrhunderts).

(Fortsetzung.) Warschau 1794.

Die Verfassung Polens vor ihrem Tode.

Der Kanzler sind eben so viel als der Marschälle: ihrer zwei für Polen und zwei für Lithauen, für beide ein Groß- und ein Unterkanzler. Sie dürfen nicht zugleich Woiwoden und Kastellane sein. Ehedem ernannte sie der König am Reichstage, doch mit Zustimmung des Reichsraths, jetzt schlägt auch zu diesen Stellen der immerwährende Rath die Kandidaten vor. Die Kanzlerstellen sind unter den höhern Staatsämtern die einzigen, in deren Bekleidung Weltliche und Geistliche miteinander abwechseln. In ältern Zeiten kamen Weltliche seltener dazu, weil es ihnen an den nöthigen Kenntnissen fehlte, aber seit Siegmund dem Ersten ist ein Gesetz vorhanden, daß jedesmal einer von den Kanzlern ein Geistlicher und der andre ein Weltlicher sein soll. Auch die Stelle des Großkanzlers muß abwechselnd mit einem Geistlichen und einem Weltlichen besetzt werden. Wenn also beide Kanzlerstellen offen sind, und der letzte Großkanzler war ein Geistlicher, so muß sein Platz mit einem Weltlichen und im umgekehrten Falle mit einem Geistlichen besetzt werden. Diese Einrichtung ist aber nur in Kronpolen, nicht in Lithauen, wo die Kanzler immer Weltliche zu sein pflegen.

Man macht in Kronpolen gewöhnlich Bischöfe zu Kanzlern, seltener Geistliche von geringerer Würde. Der letzte Unterkanzler, Kollontay, machte eine Ausnahme: er wurde vom Kronreferendar zum Kanzler erhoben. Uebrigens ist schon oben bemerkt worden, daß nicht alle Bischöfe das Kanzleramt bekleiden können, sondern nur solche, die ein Bißthum mit geringern Einkünften inne haben, und daß sie, wenn sie als Kanzler ein reicheres bekom-

Digitized by Google

men, diese Stelle niederlegen müssen. Wer, ehe er Kanzler wurde, noch nicht Bischof war, hat vor andern Anwartschaft auf das nächste erledigte Bisthum, und wer schon Bischof war, auf das nächstaufgehende reichere. Eben so die weltlichen Kanzler auf die einträglichsten königlichen Güter, auf Woiwodschaften und Kastellaneien.

Die Groß- und Unterkanzler haben gleiches Ansehen, und nur diese Unterscheidung findet zwischen beiden statt, daß der Großkanzler den Vortritt hat, und daß der Unterkanzler, wenn jener abwesend ist, die Geschäfte besorgt. Auch rückt er in dessen Stelle, wenn sie offen wird. Doch ist dies nur der Fall in Kronpolen, wo man den Wechsel zwischen weltlichen und geistlichen Kanzlern erhalten muß; in Lithauen kann der Unterkanzler, bei Besetzung der Großkanzlerstelle, übergangen werden.

Das Amt des Kanzlers ist sehr wichtig und umfassend. Er trägt im Namen des Königs vor, sowohl am Reichstage als außer demselben bei allen Gelegenheiten, wo der König öffentlich zu reden hat. Er antwortet den fremden Gesandten auf ihre Anreden; bespricht sich auch besonders mit ihnen, um ihre Anträge zu vernehmen, den König davon zu unterrichten und dessen Anwort zu überbringen. Er empfängt die Bittschriften an den König, und er entwirft und besiegelt die öffentlichen Geschäftsschriften, Mandate, Vorladungen, Entscheidungen, Privilegien, Diplome und Schenkungen. Zu diesen, wie zu seinen mündlichen Vorträgen, bedient er sich der lateinischen oder der polnischen Sprache, die von jeher die Sprachen der öffentlichen Geschäfte in Polen waren.

Jeder der Kanzler hat seine eigene Kanzlei, sein besonderes Archiv (in polnisch-lateinischer Sprache metrica genannt) und sein besonderes Siegel. Da die Geschäfte, die bei ihren Stellen vorkommen, die mannigfaltigsten Beziehungen auf das polnische Staatsrecht und auf die verwickelten Privatrechte der einzelnen Einwohnerklassen haben; so müssen sie in den geschriebenen und ungeschriebenen Gesetzen, und in den Gebräuchen und dem Herkommen vorzüglich bewandert sein. Sie haben zwar einen Kanzleiaufseher (Regent genannt), dessen Pflicht es ist zu wachen, daß nichts, was gegen Gesetze und Herkommen wäre, aus der Kanzlei hervorgehe; aber sie sind darum nicht von aller Sorge frei, weil sie, wenn ein Verstoß geschieht, verantwortlich dafür bleiben.

Schriften, die des Königs Unterzeichnung nicht bedürfen, fertigt der Kanzler ohne dessen Mitwissen aus; die aber deren bedürfen, müssen dem Könige im Auszuge vorgetragen werden. Die Diplome über Privilegien, Ehrenstellen, verliehene Güter ꝛc. müssen, ehe der Kanzler sie ausgiebt, in dessen Aktenbücher eingetragen werden, für den Fall, daß sie verloren gingen, oder daß man Abschriften davon verlangte. Die Kanzleigebühren, welche Privatleute zu zahlen haben, sind zwar in ältern Zeiten festgesetzt, aber nur für den Adel; die Nichtadeligen, die Fremden und Juden sind der Willkür der Kanzlei überlassen, und diese ist in der That nicht billig. Die Gebühren für Diplome, die dem Empfänger Freude oder Nutzen bringen, stellt man gewöhnlich der Großmuth desselben anheim, und man kann denken, daß sie

Digitized by Google

in diesem Falle nicht geringe sein dürfen, da Kanzler, Regent und Metrikant, und sonst noch irgend ein paar Schreiber, zugleich befriedigt werden müssen.*)

Die Kanzler sind Vorsitzer bei den Assessorial-Gerichten; sie haben die Pflicht, die vom Reichstage gefaßten Beschlüsse nach Endigung desselben drucken zu lassen und, mit ihrem Siegel versehen, in die Provinzen zu senden; sie können zu außerordentlichen Gesandten gebraucht werden; einer von ihnen ist Mitglied des auswärtigen Departements im immerwährenden Rathe, und, wenn der König nicht zugegen ist, dessen Vorsitzer; sie können, wenn die Marschälle abwesend sind, deren Stelle vertreten; sie können endlich sogar die Armee anführen, wenn kein Feldherr und kein Marschall vorhanden ist.

Die Kanzler vom weltlichen Stande ziehen eine jährliche Besoldung, die vom geistlichen, keine, weil ihre Einkünfte aus der Kirche ansehnlich genug sind. Durch die Errichtung des immerwährenden Raths sind einige ihrer alten Vorrechte eingeschränkt worden. Man hat ihnen sechs Beisitzer zugegeben, ohne die sie ihre gerichtlichen Geschäfte nicht abthun können; sie müssen alle Monat jenem Rathe ein Verzeichniß der Privilegien, die sie ausgefertigt haben, einreichen, und jedesmal zwei von ihnen müssen sechs Monat jährlich in Warschau gegenwärtig bleiben.

Noch sind von den Staatsbeamten aus dem Senatorenstande übrig:

Die Schatzmeister beider Nationen, die, zum Unterschiede von den beiden Hofschatzmeistern, Großschatzmeister genannt werden. Sie sind Aufseher der Reichsinsignien und des Schatzes; empfangen die öffentlichen Einkünfte; besorgen die öffentlichen Ausgaben, und bringen sie in Rechnung. Sie haben die Aufsicht über das Münzwesen und sind Vorsitzer eines Tribunals, die Schatzkommission genannt. Ehedem waren sie in ihrem Departement fast unumschränkt, und eine Reihe von Unordnungen war die Folge davon; aber seit der Constitution von 1768 und seit der Errichtung des immerwährenden Raths, sind ihren Vorrechten und Befugnissen engere Grenzen gesetzt worden. Sie haben jetzt eine Kommission zur Seite, ohne die sie nichts verfügen können, und unter welcher das Schatzdepartement steht, das aus Mitgliedern des immerwährenden Raths zusammengesetzt ist. Sie müssen monatlich einen Bericht von allen ihren Verhandlungen dem gedachten Rathe vorlegen; die Vorschläge, die zur Verbesserung und Erweiterung des Handels und der Einkünfte, zur Errichtung von Manufakturen, Anlegung von Straßen und Kanälen ꝛc. ihnen eingereicht werden, können sie untersuchen, aber weder verwerfen noch annehmen, ohne die Billigung jenes Raths; nur mit Genehmigung eben desselben können sie zufällige Ausgaben des Schatzes, als Geschenke, Preise ꝛc. auszahlen; wenn sie sich weigern, einen Beschluß der Kommission zu unterschreiben und zu untersiegeln, so ist sie doch gültig, wenn der nächste, ihnen im Rang folgende, sie unterschreibt, was in ihrer Gegenwart geschehen kann u. s. w.

*) Der Stempel an einer Mündigerklärung kostet allein 10,000 polnische Gulden.

Digitized by Google

Vor die Gerichte dieser Schatzkommission gehören besonders alle Sachen, welche die Abgaben angehen, die von dem Adel, der Geistlichkeit und den Städten abzutragen sind; ferner Streitigkeiten über Verträge, Wechsel und Schulden der Kaufleute; über Maaß und Gewicht; über Schuldforderungen der Handwerker.

Von der Beschreibung des ersten und zweiten Reichsstandes gehe ich auf den dritten, den Ritterstand über.

Dieser Stand hat seinen Namen, weil die Staatsangehörigen, die denselben bilden, über die Klasse der Ritter oder der Edelleute nicht hinausgehen. Diese wurden zuerst im Jahre 1404 von Wladislaus Jagello um ihre Einwilligung ersucht, als er eine Abgabe zu einer kriegerischen Unternehmung zu erheben Willens war, was er für sich nicht thun konnte, da ihnen der König Ludwig die Befreiung von Auflagen zugestanden hatte. Damals hielten die Edelleute zuerst Landtage, und auf dem darauf folgenden Reichstage wurde, mit Genehmigung der Prälaten, Barone und Kriegsmänner (militarium) die Zahlung einer Auflage beschlossen. So nahm die Gewohnheit, den Adel zu befragen, wenn von Abgaben zum Behufe des gemeinen Wesens die Rede war, ihren Anfang. Einen größern Einfluß erhielt der Adel durch das von Kasimir dem Dritten gethane Versprechen, daß weder ein neues Gesetz gegeben, noch ein Auffitz geboten werden solle, ohne daß der Adel jedes Bezirks erst darum befragt worden wäre. Eben dieser Kasimir erhielt schon, als er den Adel von Klein- und Großpolen, jeden besonders auf seinen Landtagen, um Bewilligung einer Auflage ersuchte, die Antwort: die Auflage könne nicht beschlossen werden, wenn dem Adel beider Länder nicht erlaubt würde, auf dem Reichstage gegenwärtig zu sein. So erschienen denn von jeder Landschaft zwei Boten auf dem Reichstage zu Petrikau und die Auflage ward beschlossen. Von dieser Zeit an wohnte der Adel, mittelst seiner Stellvertreter, allen Reichstagen bei, nicht blos wenn Auflagen zu bewilligen, sondern auch wenn andre Geschäfte zu verhandeln waren, und zwar mit dem Rechte, daß nichts ohne seine Zustimmung verfügt werden könnte. Unter Albert Kasimir und Alexander blieb es nicht nur dabei, sondern unter letzterm ward es sogar zum Gesetz, daß für die Zukunft nichts Neues ohne einstimmige Genehmigung der Räthe und der Landboten festgesetzt werden sollte. Dies Gesetz ist standhaft befolgt worden, und nichts Neues wurde verfügt, außer am Reichstage und unter Gegenwart und Mitwissen der Senatoren und Abgeordneten des Adels.

So wurde die Gewalt, die in ältern Zeiten der König ausschließend besaß, den Senatoren und Edelleuten mitübertragen, und was vorher Rath und Unterthan war, bildete nun zwei Stände, denen die Verwaltung des Staats mit oblag, und die das Recht hatten, dem Willen des Königs zu widersprechen. Diese Stände nutzten in der Folge jede Gelegenheit, ihre Macht und ihr Ansehen zu vermehren, wozu ihnen die Zwischenreiche besonders günstig waren; und so wurde die Macht des Königs allmälig in die Grenzen zusammen gedrängt, in welchen wir sie im Jahre 1794 erblicken.

Der Ritterstand wird von den Edelleuten gebildet, die nicht Senatoren,

Digitized by Google

und die dem Könige unmittelbar unterworfen sind. Obgleich die Senatoren nicht aufhören, Edelleute zu sein, so werden sie doch von diesen, insoferne sie einen Stand ausmachen, getrennt, da sie Mitglieder eines andern Standes sind, und niemand zu zwei Ständen zugleich gehören kann. Unter den Edelleuten giebt es auch mittelbare, das heißt solche, die, wie in Severien und zum Theil anderwärts, mittelst ihres Herrn (in Severien z. B. durch den Bischof von Krakau) dem Könige unterthan, und den unmittelbaren in so fern untergeordnet sind, als sie bei den Staatsverhandlungen nicht zu Rathe gezogen werden.

Die unmittelbaren Edelleute also berathen den Staat, in Person auf den Landtagen, und auf dem Reichstage durch ihre Stellvertreter. Letztere nennt man Reichsboten, und sie werden von den einzelnen Woiwodschaften und Powiats (kleinern Bezirken) die das Recht dazu haben, abgesendet. Die Anzahl der Boten, die jeder Bezirk abfertigt, ist durch Gesetze oder durch Gewohnheit bestimmt; erscheinen ihrer mehr, als gewöhnlich, so werden sie aus der Landbotenstube entfernt. Ihre Wahl geschieht auf den Landtagen, die jedesmal einige Wochen vor den Reichstagen gehalten werden. Wahlfähig sind nur solche, die in der Woiwodschaft oder dem Powiat, dessen Vertreter sie werden sollen, Land besitzen. Wer einen Rechtshandel vor den Reichstagsgerichten hat; wer Richter eines Tribunals ist; wer als Einnehmer der Landesabgaben seine Quittung von der Schatzkommission noch nicht erhalten, wer Kondemnate auf sich hat; wer nicht vom römisch-katholischen Bekenntnisse ist — der kann nicht zum Landboten gewählt werden.

Die Macht des Ritterstandes ist so groß, daß nur die einmüthige Zustimmung desselben einen Beschluß gültig macht, und daß keiner zu Stande kommt, wenn auch nur Ein Bote widerspricht. Dies Vorrecht, das sehr alt ist, hat man zwar im Jahre 1768 eingeschränkt; aber gesetzlich aufgehoben ist es noch immer nicht, seitdem die Constitution von 1791, die es verbannte, wieder vernichtet worden. Zwar darf es nur bei Staatsmaterien, d. i. in Fällen, wo von Krieg und Frieden, neuen Auflagen, neuen Gesetzen und Truppenvermehrungen die Rede ist, ausgeübt werden; aber man sieht, daß dies gerade die wichtigsten Gegenstände sind, die zur öffentlichen Berathschlagung kommen können. Rachsucht, Eigennutz und Schadenfreude eines einzelnen Staatsbürgers haben, wie die Gesandten auswärtiger Mächte, an diesem Vorrechte ein kräftiges Mittel, ihre Plane durchzusetzen und alles zu verhindern, was denselben zuwiderlaufendes vom Reichstage beschlossen werden könnte. Man nennt dies gefährliche Vorrecht die freie Stimme, das Widerspruchsrecht, das liberum veto.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Literarisches.

Neue Gedichte von George Hesekiel. Berlin und Leipzig. Verlag von J. Langguth. 1866. Preis 1 Thlr. 20 Sgr.; in elegantem Einbande 2 Thlr. 5 Sgr.

Vier oder fünf Jahre sind es, daß wir an eben dieser Stelle den ersten Band der Hesekielschen Gedichte anzeigten und den Poeten selbst seiner ganzen Natur wie der Art seiner Dichtungen nach, als einen mittelalterlichen Clan-Poeten, als einen nachgebornen Minstrel zu charakterisiren suchten; — Froissart's Ritterbuch, das Buch seiner Freude und seiner Offenbarungen. In diesen „neuen Gedichten" begrüßen wir den Dichter als den alten. Das „erste Buch" der vier Bücher, die er uns in diesem neuen Bande bietet, führt eigens die Ueberschrift: „Im alten romantischen Land" und das Motto lautet: „Tout à vous, beau Tristan, Beau Sire chevalier."

Wir begegnen in diesem „ersten Buche" selbstverständlich den Balladen und Legenden dieser Sammlung, Dichtungsarten, für die George Hesekiel wie einen besondern Beruf, so eine besondere Vorliebe hat. Er gehört hier jener Schule an, die wir als die naive bezeichnen möchten und die wir der Kunst-Schule gegenüberstellen. Durch diese Gegenüberstellung treten wir keiner von beiden zu nah. Beide Schulen, unserer besten Ueberzeugung nach, haben nicht nur ihre volle Berechtigung, sondern stehen durchaus ebenbürtig neben einander. Der Streit, wo er als solcher auftritt, ist einfach der, ob es gemessener sei, die Form oder den Ton zum entscheidenden Moment der Darstellung zu machen. Diese Frage ist natürlich nicht endgültig zu entscheiden; je nachdem, ganz individuell, der eine oder andere Sinn der prädominirende ist, wird das Auge des Einen eine architektonische, das Ohr des Anderen eine musikalische Composition bevorzugen; dem Einen wird der romantische Klang der Einzelheiten, dem Anderen die Schönheit, die Geschlossenheit des Ganzen die Hauptsache sein. Wir haben Balladen, die beiden Ansprüchen genügen, aber sie sind die Ausnahmen; sie setzen eine gleichmäßig ausgebildete Organisation zweier Sinne, eine friedliche Doppelherrschaft von Auge und Ohr, voraus, die außerordentlich selten ist.

George Hesekiel, wie die ganze Dichterschule, die mehr der Deutschen Volksweise als den Griechischen Maßen folgt, legt, wie wohl auch sonst schon hervorgehoben, das Hauptgewicht auf den naiven Ton. Er beherrscht diesen Ton vollkommen, in all seinen Nuancen des Legendenhaft-schlichten, des Humoristischen, des Ritterlichen und des Phantastischen. Von besonderer Schönheit sind die Legenden, deren die Sammlung eine größere Anzahl bringt; Renata Aegyptiaca, Espenlaub, Eligius von Heisterbach, Complainte de Saint Nicolas, der Deutsche Hauptmann, die Osterfänger. Von glück-

Digitized by Google

lichſtem Humor iſt die Ballade „Die mit dem ſchiefen Maul“; die Zauber Froiſſarts klingen in „König Johann von Böhmen“, „Der letzte Walliſerfürſt“, „Jacob Douglas“, „Die ſchwarze Agnes.“ Einzelne Stoffe ſind der vaterländiſchen Geſchichte entnommen. Jaſchko von Köpenik, Der große Sterbent, Der Sprung in die Fürſtengruft, Das Begräbniß Begislaus XIV. und das ſchöne Gedicht „Vom alten Fritz“. Das letztere ſei uns geſtattet hier ſeinem Wortlaute nach zu citiren:

Der große König Friederich,
In ſeinen alten Tagen,
Da thät faſt hart und jämmerlich
Das Zipperlein ihn plagen —
Rataplan!
Draußen ſchlug der Tambour an.

Der Schlag iſt ihm in's linke Bein
Wie Nadelſtich gefahren;
Es helfen gegen's Zipperlein
Nicht Zietenſche Huſaren!
Der große König Friederich,
Den Dreiſpitz thät er rücken
Und dann nach ſeine Beinen ſich
Ganz tief hinunter bücken.
Als er ſich lang genug beſchaut, —
Man nennt das Diagnoſe —
War er nur ſchlecht davon erbaut,
Tief griff er in die Doſe —
Rataplan!
Draußen ſchlug der Tambour an.

Der Schlag fuhr ihm in's rechte Bein:
„Eh bien! ich muß changiren,
„Das Reiten ſtell ich gänzlich ein
„Und bald auch das Regieren;
„Mein vielgeliebter Bruderſohn
„Wird wohl was Aehnlich's meinen.
„Es ſitzt ſich hart auf Preußens Thron,
„Zumal mit kranken Beinen!“ —
Rataplan!
Draußen ſchlug der Tambour an.

Doch diesmal bliebs beim Wirbel nicht,
Feſt ſchlug der Tambour weiter;
Dem König fuhr's in's Angeſicht,
Das wurde beinah heiter.

Digitized by Google

Da sprang vom Stuhl der große Mann,
Laut heult's von allen Thürmen!
Er steckte rasch den Degen an —
Die Feuerglocken stürmen!
Er eilt hinaus in alter Kraft,
Schon sitzt er hoch zu Rosse
Und jagt voraus der Löschmannschaft
Und weit voraus dem Trosse.
Der Erste hier wie überall
Der erste stets im Feuer;
Er war voran in jedem Fall,
Der Pflicht war Keiner treuer.
Rataplan!
Alle Tambours schlagen an.

Der erste König der erste Mann — Rataplan!
Alle Soldaten in's Gewehr!
Kommt Keiner wieder so wie Der!
Und brächten wir alle Trommeln zu Hauf
Und schlügen wir alle den Sturmmarsch drauf,
Den großen König weckt' Keiner auf! —

Das zweite Buch bringt Lieder und Sprüche. Es ist eine auf den ersten Blick frappirende Erscheinung, daß fast alle Romantiker — darunter selbst solche, die dem mystisch und unbestimmt Phantastischen nachhängen (zu denen übrigens Heseliel nicht gehört) — zugleich eine Vorliebe für die Spruch-Poesie zeigen. Diesem Zusammenhange nachzugehen, wäre sehr interessant; hier mögen einige wenige Andeutungen genügen. Die Romantiker, die kunstvollen Pfleger des naiven Tons — was sie auszeichnet, was die Quelle ihrer Macht und ihres Lebens ist, ist ihre Beobachtung des Volksgeistes in seinen wechselnden Erscheinungen. Nun läuft aber im Volksgeiste neben dem Abergläubisch-Phantastischen das Nüchtern-Rationalistische unmittelbar nebenher. Beide werden aus der Beobachtung der Dinge heraus geboren. Da wo die Beobachtung, dem Unerklärlichen gegenüber, mit einem Kopfschütteln abschließt, hält die Romantik in das sich gefangen gebende Gemüth ihren Einzug; da wo sie durchdringt und ihre Erfahrungen registrirt, wird die Weisheit des Sprüchwortes geboren. Die Spruchpoesie unserer Romantiker aber, was ist sie Anders, als die Weiterführung jener Sprüchworts-Weisheit, die wiederum nichts ist, als die Kehrseite und realistische Ausgleichung volksthümlicher Phantastik? — Einiges sei auch aus diesem zweiten Buche, das wir als das Buch der Sprüche bezeichnen möchten, citirt.

Krieger ohne Muth,
Dichter ohne Gluth,
Frauen ohne Liebe
Sind die schlimmsten Tagediebe.

Digitized by Google

Ein anderer dieſer Sprüche lautet:

Wer nicht will Partei ergreifen,
Wo die Gegenſätze ſchrei'n,
Kann ein Mann von großem Geiſte,
Doch wird's meiſt ein Schwächling ſein.

Und ein dritter:

Wenn wir einen Mann begraben,
Den verehrt wir alle haben,
Ziemt ein Wort, dann ernſtes Schweigen;
Doch die neuen Klageweiber,
Schmachtgeſellen, eitle Schreiber,
Können nimmer ſich beſcheiden,
Schwatzen, plappern wie die Heiden
Müſſen auf den Grabſtein ſteigen,
Um recht eitel ſich zu zeigen.

Das dritte Buch, unter dem Titel „Aus Lotharios Jugenderinnerungen" enthält nur wenige Stücke (wie uns erſcheinen will einer früheren Epoche) aber von außerordentlicher Anſprechendheit. Reizend ſind die beiden Klein-Stadt-Idyllen „Meiſter Camford" und „Monſieur Louis"; einem dritten Gedichte aus dieſen Jugenderinnerungen geben wir hier Raum.

Die Linde.

Die Linde ſteht im tiefen Thal,
Ich grüße ſie viel tauſend Mal,
Die erſte Liebe mich durchglüht,
Wenn hold die Linde wieder blüht:
Ich ſinne hin und ſinne her,
So lieb iſt keine Linde mehr!

Hier hat ſie froh mir zugenickt
Und mir in's Auge ſtill geblickt,
Hier gab ſie mir die kleine Hand
Die knüpfte feſt das Liebesband;
Ich ſinne hin und ſinne her,
So liebe Hand, die giebt's nicht mehr!

Hier ſchnitt ich einſt den Namen mein
Und ihren auch der Linde ein,
Ihr Haupt an meiner Schulter lag,
Ich fühlte ihres Herzens Schlag,
Und ſtürbe man vor Wonn' und Luſt,
So hätt' ich ſterben da gemußt!

Digitized by Google

Und als ich sollte von ihr geh'n,
Da blieb im Thal die Linde steh'n
Und zu der Linde zog sie's hin,
Es war der Liebe Zauber drin,
Wenn mich auch nicht ihr Auge sah,
So war für mich die Linde da!

Die Zeit ging hin, manch' Jahr verrann,
Leis schwand der ersten Liebe Bann,
Und Sie zog hin und ich zog her,
Wir sah'n uns beide nimmermehr
Und in den Lindenschatten mild
Trat still der ersten Liebe Bild.

Jüngst kam ich in das tiefe Thal,
Da rief so laut Frau Nachtigall,
Die Linde stand in Duft und Grün
Und still begann mein Herz zu glüh'n,
Die Linde treu nach Jahren trug
Der Namen fest verschlung'nen Zug!

Und unter ihrem Blätterdach
Ward meine erste Liebe wach,
Wenn Sie auch nicht mein Auge sah,
War doch für sie die Linde da —
Und sinn' ich hin und sinn' ich her,
So lieb ist keine Linde mehr!

Das vierte Buch enthält „Königslieder" (acht an der Zahl), „Erinnerungen an Marienbad", „Erinnerungen an Carlsbad" und sechs Lieder „Aus dem Dänenkriege". Unter den letztgenannten hat uns besonders das Einzugslied „Zum 7. Dezember 1864" gefallen, das mit der Strophe beginnt:

Im rothen Kriegsgeschmeide
Zieht Er durch das Thor, —
Die helle Siegesfreude
Jauchzet zum Himmel empor.
Den Preußenhelden loben
Trompeten und Trommelschall,
Victoria grüßet von Oben,
Victoria überall.

Es ist ein reicher Inhalt in diesen „neuen Gedichten" Heseliels; der Dichter hat eben überall aus dem Vollen geschöpft. Zu seinen alten Freunden wird sich, nach Lesung dieser Lieder, mancher neue gesellen. Die Aus-

Digitized by Google

stattung ist vortrefflich und läßt auch, äußerlich, das Buch als ein passendes Weihnachtsgeschenk erscheinen.

Correspondenzen.

Berlin, 20. December. Die Hauptstadt hat sich während der letzten acht Tage fast nur von den Trichinen unterhalten. Das Gericht, welches das ehrsame Schlächtergewerk mit Hülfe des Thierarztes Urban über Herrn Virchow und die Wissenschaft hielt, setzte alle Zungen in Bewegung. Sollte denn Herr Virchow nie Gelegenheit gehabt haben, den mannhaften, stämmigen, hartnäckigen Charakter des Schlächters zu beobachten? Sollte er dann nicht aus Erfahrung wissen, wie gefährlich es sei, gerade dies Gewerk in seiner bürgerlichen Unbescholtenheit und in seinen Interessen anzutasten? Herr Löwinson hat, wie er betheuert, in das Wespennest der stadtverordnetlichen Geldgeschäfte gestochen — und er hat sich ruinirt. Herr Virchow aber hat mit der Pincette einen Angriff auf den Schlächterklotz gemacht und seine Popularität ist dahin. Sein Mangel an Pietät für dasjenige Heiligthum, auf welchem der Ruhm des Schlächtergewerkes thront, hat ihm einen argen Stoß gegeben. Der Schlächterklotz von Hedersleben, der bekanntlich durch die Aerzte verdammt wurde, daß er um einen Kopf kürzer gemacht werde, schreit um Rache; dieser fürchterliche Justizmord oder vielmehr Medicinalmord will gesühnt sein; Herrn Virchows wissenschaftlicher Ruf ist dem Martyrium des Heederslebener Schlächterklotzes auf dem Fuße gefolgt.

Wie sehr es sich bei den Trichinen um eine Glaubenssache handelt, zeigte die Zahn- und Zungenprobe, welcher Herr Urban unterworfen wurde. Glaubst Du an keine Trichinen, sagte Herr Maron, so iß von der Wurst. Und Herr Urban aß. Nun will man noch sagen, daß die Zeit der Gottesgerichte vorbei sei?

Doch die Sache ist jetzt sehr ernst. Es handelt sich wirklich um die Existenz eines bisher blühenden Gewerkes. Der Kampf wird daher fortdauern und immer hitziger werden. Unmöglich wird Herr Virchow sich einbilden, daß er den Schaden, den seine Theorie angerichtet hat, durch die Einführung der mikroskopischen Untersuchung gut machen, und somit das Vertrauen wiederherstellen könne. Die Nahrungsmittel gehören nicht in die Apotheke. Die Invasion des Medicinischen in das Substantielle der täglichen Speise, die Eroberung des Heerdes durch den ärztlichen Dogmatiker muß eine Revolution im Magen hervorrufen. Die Speise, auf welcher eine medicinische Beglaubigung klebt, wird schon hierdurch verekelt. Es ist daher nur zweierlei

Digitized by Google

möglich. Entweder gewinnt der höchst erklärliche Ekel, der durch das Trichinendogma selbst bei Nichtgläubigen gegen das Schwein erregt wird, immer weiter um sich und dann wird das Schwein sicherlich aus dem Speisezettel, aus dem Schlachthause, aus der Landwirthschaft verdrängt werden. Oder der Trichinenglaube wird überwunden, und dann hat die Wissenschaft eine derbe Niederlage erlitten. Hoffen wir, daß im letzteren Falle die Schlächter aus der bestandenen Gefahr eine Lehre entnehmen. Es giebt in Berlin eine nicht kleine Anzahl von Schlächtern, welche selber das Vorurtheil gegen sich erregen, indem sie unreinliche Wurst herstellen und Substanzen in dieselbe pfropfen, welche sonst dem Hunde vorgeworfen wurden. Die sogenannte Leberwurst hat jetzt meistens kein Stückchen Leber in sich, sondern nur Lungen- und Magenschnittchen untermischt mit anrüchigem Fett. Mögen sich die Schlächter wieder an die Lieferung reiner ehrlicher Waare gewöhnen und die Trichinen-Periode wird später mit der Epoche der Tischrückerei in eine Linie gestellt werden.

Berlin, 20. Dezember. Theater. (Von einem andern Correspondenten). „Dem Mimen flicht die Nachwelt keine Kränze!" — Wohl hat dieser Ausspruch unsers genialen Schiller recht, denn die Werke und Gebilde des Schauspielers werden nicht auf granit'nem Piedestal, oder in vergoldeten Rahmen den späteren Jahrhunderten aufbewahrt. Der Vorhang rauscht nieder, die Lampen in seiner Werkstatt verlöschen — und sein Kunstgebilde welches er mit seinem Herzblut der lauschenden Menge vor Aug' und Seele zauberte — verschwindet, gleich einem Phantom, in Nichts! — Doch ein anderes Piedestal, unzerstörbarer denn Granit, ein prächtigerer Rahmen, wenn auch nicht glänzend wie Gold, wird dem ächten Künstler das Herz des Volks, in welches er seine wunderbaren Gebilde pflanzte. — Dort leben sie, dort lebt sein Ruf für alle Ewigkeit! — Kind und Kindeskinder verkünden von Generation zu Generation, von Jahrhundert zu Jahrhundert seinen Namen, und graben ihn so, mit ehernem Griffel neben dem Besten der Besten in das Buch der Geschichte, ist er ein wahrer Künstler, ein Künstler von Gottes Gnaden! — Sein Volk selbst baut ihm seinen Tempel, errichtet ihm seine Statue, und kein Zahn der Zeit kann sein Andenken zerstören! —

„Viele sind berufen, aber Wenige ausgewählt!" — Zu diesen Wenigen gehört Herrmann Hendrichs! Wer die Phantasiegebilde dieses ächten, wahren Künstlers, ein Mal gesehen vergißt sie nie! — Er ist der letzte Repräsentant der romantischen Komödie; der unerreichbare Repräsentant des deutschen Mannes. Seine Gestalten sind heldenmüthig, kraftvoll und schön, es sind Männer, ganz und voll, deutsche Männer, in des Worts verwegenster Bedeutung! dabei ist er ein Meister der Rede; seine Worte finden das Herz, wissen zu packen, zu überzeugen, mit der Wucht einer Keule niederzuschlagen oder zu erschüttern. — Wer schildert die Freude des Wiedersehens

Digitized by Google

wie er? Wer hat nicht mit ihm gejauchzt, wenn er in seiner Meisterleistung, im Tell, im 3. Akte nach der Apfelschußscene, sein geliebtes Kind, unversehrt und jubelnd vor Freude an das Herz drückt? das stumme Spiel in dieser Scene, die Verwunderung, welche sofort dem verzweifelten Entschlusse der Ausführung dieses wahrhaft hölliſchen Verlangens weicht, die Gemüthserschütterung, dieses krankhafte Beben, Zucken und Schluchzen, unter welchem Tell zusammenbricht, wer stellt sie mit so vollendeter Meisterschaft dar, wie Herrmann Hendrichs?! — Wem bleibt nicht die wunderbare Wiedergabe der Reflexion: „Ich lebte still und harmlos" und der unnachahmlich gesprochene Satz: „Sonst wenn der Vater auszog, liebe Kinder" u. s. w. für alle Zeiten im Gedächtniß? — Wie wunderbar und meisterhaft spielt er die Scene im nächsten Akte mit Parricida! Wir haben keinen Darsteller des Tell gesehen, der mit dieser Scene einen so tiefen, nachhaltigen Eindruck erzielt hätte, als er. —

Welch' ein großer Meister der dramatiſchen Kunst er ist, beweist das Wagniß, daß er heute noch den Oerindur in Müllner's literariſch-hiſtoriſchen Curioſum: „Die Schuld" mit glänzendſtem Erfolge überall spielt. Wer ist es noch in der deutſchen Schauspielerwelt, der es ihm nachzumachen wagt? Hendrichs aber wird und muß überall damit einen großen Erfolg erzielen. Die düstere, höchst intereſſante Färbung des Colorits, die meisterhafte Zeichnung der Seelenqual und die hinreißende Rhetorik in den Erzählungen verfehlen, und können nimmer ihre große Wirkung verfehlen. Schaudern und Entsetzen durchrieselt uns bei seiner Darstellung, und dennoch begreifen wir die fast wahnsinnige, begeisterte Liebe Elvirens, und glauben an die stille tiefe Neigung Jerta's. — Leider gestattet uns der Raum, welcher uns in diesen Blättern zugemeſſen ist, nicht, aus dem reichen Kranze seiner Meisterleistungen noch andere in den Kreis unserer Beſprechung zu ziehen; auch war es nicht unsere Absicht, uns kritiſch über den längſt anerkannten Meister auszulaſſen, und benutzten nur die Gelegenheit wo wir unsern geſchätzten Leſern mittheilen wollten, daß Herr H. Hendrichs am ersten Januar einen Gaſtſpiel-Cyclus am Victoria-Theater beginnt; unserer großen Verehrung und gewiß gerechten Anerkennung Worte zu geben. — Sein Gaſtſpiel ist überall als ein freudiges Ereigniß begrüßt worden, an dem das ganze gebildete Publikum den lebhafteſten Antheil nahm, und so rufen wir ihm auch hier in Berlin, der Wiege seines Ruhmes, ein freudiges „Willkommen!" entgegen.

Digitized by Google

Militärische Revue.

Der letzte amerikanische Krieg.

Neue Folge.

IX.

Bei einer frühern Gelegenheit haben wir erzählt, wie dem General Price, dem Commandeur der Missouritruppen, als Anerkennung seiner Verdienste der Rang eines General-Majors in der regulairen confederirten Armee verliehen wurde. Sein Name, der zauberisch wie einst der Wallensteins wirkte, diente der Richmonder Regierung hauptsächlich dazu, die „Legionen des fernen Westens" nach Tenessee zu versetzen. Vielleicht ist es unsern Lesern interessant, die Sprache kennen zu lernen, die unter den „schuftigen, ehrlosen Rebellenhaufen" wie die federirten gewählten Federn sagen — herrschte, und rücken wir deshalb hier den Tagesbefehl ein, den der General Price an seine Truppen erließ, die ihm nach Tenessee folgen sollten.

Hauptquartier der Missouri-Armee Des Arc, Arkansas, 3. April 1865.

Soldaten der Missouri-Armee!

Ich werde Euch nicht länger kommandiren. Heute entsage ich dem Amt, welches Eure geduldige Ausdauer, Euer hingebender Patriotismus und Eure beispiellose Tapferkeit zu einem so ehrenvollen gemacht haben. Ich habe dies gethan, um Euch, unserm Staate und unserm Lande besser dienen zu können, um schneller Euch heimführen zu können zu den fruchtbaren Prairieen, den reichen Wäldern und majestätischen Strömen unsers geliebten Missouri, um desto gewisser Euch Eurer glücklichen Heimath, Euren Lieben wiedergeben zu können.

Fünfzehntausend Mann, welche mit uns Seite an Seite gefochten, mit den „grimmigen Bären" Missouri's (the grizzly bears of Missouri) werden mir folgen in das confederirte Lager jenseit des Mississippi. Sie rufen Euch mit mir zu: Bei all der freundlichen Erinnerung der jüngsten Vergangenheit, vergeßt nicht unserer, sondern begleitet uns mit liebevollen Gedanken auf dem neuen Wege, den die Pflicht uns wandeln heißt, bis wir uns den Frieden erkämpft, und durch tafere Thaten auf neuen Schlachtgefilden unsere Unabhängigkeit vollkommen errungen haben. — Soldaten der Missouri-Armee, Veteranen von sechs blutigen Schlachten und fast zwanzig Gefechten! Sieger in allen! Unsere Heimath mit ihrem blutenden Herzen

Digitized by Google

und geschändeten Altären ruft Euch zu: Euch noch einmal zu sammeln, und sie auf immer zu befreien von der schrecklichen Knechtschaft, die sie bedroht. Ich weiß, daß ihre Stimme nicht umsonst erklingt. Die unverschämten und barbarischen Horden, welche es gewagt haben unser Vaterland zu entweihen, beginnen mit einem Mal sich dem Mississippi zuzuwälzen. Jetzt ist der Augenblick gekommen, diesen unseligen Krieg zu enden! Wenn ein Jeder seine Schuldigkeit thut, so wird sein eigenes Dach ihn schützen vor des kommenden Winters Stürmen. —

Laßt nicht dereinst die Geschichte sagen, Soldaten! daß die Männer, welche mit Geduld die Entbehrungen trugen auf der Cowskin-Prairie, welche ohne Klage die Gluthhitze eines Missourisommers, den Frost und den Schnee eines Missouriwinters duldeten, daß die Männer, welche den Feind niederwarfen zu Carthago, bei Oakhills, bei dem Fort Scott, vor Lexington, die so tapfer fochten bei Elk Horn, daß dieselben Männer jetzt, wo es darauf ankommt dem Gegner den Todesstoß zu geben, versagt hätten!

Soldaten, ich gehe, Euch den Weg zur Heimath zu bahnen! Folgt mir!

Sterling Price.

Vielleicht ist hier der Ort ein Pröbchen der kriegerischen Beredsamkeit des Nordens einzuflechten. Nachstehender „Speach" ist, wie aus der Anmerkung*) zu sehen, notorisch und keineswegs aneldotisch.

Es handelt sich dabei um die von uns Band 43. Heft 6 erwähnten „Big Willy" Zouaven, die vor Pensacola detipirt wurden, und dort auf Santa von den Confederirten geschüttelt wurden. Diese Truppe entstand auf folgende Weise. Ein Oberst Wilson beschloß, aus den Straßendieben, Rowdys und Hafendieben New-Yorks ein Regiment zu bilden.

Sein Name mußte in dieser Atmosphäre des Lasters und der Schande einen bedeutenden Glanz haben, den sein Contingent war bald zusammen. Er trat unter seine Recruten und rief: „Hört, Jungens, es ist mir das Gerücht zu Ohren gekommen, es habe sich in unsere Reihen ein ehrlicher Mann eingeschlichen (a unblamed man), sagt, ist Einer da?" „Not one" (nicht Einer), brüllte die Bande, selig vergnügt über den Witz. „Na," fuhr der Sprecher fort, „für Uniform und zwei Revolver pro Mann werde ich sorgen, Messer und Shlingshot**) wird doch Jeder haben!" was ihm mit johlendem Gelächter bestätigt wurde. Endlich schloß Oberst Wilson seine Rede mit folgender Wendung: „Möchtet Ihr wohl so eine Uhr mit Kette haben!" Hebt er, seine goldene Ankeruhr mit dito Kette hochhaltend, und wie sie nun alle durcheinander schreien „je eher, je lieber," fährt er fort: „Jeder Pflanzer trägt eine solche Uhr, holt sie Ihnen ab!"***)

*) Vergleiche Bericht des Kreuzzeitungs-Correspondenten E. 40 vom 10—30 Juni 1861.
**) Shlingshot ist eine starke 1 Fuß lange Kautschukröhre, die am Ende eine Bleikugel trägt, Lieblingswaffe der New-Yorker Straßenräuber.
***) Vergleiche Pascha von New-Orleans von Lionns. Berlin 1864. Schlesier.

Digitized by Google

Scheint uns für einen Verfechter der Humanität eine recht angenehme Rede, lieber Leser!

— — — Durch das Herüberziehen des Missouri-Armee war Beauregard in seiner festen Stellung bei Corinth stark genug, um Grant und Buell die Stirn zu bieten, und kam hier die Campagne auf mehrere Wochen zum Stillstand. Verlassen daher auch wir den Mississippi, und wenden uns dem letzten der fünf großen Kriegsschauplätze zu, der Küste.

Der Küstenkrieg sollte in diesem Jahre 1862 eine bedeutend wichtigere Rolle spielen als die kleinen und zum Theil erfolglosen Unternehmungen am Schluß des Jahres 1861, deren wir oben erwähnten, vermuthen ließen.

Die für den Süden so kläglichen Ereignisse auf den Hatteras-Nehrungen, die wir eben erwähnen — sie haben das Gute die Aufmerksamkeit in Richmond mehr auf die Sicherung der Küste zu lenken.

Die am meisten Gefährdeten selbst machen Lärm in Richmond, petitioniren und werden vorstellig. Die Repräsentanten von Nord Carolina erbitten und erhalten für einen Theil ihres Staates einen vom Uebrigen gesonderten militärischen Gouverneur, und zwar ist das Land, das sogenannte Roancke Island, der Gouverneur H. A. Wise, der im Herbste 1861 von uns schon gesehen wird, oben im Kanawha Thal in Westvirginien, umherziehend, General ohne Brigade, mit Cavallerie ohne Pferde, aber thätig, muthig, und trotz mangelnder, rechtzeitiger Unterstützung sich brav haltend. Gewiß nicht *seine* Schuld, wenn die Confederation das Kanawha-Thal verlor. Mag dem Kriegsminister Benjamin und dem Präsidenten selbst gerade keine Schmeicheleien damals gesagt haben! Konnte gräulich grob werden, wie wir aus einem Briefe an sein Cabinet wissen, wegen der Affaire an der Gauley-Brücke! Damals!

Diesen H. A. Wise also, übrigens eine brave ritterliche Seele, wie sich gleich zeigen wird, schickt unser Kriegsminister Benjamin nach Roancke Island wie weiland David den Urias nach Rabba, am 21. December 1861. O Camarilla! ich denke, die giebts nur in den Despotenhöhlen des faulen Europa, nimmer in der reinen Himmelsluft der Republik? Mein armer Freund und Marquis Posa, dessen mit Registrator-Fleiß gesammelte, aber in einem Phrasenwuste vergrabene Data ich hier oft benutze, jammert darob — „Sonderbarer Schwärmer!"

Roancke Island ist eine keineswegs sehr gemüthliche, eine sumpfige, alligatoren- und fieberreiche Delta-Landschaft, zwischen den Flüssen Chowan und Roancke, eben so gut Insel als Halbinsel, denn ein Gemisch von Schlamm, Wasser und Alligatoren gilt ja nach Belieben für Landenge oder todten Flußarm. Jedenfalls aber schließt dies große Delta mit seinen Nehrungen die wichtigen Wasserstraßen des Albemarle- und Currituck-Sundes, und macht so den Besitz des Pamlico-Sundes für eine Expedition nach Norden illusorisch, mit andern Worten, *es deckt den Rücken der wichtigen Kriegshafen Portsmouth und Norfolk, wie Fort Monroe deren Front.*

Digitized by Google

Als General Wise hinkommt, findet er die Sachen in einem möglichst verfahrenen Zustande. Seit dem Beginn des Krieges hatte Nord Carolina mit seinen eigenen Mitteln begonnen für den Küstenschutz zu sorgen, indem es die Befestigungen bei Hatteras Oregon-Inlets, und an andern Punkten begann. Einmal war des einen Staates Kraft viel zu schwach um hier schnell Großes zu schaffen, worauf allein es ankommen mußte, andererseits constituirte sich die Confederation, und das Richmonder Cabinet nahm die Fortsetzung der Bauten und Ausrüstung derselben in die Hand. Mit welchem Erfolge haben wir oben bei Hattaras und Fort Walker gesehen! —

Man gab nun die zu dreiviertel vollendeten Werke auf der Oregon Nehrung auf, und transportirte alles Transportirbare nach Roancke-Island, das hierdurch gewissermaßen der Köder wurde für den Feind, der gleich nach dem Fall von Hatteras im Pamlico-Sund erscheint, um nach Norden vorzudringen.

Das kann er nur rechts und links von einer sumpfigen, greulichen Brackwasser-Insel, die zwischen der Oregon-Nehrung und dem nach seinen lieblichen Bewohnern genannten Alligatorswamp d. h. Sumpf liegt. Dieser elende Fleck Erde wird von nun an gemeint, wenn wir Roancke-Insel sagen, der Kanal rechts, oder der östliche zwischen dem atlantischen Ocean und der Insel heißt Roancke-, der westliche, zwischen Alligator-Sumpf und Insel heißt Croatan-Sund.

Gegen diese Position wurde eine vortrefflich ausgerüstete und unter dem federirten General Burnside stehende Expedition von Rhode-Island aus abgesendet, die am 7. Februar 1862 vor Roancke erschien. Gleich nach seiner Ankunft auf dem Urias-Posten sendet Wise ein eindringliches und dringendes Promemoria an Benjamin (David) nach Richmond, indem er klärlich darthut, daß der dermalige Zustand der Werke sie weder gegen einen Land- noch See-Angriff haltbar erscheinen lasse.

Diese bestanden in drei Forts mit Sandwällen, einer Strandbatterie von zwei glatten 32Pfündern, und einer Redoute in der Mitte der erwähnten Insel, ein regelmäßiges geschlossenes Viereck von 80 Fuß Feuerlinie auf jeder Front!

Außerdem waren von der Festlandküste, von der Fuller Sandbank aus, quer durch den Roancke-Sund Reihen von Verpfählungen angelegt, mit der Intention, feindliche von Süden kommende Schiffe zu zwingen im Bereich des Feuers von Fort Bartow, des südlichsten der drei Forts zu passiren.

Leider hatte der biedere Erfinder dieser Hindernisse — jedenfalls aus Lalenburg oder Schilda gebürtig — das kleine Versehen begangen, gerade dem Fort Bartow vis-à-vis eine Lücke von zweitausendvierhundert Schritt Breite zu lassen!!

Diese Besatzung der formidablen — Maulwurfshügel — pauvres enfants perdus! — bestand aus:

Digitized by Google

8. regulaires	Nord-Carolina-Infanterie-Regiment	Oberst Shaw.
3 Comp. v. 17.	" " " "	Major Hill.
31. freiwilliges	" " "	Oberst Jordan.
	Summa	1144 Mann.
	Davon krank:	122 "
	Effectiv:	1022 Mann.
Dazu kamen am Abend des 7. Februar Verstärkung:		450 "
	Total:	1472 Mann.

Der Commandeur, General Wise, liegt wie seine 122 Kranke, am Sumpffieber, das seinen alten armen Körper schüttelt, am Nagg-Kap, auf dem Festlande in einem jämmerlichen Krankenzelt.

Oberst Shaw also kommandirte auf der Insel.

Am Morgen des 7. Februar erscheint des Feindes Flotille von Süden her in Sicht, und segelt auf die Schildaer Verpfählung mit der großen Lücke vor dem Fort Bartow zu, vierzig Kanonenboote stark, hinter sich die Transportschooner.

Die kleine confederirte Flotille, diesmal war eine da, so klein, daß wir vergaßen sie aufzuzählen, da wir sie eben entdeckten, versteckt in einer schwülstigen Phrase unseres Marquis Posa — unter dem Befehle des Commodore Lynch, ist 7 kleine Dampfkanonenboote stark.

Die feindlichen Boote, in 4 Divisionen à 10 getheilt, greifen in zwei Treffen an, die eine Division feuert auf Lynch's Boote, die andere überschüttet Fort Bartow mit 10- und 11zölligen Bomben und gezogenen Geschossen. Fort Bartow, armirt mit 4 sechszehnpfündigen Witworths, mehr haben nicht Platz in dem Maulwurfshügel — antwortet wacker, und Lynchs Boote stimmen kräftig ein.

Die beiden vordersten feindlichen Boote, schwer getroffen, sinken, aber der Rest der Division schwenkt rechts, Lynch muß zurück und maskirt während des ganzen Gefechtes eins der vier Geschütze in der Schanze!

Den ganzen Tag über dauert das Schießen, bei einbrechender Dunkelheit geht der Feind zurück außer Schußweite. Die Confederirten jubeln — aber zu früh!

War auch vorherzusehen, daß der zehnmal — wörtlich — stärkere Feind, den Inhalt seiner Transportflotte irgend wo an's Land setzen würde, und das Bombardement am ersten Tage nur eine Demonstration sein könnte.

So war's auch! Hatten gut recognoscirt am Tage vorher, die Federirten; gab da gerade im Rücken von Fort Bartow einen Landungspunkt außerhalb der Schußweite seiner Witworths, und in der Front geschützt durch einen der nichtswürdigen Sümpfe, Hauptreichthum dieser Amphibienlandschaft. So ganz scharfen Ausguck hatten die Confederirten wohl nicht gehalten, denn sie waren überrascht und kamen zu spät mit ihrer einzigen Batterie von fünf Feldgeschützen, als an dieser östlichen Küste der Insel die Federirten zu landen begannen.

Digitized by Google

Und auf Details ließen sie sich nicht ein, erst als sie 8000 Mann gelandet, gingen sie vor, gegen 7 Uhr Morgens am 8. Februar.

Oberst Shaw verstand aber sein Handwerk, er hatte, sobald er von der Landung Meldung bekam, seine ganze Schaar — 1472 stark, du lieber Gott — bei der vierseitigen Redoute, von 40 Schritt Feuerlinie gesammelt, die fünf Feldgeschütze hinter Brustwehren zu beiden Seiten der Redoute, die aussah wie ein großes Bonbon, 250 Mann in die Redoute postirt: 2 Compagnien vom 8. und 2 vom 31. Regulairen. Die am Abend eingetroffene Verstärkung, es war Wise's eigenes Regiment, sein Sohn stand dabei als Hauptmann, gab weitere 250 Mann aufgelöst als Tiralleurs zu beiden Seiten der Geschütze. Der Rest, circa 900 Mann, geschlossen als Reserve 500 Schritt rückwärts! Dagegen marschiren nun 8000 Mann Federirte mit 12 Feldgeschützen, der Kampf beginnt und dauert — fünf — sage fünf Stunden, ohne daß die kleine Heldenschaar einen Fußbreit zurückweicht.

Die Federirten eröffneten das Gefecht mit einem heftigen Geschützfeuer, das über eine Stunde dauerte und ihnen selbst 15 Mann durch Zerspringen eines Munitionskastens kostete, den Confederirten kostete es gar nichts, da nicht ein Schuß traf, sondern alle viel zu hoch gingen. Nach diesem gemüthlichen Feuerwerk rückten die Federirten näher, und glaubten die Confederirten vermuthlich durch ihr mörderisches Geschützfeuer stark erschüttert, denn sie gingen mit Kolonnen gegen die Geschütze vor. Plötzlich tauchten aber die bis dahin versteckten Tiralleurs auf und bearbeiteten die Tete der Kolonnen mit einem so gehörigen Büchsenfeuer, daß Jene schneller gingen wie sie gekommen.

Dies wiederholte sich mehrmals, bis endlich den Federirten der geniale Gedanke kam, sie könnten von ihren 8000 Mann einige Detachirungen machen, und die feindliche Stellung umgehen. Dies versuchten sie auf beiden Flügeln und da gab denn Oberst Shaw den Befehl zum Rückzuge.

Die 5 Kanonen werden vernagelt, und die kleine Truppe zieht ab, nach dem Nordende der Insel in ihr verschanztes Lager.

Während dies an der Redoute passirte, war es auch bei dem Fort Bartow und den beiden andern „Schänzchen" lebendig zugegangen.

Die federirte Flotte nämlich versuchte bei dem Fort Bartow noch einmal vorbeizukommen, wieder aber hielt dies und Lynch's Kanonenboote wacker Stand, und vermuthlich drängte die federirte Flotte auch nicht sehr, da sie sich sagte: wenn unsere 8000 Mann nur erst ihren „Landsieg" erfochten haben, dann sind die Forts ja doch unser.

Oberst Shaw aber unterrichtete die Forts rechtzeitig von seinem Abzuge, so daß deren Besatzung Geschütz und Munition zerstören, sich selbst aber ruhig ihm anschließen konnte.

Der Feind nahm nun sehr langsam von diesen verlassenen Forts Besitz und folgte vorsichtig den weichenden Confederirten, die sich, wie gesagt nach ihrem befestigten Lager zurückzogen, um dort sich auf die harrenden Transportfahrzeuge zu begeben.

Digitized by Google

Da kommt vom Nordende der Insel die Meldung an Oberst Shaw: „Die Transportschiffe sind nicht da!“ Man denke sich die Lage des braven Officiers und seiner Armee, wie Löwer haben sie sich geschlagen, ohne die Feinde zu zählen, ihre Pflicht gethan wie nur ganze Männer es können, und nun — im Stich gelassen, schimpflicher Behandlung Preis gegeben, gefangen durch Gegner, die bei zehnfacher Uebermacht nur mühsam einen kleinen Erfolg gegen sie errungen. Entsetzliches Loos!

Einen Moment lang wollte der confederirte Befehlshaber, nur seiner Erbitterung Gehör gebend, sich mit seinen Getreuen auf den verhaßten Feind stürzen, um in einem Meer von Blut unterzugehen. Aber zur rechten Zeit besann er sich, daß er nutzlos das Leben so vieler Braven vergeuden würde, die ihrem Lande ja noch — wer kennt die Zukunft — viele Dienste leisten konnten! — Er ergab sich mit dem Detachement kriegsgefangen! —

Der Verlust der Confederirten betrug todt 23, verwundet 58, vermißt 62. Der der Federirten war bedeutend größer, er betrug: todt 121, verwundet 275, vermißt 62, was einmal darin seine Erklärung findet, daß sie angegriffen, dann aber hatten sie nur junge Regimenter, während die Confederirten nur Leute hatten, die schon mehr wie eine Schlacht geschlagen.

Die geringe Verlustzahl thut auch dem Ruhm der Confederirten so wenig Eintrag, wie ihre schließliche Gefangenschaft.

Unter den Todten befand sich auch der Hauptmann Jennings Wise, das einzige Kind des greisen General Wise.

Ein Sturm des Zornes und der Entrüstung durchbrauste das Land von Südcarolina bei der Nachricht von dem Verlust der Insel Roancke und der Gefangennahme ihrer Besatzung. Aber den unglücklichen General, der vom Siechbett aus, auf das sein greiser Körper ihn warf, den Tod seines einzigen Sohnes und den Ruin seines militairischen Rufes mit blutenden Herzen und ohnmächtigem Körper mitansehen mußte — den traf kein Wort des Vorwurfs, selbst von der Oppositionspartei!*)

Der Präsident Davis erklärte in einem Regierungserlaß, daß der Verlust der Insel Roancke ein Ereigniß von äußerst niederdrückender Wirkung sei.

Dem gegenüber trat scharf die Resolution der mit der Untersuchung des Falles beauftragten Gerichtscommission, die sich dahin aussprach, daß „die Schlacht von Roancke Eiland eine der tapfersten und glänzendsten Actionen des Krieges sei“, und beschloß allen Tadel und die ganze Verantwortlichkeit des unglücklichen Ausganges auf den Namen des Kriegsminister Judah P. Benjamin — (David Urias ergänzt der gütige Leser!) zu wälzen!**)

In der That ist dies an und für sich unbedeutende Ereigniß ganz vor-

*) Wir bitten um einige Ableger dieser Parthei, unsre ist anders. Einige Europäer.
**) Pollard the first year of the war. Pag. 231 ff.

Digitized by Google

züglich geeignet, grelle Streiflichter auf die „hinter den Coulissen“ agirenden Dramaturgen dieses großen Trauerspiels zu werfen. —

General Wise hatte dem Richmonder Cabinet in eindringlichster Weise die Wichtigkeit der Stellung vor Augen geführt, wie aus seinem hier folgenden Promemoria hervorgeht, das wir wörtlich wiederzugeben in der Lage sind:

„Sie (die Insel Roancke) war der Schlüssel einer jeden Rückenvertheidigung von Norfolk. Sie beherrscht 2 Meerengen: den Albemarle- und Cucrituck-Sund, 8 Flüsse: den Nord-, West-, Pasquotank-, Perquimmons-, den Kleinen (the little), den Chowan-, Roancke- und den Alligator-Fluß; 2 Eisenbahnen: die Petersburg-Norfolk- und Seabord-Roancke-Bahn. Sie beherrscht mehr als vier Fünftel der natürlichen Hülfsquellen Norfolks an Korn, Fleisch und Fourage. Unter Umständen schneidet sie den ganzen Distrikt des General Huger*) von seinen Hauptcommunicationen ab. Sie bedroht die Existenz seiner ganzen Armee, bedroht den Kriegshafen Gosport, trennt Norfolk von Richmond und Beide vom Süden! Sie bietet dem Feinde einen Schutzhafen gegen die Stürme, die um das Cap Hatteras wüthen und gestattet ihm, die Küste zu beherrschen von der Oregon-Nehrung bis zum Cap Henry! (gives them the command of the seabord from Oregon-Inlet to Cape Henry). Sie sollte mit 20 Tausend Mann und Millionen von Dollars Kosten in Vertheidigungszustand gesetzt werden.“

Nachdem Wise sein Commando definitiv am 7. Januar angetreten hatte, inspicirte er die Roancke-Stellung speciell, und nannte sie in dem angezogenen Bericht vom 13. Januar „vollkommen schutzlos.“

Am 15. Januar schon sendete er einen neuen Bericht an den Kriegsminister ein, in dem er meldete, daß eine Flotille von 24 feindlichen Schiffen, 6 Meilen von Roancke, vor Hatteras läge; Alles, was er ihnen entgegen zu stellen im Stande sei, beschränke sich auf 5 Kanonenboote und vier schwache Strandbatterien: eine durchaus ungenügende Vertheidigung, da die diesseitigen Batterien nicht kasemattirt seien, und so die vor Hatteras liegende feindliche Macht vollkommen, selbst ohne die bestimmt zu erwartende Verstärkung, im Stande sei, die confederirte Stellung bei Roancke zu forciren.

Diese wiederholten Vorstellungen behandelte Benjamin — David — mit Nichtachtung.

Endlich reißt dem old Virginia man der über Gebühr angespannte Geduldsfaden, er — der Faden — reißt, und er — Wise — reist nach Richmond, und stellt dem Kriegsminister mit mehr wahren als höflichen Redensarten die Sachlage vor.

David zuckt die Achseln, und will sich mit des seligen Schillers Worten aus der Verlegenheit ziehen:

„Kann ich Armeen aus der Erde stampfen?“

---

*) General Huger kommandirte 20,000 Mann im verschanzten Lager bei Norfolk und war Militair-Gouverneur des ganzen Distrikts.

Digitized by Google

Kommt aber damit schlecht an, denn der grimmige alte Virginier weist ihm nach, daß 20 Tausend Mann seit acht Monaten nutzlos liegen im verschanzten Lager bei Norfolk, die viel besser verwendet werden könnten, wenn man einen Theil davon wenigstens dazu benutzte, den Rücken dieses Platzes, der so sehr gefährdet sei, zu schützen. —

Als der „Fuchs", wie die nördlichen Journale den Kriegsminister der Confederation nennen, sah, daß er der geraden Soldatennatur gegenüber weder vor- noch rückwärts könne, rettete er sich mit einem Seitensprunge vom Benjamin in's Davidthum und erließ unterm 22. Januar einen Uriasbrief in Form einer Cabinetsordre an Wise, der den in strengster Dienstform abgefaßten Befehl enthielt: sich ohne weiteres Queruliren (without a murmur in public) auf seinen Posten zu begeben!

Der alte Soldat gehorchte schweigend. Den Tod im Herzen reiste er ab zu einem Commando, das voraussichtlich ihm Schande, der heiligen Sache, der er diente, ruhmlose Opfer ohne Nutzen verursachen mußte.

Den heftigen und erbitterten Klagen und Anschuldigungen, welche die öffentliche Meinung auf Benjamin, den Kriegsminister, wälzte, brach der Präsident Jefferson Davis die Spitze ab, dadurch, daß er Mr. Benjamin sofort zur höchsten Stellung im neuen Staate, zum Staatssecretair beförderte, eine Stellung, welche der eines Ministerpräsidenten entspricht. —

Gegen die Ansicht, welche damals und heut im Süden laut wird, müssen wir sagen, er that recht daran!

Die Lage der Confederation war eine außerordentliche.

Nur die äußerste Energie konnte aus diesem Conglomerat von suzerainen Staaten ein Reich schaffen, stark genug dem Andrängen des materiell überlegenen Yankeethums zu widerstehen.

Dazu mußte das Staatsoberhaupt aber im Besitze einer dictatorischen Gewalt sich befinden.

Diese aber fürchteten die einzelnen Staaten dem Präsidenten zu verleihen, ein thörichter gesteigerter Unabhängigkeitssinn, der dem Ganzen enormen Schaden that.

Ein großer hieraus entstehender Uebelstand war schon der, daß der Präsident sich gezwungen sah, in der Wahl seiner höchsten Beamten besonders darauf zu sehen, daß es ihm persönlich ergebene Männer waren, selbst wenn sie an Brauchbarkeit auch erst in zweiter Linie standen.

Eine daraus folgende Erscheinung war dann natürlich, daß er, durch seine Energie dazu neigend, grade dem, der in öffentliche Ungunst gerieth, *seine* volle Zufriedenheit durch Beförderung ꝛc. zu erkennen gab, um ihn desto fester an sich zu fesseln.

Druck von A. Paul & Co. in Berlin, Kronenstraße 21.

Digitized by Google

Abonnements-Einladung.

Zu Neusalz a. O. erscheint im Selbstverlage des Hausvaters und Lehrers Ruhmer vom Neujahr 1866 ab in seinem vierten Jahrgange:

„Wächter für Zeit und Ewigkeit"

nebst einem Beiblatt **„Schule und Haus".** Ersteres erscheint zu Anfang jeden Monats in der Stärke von 1 Bogen, und Letzteres zum 15. jeden Monats in der Stärke von ½ Bogen. Der jährliche Abonnementspreis des Wächters beträgt 12½ Sgr. und der des Beiblattes 6¼ Sgr. Abonnenten des Wächters erhalten das Beiblatt zu jährlich 5 Sgr. Als Motto tragen beide Blätter das Wort Psalm 56, 11: „Ich will rühmen Gottes Wort, ich will rühmen des HErrn Wort". — Hauptaufgabe beider Blätter ist: Die heiligen Güter unseres Volkes in Kirche, Schule, Staat, Gemeinde und Familie gegen alle Un- und Widerchristen und Lästerer zu vertheidigen und unserem Volke die christliche Volksschule lieb und werth zu machen. Daneben bringen beide Blätter ausführliche Nachrichten über das Gedeihen des christlich-conservativen Lehrerbundes.

Zu beziehen sind beide Blätter zu angegebenen Preisen auf jedem Postamte des In- und Auslandes. Mögen sie hierdurch von Neuem allen Patrioten und Liebhabern des Reiches Gottes auf Erden empfohlen und der Redaction bei den vielen, der guten Sache dargebrachten Opfern vergönnt sein, in allen Kreisen unserer christlichen Stände treue Unterstützung zu finden. Kirchen- und Schulpatrone würden dem Gedeihen beider Blätter einen besonderen Dienst erweisen, wenn sie demselben ihre Anzeigen vacanter Schulstellen zuweisen wollten.

Digitized by Google

Jul.

Jul heißt die Weihnachtszeit bei den Scandinaviſchen Nationen; Jul heißt Weihnachten auch bei den an der baltiſchen Küſte Deutſchlands wohnenden Völkern. Wir haben den Stamm des Wortes noch ziemlich rein in dem hochdeutſchen „Welle" aufbewahrt. Wenn die Welle des Jahres bei der niedrigſten Ebbung angekommen, wenn ſie ihre Kraft erſchöpft zu haben ſcheint, und das Dunkel über ihr ruht, da ſenkt ſich der heilige Keim des Werdemuthes in ſie; ſie ſteigt, ſie wächſt, ſie rollt endlich triumphirend empor.

Jul bedeutet rollen. Im Nordiſchen iſt noch heute „Hjul" die Bezeichnung für das Rad. Ein Umſchwung aus dem Tod zum Leben, eine Wendung von der Nacht zum Lichte, und wir haben die Wendenacht, die uns mit ſchauernder Freude erfüllt; eine Umkehr vom Zweifel zur Wahrheit und wir haben die große Kehrmeſſe, die Chriſtmas. Dann machen wir reines Feld mit dem Trüben, das uns drückte, dann nehmen wir das Kehrreis und fegen unſeren Heerd klar von allem Böſen, und dann wächſt das Kehrreis zum Baume heran, zum Chriſtbaume, auf welchem die Lichter der Hoffnung ſchimmern, und der unſer gereinigtes Herz mit Gaben erheitert.

Jul — das Leben wird uns fortan jolly, wir nehmen es jollily. Freilich, der Stern, der uns erleuchten und wärmen ſoll, er winkt erſt aus weiter Ferne. Noch ſcheinen die Mächte der Finſterniß zu überwiegen, noch kann der ſchwache Strahl des auftauchenden Geſtirnes kaum die Schatten durchdringen, noch fürchten wir, daß die ſich unheimlich und unheilig wälzenden Nebel den kämpfenden Strahl erſticken werden. Doch nein!

Jul, Jul! Rolle, o rolle heran, ſteige herauf über unſer Haupt, verkläre unſer Herz, Du Tröſter.

Und er kommt näher, immer voller, immer unwiderſtehlicher verſcheucht er die Nebel, immer deutlicher zeigt er uns, was Gott geſchaffen hat.

Das iſt kein Geſtirn mehr, das iſt kein Körper mehr ohne Herz, das iſt kein Fremdes mehr, das iſt ein Menſch und ein Gott, das iſt ein Gottmenſch, der ſich in unſer Herz ſenkt, das iſt der Erlöſer, der in ſeiner unendlichen Liebe bereit iſt, für uns aufs Neue in den Tod zu gehen, damit wir des ewigen Lichtes theilhaftig werden. So wird Jul zum chriſtlichen Weihnachten. So werden wir aus Juliern zu Chriſten.

Aus Juliern? Welches iſt der Sinn des Wortſpieles? Giebt es etwa neben dem geiſtlichen Jul auch noch einen weltlichen Jul? Beſteht etwa die

Digitized by Google

Kiel A

Digitized by Google

Digitized by Google